This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FOUNDED
Hackley Public Library.
MUSKEGON, MICHIGAN
MAY 25TH 1888.

Der Salon

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Hermann Tischler.

Band I. 1884.

Reudnitz bei Leipzig,
Verlag von A. H. Payne.
1884.

N.Campus
AP
30
.S17
1884
v.1

15416

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Ein Enkel Kains. Novelle von Oskar Berkamp 1	121
In einer Schweizerpension. Von T. Re	40
Wie man sich gegenseitig täuscht. Eine zeitgemäße Betrachtung von Theobald Berus	49
Philisterthum. Ein Beitrag zum Register der menschlichen Schwächen. Von Fr. Wichmann	55
Verfolgt. Nach dem Italienischen von Cesare Donati. Von Wilhelm Krebs	63
Oberst Gustavsohn. Ein Charakterporträt	83
Wie man Malerin wird. Studie von C. S.	91
Iwan Turgénew. (Mit dem Porträt des Dichters.)	100
Gesellschaftliche Streifzüge	106
Poetische Textrahmen zu unsern Bildern	109
Die Rivalen. (Mit Illustration.)	148
Christenthum und Buddhismus im alten Amerika	149
Luther im Drama. Ein literarischer Festgruß zum 10. November 1883. (Mit Illustration.)	155
Im Herbst. Gedicht von Reinhold Fuchs	170
Ein Schmerz. Von J. Boy-Ed	171
Novemberabend. Novelette von C. R.	192
Kastor und Pollux. Novelle von Heinrich Köhler 198 310	452
Aus dem Tagebuche einer Selbstmörderin. Von Ida Barber.	220
Das Kirchenschiff. Novelle von H. Pontoppidan. Autorisirte Uebersetzung von Heinrich Martens. . . . . 241. 261.	481
Der Kampf um den schwarzen Erdtheil. Von Ewald Paul	277
I. So lang' Dein Aug' . . . — II. Lied und Leid. Gedichte von Leah Great	286
Schiller im Urtheil seiner Zeitgenossen. Von Adolf Kohut	287
Der Prozeß Lafarge. Ein unaufgeklärter Kriminalfall. Von P. Osmin . .	297
Schrift und Schreibmaterial. Von C. St.	332
Der fremde Knabe. Von Ilse Frapan	336
Naturlaute in der Sprache. Von Ed. Bruce	347
Blumenschicksal. Gedicht von Max Vogler	382
Der Traum ein Arzt. Von Karl du Prel . . . . . 383. 503.	690
Um ihr Kind. Novelle von Hans von Spielberg	404
Das amerikanische Duell	428
Weihnachtsgrüße. Eine Erinnerung an das Jahr 1870. Von Bernhard von Walther	441
Eine schwierige Situation	469
Am Grabe der Rachel. Novelle von C. Schroeder	526

Seite
Reisebilder aus Rußland. Von Eduard Müller-Gauger 559 705
Die Goldmacherkunst und der Stein der Weisen 574
Die Stiergefechte in Spanien 576
Er haßte die deutschen Mädchen. Novelette von E. Spark 577
Des Blinden Frühling. Gedicht von O. Berkamp 592
Dädalus. Erzählung von Holger Drachmann 601
Prinz Karneval als Gott Amor. Von Alfred Freiherrn von Moltke . . 650
Darf der Schauspieler empfinden? Von P. Christiani 659
Renate. Eine Künstlergeschichte vom Rhein. Von Ludwig Schaur . . . 665
Im Schnee erstarrt 682
Dämmerstunde. Gedicht von J. A. Fischer 682
Gefahrvolle Aussicht 682
Dr. Johann Tetzel, der Ablaßprediger. Von P. Osmin 683
Das Deutsche Offizier-Corps 710
Max Grube. Von W. H. 712
Salonpost 110. 232. 471
Neueste Moden 113. 233. 353. 473. 593. 713

Kunstblätter.

Altdeutsches Wiegenlied.
Die Rosen der heiligen Elisabeth.
Schatzerl und Hunderl.
Iwan Turgénew.
Die Rivalen.
Luther verbrennt die Bannbulle.
Des Jägers Heimkehr.
Am Tage des Herrn.
Im Park von Schloß Schleißheim vor hundert Jahren. I u. II.
Eine Venetianerin.
Helgoländer beim Bergen.
Auch eine Mutterliebe.
Von holder Lippe.
Ein Gruß.
Eine schwierige Situation.
Die Goldmacherkunst und der Stein der Weisen.
Die Stiergefechte in Spanien. 1. Das Stiergefechtsgebäude in Madrid. (Aeußere Ansicht). 2. Dasselbe (Innere Ansicht).
Die Stiergefechte in Spanien. 1. Das Stiergefechtsgebäude in Valencia, 2. Ein Stiergefecht in Sevilla.
Des Blinden Frühling.
Im Schnee erstarrt.
Dämmerstunde.
Max Grube als König Lear.
Gefahrvolle Aussicht.

Altdeutsches Wiegenlied.

Nach dem Originalgemälde von E. Niczky.

Ein Enkel Kains.

Novelle
von
Oskar Berkamp.

I.

Die Welt unſerer Geſchichte, eine kleinſtädtiſche, kleinhöfiſche Welt, aus der nur manchmal, wie aus niederen, modiſch zugeſtutzten Zwergholzſpalieren, ſich ein markiger vereinzelter Stamm hebt, der der zuſchneidenden Hand getrotzt, um keck nach eigenem, allmächtigen Trieb in den Raum hineinzuwachſen, bewegt ſich im Kreislauf der Jahre 1850 und 60.

Ein zerſplittertes Deutſchland iſt es, das uns die Landkarte zeigt. Ein aus buntabgegrenzten Fetzen und Fetzchen nothdürftig zuſammengeflicktes Ganze. Dutzende von Regenten, Fürſten, deren Fürſtenthum nach Quadratmeilen zählt, enge Reſidenzen, auf deren Straßen und Gaſſen wie unausrottbares Unkraut, wie aus dem Boden ſchießende Pilze alle jene kleinlichen Schwächen, jene engherzige Vaterlandsliebe aufkeimt, die ſich nicht als das Kind eines gemeinſamen, großen Deutſchlands, ſondern als das irgend eines Zwitterländchens nennt und bekennt.

Einigkeit und Freiheit, Vaterlandsgröße, ſie verſilbern mir manchmal die Wogen der Zeit, wie der Nibelungenhort in mitternachtsſtiller Stunde die Fluten des Rheins. Aber noch iſt es nichts als ein matter, irrer Schein. Schwer und brütend im Kyffhäuſer, träumt der Rothbart ihn fort und fort den alten Traum und noch immer, wenn ſein ſchlummermüdes Haupt ſich hebt aus dem hundert- und aber hundertjährigen Schlaf, kann er ſie flattern hören um den Sagenberg die Raben, die ſchwarzbeſchwingten Unheil kündenden Raben. — —

Ein froſtig kühler Tag des September ging zur Rüſte. Ueber den dichtgedrängten Häuſern der Reſidenzſtadt W . . . mit ihren zumeiſt ſpitzauslaufenden Giebeln, ihren langweilig gleichmäßigen Façaden, webt der weiße Mondenſchein. Er ſtreut leuchtende, aber kalte Flocken in das Rabenhaar der Nacht.

Um das Kreuz der gothiſchen Kirche und um die geſchmackloſen Arabesken des im barocken Zopfſtil erbauten herzoglichen Luſtſchloſſes flutet ſein Strahl in blaſſen, lautloſen Wogen tiefer unten aber vermiſcht und verſchwiſtert er ſich mit den Dünſten der Erde, mit den

Nebeln des Herbstes, um mit diesen vereint in gespenstischem Reigen durch die Nacht zu ziehen.

Die Gassen, die Parkanlagen, die Gärten, die angrenzenden Villen, alles wie von seelenlosen Schatten bevölkert.

Götterfiguren, vom Zahn der Zeit verwittert, Bacchantinnen und Faune, deren Grinsen in der schwanken, farblosen Beleuchtung etwas unheimliches hat, ragen halben Leibes aus wild wuchernden Bosketten, aber dem allem, den Tritonen, Najaden, Meeresgöttern, um die die wogenden Nebel mit ihren schaffenden Geisterhänden graue Schleier und Fetzen weben, als schämten sie sich ihrer Nacktheit, hat der Mond das Leben und die Seele ausgesogen. Er hat die weißen Göttergestalten in unheimliche Gespenster und die lachenden Bacchantinnen in stumme Schemen verwandelt. Und wenn es dennoch manchmal, wie ein jauchzendes Evoë Seleusis durch die Nacht schallt, die todten Bacchantinnen haben es nicht hineingejubelt in die todte, ungeheure Stille, die gierig jeden Laut verschlingt.

Die Geigen waren's und die Klarinette, die rauschende Ballmusik, die heut Abend aus den fürstlichen Räumen der Frau Oberhofmeisterin von Welten hinaustönt in das große Schweigen.

Eintagslichter und Eintagsmenschen, sie verleihen dem Eintagsfeste dort oben ihren verflackernden Glanz. Seelen und Larven, sie drehen sich in buntem Reigen. Physiognomien, die sich freimüthig zeigen und solche, die es lieben sich hinter Masken zu verbergen. Lächelnde Lippen und blühende Wangen, Juwelen und Augenspiel. Ambrosische Glieder gehüllt in die Märchengewebe des Orients und die Seiden von Lyon. Kokett gehandhabte Fächer und eifrig bewegte Zungen, die die Vorübergehenden wider Willen in die chronique scandaleuse, in die geheimen und öffentlichen Familiendramas, in die Mysterien der Residenz einweihen.

„Seine Hoheit Prinz Karl Wilhelm haben zu niesen geruht, liebe von Bühling, stellen Sie sich vor; zwölfmal in zehn Minuten zu niesen geruht, ist das nicht entsetzlich? Der ganze Hof enchantirt und dabei die großen Debatten, die sich dieses herzoglichen Schnupfens halber in Hofkreisen entsponnen. Graf Elberding behauptet, daß Seine Durchlaucht sich diesen fatalen Katarrh bei der letzten Hoffête zugezogen, während der Sanitätsrath von Reichenbach mit meinem Gatten, dem seligen Kammerherrn von Versikof, übereinstimmt, der von jeher der Ansicht gewesen, daß die zugigen Gänge des herzoglichen Schlosses — — doch tiens", unterbricht sich die Sprecherin, „war das nicht die Justizräthin von Martinov, die eben am Arme ihres Gemals an uns vorübergerauscht? Ich bitte Sie, liebe von Bühling, diesen Spitzenüberwurf! Haben Sie bemerkt? Echte Dentelles de Bruxelles, von echten Diamantagraffen gehalten. Der selige Kammerherr von Versikof, pardon, ich wollte sagen, der unselige Justizrath von Martinov (er soll übrigens, wie mir erzählt wurde, seine Frau mit Vorliebe une sotte und une oie nennen) hat sie nicht bezahlt mit seinem Gehalte, diese Toilette, und wer weiß, welche Sünden die Brillanten am Busen seiner schönen Gattin beweinen mögen."

„Und hier unsere Hofdame, die Comtesse Saltern; ah, das übersteigt die Grenzen des Erlaubten", murmelte Frau von Bühling ihrer-

seits. „Beobachten Sie nur, beste Versikof, welch' zündende Blicke sie hinter ihren Eventail hervor nach seiner Hoheit dem Erbprinzen Karl Wilhelm wirft. Comme petite; es ist verlorene Mühe, Seine Durchlaucht scheinen mir heute Abend sehr abgespannt, sehr fatiguirt."

„Abgespannt, fatiguirt? Mais c'est fort naturel, meine Liebe", meinte die Versikof; „haben Sie denn die heutige Tageszeitung nicht gelesen? — Seine Hoheit haben den Schnupfen, wie ich Ihnen vorhin schon bemerkte, einen veritablen, echten Stockschnupfen. Der Redacteur der Tagespost widmet diesem Schnupfen zwei Spalten seines Blattes. Eine sehr interessante Lektüre, deren Genuß Sie sich um jeden Preis verschaffen müssen, meine Beste."

„Aber voilà, ist's möglich, sehen Sie dort, rechter Hand, quel faux pas! Graf Elberding stellt soeben dem Fürsten von W. den kleinen Emil von Waricourt vor. Mon dieu, mon dieu, ce petit Waricourt; er zählt noch keine zwei Ahnen und sein Urgroßvater war, wenn man den Gerüchten Glauben schenken darf, Schuhmacher in irgend einem obskuren Pariser Quartier."

„Unglaublich, himmelschreiend, Juchtenleder! Ein Parfüm, das meine Nerven stets irritirt hat", seufzte die Bühling. „Aber, a propos, kennen Sie die Maske dort, ein Troubadour mit der Laute, herkulische Formen, vollendete Formen, jedoch eben deshalb will mir die Gestalt nicht recht zu dem Kostüme passen."

„Ah, das ist merveilleux; das ist auffallend", murmelte die Versikof, die von etwas ganz anderem in Anspruch genommen wird, als von der imponirenden Erscheinung des Troubadour. „Uns vis-à-vis, Sie müssen sie ja sehen, liebe von Bühling. Eine junonische Figur, die verwittwete Gräfin von Wolfsegg, geborene Fürstin Du Plessis; sie präsentirt sich nach Jahren der Abwesenheit wieder in der beau monde des Hofes."

„Vielleicht um sich einen zweiten Gatten zu suchen", zischelte die Stimme der Bühling.

„Wohin denken Sie, meine Liebe, die Fürstin, ich wollte sagen, die Gräfin geborene Fürstin Du Plessis zählt fünfundfünfzig Jahre."

„Wenn auch, ma chère, Sie erlauben mir, Sie daran zu erinnern: „Alter schützt vor Thorheit nicht."

„Nein, nein, diesmal muß ich entschieden protestiren, meine Verehrte, mein Gemal, der selige Kammerherr von Versikof und der Graf Wolfsegg waren sehr liirt. Ich kenne die Geschichte dieser Familie (une famille illustre, ma chère) wie den Stammbaum unseres Herrscherhauses. Und es giebt, mein Wort darauf, nur zwei Möglichkeiten, die diese stolze Frau aus der Einsamkeit ihres Schlosses Wolfsegg wieder in die Oeffentlichkeit zu locken vermochten."

„Und diese zwei Möglichkeiten? Sie machen mich neugierig, meine Liebe?"

„Entweder hat sich die Comtesse zur Ehrendame irgend einer jungen Protegée aufgeworfen, ma chère, oder sie sucht für Graf Emil Wolfsegg eine passende Partie."

„Graf Emil?" unterbricht die Lauscherin.

„Ja wohl, Graf Emil, der zweitgeborene Sohn der Comtesse, Sie

sehen doch dort in unmittelbarer Nähe der Gräfin den kleinen, schmächtigen Herrn."

„Den mit dem Monocle vor dem Auge und dem blonden Bärtchen über der Oberlippe?"

„Denselben."

„Mein Gott! Dieser Ritter von der traurigen Gestalt wird nicht viel Glück bei den Damen machen", meinte die Bühling, die ganz ungeheuer für herkulische Formen zu schwärmen scheint, indem sie die Schultern zuckt.

„Sie können recht haben, meine Beste, dieser Emil ist ein schwächlicher Zweig an dem edlen Stammbaum der Wolfsegg. Ein kränkelndes Reis, ganz unähnlich seinem acht Jahre älteren Bruder, dem Grafen Werner, dessen Verlust die Comtesse auch niemals verwinden wird."

„Man muß sich über Gräber zu trösten wissen, meine Liebe", deklarirte die Bühling mit philosophischer Emphase, indem sie das Taschentuch an die Augen preßt.

„Allerdings, meine Verehrte, über Gräbern tröstet sich's auch leichter, aber bis jetzt hat der armen Gräfin noch niemand das Grab gezeigt, in das sie ihren Sohn gebettet hätten."

„Mais — mais; je ne comprends pas —"

„Chut, lassen Sie uns leiser sprechen", unterbricht die Erzählerin, „es ist eine traurige Geschichte, von der man nicht gern redet. Sie müssen nämlich wissen, dieser verstorbene Graf Wolfsegg war ein halbgebildeter Mensch, ein Barbar, ein Tyrann — und Werner, der muthige Werner, der seine geistvolle Mutter nicht leiden sehen konnte unter dem rauhen und rohen Wesen des Vaters, warf sich, noch ein halber Knabe, zu ihrem Ritter und Beschützer auf; das rief, wie Sie sich denken können, neue Scenen hervor, meine Beste, die sich bis zu einer solchen Höhe und Hitze steigerten, daß die Mutter, die nun nicht nur ihre eigene Person, sondern auch die ihres ältesten Sohnes, ihres stolzen Lieblings bedroht sah, sich entschloß, den letzteren aus der Heimat ziehen zu lassen. Graf Werner zählte siebzehn Jahre, als er sein deutsches Vaterland verließ, um jenseits des Oceans, in New-York, bei einem älteren Bruder der Gräfin, einem Fürsten Jean du Plessis, sich ein zweites Vaterhaus zu suchen."

„Nun, und?" flüsterte die Bühling gespannt.

„Zwei Jahrzehnte beinahe sind seit jener Zeit verstrichen, meine Liebe. Graf Werner Wolfsegg aber ist nicht wiedergekehrt; die ersten zwölf Monate dieser langen, bangen Frist, brachten der Gräfin verschiedene Briefe von des Sohnes Hand. In diesen Schreiben meldete Graf Werner der Mutter seine glückliche Ankunft, er fühle sich wohl und heimisch auf dem neuen Boden, besuche die Universität und widme sich eifrigen Studien. Andere Nachrichten, die diesen folgten, waren weniger beruhigend; der junge Werner schien in beängstigender Weise zu schwärmen für die großen Freiheitsideen der neuen Welt. Hierauf indeß keine Zeile, kein Lebenszeichen mehr von drüben. Briefe, Nachfragen, Recherchen, alles umsonst. Und als die Gräfin, Wittwe geworden, selbst die große Fahrt über den Ocean unternahm, da erfuhr sie nichts, als daß ihr Bruder ein Jahr nach der Ankunft ihres Sohnes

plötzlich verstorben war und der einzige Trost für die unglückliche Frau blieb, daß sich ein Testament vorgefunden, in dem der Onkel, der weib- und kinderlos, seinen Neffen zum Erben eines nicht unbedeutenden Vermögens eingesetzt. Von diesem Sohne selbst aber, meine Liebe, keine Spur, er hätte sich an den Freiheitskämpfen betheiligt, da und dort, und sei, so hieß es, auch wohl gefallen und geblieben auf dem Felde der Ehre."

„Mein Gott, mein Gott, das sind allerdings traurige Schicksale, meine Beste. Pauvre mère!"

Und nun, als gälte es den Schmerz dieser armen Mutter bis ins kleinste Detail zu kontroliren und zu zergliedern, bringen die beiden Damen, von Bühling und von Versikof, mit einem Gemisch von Theilnahme und Wißbegierde, in welchem indeß die letztere weit überwiegt, ihre Lorgnons vor die Augen.

„Elle a l'air fort distingué, diese unglückliche Gräfin Wolfsegg", flüsterte die Bühling.

„Selbstverständlich, meine Liebe, ich bitte Sie, eine geborene Fürstin Du Plessis."

„Ein Kopf, wie man ihn auf antiken Gemmen findet."

„Und das weiße Haar und die schwarze Sammetrobe. Sie versteht Toilette zu machen, diese Comtesse. Wirklich magnifique."

„Aber wer mag die junge Dame sein, auf deren Arm die Gräfin sich nun stützt? Ah, sehen Sie, sehen Sie doch, eine Schönheit ersten Ranges."

„C'est ça, c'est ça; ich habe es Ihnen ja gesagt, liebe von Bühling, und meine Vermuthung bestätigt sich", erwiderte die Versikof, etwas stolz auf ihren Scharfblick. „Entweder die Comtesse sucht für ihren Sohn Comte Emil eine passende Partie unter der weiblichen jeunesse dorée, oder sie führt eine junge Dame ihrer Bekanntschaft in die Welt des Hofes ein."

Und in der That, mit ihrer zweiten Vermuthung scheint diesmal die Wittwe des seligen Kammerherrn von Versikof das Richtige getroffen zu haben, denn mit einer gewissen mütterlichen Besorgtheit in Ton und Blick wendet sich Gräfin Wolfsegg nun an ihren Sohn, um ihn mit der ihr eigenen müden, etwas verschleierten Stimme zu fragen:

„Wo ist unser Schützling, wo ist Evelyn von Warwik geblieben, Emil, ich sehe sie nicht mehr."

„O chère mère, wo wäre sie nicht", lächelte der Graf mit einer gewissen leidvollen Resignation. „Wie der launische Zephyr, bald hier und bald dort, überall und doch nirgends, alles fesselnd und doch selbst fesselos; ein Sonnenstrahl, der dem, der ihn halten will, in der Hand zerfließt."

„Gewiß, Du hast recht, ein Sonnenstrahl, das ist sie", murmelt die Comtesse; indem sie wie in tiefen Gedanken versunken mit der weißen Rechten über das noch weißere Haar streift. „Armer Werner, Du weißt ja, Evelyn wurde in der Wiege mit ihm verlobt, sie ist vor wenig Wochen zwanzig geworden; er würde heute fünfunddreißig zählen und wenn der Mann gehalten hätte, was der Knabe versprach —".

„Mutter, trübe Ideen im rauschenden Reigen übermüthiger Lebenslust", unterbricht Graf Emil vorwurfsvoll, „suche sie zu verscheuchen, wenn Du mich liebst. Hörst Du Evelyn lachen? Es sind so über-

müthige, süße und doch zugleich spöttische Lachtöne. Ich glaube, kein Weib lacht wie Evelyn. Aber da ist sie ja selbst, unsere schöne Protegée", ruft der Graf, indem er der Kommenden entgegentritt.

„Wie geht es, Baronesse, mit wem haben Sie getanzt?"

„Mit wem? Wie Sie fragen können, Graf", erwiderte die junge Dame, die jetzt neben dem Fauteuil steht, auf dem die Gräfin sich niedergelassen; „haben Sie nicht vorhin neugierig genug in meine Tanzkarte geblickt, mit den Argusaugen eines wachhabenden Polizeilieutenants? Eh bien, trösten Sie sich. Ich habe nur mit Prinzen getanzt, cela va sans voie, habe aber leider gefunden, daß diese Prinzen der Wirklichkeit, hier wie in Paris, durchaus den princes enchantés nicht gleichen, von denen uns in der goldenen Kindheit unsere goldumränderten Märchenbücher erzählen. Ha, ha, ha, sehen Sie selbst, lauter Prinzen, faute de mieux", sagte die junge Dame, indem sie mit einem ironischen Auflachen, das fast etwas Bitteres hat, die Namen von ihrer Tanzkarte abzulesen beginnt:

„Erster Walzer, Prinz X . . .

Erste Parisienne, Prinz W . . .

Erste Mazurka, Prince de . . . de je ne sais quoi."

„Und erste Française?"

„Erbprinz Karl Wilhelm, meine verehrte Baronesse, wenn Sie anders gütigst gestatten wollen", läßt sich da plötzlich hinter der Gruppe der drei eine etwas schnarrende, vornehm gedehnte Stimme vernehmen.

„Seine Hoheit der Erbprinz", stammelt Graf Emil mit einer tiefen Verbeugung zurücktretend.

„Allerdings der Erbprinz", lachen Seine Durchlaucht in bester Laune; „der Erbprinz, Comtesse Wolfsegg, der sich erlaubt Ihre Rechte an seine Lippen zu führen und der, trotzdem, daß er nur „ein armer Prinz der Wirklichkeit ist", Sie ersucht, Baronesse Warwik, ihm für die kurze Dauer einer Française Ihre Hand zu reichen, diese schöne, grausame Hand", vollendete Karl Wilhelm, mit leichter Ironie in Ton und Geberde, „die es so meisterhaft versteht, den Stab über die kleinen Großen dieser Erde zu brechen."

„Ah, Hoheit, pardon mille fois, daß Höchstdieselben Zeuge eines Gespräches geworden, das —"

„Nun das?" lächelte der Erbprinz ermuthigend, als die Sprecherin stockt.

„Das nicht für Ohren bestimmt war, die nur gewohnt sind, die blütenreiche Musik der Schmeichelei zu vernehmen", murmelte da die Baronesse mit einem Lächeln entzückender und espritvoller Malice, indem sie die weißgantirten Fingerspitzen unfühlbar, als wären es pattes de mouches, auf den dargereichten Arm Seiner Durchlaucht legt.

„Warwik, Baronesse Evelyn Warwik, ah, c'est ça, ich entsinne mich jetzt genau, liebe von Bühling", flüsterte die Versikof, „die Warwik sind hier in der Nähe begütert, aber die junge Dame taucht erst jetzt auf, sie muß also wohl fern von der Heimat erzogen worden sein. Ich werde indessen die näheren Erkundigungen einziehen, meine Liebe, toute de suite. Die Sache scheint mir von der äußersten Importance. Sehen Sie nur, sehen Sie nur, Seine Hoheit haben von neuem zu niesen geruht und diese Warwik, mit welch verschämter Grazie sie zu Boden

blickt, so oft dieser fatale Katarrh Seiner Durchlaucht zum Ausbruch gelangt."

„Aber, Sereniſſime ſcheinen ſich deſſenungeachtet wohler zu fühlen."

„Dieu merci", flüſterte Herr von Eulenſtein, der an der Seite der Berſikof Platz genommen.

„En effet, en effet, Seine Hoheit geruhen zu lachen", ſekundirt Graf Elberding in ſtiller Ekſtaſe."

„Seine Hoheit geruhen zu tanzen, ah und à merveille, beobachten Sie nur dieſe pas, dieſes tour des mains, dieſe chaîne anglaise, ah c'est étonnant, ich bitte Sie, trotz des Stockſchnupfens, trotz des Stockſchnupfens, mein lieber Eulenſtein. Aber, mein verehrter Elberding, je vous en prie, dieſe Warwik, welche Schönheit auch; ſie iſt der auserwählten pas Seiner Durchlaucht vollkommen würdig; dieſes Goldhaar, mein Beſter, das goldene Vließ iſt Flittergold dagegen und das Irrlichtflackern dieſer ſchwarzen Augen und, um als Dichter zu ſprechen, Lippen ſo brennend, als hätten ſie ſtatt der Muttermilch glühendes Blut getrunken."

„Merveilleux, merveilleux; eine Zauberin dieſe Warwik", laſſen ſich flüſternde Stimmen unter der übrigen Herrenwelt vernehmen.

„Die Schönheit der Engel, messieurs."

„Nein, nein, mein Lieber, Sie irren ſich. Cette beauté là, c'est la beauté du diable."

„Welches Lächeln."

„Welche Nobleſſe, welche Grazie."

„Une grace parisienne, messieurs", mengt ſich Herr von Waricourt mit einem gewiſſen Selbſtgefühl in das Geſpräch.

„Wie? Sie kennen die Dame?" fragte man den kleinen Waricourt neidiſch von allen Seiten.

„Gewiß, Baroneſſe Warwik iſt erſt ſeit wenigen Wochen aus Paris zurückgekehrt, woſelbſt ich das Vergnügen hatte, ſie in den Salons ihrer Tante und Erzieherin, einer Frau von Waldenheim, kennen zu lernen.

„Ah, tiens, welch' gute Neuigkeit, Sie vermögen uns alſo die näheren Aufſchlüſſe zu geben?"

„Sie iſt liebenswürdig, dieſe räthſelhafte Schönheit, wie?"

„Bezaubernd im Umgang."

„Grauſam, wie alle ſchönen, geiſtvollen Frauen ſind."

„Bitte, bitte erzählen Sie."

Und nun iſt dieſer neu aufgetauchte Chevalier, deſſen Stammbaum nur zwei Ahnen zählt und deſſen Urgroßvater in einem obſkuren Quartier von Paris ſeiner Zeit Schuhmacher geweſen, mit einem Mal von den Vertretern des höchſten Adels umringt.

„Es iſt unglaublich, dieſer kleine Waricourt", murmelte die Bühling, „ſehen Sie nur, ſelbſt die alte Excellenz von Welten geruhen dieſem Parvenu ihr Ohr zu leihen."

„Bien oui, ſie macht ihre Rechnung, meine Liebe, es handelt ſich um dieſe ſchöne Protégée der Gräfin Wolfsegg und man weiß zur Genüge, wie meiſterhaft die Frau Oberhofmeiſterin aus den geheimen Paſſionen und Liaiſons der hohen und höchſten Herrſchaften ihre Vortheile und ihre Chancen zu ziehen weiß."

„Sie glauben?"

„Ah, meine Liebe, ich glaube nicht nur, ich weiß, wie manche Liebeserklärung Karl Wilhelm den schönen Damen der beau monde in diesen verschwiegenen Boudoirs der Frau von Welten zugeflüstert hat."

„Mais comment?"

„Chut, schweigen Sie, nom de Dieu — die alte Excellenz ist in Sicht und sie geruht sich auf den Arm dieses Emporkömmlings, dieses Parvenus zu stützen, ich bitte Sie?"

„Also alter Adel diese Warwik, wie?" murmelte die Frau Oberhofmeisterin, die eben an den beiden Damen vorüberrauscht, indem sie sich mit Gönnermiene zu dem kleinen Waricourt neigt.

„Mindestens sechzehn Ahnen, Excellenz."

„Ciel, quel dommage, und diese Warwik, die hier in der Umgegend ansässig sind, man sah sie nie bei Hofe?"

„Wohl, weil sie Könige waren auf ihren eigenen Höfen, Excellenz."

„Hm, also adelsstolz, des petits seigneurs, und wie sagten Sie noch? Doppelwaise ohne Schutz und soutien?"

„Leider ja, Excellenz."

„Und diese vater- und mutterlose Baronesse lebt gegenwärtig?"

„Auf Herrenhaus Warwik, ganz in der Nähe, Excellenz."

„Allein?"

„Mit einer Gesellschafterin, einer alten Amme und einem alten Förster, der sie als Kind auf den Armen getragen."

„Mein Gott, mein Gott ist es möglich; aber die junge Dame empfängt doch wohl Besuche?"

„Bis jetzt außer dem Grafen und der Gräfin von Wolfsegg, ihren Gutsnachbarn, keinen Menschen."

„Unglaublich, mein Lieber, aber, reden wir offen. — Ihre Verehrer hat diese junge Baronesse doch, moi, je suis une vieille femme und ich weiß, daß keine Schönheit ohne Bewunderer, aber auch keine Sonne ohne Flecken ist."

„Nein, wirklich nein, sie irren sich, Excellenz, seufzt Emil von Waricourt. Liebe, Verehrung, hélas, diese unerbittliche Schöne spottet darüber. Sie zerbrach in Paris die Herzen ihrer Verehrer, wie kleine Mädchen die hohlen Köpfe ihrer Puppen zerbrechen. Jugez en vous même, als ich ihr einst den nicht ganz glücklichen Ausgang eines Duells rapportirte, das für sie im Bois de Boulogne ausgefochten worden. Was meinen Sie, was sie mir zur Antwort gab. Sie wandte mir den Rücken und entgegnete froidement: „Dieser kleine Aderlaß wird hoffentlich den Herrn Grafen von Saint Près zur Vernunft gebracht haben." Und doch, ich bitte Sie, war es echtes sang bleu, echtes sang bleu, Excellenz, das um dieser hartherzigen Schönheit willen vergossen worden."

„Ah, vraiment, das ist stark", stammelt die Frau Oberhofmeisterin, etwas außer Fassung gebracht; „aber n'importe, ich habe noch keine unbezwinglichen Frauennaturen kennen gelernt, Monsieur de Waricourt. Qui vivera verra; lassen Sie erst einen Prince de sang liebewerbend dieser Beauté mit dem kalten esprit gegenüberstehen, und ich wette —"

Schade, daß in diesem Augenblick die rauschend einfallende Musik den Schlußsatz der interessanten Betrachtungen der Frau Baronin von Welten übertönte. Schade auch, daß die alte Excellenz eben an einem

Boudoir vorüberschritt, ahnungslos, daß es gerade dieses Boudoir war, indem sie Gelegenheit gefunden hatte, ihre Studien über unbezwingbare Frauennaturen zu erweitern und fortzusetzen.

Und in der That, ein einziger Blick genügt, um es festzustellen; ein ganz allerliebster Winkel, wie geschaffen zu einem tête à tête, dieses lauschige Gemach mit dem gedämpften Licht und den herabgelassenen Gardinen, in welchem jetzt der Erbprinz vor der Baronesse Warwik steht.

Wie ist Evelyn Warwik hierher gelangt? Es ist dies eine Frage, die sie mit stummen, aber beredten und ungeduldigen Mienen Seiner Hoheit zur Beantwortung überlassen zu wollen scheint.

„Sie zürnen mir, Baronesse", murmelt dieser mit einem feinen Lächeln, „zürnen mir, daß ich Sie der lärmenden Welt da draußen entführt; aber, Verzeihung, gnädiges Fräulein, Verzeihung, die Jugend ist stürmisch, eifersüchtig, fordernd, und die Tugend —"

„Ich hoffe zum mindesten, Hoheit", unterbricht Evelyn Warwik den Sprecher kühlen Tones, „daß wenn Höchstdieselben Ursache haben, die eigene Tugend zu bezweifeln, Sie wenigstens keinen Grund gefunden, die meinige zu negiren."

„Mais, mais ..., wer würde an Ihrem Liebreiz und an Ihrer Reinheit zweifeln", flüstert der Erbprinz, „ist doch Ihr Antlitz ein Lilienantlitz, Baronesse; aber Sie vergeben, wenn ich offen spreche; in diesem Antlitz giebt es dennoch eine Sünde, und das sind Ihre Augen, meine Gnädigste, Ihre schönen, sündigen Augen, die diesem keuschen Angesicht zum Trotz dem, der in sie hineinblickt, von einem trunkenen, heißen Glücke erzählen."

„Wirklich von einem heißen? Durchlaucht", wiederholt die Baronesse spöttisch, „sollte diese Folgerung nicht auf einem Irrthum beruhen, denn ich Unglückliche, die ich bin, kenne nicht einmal das temperirte Glück der Alltagswelt. Andere Frauen und Mädchen besitzen zumeist eine gewisse Geschicklichkeit, Durchlaucht, das Glück zu fassen, wenn es ihnen vorüberschwebt, sie verstehen es, herabzusteigen und Mesalliancen zu schließen, um Liebe und Glück zu finden; ich aber, Serenissime, habe zum Herabsteigen ebenso wenig das Geschick, wie ich andererseits das Geschick hätte, mich in die Rolle einer Frau von Montespan oder einer Gräfin von Königsmark zu finden!" Die junge Dame blickte zu Seiner Hoheit empor mit einem entzückenden Lächeln. „Zum Glück muß man Anlagen haben, Hoheit", murmelte sie leise, „und ich, hélas, ich habe keine dazu, damit aber nicht die kleine, große Welt da draußen irriger Weise glaubt, Durchlaucht, daß Sie und ich in dem clair obscure dieses Boudoirs das Glück gefunden, so ersuche ich Höchstdieselben unterthänigst, durch diesen Ausgang in den Tanzsaal und in die Gesellschaft zurückzukehren, währenddem ich vorziehe, durch diese Tapetenthür rechter Hand den Weg in ein geschützteres Asyl zu suchen."

Der Erbprinz fährt auf und preßt die Zähne in die Lippen.

Was war das? Hat ihm das ein Weib gesagt, ein Weib zu sagen gewagt? Und dies Weib ist fort, ist verschwunden. Nichts als der Duft, der ihren Gewändern entströmt, blieb zurück, nichts als die Erinnerung an eine, für einen Erbprinzen sehr peinliche Niederlage, sich vergebens gedemüthigt zu haben.

Und während Seine Hoheit noch stehen und grübeln über die unerhörte Zurechtweisung, die ihnen widerfahren, hat die muthige Dame selbst, die die Kühnheit gehabt, einen Prinzen eine Lektion zu ertheilen, bereits durch einen andern Eingang von neuem den Tanzsaal erreicht.

Hier indeß hat sich die Scene einigermaßen verändert, die Musik schweigt. Um die wenigen Masken, die dem Feste ihren mystischen Reiz verleihen, in Gruppen geschart, plaudernd, lachend ihre Vermuthungen austauschend hat sich die unmaskirte Gesellschaft versammelt.

„Parole d'honneur, ich habe nie eine männlich-vollendetere Gestalt gesehen, als die dieses Troubadours", sagte der Justizrath von Martinow, sich an den Kammerherrn von Bühling wendend. „Sehen Sie, sehen Sie nur, mein Lieber, welch' königliche Erscheinung, freilich für einen Apoll von Belvedere ist diese Muskulatur zu kräftig, zu reckenhaft, so stelle ich mir etwa einen Siegfried aus den Nibelungen, oder einen grimmen Hagen von Tronje vor, meinen Sie nicht auch, mein Bester?"

„Foi de gentilhomme, Sie haben recht. Eine imposante Figur in der That und ich besinne mich umsonst, wer sich unter dieser Maske bergen könnte. Es müßte denn gerade unser hünengleich gestalteter Hauptmann von Vorfeld sein, der sich einen Spaß mit uns gestattet, aber der Vorfeld befindet sich, so viel ich weiß, gegenwärtig auf Urlaub, ich begreife also nicht, durchaus nicht —" und näher an die besprochene Maske herantretend, murmelte der Kammerherr in zugleich kameradschaftlichem und doch inquirirendem Tone: „Sag einmal, Troubadour, warum dies schmachtende Minnekleid für Deine Athletenfigur?"

„Warum?" lautete die etwas schroffe Entgegnung, „ich könnte Dir darauf in drastischer Kürze entgegnen „darum" und Dir den Rücken wenden, aber ich will Dir eine verständlichere Erwiderung geben. Ich habe der Dame, deren Farben ich trage, ein Lied zu singen. Weißt Du, was das heißt, ein Lied, in das man all' das Leid legt, das Jahre lang in unserem Busen geschwiegen und das plötzlich erwacht und sein Recht fordert und sich ausströmen und ausklagen muß in Tönen und in Worten?"

„Ah, ich verstehe, also ein Minnelied", lächelte von Bühling, nach Art unseres mittelalterlichen Walther von der Vogelweide?"

„Du irrst Dich, ich bin kein Walther von der Vogelweide und ich kenne die Minne nicht, von der Deine Zunge überfließt. Wohl aber kenne ich statt dessen einen Wiegensang, ein Kleinkindleinlied, ihr Herren, vielleicht lullt's die verschlafenen Ballmütter längs den Wänden in ein süßes Dolce far niente ein; oder vielleicht auch gefällt's der hohen Dame dort im weißen Haar, die von ihrem einsamen Sitze aus so stolz und sinnend ins Getriebe blickt."

„Die Gräfin Wolfsegg; er meint die Gräfin Wolfsegg", raunt der Kammerherr dem Justizrath zu, und dann laut: „Eh parbleu Monsieur le Troubadour, bei Der werden Sie Ihr Glück nicht machen, sie hat zu viel gelitten, um für Eure Bemühungen noch ein Lächeln übrig zu haben."

„Umsomehr Grund, Ihr Herren, däucht mir, den Schmerzen der

Dame ein Wiegenlied zu singen", murmelt der Unbekannte und dem Divan nähertretend, auf dem die Gräfin Platz genommen, mit gewaltsam, fast bis zum Flüsterton herabgedämpfter Stimme, nur für die eine verständlich, beginnt er:

„Draus weht der Wind
So leis, so lind,
Schlaf ein, mein Kind.

Wenn Du erst groß,
Ob freudenlos,
Ob licht Dein Los? —

Der Kampf ist heiß,
Ob Dein der Preis?
Wer weiß, wer weiß?"

Die Worte sind verklungen, leise, leise, wie Windgelispel in dürrem Schilf. Jedoch schon lange vorher, schon bei den Zeilen der ersten Strophe, wie in scheuem, athemlosen Auflauschen hat sich das Haupt der stillen Frau, das Haupt der Gräfin Wolfsegg dem Sänger zugewendet. Und nun? — hat sein Auge, das unter der Maske hervor bannend über ihr zu schweben scheint, sie veranlaßt, sich von ihrem Sitze zu erheben? Haben die tanzenden, vorüberwirbelnden Paare sie ihm näher gebracht? Da steht sie mit einem Male vor ihm; äußerlich scheinbar unberührt, eine Dame von Welt, die sich beherrschen gelernt. Aber doch, aber doch; der Fächer entgleitet der zitternden, zuckenden Hand und wie der Troubadour sich neigt, ihn vom Boden aufzuheben, da entsinkt dem hochgewachsenen Manne die Maske und die Comtesse starrt einen Augenblick, eine halbe Minute lang, in ein Angesicht — in ein Angesicht! Mein Gott — mein Gott; wie in jähem Schreck treibt es ihr Blut zum Herzen, wie die Musik so seltsam rauscht; oder ist es nicht die Musik, ist es der heiße Lebensstrom, der durch ihre Adern flutet? Und dann — — das alles ist vorüber wie ein Traum und vor ihr steht nicht mehr der Fremde, sondern Graf Emil, Evelyn Warwik am Arm, und sagt mit einem Organ, das so unähnlich dem des Sängers klingt:

„Es ist Zeit, Mutter, ich habe die Equipage vorfahren lassen."

Und sie? Sie sucht tastend, wie eine Nachtwandlerin, die Hand ihres Sohnes und schreitet unsicher an seiner Seite hin, und erst als sie den Wagen erreicht und den Fuß auf den Tritt setzt, da wendet sie sich noch einmal um mit ängstlichem, suchenden Blick und stammelt fragend:

„Habt Ihr ihn nicht gesehen, nicht gehört?"

„Wen, Mutter."

„Den Troubadour, der das Wiegenlied sang", flüstern ihre Lippen geisterhaft.

„Ah, bien oui, ich habe davon vernommen", lacht Graf Emil, den Damen in die Karosse helfend. „Stellen Sie sich vor, chère Evelyn, von Bühling und von Martinow erzählten mir soeben, ein Witzmacher habe den längs der Wand nickenden Ballmüttern ein Wiegenlied gesungen, ha, ha, ha, in der That eine köstliche Parodie auf die gelangweilte, verschlafene Gesellschaft."

„Eine Parodie? Glaubst Du?“ murmelte die Gräfin mit eintöniger Stimme in das Rädergerassel der dahin jagenden Equipage. „Nein, nein, ihr wißt es nicht, ich aber weiß es, es war das Lied, Emil, das ich oft, ach wie oft in trüber Stunde an Deiner Wiege gesungen und nur Werner und die Amme, die haben's vernommen. Weitergetragen wohl hat die letztere die Melodie, daß sie mir heute aus fremdem Mund zurückklang, wie ein schmerzlich-seliges Echo vergangener Tage. Aber was sagtest Du noch? Ein Witzmacher! Du irrst Dich; das waren keines Witzmachers Züge, in die ich einen Augenblick geschaut. Kein Sonnenschein, kein Frohsinn in dieser Physiognomie, wohl aber ein gewaltiges, glühendes Wetterleuchten, wie es in dunkler Nacht plötzlich, unerwartet über den Horizont hinflammt, daß man davor zusammenschauert, tief, bis in der Seele Grund.“

Es sind die einzigen Worte, Worte, die in ihrer heißen Energie keine Widerrede dulden, die während der ganzen Fahrt gewechselt worden.

Und nun liegt Evelyn Warwik schon lange auf der Chaise longue in ihrem kleinen, verschwiegenen Boudoir auf Herrenhaus Warwik, und starrt grübelnd über das Erlebte und Vernommene vor sich hin, während die Amme, die auf einem Stuhl ihr zu Häupten sitzt, damit beschäftigt ist, ihr die welken Blumen aus dem Goldhaar zu lösen.

„Eia popeia, ist müde mein Goldkindchen, blinzelt mit den schwarzen Guckaugen schon schläfrig ins Licht“, murmelt die Alte, „oder denkt gar an einen goldenen Schatz, den sie heut Abend gefunden?“

„Ach nein, Amme.“

„Ach nein, heißt's heut, ach ja, heißt's morgen, nur ruhig, nur ruhig, jetzt streif ich meinem Zuckerpüppchen das weiße Gewand ab, die weißen Flügelein, daß sie uns nicht auf und davon fliegt, hinein in die weißen Himmelswolken, denn Vöglein, die zu früh flügge werden, die sterben, verderben.“

„Graf Werner“, murmelte Evelyn zusammenschauernd, indem sie die gesenkten Lider hebt und wie in Erinnerung verloren die Hände faltet.

„Ja, ja, mein Goldkindchen, Graf Werner“, nickte die Alte. „Ist wie ein Vogel über das Meer gezogen, hat sich verflattert, verflogen.“

Es wird einen Augenblick still, ganz still nach den Worten im Gemach, Evelyn zerpflückt eine welke Blume, die ihrem Kranze entfallen.

„Weißt Du noch wie er aussah?“ flüsterte sie endlich mit zuckenden Lippen.

„Ob ich's noch weiß, o, mein Trautchen! War ein Prachtmensch, der Werner, der Emil nahm sich neben ihm aus wie ein verkümmertes Pflänzlein, gegen ein lebensgrünes Stämmchen; der Junker Emil, der durfte weder reiten noch jagen wegen seiner pimperlichen, zimperlichen Leibesbeschaffenheit, aber der Junker Werner! Hei! dem war kein Roß zu wild und kein Berg zu steil, er kletterte ihn hinauf und dabei hatte der Junge, trotz seiner Wildheit, doch ein so golden Gemüth. Und als sie ihm die Schwimmkunst beibringen wollten, sie wissen ja, mein Goldkindchen, auf dem See, an dem Schloß Wolfsegg liegt. Ei, da hätten sie den trotzigen Buben sehen und hören müssen; dem Schwimm-

meister riß er aus und rannte zur Mutter und sagte, ich war selbst dabei: „Mutter", sagte er mit seiner festen Stimme, „reiten, jagen und fechten, das will ich, denn das kann ich draußen, außerhalb der Schloßmauern, wo Emil mich nicht darum beneidet. Aber schwimmen lernen, um vor Emils Augen mich dann auf dem See herumzutummeln, auf den hinaus er mir niemals folgen kann zu gleicher Lust und Freude. Nein, Mutter, das lern ich nicht, denn ich will nicht lernen, Emil wehe zu thun."

„Ja, ja, mein Zuckerpüppchen, genau so sprach der Werner schon dazumal — und jetzt? O Du mein Jesulein, ich schwatze und verschwätze mich bis in den hellen Morgen hinein, da schlägt die Uhr schon drei. Und nun rasch, rasch, die weißen Atlasschuhchen von den kleinen Füßen. Ach die weißen Schuhchen und das kleine Füßlein, das drin steckt! O Du lieber Himmel-Vater; ob's das niedliche Füßlein wohl weiß, daß es einst mit Graf Werner hätte zum Altar gehen sollen? Ja, ja, ja, ja, dort in dem Nebenzimmer, da stand die Wiege, in der Sie lagen und lächelten wie ein Christkindlein, als man Sie dem fünfzehnjährigen Werner verlobte."

„Und nun, nun blicken sie mich wieder an, aus dem schneeigen Linnen heraus und das Händchen und der Arm und das holde, liebe Gesicht! Alles so viel tausendmal schöner geworden. O Du armer Werner! Ihm ergeht's wie ich's einmal in einem alten Liede gelesen", und mit den welken Fingern die blütenweisen Vorhänge zuziehend, an dem keuschen Lager der jungen Herrin summt die Amme leise:

„Frei ist Dein Bräutlein nicht,
Bist ja längst, ach längst gestorben,
Eh der Lenz in Sicht
Hat ein andrer sie geworben."

II.

„Das wird einen Sankt Hubertustag Morgen geben, meine Gnädigste, den man mit rother Kreide im Kalendarium anstreicht, so wahr ich Hans Liebrecht heiße", schmunzelte der alte, im Dienste der Warwik ergraute Förster, indem er den grünen Hut mit der nickenden Spielhahnfeder darauf in den schwieligen Fingern hin und her drehte und dabei von den verblichenen Ahnenbildern auf seine junge Herrin sah, die lächelnd in dem alterthümlichen Lehnstuhl saß, den schlanken Fuß auf das Haupt einer tigerartig gefleckten Dogge stützend, die sich schläfrig und zuweilen aus dem Schlummer knurrend vor ihr auf dem weichen Teppich dehnte.

„Ja, ja, das wird einen Tag geben, hussa vallera! Ich hätte in den letzten Wochen sechs Hände am Leibe haben dürfen. Auf fünf Meilen in der Runde kommen die Herren zum Treibjagen und manch einer, der's sonst nicht der Mühe werth hielt, vor dem alten Liebrecht auch nur die Mütze vom rechten auf's linke Ohr zu schieben, der ging mir diesmal um den Bart, hä, hä, hä, als wär's des Kaisers Bart, an dessen Haaren die Erfüllung der schönsten Wünsche hingen. Aber profit die Mahlzeit, mein Goldkind — Verzeihung, meine Gnädigste, wollte ich sagen, der alte Liebrecht, der läßt sich nicht dumm machen,

der weiß ganz genau, wo der Hase im Pfeffer liegt und daß es diesmal nicht etwa gilt ein listig Füchslein aufzuspüren, oder einem stolzen Sechzehnender das Hallali zu blasen . . ."

„Gott bewahre, der Anziehungspunkt für die Herren Jäger sind Sie, Sie selbst, hochverehrte Baronesse."

„Hei! und Ehre will ich schon mit Ihnen aufstellen. Wissen Sie noch, wie ich Sie lernte nach der Scheibe schießen? Sie konnten kaum die kleinen Hände um die Schußwaffe legen, da pafften wir schon los und anstatt wie andere Frauenzimmerchen, Nervenleiden oder Zuckungen dabei zu kriegen, da riefen sie nach jedem Schuß: „Ei wie lustig das knallt!"

„Nun, ich denke, das rufe ich auch Morgen wieder", lachte Fräulein von Warwik. Hussa vallera, nicht wahr alter Liebrecht."

„Hussa vallera, recht so, das gefällt mir und wenn Sie erst Morgen die Herren Schützen mit solch leuchtenden Augen ansehen, wie eben mich, daß einem vor eitel Freude das Herz im Leibe lacht, wie viel Fehlschüsse 's da wohl geben mag. Nur für einen stehe ich . . Teufelskerl das, Prachtbursche das! lehrt den Wilddieben Mores, mein Forstgehilfe, hat schon so einen Namen, wobei einem das Gruseln überkömmt. „Wolf" heißt der Kamerad, Wolf Werner, und neben meinem grimmigen Wolf mag das schönste Weib lächeln, der fehlt keinen Schuß und kein Ziel, da schauen Sie einmal her, mein Goldkind, meine Gnädigste, wollte ich sagen", fuhr der Alte schmunzelnd fort, indem er in seine Tasche griff und eine Whistkarte hervorzog; „da hab ich just so ein kleines Probestückchen zur Hand, mitten heraus aus dem Fetzchen Pergament hat der Tausendsassa das rothe Herzaß gepfeffert, auf vierzig Schritte Entfernung, daß es eine eitele Weidmannsfreude ist, sollen's ihm einmal nachmachen, die feinen Modeherrchen. Na! kann die Sorte nicht leiden, immer den Kopf hoch und nichts darin. Zehenschleicher, Windbeutel, und wenn ich daran denke — geht mich zwar nichts an — aber einen strammen Gebieter, das sag ich Ihnen, meine Gnädige, müssen Sie dem alten Liebrecht einmal geben, sonst duckt er sich nicht unter, Mordelement, sonst duckt er sich nicht unter!"

So sprach der greise Förster in dem Zimmer mit den alten, von der Zeit geschwärzten Möbeln und es war ihm dabei ganz überaus wohlig zu Muth, daß die Herrin von Schloß Warwik, die er als Kind auf dem Arme getragen, wieder einmal nach langer Abwesenheit in dem geschnitzten Lehnstuhl saß und ihm zunickte und manchmal bei seinen drastischen Redewendungen auflachen konnte, wie ein kleines, übermüthiges Mädchen.

Und wenn's nur einmal im Leben nach der Pfeife des alten Liebrecht ging, so gab's gewiß von jetzt ab lauter lustige Weisen, denn der Alte pfiff von Morgen bis Abend und begann gleich damit den allerschönsten Hubertustag herbeizupfeifen.

So golden über Haus Warwik am Sankt Hubertusfest war die Sonne noch nie aufgegangen. Die alten Gobelins regten sich im Morgenwind, der durch die geöffneten Fenster wehte; leibhaftig über die spinatgrünen Auen schienen die Liebespaare à la Watteau zu

wandeln, während die bösen Amoretten aus rosenrothen Wolken und pyramidal zugestutzten Bosketten hervor ihre Pfeile versandten.

Evelyn von Warwik aber hatte in dem Pariser Leben und Treiben nicht verlernt, früh aufzustehen. Der Zeiger der alten Standuhr auf dem steingepflasterten Gang in Haus Warwik zeigte erst auf halb sieben, als die jugendliche Baronesse schon am Frühstückstisch mit ihrer Gesellschaftsdame saß, während der kleine Groom in der eleganten Livree die gesattelte, schäumende Stute, die der Herrin entgegenharrte, im Hofe auf und ab führte.

„Der allgemeine Sammelplatz ist das alte Jagdhaus, ich habe Sie bereits gestern davon unterrichtet, Fräulein Wilden", sagte die Baronesse. „Punkt zehn werden die Damen von Berfikoff und Martinow hier vorfahren, um sich unsere wilde Jagd von der Lierheimer Anhöhe mit anzusehen", die Gebieterin von Haus Warwik reichte der Dame Wilden die Rechte. „A propos, liebe Wilden, haben Sie auch einmal die Güte, die Vorbereitungen zum Diner im großen Speisesaal zu überwachen, ich rechne heute etwas stark auf ihren hauswirthschaftlichen Scharfblick."

Und hinaus war sie, wie sie das sagte, die schmiegsame Erscheinung, leicht und elastisch eilte ihr Fuß die Treppen hinab. Fast ohne jede Beihilfe schwang sie sich in den Sattel und so übermüthig und jugendfroh, das blitzende Gewehr mit den funkelnden Läufen über die Schulter gehängt, die lichtblonden Haare unter dem Hut mit den nickenden Straußenfedern dergestalt zu einem Knoten am Hinterkopfe zusammengeschlungen, daß nur die krausen Spitzen dieser Locken manchmal wie verstreute Sonnenstrahlen über den stolzgetragenen Nacken und das edle Oval der Wangen irrten, ritt sie dahin.

Vorbei an wogenden Aehrenfeldern, vorbei an stillen Gehöften, hinweg über thaufrische Wiesen und verwundert auftichernde Bächlein, und erst als die jugendliche Reiterin in den Waldpfad einlenkte, wo das Tageslicht nur mehr gedämpft durch das zitternde Laubdach des Forstes brach, ließ sie ihr Roß am Zügel gehen.

Heiß war es ihr doch geworden, sie nahm das Hütchen ab und hängte es über den Arm und dann sah sie sich mit durstigen Nüstern und lächelnden Lippen um, als wolle sie die junge Gottesherrlichkeit mit geöffneten Sinnen gleichsam in sich hineinschlürfen.

Und wie ein erschlossenes Wunder lag auch der Wald vor ihr da. Sieh, da hing noch halb schläfrig ein Schmetterling, das Flügelkleidchen feucht vom Thau der Nacht, am braungefleckten Farnkraut, dort ließ sich eine wilde Biene im windbewegten Kelch einer blauen Glocke hin und her schaukeln wie in einer duftigen Wiege und vor ihr über die sammetweichen Moose irrte mit weitausgebreiteten Schwingen eine grünviolette Lybelle!

Und was die Winde flüsterten und was die Vögel sangen, und was die Wipfel rauschten und was die Quellen murmelten, Evelyn hörte das alles und genoß und verstand das alles, denn der jungfräulich-schuldlose Mensch ist wie ein Hellseher, er allein sieht die Natur in ihrer unentweihten vollendeten Schönheit und er allein den Schöpfer in seiner Schöpfung! Glückliche Evelyn, die diesen Gott noch schreiten sah durch seine Welt! — — —

„Ja, ja, schon recht, schon gut, kenne bereits eure Hundesprache in allen Vokalen, Kliff Klaff, Piff Paff, Himmel tausendsassa, bleibt mir nur vom Leibe", knurrte zur selben Stunde, da umweht vom Hauch echter Jugendpoesie seine junge Herrin durch den weiten Forst ritt, der Förster Liebrecht in derber Weidmannsprosa in den Bart. „Malefizburschen, diese Herren Vierfüßler", grollte er, die Rüden an der Koppel befestigend. Seit gestern wissen die schon was los ist, war das nicht ein Geschnupper und Gekläff und Geheul die ganze Nacht, als ob die wilde Jagd anrückte."

„Und was erst so ein Hund von echter und rechter Rasse, der seine sechzehn Ahnen im Hintergrund hat. — — Blitz und Hagel, nicht zu bändigen kriegt man die Canaille."

„Kusch, Kastor! Kusch, Nimrod! Ich sag's, der Hubertustag liegt der Bande in den Knochen und sie freuen sich darauf, wie die Hexen sich auf die Blocksbergfahrt und den Besenstielritt freuen in der Walpurgiszeit. — Heda, Forstgehilfe Wolf."

„Nach dem ruft Ihr umsonst, Liebrecht", meinte einer der Jäger, einen tüchtigen Zug aus einer Weidmannsflasche nehmend, „kennt ja seine Art, noch eh' der Auerhahn balzt, ist der auf den Beinen und dann auf und davon und kein Wiesel holt ihn ein."

„Ja so, ganz recht, brummt der Förster, „hab ihn ja fort trotten hören, der hat auch Rasse in den Gliedern; kaum eine Nacht vermag's ihn in den vier Mauern festzuhalten. Forstwart Müller? He, Forstwart Müller, wo steckt Ihr denn? So, schon gut, wollte Euch nur sagen, daß Ihr mir den Hektor und die Diana stramm an der Leine führt, es sind junge Hunde, möchten ins Handwerk pfuschen und haben noch nicht die richtige Dressur."

Und der alte Förster schob bei dieser letzten Instruktion seinen Kautabak aus der einen in die andere Backe, warf seine Büchse über die Schulter und machte sich, gefolgt von den Treibern, den Forstgehilfen und dem ganzen Troß von kläffenden Rüden und auf dem Boden nachächzenden Karren auf den Weg nach dem gemeinsamen Sammelplatze, vollständig ahnungslos, daß, während er in der gemächlichsten Laune dahin trottete, die Herrin von Warwik bereits dieses Ziel erreicht hatte.

Ja, sie hatte es erreicht, die jugendliche Reiterin, das halb verfallene, längst nicht mehr bewohnte Jagdhaus, auf dessen lückenhaftem Dache das Moos vieler Jahre wucherte, unter dessen Gebälk Dohlen und Eulen nisteten und in dessen Mauerritzen der windverwehte Samen des Löwenzahns aufgegangen, um sich am verwitterten Gestein schlangenartig weiter und weiter zu ranken.

Mit einem leisen, übermüthigen Auflachen, das sich seltsam genug anhörte in der tiefen Stille des Waldes, war Evelyn vom Pferde gesprungen. Sie schlang die Zügel des letzteren um den grausilbernen Stamm einer Buche, sah sich eine Sekunde lang aufathmend um, wie eine Königin in ihrem Reich und schritt hierauf gedankenverloren dem verwittertem Gemäuer zu. Aber sieh, was war das? Die junge Dame hatte zu früh gelacht. Man schien ihr dennoch zuvorgekommen zu sein.

Niedergedrückt und geknickt wie von einem wuchtigen Tritt beugten sich hier und dort die Gräser.

Und wenn auch die Sabbathruhe in weiter Runde die Baroneſſe noch halb und halb an der Anweſenheit eines zweiten Menſchen zweifeln ließ, die glimmenden Kohlen auf dem zerfallenen, ſchwarzberußten Herde, die ihr bei ihrem Eintritt in das einzige noch zugängliche Gelaß des alten Hauſes wie glühende Augen entgegenleuchteten, mußten ſie nothgedrungen eines beſſeren belehren.

Wer aber war dieſer Menſch, wer war dieſer erſte, der ſich dieſen Winkel mitten im Herzen des Waldes erobert, vor ihr erobert hätte?

Das Schickſal ſollte oder wollte der Herrin von Warwik die Antwort auf dieſe Frage nicht lange vorenthalten, draußen ließ ſich ein Geräuſch vernehmen.

Näherkommende Schritte erklangen und dieſe Schritte hallten ſo ſeltſam markig wieder in den alten Mauern, als predige jeder einzelne von ihnen: „Ich beherrſche den Boden, den ich betrete.“

Und jetzt! Vielleicht war der Mann, der ſich nun im Rahmen der zerbröckelten Mauer zeigte, wirklich dazu angethan, mehr denn ein flüchtiges Intereſſe zu erregen.

Nicht daß dieſe Geſtalt, die auf den erſten Blick verrieth, daß ſie groß geworden gleich der Eiche in unbeſchränkter Freiheit und in unbeengtem Raum, nicht daß dieſe Phyſiognomie, die von den Gluten einer ſüdlichen Sonne überhaucht, wie aus Bronze gegoſſen ſchien, eine Dame zu überraſchen vermocht hätte, die gleich der Baroneſſe im Strome der großen Welt den verſchiedenſten Typen zu begegnen Gelegenheit gehabt.

Nein, das alles vermochte die Blicke nicht alſo feſt zu bannen, das alles konnten andere mit dieſem einen gemein haben, aber es gab etwas, und das beſaß dieſer eine allein, und das war das trotzige, unterjochende Element, das in der ganzen Erſcheinung dieſes einen zu Tage trat.

Der Mann, der da vor der Herrin von Warwik ſtand, ſchien gewiſſermaſſen die Verkörperung der elementaren Gewalt.

In dieſe Züge hatte das Schickſal eine Schrift eingegraben, dunkel und unentwirrbar wie die Hieroglyphen auf den Denkmalen ägyptiſcher Baukunſt, von der man nicht wußte, ob ſie einen Segen oder einen Fluch verkündete. Und inſtinktiv nur fand und empfand man, daß die Jahrtauſende alten ungelöſten Räthſel der Natur gleichſam Menſch geworden waren in dieſem einen Menſchen.

Nur wenige Sekunden erſt ſtanden ſich die beiden gegenüber in dem einſamen Haus im Walde, der ſtarke, ſelbſtbewußte Mann in dem einfachen Jagdhabit, das eher einen dienſtthuenden Untergebenen, als einen befehlenden Herrn in ihm erkennen ließ, dem ſchönen Weibe.

Und ob der Mann das Weib, das blühende Weib, in den grauen Ruinen ſchön fand? Seine Augen, ſeine Sinne öffneten ſich weit und trunken, als gelte es die vollendete Erſcheinung da vor ſich voll und ganz in ſich hineinzutrinken und aufzuſaugen, wie der glühende Sonnenſtrahl einen demantfunkelnden Waſſertropfen.

Ein paar Mal zwar kräuſelte ſich unter dem ſchwarzen Barthaar, das Kinn und Wange des Fremden umrahmte, der ſtolzgeſchürzte Mund, als ſuche er nach dem einleitenden, banalen Wort, das die Formen und Normen des geſellſchaftlichen Tones bei einer erſten Begegnung vorſchreiben, aber die ſtockende Zunge bäumte ſich auf gegen die leere,

nichtssagende Phrase und von einer jäh erwachenden Leidenschaft, wie von einem Wirbelwind über alle bestehenden Gesetze mit fortgetragen, der elementaren Gewalt gehorchend, die gleich der wildhereinbrechenden Sturzwelle alle Dämme mit sich fortreißt, mit den lechzenden, aufjauchzenden Worten: „Mich dürstet nach Deinen Lippen, Du schöne Frau!“ hatte der Mann die Gestalt vor sich plötzlich mit gewaltigen Armen an sein stürmisches, lautschlagendes Herz gerissen, um mit sengendem Kuß ihren Mund zu berühren.

War das ein Erdbeben, das die Mauern des einsamen Hauses im Walde schwanken machte, oder war es nur der jäh heraufbeschworene Orkan in Evelyns Seele, der alles außer, alles in ihr zum Wanken zu bringen schien?

Jäh und wild zu einem nie gekannten Leben erwacht, ein zu Tod gekränktes, ein ins Mark des Lebens getroffenes Weib, riß sich die Herrin von Warwik los aus den Fesseln, die sich um sie geschlagen, und die Gestalten, die eine Sekunde lang in eines verschmolzen, standen sich nunmehr wieder getrennt, auf immer getrennt gegenüber, das kündeten die drohenden Züge der stolzen Weltdame, denn gleich wie die Leidenschaft zu der jungfräulich berückenden Erscheinung wie ein Blitz in seiner Seele aufzüngelte und sein ganzes Wesen durchflammte, so auch loderte der Haß wie ein Blitz in ihrem Herzen empor, der Haß gegen den Mann, den Unbekannten, der sie an sich zu reißen gewagt, wie ein willenloses Beutestück.

Und nach dem Blitz, da begann eine schwüle, drückende Stille über dem einsamen Jagdhaus zu lasten, so schwül, daß man das Rascheln der Eidechsen übers Gestein vernahm, so bänglich, daß es wie ein Aufathmen der Erlösung durch den Raum ging, als sich jetzt das Gewieher der Rosse und das Gekläff der Rüden vernehmen ließ und die gedrungene Gestalt des alten Liebrecht im Rahmen des alten Gemäuers auftauchte. Ahnungslos, die Backen nach seiner Gewohnheit mit Kautabak gefüllt, wollte der greise Förster eben mit irgend einer seiner drastischen Reden loslegen, aber verblüfft hielt er inne. Die Reitgerte zitterte so seltsam in Evelyns weißer Hand und mit der letzteren auf den Fremden zeigend, frug sie kalt und schneidend:

„Wer ist der Mann hier, Liebrecht?“

„Forstgehilfe Wolf, gnädigste Baronesse.“

Die Herrin von Warwik erblaßte und an dem Förster und dem Forstgehilfen vorüberschreitend, sagte sie mit derselben, gleichsam modulationsunfähigen Stimme:

„Der Mann ist morgen aus meinem Dienst entlassen, Liebrecht.“

„Hussa vallera“, das Jagdhorn ertönte, vallera, vallera rief das Echo leise zurück. Und bergauf, bergab, losgelassen, entfesselt tobt die wilde Jagd, kläffende Rüden, wiehernde Rosse, aufgescheuchtes, fliehendes Wild, knallende, weithin hallende Büchsen. Und hoch zu Pferde, allen anderen voran, saß die junge Herrin von Warwik „Laissons aller“, tönte es von ihren brennenden halbgeöffneten, lächelnden Lippen. Und Evelyns Lippen hatten noch nie so heiß gebrannt und so bös und erbarmungslos gelächelt. Und Evelyns Augen hatten noch nie in solch wildem Feuer geglüht. „Des yeux farouches“, flüsterte ihr der

Erbprinz zu, indem er scherzend eine ihrer langgelösten Locken zu erhaschen wußte.

Aber Evelyn entfloh dem Erbprinzen und seinen Galanterien, die sie anwiderten. Welche Flucht, welches Rasen! Keuchend spornte der Jagdgehilfe, der bestimmt war, seiner Gebieterin die Waffe zu laden, sein Pferd an, um mit ihr Schritt zu halten und ängstlich sprengte Graf Emil Wolfsegg an der anderen Seite der Baronesse dahin!

„Hussa vallera!“ Wie der Wald so grün war und der Himmel so blau und das Weib dort so schön. Und manch bewundernder Blick folgte diesem Weibe, dessen schmiegsamer Leib keine Ermüdung kannte, dessen Hände nicht erlahmten den Hahn spielen zu lassen und dessen Büchse nimmermehr ihr Ziel verfehlte.

„Hei, wie lustig das knallt!“

Manchmal hielt sie inne; zuweilen sah sie sich um, als suche sie Beute, mehr Beute. Und wie ein weiblicher Centaur jagte, raste, stürmte sie dann von neuem dahin, lüstern nach Blut, mit gelösten Haaren, mit gelösten Sinnen, und wenn ein Thier zu ihren Füßen verendete, da zitterte es wie eine grausam gesättigte Wollust über ihr schönes Antlitz hin.

Aber sie schien unersättlich nach Blut und unersättlich nach Beute.

„Gebt mir ein Ziel, das meiner würdig ist“, hatte sie eben gerufen mit rollendem Auge und wie sie sich nun umwandte, da stand kaum dreißig Schritte von ihr, ihr den Rücken kehrend, der Forstgehilfe Wolf.

Ha! Was erfaßt sie denn mit einem Male! Wenn sie nun die geladene Büchse auf den Mann dort anlegte, und wenn der Mann fiel, ja dann, dann wäre ihr wohl, wohler wie jetzt, wo er lebte, wo sein Mund sich noch öffnen konnte, um vielleicht vor Gott und der Welt mit seiner Brutalität zu prahlen, wohler wie jetzt, wo sein Blick sie verletzte, wo sein Dasein sie empörte, wo seine Gegenwart ihr Blut in Wallung brachte, wo die Erinnerung an ihn allein genügte, ihr weibliches Bewußtsein, ihren Stolz in den Staub zu bohren.

Und Evelyn wollte sich wohl, Evelyn wollte sich frei fühlen, schon rissen ihre zitternden Hände die Büchse an sich. Da wandte sich der Forstgehilfe Wolf zum Weiterschreiten, da sah er das schöne Weib an, kalt, ruhig, groß und vor diesem Blick entsank ihr die Waffe und hilfesuchend, hilfeflehend kehrte sie ihr Antlitz, aus dem alles Blut gewichen war, Graf Emil zu und stammelte tonlos:

„Um Gottes willen, Graf, bleiben Sie an meiner Seite, retten Sie mich vor mir selbst, ich weiß nicht mehr was ich thue!“

„Allgütiger Himmel“, murmelte der letztere, indem er die Büchse dem Jagdgehilfen überreichte, zugleich mit dem Winke sich zu entfernen. „Reden Sie, sprechen Sie, Evelyn, sehen Sie nicht mit diesem starren Blick ins Leere, sagen Sie mir, welch' seltsam Räthselhaftes Sie eben angewandelt hat.“

„Was mich angewandelt? O nichts“, flüsterte sie, mit der Rechten das lichtblonde Haar zurückstreichend und das schöne böse Antlitz scheint momentan wieder wie unter einem bösen Bann zu erstarren. „Ich wollte nur — —.“

„Sie wollten? Baroneſſe.“

Sie ſieht geiſterhaft vor ſich nieder, als beſänne ſie ſich ſelbſt, was ſie denn eigentlich will, und dann ſagte ſie leiſe und doch ſchroff: „Ich wollte, daß ich wie das Reh hier verendend an der kühlen Erde läge und daß dieſe Erde mein ſündiges Herzblut tränke.“

„Evelyn“, fährt der Graf erregt auf, „keine ſolchen Wünſche, ich beſchwöre Sie um aller derjenigen willen, die Sie lieben!“

„Die mich lieben?“ lächelt ſie irre, ſarkaſtiſch.

„O Evelyn, Sie wiſſen wie meine Mutter, Sie wiſſen“, ſetzt Graf Emil noch leiſer hinzu, „wie ich Sie liebe.“

„Sie?“ Die Baroneſſe ſpricht die eine Silbe langſam, gedehnt, erſtaunt, faſt lauernd aus und wieder beſchleicht ſie jenes dämoniſche, drängende Gefühl, auf die eine oder die andere Weiſe den Galanterien des Erbprinzen zu entfliehen und dieſes ſchmachvolle Heut' aus ihrem Daſein auszulöſchen, koſte es was es wolle. „Liebe“, ſagt ſie, ſchrill auflachend, indem ſie ſich im Forſte umſieht, in welchem ſie allein zurückzubleiben ſcheinen, denn ferner und fernerhin iſt die wilde Jagd gezogen, nichts zurücklaſſend, als im Mooſe ihre blutigen Fußtapfen und ihre zerſtörenden Spuren.

„Liebe, ha, ha, ha, ſchauen Sie ſich um in der Runde. Es giebt nur Triebe in der Natur. Wie der Jäger ſich auf das Wild, wie der Geier ſich auf die Taube, ſo ſtürzt ſich der Mann auf das Weib, wie auf ein wehrloſes, willenloſes Beuteſtück. Das Ich, der Egoismus, die Gewalt, das ſind die leitenden Prinzipien im Univerſum.“

„Evelyn, um Gottes willen“, ſtammelt der Graf, in das todtblaſſe Antlitz der Baroneſſe ſtarrend, „wo auf Erden iſt die Stätte, wo Sie ſolch' fluchwürdige Eindrücke empfangen haben könnten?“

Ja, wo war die Stätte! O, ſie kannte ſie nur zu genau. In den verſchwiegenen Boudoirs der alten Excellenz, in dem einſamen Jagdhaus im Walde, da war dieſe Stätte, und ewig, wie ruheloſe Geiſter, immer wieder wanderten ihre Gedanken den Weg dahin zurück. Jetzt aber ſchreckte die Grüblerin dennoch auf und als wolle ſie ſich losreißen von dem Skeptiscismus, der ihre Seele erfüllte, tonlos, unbewußt faſt flüſtern ihre Lippen:

„Und wenn es doch eine Liebe gäbe?“

„Nun, Evelyn?“ Sie ſtreifte mit der zitternden Rechten über ihre Stirne.

„Ich glaube“, liſpelte ſie, zu den grünen Wipfeln emporſchauend, „die müßte kommen plötzlich, wie der Blitz aus heiterer Luft, die müßte vom Himmel niederfallen, unerwartet, wie ein leuchtender Stern, die müßte ſich aufſchlagen vor uns, wie jenes Buch mit den ſieben Siegeln, das uns die Ewigkeit verbürgt und das Daſein der Gottheit offenbart.“

Der Graf faßte die weiße nun ſtarr herabgeſunkene Hand Evelyns, die auf der dunklen Mähne des Roſſes gleichſam eingeſchlafen ſcheint.

„Und wer, Evelyn“, fragt er leiſe, „wer hat das Buch mit den ſieben Siegeln vor Ihnen aufgeſchlagen, wer hat Sie ſeine Geheimniſſe und ſeine Wunder gelehrt?“

„Mich?“ flüſtert ſie aufſchreckend und ſich ſcheu umſehend. „Niemand, Graf Emil, niemand!“ liſpelt ſie ängſtlich und fiebernd, „denn

ich", sie sieht von neuem starr vor sich hin, „ich empfinde nichts, nichts als ein Gefühl grenzenloser Vereinsamung, ein Gefühl unbeschreiblicher Heimatlosigkeit. Ich komme mir vor wie ein Schiff, hinausgeschleudert auf den sturmbewegten Ocean, ein Schiff ohne Führer, ohne Steuer, Kompaß und doch — ich möchte landen, landen, gleichviel in welchem Hafen landen."

„Evelyn!" murmelt der Graf ergriffen.

Aber sie hört ihn nicht, sie sieht ihn nicht, sie hat ihr Haupt vorgebeugt, so daß ihr goldglänzendes Haar in die schwarze Mähne des Rosses fließt, während ein wildes, umsonst zurückgedrängtes Schluchzen mit einem Mal ihre ganze Gestalt zu erschüttern beginnt.

„Evelyn, ich weiß, Sie können mich nicht lieben, Sie werden mich nie lieben", stammelt der Graf scheu und fragend über ihren gesenkten Scheitel streifend.

Da hebt sie ihr thränenüberströmtes Gesicht. „Nein", stößt sie hervor, und das „Nein" klingt so grausam ehrlich, so unerbittlich, zornig und doch auch wieder so Erbarmen erheischend, sich selbst anklagend, Hilfe suchend und Hilfe fordernd, wie ein Aufschrei nach Erlösung, daß der junge Mann mitleidig, trunken von eigenem und fremdem Weh den Arm um die zitternde Gestalt legt.

„Evelyn", flüstert er weich, „aber vielleicht können Sie etwas wie Achtung für mich empfinden?"

Sie sieht ihn mit großen, ängstlichen und fast geisterhaft leuchtenden Augen an, ohne sich zu regen.

„Etwas wie Freundschaft, Evelyn?"

Sie faltete die Hände ineinander, in stummer Ergebung.

„Und wenn ich Ihnen denn eine Heimat, meine Heimat, einen Namen, meinen Namen böte, Evelyn?"

Da blickte sie wieder zu ihm auf, andächtig, fast wie ein Beter zu dem milden, gütigen Heiland und dann sinkt ihr Haupt auf seine Schulter und schwer, ermüdet von des Tages Lust und Leid schließen sich ihre Lider.

Ist's ein Glück, ein wirkliches Glück, oder ist's nur sein vorschwebender Schatten?

III.

„Gewiß, gewiß, seien Sie versichert, dieser Mensch lüftet alle Gardinen."

„Sie meinen doch den Chevalier von Waricourt?"

„Ja wohl. Er sieht durch alle Schlüssellöcher."

„Mais!"

„Und überrascht, prenez garde, Madame, alle Liebespaare."

Und in der That der Chevalier hat etwas an sich von einem homme dangereux; während der ganzen Dauer der Tafel irrt ein geheimnißvolles Lächeln um seine Lippen, mit kritischen Mienen und kritischem Messer zerlegt er die Leckerbissen seines Tellers, wie einer der alles zergliedert, der alles weiß, der indessen aus sehr gewichtigen Gründen noch alles zu verschweigen geruht.

Aber endlich, endlich doch, der Champagner perlt in den Gläsern

und nach einem von Schmeicheleien und schönen Lügen strotzenden Toast auf seine Hoheit Prinz Karl Wilhelm, dem die Tafelrunde mit in Unterthänigkeit ersterbenden Mienen ein enthusiastisches Hoch folgen läßt, erhebt sich der Chevalier von Waricourt. Sein glattes Höflingsgesicht bewegt sich etwas steif und eingeengt in der weißen Krawatte und seine Stimme beginnt in vornehm schnarrendem Ton:

„Serenissime!" Eine tiefe Verbeugung gegen Seine Durchlaucht. „**Mesdames et Messieurs**", eine leichtes Neigen des Hauptes gegen die Gäste. „Sie erlauben mir — ä — daß ich Ihnen mittheile, ä — ä — was mir heute **arrivirt** ist. Ich ging heute durch den Forst, ermüdet von der Jagd, das war heute, Serenissimus, die Bäume rauschten, alles grün, alles Sonnenschein, wie in einem Gemälde von Antoine Watteau. Ich suchte nichts und fand doch etwas, **mesdames et messieurs**, fand zwei glückliche Kinder, die sich im Walde verirrt, fand eine entzückende Liebesidylle, **tous comme chez Watteau**, fand mit einem Wort die junge Herrin dieses Schlosses, die sich vom Treibjagen in die Einsamkeit geflüchtet, von einem Pfeil verwundet."

„Einem Pfeil", unterbricht die Martinow, aller Etikette vergessend, den Chevalier entsetzt, indem sie sich zu besinnen scheint, ob es nicht am Platze wäre, in eine Ohnmacht zu fallen, aber ein leises, energisches: Schweigen Sie, Sie sind eine Gans, das der zärtliche Gatte der nervösen Dame ins Ohr raunte, bannt die letztere auf ihren Sitz zurück. Und der Chevalier, durchaus nicht behindert von diesem kleinen Intermezzo, fährt zur Tafelrunde gewendet fort:

„Vom Pfeile Amors verwundet, **messieurs et mesdames, naturellement tous comme chez Watteau.**"

„Aber **nom de Dieu**, so schweigen Sie doch, sehen Sie denn nicht wie seine Durchlaucht erbleichen?" flüstert nun, ebenfalls lebendig geworden, die Bersikof hinter dem vorgehaltenen Fächer dem Chevalier zu.

Indeß, alles vergebens.

„Glückliche Menschen, die sich im Walde verirrt", fährt Herr von Waricourt, berauscht von der gewählten Poesie seiner Sprache fort, „ein deutscher Dichter, unser aristokratischer Graf Moritz von Strachwitz singt und sagt zwar: „Und wer die beiden verrathen hat, den mögen die Wipfel zerschmettern", aber — **n'importe, messieurs et mesdames**, das Ereigniß ist zu interessant, und so bitte ich Sie denn, mit mir auf die Verlobung der Baronesse Evelyn von Warwik und des Grafen Emil von Wolfsegg anzustoßen."

Das entscheidende Wort ist endlich gefallen, die That geschehen, die Verlobung ein **fait accompli**.

Große Sensation, allgemeines Erstaunen, **bouleversement** und Chaos, Gratulationen, nervöse Händedrücke, gefühlvolle Umarmungen der Damen, lyrische Seufzer und elegische Thränen.

„Aber wo sind denn Seine Durchlaucht?" fragte der Chevalier plötzlich, indem er den allgemeinen Aufbruch benutzt, um mit etwas ernüchterten Mienen an die Bersikof heranzutreten.

„**Chut donc**", flüsterte diese, den Frager bei Seite ziehend, „Seine Hoheit wandten sich sofort nach Ihrer Proklamation zu ihrem Adjutanten und ich sah Höchstdieselben vorhin, in Begleitung des letzteren, **en plain carrière** aus dem Schloßhof hinausſprengen."

„Mais, mais, ich begreife nicht", stammelt Monsieur de Waricourt äußerst deprimirt.

„Sie begreifen nicht, Sie, ein so raffinirter Kopf", lächelt von Eulenstein, der sich mit einem Zahnstocher eifrig die großen Zähne stochert, „ha, ha, ha, in der That merveilleux, Sie haben uns ja noch eben den Beweis geliefert, Chevalier, daß Sie alle Liebespaare überraschen, alle Verhältnisse durchschauen. Sehen Sie sich doch in der Runde um, mein Verehrtester, von was flüstern und wispern und raunen denn all' diese verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen, als von dem raschen Aufbruch Seiner Hoheit, als von der wahnsinnigen Passion, die Seine Durchlaucht dieser belle Warwik entgegen zu bringen geruhen, deren Verlobung Sie zu proklamiren beliebten."

„Schrecklich — ich — ich, und vor den durchlauchtigsten Ohren von Serenissimus", stöhnt Herr von Waricourt. „O ich Thor! Schrecklich. Ich muß an die Luft, tout de suite, gnädige Frau, um meine Nerven zu kalmiren."

Und Herr von Waricourt drängt sich in der That durch die flüsternden und debattirenden Reihen der Gesellschaft, um ins Freie zu eilen.

O, ich Blinder! Ich sehe erst jetzt", stammelt er, den heißen Kopf in die Rechte bergend.

„Was thun? C'est désolant. Wagen um Wagen fährt vor, der Hof zieht sich zurück und ich — ich —"

Ueber das blasse, verstörte Höflingsgesicht des Chevaliers zuckt es plötzlich wie ein Licht- und Hoffnungsstrahl.

„Ça ira, ça ira", murmelt er. „Thor! Thor! Diese Passion Seiner Durchlaucht, ah, welche Chancen, ich werde sie auszubeuten wissen, auszubeuten mit adresse, mit raffinement, mit esprit, aber, aber, vor der Hand, vor der Hand etwas, um schneller die Blöße zu verdecken, die ich mir gegeben. Einen neuen Auftritt, eine neue Scene, um das alte vergessen zu machen, einen neuen Stoff, um die Gemüther zu beruhigen, einen neuen Stoff, ein Königreich dafür!

Und Herr von Waricourt, der sich bis jetzt in seinen Gastrollen bei den verschiedenen Höfen Deutschlands nur als Flaneur, als harmloser Geck versuchte, hat nun, wo er sich dem Fache der Bösewichter und Intriguanten zuzuwenden gedenkt, gleich bei seinem ersten Debut in diesem Genre ein ganz auserlesenes Glück.

Nicht nur, daß die junge Herrin des Hauses am Arm der alten Gräfin Wolfsegg, umgeben von den Damen Martinow, Bühling, von Versikof und ihrem Verlobten, dem Grafen Emil, auf der Veranda den aufbrechenden Gästen den Scheidegruß bietet, nein, in demselben Augenblick halten auch die zurückgebliebenen Jäger, an der Spitze den alten Förster Liebrecht und den Forstgehilfen Wolf, ihren Einzug in den Schloßhof.

Der Forstgehilfe, Wolf à voilà, das ist so ein Mann, so eine sensationelle Erscheinung, wie der Chevalier ihrer bedarf. Freilich dieser Wolf Werner hat etwas vornehm reservirtes, er scheint durchaus nicht den Wunsch zu hegen, sich in den Vordergrund zu drängen und wenngleich seine Kameraden ihm mit einem gewissen Stolz die königliche Jagdtrophäe, den erlegten Adler, nachtragen, der Zug wäre

ohne Zweifel sehr still, sehr harmlos an den noch zurückgebliebenen Gästen vorbeidefilirt und Wolf Werner wäre ebenso geräuschlos auf der Scene erschienen und verschwunden, wie ein stummer Statist, der keine Rolle zu spielen hat, wenn nicht der Chevalier plötzlich sich ins Mittel gelegt, um mit einer wahren Stentorstimme, die ihm niemand zugetraut, zu den auf der Veranda versammelten Damen hinüberzurufen:

„Was meinen unsere verehrten Gönnerinnen zu dieser königlichen Jagdbeute; wäre der Erleger dieses Königsadlers, der Forstgehilfe Wolf Werner hier, nicht würdig, einen Preis aus schönen Händen zu empfangen, aus den Händen unserer verehrten Baronesse Warwik, der Braut Graf Emil Wolfeggs zum Beispiel?"

Eine momentane Stille tritt ein nach den Worten des Chevalier, der ein beifälliges, zustimmendes Gemurmel folgt, die unerwartete Aufforderung scheint die Situation, scheint die Scene jäh geändert zu haben und der gesellschaftliche Strom, der im Sande zu verrinnen drohte, wird von neuen Wogen geschwellt.

Und in der That, dieser Wolf Werner ist wirklich eine Persönlichkeit, gemacht die Blicke auf sich zu ziehen. Ein grollender Löwe, der seiner Freiheit beraubt und wider Willen vor die Menge geschleppt worden, steht er im Vordergrund, während die Damen fortfahren, sich mit der größten Ungenirtheit ihre Bemerkungen über ihn zuzuraunen.

„Eine imponirende Erscheinung. Der Herkules der Farnese", murmelte die Bühling begeistert.

„Und eine intelligente, seltsame Physiognomie, die Physiognomie mit dem fatalistischen Zug um Lippen und Brauen", meinte Comte Emil.

„Bah, lieber Graf, wer spricht an seinem Verlobungstage von fatalistischen Zügen", droht Frau von Versikof mit dem Fächer. „N'est ce-pas, Baronesse Warwik", wendet sich die Dame an die letztere, „Sie werden trotz der fatalistischen Züge, die Graf Emil herausgefunden, diesen finsterblickenden Forstgehilfen den verdienten Preis nicht verweigern?"

„Nein, gewiß nicht."

Evelyn Warwik stößt die drei Worte scharf und gereizt hervor, und mit derselben fiebernden Gereiztheit hat sie sich zu ihrer vollen Größe aufgerichtet. Will denn die Gestalt des einen nicht weichen aus ihrem Leben, diese Gestalt voll Kraft, Stolz, Leidenschaft und Unbeugsamkeit, die aus anderem Stoff geformt scheint als alle anderen.

Der Trotz, der sich in den Zügen der Herrin von Warwik spiegelt, hat etwas Verwandtes mit dem Trotz, der schattengleich auf Wolf Werners Stirne lagert. Kampf gegen Kampf. Die Baronesse ist nicht mehr das lachende, frohsinnige Mädchen des Ballsaals, ein Augenblick ihres Lebens, der Augenblick in dem verfallenen Jagdhaus hat genügt, sie in ein Weib, ein leidenschaftliches, kampfbereites Weib umzuwandeln. Frevelnde Hände haben den Schleier von ihrem Denken und Träumen gezogen. Heiße Lippen haben die jungfräulich-milde Denkart, den mädchenhaften Duft von ihrer Seele geküßt.

Wäre die Herrin von Warwik innerlich weniger erregt, als sie es in Wirklichkeit ist, so könnte es ihr nicht entgehen, daß eine gleich-

mächtige, wenn auch eine Erregung anderer Art und Natur die Frau ergriffen, die neben ihr steht, die Gräfin Wolfsegg. Aber Evelyn Warwik sieht nichts als den Mann, den sie haßt und jenes dämonisch-drängende Gefühl, das sie beherrscht seit ihrer Wandlung und das sie blind aus einem Extrem ins andere treibt und sie zu Handlungen verleitet, die sie mit nüchternen Sinnen wohl nimmer begangen hätte, reißt sie auch diesmal hin und mit den Worten:

„Ich denke, der beste Preis für einen Untergebenen dürfte immer ein klingender sein", schleuderte sie dem Forstgehilfen Wolf ihre Börse zu. Die Rede ist den Lippen entschlüpft und die Börse fiel, geräuschvoll aufschlagend, zu den Füßen des Mannes nieder. Und den Mann selbst hat dieser neue Vorgang zum Mittelpunkt und zum Objekt der allgemeinen Neugierde gemacht.

Nur in dem Blick der Gräfin Wolfsegg, da leuchtet ein höheres als bloße Neugierde, ein heißeres, als alltägliches Interesse auf. Blaß, athemlos, mit einem Antlitz, über das die Schatten und Lichter der verschiedensten Empfindungen gleiten, hängt das Auge der Comtesse an der stolzen Erscheinung des Forstgehilfen.

Welch' jähes Wetterleuchten über seine Züge hinzuckte, als die schöne, grausame Hand von der Veranda herab ihm das Gold zugeschleudert und nun, wie seine Brust sich in stürmischem Aufathmen hebt, wie er die Brauen zusammenzieht, so daß sie wie eine einzige scharfgezogene Linie die Stirne von der unteren Partie seiner Physiognomie trennen.

Mein Gott, mein Gott, an was, an wen wollen diese leben- und kraftsprühenden Mienen die Gräfin mehr und mehr gemahnen! Kennt sie denn dieses zürnende Angesicht nicht? Hat dies dämonisch-wilde sie nicht schon in früheren Jahren erschreckt, wenn ihr Knabe Werner sich als Schützer zwischen sie und den erzürnten Gatten drängte. Und wie der Forstgehilfe Wolf jetzt mit der Rechten durch das krause, lange Haar streift, es trotzig schüttelnd, wie der gereizte Löwe seine Mähne. Und nun dieselbe Selbstbeherrschung, trotz des gährenden, heißen Blutes, die ihr an ihrem verlorenen Sohne immer so räthselhaft-wunderbar erschien.

Mit einem feinen Lächeln um die Lippen, dem Lächeln eines Riesen über ein Kind, das die Hand zum Streiche gegen ihn erhoben, neigt sich Wolf Werner, die Börse vom Boden aufzuheben und hierauf sich dem Kreise der Damen um einige Schritte nähernd, sagte er, sich zu der Geberin wendend, mit einer Stimme, an der auch nicht mehr das leiseste Vibriren eine innere Erregung verriethe:

„Gnädigste Baronesse gestatten vielleicht, daß ich eine Belohnung, die ich so gar nicht verdient, dem Förster Liebrecht überweise, damit er ihren Inhalt unter die Treiber des heutigen Jagdtages vertheile."

Eine eigenthümlich sonore Stimme, die Stimme des Forstgehilfen. Wie eine dunkle Melodie fließt die Rede von seinen Lippen.

Und auflauschend, gespannt auch, hat die Gräfin sich bereits bei dem ersten Laut dieses weichen, biegsamen Organs vorgeneigt. Sie steht an der Rampe der Veranda allen anderen voran und weiß es nicht. Es hat den Anschein, als wolle ihr Fuß vorwärtseilen, aber die mächtige innere Erregung bannt ihre Gestalt an die Stelle, und dann, plötzlich schwankend, wie von einem jähen Schwindel erfaßt,

stützt sie sich auf Evelyn Warwiks Schulter und mit den scharf accentuirten aber gebrochenen Worten:

„Das ist das Antlitz, das mich erschauern machte, tief bis in der Seele Grund, das ist der Troubadour, der das Wiegenlied sang, das ist er — er —", bricht sie besinnungslos zusammen.

Der Schlag der Herzen scheint einen Moment zu verstummen vor dem Unerwarteten. Man hört das geisterhafte Geliſpel der welken Blätter, die von dem Lindenbaum, der die Veranda halb überdacht, zur Erde niedergleiten. Und die Lippen, die sonst so eifrig flüsternden Lippen sind verstummt wie die Herzen.

Mit leuchtenden Mienen, noch höher gewachsen, steht Wolf Werner unter den Verstummten, als beflecke er seine Hand mit dem Golde, hat er es dem Förster zugeworfen und hierauf, vorstürzend, Welt und Menschen vergessend, beugt er sich nieder und wie ein Riese mit den Athletenarmen hebt er die Gestalt der Gräfin empor. Er hebt sie empor und preßt sie an die hochschlagende Brust. Und wie etwas, auf das man ein heiliges Anrecht besitzt, wie etwas, das einem angehört und das man nicht mit der gaffenden, neugierigen Menge theilt, hat der Forstgehilfe die Ohnmächtige ins Haus getragen.

Es ist ein Akt so eigenmächtigen, kraftvollen Willens, gegen den anprallend jeder andere Wille zerstäuben müßte, wie Wellen zerstäuben an eherner Felsenstirn. Niemand wagt zu opponiren. Und nur der Sohn der Gräfin und die Baroneſſe Evelyn Warwik folgen dem Voranschreitenden nach.

Und nun? — In dem stillen, verschwiegenen Gemache, in das kein Blick der Außenwelt dringt, knieend vor der Bewußtlosen, die er sorgsam auf ein Ruhebett niedergelassen, da küßt Wolf Werner die weißen Hände der Frau und ihre noch weißeren Haare, er lauscht auf ihre Athemzüge und auf den von neuem pulsirenden Schlag ihres Herzens und es ist nicht anders, als hätte der starke Mann die Kraft und den finsteren, schneidigen Trotz von sich abgelegt, wie die alten Recken den Harnisch, wenn sie aus fernen Kämpfen und Schlachten endlich heimgekommen, endlich nach Hause zurückgekehrt.

„Mutter, Mutter, erwache, sieh mir ins Auge, kennst Du mich nicht? Ich bin's, ich, Dein wiedergefundener Sohn!"

Und bei dem Rufe, der nicht leise, sondern macht- und klangvoll aus tiefster Seele schallt, da schlägt die Gräfin die Lider auf. „Ich weiß, ich weiß, Werner, es kam mir mit einem Mal wie eine selige Offenbarung", und drängend zieht sie sein ausdrucksvolles Haupt an ihre Brust und kann doch nicht weiter und kann doch nicht mehr sprechen, sprachlos vor Wonne.

Aber dafür spricht der Heimgekehrte kosende, weiche Worte zu ihr, wie man sie seinen stolzen Lippen nimmer und nimmer zugemuthet.

„Sieh hier, Mutter, entsinnst Du Dich noch, das Medaillon mit Deinem Bildniß, daß Du mir in der Stunde des Abschieds um den Nacken geschlungen? Zum Talisman ist mir's geworden in Noth und Tod."

Und sie hört ihn reden und blickt ihn an, wieder und wieder und jetzt auf seinen Arm gestützt, richtet sie sich langsam empor.

„Wie kam's nur, daß ich Dich nicht gleich erkannt, damals als

Dir die Maske entsank", murmelte sie fragend und verwundert, indem sie sinnend mit der weißen Hand über die gedankenvolle Stirne streift. „Freilich gleich, wie wär's möglich gewesen", fährt sie schmerzlich lächelnd fort, es liegen ja zwanzig lange Jahre dazwischen! — Zwanzig Jahre! O Werner, Werner, warum hast Du mich so lange warten lassen? — Doch nein, blick nicht finster", unterbricht sie sich zärtlich, als bei ihrer Rede von neuem die dunklen Schatten über seine Züge zu gleiten beginnen. „Ich will nicht klagen und nicht fragen nach dem traurigen Warum, daß Dich ferne gehalten, ich habe ja jetzt etwas ganz anderes zu thun." Und das Haupt nach Graf Emil wendend, der erregt und erschüttert, ein stummer Zeuge, im Hintergrund dieser Scene beigewohnt, sagte sie:

„Komm, Emil, tritt näher, auf daß ich die Hand des Wiedergefundenen in die Deinige lege, zum treuen, festen Bund für's Leben."

„Für's Leben? — Nein, Mutter, noch nicht", Graf Werner hat sich losgerissen mit abwehrender Geberde, „das wäre verfrüht. Der Mann vermag dem Manne nur die Rechte zu reichen, wenn es klar und wahr und licht zwischen beiden geworden." Die Stimme Werner Wolfseggs gemahnte an das wachsende Grollen eines inneren Sturmes und mit finster zusammengezogenen Brauen ist er zurückgetreten.

„Du fragtest mich vorhin, Mutter, weshalb hast Du mich so lange warten lassen auf Deine Wiederkehr, nicht nach dem „traurigen Warum" wolltest Du forschen! — Mutter, ach Mutter, vielleicht wär's besser gewesen, ich wäre Dir niemals wiedergekehrt." Dann fährt der Sprecher, die Arme über der Brust verschränkend, mit einer gewissen bitteren Schwermuth fort: „Ich bin ein anderer geworden, da draußen, da drüben über dem Ocean; die alten Traditionen, die Dir und Emil heilig sind, Mutter, mir haben sie's aufgehört zu sein. Wie soll ich im Ahnensaal unseres Hauses unseren Ahnen gegenübertreten, dieser stolzen Reihe von Aristokraten, die für die Rechte des Adels gelebt und gestorben, eines Adels, der mir dem werthlosen Flittergolde vergleichbar dünkt, mit dem man Kindern ihr Spielzeug und Knaben ihre papiernen Lampen überklebt? Wie soll ich tagtäglich über die Gruft derer hinwegschreiten, ich der Demokrat, dem die Gleichheit und Gleichberechtigung der Menschen das höchste Lebensziel, Athmen und Denken geworden, dem die Freiheit und ihre großen, weltumfassenden Ideen in Fleisch und Blut übergegangen! Ha, ha, ha, als ich als Troubadour verkleidet mich einschlich in jene beau monde des Hofes um Dich zu sehen, weil ich von dem alten Förster Liebrecht erfahren, daß Du jenes Fest besuchen würdest, ha, wie hat es mich angeekelt jenes kleine und kleinliche Treiben. Eure beau monde erschien mir wie eine demimonde ohne Ideale, ohne Größe. Was soll dem Manne, der die Kämpfe des Jahres achtundvierzig mitgemacht, hörst Du Mutter und Du Emil, hörst Du mich, der die Kämpfe des Jahres achtundvierzig mitgemacht? Was soll dem Manne, der hüben und drüben für Freiheit focht, das Vaterhaus mit dem stolzen Ahnensaal und das zersplitterte Vaterland der Dutzendregenten? Und doch, ich bin wiedergekehrt, das Volk der Denker, Mutter, Bruder — und jeder einzelne aus diesem Volke, er denkt sich in der Ferne wieder zurück, er denkt sich heimwehkrank, bis er den Rhein wieder fluten und Deutschlands Eichen wieder rauschen hört —

und wenn Ihr dem Freiheitsträumer nach seinen Bekenntnissen die Hand noch zu reichen vermögt, dann wird auch sein ruheloser Geist heimkehren ins Vaterhaus und er wird's versuchen, ruhig und friedlich auf der Scholle zu leben und zu sterben, wo ihm die Wiege gestanden."

Die Worte sind verklungen. Graf Emil hat ganz wie als Kind bewundernd und andachtsvoll zu dem starken Werner aufgeschaut und jetzt sich an seine Brust werfend, mit Stolz und ausbrechender Zärtlichkeit sagte er:

„Ja, das ist er, der Verlorene, der uns wiedergekehrt, dunkel nur wie aus einem Traume heraus erinnere ich mich seiner Züge, vertrauter aber sind mir seine Worte und sein Wesen. So kühn und freimüthig und groß, so offen das bekennend, was in ihm lebt, ob es nun eine Ueberzeugung oder eine Schuld, klang mir schon, als er noch Knabe war, seine Rede ans Ohr, und heute muß ich mich ihr auflauschend zuneigen wie dazumal, als hört' ich klirrende Schwerter gegen tönende Schilde splittern."

Graf Emil hat warm des Bruders Hand ergriffen und fragte dann scheu mit einem beinahe mädchenhaften Erröthen:

„Weißt Du denn, welches Doppelfest wir heute begehen?" Graf Emil blickt sich um, „wo ist Evelyn Warwik", sagte er, einen bittenden Blick nach der Mutter werfend, die gedankenvoll an Werners Seite steht. „Ah richtig, ich höre ihre Stimme draußen den Gästen den Scheidegruß bieten, Du wirst ihr den kleinen Zwischenfall mit der Börse vergeben, nicht wahr, Werner, Du wirst; Sie hielt Dich für einen anderen."

„Allerdings für einen anderen", lachte Graf Werner etwas gezwungen auf, „sie hätte sonst schwerlich ihrem ersten Verlobten solchen Willkommen geboten, aber Du erschreckst bei meiner Erwähnung früherer Beziehungen", fährt Graf Werner fort, die Rechte auf Emils Scheitel legend. „Nicht doch, Emil, die Aristokratin hat mir durch ihre freigiebige Goldspende nur zu greifbar gezeigt, auf welcher Stufe der Mann für sie steht, der Mann ohne Namen und Rang und eine einzige Minute, glaube mir, hat genügt mich zu belehren, daß die Blume, die in der Treibhausatmosphäre des Salons und der Vorurtheile aufgeblüht, gar wenig passen würde zu der Wettertanne, die auf freier Klippe den Stürmen und Wettern getrotzt. Aber", Wolf Werner wendet den intelligenten Kopf schwermüthig lächelnd vom Bruder zur Mutter, „mich ergreift's nun doch mit einem Mal so wunderbar. Auf pfadlosem Ocean segelte ich hin durch lange bange Jahre und keine glückliche Insel, deren Gestad mich grüßte; durch graue vom Sonnenbrand versengte Wüste irrte mein Fuß und keine Oase, die zur Rast und zu Gast mich lud. Und nun? Mutter, Mutter, die glückliche Insel ist erreicht, die friedliche Oase winkt mir und ich, ich habe Sehnsucht nach Hause!"

Nach Hause! Auch die übrige Gesellschaft scheint dies Wort vorläufig zur ihrer Devise gemacht zu haben und scheint nach manchen Debatten und manchem pour et contre zu der unumstößlichen Ansicht und Einsicht gelangt zu sein, daß außer der einen großen Neuigkeit, der Kunde von dem wiedergefundenen Sohn, vorläufig für profane Ohren nichts weiter von Belang zu erfahren sein dürfte.

In dem großen Hofe des Herrenhauses zu Warwik ist der Platz geräumt. Stumm, mit todten Augen starren die Karyatiden, die die Säulen der Veranda tragen, von neuem hinein und hinaus in die lautlos ruhende Einsamkeit.

Vor dem hohen Portale hielt die zweisitzige Kalesche, in deren Fond Graf Emil und Gräfin Wolfsegg bereits Platz genommen haben, während der Groom in der eleganten Livree der Warwik soeben dem Grafen Werner das edelste Thier des Marstalls zuführt.

„Der Hengst scheint wild und feurig, des Reiters werth, den er tragen wird", ruft Graf Emil laut und hierauf leiser und in drängend-bittendem Ton: „Thue mir die Liebe, Werner, Evelyn ein versöhnendes Wort zu sagen, sie als Weib kann und darf Dir nicht zuerst entgegenkommen, das Entgegenkommen ist an Dir."

„An mir?" Werner Wolfsegg hat mit einem kurzen, alle weiteren Dienste zurückweisenden Neigen des Hauptes die Zügel des Rosses aus der Hand des Grooms entgegen genommen. Mit einem trotzig bitteren Lächeln folgt sein Blick der davonrollenden Kalesche, um dann mit ungeheuchelt-kaltem Ausdruck auf die herrliche Erscheinung Evelyn Warwiks zu fallen, die sich eben gewendet, um ins Haus zurückzukehren.

„Gnädige Baronesse sehen nach den letzten Aufklärungen den Vorgang im Jagdhaus wohl weniger als einen Akt der Brutalität an."

Der Graf ist, immer sein Pferd am Zügel haltend, der jungen Dame um einige Schritte nähergetreten und er beliebt seine Rede herzusagen, so eintönig und modulationslos, wie ein Schüler eine ihm widerwärtige Aufgabe.

„Wolf Werner hatte in jenem Augenblick vergessen, meine Gnädigste, daß er nur die Stellung eines simplen Forstgehilfen in den Augen der vornehmen Dame bekleidete, er hatte vergessen sich vorzustellen, hatte vergessen sich hinter seinen Stammbaum und seine Ahnen vor dem Zorn der stolzen Aristokratin zu verschanzen. Sie verzeihen, aber dies etikettewidrige Wesen kommt davon, Baronesse, wenn man die Freiheitsideen der neuen Welt eingesogen, da denkt man nicht daran, daß in Europa nicht der Mann, sondern nur der Rock, nicht der innere Kern, sondern nur die äußere Schale gilt; da überlegt man nicht, daß man mit jedem Schritt über die enggezogenen Grenzen der Formen und Normen hinaus sich eines Verbrechens gegen die Sitte schuldig macht. Und Vergebung auch, meine Gnädigste, dafür, daß ich so offen bin es zu bekennen. Nicht einmal ein Vergehen gegen diese kleinlich-prüden europäischen oder vielmehr deutschen Sitten wähnte ich heute im Walde zu verüben, denn nicht die Fremde, nein, meine Braut, mein Eigenthum, das Weib, das mir schon in der Wiege verlobt worden, dachte ich zu umfangen, als ich, ein wilder, ungestümer Schwärmer, die Baronesse Warwik an meine Brust zog, bevor ich ihr als Legitimation meine Visitenkarte vorgezeigt."

„Verzeihung für dieses formwidrige Versehen, Baronesse. Verzeihung auch für die Verwegenheit meiner Worte. Ich weiß nicht, wie man im Salon plaudert und werde es nie lernen. Aber ich fühle mich dessenungeachtet verpflichtet, ihnen sobald als möglich die Beruhigung zu geben, daß ich die Ehre der künftigen Gemalin meines Bruders heilig zu halten weiß, heilig wie meine eigene."

Evelyn Warwik hat stumm zu dem Sprecher aufgeblickt, dessen Züge starr wie aus Marmor gemeißelt erscheinen und dessen eiserne, eherne Ruhe seltsam absticht zu seiner früheren Leidenschaftlichkeit. Evelyn Warwik will etwas entgegnen, sie scheint nach einer Erwiderung zu suchen, jedoch ehe ihre zuckenden Lippen diese Erwiderung gefunden, trägt der schäumende Hengst den Reiter dahin und in grauen Staubwolken verschwindet seine hohe Gestalt.

IV.

„Was sagen Sie, meine Herren und Damen, welches Ereigniß! Unsere Residenz hat förmlich den Kopf darüber verloren. Bei Hofe, in den grands, in den petits cercles, man spricht von nichts anderem mehr. Dieser Wolf Werner, der sich plötzlich als Graf Wolfsegg entpuppt, diese rasche Verlobung der schönen Warwik mit diesem nichtssagenden Comte Emil. Was wollen Sie, das alles erregt Sensation. Ich kann mich nicht zeigen im Konzert, im Theater, ja selbst en chemin, meine Damen, ohne daß mich der Prinz von S. anredet, oder ohne daß mir der Kammerherr von X. das Geleit giebt."

„Liebe Frau von Versikof, heißt es un moment, Sie waren doch bei jenem Treibjagen, Sie haben ihn von Angesicht zu Angesicht erblickt, diesen verschollenen Sohn, wie sieht er aus, herabgekommene Züge, nicht wahr, schlechte Manieren, defekte Toilette, nicht präsentabel — wie?"

„Bitte, bitte erzählen Sie; äußerst rührend, in der That; ist die Mutter zuerst dem Sohne oder aber ist der Sohn zuerst der Mutter in die Arme gesunken?"

„Nun, mesdames und messieurs, und ich erzähle denn auch was ich weiß, meine Salons sind überfüllt, wie Sie sehen, man kommt und geht und da man auch seine kleinen Beobachtungen macht —"

„Ah, wirklich, Frau von Versikof, Sie haben also Observationen gemacht?"

„Und wer, der mit etwas psychologischem Scharfblick bedacht, machte sie etwa nicht, meine Damen, diese vollständig unerwartete Verlobung der Baronesse Warwik, dahinter verbirgt sich etwas, ein Räthsel, ein Geheimniß, vielleicht ein kleiner, interessanter Roman, mesdames et messieurs."

„Sie haben recht, meine Beste, im tiers état herrscht auch eine ganz ausgesprochene Ansicht über dieses so eilfertig geschlossene Verlöbniß und diese guten Bürger behaupten, daß das Freifräulein von Warwik in einer rasch improvisirten Ehe Zuflucht sucht vor der Passion Seiner Hoheit."

„Eine Tugend, die Ihnen allerdings sehr zu statten käme, liebe Saltern, denn Sie wissen: On revient toujours a ses premièrs amours."

Und Frau von Versikof lachte so unschuldig und so harmlos zu diesem kleinen, boshaften Seitenhieb.

„Einen Augenblick, meine Damen", sagt sie aufspringend, „mir däucht, als wäre eben eine Equipage vorgefahren! Ah, in der That,

das elegante Dreigespann der Frau Oberhofmeisterin von Welten und Seine Hoheit selbst zu Pferde, begleitet von diesem petit Waricourt. Er kommt en vogue, mesdames et messieurs, dieser kleine Waricourt, und man thut gut, sich mit ihm zu liiren und zu protégiren. Liebe Saltern, meine Robe — tiens — ist sie nicht etwas chiffonirt. A propos, Sie sind sehr bleich, beste Comtesse, en effet, Sie stehen nicht mehr in der ersten Jugend, Sie hätten etwas rouge auflegen müssen."

„Seine Hoheit der Erbprinz", erschallt es in diesem Augenblick von der Schwelle her und Karl Wilhelm, auf den Arm Waricourts gestützt, die verlebten Züge etwas alterirt, die grauen Augen unruhig umher schweifen lassend, zeigt sich den devot und unterthänigst auf ihn gerichteten Blicken der Gesellschaft.

„Hoheit, welche Ehre, daß Höchstdieselben geruhen, meine bescheidene Schwelle zu überschreiten —", stammelt die Versikof.

„Excellenz von Welten, les beaux esprits se rencontrent, wie Sie sehen; Sie erlauben mir Ihre Hand zu küssen."

„Bon jour, Monsieur de Waricourt, was bringen Sie Neues, was bringen Sie Gutes?"

„Ah, meine verehrte Frau von Versikof, man kommt, erst das Gute von Ihnen zu empfangen, damit es dem Schlechten die Wagschale halte", flüstert der Chevalier.

„Comment, höre ich recht?"

„Sie wissen, diese Verlobung der Baronesse Warwik —"

„Setzt Sie in Verwunderung wie alle Welt, trotzdem Sie sich zum Herold derselben aufgeworfen."

„Nicht doch, das weniger, was wollen Sie? Frauen sind unberechenbar, meine Verehrteste", murmelte der Chevalier mit gedämpfter Stimme. „Ich war blind, ich war aveugle, Sie werden mich verstehen, Seine Hoheit, eine unglückliche Leidenschaft, eine wahnsinnige Passion und man hoffte, unter uns gesagt, Seine Hoheit hofften, die Baronesse würde als Comtesse Wolfsegg ein Haus machen und nun; ah, meine Gnädigste, stellen Sie sich meine Konsternation, meine Verzweiflung vor, ich habe soeben aus sicherer Quelle erfahren, die Trauung findet bereits heute in der Schloßkapelle auf Wolfsegg ganz im stillen statt, qu'en dites vous, ganz im stillen und dann, und das ist das malheur suprême, meine Gnädigste, begeben sich die Neuvermälten nach Italien für den Winter, für den ganzen Winter nach Italien, ich bitte Sie."

„Das wäre fatal, äußerst fatal, in der That", seufzte die Versikof.

„Für die Herrenwelt ganz außerordentlich", meint der Justizrath von Martinow, sich in das Gespräch mischend.

„Unsere Damen hingegen sind glücklicher daran", spottet der Kammerherr von Bühling, seinen Henri quatre mit der gantirten Rechten streichend, „ihnen bleibt dafür dieser neuaufgetauchte Comte Werner Wolfsegg."

„Dieser Demokrat mit dem adligen Wappenschild", gähnte die Martinov.

„Dieser Sohn der Wildniß", spottet die Saltern, die Schultern zuckend.

„Er hat so etwas Revolutionäres, er könnte dem Staat gefährlich werden, mein Gott, mein Gott, was werden wir noch alles erleben?“ seufzt die von Bühling.

„He, he, he. Staatsgefährlich, **parbleu mesdames**“, lachte der Chevalier, „aber, aber was ich eher befürchte, dieser Sohn der Wildniß könnte den Damen gefährlich werden — ä — ä — er hat unstreitig die Attribute eines Kavaliers, parole d'honneur, wie er heute Morgen in der Promenade an mir vorüberjagte; er sitzt zu Pferde, **comme une statue** und ich glaube —“.

„Und Sie glauben, Monsieur de Waricourt, daß dieser Ingomar mit dem Adlerblick sehr bald seine Parthenia finden dürfte, **mesdames et messieurs.**“

„**Pas de phrases, mal placées**, liebe Welten, **s'il vous plait**, ich bin keiner von denen, die verstehen gute Miene zum bösen Spiel zu machen“, murmelt unterdeß Seine Hoheit der Erbprinz, der mit der alten Excellenz von Welten in dem großen Salon auf und ab zu promeniren geruhen.

„Und doch, Hoheit, das jeu steht keineswegs so schlecht, als Höchstdieselben zu glauben scheinen.“

„Wirklich?“ lachte der Erbprinz nervös.

„En effet, Serenissime, meiner Ansicht nach hat uns das Schicksal vorzügliche Karten in die Hände gespielt, bedenken Höchstdieselben doch. Ein junges, geistreiches, blendendes Weib, wie diese Warwik, an einen unbedeutenden Mann gekettet, welche Chancen müssen sich da früher oder später eröffnen!“ flüstert die Welten mit berechnender Miene. „**Laissons aller**, Hoheit, die junge Dame hat jetzt, niemand weiß warum, die Caprice, sich und ihre Freiheit so rasch als möglich in Fesseln zu schlagen, aber, aber, Serenissime, sie wird nur zu bald nach dem Alexander seufzen, der diesen gordischen Knoten löse, den ihre schönen Hände so unüberlegt schnell geschlungen!“

„**Un raisonnement, qui ne manque pas d'esprit**, liebe Welten, **mais, mais**“, knirschte der Erbprinz mit den Zähnen. „Sie werden Uns verstehen. Wir sind gewohnt, zuerst geliebt zu werden, zuerst zu besitzen, mit einem Worte die Erstlinge von allem zu empfangen, und diese Heirat, warum die Wahrheit nicht sagen, meine Liebe, diese Heirat steht wie eine finstere Wolke an Unserem Lebenshorizont.“

Wenn indeß auch dieser Durchlauchtigste Horizont sich in etwas zu verdunkeln beliebt, der Himmel, der sich über der Erde wölbt, streut verschwenderisch noch einmal seine goldensten Sonnenstrahlen über die herbstlichen Fluren und Wälder aus, die stolzen Zinnen des Schlosses zu Wolfsegg streben kühn und trotzig in den Aether. Im Morgenwind flüstern die bunten Wipfel des Parkes und auf dem See, an dem die schmucken Villen liegen, ziehen weiße Schwäne ihre stillen, majestätischen Kreise, lange, silberne Wasserstrahlen hinter sich zurücklassend.

Es ist ein schöner Hochzeitstag, voll Licht und Glanz.

Und doch — der Nebel, der böse Herbstnebel, er webt gespenstisch in der Luft, auf jeden Halm, auf jedes Blatt schüttet er seine demantleuchtenden Thautropfen aus.

„Thautropfen, ja wohl, Thautropfen“, schluchzte die alte Amme,

Die Roſen der heiligen Eliſabeth.

Nach einer Originalzeichnung von Otto Knille.

die mit ihrer jungen Gebieterin und dem Förster Liebrecht herübergefahren, um der Trauung beizuwohnen. „Thautropfen, schöne Thautropfen, Thränen sind's, die an den Myrthenzweigen hängen, die mir der Gärtner gebrochen. Und wenn ich mir nun denke, Liebrecht, daß ich sie gepäppelt und gehätschelt und vor jedem rauhen Lüftchen bewahrt. Und wenn ich mir nun vorstelle, daß ich an ihrer Wiege gewacht die Nächte hindurch, und daß ich ihr jeden Morgen ein Müßlein gekocht aus Biskuit oder Kaisermehl, und daß ich sie lieb gehabt, wie mein leibeigen Kind, und daß sie nun —"

„Einen Mann heiratet, der Euch nicht gefällt, Mordelement, so preßt's nur endlich einmal aus Euch heraus", knurrte der alte Liebrecht, indem er seinen Kautabak fieberhaft von einer Backe in die andere schiebt. „Gefällt mir auch nicht. Der Junker Emil ist viel zu pimplich und zu zimperlich für unsere Evelyn, hat nicht die richtige Rasse und die richtige Dressur. Hab mir auch einmal ein Herz gefaßt und hab's ihr gesagt. Goldkindchen, Evelynchen, hab' ich gesagt, aber der richtige ist es nicht, und wenn ich ein Frauenzimmer wäre, Mordelement, den Wolf nähm ich mir, wollte sagen den Werner, Teufelskerl das, Prachtbursche das — na, wie ich da aber kaum mit meiner Herzensmeinung losgepafft hatte, angesehen hat sie mich, daß ich gleich dachte den leibhaftigen Tod davon zu kriegen, hab' mir auch's Maul nicht mehr verbrannt, denn da kann Sie Gift drauf nehmen, Margareth, eine andere ist die Evelyn geworden, so wahr ich der Liebrecht bin und das kam Knall und Fall von dem verdammten St. Hubertustag ab. Sonst hatte sie für ihre Stute ein Stück Zucker und für den alten Förster ein Päckchen Tabak, jetzt ist's alle und die Stute kann warten auf den Zucker und der Liebrecht auf den Tabak, und so fatal 's ist, ändern thut keiner was daran, denn wir Menschen sind nun einmal eine obstinate Rasse. Wir machen uns unser Schicksal selbst und fällt's schlecht aus, so schieben wir die ganze Schlechtigkeit dem Herrgott in die Schuhe."

Und der alte Förster sprach wahr, wenigstens in gewisser Hinsicht. Der Mensch gestaltet sich sein Schicksal selbst, der Schmied seines eigenen Glückes wähnt und glaubt er zu sein, und merkt dabei oft gar nicht, daß es die bösen, kleinen Geister, die Teufel in und außer ihm sind, die ihnen ins Handwerk pfuschen und die oft mit einem einzigen ungeschickten Hammerschlage sein ganzes Glück zertrümmern. Hatten die kleinen tückischen Unholde, die wir Zufall, Laune, Wallungen des Blutes nennen, am Ambos gestanden, als die junge Herrin von Warwik sich den Ehering geschmiedet, den Ehering, der so leicht zum Wehering wird, wenn jene hämischen Kobolde ihn zusammengefügt? Wer vermöchte es zu sagen, wer vermöchte eine Antwort darauf zu geben, was da webt und was da gewebt wird in der Werkstatt unseres Innern.

Ruhig und kalt in dem weißen Atlaskleide, dessen schwer nachfließende Falten ihrer Erscheinung etwas statuenhaftes verliehen, schritt Evelyn von Warwik zum Altare. Der Trauung folgte das Diner en famille, bei dem zwar die Konversation nicht ins Stocken gerieth, das indeß doch mit einer gewissen Hast eingenommen wurde, als suche man so rasch als möglich darüber hinwegzukommen; nach dem Diner erschien die junge Frau in enganschließender Reisetoilette, sie schritt am

Arm ihres Gatten durch die Reihen der Dienerschaft, sie warf einen flüchtigen Blick auf die alte Margareth, die die bittersten Thränen ihres Lebens weinte, auf den greisen Liebrecht, der diesmal statt des Tabaks einen Fluch zwischen den Zähnen kaute, um seiner Rührung Herr zu werden, sie bot der strengen, hoheitsvollen Schwiegermutter die blasse Wange zum Kuß, reichte Graf Werner die schmale, weiße Hand und hierauf ein leises „Adieu", „au revoir", das geisterhaft verklang und die Equipage rollte dahin. — Ein weißes Tuch, das noch einmal herüberwehte, und dann verschwanden das Tuch und verschwanden die winkende Rechte, verschwanden Roß und Wagen und nur noch eine graue Wolke, die die Räder aufgewirbelt und die langsam, schwerfällig am Boden hinkroch, um Staub zum Staub zu sinken.

Ein Winter in Italien, im Land der Sonne und Wonne, und ein Winter im rauhen Norden! Dort fächelnde, lächelnde Frühlingswinde, hier der rauhe Sturm, der in einsam gelegenen Besitzungen so eigenthümliche Stimmen und unheimliche Echos weckt, der des Nachts den Schlaflosen so düstere Geschichten erzählt und der, ein wimmernd Gespenst, unsichtbar um die Mitternachtsstunde über die Gänge huscht, an den Thüren und Fenstern rüttelt, knarrend die Wetterhähne um ihre Stangen dreht und die Ziegel vom Dache schleudert, als wolle er zeigen, daß alles verweh- und vergehbar sei.

„Wir leben recht still und abgeschlossen hier", schrieb die Gräfin in einem vom 25. Februar datirten Briefe an ihre Schwiegertochter. „Weißes Schneegefilde weitet und breitet sich um uns aus, wie ein stilles, todtes Meer, aus dem die Kirchthurmspitzen der Dörfer des Nachts wie erloschene Leuchtthürme aufsteigen.

Ich aber bin glücklich; nur kann ich den fast krankhaften Drang nicht los werden, den Becher des Glücks, den mir das Schicksal so spät gereicht, zu leeren, durstig zu leeren, wie in einer heimlichen nagenden Angst, er könnte mir wieder von den Lippen genommen werden. Ich lasse eben den linken Schloßflügel auf Haus Wolfsegg für Euch renoviren; sagt zu diesem meinem Wunsche nicht nein, im möchte Euch meinem Herzen nahe wissen, alle recht nahe, wer weiß wie lange es währt!"

Sechster März. „Gestern war die Versikof hier, natürlich um mir zu meinem Mutterglück zu gratuliren; sie will bemerkt haben (und leider pflegt diese Frau die Welt sehr bald mit ihren psychologischen Bemerkungen und Hirngespinnsten bekannt zu machen), daß Du, liebe Evelyn, Werner sehr „froidement" und gewissermaßen als „enfant prodigue", mit einem „air hautain" von oben herab zu behandeln beliebtest. Zu meinem Leidwesen vermochte ich diese klügelnde Versikof nicht so zu widerlegen, wie ich es wohl gewünscht hätte. Ich fühle es dunkel, es liegt etwas zwischen Euch, zwischen Werner und Dir, ein Finsteres, Kaltes, das sich nicht bannen lassen will und daß vielleicht mehr einer gewissen Gleichheit, denn einer Ungleichheit Eurer Naturen entspringt."

Den 29. März. „Solltest Du wirklich, wie Du einmal sagtest, keine Anlage zum Glück haben? Arme Evelyn! Emils Briefe sind voll von schwärmerischer resignirter Verehrung für Dich und die Deinigen, — Anlagen zum Glück, freilich! Du hast recht, man muß sie

besitzen und auch Werner besitzt sie nicht, sonst hätte er heute nicht dem Chevalier von Waricourt, der im Auftrage Seiner Hoheit dem Prinzen Karl Wilhelm, ihm eine der einflußreichsten Hofchargen anbot, mit einer abschlägigen Antwort beschieden. „Ich will Deutschlands Freiheit, Einigkeit und Größe und habe sie mit denen gewollt, die anno achtundvierzig auf deutscher Erde ihr Blut verspritzt; gebt mir einen einigen Staat, gebt mir einen Herrn mit der deutschen Kaiserkrone auf dem Haupte und ich will den Nacken beugen in seinen Diensten, aber einem kleinen Fürsten zu dienen, nachdem ich der großen Freiheit gedient, das vermag ich nicht." Das waren Werners eigene Worte. Und nur eines tröstet mich bei dieser namenlosen Unbesonnenheit, der Chevalier von Waricourt scheint mir kein Chevalier sans peur et sans reproche und er wird Seiner Durchlaucht alles mögliche hinterbringen und vorspiegeln, den Bescheid meines überzeugungstreuen Sohnes jedoch, den wird er klugerweise für sich behalten.

Doch noch eines — eben in diesem Augenblick wirft mir Werner, mit dem Rufe „selbstgepflückt", einen duftigen Strauß von Frühlingsblumen durch das geöffnete Fenster herein, wärst Du da, ich würde Dein Goldhaar damit schmücken. — Ach, wärst Du da! Aber Ihr kommt doch, nicht wahr Ihr kommt, ist doch der Lenz nach langem Winterfrost gekommen.

Ja, er war gekommen der Lenz. Die Lerchen sangen und die Schwalben zwitscherten und den goldgelben Primeln im Grün der Wiesen folgten die weißen Margueriten, aber sie blieben diesmal ungepflückt und keiner hatte Zeit gefunden, Kränze daraus zu winden für die Erwarteten, die eines Tages eintrafen, ganz still, ganz ohne Geräusch, ganz ohne Sang und Klang.

Evelyns Züge haben an idealem Ausdruck gewonnen in den letzten Monaten, sie gleicht der Statue, an die der Künstler die letzte Hand der Vollendung gelegt. Aus dem durchgeistigten Blick ihrer Augen, aus dem feinen Lächeln ihrer Lippen spricht jener Esprit, der der Bosheit verwandt ist.

Und diese Lippen wissen in der That gut und geistreich zu plaudern. Des Abends auf der schattigen Terrasse erzählt Evelyn wie oft von dem Eindruck, den Rom, Neapel, Messina auf sie gemacht, oder sie singt auch wohl zur Begleitung des Pianos ein Gondellied, das sie in Venedig den Schiffern abgelauscht, oder die junge Frau lacht sogar, gedankenlos und zerstreut mit dem Fächer spielend, und fragt Graf Werner in jenem höflichen, reservirten Gesellschaftston, wie ihm die moderne Gesellschaft gefalle, die Elite der Residenz, die er kennen zu lernen den verflossenen Winter sehr wahrscheinlich Gelegenheit gehabt.

Ob aber das schöne Weib redet, singt oder lacht, es ist immer dieselbe Stimme ohne Modulation und ohne Wärme, es geht etwas kaltes und erkältendes von Evelyn aus. Enger und inniger von Tag zu Tag schließt sich Graf Emil an den stärkeren Bruder an. So treu, fest und innig aber auch das Band ist, das sich um die beiden schlingt, von der geheimnißvollen Wunderblume, die zwischen ihnen erblüht, sprechen die Brüder nie.

Nur einmal — auf der sonnigen Haide ist's. Schwere Wolken

ziehen am Himmel hin und ein Gewitter brütet in der Luft, während geisterhafte Stimmen durch das windbewegte Schilf am Ufer lispeln. Sie hatten gejagt im Forst, die beiden.

Werners Weidmannstasche birgt manches Beutestück, während Graf Emil die Büchse gleichsam nur zur Parade über die Schulter gehängt zu haben scheint und als hätte er auch durch all' die Wochen und Monate nur eine lästige Komödie gespielt, so wirft sich der letztere plötzlich auf das Haidekraut, bleibt lange still, starrt zu den Wolken empor und sagt endlich leise und klanglos, ohne einen Namen, ohne ihren Namen zu nennen:

„Sie ist so schön, ach — und sie ist — so gut. Ich darf ihr folgen, wie ihr Schatten ihr folgt, ich darf sie stützen, wenn ihr Fuß ermüdet, ich darf ihre Träume belauschen, wenn sie schlummert, denn manchmal träumt sie und spricht im Schlaf; wunderbare, sehnsuchtsschwere Klänge sind's, aber ich weiß, niemals spricht sie von mir, niemals sehnt sie sich nach mir und niemals träumt sie von mir."

Graf Emil schweigt wieder und starrt von neuem zu den Wolken auf und wie ein Fieberkranker, dem es leichter wird, wenn er die Fiebergedanken von seiner Seele wälzt, fährt er fort zu flüstern, und sein Flüstern hört sich an wie das klagende Lispeln des Herbstwindes durch sonnverdorrtes Ried.

„Einmal, in Neapel war's, auf dem Golf. Ob ein feuchter Tropfen der salzigen Flut meine Wangen, ob die eigene Wehmuth mir die Lider genetzt. Ich weiß es nicht, sie aber sah mich groß und bangend an und mit ihren seidenen Locken, mit ihren weißen Händen — — (o, sie sind so weich, diese Locken, und sie sind so schön, diese Hände) wischte sie mir das Naß von den Wimpern und murmelte, die schlanken Finger ineinander faltend, rührend wie ein Kind: „Gott verzeihe mir's, daß ich Deine Thränen nicht anders zu trocknen vermag."

Das ist's, was Graf Emil seinem Bruder erzählt auf der sonnverbrannten Haide, unter den am Horizont sich aufthürmenden Wolken und bei dem beginnenden Brausen des Sturmes, der in irren Stimmen durch die Lüfte klagt.

Und die schlichte Erzählung von eines Herzens Noth und Jammer scheint die Brüder noch inniger zu vereinigen.

Der Ton Graf Werners gegen seine Schwägerin tritt von diesem Tage ab aus seiner Ruhe heraus und nimmt manchmal eine bittere, ja fast sarkastische Färbung an. Und als die Gräfin eines Abends scherzend sagt: „Ich vermisse nur noch eines, daß Evelyn und Werner sich nicht „Du" nennen, wie es sich unter Mitgliedern ein und derselben Familie geziemt", da steht Werner auf, lacht rauh und murmelt, seiner schönen Schwägerin die Rechte küssend: „Also Du", aber dies Du auf Befehl klingt noch eisiger, als sonst das Sie von den Lippen dieses trotzigen und unbeugsamen Mannes geklungen. Indeß, Evelyn hört den Mißton nicht, der aus den Reden ihres Schwagers zittert. Hört sie denn überhaupt etwas von dem, was um sie her gesprochen wird?

Bleich und still sitzt sie in dem Gemach ihres Gatten, den seit einigen Tagen ein leichtes Unwohlsein auf's Lager geworfen hat. Wacht die junge Frau mit den Lidern, die sich manchmal so träumerisch

schließen, oder schläft sie mit den Augen, die sich zuweilen so groß und gläsern öffnen?

„Evelyn!“

Sie wendete sich langsam um, wie eine Somnambule, die man aus ihrem Halbschlaf geweckt.

„Wünschest Du etwas?“

„Nichts“, murmelt der Kranke, „nur Deine Stimme hören, eh' ich wieder einschlafe, ich bin so unendlich müde.“

Graf Emils Athemzüge heben und senken sich wieder gleichmäßig wie die eines ruhevoll Schlummernden. Die Uhr tickt leise dazwischen. Die Fenster stehen offen hinter den herabgelassenen Gardinen, aber kein Vogel singt, kein Lüftchen regt sich, alles todtenstill. Drinn und draußen kein Laut. Sie sind fort. Die Gräfin in der Residenz. Werner, wer weiß wo. Und Evelyn schreckt zusammen in der großen, fürchterlichen Ruhe und ein kaltes, böses Lächeln huscht wie ein böser Schatten über ihre Lippen.

Wer ist der Mann da vor ihr, an dessen Lager sie wacht? Wenn man ihr jetzt sagen würde, der Mann da ist Dein Gatte, sie hätte verneinend das Haupt geschüttelt, und wenn man sie jetzt nach dem Namen dieses Mannes früge, sie müßte sich erst besinnen, um ihn zu nennen.

Seltsam!

Aber sie hat sich besonnen.

Warum sie ihm nur die Hand am Altare gereicht hat und was ihm fehlen mag? und was ihr fehlt? Denn ihr ist manchmal, als wäre sie krank, ja nicht einmal krank, sondern schon todt und gestorben.

Es ist ein apathischer Zustand, der jede Empfindung ausschließt, in dem sie sich befindet und der zuweilen nur einer entsetzlichen Angst Raum läßt, der Angst des Kindes, das sich im Dunkel fürchtet. — Ja, im Dunkel! Denn Finsterniß herrscht in, Finsterniß herrscht außer ihr und doch fühlt sie instinktiv, daß diese Nacht, die sie umgiebt, noch eine Wohlthat für sie ist, daß einmal ein Blitz diese Nacht durchschlängeln muß und dann? Und dann? — — Sie fürchtet sich vor diesem Blitz und dem was er enthüllen wird! — — Horch? Tönt da nicht ein Geräusch durch die Stille, in das eintönige Ticken der Uhr? Hastige Tritte, verworrene Stimmen, Thüren, die sich öffnen und schließen.

Evelyn hat sich jäh erhoben und lauscht. Der Lärm währt fort, kommt näher, klingt deutlicher an ihr Ohr. Er wird den Kranken wecken und sie ist so froh, wenn er schläft, wenn er sie nicht ansieht mit den Augen, die so groß und traurig blicken, wenn er nicht mit ihr spricht, mit dieser klagenden Stimme, die manchmal ihr Gewissen, ihr kaltes, böses Gewissen aus dem Schlummer weckt. Evelyn ist durch das Zimmer auf den Gang geeilt und klinkt die Thür lautlos hinter sich ins Schloß.

„Was folgt Ihr mir, wie eine Meute Hunde den Blutspuren des Wildes?“ läßt sich nun eine rauhe, ungeduldige Stimme, die Stimme Graf Werners vernehmen, „laßt mich allein, Euer Winseln macht nichts besser.“

Evelyn hört es genau, der Graf kommt, nein, schleppt sich die

Treppen herauf. Was mag ihm zugestoßen sein? Es erfaßt sie wieder jene entsetzliche Angst, eine Angst die ihr den Athem raubt, sie flüchtet in das nächste, das erste beste Gemach. Und wie sie sich umschaut ergreift sie ein neues Entsetzen, es sind Graf Werners Zimmer, die ihr Fuß betreten hat — und da, da erscheint er auch bereits selbst auf der Schwelle mit bleichen, verstörten Zügen, den schlaff niederhängenden, blutenden Arm in einer rasch improvisirten Binde tragend.

„Was ist geschehen, um Gottes willen", schreit sie auf.

„Hahaha, beruhigen Sie sich, nichts von Belang, schöne Schwägerin, nur ein kleiner Sturz auf der Jagd von einer Klippe in einen klaftertiefen Grund. Hahaha!" Und immer noch lachend streift der Graf mit der gesunden rechten Hand den Hut von der Stirn, auf der sich eine zweite blutende Wunde zeigt.

Sie aber steht und starrt ihn an, auf den Spitzen der Füße, vorgebeugten Leibes steht sie, und wie sie das Wundmal an den Schläfen sieht und wie er sie so eisig „schöne Schwägerin" nennt, da ist's nicht anders, als hätte man ihr, der Scheintodten, das Secirmesser an das kalte, starre Herz gesetzt.

Und dies todte Herz beginnt zu schlagen, zu leben, zu empfinden, selig und unselig, bös und gut — und das bleiche Weib träumt nicht mehr, es ist erwacht. Die schwüle Windstille weicht dem Sturm. Sie stürzt vor, sie umschlingt den blassen, blutenden Mann mit beiden Armen, sie sucht mit ihren goldenen Haaren die Blutspuren von seinen Händen zu tilgen, sie küßt die rothen Blutstropfen mit ihren rothen Lippen fort, sie scheint sie zu trinken wie im Fieberdurst und birgt dann ihre brennenden Wangen in den Flächen dieser Hände — sinnlos, nicht wissend was sie thut, nicht wissend was sie will.

„Evelyn?" Erstaunt, fassungslos wie sie selbst, ungläubig noch immer, mit weit geöffneten Augen, mit zugleich stockendem und fliegendem Athem der breitgewölbten Brust hält Graf Werner das zitternde Weib von sich ab.

„Evelyn", stöhnt er zum zweiten Mal mit gepreßter, fragender Stimme, die etwas von dem Sturm hat, wenn er brausend über die tausend Wipfel des rauschenden Waldes zieht. Hierauf aber, wild wie der Adler seinen Raub, zieht er sie an sich, preßt ihren Kopf an sein hämmerndes Herz, wühlt mit bebenden Fingern in ihrem knisternden, funkensprühenden Haar und bricht endlich berauscht wie ein Trunkener, erschöpft vom Blutverlust mit einem letzten aufschluchzenden „Evelyn" in dem nächsten Lehnstuhl zusammen.

Was war das? Die junge Frau schaut sich um.

Großer Gott! Sie weiß erst jetzt, was sie that. Sie weiß erst jetzt, wo sie ist.

Sie sieht, sie sieht; die Blindheit ist von ihren Augen gefallen! Das, das war der Blitz, der das Dunkel gelichtet, erbarmungslos für immer gelichtet!

Und der Donner des Gerichts, muß er nicht diesem Blitze folgen? Evelyn hat sich in die äußerste Ecke des Gemaches geflüchtet; aber der Anblick des Mannes dort, die Verzweiflung treibt sie wieder zur That. Das junge Weib zieht an dem Glockenzug, als sollte dieser gelle Klang

sie der Pflicht wiedergeben und ihre Träume von vorhin wie mit einem scharfen Ruck durchschneiden.

Und der schrille Laut thut auch seine Schuldigkeit; er bringt die Dienerschaft in Bewegung. Und Evelyn hat sich ebenfalls wieder gefunden. Sie steht neben dem Verwundeten, den man auf den Divan gebettet und ihre schlanken Finger legen kühlende Eiskompressen auf seine mehr schmerzenden, denn gefährlichen Wunden.

„Mein Bruder, mein Bruder!" Es ist der erste jammernde Laut, den Graf Werner ausstößt in seinen Fieberphantasien, und dann fährt er auf und blickt wild um sich und ruft wieder leise, klagend, mein Bruder, mein Bruder."

„Rührende Liebe, die die beiden verbindet", meint die alte Gräfin einige Tage später, indem sie sich zu ihrer Schwiegertochter wendet, die mit zuckenden Lippen vor sich hinstarrt und die heißen sündigen Augen zu Boden schlägt.

Ja, rührende Liebe! Graf Werner scheint dem Bruder in noch innigerer Zuneigung ergeben, seit der schwülen Stunde, wo jenes Weib mit dem bösen Lächeln an seiner Brust gelegen, seit jener Stunde, wo er wie ein Trunkener seine Hände in der goldenen Flut ihrer Locken gebadet. Graf Werner scheint wieder genesen, nur zu athmen, zu leben, um über Graf Emil zu wachen. Seine Gedanken sind nur thätig, um die Gedanken des andern zu errathen, seine Hände kennen keine liebere Beschäftigung, als Emil zu stützen, zu führen und seine Schritte auf seinen Spaziergängen durch den Park zu leiten.

Und es liegt in dem allen etwas wie ein um Vergebungflehen, wie eine stumme Abbitte eines begangenen Unrechts.

Graf Werner meidet auch seine Schwägerin, sein Benehmen gegen sie hat etwas Kühles, Gemessenes.

Aber manchmal, da strömt doch dieser Duft zu ihm herüber, wie eben jetzt im Schatten des Parkes. Geht dieser Duft von ihren Locken aus, die, während dem sie sich zu Graf Emil niederneigt, der auf der von wildem Epheu umrankten Moosbank ruht, grüßend zu Graf Werner herüberwehen, dieser feine, unbeschreibliche narkotische Duft, der ihr Wesen umflutet, den seine Nüstern durstig einathmen, den seine Lippen trinken ohne zu wollen, der seine Sinne umstrickt, sein Gewissen betäubt, sein Blut entzündet und sein Hirn fiebern macht?

„Werner, von was träumst Du, Werner?"

Graf Emil lächelt, wie er das fragt und läßt die Blicke von dem Bruder hinweg sehnsüchtig über den murmelnden See schweifen, auf dem die bewimpelten Nachen ziehen, bald da, bald dort, zuweilen nah, zuweilen weit, als zögen sie nicht auf den Wellen, sondern auf den weißen Wolken dahin in ein fernes, seliges Land.

(Schluß folgt.)

In einer Schweizerpension.

Von

V. Re.

Der Nachahmungstrieb hat seine Wurzeln tief im menschlichen Wesen geschlagen, so tief, daß er sich gar nicht mehr ausrotten läßt. Der Hang zum Außergewöhnlichen, unserem eigenen Wirkungskreise Entgegenliegenden, findet sogar schon im Kinde einen fruchtbaren Boden. — Woher kommt es, daß das kleine Mädchen es in seinen Beschäftigungen so gern den Erwachsenen gleichthun möchte, daß es seine Puppe mit derselben Strenge erzieht, welche auch ihm gegenüber angewendet wurde und keine höhere Seligkeit kennt als: „Köchin" zu spielen? Desgleichen die Knaben! Unter Hunderten findet man zum mindesten achtzig, welche auf die Frage nach ihrem dereinstigen Beruf mit Begeisterung antworten werden „Kutscher!" — Nun, dergleichen Anwandlungen vergehen wieder, wie man wohl selber aus Erfahrung weiß. „Köchin" und „Kutscher" verwandeln sich nicht selten in „Graf" und „Gräfin", „Baron" oder „Baronin", welche kaum noch den Muth finden, über ihre früheren Geschmacksverirrungen zu lächeln. Allein wie sehr der Mensch sich auch ändern mag, es haftet ihm, wie die Eierschale auf dem Rücken des Küchleins, doch immer noch die angeborene Neigung zum Entgegengesetzten an, wenn sie sich auch der Mode und der Etikette zu konformiren genöthigt sieht. Dieselben Leute, welche als Kinder so enthusiastisch die Rolle von Kutscher und Köchin übernahmen, wir werden sie nach zehn Jahren vielleicht mit ebensoviel Begeisterung in den „Dienstboten" von Benedix mitspielen sehen. Möge der Schauspielerstand an und für sich ihnen noch so viel dégôut einflößen; es bleibt doch ein herrliches Vergnügen ihm ein wenig ins Handwerk zu pfuschen und seine eigenen Kräfte auf den Brettern zu versuchen. Wie gesagt, der Mensch ist und bleibt ein großes Kind, was thut er nicht um sich zu amüsiren und die oft so langweiligen Stunden des Daseins auszufüllen?

Wer sich einen kleinen Begriff von der inneren Ressourcenlosigkeit der beklagenswerthen Menschheit machen will, der wähle sich zum Studium einen Regentag in dieser oder jener Schweizerpension! Alles

hat sich da aus den spärlich erwärmten eigenen Zimmern in den gemeinsamen Salon hinabgeflüchtet, um hier im schönsten Takte und melodiöser Variation, das Zeitwort: „ich gähne, Du gähnst, er gähnt, wir gähnen, Ihr gähnt, sie gähnen“ miteinander durch zu konjugiren. Endlich entschließt sich jedoch ein originelles Menschenkind, weil ihm der Mund just einmal wieder offen steht, auch noch die folgenden Worte heraus zu manövriren:

„Wie unausstehlich langweilig ist es hier!“ Man hat freilich bis jetzt schwer ergründen können, ob die Faulheit oder die Schwatzhaftigkeit im allgemeinen einen größern Ansteckungsstoff besitzt, in diesem speciellen Falle scheint sich jedoch die letztere angeregt zu fühlen, denn alsobald ertönen Klagelieder aus allen vier Weltgegenden des Zimmers:

„Ja, es ist abscheulich!“

„Kaum mehr auszuhalten!“

„Gletscherhaft pyramidal!“

„Ein Königreich für ein amusement!“

„Her damit, wenn ich bitten darf“, erlaubt sich nun das Orakel und Schoßkind der Pension, nämlich der einzig lebensfähige, d. h. noch nicht lungenkranke Kavalier des in unheimlicher Majorität vertretenen weiblichen Geschlechtes, das Wort zu ergreifen.

„Her womit?“

„Nun, mit dem Königreich! Denn ich habe eine Idee und zwar eine großartige. — Meine Herrschaften, was sagen Sie zu lebenden Bildern?“

Ja, das ist ein Wort und zwar das rechte, auch macht es mehr Eindruck als so manches andere ihm gleichbenannte! Ein orkanähnliches Geräusch hat sich erhoben, ein Zusammenrücken von Stühlen, kurzum eine Bewegung, wie sie in Dornröschens Schlosse geherrscht haben muß, als dasselbe nebst allen Fliegen an der Wand zu neuem Leben erwachte. Denn „weß das Herz voll ist, fließt der Mund über“ und ohne Lärm kein rechtes Vergnügen in dieser sonderbaren Welt.

„Sie sind ein Engel!“ Mit diesem Ausruf erlangt der glückliche Erfinder der lebenden Bilderidee zunächst die höchste ihm zu verleihende Ehrencharge. „Und nun wollen wir berathen, was man alles aufführen könnte!“

Wieder momentane Stille, allgemeines Versenken der Gedanken in das eigene Innere und zwar nicht in dieses allein, sondern gleichzeitig in das Innere sämmtlicher Koffer und Garderobeschränke.

Die etwas genaue, man kann wohl sagen „geizige“ Mutter dreier heiratsfähiger Töchter ist bei dieser geistigen Rundschau ihrer Kleiderschätze sehr schnell zu dem Resultat gekommen, daß sie drei simple Bauermädchen allenfalls ohne Unkosten würde herausstaffiren können; sie stimmt also in erster Reihe für ein derartiges Bild und schwört, daß grade so etwas in ihrer Jugend den meisten Effekt gemacht habe.

„Welche Idee!“ ruft nun ihrerseits eine, wie die böse Welt sagt, durch Sklavenhandel unermeßlich reich gewordene Farmerswittwe — als ob man nicht überall auf Bauermädchen träte! Nein, im lebenden Bilde muß Pomp entfaltet werden, Brillanten und Edelsteine, sonst hat die Sache ja gar keinen chic! Meine Tochter wird als Lady Milford oder Madame de Pompadour erscheinen; eigentlich thut es

ihr leid, daß die Geschichte nichts von einer Madame Crösus zu sagen weiß, dies wäre sonst das wirksamste Mittel zur Entfaltung aller ihrer Reichthümer gewesen.

„Ich werde die Iphigenie darstellen", sagt ihrerseits eine hübsche, brünette Polin, welche sich im Besitze einer crêmefarbigen Tunika und blendend schöner Oberarme weiß.

„Aber meine Gnädige, wie sollen wir das Innere eines Tempels improvisiren?" fragt nun der maître de plaisir mit etwas kleinlauter Stimme, da er schon zu begreifen anfängt, welche Suppe er sich möglicherweise eingebrockt hat.

„Nun, ich bin nicht wählerisch und würde allenfalls auch mit „Tizians Tochter" zufrieden sein, fährt dieselbe mit echt nationaler Ausdauer fort, indem sie es rathsamer findet, unter zwei Uebeln das kleinere zu wählen und lieber Tunika und Arme zu opfern, um der Welt ihre klassisch geformten Schultern zuwenden zu können.

„Aber meine Herrschaften", ruft nun seinerseits wieder der Entrepreneur, den kein Mensch mehr recht zu Worte kommen lassen will: „wäre es nicht rathsamer, uns erst über die Bilder zu einigen und dann die Rollen nach Geschmack zu vertheilen?"

„Very well, meinetwegen", läßt eine entschlossene junge Miß sich vernehmen, „thun Sie mit mir was sie wollen, aber eins sage ich Ihnen, ich muß sitzen oder knieen, sonst wirke ich nicht mit!"

Miß Longfoot besitzt nämlich, was sie mit vielen ihrer englischen Schwestern gemeinsam hat und was wir Deutschen unter dem etwas unschönen Namen der „Oberkähne" zu verstehen pflegen! Ehren wir jedoch in diesem Falle ihre Selbsterkenntniß, welche durchaus nicht in ähnlichem Maße eine Eigenthümlichkeit ihrer Nation zu sein pflegt!

„Was würden Sie also", fährt der beklagenswerthe Erfinder der lebenden Bilderidee todesmuthig fort, „unter andern zu „Gretchen am Spinnrad" sagen? Denn für das letztere, nämlich für das Spinnrad, glaube ich garantiren zu können."

„Herrlich! genial! ausgezeichnet!" tönt es in verschiedentlichen Echos zurück, „aber wer sollte das Gretchen übernehmen? Gretchen muß doch eigentlich blond sein, und sind wir hier nicht alle mehr oder minder brünett? — doch halt, da ist ja das Fräulein von Semmler, welches blonde Haare hat! Nein, daß wir daran nicht gleich dachten! Natürlich, meine Liebe, Sie müssen das Gretchen geben — Sie sind ja wie dazu geschaffen!" — Fräulein von Semmler ist über dreißig und hat eine Kartoffelnase, allein sie erröthet mädchenhaft bescheiden und fühlt sich im stillen aufs höchste beglückt! — Frau Doktor P. aus Berlin, welche niemandem etwas gönnt, beeilt sich infolge dessen, auch in diesen Freudenkelch einen Tropfen Wermuth zu träufeln, indem sie mit Gönnermiene hinzufügt: „Ich werde Sie schminken, liebes Kind, und dann können Sie Gift darauf nehmen, daß kein Mensch Ihre dreißig Jahre ahnt."

Nun der Ausgangspunkt einmal gefunden, scheinen sich auch die Schwierigkeiten einigermaßen zu vermindern und so ist denn im Verlauf einiger weiterer Stunden das Programm für den folgenden Abend endlich festgestellt. Freilich müßte man lügen, wenn man behaupten wollte, dasselbe sei nun auch zur allseitigen Befriedigung ausgefallen.

Da ist unter andern ein etwas lungenkranker, noch dazu bartloser Referendar, welcher seine Mitwirkung allein in der seligen Hoffnung zugesagt hatte, den Oreſt seiner schon lange in der Stille angebeteten Polin abzugeben, und nun wird er auf einmal in sein schüchternes Nichts zurückgeschleudert durch das Donnerwort des Regisseurs: „Die Ihr suchet, trägt den Schleier — nicht, sondern — einen Korb!“ — Ja, es ist hart und wird noch härter, als man den Aermsten nun gar zum „Schach und Schachmatt“ mit einer ihm im hohen Grade antipathischen, durchaus nicht mehr jungen, langen und hagern Engländerin zwingen will, welche unglücklicherweise ein Rococo-Kostüm im Koffer und daher die Rechte einer Primadonna zu beanspruchen hat. Die sparsame Mutter der projektirten drei Bauermädchen muß ebenfalls gute Miene zum bösen Spiel machen, als der liebenswürdige Arrangeur ihre Aelteste persönlich darum bittet, die Rolle der Judith in dem gleichnamigen Bilde zu übernehmen — denn einem jungen heiratsfähigen Manne in den besten Jahren etwas abzuschlagen — welches Mutterherz könnte dazu wohl fähig sein! Lady Milford und Madame de Pompadour verwandeln sich für diesmal aus Mangel an „souveräner Umgebung“ in die schon so oft gestorbene und immer wieder auferstehende „Kleopatra“; aber auch Miß Longfoot's echt brittische Kaltblütigkeit soll mit der Rolle einer „knieenden“ Sklavin in diesem Bilde belohnt werden! — So wären denn Nebel und Regen urplötzlich vergessen und der Mensch ist einmal wieder, wie so oftmals im Leben, ausschließlich mit sich selbst beschäftigt. Da wird nun so mancher heimlich prüfende, aber wohlgefällige Blick in den Spiegel geworfen und nicht die Sonne, sondern der Regen bringt es an den Tag, wie genau man im Grunde doch sich selbst und seine Vorzüge kennt; ja sogar der Bescheidenste der Bescheidenen kommt auf einmal verstohlen mit einer Lieblingsidee in betreff seines Kostüms hervor und wir können es nicht leugnen, daß gerade dieses für seine Erscheinung auch wirklich das vortheilhafteste ist. Man könnte fast glauben, er müsse sich schon öfters im Geiste so kostümirt und mit Susanne im Figaro gesungen haben:

„Deutlich saget mir mein Spiegel,
Daß der Hut mir herrlich steht!“

Aber nicht allein die menschliche Eitelkeit, sondern auch Bewunderung und Schmeichelei finden in solchen Augenblicken einen fruchtbaren Boden. Im gewöhnlichen Leben verbietet es uns ja der gute Ton, daß wir einander gar zu drastisch ein Loblied singen, aber unter der Maske des Kunstverständigen läßt sich schon Verschiedentliches wagen. So darf auch das schüchterne Backfischchen, dem die gestrenge Mama für gewöhnlich ein Siegel auf den Mund zu drücken pflegt, bei Gelegenheit der lebenden Bilder einmal sein Urtheil äußern, und wir hören es vielleicht dem Helden seiner Träume in naiver Bewunderung zuflüstern: „Ach ja, der Lionel, den müssen Sie geben, ich denke mir immer, daß er gerade so ausgesehen hat wie Sie!“ — Lionel wird lächeln, aber er wird sich geschmeichelt fühlen! Auch nicht jedem ergeht es so jämmerlich wie dem armen kleinen, ganz „schachmatten“ Referendar, den eine grausame Hand von dem Gegenstande seiner Sehnsucht trennte, sondern nicht selten ist das Glück dem Kühnen hold und läßt

ihn zu Füßen seiner Angebeteten all' die Stadien des Entzückens im lebenden Bilde durchträumen, von denen die rauhe Wirklichkeit gewöhnlich nicht gern etwas wissen will. Im hier beschriebenen Falle wäre jedoch eine solche Vergünstigung nur als Ausnahme von der allgemeinen Regel zu konstatiren, da die überwiegende Mehrzahl des schönen Geschlechtes sich die tête à tête's als solche nicht im Pluralis gestatten kann.

Schon hat der vielgeplagte, unermüdliche Arrangeur sich in seinen Rollen verdoppelt, verdreifacht und vervierfacht und immer muß er noch wie Diogenes nach einem Menschen, d. h. nach seinesgleichen suchen!

Es kostet ihm eine schlaflose Nacht, bis er zu dem Entschlusse gekommen ist, im nöthigen Falle den Oberkellner zu Hilfe zu rufen, und erst nachdem dieser große Gedanke seinem Hirn entsprungen ist, sieht er des „nächsten Morgens Lichte" mit ergebungsvoller Ruhe entgegen. — Und er erscheint, der große Tag! Der Regen hat aufgehört, aber mit den lebenden Bildern wird nun erst recht angefangen. In der ganzen Pension herrscht ein Trubel, welcher selbst dem Unbefangensten auffallen muß, ein Hin- und Herlaufen, ein geheimnißvolles Flüstern, ein unendliches Wichtigthun, kurzum — man erkennt die untrüglichen Vorzeichen des kommenden Sturmes, oder besser gesagt „Hochgenusses". „Wirken Sie auch mit?" Diese Frage hört man an allen Ecken und Enden wiederholen und die „Ah's" und „Oh's" des Neides, des Bedauerns, der Neugierde, oder was sie sonst noch sein mögen, sie wollen gar nicht aufhören, aber in seltener Einigkeit richten sich alle Gedanken und Gefühle auf den kommenden Abend! Bei Tisch zeigt sich diesmal ein wirklich ängstlicher Mangel an gesundem Appetite und es wäre den spekulirenden Hotelwirthen allen Ernstes anzurathen, daß sie sich dergleichen Fasttage in Gestalt von lebenden Bildern öfters zu Nutzen machten. Die Neulinge, welche noch niemals auf den Brettern gestanden haben, können „vor Aufregung" nichts essen; die Routinirten, Welt- und Bühnengewandten dagegen wissen sehr wohl, daß man eine dünne Taille und interessante, durchgeistigte Züge mit einigen kleinen Opfern erkaufen muß. Aber die beiden Töchter der „etwas genauen" Mutter, sie werden heute, ob sie wollen oder nicht, ihre Lieblingsgerichte an sich vorübergehen lassen, denn allein der Gedanke an die entsetzlich engen, aus Mama's bester, aber magerster Zeit stammenden Mieder, welche sie demnächst wie Schraubstöcke umschließen sollen, treibt ihnen schon im voraus den Angstschweiß auf die Stirne.

„Hangend und bangend" sind nun die Stunden vorübergegangen und der Augenblick naht, wo das verschleierte Bild sich zeigen und der Vorhang, in Gestalt so und so vieler buntgeblümter Bettschirme, sich lüften wird. Doch erst noch einen Blick hinter die Coulissen! Mein Himmel, ist denn der Spiegel urplötzlich so klein geworden, daß er zehn bis zwölf Menschenköpfe nicht mehr auf einmal zurückzustrahlen im Stande ist? Nun müssen die armen Akteurs sich wirklich gegenseitig drängen und stoßen und sind geradezu genöthigt, einander kleine Grobheiten zuzurufen, wie z. B.: „Schöner können Sie ja gar nicht werden, lassen Sie mich nun auch einmal heran!" Oder: „Wenn Sie genug gesehen haben, darf ich vielleicht einen Augenblick bitten?" ꝛc. ꝛc.

Ja, es ist wirklich rücksichtslos, daß der Wirth nicht für die lebenden Bilder einen Wandspiegel in der Höhe des Zimmers angebracht hat! Selbstverständlich ist nun auch jeder gezwungen, seinen Nachbar zu fragen: „Wie finden Sie mich?“ „Sehe ich gut aus?“ „Steht mir das Kostüm?“ Und um sicher zu gehen ist es natürlich auch wieder wünschenswerth, nicht die Meinung eines einzigen, sondern die Meinung aller der Reihe nach zu hören. Uebrigens, da fällt mir ein, man fragt nicht: „Finden Sie mich gut aussehend?“ sondern man sagt: „nicht wahr, ich sehe ganz abscheulich häßlich aus?“ Die Engländer nennen das freilich „fishing for compliments“, aber die Engländer haben bekanntlich den Spleen!

Inzwischen ist auch der Regisseur erschienen, der aber seinem eignen Talente nicht viel Zutrauen schenken mag und darum irgendwo einen soidisant „Maler“ aufgetrieben hat, welcher die Bilder stellen soll; denn bekanntlich giebt solch' ein leichtes künstlerisches Parfüm der Sache gleich ein ganz andres Ansehen: „man sieht doch wo und wie!“ Zwar ist es nicht der Maler Kaulbach und Makart — pardon, daß ich seiner überhaupt vor Damen erwähnte, nein, Makart ist es auch nicht, aber doch ein wirklicher Maler, der sogar Chillon in Oel porträtirt hat und infolge dessen mit der zur Sache nöthigen grandezza auftreten kann. „Vertrauen Sie sich nur völlig meiner Leitung an, verehrte Herrschaften“, wiederholte er mit selbstbewußter Miene; die Hauptsache ist der Faltenwurf und die Stimmung in einem Bilde, das übrige macht sich alles von selbst.“ — Da sich jedoch vorläufig noch gar nichts gemacht hat, so wird das Publikum, was jedes andere im gleichen Falle auch werden würde, nämlich ungeduldig! Es ist daher hohe Zeit, eine Avantgarde in Gestalt Fräulein von Semmler's, des Gretchens am Spinnrade, vor die Lampen zu schicken.

„Aber was soll ich denn eigentlich thun?“ haucht selbiges nun erröthend, ehe es zur Bühne, wie zu einem Blutgerüste, hinaufwankt. — „Sie müssen“, sagt der Regisseur, welcher zugleich als Mephisto fungirt, „wie Gretchen auf dem Bilde mit einem unschuldsvoll keuschen und doch sehnsuchtsvollen Blicke zu Faust hinübersehen!“

„Ich fürchte fast, ich werde dazu nicht im Stande sein“, lispelt Gretchen mit verschämten Wangen.

„Ahnungsvoller Engel Du!“ erlaubt sich Mephisto in seinen Bart zu brummen, (denn natürlich hat er einen!) und bei diesen Worten öffnet sich der Vorhang, oder besser gesagt, die Bettschirme werden nach rechts und links auseinander gerissen. — Es würde eine unmögliche Aufgabe sein, alle die verschiedenartigen Eindrücke zu verzeichnen, welche dies und die folgenden lebenden Bilder im Zuschauer hinterlassen, ich begnüge mich daher, die interessantesten Einzelheiten hervorzuheben und in Bezug auf das Ganze zu konstatiren, daß wüthend applaudirt und herausgerufen wird — indessen, heutzutage „hat das wirklich gar nichts zu sagen!“ — Freilich sind Beleuchtung und sogenannte „Stimmung“ auf der Bühne nicht ganz künstlerisch vollendet, auch der „Faltenwurf“ ist an manchen Stellen des Malers von Chillon unwürdig, denn — unglaublich aber wahr, selbst im Knieen erblickt man das eine von Miß Longfoot's brittisch chaussirten Füßchen, welches sich in seinen gewohnten Emancipationsgelüsten unter dem Sklavengewande hervorgestohlen hat!

Daß Kleopatra sehr viel Edelsteine, aber aus leicht erklärlichen Gründen, keine Schlangen bei sich führt, stört die Harmonie der Sache in keiner Weise, ebensowenig thut es der rothbäckige Vorstdorffer, welcher der schönen Tochter Tizian's im entscheidenden Momente über die klassisch gebildeten Schultern und seitwärts in die Coulisse rollt, woselbst er von Oreſt, dem Geprellten, mit gierigen Blicken (was aber nur bildlich zu verstehen ist!) aufgesammelt und in seine Rococo-Westentasche versenkt wird!

Weit brittischer indessen, weil das harmonische Ende der ganzen lebenden Bilder bedrohend, ist ein anderer, durch „Judith" veranlaßter Zwischenfall. Wie man weiß, hat Mamas Aelteste ihre Rolle als drittes Bauermädchen heldenmüthig geopfert und sich zur Theilnahme an dem bekannten andern Bilde entschlossen. In Anbetracht nun, daß die biblischen Geschichtsstunden schon eine gute Weile hinter ihr liegen, ist es wohl verzeihlich zu nennen, wenn einige Hauptmomente aus Judith's Lebensgeschichte ihrem Gedächtnisse entschwunden sind. Wer beschreibt nun das staunende Entsetzen des stolzen Mädchens, als dasselbe beim Betreten der halbdunklen Bühne einen bärtigen Mann im Bette, sage: wirklich im Bette liegend, erblickt und von dem rücksichtslosen Regisseur die Weisung erhält, sich diesem Bette zu nähern, um den darinliegenden bärtigen Mann eigenhändig zu erdolchen! Sie erblaßt, sie wankt, sie weicht zurück und erklärt, sie wolle lieber sterben, als solch' eine Judith sein! „Aber mein gnädigstes Fräulein", flüstert ihr nun der ganz verblüffte Regisseur in's Ohr: „Sie kennen ja den traurigen Herrenmangel in unserer Pension und werden es mir doch nicht übel nehmen, daß ich genöthigt war, mich unseres Oberkellners zu der völlig passiven Rolle des Holofernes zu bedienen!"

„Ach so, es ist nur der Oberkellner!" ruft da Mamas Aelteste mit freudig erhobener Stimme aus: „Das ist ja so zu sagen gar kein Mann" — und sprachs, und spießte schnell ihn auf!

Nun kommt das Schlußtableau: Schach und Schachmatt. Der Referendar als armes Opferlamm ist mit seiner hageren und obendrein noch sentimentalen Engländerin auf die Bretter geschleppt worden. Er drückt den Apfel seiner treulosen Iphigenie heimlich ans Herz und seine Gedanken würden sich auf deutsch ungefähr mit „vorwärts für König und Vaterland" übersetzen lassen! Der Maler hat sämmtliche Schachfiguren und Locken der Miß sehr stimmungsvoll geordnet; beim ersten Aufzug geht auch alles vortrefflich: beide sitzen da als sollten sie photographirt werden: steif, stramm, und wie der Engländer zu sagen pflegt: „highly respectable". Aber nun kommt der zweite Moment: Der tragische Konflikt hat aufgehört, umgeworfen liegt das Schachbrett und liebeselig liegt auch der Jüngling vor seiner Dame auf den Knieen! Armer Oreſt! Du hast in allen Dingen Pech, so auch hierin, daß Deine Miß nicht die Elfenfigur der schönen Tochter Tizian's besitzt, sondern ein im hohen Grade langes und eckiges Piedestal, so daß Du, um nicht allzu unproportionirt zu erscheinen, bereits eine Fußbank zu Hilfe nehmen mußt, um Dich zu ihrer Höhe emporzuschwingen. Schon hast Du, ähnlich einem zum Tode durch den Strang Verurtheilten keine Gedanken mehr in Deinem Kopfe und läßt alles willenlos über Dich ergehen. Deine Hand fühlt sich wider-

ſtandslos von einer andern, feuchtkalten umſchloſſen und auch auf Dein müdes Haupt ſenkt es ſich wie ein ſchwerer Londoner Novembernebel herab. Es wird Dir ſo zu ſagen ſchwarz vor den Augen. Der Maler ſchiebt nun Deinen linken Fuß noch etwas mehr zurück, ſo daß nur ein Knie noch auf der Fußbank ruhen kann. „Machen Sie ſchnell ein verliebtes Geſicht, lächeln Sie!“ ſagt nun gar der gefühlloſe Regiſſeur und gehorſam verzieht Oreſt ſeine Mundwinkel zu einem geiſterhaften Grinſen, was der Miß jedoch zu genügen ſcheint, da ihre langen Finger die ſeinigen noch inniger umklammern. Nun geht der Vorhang auf; Oreſt aber befällt bei dem Blick in Miß Dingsda's waſſergrüne Augenſterne ein entſetzlicher Alpdruck; er möchte entfliehen und kann nicht; ſchon zittert ihm das Knie auf der Ecke ſeiner Fußbank und — o Himmel, auch die Fußbank fängt an zu rutſchen!

Immer ſchneller gleitet ſie davon und von plötzlicher Angſt getrieben, umklammert der unglückliche Oreſt die Arme ſeines Gegenüber; aber an ſo heftigen Druck von Männerhänden iſt die zarte Miß bisher noch nicht gewöhnt geweſen! unwillkürlich fühlt auch ſie ſich nach vornüber getrieben, „halb zog er ſie, halb ſank ſie hin“, verloren iſt jede Balance, ſie ſtürzt zunächſt ihm in die Arme und dann mit ihm, dem völlig haltlos Gewordenen, auf die weltbedeutenden Bretter hin! Ringsumher meduſenhafte Erſtarrung! Der Vorhang — in dieſem Falle Bettſchirm, — welcher bekanntlich ſelten zur rechten Zeit herunterkommt, verſagt auch in dieſem Augenblicke allgemeinen Entſetzens den Dienſt, da ſeine waltende Urſache, der Menſch, mit offenem Munde daneben ſteht und ſo müſſen die beiden Schachmatten noch matter als gewöhnlich ihren Rückzug auch noch vor den Augen der hämiſchen Welt in Scene ſetzen. „Ich überlebe es nicht!“ haucht die Miß im Davoneilen; ſprachlos aber verſchwindet Oreſt und „wird nicht mehr geſehn!“ Schon glaubt man, er müſſe ſich aus momentanem Lebensüberdruß in den Genfer See geſtürzt haben, doch dieſe Annahme widerlegt ſich glücklicherweiſe von ſelbſt, als er am andern Morgen wieder unter den Kaffee trinkenden Penſionsgäſten erſcheint. Selbſtverſtändlich wird hier von nichts anderm, als von den lebenden Bildern geſprochen und da es vielleicht von allgemeinem Intereſſe iſt, die verſchiedenartigen Kritiken in An- und in Abweſenheit der Betreffenden zu konſtatiren, ſo laſſe ich noch ein kleines Pröbchen derſelben hier nachfolgen:

Zu Kleopatra (ins Geſicht): „Meine Liebe, ſo manche ſchöne Perle Sie auch um den Hals trugen, die ſchönſte davon waren entſchieden Sie ſelbſt!“

(Hinter dem Rücken): „Die alberne Pute ſtellt auch nur lebende Bilder, um mit ihrem Reichthum zu prahlen.“

Zur Tochter Tizian's (ins Geſicht): „Sie haben uns einen wahrhaft äſthetiſchen Hochgenuß mit ihrem entzückenden, dem Original ſo ſprechend ähnlichen Bilde bereitet!“

(Hinter dem Rücken): „Als ob ein leidlich voller Hals wohl ſolchen Aufhebens werth wäre! es iſt ſogar, meiner Meinung nach, geradezu unmoraliſch!“

Zu den beiden Bauermädchen (ins Geſicht): „Glauben Sie mir,

Ihre reizenden feinen Wespentaillen können ihresgleichen in ganz Europa suchen!"

(Hinter dem Rücken): „Haben Sie gesehen, wie alle Nähte an den beiden Miedern platzten? Ich würde mich doch schämen, meine Töchter in solchem Aufzuge erscheinen zu lassen!"

Zu Gretchen (ins Gesicht): „Mein liebes Fräulein von Semmler, wie verständnißinnig Sie Ihre Rolle aufgefaßt haben! Ihr seelenvolles Mienenspiel, Ihr echt gretchenhafter Ausdruck wird uns noch lange in angenehmster Erinnerung bleiben!"

(Hinter dem Rücken): Nein, was zu viel ist, ist zu viel! Giebt sich die alte dreißigjährige Person wirklich noch zum Gretchen her! Natürlich nur, um einmal einem Manne recht ungestört ins Auge blicken zu können!"

Zu Orest (ins Gesicht): „Aber bester Herr Referendar, wie können Sie denken, daß wir Sie ausgelacht haben! Dieser kleine unbedeutende Zwischenfall ist ja kaum bemerkt worden und störte durchaus nicht die Harmonie des reizenden Genrebildchens!"

(Hinter dem Rücken): Nein, wie mich das gefreut hat, daß der hochnasige Mensch, der Referendar, welcher nur für hergelaufene Polinnen ein Auge hat und seine eigenen Landsmänninnen konsequent übersieht, einmal tüchtig hereingefallen ist! Es war ja ein Bild für Götter, wie die beiden sich da in die Arme fielen! Ich habe sofort ein humoristisch-satyrisches Gedicht über den Fall gemacht und der Maler soll die Geschichte in Oel wiedergeben — denn es war entschieden das beste an dem ganzen langweiligen Abend."

Dem Regisseur (in's Gesicht): „Ihnen also danken wir dieses seltene und wirklich in jeder Hinsicht vollkommene Vergnügen? Seien Sie überzeugt, daß die ganze Pension vom aufrichtigsten Danke gegen Sie erfüllt ist!"

(Hinter dem Rücken): „Da sieht man nun einmal wieder, auf was für dumme Gedanken die jungen Leute kommen, wenn sie nichts zu thun haben!"

Allgemeine Schlußbemerkung:

„Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu: Wer lebende Bilder stellt, darf für den Spott nicht sorgen!"

Wie man sich gegenseitig täuscht.

Eine zeitgemäße Betrachtung

von

Theobald Perus.

Es ist eine wunderbare Welt, in der wir leben, kann man sie jemals recht begreifen? Alles um uns her scheint uns faßlich und verständlich und doch fehlt uns von vornherein die Möglichkeit, eine einzige Sache vollständig zu realisiren. Eben weil ein jegliches Ding seine eigene Individualität besitzt, kein Blatt am Baume, kein Menschenantlitz unter den Billionen Erdenbewohnern dem andern absolut gleich ist, so können auch wir nur vermuthend, aber niemals wirklich wissend, etwas anderes beurtheilen. Wir treten unseren Mitmenschen nahe durch die Sprache, durch den Blick von Auge zu Auge, durch treffende Eindrücke von Sympathie und Antipathie; wir glauben oft einen Menschen vollständig und rückhaltslos zu kennen, aber die menschliche Natur hat mehr Verwirrungen, mehr Gegensätze, Räthsel und Unglaublichkeiten, als daß sie ein lebenslanges Studium jemals zu erschöpfen vermöchte. Außerdem tragen wir selbst dazu bei, uns das gegenseitige Kennenlernen gründlich zu erschweren, denn wir täuschen uns untereinander fast mit jedem Athemzuge. Woher das kommt? Nicht allein aus der sündhaften, sondern ebensogut aus der besseren Natur des Menschen, denn beide sind zu eng miteinander verwachsen, als daß man jemals sagen könne, wo das eine anfängt und das andere aufhört. Es giebt eben keine reine Wahrheit in der Welt, weil sie sich von Geburt an nicht von der Unwahrheit trennen kann und umgekehrt. — Von den absichtlichen, böswilligen Täuschungen der Menschen untereinander will ich gar nicht sprechen, denn davon bekommt man klar und unverhüllt ja oft genug zu fühlen; aber es giebt ein Verstecken, ein Diplomatisiren, ein sich anders geben als man ist, das sich schlechterdings von dem Gefühlsleben des Menschen nicht trennen läßt. Nehmen wir an, ich lerne eine bestimmte, mir bis dahin völlig unbekannte Persönlichkeit kennen. Hat man es da nicht oft genug empfunden, wie unser ganzes Selbst sich gewissermaßen umwandelt: wir sprechen anders, wir lachen anders, ja wir äußern sogar oftmals andere Ueberzeugungen, und warum? — Da giebt es viele Gründe: Manche

Charaktere wollen nicht von fremden Augen erkannt werden, darum schieben sie eine Maske vor und spielen eine völlig andere Rolle. Schwache Menschen haben nicht die Kraft zu widersprechen und nehmen, ihnen selbst unbewußt, mit Blitzesschnelle die Ueberzeugung der betreffenden Persönlichkeit an, als wäre es seit Jahren ihre allereigenste Empfindung gewesen. — Die Triebfeder der meisten Leute ist der sehr natürliche Wunsch zu gefallen; infolge dessen setzt ein jeder, wie man zu sagen pflegt, „sein bestes Gesicht auf", und „seinen besten Fuß vor". Hat er selbst nicht viel Gutes aufzuweisen, nun, so borgt er anderswo. Es ist seltsam, wie viel Einfluß der Mensch auf den Menschen haben kann, besonders der stärkere auf den schwächeren Charakter. Gleichsam wie es eine Umgangssprache unter den verschiedenen Zungen der Erde giebt, so giebt es auch etwas dem ähnliches im geistigen Nahetreten zweier sich fremder Menschen. Man hüllt sich in ein Visitenkleid von höflicher Form und gleichgiltiger Liebenswürdigkeit; man hat seine besonderen Gespräche, deren Grenzen vorsichtig abgesteckt sind und welche so zu sagen als Fühlfäden dienen, vermöge derer die inneren Menschen einander betasten und sondiren. Solch' ein Turnier ist merkwürdig und amüsant zugleich. Ein jeder hat das Visir vorgezogen und den Schild zur Deckung in der Hand. Das Resultat ist sehr verschieden. Wie schon gesagt, überwindet der stärkere Charakter nur zu oft den schwächeren, so daß dieser sich ihm beugen muß, mit wunderbarer innerer Ahnungslosigkeit die fremden Ideen als die eigenen annimmt, und sich zu einem schwächlichen Ebenbilde seines Gegners umwandelt. Ist derselbe ruhiger Natur, so unterdrückt der schwache Mensch seine eigene angeborene Lebhaftigkeit und wird still; es geht ihm wie einem Magnetisirten, welcher nur noch die ihm vorgeschriebenen Bewegungen zu machen im Stande ist. Sind die Charaktere dagegen gleich stark, gleich unbeugsam, so kommt es darauf an, ob die Annäherung der Seelen auf gegenseitige Zufriedenheit hinausläuft, ob beide sich sympathisch berührt und zueinander hingezogen fühlen. Oft genug finden wir in der fremden Seele nicht was wir zu sehen hofften, es tritt eine gegenseitige Enttäuschung ein, die sich aber dem oberflächlichen Beobachter niemals zeigen würde. Ein jeder zieht jedoch — um bei dem Beispiel des Turniers zu bleiben — seine Waffe wieder zu sich zurück und beschließt, ob bewußt, ob unbewußt, diesen Gegner fortan zu meiden. Ach, es ist unglaublich, wie viele seelische Prozesse dieser Art sich täglich in uns abspielen, wir geben nur nicht genügend Acht darauf.

Seltsam ist es, sobald wir wissen, daß ein Mensch diese oder jene Eigenschaft bestimmt von uns erwartet, wie unermüdlich wir bestrebt sind, sie ihm gegenüber auch aufrecht zu erhalten, selbst wenn sie uns durchaus nicht angehören sollte. Ist das nun Indolenz, oder der Wunsch zu gefallen, oder ist es einfach ein Impuls, der uns gegen unseren Willen zum Sklaven macht? Angenommen z. B. ein Mensch hege die feste Ueberzeugung, ich sei gutmüthig und ich wisse von dieser seiner Meinung, so wird mich in den meisten Fällen keine Macht der Erde davon abbringen können, die Rolle der Gutmüthigkeit nun auch von Anfang bis zu Ende ihm gegenüber durchzuführen. Der menschliche Geist ist von Natur aus ein sehr spekulativer, wenn auch meistentheils in einer ihm selbst ganz unbewußten Weise. Wer würde z. B.

hinter dem unschuldigen Kinderlächeln und der taubenhaften Stimme, welche so süß zu schmeicheln versteht: „Papa, gieb Du doch Deinem Liebling ein bischen Kuchen, die Mama will immer nicht" — den kleinen Intriguanten vermuthen? Und doch ist es so; das Kind appellirt in ganz richtiger Taktik an die schwache Seite des Vaterherzens: seine eifersüchtige Liebe zu ihm, und wird unter hundert Fällen neunundneunzigmal den Kuchen bekommen.

Wer kennt nicht die zahlreichen Bittschriften oder vielmehr Bettelbriefe, welche sämmtlichst in derselben Weise zu beginnen pflegen:

„Ihre so oft bewiesene Mildthätigkeit giebt mir den Muth . . ."

Oder: „An Ihr so edles und großes Herz appellirend . . ."

Oder: „Im Vertrauen auf Ihre weltbekannte Großmuth ꝛc. . . ."

Wohl jeder hat schon eine oder die andere dieser zahlreichen „Börsenspekulationen" zu Gesicht bekommen und daraus ersehen, wie der liebe Nächste stets darauf bedacht ist, uns zur Erreichung seiner Zwecke bei der menschlichen Achillesverse, der Eitelkeit, zu fassen.

Eine junge Frau, welche in ihrer noch kurzen Ehe wahre Wunder von diplomatischen Kunststückchen vollbracht und ihren allgemein als „Tyrann von Syrakus" bekannten Eheherrn zum liebenswürdigsten Sklaven umgewandelt hatte, antwortete auf dringende Nachfrage nach diesem unschätzbarsten aller Rezepte: „Meine Herrschaften, die Sache ist so einfach als möglich: ich stelle meinem Manne gegenüber nie eine eigene Behauptung auf; er hat scheinbar immer Recht und behält in allen Fällen stets das letzte Wort — aber", versetzte sie schalkhaft lächelnd, „ich weiß es auch immer so einzurichten, daß dieses letzte Wort langsam und sicher, wie die narkotischen Dosen, erst von meinen in seine Gedanken übergegangen ist; merke ich z. B. daß er zum Widerspruch neigt, so nenne ich ihm den Gegensatz meiner wirklichen Wünsche und erlange auf diese Weise stets was ich von Anfang an gewollt. Mein Mann findet dabei in mir die liebevollste, nachgiebigste Frau und ich — nun Sie wissen ja, wie ich ihn vergöttere!"

Unverzeihlich, wie diese kleine Indiskretion auch von mir ist, habe ich doch, dem Wahlspruche folgend, daß der Zweck zuweilen die Mittel heiligen müsse, das Geheimniß der liebenswürdigen Diplomatin preisgegeben.

Nicht immer sind indessen die Wandlungen der Menschen auf Absichtlichkeit basirt, zuweilen kommt auch die Einbildung mit hinzu. Man macht mir z. B. den Vorwurf allzugroßer Schweigsamkeit und augenblicklich wird auch der letzte Rest von Frohsinn in mir ersterben, weil ich mich unwillkürlich mit der mir angedichteten Rolle indentificire. Ebenso, wenn man mir bemerken würde, daß ich an diesem oder jenem Tage besonders unvortheilhaft aussähe; wem hat sich nicht schon in diesem Falle die Wahrnehmung unliebsam aufgedrängt, als sei das Gesicht nun mit aller Macht bestrebt jenen Vorwurf auch wirklich zu verdienen, während es umgekehrt; unter dem Einfluß eines belobigenden Wortes, an gutem Aussehen wie durch einen Zauberspruch gewinnen muß. Es ist dies eine Art seelischer Magnetismus, gegen den besonders leicht bewegliche, sensitive Charaktere nicht ankämpfen können. Doch ich wollte noch weiter erzählen, auf welche scheinbar unschuldige Weise die Menschen sich gegenseitig zu täuschen pflegen. Man braucht

da nur zu sehen und zu hören. Es ist ein wahres Wort, daß die Sprache uns nur gegeben sei, um unsere Gedanken zu verbergen, doch nicht die Laute allein, sondern auch das Auge, das Mienenspiel ebenso wie unsere Thaten strafen oft unsere innerste Ueberzeugung Lügen. Die meisten gegenseitigen Täuschungen aber zeigen sich wunderbarerweise in der Liebe. Gerade dieses schönste und höchste der irdischen Gefühle, welches den Menschen von sich selbst abzieht und ihn löwenstark macht an Hingebung und Aufopferung, verleitet ihn gleichzeitig zu den wunderlichsten Lügengeweben! Sobald wir uns in dem Fieberzustande einer tiefen, vielleicht noch durchaus unerwiderten Neigung befinden, würden wir es für eine Thorheit halten uns so zu zeigen wie wir wirklich sind. Wir drängen unsere Gefühle in den tiefsten Herzenswinkel zurück und schieben eine himmelhohe Barrikade von erborgten Seelenzuständen vor unser Kleinod: Die Gleichgiltigkeit, die Satyre, den selbstgeißelnden Spott und ein wenig Melancholie, das sich trotz aller Sorgfalt unbemerkt herausgeschlichen hat, stehen als Wächter vor unserem wahren Selbst. Nun möge der Kampf mit der Außenwelt beginnen, das Ringen mit dem einzig geliebten Gegenstande, den wir durchaus vor uns selbst beschützen wollen! Gewappnet und gepanzert treten wir hervor, wie zu einer wirklichen Komödie angethan. Was thut es nun, daß ein Zittern uns beim Tone der geliebten Stimme überfallen will — unter der Schminke wird man weder Erröthen noch Erblassen gewahr und wer wollte uns die Gedanken von der Stirn ablesen?

Aber nur ein geübter Schauspieler weiß gut Maß zu halten, der Anfänger bewegt sich in Extremen. Wo ich meine Liebe verleugnen will, da lasse ich oft genug an ein Gefühl des Hasses oder der Abneigung glauben, und daß ich es mir nur eingestehe, ich finde, wenn meine Liebe unerwidert bleibt, in einer solchen Rolle mehr Trost, als wenn ich das langsam tödtende Gift der Gleichgiltigkeit in mich aufnehmen müßte. Dennoch muß der Mensch seine Seele, sein Herz, und beider Ausdruck: seine Mienen, gut in der Gewalt haben, wenn er sich nicht trotz alledem verrathen will. Denn die Liebe ist ein allgemeines Fieber, eine Weltepidemie geworden, man hat ihre Symptome schon seit Jahrtausenden beobachtet und die Kranken untereinander verstehen ihre gegenseitige Schwäche ebensowohl wie die zuschauenden Genesenen. Die scheinbare Lüge ist zur offenkundigen Wahrheit und die Mystifikation geradezu guter Ton geworden. Ja, da bedarf es schon eines großen Schauspielers, der sich neue Gewänder und fremde, unbekannte Redeweisen anzupassen versteht, um seinen Zweck zu erreichen. Je wahrer Du liebst, desto vollkommener wird sich Deine Verstellungsgabe ausbilden, denn es liegt in der Natur Deines Gefühls, daß es rauhe Berührung nicht ertragen kann und sich gerade vor dem geliebten Wesen am scheuesten verschließt, so lange es nicht der Gegenliebe gewiß ist.

Da taucht im Gewühle der gleichgiltigen Menschheit wohl zuweilen ein Gesicht auf, das Dir heimisch vorkommt, dessen Bild Dir schon im innersten Herzenswinkel gewohnt hat, ohne daß Du es ahntest. Eine unbegreifliche Sympathie, ein fast kindliches Vertrauen zieht Dich zu diesem Menschen hin, aus allen seinen Worten und Blicken tönt es

in Deine Seele hinüber wie eine Verheißung künftigen Glückes und aus seinem ganzen Wesen scheint ein wohlbekanntes Etwas zu sprechen, nach dem Du Dich schon lange gesehnt hast, wie nach einem verlorenen, vielgeliebten Kleinod. Nun darfst Du es plötzlich von Angesicht zu Angesicht schauen, Deine unbewußte Sehnsucht hat sich verkörpert gleich einem Engel, der aus fernen seligen Regionen herabgestiegen ist, um einen Erdenbewohner glücklich zu machen. Deine Seele jauchzt innerlich, Deine Blicke können sich nicht satt sehen, und doch ist Dein mangelhaftes menschliches Bewußtsein noch traumhaft verhüllt, Du weißt Dir keine Rechenschaft von Deinem Zustande zu geben und die höflich kalten Formen der Welt halten Dich mit eisernem Griff gefangen. Dein natürlicher Impuls würde Dich zu den Füßen des geliebten Menschen hinziehen, Du würdest ihm sagen: „ich liebe Dich, sei mein, denn ich habe Dich immer geliebt!“ — Doch was thut der wohlerzogene, wohlgebildete Mensch des neunzehnten Jahrhunderts? Er lügt, er redet von allem, nur nicht von dem, was seiner Seele am nächsten liegt; er lügt nicht nur heute, sondern auch morgen und manchmal gar so lange, bis sein Engel, des Harrens müde, wieder davongeflogen ist. Dann weint der Mensch, das große Kind, über seinen schönen treulosen Liebling. Und es ist das alte Lied gewesen, von dem Heine so ergreifend singt:

„Sie liebten sich beide — doch Keiner
Wollt' es dem Andern gesteh'n,
Sie sahen sich an so feindlich
Und wollten vor Liebe vergeh'n!

Sie trennten sich endlich und sah'n sich
Nur noch zuweilen im Traum —
Sie waren längst gestorben
Und wußten es selber kaum!“

Räthselhaft wie seine Sympathie, wird auch das Gefühl der Abneigung im Menschen geboren: sie ist da, ohne daß jemand Dir davon ins Ohr geflüstert hätte, sie kommt oft mit dem ersten Anschauen, obgleich die Person, der sie gilt, weder häßlich noch unfreundlich ist und Dir im Gegentheil viel gerühmt wurde. Du mußt zugeben, daß Du schon weit unangenehmere Menschen ruhig in Deiner Nähe geduldet hast, doch bei dieser einen geht es Dir wie dem Hunde, der eine Katze wittert, Dein ganzes Wesen kommt dabei in Aufruhr. Du kannst es selbst nicht begreifen wie diese Abneigung so schnell in Dein Herz gerathen, Du forschest eifrig nach dem Grunde und fändest gern einen vermittelnden Ausweg, aber da ist wieder die Stimme in Deinem Innern, die von keiner Logik hören will, die gleich einem eigensinnigen Kinde immer nur dieselbe Antwort für Dich hat: „ich weiß nicht, aber ich mag nicht!“ und dagegen läßt sich nicht ankämpfen. Beide Menschen waren vermuthlich mit der besten Absicht gekommen sich gegenseitig angenehm und liebenswürdig zu zeigen. Die üblichen Höflichkeitsphrasen wurden gewechselt, man fragte und antwortete und dennoch fühlten sich die Betheiligten schon nach wenig Augenblicken wie von eisiger Gletscheratmosphäre angeweht. Sollte die Seele hier feinfühliger gewesen sein als unser schwerfälliges menschliches Empfindungsvermögen

und ihre mißfällige Meinung schon gefaßt haben, während wir noch bemüht sind den unbehaglichen Eindruck von uns abzuschütteln, welcher sich wider Willen unserer bemächtigt hat und mit jedem Blick in das fremde Augenpaar nur neue Nahrung erhält? Ahnen wir vielleicht, daß es etwas unserem innersten Wesen Widersinniges ist, was dort in dem andern Menschenkörper lebt und soll es eine Warnung sein, die wir zu beherzigen gut thun? Was war es z. B., das dem unschuldigen und unerfahrenen Gretchen die wunderbaren Seherworte in betreff des Mephisto in den Mund legte: „Der Mensch, den Du da bei Dir hast, ist mir in tiefster Seele verhaßt". Sollte das nicht wiederum Zeugniß ablegen für das wunderbare Ahnungsvermögen des menschlichen Herzens? Wie dem auch sei, in den meisten Fällen wird das Gefühl der Antipathie den Menschen in seinem Thun beeinflussen und fast immer ist dies Gefühl ein gegenseitiges. Selten wird eine solche vorgefaßte Meinung später wieder aufgegeben und die Verwandlung von entschiedener Antipathie in Sympathie gehört zu den Außergewöhnlichkeiten. Nichtsdestoweniger verlangt es indessen die Wohlerzogenheit und vor allen Dingen die Klugheit, daß wir auch diese Art der negativen Gefühle in unserem Herzen verschließen und sie der Welt gegenüber verleugnen. Einem Manne wird das gewöhnlich weit schwerer als den Frauen, welche nun einmal von der „Klugheit der Schlangen" eine nicht unbedeutende Mitgift erhalten haben, während das „ohne Falsch wie die Tauben" heutzutage schon zu den seltneren Phänomen zu gehören scheint. Einer gewandten Weltdame wirst Du ihre Antipathie und Sympathie auf den ersten Blick nicht so leicht anmerken können; gleich dem Mädchen aus der Fremde „theilt sie jedem eine Gabe" und die huldvollste wird gar oft dem Anspruchslosesten zu theil, der seinem Glücke dann freilich selber nicht recht trauen zu dürfen meint und am Ende auch wohl daran thut.

Das menschliche Herz, über das schon so viel gedichtet, phantasirt und philosophirt wurde, es ist eben ein gar räthselhaftes Ding.

Jeder besitzt es und Keiner kennt es aus. Nur eins ist uns im Laufe der Zeiten zur Selbsterkenntniß geworden:

„a Bissele Lieb'
Und a Bissele Treu'
Und a Bissele Falschheit
Ist allweil' dabei."

Philisterthum.

Ein Beitrag zum Register der menschlichen Schwächen.

Von

Fr. Wichmann.

Die alten Philister, denen der brave Simson einstmals einen so argen Strich durch ihre Festesfreude machte, sind zwar schon lange aus der Geschichte verschwunden, aber ihr Name ist noch immer lebendig unter uns.

Und wenn das biedere Völklein sich fern im Orient noch eines glücklichen Daseins erfreute, würde es doch schwerlich so viel genannt werden, wie es heutzutage bei uns der Fall ist.

Wer heute den Namen gebraucht, der erinnert sich ungerechter Weise kaum mehr an seine ursprünglichen Träger.

Und doch ist nicht bloß der Name erhalten; auch der Typus der alten Philister ist nicht ausgestorben. Jenes Gesindel, das über die Verstümmelung und Schande des heldenhaften Simson sich mit so grausamem Spotte freuen konnte, das existirt noch immer unter uns; nur trägt es heute statt der Schwerter und Lanzen häufig Glacéhandschuhe und weiße Halsbinden, sticht auch keinem die Augen mehr aus, sondern schneidet höchstens die Ehre ab, und wenn es auch kein besonderes Volk mehr ist, so ist es darum doch nicht minder groß.

Wie der Name zu seiner heutigen Bedeutung gekommen, darüber existiren verschiedene Versionen. Keiner ist unbedingt Glauben zu schenken. Aber die frei schaffende Sprache hat auch hier, vielleicht unwillkürlich, einmal wieder das rechte Ding mit dem rechten Namen getroffen.

Im allgemeinen bezeichnen wir mit „Philisterthum" und „Philisterei" das Entgegengesetzte von idealer Gesinnung, den hausbackenen Egoismus, der sich für nichts außer ihm Liegendes begeistern kann und in dieser Beziehung ist es wohl auch berechtigt, anzunehmen, daß der jetzige Gebrauch des Wortes zuerst unter den Studenten aufgekommen sei, in jener Zeit, wo die Wissenschaften einen Damm gegen die zunehmende Verrohung der Menge und einen Zufluchtsort des Idealen zu bilden begannen.

Großsprecher und Maulhelden waren die Philister des alten Testa-

ments, es sind auch die Philister unserer Tage, die halbgebildete, schreiende, oberflächliche Menge, die sich in stetem Kampf mit dem Großen, ruhig Ernsten und wahrhaft Persönlichen befindet.

Im ersten Buche Samuelis, Kapitel 31 ruft Saul, als seine Scharen, von den Philistern geschlagen, sich zur Flucht wenden, seinem Waffenträger zu:

„Zeuch Dein Schwert aus und erstich mich damit, daß nicht diese kommen und treiben einen Spott aus mir."

„Aber sein Waffenträger wollte nicht, denn er fürchtete sich sehr", heißt es weiter.

Der Mann war auch ein Philister. Erst als sich der König selbst das Leben genommen, ersticht auch er sich, da er allein nicht weiter zu leben wagt. Er tödtet sich aus Furcht. Es ist die klägliche äußere Nachäffung des Großen, allerdings das Höchste, zu dem sich philisterhafte Gesinnung aufzuschwingen vermag, denn der Philister hat einen ausgesprochenen Abscheu vor allem Vorangehen, er kommt immer wohlbedächtig hinten nach.

Schon mancher edle und große Mann hat wie jener Saul gedacht und sich lieber still in sich zurückgezogen, als sich länger jener kläffenden Meute auszusetzen, die ihm auf Schritt und Tritt folgt.

Es soll hier keine Polemik gegen das zunehmende reale Element unserer Tage geführt werden; das Reale ist etwas Gesundes, das Philisterthum ist ein ungesunder Auswuchs des Realen. Es steht so tief unter diesem, wie das Phantastische und Extreme unter dem wahrhaft Idealen steht.

Reales und Ideales sind nicht zwei so strenge Gegensätze, wie man gewöhnlich glaubt; sie können sich sehr wohl miteinander verbinden.

Das Reale soll der feste Boden, die Erde unter unseren Füßen sein, auf der wir stehen, das Ideale der ausgespannte Himmel darüber, zu dem wir mit Erhebung aufschauen.

Die Erde kann nicht ohne den Himmel bestehen. Aber unter der Erde haben wir nichts mehr zu suchen.

Und da wohnt das Philisterthum. Freilich liegt das Philisterhafte sehr tief in der menschlichen Natur begründet.

„Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme."

Aber wir sollen gegen diese böse Seele in uns kämpfen. Wenn wir ihr unterliegen, ist nur die Trägheit unseres Geistes daran Schuld.

Wir alle sind vielmehr Philister, als wir es wissen und glauben wollen. Schon in unserer Sprache können wir philisterhaft sein, sei es in der Unterhaltung, sei es im Schreiben.

Wir sprechen leicht und oberflächlich hin; es kommt uns nur darauf an, uns verständlich zu machen.

Aber das ist jenes rein reale Bestreben ohne einen höheren Ausblick.

Wir sollen uns auch bemühen, gut und schön zu sprechen. Wenn wir aber bei ärmlichen und geringen Gedanken einen Schwall von Worten aufwenden, so ist das jene philisterhafte Furcht, daß etwas von den eigenen Schwächen ans Licht kommen könne.

Der Philister ist immer feige und deshalb sagt er lieber etwas, das er nicht versteht, anstatt zu schweigen, und dadurch den Schein zu erwecken, daß er etwas nicht wisse. Der Philister will eben alles wissen, er will über alles mitsprechen, aber dazu stehen ihm nur die oberflächlichsten Phrasen und allgemeinen Redensarten zur Verfügung. Kommt einmal einer, der tiefer dringt, oder ihm gar auf den Zahn zu fühlen wagt, der ist verächtlich und er sucht ihn zum Gespött zu machen. Zum unerbittlichen Feind wird der Philister, wenn man ihm einmal die Hohlheit seines Wesens beweist. Selbsterkenntniß ist für ihn der unangenehmste und verabscheuungswürdigste Begriff.

Jene Athener, die den armen, ehrlichen Sokrates, die süße Nachtigall Attikas, zwangen, den Giftbecher zu leeren, waren Philister von der schlimmsten Sorte.

In der gewöhnlichen Unterhaltung nun mag jene Trägheit im Denken oder Sprechen, die wir mit unter die Philisterei rechneten, weniger Schaden thun. Es ist eine alte Schwäche der Menschheit und sie läßt sich schwerlich verringern.

Aber in der geschriebenen Sprache, in der Literatur ist diese Art von Philisterthum besonders schädlich und gerade da macht sie sich sehr breit.

Man ist gewohnt, verächtlich und erhaben auf die Zeiten des Lohensteinischen Schwulstes zurückzublicken, aber der ist noch lange nicht überwunden, wie man wohl glauben möchte. Er lauert stets im Hintergrunde, er stiehlt sich unbemerkt in die Federn so mancher Vielschreiber hinein, und wenn er auch in anderen, glatten und wohl abgeschliffenen Formen auftritt, so ist er doch nichtsdestoweniger da. Die Mitlebenden pflegen das leise Einschleichen solcher Uebel nicht zu bemerken. Aber wer weiß, was die spätere Zeit einmal für eine berechtigte Kritik von der Masse unserer jetzigen Tagesliteratur, die immer mehr in todten Formen zu erstarren droht, üben wird.

In der Poesie nun vollends ist das Philisterthum am widerlichsten, weil hier die reine Göttin sich mit dem gewöhnlichen Schlamm alltäglicher und ärmlicher Seelen besudeln lassen muß.

Die ganze Menge derjenigen, die, weil sie ein Paar Verse machen können — was ja übrigens jetzt auch auf den Schulen gelehrt wird, wahrscheinlich, als zur allgemeinen Bildung gehörig — die wegen dieser künstlichen Kunst glauben Dichter zu sein, besteht aus Philisterseelen.

Wie sieht es denn in unserer Lyrik aus.

Mit manchen rühmlichen Ausnahmen ist alles schablonenhaft. Ursprünglich gute, aber schon unzählige Mal verarbeitete Gedanken werden immer wieder in etwas veränderter Form breitgetreten. An und für sich ist das ja keinem zu verwehren, aber die Philisterei beginnt eben da, wo sich diese Machwerke der Oeffentlichkeit aufdrängen und durch ihre Zahl das wirklich Gute zu ersticken drohen.

Der Riese Goliath war ein großer Reklameheld. Von ihm haben alle diese Philister gelernt; sie halten wie die Kletten zusammen und bilden so einen Riesen, dessen mächtige Waffe die Reklame ist.

Aber die, welche sich von ihr besiegen lassen, sind Philister wie jene. Und ihre Zahl ist Legion.

Die arme dramatische Literatur ist doppelt bedroht, einmal durch die Philisterei der Dichter, dann durch die vielleicht noch schlimmere der Bühne.

Philisterhafte Dramendichter sind alle diejenigen, die da glauben, weil sie einen gewandten Dialog schreiben können, auch zur dramatischen Dichtung befähigt zu sein, die ein Stück aus allerlei Reminiscenzen und Reflexionen zusammenbauen, ohne jemals Gefühl für das Wesen des Dramas gehabt zu haben, die Trauerspiele dichten, ohne jemals innerlich erschüttert worden zu sein und die Lustspiele schreiben, bei denen sie selbst nicht zu lachen vermögen.

Auf der Bühne aber ist die Philisterei am ärgsten. Die Schauspieler, die, um eine Rolle zu creiren, noch das ganze Stück geistig durcharbeiten, sind gezählt; meist kennen sie von dem Ganzen nur ihre eigene Rollen. Hier droht das reale Interesse jede Individualität zu verdrängen. Das Ideal des philisterhaften Virtuosenthums ist Ehrgeiz und materieller Gewinn, wie ja der Egoismus immer ein hervorragendes Kennzeichen des Philisters ist. Den Virtuosen ist es gleichgiltig, ob er in schlechten oder guten Stücken auftritt, wenn nur darin eine glänzende Rolle enthalten ist, die ihm den Beifall sichert. Er will sich niemals dem Ganzen fügen, das Stück und alle übrigen Darsteller sind nur um ihn in seinen Augen da. Durch solche philisterhafte Anschauungen sinkt die Bühne zu einer bloßen Schaubude herab, in der man wie auf den Jahrmärkten ein Wunderthier zeigt. Die Dichtung als solche verliert ihren Werth, sie ist nur noch das Geräth, an dem der Virtuose seine künstlerischen Produktionen vorführt.

Aber ich will nicht so ungerecht gegen die Darsteller sein, daß ich über sie das Publikum vergessen sollte. Ist es doch selbst zum großen Theile nichts besser, als jene. In Zeiten des Verfalls des Theaters verderben sich Darsteller und Publikum immer wechselseitig, wie überhaupt beide auf's strengste voneinander abhängig sind. Ein Publikum, das die Philisterei auf der Bühne duldet, ist auch schon selbst philiströs.

Die Mode ist zum großen Theil für den Theaterbesuch bestimmend. Man läuft zu Novitäten, weil es die anderen thun, nicht aus Interesse für den Dichter oder sein Stück, oder man verläßt sich auf die oft einander so widersprechenden Kritiken. Aber Leute, die sich kein eigenes Urtheil zuzutrauen wagen und sich dennoch mit einem solchen aufspielen wollen, sind allemal Philister.

Je feiner das Publikum, desto ärger ist meist die Philisterei. Da, wo noch Empfindung ist, wagt man doch nicht ihr Ausdruck zu verleihen, bis es einer derjenigen thut, die gerade den Ruf als Kenner genießen. Dann fällt man in den eingeschlagenen Ton ein und viele thun das sogar gegen die Ueberzeugung ihres Innern. Es ist einmal so und was ist, das kann man nicht ändern. Solch' völliger Mangel an Subjektivität ist aber die ärgste Philisterei, die man sich denken kann. Und eben dies ist der Grund für das oft so traurige Repertoire unserer Bühnen. Die Direktoren brauchten gar nicht so gierig nach neuen Stücken zu sein; es giebt Gutes genug, aber niemand wagt es aufzuführen, erst soll es der andere thun.

Das ist wie die Gänse, die auch alle den Hals in die Höhe recken, sobald es eine thut; wie denn Philister und Gänse überhaupt manche Aehnlichkeit miteinander haben.

Was das Publikum betrifft, so ist in den oberen Rängen der Theater meist noch am wenigsten Philisterhaftigkeit zu finden. Dort geht man wenigstens nicht hin, um seine Toiletten zu zeigen und nebenbei das Stück anzusehen. Und da letzteres leicht ermüdet, so kommt man gewöhnlich erst, wenn die Vorstellung begonnen; dann fallen auch die neuen Toiletten besser ins Licht.

Der Bauer, der sich die Woche hindurch müde gearbeitet hat und des Sonntags in die Kirche geht, um dort ein Stündchen ruhig zu schlafen, ist noch lange nicht so philisterhaft gesinnt, wie derartige Theaterbesucher. Verlassen doch diese auch meist schon im letzten Akte vor dem Herabfallen des Vorhangs das Theater, während der Bauer wenigstens ruhig fortschläft, bis der Gottesdienst beendigt ist und niemanden stört.

Aber allmählich breitet sich auch unter dem gewöhnlichen Theaterpublikum die Philisterhaftigkeit aus. Das Volk wird durch die Ausstattungsstücke an glänzende Aeußerlichkeit gewöhnt; fehlt diese, so vermißt es etwas, denn der Gehalt des Stückes kann ihm das Fehlende nicht mehr ersetzen. Die Idee des Vorgeführten tritt in den Hintergrund gegen die Vorführung, man gewöhnt sich schon, über das Erhabene zu lachen. Drohen doch die Berliner Possen, die sich allmählich zu Produkten der jämmerlichsten Schalheit ausgebildet haben, den Geschmack der Menge vollständig zu verderben und ihr die eigene philisterhafte Gesinnung einzuimpfen.

Doch es wäre irrig, das Philisterthum allein da suchen zu wollen, wo der Mensch mit der Kunst in direkte Berührung tritt. Auch die Vermittlerin zwischen den Erzeugnissen der Kunst und dem Urtheil des Publikums ist oft in hohem Grade philisterhaft. Ich meine die Kritik. Da, wo sie bestochen ist, und das gehört nicht zu den Seltenheiten, steht sie allerdings noch unter dem Philiströsen und verdient den Namen Kritik nicht mehr, aber auch sonst arbeitet sie vielfach nach hergebrachten Schablonen. Einige geben den Ton an und die Menge folgt, weil sie zu träge ist, selbstständig zu denken. Eine große Anzahl kleinerer Zeitungen liefert dafür Beweise genug.

Ist die Philisterhaftigkeit am widerwärtigsten in der Kunst, so ist sie doch vielleicht am gefährlichsten in der Wissenschaft. Und auch dort hat sie gerade in unseren Tagen immer mehr Boden gewonnen.

Philisterhaft wird die Gelehrsamkeit, sobald sie sich zum Handwerk erniedrigt. Dann verkennt sie ihren eigenen Werth, verliert ihre Ideale aus den Augen und sinkt unter den realen Boden, den sie tragen soll, hinab.

Am schlimmsten ist das in der Philologie, da diese Disciplin nicht umhin kann, sich mit literarischen Geistesprodukten zu befassen. Der Geist existirt aber für den gelehrten Philister nicht, sondern nur der Körper und die Form. An diesen arbeitet er mit seinem Handwerkszeug herum mit unendlicher Mühe und doch ganz umsonst, denn die Form kann nicht erkannt und gewürdigt werden, wenn man den Geist, der sie geschaffen, unbeachtet läßt oder nicht versteht.

Für den philisterhaften Gelehrten wird der Buchstabe zum Tyrannen, dem er sich knechtisch beugt, ohne es sich eingestehen zu wollen. Und wie alle echten Philister sind diese Handwerker der Wissenschaft meist gewaltige Maulhelden und bewegen sich auf allen Gebieten, wo sie nichts zu suchen haben und auch nie etwas finden, es sei denn eine Dummheit.

Und selbst in dem, was das Höchste sein und über allem stehen sollte, in der Religion, hat sich das Philisterthum von jeher geltend gemacht.

Was wir strenge Orthodoxie nennen, ist nichts als eine religiöse Philisterhaftigkeit, jene Trägheit des Geistes, die alles höher Strebende verabscheut, weil sie selbst nicht aus ihrer Ruhe sich aufrütteln mag, die nur, um sich selbst nicht anzustrengen, das Entgegenstehende verachtet, anstatt es zu prüfen. Und andererseits ist auch jener jämmerliche Atheismus nichts anderes als der Ausdruck der philisterhaften Gesinnung derjenigen, die niemals einen Gedanken ganz ausdenken und alle Konsequenzen ziehen mögen. Dann würden sie am Ende immer auf neue Zweifel stoßen und einsehen, daß sie nichts wissen können. Aber so begnügen sie sich lieber mit der der glattesten Oberflächlichkeit entsprungenen Verneinung alles Göttlichen.

Eine gleiche philisterhafte Gesinnung können wir, auf sociale Verhältnisse übertragen, auch an den politischen Parteien beobachten, die, sobald sie extrem sind, entweder alles Neue negiren und hartnäckig auf dem hergebrachten Standpunkt stehen bleiben oder die Ansichten des Gegners verwerfen, eben weil es die des Gegners sind, und die niemals den Muth haben, auf eigene Faust einen frischen, fröhlichen Kampf zu wagen.

Daß das Ueberwiegen materieller Interessen in unseren Tagen die Philisterhaftigkeit fördert, ist unbestreitbar.

Die an sich so lobenswerthe industrielle Thätigkeit unserer Tage ist gerade in dieser Beziehung vielfach von entschiedenem Nachtheil, indem sie alles Interesse ausschließlich für sich beansprucht und die Gedanken der Menschen von dem Höheren abzieht, ja was noch schlimmer ist, sich oft in das Gewand des Höheren versteckt und schließlich dieses überwuchert.

Was sollen um Himmels willen alle die luxuriösen Prachtausgaben klassischer oder moderner Dichter nützen! Werden sie um den äußeren Glanz mehr gelesen, oder gewinnen sie selbst wirklich so viel dadurch? Wahrhaftig nicht! Aber dem Philister muß alles bequem gemacht werden. Wozu soll er seine Phantasie anstrengen, um sich im Geiste ein Bild von den Situationen der Dichtung zu machen? Er will gleich das Bild sehen und dann die nöthige Erklärung dazu lesen. So sinken die Werke der Meister für den Philister zu Bilderbogen herab, wie sie die Kinder gern haben. Der Inhalt tritt gegen die äußere Form zurück, die Produkte des Geistes werden zu äußerlichen Schaugepränge herabgewürdigt. Die Illustrationen werden besehen, den Text kennt man nicht oder nur so viel, um die Illustrationen zu verstehen und damit bildet man sich ein, hinreichendes Wissen zu besitzen.

Oberflächlichkeit, Halbbildung und Eingebildetheit sind die Wahrzeichen einer Philistergesinnung, an der die übertriebene Industriewuth einen großen Theil der Schuld trägt.

„Wir wollen weniger besehen
Und fleißiger gelesen sein"

könnte heute ein Lessing im Namen der Dichter sich beschweren.

„Zeit ist Geld", ist ein sehr wahres und nützliches Sprichwort. Nur darf es nicht zur Parole jener Industrie werden, die die geistige Ausbildung eines Volkes schädigt und das Philisterhafte, von dem ein jeder schon genug in sich hat, zu vermehren strebt.

Ich bin durchaus kein Vertheidiger einer sentimentalen Romantik, oder einer derjenigen, die behaupten, früher sei es besser gewesen. Das hat man zu jeder Zeit gesagt. Aber deshalb soll man den gegenwärtigen Schäden nicht die Augen verschließen.

Ich habe hier nur jene übertriebene Bequemlichkeitsindustrie im Auge, die nur den Leuten zu gute kommt, die Zeit und Geld in Fülle haben und für die das erwähnte Sprichwort gar keinen Sinn hat.

Die Leute, die den Rhein hinabfahren auf einem schnellfahrenden Salondampfer, ein Auge auf die Schönheiten der Landschaft, das andere auf den nicht minder schön gebundenen Bädeker geheftet und mit fliegender Hast Buch und Natur zugleich in die Seele saugen, sind in meinen Augen Philister. Sie reisen nur nach einem Punkte, um dort gewesen zu sein, um davon sprechen zu können.

Für diese Art von modernen Schnell-Kulturmenschen baut man Eisenbahnen auf den Rigi, eine Zahnradbahn auf den Drachenfels, für sie will man eine Eisenbahn nach dem Nationaldenkmal bauen.

Wozu?

Damit man möglichst schnell hinaufkommt und möglichst schnell wieder herunter, denn Zeit ist Geld. Nur sehen — und um Gottes willen nichts betrachten, noch weniger etwas denken, so sagt sich der echte Philister. Daß die Menschen sich so die Freuden, die sie genießen könnten, in geistiger Beschränktheit selbst zerstören!

Daß das wahre Vergnügen auch bei der Betrachtung von Naturschönheiten nach überstandener Mühe und Arbeit doppelt empfunden wird, das wissen die Armen nicht, die mit einer Eisenbahn auf den Drachenfels fahren. Sie wollen nur immer oben sein, aber niemals hinaufsteigen, alles ernten, aber nichts säen.

Und vernünftig betrachtet haben solche Anlagen nicht das geringste andere Resultat, als eben diese Förderung eines philisterhaften Reisesystems. Für Fahr- oder Reitgelegenheit ist an solchen berühmten Punkten, nach denen man Eisenbahnen baut, seit lange hinreichend gesorgt und wer sie besucht, hat entweder Geld genug, um bequem sein Ziel zu erreichen, oder, wenn er weniger faul ist, ein paar gesunde Füße, die ihn auch ans Ziel bringen.

Derartige industrielle Unternehmungen spekuliren einzig auf die Eile, Hast und Oberflächlichkeit der reisenden Menge.

Ein Deutscher sollte sich schämen, per Eisenbahn zu dem Nationaldenkmal auf den Niederwald fahren zu wollen, so lange er noch gehen oder reiten kann.

Aber die Eisenbahn wird nicht ausbleiben. Und dann stehen diese Laffen da vor der leuchtenden herrlichen Gestalt, lesen die Ehrentage der deutschen Nation, lassen einige Phrasen über das große Jahr 1870 fallen, zerdrücken womöglich eine Thräne, wenn sie sich mit ihrer schwachen Phantasie vorstellen, welche Anstrengungen und unsäglichen Mühen jene wackeren Soldaten auf den Märschen erduldet, und dann fahren sie mit der Eisenbahn wieder den Berg hinab und fühlen sich auch als Deutsche und schauen noch einmal so stolz in die Welt.

Philisterseelen!

Mühsam und entblößten Hauptes solltet ihr den Berg hinanklimmen, wenn ihr der heiligen Stätte zu nahen wagt, wo deutscher Kraft und Heldentugend und deutschem Muth und deutschen Idealen das schönste Denkmal errichtet ist, und wenn es denn sein müßte, so sollte man eine Eisenbahn bauen für die Invaliden aus jenen großen Tagen, die für euch ihr Blut vergossen, und sollte sie gratis hinauffahren. Das Philisterthum wird ewig der große ungeschlachte Riese Goliath bleiben und die große Menge wird sich in feiger Furcht und elender Stumpfheit ihm willig ergeben. Aber von Zeit zu Zeit tritt auch der kleine David, „ein Knabe, bräunlicht und schön", auf, der mit einem kleinen, winzigen Stein den gewaltigen Riesen zu Boden schmettert.

Wenn eine große Idee, ein Aufflammen heller Begeisterung ein Volk ergreift, wenn es zum Schwerte stürzt, den heimatlichen Herd zu schützen oder seine Freiheit zu retten, wenn der Krieg wie ein reinigendes Ungewitter durch die Lande fährt und die trübe, brütende Luft von den goldenen Blitzen zerrissen und vom Sturm verweht wird, dann sinkt auch die Philisterei beschämt in den Boden, dann richten sich die Blicke auf einmal wieder von der Erde zum Himmel und erkennen, wo die wahre Heimat des Menschen ist.

Freilich erhebt sich der Riese hernach stets wieder von neuem, aber wie Feigheit das Element des Philisterthums ist, muß er in steter Angst um sich leben, ein bedauernswerthes Dasein, während der kleine Schleuderer mit dem hellen Auge und den braunen Locken und das Volk der Auserwählten, das den Idealen folgt, jederzeit seines Sieges gewiß ist, sobald nur die Stunde zum Kampfe gekommen.

Verfolgt.

Nach dem Italieniſchen von Ceſare Donati.

Von

Wilhelm Krebs.

Der Korridor war ſehr lang, ſo lang, daß er kein Ende zu haben ſchien und ſo ſtockfinſter, daß man ſeine Finſterniß hätte greifen können. Eine tiefe Stille herrſchte in ihm. Man konnte vom entfernteſten Ende das Auffliegen einer Mücke wahrnehmen.

Die Stiefel in den Händen, um keinen Lärm zu machen, die Augen weit offen, den Oberkörper vorwärts gebeugt, ſo rückte ich mit nackten Füßen vor ohne einzuhalten. Ich wollte in gerader Richtung vorwärts, doch konnte ich nicht anders, als Kurven machen wie ein Betrunkener. Jeden Augenblick ſtreifte ich an eine Bank, ſtieß an einen Tiſch oder Stuhl, kurz es war ein erſtaunliches Wunder, daß ich nicht gleich im Anfange dem erregten Spektakel das Feld räumen mußte.

Da — mitten im Korridore wurde die Grabesſtille um mich plötzlich unterbrochen. Zwei Schritte von mir ab ein ſchnarrendes Geräuſch. Das Blut ſtieß mir ins Herz. Ich ſchwebte einen Augenblick zwiſchen Leben und Tod.

Es war nichts. Die Wanduhr hatte eben eingeſetzt und nur ihr Schnarren war es, welches mir das Blut zu Eis erſtarrt hatte.

Eins — zwei — drei. Drei Uhr morgens. Da beginnt es zu tagen. Vorwärts, vorwärts . . . Das Meiſte iſt gethan, da ich ohne Lärm durch Padre Domenicos Kammer gekommen bin.

Brrr, Padre Domenico! Schon bei dem bloßen Namen überläuft mich ein Schauder. Was für ein ſcheuſäliger Knecht Gottes dieſer Padre Domenico iſt! Schmutzig wie eine Todſünde, lang und dünn wie ein Stock, bleich, runzelig, mit rothem ſtruppigen Haupthaar, einem Cyklopenauge und geſpaltener Oberlippe. Dieſer ſchreckliche Domenico wird mir immer eine verdammte Furcht machen, auch wenn ich nur an ihn denke. Wunderlich, ich bin ſonſt nicht furchtſam. Unerſchrocken könnte ich vor ringenden Rieſen ſtehen und gäbe einen rechten Recken für König Artus ab, einen Ritter ohne Furcht und Tadel.

Das Meiſte iſt gethan. Noch einige Augenblicke und ich werde an der Glasthür ſein, welche zur Terraſſe führt. Von der Terraſſe

zum Garten gilt einen Sprung von wenig Meter Höhe. Ich springe wie ein Akrobat und wippe wie ein Fisch. Es ist wahr, Pasquale schläft ganz nahe bei der Terrasse. Aber wenn das eine Auge des Padre Domenico geschlossen blieb, als ich sein Schlafzimmer durchschlich, so werden die beiden Augen des biedern Pasquale auch wohl versiegelt bleiben. Dessen bin ich sicher.

Es ist schändlich, der Lump von Domenico hat es ganz ausnehmend gut. Mit seinem einzigen Auge sieht er das Unglück der Erde nur halb. Aber das Glück? — Ist es wahr, daß man etwas außer uns so nennen kann? Aber auch ist das, was man den Spiegel der Seele nennt, bloß einfach vorhanden, nicht mehr im Stande, Leidenschaften, Wünsche und Gedanken völlig gut zurückzuspiegeln. Und wenn auch der Gesichtssinn auf der einen Seite schärfer wird, wenn er auf der andern verloren geht, so bleibt ein Auge immer nur eines.

Da — die Glasthür — Cri — criii — craaaa. — Verdammt, die rostigen Angeln! Das weckt den Pasquale und er geht auf die Terrasse. Horchen wir! Vollkommene Stille! Nichts mehr. — Nun geklettert!

Schnell gesagt — geklettert! Die Brustwehr ist zu hoch. Ich muß die Arme emporstrecken, so lang sie sind und mich oben fest anklammern. Nun hinauf. Ich recke mir die Schulter fast aus. Geduld — jetzt bleiben nur noch die Beine nachzuholen.

O weh! Das unbarmherzige Schicksal zeigt mir hartnäckig die Klauen. Ich werde noch in diesen abscheulichen Mauern sterben müssen. Als ich mich wie verzweifelt hinaufrang, hatte ich die Bewegungen meines Körpers nicht vollkommen in der Gewalt und habe mit einem verwünschten Fußtritte einen Stuhl umgestoßen. Natürlich schlief Buricchio darunter, der sanfte Kater Pasquales. Buricchio springt erschrocken auf die Füße, fährt mit dem Kopfe gegen einen Topf und stößt ihn unter großem Lärm in Scherben.

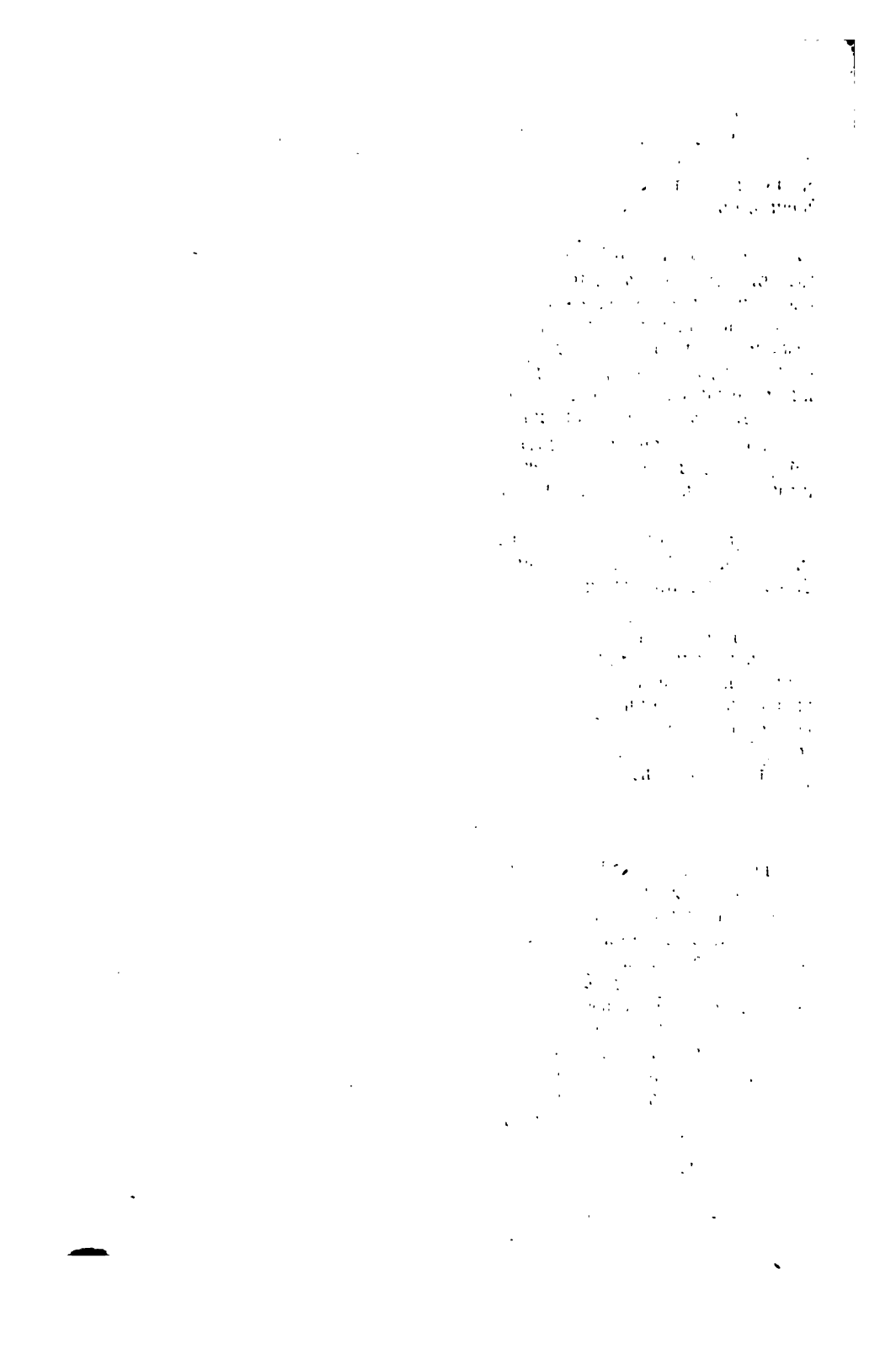
„Wer ist da?“ brüllt Pasquale.

Ich erstarre.

Ich springe nicht, ich stürze in den unterhalb befindlichen Garten. Die Gefahr leiht mir Muth und Flügel. In einem Augenblicke bin ich auf dem Boden und schüttle mich. Ich bin in der Orangenallee. In einem Nu sind Pasquales Kammerfenster und die Terrasse hell erleuchtet. Pasquale selbst, im Hemd und Nachtmütze, das Licht in der Hand, streicht wie ein Schatten über die Terrasse.

Alea jacta est! Die Gefahr ist mir auf den Fersen. Das ganze feindliche Lager ist aufgestört und voll Verwirrung. Alles ist auf den Beinen. Pasquale und Domenico und ein Schwarm von Bedienten hinterher, ein endloser Schwarm. Ich fürchtete, daß Domenico mich durch den Zauber seines Cyklopenauges bannt und das lähmt mir die Kniee. So lähmt die Boa mit ihrem dämonischen Blicke die Nachtigall im Fluge, bis sie von selbst ihrem Rachen zur Beute fällt.

Doch ich raffe mich schnell auf. Weder der Cyklop noch Pasquale, noch die aus dem Schlaf gehetzte Meute von Bedienten sollen diese Nacht ihren Spott mit mir treiben. Ich muß die Gartenmauer übersteigen, ich sah heute noch die Gartenleiter daran angelehnt. Wenn



Schatzerl und Hunderl.

Nach dem Originalgemälde von Adolf Eberle.

UNIV. OF CALIF.

sie fehlte, würde ich meine Nägel in die Ritzen der Steine einklammern, und so über die Mauer kommen.

Ich höre den Klang von Stimmen, welche Befehle und Muthmaßungen austauschen. Durch das Laub der Bäume sehe ich, wie Glühwürmchen am Sommerabend, Laternen vor- und rückwärts schweben. Keine Furcht! Die Leiter ist angelegt. Noch ein Augenblick und der letzte Sprößling eines alten hochedlen Geschlechtes — ich werde endlich, nur noch beschränkt von der Wölbung des Himmels, meine Freiheit genießen können.

Ich stieg zwei, drei Sprossen auf einmal hinauf, setzte mich auf der Mauer rittlings nieder und warf einen Blick auf die unruhigen Lichtfünkchen, welche durch die Bäume näher kamen. Auf dem erhabenen Standpunkte erschien ich mir als ein ganz anderer Mensch, denn früher. Ich fühlte mich an Kraft, Muth und Größe gewachsen. Mein Herz schlug ruhig und die Furcht hatte mich verlassen. Der Gedanke an Gefahr kam nicht wieder in mir auf. Als ich zurückblickte, konnte ich ein Hohnlachen über die großen Bemühungen meiner genarrten Verfolger nicht unterdrücken, obwohl es mich hätte verrathen können.

Nach einigem Zögern neigte ich mich nach vorn, zog mit Aufbietung aller Kräfte die Leiter zu mir herauf und stieg nach kurzer Zeit auf denselben Sprossen auf der andern Seite herab, welche mich kurz vorher heraufgeleitet hatten. Ich bin frei.

Ich laufe, ich fliege!

Der Pinienwald ist nur wenige Schritte entfernt. Ich unterscheide ihn in der Dunkelheit der Nacht als einen schwarzen Fleck, welcher jedoch mit der Finsterniß des Himmels fast verschwimmt. Wie ein Rasender renne ich hinein und eine lange Strecke taste ich mich mit einem abgerissenen Pinienaste vorwärts. Mein Weg ist ziemlich gangbar. Die Wolken, welche den Weg des Flüchtlings wie ein Trauergewand verhüllten, wallen auseinander und gestatten dem Monde den Weg meiner Flucht zu erhellen. In ihrer Gestalt und Anordnung erscheinen mir die Bäume wie lange Reihen von Männern, alle überein gekleidet, überein bewaffnet, überein sich bewegend. Dort glaube ich Krieger zu erblicken, welche von Kopf bis zu Fuß in Erz gehüllt sind, hier eine Schar, gekleidet in Goldbrokat und Sammet. Die Rüstungen erscheinen mir glänzend und fein verziert, die Helme mit kunstvoll durchbrochenem Helmschmuck. Schilde und Tartschen, Streitkolben, Speere tragen die Männer und spitze Lanzen, welche mit Troddeln in brennenden Farben geschmückt sind. Ich sehe sie, Mann und Roß ein Leib, alles von Stahl. Sie stürmen keuchend und schnaubend aufeinander ein und greifen sich wüthend an, Körper an Körper, ein höllischer Lärm. Vor meinem geblendeten Blicke leuchteten die Helme, Schilde und Schwerter, Lanzen und ehernen Kolben hell auf, Hieb und Gegenhieb krachen. Sie wälzen sich im blutdurchronnenen Sande, Heulen, Schnauben, dumpfe Schläge, zerknirschendes Gebein.

Der Mond ist untergegangen und die Morgenröthe hat seine Stelle eingenommen. Den monotonen Pinien sind Weiden und Erlen gefolgt, welche die Nähe des Wassers lieben. Und Wasser ist unzweifelhaft nahe. Ich höre in der Ferne das Rauschen von Wogen und ein von Feuchtigkeit geschwängerter Luftzug strömt mir entgegen. Was ver-

schlägt es, daß der Weg noch weit bis zum Wasser ist! Ich bin so lange Zeit eingeschlossen und unthätig gewesen und der frische Morgenwind stärkt und belebt.

Die Weiden und Erlen werden immer dünner und der feuchte Luftzug fliegt mir immer heftiger um das Gesicht. Das Rauschen des sprudelnden und tobenden Wassers wird immer vernehmlicher. Noch wenige Schritte und ich werde an einem Ufer sein. An welchem? Ich weiß es nicht.

Herausgetreten befand ich mich an dem Ufer eines Flusses, welcher angeschwollen und reißend vor meinen Füßen dahinschoß. Jenseit desselben, mir gegenüber, eine weite Ebene, auf weite Entfernung hin sichtbar und von helleren und dunkleren Flächen bedeckt, je nachdem Wald und Feld miteinander abwechselten. Links ein langer himmelblauer Streifen, glatt und eben — das Meer. Rechts, in größerer Entfernung ein anderer graublauer Streifen, alles Spitzen und Bogen. Es waren Berge mit verschneiten Häuptern. Alles war von einem ruhigen Lichte überflossen, indeß eine Wolkenwand den größten Theil des Himmels bedeckte und der äußerste Horizont von dem noch unsichtbaren Sonnenballe beleuchtet wurde.

Es war ein überraschender Anblick und überrascht blieb ich stehen, um ihn zu genießen. Die bleigrauen, schwarzen, röthlichen, weißen Wolken, dicht oder durchsichtig, tief oder hoch in der Luft, bildeten die seltsamsten Zusammenstellungen mit wandelnden Gestalten. Tausend verschiedene Formen, tausend verschiedene Umwandlungen — Riesen, Zwerge, Ungeheuer, Wälder, Schlösser, Städte, Wüsten, Schiffe, Schlachten, Gärten, Grotten. Alles ballte sich in jenen Wolkenmassen und schwand dahin, nachdem es sich erhoben hatte.

Still! — Der Strahl des größeren Gestirnes tritt eben leuchtend hervor und durchbricht an einzelnen Stellen die seltsamen Formen der Dünste. Es erhob sich hinten wie die Majestät Gottes auf einem leuchtenden Throne von Gold und Perlmutter; rings um sie in leuchtenden Massen die Legionen der himmlischen Heerscharen, während die Welt noch im Dunkel lag. Aber der Morgenwind, welcher unterdessen mächtiger geworden war, blies mitten hinein und stellte alles auf den Kopf und eine kohlschwarze Wolke, gefolgt von vielen kleinen in derselben Farbe, welche sich nach dem Horizonte zu heller abtönten, machte Miene schnell vorzugehen und den blendenden Glanz des himmlischen Gerichtes zu verdrängen — —.

Ich wandte mich und stieg in eine dicht verwachsene Schlucht hinab.

Die Sträucher und Kräuter wirren sich um meine Füße und fesseln mit ihnen meine Aufmerksamkeit. Einen Augenblick verschwindet das Wasser aus meinem Gesicht.

Wo sich vom Fluß in die Schlucht ein Busen winkelig einbiegt, dort wächst ein Fleck Schilf mit geraden Stengeln und langen schmalen Blättern, welche schlaff herabhängen, wie die einer Trauerweide. Die Blätter und das ganze Röhricht bewegten sich etwas und ein schwarzer Gegenstand kam abwechselnd zum Vorschein und verschwand hinter ihnen. Vielleicht war es ein Fisch, der an der Oberfläche schwimmende Leichnam eines Ertrunkenen, eine Sandbank oder nur ein Haufen von

verworrenem Gestrüpp, von Wasserpflanzen oder Hölzern, welche mit der Strömung hingelangt waren. Die Neugier spornte mich. Ich brach mir quer durch das Gestrüpp mühevoll meine Bahn nach der Einbuchtung der Schlucht und suchte das Röhricht da zu umgehen, wo es an das Ufer stieß. Der Aufwand aller meiner Kraft brachte mich zum Ziele. Es war kein Fisch, kein Leichnam, keine Sandbank, kurz es war nichts von alledem, was ich vermuthet hatte. Statt dessen fand ich eine Barke, mit dem Ufer durch ein Seil verbunden und vom strömenden Wasser ein wenig bewegt.

Ich sah mich rings um. Nichts regte sich. Ich sah in den Kahn, nur ein Korb, von einem Fetzen Segeltuch bedeckt, war unter dem Vorderdeck verborgen und zeigte an, daß jemand im Kahne gewesen war und zurückkommen konnte. Dazu fanden sich in der Entfernung reine Fischernetze, welche an der Sonne trockneten. Ich nahm den Augenblick wahr, wo die Bewegung der Strömung den Kahn dem Ufer nahe brachte und setzte meinen Fuß hinein. Bevor der Kahn sich wieder entfernte, war auch der andere darin. Doch kam der Kahn dabei derart ins Schwanken, daß ich nicht vorbeugen konnte und, so lang ich war, auf den Rücken fiel.

Ich hatte mich dabei ziemlich stark an den Kopf gestoßen und glaubte zuerst auch mein Rückgrat verletzt zu haben, da ich längere Zeit hindurch mich weder bewegen noch denken konnte. Als ich wieder zu mir kam, schlug der Klang von Stimmen an mein Ohr, welche immer vernehmlicher wurden. Die Redenden näherten sich offenbar.

Eine plötzliche Furcht überfiel mich — Domenico — Pasquale — Buricchio! — Wie eine Feder schnellte ich empor, bemerkte aber, meine Blicke schärfend, daß ich falsch geschlossen hatte. Die Leute, welche sich gemächlichen Schrittes näherten, schienen nach ihrem Aeußeren Fischer zu sein. Sie trugen Ruder auf den Schultern und waren ohne Zweifel die Eigenthümer der kleinen Barke, in welcher ich mich jetzt schaukelte. Es war also keine Zeit zu verlieren. Mit einem Sprunge war ich auf den Füßen und stürzte mich auf das Seil, an welchem der Kahn befestigt war. Eilig löste ich den Knoten und empfahl mich dem Geschick und den Wogen.

Die Strömung war reißend und der Wind wehte stark. In wenigen Augenblicken war ich weit von der Schlucht, den Netzen und den Fischern entfernt, welche es ruhig und hilflos mit ansehen mußten, wie ihr Fahrzeug gestohlen wurde. Noch lange konnte ich sie mit Armen, Kopf, mit dem ganzen Körper wüthen sehen und ich glaubte zu erkennen, wie der eine von ihnen sogar eine Strecke ins Wasser lief, um mir nachzuschwimmen. Die Barke wurde von dem schäumenden Wasser sehr schnell fortgetrieben. Ich fühlte kein Verlangen nach Segel, Ruder oder Steuer, die Strömung trieb mich und alle Heiligen standen mir bei. Verschlugen mich die Wellen einmal an das Ufer, so brachte mich ein Gegenschwall bald wieder in die Mitte des Stromes zurück. Währenddessen lag ich ausgestreckt auf dem Boden der Barke und benutzte meine zusammengefalteten Hände als Kopfkissen. Ich glaubte unbewegt dazuliegen und alles um mich her in rasender Bewegung zu sehen. Berg und Thal, Häuser und Bäume, Menschen und Thiere, alles tanzte vor meinen Augen ein wahres Höllenballet,

so rasch war meine Fahrt und ich vermochte kaum das Staunen in den Mienen der am Ufer stehenden Bauern zu unterscheiden, welche meine gefährliche Fahrt mit ansahen. Sie werden an ein Wunder geglaubt und, zum Herdfeuer zurückgekehrt, weiß Gott welche Legende an mein Erscheinen geknüpft haben.

Je weiter stromabwärts die Barke kam, um so rasender wurde ihre Geschwindigkeit. Jede Minute, jede Sekunde fühlte ich unter, neben, über, hinter mir eine unbekannte, übermächtige, stoßende und zugleich ziehende Kraft, welche mich forttrieb und mich gleichsam in unermeßliche Abgründe riß. Ich mußte bald vor dem tollen Vorüberwirbeln der umgebenden Gegenstände meine Augen schließen. Infolge einer Ueberschätzung meines Bewegungszustandes kam es mir vor, als befände ich mich auf der Kuppe des Niagara und stürzte mit seinen gewaltigen Wassermassen herab. Das gebrechliche Fahrzeug erhielt auch einen Stoß, ganz so als ob es in einen Abgrund gestürzt wäre. Eine fremdartige, ungleiche, abwechselnde Bewegung schloß sich daran, wie wenn die Barke hinauf- und hinab- und dann wieder hinaufgetragen würde, eine hüpfende Wellenbewegung ohne alle Regelmäßigkeit. Ich richtete mich auf, indem ich mich mit beiden Händen am Bord der Barke anklammerte und öffnete die Augen weit vor Verwunderung.

Berge und Thäler, Bäume und Thiere waren verschwunden! Weder Menschen noch Häuser, weder Ufer noch Fluß waren zu sehen. Der Gesichtskreis vor mir war gänzlich eingenommen vom blauen Meere, welches den Saphir eines klaren Himmels wiederspiegelte und in ihm den zitternden Glanz der Sterne, die die überhandnehmende Dämmerung erscheinen und immer heller werden ließ. Das Auge war nicht mehr in die Engen der Ufer eingezwängt und schweifte frei in entlegene Weiten.

Nachdem ich der Brandung entgangen war, trieben mich die Meereswogen in kurzer Zeit eine sehr weite Strecke hinweg. Die Küste erschien meinen Blicken nur noch wie ein bläulicher Streif, welcher sich zwischen Himmel und Meer einschob. Die ganze Zeit im Kahn ausgestreckt, betrachtete ich mit Entzücken den ungezählten Flor von Sternen, welche über mir immer heller aufschimmerten. Dumpfiges Gefühl des Daseins, wenn man auf dem Rücken liegt! Es ist nicht leicht, sich dabei stark in etwas hineinzudenken. Ohne Streben nach einem Ziele, ohne Furcht vor Verfolgung, ohne Trieb zum Leben, war ich in einer Art von Betäubung befangen. Was macht es aus, wohin ich gelange, wenn ich nur überhaupt fortkomme?

Das Meer war in dieser Gegend glatt wie Oel und die Kälte der Luft drang mir bis in das innerste Gebein. Nach und nach aber unwiderstehlich überkam mich eine schmerzhafte Erstarrung und meine schwer gewordenen Lider schlossen sich. Wie lange ich so von den Wogen getrieben und geschaukelt wurde, ist mir unbekannt, ebenso bin ich über die Gegend im unklaren, in welche sie meine Barke gelangen ließen. Tausend Bilder und Träume, seltsam und immer seltsamer, durchschwärmten meine Phantasie. Ihre Art und Zahl zu beschreiben, wäre unmöglich und unnütz. Sie wurden plötzlich durch ein unerwartetes Ereigniß unterbrochen.

Die Barke war auf das Trockene gerathen. Ich schlug die Augen

auf, aber das ungewisse Halbdunkel ringsum ließ mich nichts erkennen. So fühlte ich das Bedürfniß, mich ganz aufzurichten und da ich es mit dem Gesichtssinn nicht konnte, mich mittels des Gefühles zu orientiren. Ich versuchte es, nachdem ich mich erst von meiner Ueberraschung erholt hatte, aber vergeblich. Die Kälte, meine übermäßig lang ausgedehnte Unthätigkeit und tagelange Nahrungslosigkeit machte mir es fürs erste unmöglich oder furchtbar schmerzhaft, meinen Körper irgendwie zu bewegen. Mein Kopf schlang Bogen wie eine Garnwinde und sauste wie ein Mühlenwerk. Endlich siegte mein Wille.

Nach vielen schmerzhaften Anstrengungen erlangte ich so viel Freiheit in der Bewegung, daß ich mich aufrecht hinsetzen konnte. Der erste Gegenstand, welcher mir vor Augen kam, war der zur Hälfte von einem Stück Segeltuch verdeckte Korb. Instinktiv griff ich darnach und fühlte blindlings hinein. Ich fand darin einige Eßwaaren und meinem guten Glück dankend begann ich hastig zu essen. Nachdem ich, um meinen rasenden Hunger zu stillen, den Korb mehrmals heimgesucht hatte, fand ich auch eine Kürbisflasche mit einer ungewissen Flüssigkeit, welche wie Essig oder Apfelmost oder sonstwie schmeckte, aber mir jetzt dienlicher war, als das herrlichste Getränk zu einer andern Zeit.

Die Klippe oder das Inselchen, an welches meine Barke angestoßen war, konnte keine große Ausdehnung haben. Das schloß ich nach dem Gehör aus dem Branden der Wellen, welche von allen Seiten daran anschlugen. Das ungewisse Dämmerlicht ließ mich nur erkennen, daß das kleine Reich sehr viel länger als breit war und dazu ganz kahl, ohne Spur von irgend welcher Vegetation. Nur die Erstarrung, welche mich umfing, die Schwäche meiner Beine, welche kaum das Gewicht meines Körpers zu tragen vermochten, die Furcht, im Halbdunkel einen Fehltritt zu thun und in die Flut zu stürzen, hielten mich davon ab, es sogleich von einem Ende zum andern zu durchforschen. Da fiel mir ein, daß ich den Tag vorher in einem Winkel der Barke etwas Holz und Reiswerk gesehen hatte. „Ein Feuer!“ rief ich, „ich mache ein Freudenfeuer zur Feier meiner glücklichen Landung!“

Gesagt, gethan. Ich raffte mir ein Bündel Holz zusammen, stieg aus der Barke und begab mich etwas abseits, um den kleinen Scheiterhaufen in Flammen zu setzen. Mir kam es vor, als ginge ich auf Oel und ich wankte nur wenige Schritte weit vorwärts. Die vom Phosphor aufsprühende Flamme that bei dem sehr trockenen Holze augenblicklich ihre Wirkung und ein helles Licht erhellte die Umgebung, welche ich neugierig überschaute. Das Meerwasser zeigte an jener Stelle seine gewöhnliche Bläue nicht, sondern war röthlich, fast blutig und hier und da am Ufer so sehr, als ob Blut zuströmte. Das erschien mir wunderbar, aber die Ursache konnte ich nicht sogleich erforschen, da ein Windstoß mein Feuer löschte und das Holzwerk auseinanderriß.

Ich holte von der Barke neues Holz und indem ich es aufschichtete, dachte ich an Robinson Krusoe und an die Frage, wie ich meinen Aufenthalt auf den wenigen Quadratmetern meines Gebietes würde einrichten müssen. Die Flamme flackerte dabei bald knisternd empor und ihre Wärme durchdrang angenehm meinen erkälteten Körper. Ich knieete dabei und fachte es durch neues Zulegen zu immer lebhafterer

Glut an. Im besten Brennen begann ein penetranter Geruch die umgebende Luft zu verpesten. Es war wie von einem fetten, fauligen Stoffe, welcher auf mir unerklärliche Weise mit zur Verbrennung gelangte. Ein dichter, beißender Rauch folgte ihm und drohte mich zu ersticken und ich sah mich genöthigt aufzuspringen, um diesen lästigen Unannehmlichkeiten das Feld zu räumen. In demselben Augenblicke erfolgte unter mir ein furchtbarer Stoß, schleuderte mich sammt meiner Barke, ich weiß nicht wie viel Faden weit auf das Meer und brachte dasselbe ringsum in mächtige Wallungen. Während meines unfreiwilligen Fluges hielt ich mich für verloren und empfand eine unsägliche Bitterkeit darüber, daß ich ein Leben verlieren sollte, welches mir bisher nur die herbsten Prüfungen geboten hatte. Trotz meiner verzweifelten Stimmung rang ich doch gegen Wasser und Tod. Zwar hatte ich so viel wie gar keine Uebung im Schwimmen, aber die drängende Gefahr selbst lieh mir Kraft und Muth dazu. Mein Plan war zunächst die Barke zu erreichen.

Ich sah sie in geringer Entfernung treiben, aber leider umgeschlagen; und nicht weit von ihr erhob sich das Haupt eines riesigen Walfisches, um in der aufrauschenden Flut sogleich wieder zu verschwinden. Das war also die Insel gewesen, an welche mich mein Unglück geworfen hatte und wo ich den Rest meines Lebens zuzubringen gedachte. Der Walfisch war verwundet, wie ich bei seinem erneueten Auftauchen erkannte, und das Blut rann in großer Menge von seinem Riesenleibe. Hätte ich jetzt Zeit zum Nachdenken gehabt, so würde ich Mitleid mit dem großen Thiere gehabt haben. Fern von seinem heimatlichen Meere mußte es das blutige Opfer eines glücklicheren Feindes werden. Seine Kraft und alle die Prüfungen, welche es erduldet, konnten es nicht vor der größten Schmach bewahren, halbtodt noch den Geruch des eigenen Bratens zu riechen.

Doch ich hatte jetzt an anderes zu denken. Die Wogen trieben ihr Spiel mit mir, warfen mich hin und her, schlugen über mir zusammen und hoben mich wieder empor. Die Barke trieb ziemlich weit von mir. Ich gerieth in die äußerste Verzweiflung und sammelte alles Leben, welches ich noch in mir fühlte, zu einer letzten Kraftanstrengung. Nach und nach kam ich wirklich in die Nähe der Barke, erreichte sie endlich vollkommen und klammerte mich an ihrem nach oben gekehrten Kiel an. Doch ich fühlte, daß ich nicht mehr lange würde Widerstand leisten können; meine auf das Aeußerste angestrengten Kräfte begannen zu schwinden. Ich nahm schon Abschied vom Leben, als der Klang menschlicher Stimmen an mein Ohr schlug. Als ich den Kopf nach der Seite wandte, von welcher sie kamen, erblickte ich ein bisher von mir nicht bemerktes Ufer und darauf einen Schwarm von Leuten, welche heftig gestikulirten und aus vollen Lungen nach mir herüberschrieen. Sie hatten mich gesehen und eilten mich zu retten.

Seid gesegnet, tausendmal gesegnet! wollte ich ausrufen, aber meine schwache Stimme kam der Absicht nicht nach und die Willensanstrengung löste nichts aus, als ein jämmerliches Verziehen des Mundes.

Jetzt schlug eine Woge quer über meine Barke und entriß sie mir. Das Ringen von vorhin neuerdings zu beginnen, war mir unmöglich

und so überließ ich mich der Laune des wilden Meeres. Aber das Schicksal wollte meinen Untergang noch nicht. Zur rechten Zeit kamen meine Retter, um mich dem Tode zu entreißen, und legten mich besinnungslos in ihre Barke. — —

Leser, hast Du mich ein wenig gern? Ich will Dir die Antwort in den Mund legen und sage, daß Du mich sogar etwas mehr als ein wenig gern hast.

„Warum?"

„Der Mensch liebt immer das, was seine Neugier erregt und ihm Zerstreuung bietet. Nun hat die Erzählung einer Flucht beide Erfolge, denn ein Flüchtling läuft Gefahr, ein Bein zu brechen oder einen Fetzen seiner Haut hängen zu lassen. Und wenn er dabei noch ein armer Verfolgter, das Opfer fremder Uebermacht ist, so ist es noch besser.

Die Sympathie und das Wohlwollen wandeln sich aber in wirkliche Liebe, weil der Mensch im allgemeinen zur Gutmüthigkeit, Begeisterung und zu innigem Mitleid geneigt ist und dies immer, wenn ihm alles das keine Kosten verursacht oder ihn verpflichtet, irgend welche Bequemlichkeit aufzugeben.

Das ist unser Fall und gewiß habe ich also bewiesen, daß Du mich gern hast.

Aber Du betrachtest mich sehr scharf, lieber Leser.

Vielleicht begreifst Du nicht, wie Willen, Muth und Kühnheit in meiner abgezehrten Gestalt, meinem bleichen, magern Gesicht, meinen matten, tiefliegenden Augen wohnen können? Du hast nicht ganz Unrecht, wenn Du so denkst. Aber die äußere Erscheinung ist oft trügerisch, jedenfalls mußt Du erfahren, daß ich nicht immer so war, wie Du mich jetzt siehst. Meine Gestalt war hoch und aufrecht, in meinen offenen, blauen Augen, auf meiner breiten Stirn leuchteten Klugheit und Gefühl. Meine breiten, kräftigen Schultern, meine nervigen Arme, meine wohlgeformte Gestalt legten Zeugniß ab, daß meine körperliche Kraft derjenigen meines Geistes und meines Gemüthes nichts nachgab. Ich erinnere mich aus meiner Knabenzeit, daß meine Mutter die Schönheit ihres Carluccio immer im Munde führte und daß mein Vater mich jedes Halbjahr auf eine Wage setzte und zufrieden lächelnd feststellte, daß mein Körper in richtigem Verhältniß an Größe und Gewicht zunahm.

Arme Mutter! Sie ist sehr früh gestorben und hat in ihrem kurzen Leben viel zu dulden gehabt. Ich sehe sie noch, wie sie mich gegen Abend sanft am Händchen nahm und mich heimlich in eine versteckte Kammer des Hauses führte, feuchtkühl und schattig, wohin niemand sonst zu kommen pflegte. Wie die Katakomben der ersten Christen, so war diese Kammer unser Tempel. Dort ließ sie mich meine Gebete hersagen, ohne Furcht entdeckt zu werden und dadurch meinen Vater in Wuth zu bringen. Dieser wollte nichts vom Beten wissen, weder bei sich noch bei einem andern, und er war dabei der größte Despot, welchen man sich vorstellen kann. Nicht als ob er an nichts in der Welt geglaubt hätte. Er hatte seine Religion, die Religion der Wissenschaft. Sein Dogma war, daß der Mensch über die geheimnißvolle Natur herrschen könne und solle und daß er ihr ihre innersten Geheim-

nisse zu entreißen habe. Chemiker von Bedeutung, glaubte er nur an das Gewicht. Alles, was unwägbar war, existirte nicht für ihn. Retorten und Oefen, Gläser und Kolben waren seine theuersten Freunde, die Heiligthümer seines Kultus, der Prüfstein für Wahres und Falsches. Alles, was nicht durch sie hindurchzugehen vermochte, war nichts für ihn. Einfache oder zusammengesetzte Stoffe, organische oder unorganische, aber immer Stoffe, alle Fragen fielen dahinein und darauf beruht das ganze Leben des Gelehrten.

Meine arme Mutter war sein vollkommenes Gegentheil. Sie dachte nicht, sie fühlte, sie grübelte nicht, sie glaubte. Er liebte sie leidenschaftlich; erschien sie doch allen schön. Aber ihr ganzes Wesen war durchdrungen von Religiosität. Mit solchem Schilde gewappnet, ertrug sie engelsgeduldig die Last ihres gequälten Daseins und hoffte auf ein glücklicheres im jenseitigen Leben.

Zwischen Vater und Mutter stand ich wie zwischen zwei entgegengesetzten Polen. Statt daß mich einer angezogen hätte, bannten mich beide an einen Ort, welcher gleichweit von jedem entfernt war. Meine Mutter mit ihrer blinden, willenlosen Bigotterie, mit dem Glauben an den Willen, ohne welchen sich kein Blatt bewegt noch eine gewaltige That geschieht, flößte mir den abstrakten Begriff einer Kraft ein, welcher nichts widersteht und welcher zu widerstehen Sünde wäre. Ich suchte die dem Begriffe entsprechende Vorstellung in der Welt, welche meine Kindheit umgab und sah meinen Vater, einen Mann von gewaltigem Körperbau, von übermächtigem Willen, eine despotische Natur gegen die Seinen, aber verehrt von allen wegen seiner wissenschaftlichen Erkenntniß, mit deren Hilfe er die Natur beherrschte, ich sah ihn und betete ihn an.

Die Jahre vergingen. Es kam die Zeit des Lernens und der Liebe. Die Träume der ersten Jugend wurden mir einer nach dem anderen grausam und brutal zerstört. Bei jedem Schritte, welchen ich auf meinem dornigen Pfade vorwärts that, sah ich mich immer einer heimlichen oder offenen Gewalt gegenüber, welche mich grob zurückstieß und an der meine Kraft zersplitterte.

Ich ging wißbegierig und geweckten Sinnes zur Schule. Mein hauptsächlicher Lehrer war ein Ochs im vollen Sinne des Wortes. Er wußte weniger als mancher seiner Schüler, dafür prügelte er sie alle ohne Mitleid mit väterlichem Wohlwollen und erfand die sinnreichsten Methoden, sie zu quälen. Er ließ uns stundenlang auf einem Haufen Nußschalen knieen; und alle Augenblicke gab er dem oder jenem einen graziösen Stoß, so daß wir immer neue Male im Beine fühlen konnten. Er nahm liebreich die zehn Finger unserer Hände in seine kolossale Faust, preßte sie aneinander oder ließ kurze Schläge nur so darauf regnen. Hatte er nicht viel Zeit, packte er den Missethäter mit einem Ruck bei den Haaren, hob ihn empor und schüttelte den Armen, bis ihm die Sinne vergingen. Hatte er hingegen Zeit, so ließ er sich seine gymnastische Uebung nicht nehmen. So nannte er im Scherze eine Strafe, wo der Delinquent rittlings von einem seiner Kraft gewachsenen Mitschüler auf den Rücken genommen wurde. Dieser hielt ihn an den Armen fest, während die ganze Klasse, groß und klein, ihm der Reihe nach einen Schlag auf das enthoste Fleisch versetzen

mußte. Die weniger Hartherzigen unter uns begnügten sich, ihn mit der flachen Hand zu schlagen. Es stand aber frei, Stöcke, Stricke, Riemen, Drahtruthen und ähnliche Instrumente zu gebrauchen. Da der Delinquent oft nach hinten austrat oder sich loszureißen suchte, stellte unser Erzieher gewöhnlich seinen Liebling dazu an, ihn zu halten, einen jungen Herkules. Dieser erfreute sich neben der Gunst des Lehrers einer überlegenen Muskelkraft und warf sich bald über alle seine Mitschüler zum Gewaltherrscher auf. Er war ein Untertyrann, die Sorte ist schlimmer als die Obertyrannen. Riesenstark, dabei immer ungestraft, unwissend, gefräßig, habgierig, war er auch noch diebisch und stahl und raubte uns unser Taschengeld und unsere Sachen, wann und wo er konnte. Wenn jemand fehlte war es ihm übertragen, das zur Anzeige zu bringen. Er ließ es aber nicht genug sein, dieses Amt bis in das Kleinste genau auszuüben, sondern da nie ein Zweifel an seinen Angaben auftauchte, machte er sich das Vergnügen, lügenhafte Anschuldigungen vorzubringen, besonders dann, wenn der Lehrer beim Weggehen ihn als Aufseher zurückließ. Dabei war dieser Lehrer der angesehenste aller seiner Kollegen und die rechte Hand des Rektors. In jeder Angelegenheit von Bedeutung holte dieser seinen Rath ein, wie in der ehrlichen Absicht, seine Anstalt noch mehr zu verbüffeln.

Und ich setzte die Lippen an den vollen Becher der Liebe. Ich trank und ward berauscht. Die Glut meiner zwanzig Jahre flammte in mir empor, die Leidenschaft zog mich in die verführerischsten Bande und fesselte mich ganz.

Wie schön war meine Marie! Ihre Erscheinung war Adel und hehre Schönheit. Ihr Gang, ihr Heben und Bewegen sittsame Anmuth. Mein Gott! Sie steht vor mir, einen Schritt vor mir aufrecht, weinend, ich fühle den warmen Hauch ihres schwer athmenden Busens, den Duft ihrer Kleider. Ich höre die Worte, welche sie mir zuletzt zulispelte, ich sehe die kleine, weiße, geschmeidige Hand, welche sie mir zum Abschiede reichte. Zum Abschied auf immer! Wäre sie wenigstens gestorben. Trauer und Gram wären weniger grausam gewesen. Besser hundertmal todt, als leben und dann hätte ich auch nicht das niederschmetternde Gefühl mit mir weiter tragen müssen, daß ich im Kampf um mein Höchstes, um meine Liebe einer übermächtigen Gewalt hatte weichen müssen.

Menschen und Dinge wurden mir verhaßt. Ich floh aus meiner Heimat, welche mir zur Hölle wurde. Ohne von jemandem verfolgt zu werden, durcheilte ich, wie gehetzt, die Städte Italiens. Natur, Bau, Sprache, Kleidung rief mir meine Vergangenheit in das Gedächtniß zurück, verbitterte meinen Schmerz. Ich durcheilte andere Länder, ferne Meere. Ich sah Staaten, verschieden von dem unsern, blühender und stolzer als er. Aber statt mich an ihrer fremdartigen Größe zu zerstreuen und aufzurichten, erforschte ich darin nur die Niedertracht, mit welcher sich auch in ihnen rohe Gewalt und feige Falschheit breit machten.

Gebrochen wandte ich meine Schritte dem Lande wieder zu, wo meine Wiege gestanden und wo ich unsägliche Freude und unsäglichen Schmerz empfunden und unausbesserbaren Schaden erlitten hatte. Meine Eltern waren todt und mein lange Zeit hindurch unbewohntes

Vaterhaus war halb verfallen. Meine brachliegenden Ländereien waren Gemeingut geworden. Ich weinte auf dem Grabe meiner Eltern — damals konnte ich noch weinen — baute das Haus um und forderte mein Eigenthum zurück. Vergebens! Meine Mitbürger sahen mich an, wie einen gefährlichen Menschen und flohen mich. Die Machthaber des Landes, welche meine armselige Gestalt von oben her durch das Vergrößerungsglas der Furcht und des bösen Gewissens betrachteten, hielten mich für ihren natürlichen Feind. Beim ersten sich bietenden Vorwande verhafteten sie mich in meiner Wohnung, klagten mich als Volksverderber und bittersten Feind von Thron und Altar an und warfen mich in das Gefängniß. Um ihr elendes Werk nicht halb zu thun, konfiszirten sie mein Haus, Land und ganzes sonstiges Eigenthum und vertheilten es als gute Beute unter Verwandte und Günstlinge. Nachdem ich jahrelang im Kerker zugebracht hatte, ward mir die Gunst, im Exil Hungers sterben zu dürfen. Zum Hohne trug dieses Urtheil den Stempel eines Gnadenaktes des Fürsten. Der Draco wurde ob dieser seiner Milde bis in den siebenten Himmel erhoben und mit schwerem Herzen fügte ich mich in das eherne Urtheil.

Doch du wirst ungeduldig, lieber Leser.

Wir kehren zur Barke zurück, welche mich einem sicheren Tode entriß. Sie hatte mit vielen anderen zusammen im Hafen von Gianutri gelegen, wo eine Gesellschaft von Fischern gerade zu jener Zeit ihren Aufenthalt zu nehmen pflegte. Es ist eine kleine mit Oliven-, Kirsch- und anderen Fruchtbäumen bewachsene Insel im südlichen thyrrhenischen Meere, über welche Dir, lieber Leser, der Geograph noch mancherlei erzählen könnte, aber Dir wird die Mittheilung schon völlig genügen, daß ich hier lebe.

Nachdem die Fischer am vorhergehenden Abend jenen großen, schwarzen, schwimmenden Fleck bemerkt hatten, kamen sie mit der frühesten Morgenröthe jenes Tages, um zu sehen, was er in Wahrheit wäre. Das war meine Rettung. Eine der Barken bemerkte mich, wie ich mit dem Tode rang, ruderte schneller als die andern heran und kam gerade noch zu rechter Zeit. Eine Minute Verzug und ich war verloren.

Wie mir später erzählt wurde, fürchteten meine Retter, ihre Mühe umsonst verloren zu haben. Ich bot den Anblick einer Leiche. Das Gesicht todtbleich, der Körper starr und kalt, Augen und Mund geschlossen, die Athmung aufgehoben, so lag meine ganze armselige Person wie ein Lumpen auf dem Bootsgrunde und es würde eine That der Barmherzigkeit gewesen sein, mir ein Grab auf dem Grunde des Meeres zu gewähren, anstatt mich auf der bloßen Erde der Gefräßigkeit der Seevögel, der Raben und verwilderten Hunde preiszugeben. Das überlegten auch meine Retter, indem sie der nahen Küste zuruderten. Doch entschlossen sie sich zu der weniger rücksichtsvollen Handlung und ließen mich auf einer höhergelegenen Klippe der Insel für todt zurück.

Darauf wandten sie eilig die Spitze ihrer Barken, um wieder zu den andern zu gelangen, von welchen sich ob der reichen Beute, die ihnen die Laune des Glückes bot, Freudenrufe erhoben. Aber die Freude war kurz. Der halblebende Walfisch setzte sich wieder in

Bewegung und schwamm vor ihnen hin, seinen Weg mit einem breiten Streifen Blut bezeichnend. Und da die Fischer weder Seile noch Harpunen, noch Haken zur Hand hatten, setzten sie die Verfolgung vergeblich fort.

Wie lange ich auf jener Klippe gelegen hatte, kann ich nicht sagen. Beim Erwachen sah ich weder Himmel noch Meer, noch Fischer noch Barke. Ich fand mich ausgestreckt auf einer Art von Strohlager, den ganzen Körper mit dicken Decken bedeckt. Eine allgemeine Kraftlosigkeit hinderte mich an der freien Bewegung. Mein Kopf und alle Pulse meines Körpers hämmerten schmerzhaft. Ein Dröhnen in meinen Ohren machte mir die leichteste Wendung des Kopfes zur Qual. Ich lag nur wenig oberhalb des felsigen, vegetationslosen Inselgesteins und es kam mir vor, als wäre ich von meiner früheren Ruhestätte nur ein wenig emporgehoben worden.

Ich öffnete meine Augen mit einiger Anstrengung und fühlte sogleich einen stechenden Schmerz, welcher sie mich wieder zu schließen zwang. Das wenige Licht, welches hineingelangen konnte, schien sich meinem entwöhnten Blicke in einen brennenden Strahl zu sammeln, welcher wie ein scharfer Pfeil in meine Augen schoß. Nach einiger Zeit öffnete ich dieselben wieder und wieder und konnte sie zuletzt auch hierhin und dorthin wenden und im großen und ganzen die mich umgebenden Gegenstände unterscheiden. Ueber mir war ein langes Dach, mitten von einem Längsbalken durchsetzt, welcher es stützte. Von der Mitte dieses Balkens hing ein eisernes Gefäß an einem Stricke herab. Die fettige Masse, welche darin verbrannte, verbreitete einen scharfen und äußerst unangenehmen Geruch. Die Flamme war dem Verlöschen nahe und flackerte nur hin und wieder etwas heller auf. Diese vorübergehenden Augenblicke benutzte ich, um mich weiter zu orientiren.

An den oberen Theilen der grauen, kahlen, schimmeligen Wände hingen dichte Gehänge herab, symmetrisch vertheilt, von dunkler Rostfarbe. Eine genauere Prüfung und mehrere rings vertheilte Fischergeräthschaften ließen mich erkennen, daß es Fischernetze waren. Links stand ein langer schwarzer Kasten, rechts ein roher Holztisch, einige Sessel aus Rohrgeflecht, Reusen und Körbe von Weidenzweigen. Als mir mein Zustand endlich gestattete meinen Kopf ein wenig auf meinem Strohlager zu drehen, bemerkte ich in der Dunkelheit mit Mühe, aber genau, einen dicken, höckrigen Steinblock von ganz unregelmäßiger Gestalt und darauf einen Krug mit Wasser. Ein wenig zur Seite lag eine größere dunkle Masse. Es war ein Hund und ich freute mich, als ich mir so nahe ein lebendiges Wesen bemerkte.

Es war ein mächtiger, schwarzer, langhaariger Neufundländer mit sehr schöngeformtem Kopfe. Er lag ruhig schlafend auf seinen ausgestreckten Vorderpfoten und es schien, als wäre er durch nichts zu wecken. Doch genügte das geringe Knistern des Strohes unter meinem Kopfe und er erhob sich auf die Vorderbeine und wandte seine klugen, gutmüthigen Augen mir zu, wie um mir Hilfe zu bringen. Einen Augenblick nachher stand er jedoch auf allen vier Beinen und hob leise wedelnd die Schnauze.

Das Knarren einer Thür bewies mir sogleich, daß das Thier recht gewittert hatte. Das Zimmer füllte sich einen Augenblick mit

einem plötzlichen Lichtmeere. Der Hund wedelte stärker und winselte leise, aber bewegte sich nicht von der Stelle.

Als der Ankömmling vor mich trat, konnte ich meine Augen nicht von ihm wenden. Er erschien mir wie eine übernatürliche Erscheinung, ein Patriarch, ein Prophet, wie ich sie auf den Gemälden der großen Meister gesehen hatte. Ich zitterte vor Aufregung. Sein Auftreten, sein wallender, bis zum Gürtel herabfallender Bart, sein dichtes weißes Haupthaar, welches in langen Locken auf seine Schultern fiel, die majestätische Tracht seines Hauptes gaben seinem Aeußern einen Stempel, welcher außerordentlich mit seiner schlichten dunklen Fischerkleidung kontrastirte. Diesen Kontrast vermehrte noch der Adel seiner breitgefurchten Züge und der lebhafte, geistvolle Blick seiner Augen, voll zugleich von Hoheit und von Güte.

Als er sich meinem Lager näherte, erhielt er den ersten Gruß von seinem getreuen Hunde, welcher sich auf den Hinterbeinen erhob, die vorderen ihm gegen die Brust stemmte und ihm mehrmals den Bart beleckte. Den zweiten erhielt er von meinen Augen, welche gerade in jenem Augenblicke Scheu und Verehrung ausdrücken mochten. Ich versuchte vergebens die Lippen zu öffnen. Er ließ mir nicht Zeit, es nochmals zu versuchen, indem er mit nachdrücklicher Geberde den Zeigefinger quer auf seine Lippen legte. Darauf betrachtete er mich eine Zeit lang ruhig, beugte sich auch zu mir herab und legte seine Hand auf meine brennende Stirn und fühlte meinen heftig hämmernden Puls, indem er zugleich den seinen beobachtete. Als er damit fertig war, ergriff er den Krug, hielt ihn an meine trockenen Lippen und ließ mich einige gierige Züge aus ihm thun, schüttelte sorgsam die Decken über mir auf und, nachdem er nochmals das Zeichen des Schweigens gemacht hatte, verließ er mich und wandte sich zum Ausgange.

Eine geheimnißvolle Macht zog meine Augen auf seine Gestalt, welche sich langsamen, festen Schrittes entfernte. Auch als er mir den Rücken zuwandte, sah mein getäuschter Blick immer noch, wie durch einen brechenden Krystall, das Angesicht, den Bart und die Augen, welche in mir zugleich Scheu und Muth erweckten. An der Schwelle wandte er sich noch einmal, um Abschied zu nehmen und als er bemerkte, daß sein Hund ihm folgen wollte, beugte er sich zu dem prächtigen Thiere nieder, legte ihm freundlich eine Hand auf den zottigen Rücken und wies ihm mit dem Zeigefinger seinen früheren Wachtposten wieder an. Das Thier verstand den Befehl und legte sich nieder.

Als ich nach einer langen Nacht voll wilder Träume, voll Herumwerfens und todtbringender Fieberhitze, nach einem Zustande weder des Schlafes noch des Wachens meine entzündeten, schweren Lider erhob, befiel ein plötzliches Zittern meinen ganzen Körper. Mein Blick hatte wiederum die Gestalt des räthselhaften Greises getroffen. Daher mein Zittern. Neben dem Bette knieend schien er mich mit Aufmerksamkeit zu beobachten. Als seine Augen den meinen begegneten, schien seine Stirn sich aufzuhellen und in seinen Mienen die Zufriedenheit sich zu malen, welche das Schwinden eines bangen Zweifels bringt. Er zog ein Fläschchen aus dem Busen, goß einen Theil der darin befindlichen Flüssigkeit in einen Becher und ließ mich trinken. Darauf sah er mich eine Zeit lang regungslos an, um den Erfolg seiner Arznei zu erkunden.

Seine Augen ließen nicht von mir und ich war wie gebannt von ihrem Scheine.

Viele Tage und Nächte brachte er so an meinem Lager zu, während ich, von dem fortwährend sich steigernden Fieber verzehrt, mit dem Tode rang. Ich erholte mich nur allmählich. Die sorgsame Ueberwachung, die nahrhafte Speise, welche er mir jeden Tag zu bestimmten Zeiten bot, ließen meine Genesung sichtbare Fortschritte machen. Die Seeluft, der ländliche Aufenthalt und regelmäßige Uebung meines erstarkenden Körpers thaten das Uebrige.

Mit meinem Geiste stand es umgekehrt. Täglich fühlte ich mich in der Ehrfurcht und Scheu erweckenden Gegenwart des Greises blöder werden. Meine Gedanken verwirrten sich in seiner Gegenwart, und ich hatte nicht den Muth, nach Klarheit zu suchen. Ich fühlte, wie ich in seiner Gegenwart ganz dahinschmolz. Mein Herz klopfte stürmisch, keines meiner Glieder blieb ruhig und ich hätte dabei alles geopfert, um mir solche Augenblicke zu erhalten.

Ich war noch sehr krank.

Unsere alltäglichen Spaziergänge hatten das Ufer von Gianutri zum Ziele, wo ich gefunden worden war. Auf dem Wege wurde wenig oder nichts gesprochen. Der Alte war wortkarg, und ich wagte nicht, ungefragt den Mund zu öffnen. In kurzer Entfernung folgte uns als treuer Begleiter der schöne Neufundländer, welcher mit aller der Gravität und ruhigen Sicherheit seiner Rasse dahinwandelte.

Ein solcher Spaziergang dehnte sich einmal gegen unsere Gewohnheit bis zu dem äußersten Ende der Meeresküste aus. Bei einer flachen Klippe, von wo man mit einem Blicke den ganzen Bogen eines kleinen Golfes übersah, ließ sich der Greis auf einem Felsen nieder und wandte sich zu mir:

„Hier war es", sagte er, „wo ich Dich halbtodt fand."

Ohne eine Antwort abzuwarten, fügte er hinzu:

„Und dort Deine Barke."

Ich sah hin und erblickte in geringer Entfernung, mir zugekehrt, die mir wohlbekannte Sphinxfigur an der Spitze meiner lieben Barke. Mit ihrem runden heiteren Gesichte schien sie mich freundlich zu grüßen und ich jubelte laut auf, wie beim Wiedersehen einer Schwester, welche man lange nicht gesehen hat. Durch eine günstige Fügung hatten die Fischer, ganz in Anspruch genommen vom Fange des Wales, nicht an sie gedacht, und so konnte sie mein Retter an das Ufer ziehen.

Wir saßen auf der moosüberwachsenen Klippe und betrachteten still das Meer, welches sich vor unseren Augen ausbreitete. Jetzt war es in Frieden mit sich und mit den Menschen. Seine Oberfläche war glatt wie ein Spiegel, nur hier und da leise vom Winde gekräuselt und bestreut von glitzernden Brillanten. Hin und wieder erhoben sich die dicken Köpfe spielender Delphine aus dem Wasser, um auch mit Theil zu haben an der Schönheit der unendlichen Oberfläche und an dem warmen Sonnenlichte.

Ich war ganz in den herrlichen Anblick versunken, als der Greis unerwartet das Stillschweigen unterbrach.

Du hast mir, einem Unbekannten, die Schicksale Deines Lebens erzählt, es ist an mir die Reihe, Dir diejenigen des meinigen zu er-

zählen. Ich fasse mich kurz, doch Du wirst mich verstehen. Die Verfolgten und Unglücklichen verstehen sich immer schnell, und ein Theil Deines Lebens ist wie einer des meinigen.

Ich habe bis jetzt lange gelebt — nur allzulange, und nur wenig mehr Zeit bleibt mir. Aber nicht immer war ich derjenige, als welcher ich Dir jetzt erscheine. In den strotzenden Jahren der Jugend, in welchen sich zur Reife des Verstandes kühne Thatkraft gesellt, stand ich inmitten der Menschen, kämpfte und litt für sie. Es war zu jener Zeit, wo der Gedanke an Freiheit, der Wunsch, die Sehnsucht nach ihr mit Kerker und Tod bestraft wurde. Und ich liebte die Freiheit mit leidenschaftlicher Glut, ich haßte ebenso heiß die Tyrannei in jeder Form und kämpfte hartnäckig und heftig, heimlich und offen gegen dieselbe.

Mit dem ersten Napoleon war der Despotismus gestürzt, welcher die Maske der Freiheit trug. Durch seinen Fall hatte er einem schlimmeren, wenn auch offeneren Platz gemacht. Wie jener gründete der seine Macht auf Unwissenheit und Aberglauben, auf Bajonette, Gefängniß und Galgen. Er wollte die Völker in Unmündigkeit und ewiger Sklaverei erhalten. Der bleiche Schrecken herrschte überall und die wenigen edleren Geister, welche in der allgemeinen Feigheit die Stirn hochhielten, wurden schnell zerquetscht und vernichtet. Die Edleren büßten ihre Begeisterung mit Todesstrafe, Verbannung, Verlust ihrer Güter. Die triumphirende heilige Allianz brüstete sich mit ihrem schnöden Siege und schrie nach allen vier Winden in die Welt hinaus, daß überall Ordnung herrsche.

Welche Ordnung!

Ich hatte zu jener Minderheit gehört; und ich stand keinem nach an Entschlossenheit zum Erheben und an stolzem Muthe zum Kampfe. Der Zufall, nicht vorsichtige Sorge meinerseits ließen mich der Strafe entgehen, welche meiner harrte und die ich heiteren Muthes ertragen hätte, das Werk, welchem ich mein Leben geweiht hatte, mit meinem Blute zu besiegeln. Mein Leben gehörte nicht mir allein; denn eine angebetete Gattin, zwei zarte Söhne hatten heilige Rechte daran. Ihre Bitten und ihre Klagen erweichten mein Herz und anstatt mein Haupt meinen erbarmungslosen Verfolgern unter das Beil zu liefern, durcheilte ich flüchtig die Länder von Europa. Ohne Unterlaß vom Tode umringt, mußte ich jeden Tag, jede Stunde fast meine Schlupfwinkel und meine Kleidung wechseln, immer unterstützt durch die verschwiegene Sorge meiner Klarina und durch ihren lebendigen Verstand, welchem die Liebe tausend neue Mittel und tausend eigenartige Auswege eingab. Arme Klarina — es ist lange, lange her, seitdem Du mich verließest, aber immer sehe ich Dich und kann an Dich ohne Thränen nicht denken!

In jenem Leben, schlimmer als das eines Vagabunden oder Banditen, brachte ich mehrere Jahre zu, in welchem Zeitraum meine Liebe zur Freiheit nicht kühler wurde, wohl aber eine andere Form annahm.

Schwere Täuschungen, niederträchtiger Verrath, Elend und Unglück, dessen Zeuge zugleich und Opfer ich war, lehrten mich meine Nebenmenschen hassen. Der unwissende und niederträchtige Mensch

schien mir nicht mehr der Freiheit würdig, welche das edelste und erhabenste Ideal von Vernunft und Gefühl ist. Das Wort, er sei nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, erschien mir als Hohn und Lästerung. So viel Niedrigkeit und Gemeinheit können und dürfen nicht gleichen Ursprung mit der Gottheit haben.

Dem abscheulichen Schauspiele gegenüber, welches ich ohne Aufhören vor Augen hatte, ward ich Menschenfeind und entschloß mich, allein für mich zu leben und allein für mich Freiheit zu erstreben. Immer im Kampf gewesen mit meinen Nebenmenschen, war ich jetzt bestrebt, mich von der menschlichen Gesellschaft und von den bevölkerten Orten zurückzuziehen. Sogar meine Familie, auch mein theures Weib, welches so viel um meinetwillen erlitten hatte, wurden mir verhaßt. Ich verschwand spurlos und kam auf diese Insel mit dem festen Entschlusse, allein hier den Rest meines müden und öden Lebens zuzubringen. Doch was vermag nicht die Liebe! Mein Weib und meine Kinder fanden nicht eher Ruhe, als bis sie meinen Aufenthalt entdeckt hatten. Sie kamen und wollten ihn mit mir theilen. Weder drohende noch scheltende Worte, noch Vernunftgründe brachten sie ab. Mein trostloser Anblick und der trostlosere dieser kahlen, verlassenen Klippen entfernten sie nicht von mir. Es war ein erschütternder Ansturm gegen meinen Menschenhaß und ein zwingender Beweis, daß doch nicht alles Edle auf Erden hinfällig ist. Nach langem Widerstande ließ ich mich endlich erweichen und öffnete ihnen meine Arme in Liebe, welche sich seit so langer Zeit immer nur zum Fluche erhoben hatten.

Das war meine Rettung. Meine Familie versöhnte mich wieder mit mir selbst und mit der Menschheit. Ich empfand für diese nicht mehr Haß, sondern Mitleid — und das Mitleid ist nicht weit von Liebe.

Ungekannt und von der Welt, mit welcher ich alle Verbindung gelöst hatte, begann ich ein neues Leben. Keine unerfüllte Sehnsucht, kein Neid, keine Furcht, keine Hoffnung verwirrten mein Gemüth. In der kurzen Zeit, seitdem ich mit meinem früheren Leben abgeschlossen hatte, eröffnete mir die Natur alle die Schatzkammern ihrer Größe. Ich sah und betete an, ohne je zu einer Frage nach dem verschleierten innersten Wesen und dem letzten Ziele des Seins mich zu erkühnen.

Wieder eilten die Jahre vorüber, und schon zu viele lasten auf diesen Schultern. Das grausame Schicksal ließ mich allen den Meinen, einem nach dem andern die Augen zudrücken. Ich begrub meine lieben Todten im Schatten der Baumgruppe dort, welche den Hügel krönt, und grub die Gräber selbst. Ich weiß, daß mir nur noch eine kurze Lebenszeit beschieden ist, und diese soll verfließen, wie meine Vergangenheit verflossen ist.

Du wirst nicht auf dieser Insel bleiben und unsere Ruhe stören wollen. Die Fischer würden Dich auch schon bei ihrer Wiederkunft von ihrem als Eigenthum angesehenen Gebiete vertreiben. Für die Pflege, welche ich Dir gewidmet, für das Leben, welches ich Dir vielleicht gerettet habe, verlange ich keinen Lohn; doch verlange auch Du nicht, daß ich dafür eine Last eintausche. Deine Glieder sind erstarkt

und Du kannst ein Ruder regieren. Andere Länder, andere Inseln, bewohnt und fruchtbar, sind nahe — und Deine Barke wartet."

Nach diesen Worten erhob sich der Greis und stand eine Weile harrend vor mir, wie um eine Antwort zu erwarten. Doch ich fand kein Wort der Erwiderung und bewegte mich nicht von der Stelle. Meinen Seelenzustand errathend, trat er mir einen Schritt näher und reichte mir kurz die Hand. Dann wandte er sich und begann mir voraus den kurzen Weg zu durchschreiten, welcher uns zur Barke führte.

„Der Wind ist heute günstig", und, indem er sich niederneigte, um das befestigende Tau loszuknüpfen, fügte er hinzu: „Und das Meer ist wie ein Spiegel. Die Fahrt wird sehr schön sein."

Er reichte mir nochmals die Hand, und ich drückte sie innig. Mein Herz bäumte sich auf, aber ich wagte nicht, mich gegen seinen Willen aufzulehnen. Der Zauber, welchen jener Mann auf mein ganzes Wesen ausübte, war einzig und unbegreiflich, mild und quälend zu gleicher Zeit. Es erschien mir unnatürlich, mich ihm zu entziehen. Ich sprang in die Barke, welche sogleich vom Ufer abtrieb. Ohne Verzug wandte sich der Greis und stieg zurück die Anhöhe hinauf, und als ich den Kopf nach ihm umwandte, sah ich ihn schon nicht mehr. An seinem Platze stand noch immer das treue Thier, welches uns begleitet hatte, und sah der sich entfernenden Barke unverwandt nach.

Nach Verlauf von noch nicht zwei Stunden planlosen Hin- und Herfahrens legte meine Barke wiederum an derselben Stelle des Ufers an, von welcher sie mein Gastfreund in das Meer geschoben hatte. Ein geheimnißvoller, unwiderstehlicher Zug brachte mich in seine Nähe zurück, obwohl er mich selbst und ganz kurz vorher hatte gehen heißen. Ich sprang schnell ans Land, wie einer, welchem die Ankunft schon zu lange verzögert war, und ging eilenden Schrittes direkt auf die erwähnte Baumgruppe zu. Die Dogge sprang mir bald entgegen und begrüßte mich mit lautem Freudengebell. Sie lief mir darauf voraus und ward mein Führer.

Ich kam zu einer Hecke, welche eine grüne Wiese umschloß. Am Ende derselben begann das Gehölz. Gleich vor mir erhob sich ein plumpes aber geräumiges Gebäude. Mein Führer ließ mich um den Zaun herum und hinter das Haus zu einem kleinen Garten gelangen, in welchem Küchenkräuter und Blumen von mancherlei Art wuchsen. Aber die schönste von allen neigte sich über die anderen Blumen.

Es war ein Mädchen von schöner voller Gestalt, mit rabenschwarzem Haare und großen glänzenden Augen. Sie suchte kleine bunte Blumen aus dem gröberen Krautwerke heraus und sammelte sie in die Schürze. Bei diesem lieblichen Anblicke muß mir ein unwillkürlicher Ausruf des Staunens entschlüpft sein. Das Mädchen hob den Kopf, sah mir in das Gesicht und lief hastig in das Haus, indem sie auf dem Wege die meisten der eben gesammelten Blumen verlor.

— — — — — — — — — — — — — — —

Hier bricht das Manuskript der Selbstbiographie Carlo Pardi's ab, aber damit endigt nicht seine Geschichte. Als gewissenhafter Herausgeber habe ich mich bemüht, sie zu ergänzen und hier folgt in Kürze das Resultat meiner Bemühungen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das Mädchen, welches durch Carlos Erscheinung verscheucht wurde, war die Enkelin des alten Arztes und auf jener Insel geboren. Sie trug auch deren Namen.

Gianutri war die Frucht eines Liebesverhältnisses, welches der jüngere Sohn des Alten mit einem verwaisten, an der Küste zurückgelassenen Fischermädchen gehabt hatte. Wie jene aufgewachsen waren, wild wie Waldolive und Epheu, so ließ man auch Gianutri heranwachsen. So ward sie groß und gesund von Körper, lieblich von Gestalt, klug und anziehend, ohne daß jemand es jemals unternommen hätte, einen in ihr befindlichen Keim zu hegen und zu entwickeln. Auf das kleine Gebiet der heimatlichen Insel beschränkt, wußte sie nichts von der übrigen Welt und hegte keinen Haß oder Argwohn gegen dieselbe, da ein jeder der Ihrigen es für ein Unrecht gehalten hätte, mit ihr von dergleichen zu sprechen.

Wurde ihre Erziehung von der Seite zu ihrem Glücke vernachlässigt, so hatte andererseits — mehr als Worte es vermocht hätten — das trügliche Beispiel ihres Großvaters ihren Geist geweckt; und dies und ihr eigenes reiches Herz voll natürlichen Gefühles hatten ihr bei aller Ungeschultheit einen Schatz von Anziehungskraft verliehen. Mit dem goldsehenden Blicke eines Sonntagskindes faßte sie verständnißinnig das Wesen der sie umgebenden Natur auf, und frei, wie der sie umfliegende Lufthauch, gab sie sich ganz ihren unschuldigen Freuden hin. Zwanzig Jahre alt, wußte sie nicht, was Scham und Schande ist — denn sie hatte nie erfahren, was Sünde ist.

Ein solches Wesen hatte gefehlt, um die Gedanken Carlos, welche schon genügend verworren waren, ganz zu verrücken. Zuerst auf das äußerste erstaunt, daß er schon immer in ihrer Nähe gelebt hatte und so schon von Anfang an lebhaft interessirt und gefangen, führte er nun seit sieben Monaten der Qual wieder ein außerordentliches, neues, entzückungsvolles Leben. Seine ganze Bildung und Erfahrung, der ganze Ballast einer gealterten Civilisation, welchen er in seinem kranken Hirn, seinem wunden Herzen, in Sprache, Kleidung, Manieren mit sich schleppte, bildete den sonderbarsten Gegensatz zu der naiven Einfachheit und der kolossalen Unbildung des Mädchens. Die Fortschritte der Wissenschaft, die Schätze der Kunst, die großen Entdeckungen und Erfindungen, aber auch die giftigen Früchte des Ehrgeizes, des Luxus, des Neides, der Verderbtheit und Bestechlichkeit, die abscheulichen Verbrechen waren für sie todte Worte und boten ihr keine sicht- oder faßbare Vorstellung.

An der Seite der schönen Gianutri — ein süßes Verhältniß entspann sich wie von selbst zwischen ihnen, da der Alte dem einmal eingetretenen Geschicke seinen Lauf ließ — erlebte Carlo stündlich ein seltenes Schauspiel. Die Neuheit und Eigenart der Empfindung, welche ihn überkam, das ungetrübte, ungeschmälerte Glück, welches sie ihm brachte, die zu ihm in Liebe erglühte jugendfrische Natürlichkeit des Mädchens wirkten auf ihn mit Zaubergewalt und änderten täglich, stündlich, wenn auch unmerklich sein ganzes Wesen. Auf die Länge würde er ein ganz anderer geworden sein. Seine intellectuelle Verschrobenheit, die Verbitterung seines Gemüths, der hochmüthige Grundzug seines Charakters schwanden immer mehr dahin. Im Aeußern

war er immer noch derselbe, doch ein unaufhörliches Arbeiten lebte in seinem Innern, welches ihm allgemach Geist und Gemüth umgestaltete.

So standen die Sachen in dem Hause auf der Insel, als eines Tages ein Herr bei der Behörde von Grosseto erschien. Er hatte Schreiben mit, welche ihn ermächtigten, auf der Insel Gianutri nach Carlo Pardi zu fahnden und ihn, nöthigenfalls mit Gewalt, mitzuführen. Die Vollmachten waren in Ordnung und sogleich wurden ihm zur Unterstützung seines Vorhabens brauchbare Leute zur Verfügung gestellt.

Die Sonne sank an seinem äußersten Rande in das Meer hinab und traf mit ihren hinschießenden Strahlen nur noch die Spitzen der Klippen von Gianutri. Carlo und seine Gianutri saßen am Ufer und dicht aneinander geschmiegt, hielten sie ihre Hände zärtlich verschlungen und entzückten sich an dem Schauspiele, welches sich ihren Blicken bot. Die Worte, welche von ihren Lippen klangen, waren wenige und kurz, doch klangen sie süß und wurden gern gehört.

Auf einmal zuckte Carlo zusammen und sprang auf die Füße. Auf seinem Antlitz malte sich Furcht und Schrecken. Er streckte den Arm aus gegen eine Schar von Leuten, welche mit großen Schritten vom Ufer aus nahten. Vergebens erhob sich auch Gianutri und umfaßte ihn mit den Armen, um ihn zu stützen und zurückzuhalten. Vergebens fragte sie ihn mit Augen und Mund. Carlo fuhr fort zurückzuweichen und mit dem ausgestreckten Arme in der Luft herumzufahren, indem er wiederholt den Namen Domenico hervorstieß.

Es war der Name desjenigen, welcher mit den andern auf das Paar zukam. Doch mit diesem Namen verband sich der Gedanke an Gefangenschaft und die Eigenschaft des Direktors des Irrenhauses von ***, aus welchem mehrere Monate vorher Carlo Pardi entsprungen war. Jener Direktor war weder Mönch noch Priester, aber durchaus so häßlich und abstoßend, wie ihn der arme Wahnsinnige beschrieben hat.

Wie man dazu gekommen war, seinen Zufluchtsort zu entdecken, ist leicht daraus zu begreifen, daß bei der Vorüberfahrt an der Insel einer der Eigenthümer der Barke sie an der Küste gesehen hatte. Die Nachricht von der Flucht hatte sich bereits verbreitet und eine Belohnung war für denjenigen ausgesetzt worden, welcher Nachricht über den Verbleib des Entsprungenen bringen könnte. So hatte er noch nicht sogleich sein Eigenthum requirirt, sondern gedachte zwei Fliegen mit einer Klappe zu fangen und erstattete vorher eine Anzeige. Er wollte so nicht nur seine Barke wieder bekommen, sondern auch noch die Belohnung dazu. Und wie er gedacht, so kam es.

Sechs Monate sind seit jenem Vorfalle vergangen und derselbe Direktor bringt den Irren nach der Insel zurück. Er will ihm Gesundheit und Vernunft dadurch wiederzugeben versuchen, daß er ihn in die Nähe des Mädchens bringt, mit welchem sich sein Gemüth und seine Phantasie noch immer unausgesetzt beschäftigt.

Wird er es erreichen?

Hoffen wir es.

Oberst Gustavsohn.

Ein Charakterporträt.

Vor mehr als funfzig Jahren stand am Augustusplatz in Leipzig, da, wo jetzt das Kaiserliche Hauptpostamt steht, ein Häuschen von der bessern Art, das von nur drei Personen etwa zwei Jahre lang bewohnt wurde. Der Herr nannte sich Oberst Gustavsohn. Er war ein Mann in den fünfziger Jahren, seine Dienerschaft bestand aus einer weiblichen und einer männlichen Person. Der Herr Oberst war selten zu sehen, und wenn es war, so sah man ihn in einfacher bürgerlicher Kleidung schnellen Schrittes und gewöhnlich allein seinen Spaziergang machen; und wenn auch die Leute auf ihn achteten, so achtete er doch nicht auf sie. Die eingeborenen Leipziger wußten es freilich wohl, daß der Name Oberst Gustavsohn ein Pseudonym für König Gustav Adolf von Schweden war. Er hatte Krone und Thron verloren und war aus Schweden landesverwiesen. Weniger als dreißig Jahre nach ihm zog in Dresden und Leipzig ein seine Enkelin Karola, Tochter seines thronverwaisten Sohnes — damals in Wien — als die Gemalin des Kronprinzen, jetzigen Königs Albert von Sachsen. Ihr Großvater hatte eine Königskrone verloren, die Enkelin eine solche erobert.

Gustav Adolf war geboren zu Stockholm am 1. Nov. 1778. Die Königin, seine Mutter, eine Schwester König Christians VII. von Dänemark und Gemahlin Gustav III., hatte während zehn Jahren ihrer Verheiratung keine Kinder bekommen.

Die Geburt eines späten Prinzen führte verschiedene Zerwürfnisse in der königlichen Familie herbei, zwischen dem regierenden König, dessen beiden Brüdern und der verwittweten Königin Mutter. Nachdem aber Gustav III. eine förmliche Akte, welche das Ereigniß konstatirte, verfaßt und mit einer von seiner Mutter unterzeichneten Deklaration dem Senat übergeben hatte, war dem jungen Prinzen die Thronfolge garantirt worden und am Todestage des unglücklichen Königs, am 29. März 1792, wurde Gustav Adolf ohne Widerspruch zum König von Schweden proklamirt.

Da er noch minderjährig war, so wurde die Vormundschaft über ihn und die Regentschaft des Reiches seinem Onkel, dem Herzog Karl

von Südermannland übertragen, und er selbst ergriff erst die Zügel der Regierung mit dem 18. Jahre, dem Alter der Majorennität. Der junge König nahm nunmehr den Namen Gustav IV. Adolf an.

Schon während seiner Minderjährigkeit mit einer Prinzessin von Mecklenburg verlobt, brach er diese Verbindung ab und reiste zufolge einer Einladung der Kaiserin Katharina II. Ende 1796 nach Petersburg.

Ein neues Heiratsprojekt war von der Kaiserin entworfen worden, nämlich den König Gustav Adolf mit einer ihrer Enkelinnen, der Großfürstin Alexandrine Paulowna, zu verbinden. Diese junge und liebenswürdige Fürstin schien einen lebhaften Eindruck auf den schwedischen Monarchen zu machen. Als aber der zur Feier bestimmte Tag erschien, blieb der Freier aus und ließ die Großfürstin, die Kaiserin und die versammelten Großen des Reiches im Stich. Katharina war außer sich über diese demüthigende Behandlung und Gustav reiste ab, ohne daß die Motive seiner Handlungsweise aufgeklärt worden sind.

Zurückgekehrt nach Schweden, ward er die Freude seines Volkes, und auch die Höflinge rühmten seinen entschlossenen Charakter, der es gewagt hatte, der mächtigen Katharina in ihrer Hauptstadt zu trotzen.

Der Klerus war auch über die Frömmigkeit des Königs erfreut, der lieber eine Verbindung abbrach, als der russischen Prinzessin die freie Ausübung des griechischen Kultus, in welchem sie erzogen war, in seinem Palast zu gestatten.

Im Jahre 1797 besuchte Gustav mehrere deutsche Höfe, um sich eine Prinzessin auszuwählen. Er kürte zu seiner Gemahlin Friederike Dorothea Wilhelmine, Prinzessin von Baden, und wurde durch seine am 31. Okt. 1797 mit ihr gefeierte Vermälung ein Schwager des Kaisers Alexander von Rußland und des Königs Maximilian I. von Bayern.

Es vergingen einige Jahre, nachdem das junge Königspaar von Schweden nach Deutschland zurückkehrte, um am badischen Hofe eine Zeit lang zu leben. Die Schweden fürchteten schon, ihr König wolle seine Residenz ganz in der Fremde aufschlagen.

In dieser Zeit, wo sich der Finanzmangel in Schweden recht fühlbar machte, verpfändete der König die Stadt Wismar (1803) an den Herzog von Mecklenburg und erhielt auch von England Geldunterstützungen für die besondere Vergünstigung, die er dem englischen Handel in Schweden gewährte. Aber diese Summen reichten bei weitem nicht zur Befriedigung seiner Bedürfnisse aus.

Von seiner Kindheit an hatte sich Gustav den König Karl XII. zum Vorbild genommen, dem er in vielen Stücken glich. Auch trug er dasselbe Kostüm, einen einfachen blauen von oben bis unten zugeknöpften Rock mit Metallknöpfen, große büffellederne Handschuhe und kurzgeschnittenes aufwärts gekämmtes Haar.

Der schwedische König trachtete auch nach dem militärischen Ruhm seines großen Vorgängers, des Alexanders des Nordens. Einer geringfügigen Ursache wegen hätte er beinahe Krieg mit Rußland bekommen. Es handelte sich nämlich um eine bei Abbofors in Finland befindliche Brücke, die über den Kymen führt, welcher die Grenze zwischen dem russischen und schwedischen Finland bildete. Der König behauptete nun, diese Brücke gehöre Schweden, und ließ sie wiederholt blau anstreichen, während die Russen sie immer wieder grün anmalten.

Gustav gab endlich nach, verlieh aber seinem zweiten Sohne den Titel eines Großherzogs von Finland. Trotzdem wurde Finland später (i. J. 1809) von den Russen ganz genommen.

Der König Gustav hatte auch Streitigkeiten mit Dänemark, wo damals sein Onkel mütterlicher Seite regierte, und sein Vetter, der Kronprinz, an der Spitze der Regierung stand. Die Dänen beklagten sich, daß ihr Alliirter, der König von Schweden, ihre Feinde, die Engländer, welche Kopenhagen angegriffen, ohne Hindernisse durch den Sund gelassen hatte und dem Admiral Nelson und der Flotte, als diese längs der schwedischen Küste wegfuhr, die größten Ehrerbietungen erweisen ließ.

Schwerere Verletzungen führten in der Folge einen offenen Bruch und den Krieg der beiden Mächte herbei.

Während seines langen Aufenthaltes in Deutschland zögerte Gustav noch mit den Bündnissen, die er zu schließen beabsichtigte.

Für Frankreich zeigte er keine Sympathieen, ja er war sogar der unversöhnlichste Feind des französischen Machthabers, besonders als dieser Deutschlands Grenzen nicht mehr respektirte. Er ward daher leicht von England gewonnen und schloß sich dem Bunde Rußlands und Oesterreichs gegen Frankreich an. Die Verletzung des deutschen Gebiets und das tragische Ende des Herzogs von Enghien bestimmten den König völlig in seinen Unternehmungen. Er hatte einen Adjutanten, den General Tawast, nach Paris gesandt, um den Herzog zu retten; aber der unglückliche Prinz hatte bereits geendigt. Gustav rief seinen Gesandten zugleich zurück und folgte nicht dem Beispiel anderer Souveräne, welche Napoleon als Kaiser anerkannten. Ja, er sandte auch dem König von Preußen den schwarzen Adlerorden zurück, den Napoleon auch erhalten hatte, indem er erklärte, daß er nicht des letzteren Waffenbruder sein wolle.

Als der deutsche Kaiser endlich seinem Titel entsagte (1806) und den eines Kaisers von Oesterreich annahm, erließ König Gustav an seine deutschen Unterthanen eine Proklamation, um denselben diese Katastrophe zu verkünden.

Im Jahre 1805 waren die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Oesterreich schon wieder ausgebrochen. Gustav schloß sich der Koalition an, empfing Subsidien von England, ließ einige Truppen nach Pommern einschiffen und begab sich selbst nach Stralsund in der Absicht, sein Heer hier mit dem russischen zu vereinigen. Nachdem aber durch die Schlacht von Austerlitz die Koalition aufgelöst wurde, kehrte er nach Stockholm zurück und erklärte, daß er nicht in den Frieden von Preßburg mit eingeschlossen sein und keinen Antheil an den Deliberationen des deutschen Reichstages zu Regensburg nehmen wolle. Sein Minister von Bildt übergab dem Reichstage eine vom 13. Jan. 1806 datirte bezügliche Note, deren ungewöhnliche energische Sprache eine ungemeine Sensation erregte. Klage führend über das Benehmen deutscher Fürsten, schloß das Aktenstück mit den Worten:

„Die Gesinnungen und Grundsätze Sr. schwedischen Majestät sind zu bekannt und dem Reichstage zu oft schon dargelegt worden, als daß es noch nöthig sein dürfte, sie hier zu wiederholen, besonders zu

einer Zeit, wo man die Sprache der Ehre nicht reden und noch weniger deren Gesetzen folgen darf, wenn man gehört sein will.

Seine Majestät hat demnach befunden, daß es unter ihrer Würde ist, von diesem Tage an noch theil an den Deliberationen des Reichstages zu nehmen, so lange dessen Entscheidungen nur von der Usurpation und dem Egoismus eingegeben werden."

Der König Gustav schloß sich nun enger an England an, und als die preußischen Truppen nach den Unterhandlungen des Minister Haugwitz im hannoverschen Kurstaate einzogen, eine Occupation, welche Gustav trotz aller Anstrengungen nicht zu hindern vermochte, da ließ er alle Schiffe dieser Nation, die sich in den schwedischen Häfen befanden, in Beschlag nehmen und grollte gegen Preußen.

Hierauf hob er eigenmächtig die deutsche Verfassung in Pommern auf und führte daselbst die schwedische ein. In dieser Zeit sprach er aber auch die Aufhebung der Leibeigenschaft in Pommern und auf Rügen aus.

Der russische Kaiser bot ihm seine Vermittelung zur Beilegung der zwischen ihm und dem König von Preußen entstandenen Streitigkeiten an. Gustav lehnte jedoch dieselbe mit der Erklärung ab, daß er eben so gut allein würde Frieden zu schließen wissen, wie Krieg zu beginnen.

Inzwischen hatte der schwedische General von Essen, welcher in Pommern kommandirte, einen Waffenstillstand mit dem Marschall Brune abgeschlossen, welcher damals an der Spitze der in diese Provinz eingerückten französischen Armee stand. Aber schon am 2. Juli 1807 kündigte der König diesen Vertrag, nachdem er erfahren, daß der Kaiser von Rußland seinerseits den 21. Juni desselben Jahres mit dem Kaiser Napoleon auch einen Waffenstillstand vereinbart hatte, und fand sich so allein auf dem Kampfplatze.

Der Friede von Tilsit, welcher zwischen Frankreich, Rußland und Preußen abgeschlossen und fünf Tage nach diesem Bruche unterzeichnet wurde, machte Gustavs Lage nur noch mißlicher.

Die französische Armee war unter den Mauern von Stralsund und bildete die Belagerung dieses Platzes. Der König vertheidigte denselben so lange, als er konnte; aber am 20. August verließ er die Stadt und überließ einem untergeordneten Chef die Sorge, eine Kapitulation zu erhalten. Nachdem Marschall Brune dieselbe bewilligt, zog er in Stralsund ein, nahm einige Wochen später Besitz von der Insel Rügen und ganz Schwedisch-Pommern war somit erobert.

Mit dem Gefühle, den letzten Rest der Eroberungen seines großen Vorfahren seinem Starrsinn zum Opfer gebracht zu haben, schiffte sich Gustav nach Schweden ein.

Sein Starrsinn blieb aber unerschütterlich.

Mit Beginn des Jahres 1808 sah er sich genöthigt, zu gleicher Zeit einen Krieg gegen Preußen, Rußland und Dänemark zu führen. Jetzt schloß er einen neuen Allianz- und Subsidienvertrag mit England und publizirte als Antwort auf die Manifeste seiner Feinde Erklärungen in einem ebenso energischen Stil wie in der dem Reichstage zu Regensburg übergebenen Note. Zu seinem großen Unglück wurde aber das schwedische Finland unter Befehl des General Buxhöwden von den russischen Heeren erobert.

Gustav schrieb an seinen Schwager, um sich über die Grausamkeiten zu beklagen, welche die russischen Truppen in dieser Provinz ausübten.

„Ohne Zweifel ist dieser Krieg nicht unternommen worden, um den heftigsten Widerwillen gegen den Namen Russe zu erregen. Ist es ein Verbrechen von Seiten meiner finländischen Unterthanen, daß sie sich nicht verführen ließen? Paßt es sich für einen Souverän, aus der Treue ein Verbrechen zu machen? Ich beschwöre Ew. Kaiserliche Majestät, den Greueln und Unfällen dieses Krieges Einhalt zu thun, die nur den Fluch der Vorsehung auf Sie herabziehen können."

Unter anderm beklagte sich auch der König, daß man zum Führer der russischen Armeen in Finland einen Schweden von Geburt, den General Baron von Sprengporten, genommen hatte, der auch vom Kaiser Paul als Gesandter nach Paris zu dem Konsul Bonaparte früher geschickt worden war.

Diese Klagen hielten indessen die Fortschritte der russischen Armeen nicht auf. Von Zeit zu Zeit sandte der König verschiedentliche Verstärkungen von schwedischen Truppen nach Finland; aber sie wurden überwältigt. Einer Expedition, aus der Gardebrigade zu Fuß und zu Pferde und einem fünften Regiment Infanterie bestehend, die eine Landung an der südlichen Küste von Finnland versuchen sollte, ging es auch nicht viel besser. Man ließ den Russen zu viel Zeit, sich zu sammeln und die Garden, welche sich zu schwach glaubten, widerstehen zu können, liefen auseinander und ließen ihre Kanonen im Stich. Das Regiment Kronberg Infanterie, welches ihnen beigegeben war, deckte allein den Rückzug und verschaffte den Garden des Königs die nöthige Zeit, sich zu retten. Um ähnlichen Vorfällen vorzubeugen, reformirte der König seine Fußgarden, behielt aber die reitende bei.

Auch die dänischen Truppen machten ihrerseits schnelle Fortschritte; dieser Krieg beschränkte sich aber nur auf lebhafte Vorpostengefechte an der Grenze von Norwegen, denen i. J. 1808 ein Waffenstillstand folgte.

Schweden, an Menschen und Geld erschöpft, sah sich in dieser Zeit überall in Gefahr. Das Joch, unter welchem die Einwohner seufzten, wurde ihnen zuletzt unerträglich. Die Klagen und das Murren brachen bei dem Volke und den Truppen und sogar im Staatsrath offen aus und sie beschworen den König, Frieden zu schließen, der das einzige Mittel sei, seine Person und den Staat zu retten.

Aber taub gegen diese Bitten gab er Befehl zu neuen Truppenaushebungen, da die gegen Dänemark kämpfende aufrührerische Armee einen Waffenstillstand abgeschlossen hatte und auf Stockholm zu marschirte.

Nach der Eroberung Finlands waren die Russen auf die Ulandsinseln übergetreten und befanden sich nur noch 20 Stunden von der Hauptstadt entfernt.

Der König schickte sich an, Stockholm zu verlassen und den Bürgerkrieg an der Spitze derjenigen Truppen, auf welche er noch rechnen konnte, zu beginnen. Die Befehle zur Abreise waren gegeben, als die Revolution ausbrach.

Am 13. März 1809 überwältigten die Generale Graf Klingsporr, Adlercreutz und der Generaladjutant von Silfersparre die Wache an der Thür des Königs und traten bei ihm ein, um ihm den beklagenswerthen Zustand der Staatsangelegenheiten vorzustellen und ihn zu vermögen, die Regierung niederzulegen.

Gustav war im begriff, seinen Degen zu ziehen und stürzte auf sie zu; aber gehindert durch seine enge Kleidung und gehemmt in seinen Bewegungen wurde er, ehe er noch den Degen aus der Scheide ziehen konnte, festgenommen, in ein Zimmer des Schlosses getragen und hier bewacht.

Die Verwirrung war außerordentlich.

Der König fand Mittel, die Flucht zu ergreifen, traf aber auf seinem Wege auf zwei Verschworene, einen Offizier und einen Civilisten. Dieser entfloh, als er sah, daß der König den Offizier ergriff und ihn am Arme verwundete. Aber da sich der Degen, den sich der gefangene König gleichwohl zu verschaffen gewußt hatte, in den Aermel seines Rockes verwickelte, so bemächtigte sich der Offizier des Königs und hielt ihn mit Gewalt zurück, bis die anderen Verschworenen herbeikamen und ihn in das Schloß zurückführten. Als er bei den Schildwachen im Innern des Schlosses vorüberkam, rief er ihnen zu, Feuer zu geben; aber man sagte ihnen, der König sei krank, und so gehorchte ihm keiner.

Dem Herzoge Karl von Südermanland wurde nunmehr der Senatsbeschluß überbracht, die Zügel der Staatsregierung in der Eigenschaft eines provisorischen Regenten bis zur Vereinigung der Reichsstände wieder zu ergreifen. Der Prinz willigte ein und so war die Revolution in wenigen Stunden und ohne Widerstand vollendet.

Der entthronte König wurde nach dem festen Schlosse Drottningholm gebracht und hierauf nach dem Schlosse Gripsholm, wo er Tag und Nacht von zwei Offizieren bewacht ward. Die Königin und die königlichen Kinder besuchten ihn in seinem Gefängnisse, das er erst nach Verlauf von neun Monaten wieder verlassen durfte.

Er hatte sich mit großer Ergebung in sein Schicksal gefunden.

Noch vor Eröffnung des Reichstages erklärte er (am 29. März 1809) in einer eigenhändigen Urkunde:

„Im Namen und unter dem Segen des höchsten Gottes der Dreieinigkeit, Wir, Gustav Adolph, durch die Gnade Gottes König von Schweden, der Gothen und Vandalen ꝛc., Herzog von Schleswig, Holstein ꝛc., thun hiermit kund und zu wissen, daß seit diesem Tage, welches ist der 17. Jahrestag dessen, wo Wir zum König proklamirt wurden und mit zerrissenem Herzen den von dem Blute eines aufrichtig geliebten und verehrten Vaters bespritzten Thron erbten, es Unser fortwährender Wille war, zu dem wahren Glücke und Ruhme dieses alten Königreichs beizutragen, die unzertrennlich sind von dem Wohl eines freien und unabhängigen Volkes. Da Wir nun nicht mehr in Unseren königlichen Obliegenheiten auf eine der Reinheit Unserer Gesinnungen angemessene Art fortfahren und die Ruhe und Beobachtung der Gesetze dieses Reiches, gemäß Unserer Würde sowie der Unserer Unterthanen, erhalten können, so erachten

Wir es für eine heilige Pflicht, auf Unsere königlichen Vorrechte zu verzichten, was Wir frei und ohne Zwang thun, um den Rest Unserer Tage zur Ehre Gottes zuzubringen.

Wir wünschen allen Unsern Unterthanen und deren Nachkommen die Gnaden und den Segen des Höchsten für eine glücklichere Zukunft. Ja, fürchtet Gott und ehret den König!

Zu mehrerer Gewißheit haben Wir dies eigenhändig geschrieben und unterzeichnet und mit Unserem Königlichen Insiegel bestätigt. Gegeben im Schlosse zu Gripsholm den 29. März 1809.

Gustav Adolph."

Am 5. Juni ward der Herzog von Südermanland zum König erwählt und am 6. nahm er die ihm angebotene Krone als Karl XIII. an.

Bei dieser Gelegenheit dekretirten die Reichsstände von Schweden die ewige Ausschließung Gustavs und dessen Kinder von dem schwedischen Throne und untersagten ihnen jeden Aufenthalt in diesem Lande, indem sie ihnen jedoch eine Pension zum Unterhalt anwiesen, die der verlassene König indeß für seine Person nie in Anspruch genommen hat.

Schweden verlor um diese Zeit das ganze Großherzogthum Finland, erhielt aber eine neue Verfassung.

Es war am 6. Dec. 1809, als sich die Thüren von Gustavs Gefängniß öffneten. Er wurde nach Karlskrona gebracht, um sich hier auf einer Fregatte einzuschiffen, die Befehl hatte, ihn nach Deutschland zu bringen. Seine Reise durch sein ehemaliges Königreich ging Tag und Nacht ohne Aufenthalt von statten, in Karlskrona wurde er vom König Karl XIII. und der königlichen Famlie begrüßt, dann durchreiste er Deutschland und die Schweiz, wo er den 25. April 1810 nach Basel kam, unter dem Namen eines Grafen von Gottorp.

Von Basel aus verkündete er durch die öffentlichen Blätter der ganzen Christenheit, daß er im begriff stehe, eine Reise in das gelobte Land zu unternehmen, indem er dabei die Gläubigen aufforderte, sich ihm anzuschließen und ihn nach Jerusalem zu begleiten.

Auch schlug er die Errichtung eines neuen Ordens vor, der den Namen der „schwarzen Brüder" führen und aus Pilgern von allen Völkern Europas bestehen sollte.

Der Plan scheiterte.

Inzwischen machte er Reisen nach Petersburg und London.

Seit 1813 nahm er den Titel eines Herzogs von Holstein-Gottorp an und es war 1814, als er einen ehemaligen Offizier der schwedischen Marine, Sir Sidney Smith, beauftragte, dem Kongreß zu Wien eine Deklaration zu übergeben, worin er erklärte, daß er niemals zugleich im Namen seines Sohnes, des Prinzen Gustav von Wasa, abgedankt habe. Diese Erklärung blieb selbstverständlich ohne Antwort.

Auf eine von Dänemark erhaltene Weisung entsagte er dem Titel eines Herzogs von Holstein und nahm den Namen „Oberst Gustavsohn" an.

Im Jahre 1817 suchte er um das Bürgerrecht in Basel nach und erhielt es 1818. Später (1827—1829) nahm er seinen Aufenthalt in Leipzig, wo er sehr eingezogen lebte. Von hier ging er nach Holland und Aachen und zuletzt nach St. Gallen, wo er am 7. Februar 1837 starb.

Gustav war ein ebenso strenger Gatte als starrsinniger Monarch. Die junge Königin Friederike schien nicht glücklich zu sein, so lange sie auf Schwedens Throne saß. Er trennte sich von ihr alsbald in den ersten Tagen des Exils, und seitdem erfolgte die öffentliche Scheidung (1811).

Er hat von dieser Fürstin zwei Söhne gehabt, von denen der eine sehr jung starb, und drei Töchter. Der überlebende Sohn, Prinz Gustav Wasa, war den 9. Nov. 1799 geboren, stand als Feldmarschallieutenant in österreichischen Diensten und starb erst vor wenigen Jahren. Er war, wie schon erwähnt, der Vater der regierenden Königin Karola von Sachsen (geb. 1833). Die älteste von König Gustavs Töchtern, Sophie Wilhelmine, hatte den Prinzen, nachmaligen Großherzog Leopold von Baden geheiratet, und die jüngste, Cäcilie, den Großherzog Paul Friedrich August von Oldenburg. Sie sind alle gestorben.

Der Exkönig Gustav IV. Adolf von Schweden war ein energischer, aber störrischer, unruhiger und abenteuerlicher Fürst, der manche Aehnlichkeit mit seinem Vorfahren Karl XII., aber nicht dessen Genie hatte.

Wie man Malerin wird.

Studie von L. H.

Wir hatten uns fünf Jahre lang nicht gesehen, meine Freundin Edith und ich.

Als wir uns damals nach froh verlebter Selektazeit getrennt — im Besitz sehr gut ausgefallener Prüfungszeugnisse — hatten wir mit unseren achtzehnjährigen Ideen uns ein Leben voll unsagbarer Schönheit erträumt.

Und heute! Wir saßen auf einem „romantischen Schutthaufen", den Ueberrest einer Mauer des alten Preußenschlosses, das von dem sogenannten „Schloßberge" einst stolz und trotzig ins Land gesehen hatte. . . .Nachdem wir gelesen, geplaudert, wieder gelesen hatten, sahen wir nun die Gedanken vor uns und auf den hastig vorwärts eilenden Fluß zu unseren Füßen, in dem sich der abendrothe Himmel spiegelte.

Meine Freundin murmelte etwas von Lichteffekten, Perspektive und ich weiß nicht was noch, während ihre großen nachdenklichen Augen in die Ferne blickten.

„Ja, fragte ich dann, Du bist mir, so oft ich Dich auch in diesen Tagen daran erinnert, die Antwort schuldig geblieben, wie Du eigentlich zur Malerin geworden bist. In den Selektajahren habe ich nie eine Spur Deines berühmten Talents an Dir wahrgenommen, im Gegentheil warst Du eine schnöde Verächterin der bildenden Kunst und tummeltest lieber den Pegasus in antikem und modernem Versmaß."

Edith lachte und citirte: „Ein hoffnungsvoller, junger Mann gewöhnt sich leicht das Malen an, warum nicht auch ein hoffnungsvolles, junges Mädchen? Du wirst mir zugeben müssen, daß ich mit achtzehn Jahren zu den schönsten Hoffnungen berechtigte.

Doch nein", fuhr sie ernster fort, „da Du es einmal wissen willst, will ich ohne Glossen weitersprechen, aber ich muß etwas weit ausholen.

Weißt Du noch, wie wir uns trennten? Es war ein Herbstnachmittag, wir standen in dem uralten Hause einer Deiner Bekannten und hatten nasse Augen und drückten einander die Hände. Mit Dir meinte das Schicksal es gut, Du gingst weiter durch das Leben mit

geistiger Anregung im Verkehr lieber Freunde, beschützt und gehegt von den Deinen. Ich kam in enge beschränkte Verhältnisse und lernte die Noth kennen.

Du weißt es, daß kurz nach unserm glücklich bestandenen Examen meine Eltern starben und ich, mit tausend Ansprüchen erzogen, nun einsam und auf meine Arbeit angewiesen zurückblieb. In solchem Falle steckt man die Zukunftsillusionen der ersten Jugend, als rosige Erinnerungsblättchen, am besten in die Tasche und rechnet mit der Wirklichkeit.

Ich machte Gebrauch von meinem Examenzeugniß — eine Berechtigung, sich langsam zu Tode martern zu lassen, nannte es damals ein Bekannter — und machte aus meiner bisher so glückseligen, freiheitsbedürftigen Existenz die qualvolle einer Erzieherin. Qualvoll, trotz der relativ angenehmen Stellung, die ich in dem Hause bekleidete, in dem ich meine pädagogischen Experimente machte.

Doch ich will in keinen tragischen Ton gerathen. . . Das ist ja überstanden und hat als Erfahrung auch seinen Werth. Ich habe Dir anderes zu erzählen.

Es waren Ferien, das hieß für mich aufathmen in köstlicher freier Luft. Eine Freundin meiner verstorbenen ältern Schwester hatte mich aufgefordert, sie bei ihr auf dem Lande zu verleben. Zu meiner großen Ueberraschung, denn Asta Röden oder wie sie jetzt hieß, Wartensleben, hatte mich wenig beachtet, als sie in unserm Hause verkehrte, was ja bei dem Altersunterschied zwischen uns auch natürlich war. Sie stand als ein schönes blondes, überlebhaftes Mädchen vor meinen Augen, aber ich hatte eigentlich kein klares Bild mehr von ihr.

Aber gleichviel; ihr Brief war so herzlich gehalten, mahnte so lebhaft an die verflossene schöne Zeit, daß ich mit einer Art Heimatsgefühl die Einladung dankbar annahm.

Asta empfing mich sehr liebevoll mit dem „Du" der vergangenen Tage. Sonst war sie im Leben ganz anders, als in meiner Erinnerung. Schöner noch und liebenswürdiger schien es mir, nur etwas müde und gleichgiltig sah sie aus ihren großen blauen Augen, trotz der theilnahmvollen Worte.

In ihrer Gesellschaft war ein junger hochgewachsener Herr — Herr von Wartensleben, dachte ich mir. Doch „mein Mann ist zur Zeit verreist", sagte Asta da schnell, „aber wir haben einen cavaliere servante in seinem Vetter hier, dem Maler Reinhold Lenz."

„Nicht wahr, Reinhold, fragte sie diesen, wir drei werden ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Langeweile schließen, während mein Mann abwesend ist."

„Sie kennen schon lange meine Devise: „mon coeur aux dames", Cousine", entgegnete Lenz mit einer einschmeichelnd weichen Stimme.

Es waren entzückende Tage, die nun folgten. . . An Asta hatte ich mich mit enthusiastischer Freundschaft geschlossen, umsomehr, als durch ihre vertraulichen Gespräche die Andeutung, sie sei nicht glücklich, klang.

Sie sprach viel über die Enttäuschungen, die das Leben uns brächte, sie äußerte sich oft geringschätzig über die Ehe, beklagte sich über die Tyrannei, der wir Frauen uns bedingungslos fügen müßten

und erzählte mir, daß ihr Mann grenzenlos eifersüchtig wäre, sogar auf seine eigenen Brüder, und daß es ein wahres Glück sei, daß ich ihre Einladung angenommen, sonst hätte sie den armen Reinhold, der doch wahrhaftig eine Erholung auf dem Lande bedürfe, wieder nach Hause schicken müssen. Und das wäre ihr wirklich schwer geworden, denn Reinhold wäre eine Art Jugendfreund von ihr, — daher auch der vertrauliche Ton zwischen ihnen beiden.

Manches in ihren Worten berührte mich fremd und unsympathisch, aber das hatte ich dann bald wieder über ihrer Liebenswürdigkeit und ihrer bezaubernden Erscheinung vergessen. Am schönsten war sie, wenn sie mit Reinhold in der leichten Weise plauderte, die ich so sehr bewunderte, wenn die ganze Unterhaltung aus einem sprühenden Hin und Wieder kleiner Witzworte bestand, die von Asta's Lippen reizend klangen, trotzdem ich oft das Gefühl hatte, als streiften sie die Grenzen des Erlaubten.

Und schön war Asta auch, wenn sie zu Pferde saß und ihr etwas blasirtes müdes Gesicht durch die Anstrengung einen Zug von Energie erhielt, der ihre verschleierten Augen aufleuchten ließ. Sie liebte die wildesten Pferde am meisten. . . „Ich muß die Abwesenheit meines Mannes benutzen", sagte sie eines Tages lachend, „um Othello zu reiten. Wenn er zu Hause ist, darf ich mich nur auf die lammfrommsten Thiere setzen, die im Stalle sind, und da hört das eigentliche Vergnügen auf."

„Natürlich begleite ich Sie", sagte Reinhold darauf, einen zögernden Blick auf mich werfend, da ich an diesen wilden Spazierritten nicht theil nahm — einen Blick, in dem deutlich das Bedauern stand, mich verlassen zu müssen.

Asta faßte das ebenso auf, denn sie drohte mir lächelnd. „Wir werden in einer Stunde zurück sein", sagte sie mir, während Lenz sich für den Ritt fertig machte — „und warte, ich will auf Ersatz für Dich denken und als mütterliche Freundin Dir zu dem schönsten tête-à-tête's mit Deinem Verehrer verhelfen, denn, meinte sie lachend, mir ahnt, es bereitet sich etwas vor — Reinhold scheint sich ungemein für Dich zu interessiren."

Erglühend und halb empört über Asta's leichte Art zu sprechen, eilte ich in das entfernteste Winkelchen des Gartens und weinte, weinte die seligen, bittersüßen Thränen der ersten Liebe. — Ja, Eva, nach dem täglichen Verkehr mit kleinlichen beschränkten Menschen, mit meiner glühenden Sehnsucht nach Hohem und Schönem, meiner geringen Weltkenntniß endlich war mein Herz dem schönen, verführerischen Mann verfallen, der mein Schönheitsgefühl, meinen Hunger nach Poetischem und Interessantem und auch gar meine Eitelkeit befriedigte. Denn obgleich ich mir gegen die schöne glänzende Asta mit meiner ernsten Art wie ein Aschenbrödel vorkam, hatte er mir doch bei jeder Gelegenheit gezeigt, wie lieb ihm eine Unterhaltung mit mir war, wie viel er sich auch in Gedanken mit mir beschäftigte. Asta mit ihren weltklugen Augen mußte das und meine Seligkeit darüber bald bemerkt haben, sie amüsirte sich über mein Erröthen und Erblassen bei ihren Neckereien und sie liebte es, mich in Verlegenheit zu setzen. Daher wohl auch die letzte Aeußerung, die mich so erregte, daß ich

nun mit glühenden Wangen und pochendem Herzen dasaß und eine Menge unschuldiger Maßliebchen zerpflückte . . . „er liebt mich, er liebt mich nicht“ — wie das blonde Gretchen, nur daß ich kein so ahnungsvoller Engel war.

Etwas wie instinktive Abneigung erwachte aber doch in mir, als Asta und Reinhold mich am nächsten Tage mit dem Vorschlag überraschten, an den „Arbeitsstunden“, wie sie es nannten, theil zu nehmen, die sie bisher jeden Vormittag in dem Gartenpavillon inne gehalten, in dem Reinhold sich ein Atelier eingerichtet hatte. „Ich kann nicht zeichnen“, sagte ich, „ich habe gar kein Talent dazu.“

„Sie haben ein scharfes Auge und beobachten gut“, meinte Reinhold, „und das ist etwas sehr Wesentliches. Versuchen Sie es nur einmal. Freilich von Ihrem pädagogischen Standpunkte aus wird mein Unterricht nicht viel werth sein — aber vertrauen Sie sich mir einmal an“, fuhr er bittend fort, als er mein Zögern bemerkte, — „ich möchte gern ein Experiment mit Ihnen machen. Ich meine nämlich“, erläuterte er auf meinen fragenden Blick, „daß alle Fähigkeiten a priori im Wünschen liegen und nur Verhältnisse sie eine oder die andere in so hohem Grade ausbilden, daß sie irrthümlich für ein Talent gehalten wird.“

Ich mit meinen Ideen über den „göttlichen Funken“ im Wünschen war nun zwar enttäuscht, bei meinem Ideal so realistische Anschauungen zu finden, aber er lachte über meinen „jugendlichen Enthusiasmus“, erklärte mir in schönen Worten den Unterschied zwischen Genie und Talent und daß ersteres überall hervorbräche, und wenn es klaftertief in den allerniedrigsten Verhältnissen begraben läge, während letzteres ein Samenkörnchen sei, das in jedem Menschen keimte, wenn der Gärtner „Fleiß“ und der Sonnenschein „Uebung“ es hervorzögen.“

„Das klingt ganz nach einem Vortrag aus unserer Physiologiestunde, aus der ich so wenig mehr weiß, meinte ich — aber gut, ich will mich zu Ihrem Experiment hergeben und bin wirklich neugierig, ob Sie ein Talentchen aus mir hervorlocken werden.“

Wider Erwarten wurde mir das Kopiren leicht. Aber welchen Lehrer und welches Vorbild hatte ich auch.

Wir suchten in dem Inhalt seiner Mappen nach einem recht plastischen Kopf. „Sieh' da, welch' brillantes Bild von Ihnen, Reinhold — es kann der Auffassung nach nicht Selbstporträt sein“, sagte Asta dabei, eine Kreidezeichnung des schönen kühngeschnittenen Gesichts des Malers betrachtend. „Einer meiner Freunde hat es gemacht“, erwiderte Reinhold, indem er es prüfend ansah.

„Es ist in der That instruktiv“, meinte er, — „breite, flüchtige Behandlung! Wenn Sie, Fräulein Edith, vom Gegenstand der Darstellung abstrahiren und nur diese selbst im Auge behalten wollten, würde ich Ihnen zu diesem Kopfe rathen.“

Asta's vielsagendes Lächeln gab mir meine hartgeprüfte Selbstbeherrschung wieder. „Ich lasse mich von Ihnen nach meinem eigenen Princip im Unterricht behandeln“, sagte ich, und das ist bedingungslose Unterordnung unter den Lehrer.“

Daß ich mit Feuereifer an meine Arbeit ging, brauche ich nicht zu sagen. Ich hatte kaum noch ein Ohr für die Unterhaltung zwi-

schen Reinhold und Asta, die ihm zu einer seiner berühmten Salonschönheiten saß. Zuweilen überraschte mich wohl der leichte Ton zwischen den beiden, die Schmeicheleien, die er ihr in wenig ehrerbietiger Weise sagte, und die frivole Art, wie sie darauf antwortete. Aber ich beruhigte mich bald wieder in dem Gedanken, daß ich von dem Konversationston der großen Welt nicht viel verstände und — ich fühlte mich auch wunderbar berührt durch den Unterschied, den er in der Unterhaltung zwischen seiner schönen Cousine und mir machte.

Wir waren auch zuweilen allein. Dann kam meistens die ernste Seite seines Charakters zu Tage. Er pflegte in weltschmerzlicher Stimmung sich mit seinem Sturm- und Drang-Namensvetter zu vergleichen — er erzählte mir von seiner einsamen Jugendzeit und seinen ernsten Studien. Oder er sprach von den großen Künstlern längstvergangener Jahrhunderte — er schilderte mir ihre Werke, erzählte mir aus ihrem Leben. Und in die Begeisterung für große Männer und ihre künstlerischen Thaten fielen dann kleine persönliche Bemerkungen, die mein Herz lauter schlagen ließen und heißes Erröthen in mein Gesicht trieben. Er hatte dann wohl Mitleid mit meiner Verlegenheit und fuhr in seinem kunstgeschichtlichen Vortrage fort, als ob er nicht eben mit vielsagendem Blick einen Vergleich z. B. zwischen mir und einem seiner Lieblinge, einer dunkeläugigen Venetianerin Tintoretto's gemacht hätte.

Eines Tages stand er lange schweigend hinter mir. Dann nahm er mir den Stift aus der Hand. „Ruhen Sie aus", sagte er. „Für Ihre ersten Versuche haben Sie erstaunlich viel geleistet und es ist nun doch nicht ein Talentchen, sondern ein Talent, das ich aus Ihnen „hervorgelockt" habe."

„Nur eine bedenkliche Neigung zu idealisiren, muß ich an Ihnen tadeln, mir z. B. haben Sie einen Ausdruck gegeben, . . ."

„Ich habe nur copirt", sagte ich verwirrt.

„So sehen Sie alles eben mit besseren Augen an, als wir Weltmenschen. . . . Kommen Sie, wir müssen ein wenig plaudern, ich habe heute so wenig mit Ihnen gesprochen und ich höre Sie so gern — glauben Sie mir das?"

Er hatte meine Hände genommen und zog mich zu einer Causeuse, auf der er mit Asta zu sitzen pflegte, wenn sie Pausen machten.

Durch die gegenüberliegende Thür strömte Syringen- und Jasminduft, — von der Dorfstraße her klang das Jauchzen spielender Kinder hinein, sonst war es einen Augenblick still in unserm Zimmer. Ich hatte eine eigenthümliche Empfindung, wie eine bleierne Starrheit lag es auf mir, — Welt und Menschen waren aus meinem Gedächtniß verschwunden.

Reinhold's Stimme, mit wunderbar weichem Klang, weckte mich aus diesem traumhaften Zustande. Er hielt noch immer meine Hände und sein Blick ruhte bewegt auf mir.

„Edith", sagte er leise, „ich habe sehr wenig recht, als Ihr Freund mit Ihnen zu sprechen und doch will ich es wagen, eine Bitte an Sie zu richten. Ich werde Ihnen später einmal den Grund erklären. Wollen Sie sie mir erfüllen?"

Ich nickte und ich glaube ich weinte, ohne zu wissen warum.

Er zog meine Hände an sich und beugte sich über mich.

„Gehen Sie fort", bat er, „gleich, heute, morgen, so bald wie möglich."

Mein Herz schlug schon weniger laut. „Weshalb?", murmelte ich, „Nein, ich bin glücklich hier, ich will bleiben."

Er strich über mein Haar.

„Sie werden dennoch gehen", sagte er eindringlich, — „ich bitte Sie darum, inständig, — von Herzen. Vertrauen Sie mir, ich sage Ihnen später weshalb."

Er hatte nun nicht weiter bitten dürfen. Sprach er nicht wiederholt von einem Wiedersehen später? Ich trocknete meine überströmenden Augen und sagte entschlossen: „Gut, ich will gehen, aber Sie müssen auch Wort halten."

Ein Blick voll aufleuchtender Zärtlichkeit streifte mich: „Ich danke Ihnen", sagte Reinhold, leise meine Hand küssend und . . . .

In diesem Moment sprangen wir beide erschreckt auf. — Asta, am Arme eines großen hagern Mannes, trat durch die offene Thür ins Atelier, mir so bedeutungsvoll zulächelnd, daß mir alles Blut in die Schläfen schoß.

„Hier hast Du meinen kleinen Schützling, Egon", sagte sie, „der uns während Deiner Abwesenheit die Zeit so angenehm verkürzen half." „Mein Mann, Kleine", wendete sie sich an mich, „zu meiner großen Ueberraschung und Freude heute schon zurückgekehrt."

Herr von Wartensleben reichte mir, mich etwas ironisch betrachtend, die Hand und bewillkommnete dann Reinhold, der seiner sonstigen gewandten Art zuwider, verlegen dreinschaute, während Asta strahlend vor Heiterkeit ihren Mann im Atelier umherzog, ihn auf dieses und jenes aufmerksam machte und sich weder durch seine forschenden eiskalten Blicke, noch durch seine scharfen Bemerkungen in ihrer guten Laune stören ließ.

Als wir uns anschickten, das Atelier zu verlassen, drückte mir Asta die Hand und Reinhold sagte leise: „Es bleibt bei unserer Verabredung."

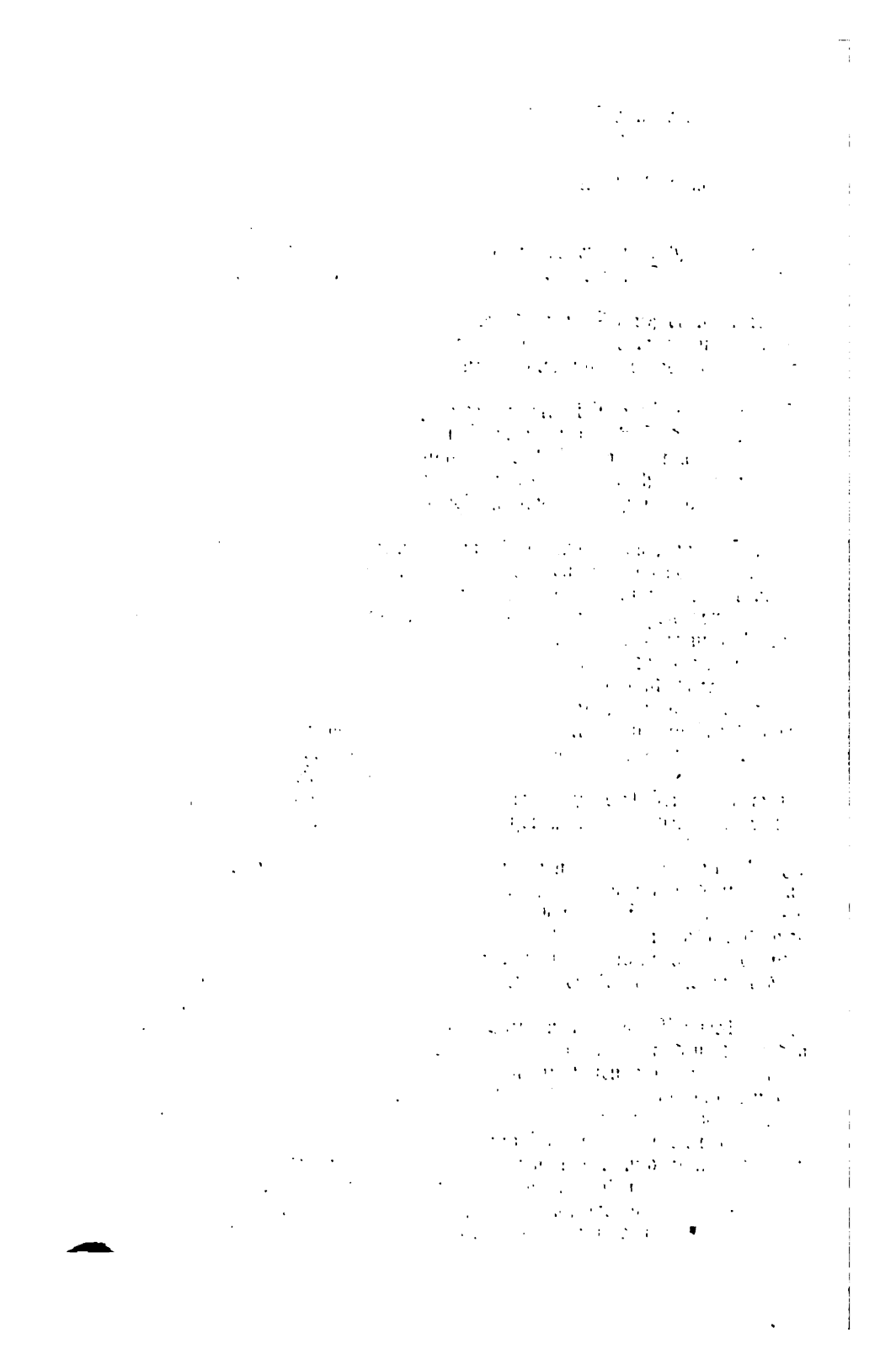
Nach dem gemeinschaftlichen Abendessen zog ich mich zurück. Ich war tiefbewegt von der Scene im Atelier, aus der ich so deutlich entnehmen mußte, daß Lenz eine tiefere Neigung für mich empfinde. Jetzt erst schienen mir meine eigenen Gefühle klar zu werden und was bisher als kindische Schwärmerei in tausend phantastischen Gedanken Ausdruck gefunden, nahm nun eine feste Gestalt an, und mein Herz schlug bange und doch selig.

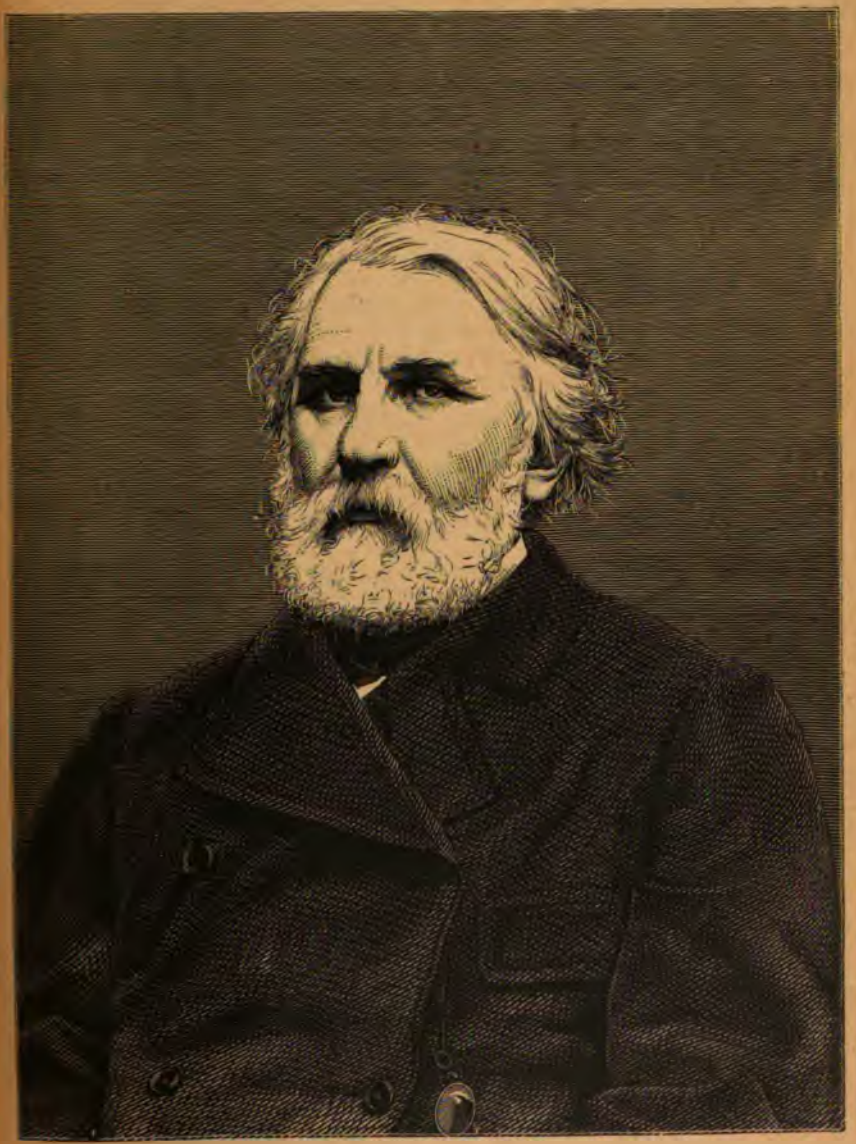
Aber ich mußte hinaus, die Luft in meinem Zimmerchen war schwül und draußen flimmerte der Mondschein auf den duftenden Blüten des Gartens und tausend Sterne funkelten am klaren Himmel.

Ich setzte mich in ein Jasminboskett, in dem ich mir ein einsames Plätzchen eingerichtet hatte. Der Busch bildete den Hintergrund eines Ruheplatzes, den Asta und ich oft benutzt hatten.

Unverwandt sah ich in den Sternenhimmel und fuhr ordentlich erschreckt empor, als ich vor mir Stimmen vernahm.

„Zum Hause gehörige Leute, dachte ich mir und wie es scheint, das Rendezvous eines Liebespärchens, — wie sich diese Menschen wohl





Iwan Turgénew.

KPS

aussprechen mögen? Da fiel bei einer Wendung des Kopfes helles Mondlicht auf das Gesicht des Mannes.

Heiliger Gott! Es war Reinhold Lenz. Im Gefühl wilder, wahnsinniger Eifersucht auf die an ihn geschmiegte Frau hätte ich hervorstürzen mögen, . . aber ich war starr, der Schreck lähmte meine Muskeln. Die schmale Hand mit dem blitzenden Diamanten, die eben liebkosend über Reinhold's Haupt strich, gehörte Asta Wartensleben.

„Wie froh bin ich", hörte ich sie leise sagen, „daß mein Egon mit seinem gewöhnlichen Reisekopfschmerz heimgekommen und sein Morphiumschlaf uns dieses Beisammensein ohne unsern kleinen Elephanten Edith ermöglicht. Es bleibt uns viel zu besprechen, Liebster. — Was war das übrigens für eine hübsche Scene heute im Atelier? Du hattest wohl unser Herankommen bemerkt? Ich amüsirte mich recht über Edith's Armesündermiene bei den forschenden Blicken meines Mannes, der übrigens die ganze Sache so ernsthaft nimmt, wie wir es uns nur wünschen können. Du sahst, nebenbei gesagt, auch köstlich verlegen drein."

Reinhold beugte sich über sie.

„Es war nicht Komödie, Asta", sagte er. „Es war, sagen wir eine launenhafte Anwandlung, die mit meiner Liebe für Dich nichts zu schaffen hat. Es kam eine gewisse Reue über mich, dieses weltfremde Kind in unser durch die Nothwendigkeit gebotenes Spiel gemischt zu haben und ich veranlaßte sie fortzugehen."

„Fort?" Asta lachte. „Sonderbarer Schwärmer", sagte sie. „Wenn ich eifersüchtig wäre! Im übrigen bin ich mit Edith's Fortgehen nicht einverstanden. Egon verreist in einigen Tagen zum Ankauf neuer Remonten und woher dann schnell eine so naive dame d'honneur nehmen. Du weißt, daß Egon Dich eher fortschickt, als es duldet, daß wir acht Tage allein bleiben — natürlich nur der Welt wegen."

„Komm fort", sagte Reinhold dann, plötzlich aufstehend — „der Jasminduft legt sich so schwer auf die Nerven und ich weiß ein anderes Plätzchen, wo der Mond nicht so neugierig hineinblickt." — Die beiden gingen fort. Ich blieb zusammengekauert auf meinem Sitze mit dem Gefühl, als ob ich zerrissen und zerschlagen am Boden läge.

Nicht nur meine junge Liebe, mein hochstehendes Ideal — auch meine einfachen Begriffe von Moral, mein Gerechtigkeitsgefühl, mein Glauben an die Menschen, — alles war wie mit Keulenschlägen zertrümmert. Was das Leben uns an frohen idealischen Anschauungen sonst stückweise raubt, hatte die vergangene Viertelstunde plötzlich und für immer in mir vernichtet, und mich sterbensmüde und elend gemacht.

Ich wachte in meinem Jasminbusch, bis rothe Streifen an dem dämmergrauen Nachthimmel den kommenden Morgen verkündeten, dann spürte ich auch physisches Unbehagen und schlich mich in das Haus.

Ein furchtbares Grauen empfand ich, mit den beiden Betrügern wieder zusammenzutreffen, aber ich mußte bleiben, — weil ich dem Verhaßten zu gehen versprochen.

Ich mußte mich zusammennehmen, mußte ihm zeigen, daß ich seine „launenhafte Anwandlung" richtig als solche verstanden, mußte den beiden sagen, daß ich ihr verrätherisches Spiel erkannt und mußte Herrn von Wartensleben — ja was denn? Sollte ich den Mann

mit den ironischen Blicken mein armes zertretenes Herz zeigen und in welche Worte sollte ich die Thatsachen kleiden, für die ich als Beweis nur ein erlauschtes Gespräch hatte?

Ich schwieg also — auch Asta und Reinhold gegenüber. Nur als dieser mir am nächsten Morgen die Hand reichen wollte und mich fragte: „Nun, wie stehts denn mit der Abreise" — wich ich schaudernd zurück und stammelte: . . . „Eine launenhafte Anwandlung . . . ich bleibe."

Ein jähes Erstaunen glitt über seine Züge, aber als ich schwieg, wendete er sich halb ab und sagte leicht hin: „L'homme propose et femme dispose."

Natürlich war unsere Stellung zueinander mit einem Schlage verändert, wenigstens innerlich und meinerseits auch äußerlich, denn ich besaß damals noch nicht die gesellschaftliche Fertigkeit, mit der Asta und Reinhold meine Kälte ignorirten und in freundschaftlichem Ton weiter mit mir verkehrten.

Wie ich sie haßte. Alle! Ihn, die blonde Asta und Herrn von Wartensleben dazu, denn nun, mit einmal geöffneten Augen, erkannte ich die ganze erbärmliche Komödie, die die drei einander vorspielten. Jeder wußte Bescheid über den andern und doch nahm jeder eine Maske, eine lächelnde gleißnerische Maske vor, hinter der er ungestört seinen Passionen nachhing. Und die Dienerschaft ahmte dem Beispiel der Herrschaft nach, und die Bekannten des Hauses . . . o, es war eine elende verächtliche Welt, und das früher so schöne köstliche Leben alles Glanzes entkleidet — kalt, nüchtern, leer.

Ein furchtbarer Skepticismus hatte sich meiner bemächtigt, ein Skepticismus, der alles angriff, was bisher heilig und unantastbar gewesen war, und dann kam als Reaktion die tiefe brennende Sehnsucht nach etwas Positiven, Unumstoßbaren. Ich griff nach meinen Zeichnungen. Allen schmachvollen Erinnerungen zum Trotz wollte ich weiterarbeiten. Und wunderbar, was ich vorher mein „Talentchen" nannte, wuchs, vermuthlich durch die Concentration aller geistigen Kräfte, darauf und regte sich mit gewaltigem Flügelschlag in meiner Seele. Ich sah klar und scharf, was ich darstellen wollte, und zu Reinhold und Asta's Erstaunen machte ich überraschende Fortschritte.

Und wie ich mit unermüdlichem Eifer zeichnete, immer zeichnete und Gegenstände und Gesichter unter meinem Stift immer lebensvoller schienen, — da wurde ich allmählich gleichgiltig gegen die Menschen um mich, gleichgiltig gegen die Gefühle, die mich früher so heiß und oft so unklar durchströmt hatten, und ein anderes gewaltiges wuchs in mir empor, die Liebe zur Kunst, die mich heute noch absorbirt, mich aber mit der Zeit wieder fähig gemacht hat, außer dem körperlich auch das seelisch Schöne zu erkennen und ihm einen Raum im Herzen frei zu halten.

Nachdem ich die Ferien dort beendet, stand mein Entschluß fest. Ich verließ meine Gouvernantenstelle, nahm mein kleines Vermögen und ging nach Berlin, wo ich unter G....., dem Vertreter des Realismus, mit allen Kräften studirte. Du kennst die Resultate; mein erstes Bild, ein Porträt meines Lehrers, machte mir einen Namen.

Meine kleinen Genrebilder finden Beifall, und da ich noch jung bin, mein Lehrer mir auch eine reiche Zukunft verspricht, hoffe ich eines Tages nicht ganz Unerhebliches zu leisten.

Lenz habe ich übrigens in unserm Künstlerkreise öfters getroffen. Ich glaube das Schicksal rächt Herrn von Wartensleben an ihm, indem es ihm nun eine wirklich ernste Neigung für mich ins Herz gelegt, die ich natürlich als „launenhafte Anwandlung" behandle, obgleich ich weiß — doch gleichviel. . . . Mit Asta hat er, oder sie mit ihm, gebrochen. Ich höre selten von ihnen, es ist aber sicher alles à l'ordinaire", sagte er mir neulich. Diese Menschen sind Materialisten bis zum Uebermaß!"

„Wissen Sie übrigens", fügte er hinzu, „daß Ihre Bilder auch nicht mehr eine Spur des idealistischen Hauches verrathen, der Ihre ersten Versuche so charakterisirte?"

Ich hätte ihn in dem Moment gern den intellektuellen Urheber wie meines Talents, auch meiner realistischen Richtung genannt, aber ich mag ihm nicht Gelegenheit geben, sich zu vertheidigen, indem ich ihn an jene Zeit erinnere. Er weiß natürlich, daß ich über die betreffende Episode vollständig orientirt bin, aber daß ich trotz seines dringenden Wunsches ihm nie darüber zu sprechen erlaube, das ist meine Rache dafür, daß er meine Ideale und meine Lebensfreudigkeit so grausam zerstört hat.

„Aber weißt Du", schloß Edith, den Kopf an meine Schultern lehnend, „ich habe heute noch einen wahren Horror vor Mondscheinnächten und auch den Jasminduft kann ich nicht recht vertragen."

Ich drückte ihr schweigend die Hand und mußte schmerzlich bewegt in ihr dunkles stolzes Gesicht schauen, dessen mächtige Augen flimmernd den fernen Horizont streiften, an dem, nach dem Sonnenuntergang, noch leuchtend rothe Wölkchen verschwammen, während um uns her schon die Abenddämmerung sich leise und träumerisch ausbreitete.

Iwan Turgénew.

(Mit dem Porträt des Dichters.)

Er ist dahingeschieden der bedeutendste Dichter Rußlands, der Mann mit der unerschöpflichen Phantasie und dem warmem Herzen, der Freund seines Volkes, der Liebling aller Nationen seiner Zeit — Iwan Turgénew ist nicht mehr.

Aber er lebt in seinen Werken. Um sie richtig zu beurtheilen, muß man des Dichters äußeres Leben kennen.

Iwan Sergejewitsch Turgénew, geboren in Orel am 20. Oktober (9. November) 1818, war der mittlere von drei Söhnen des Obersten Sergino Turgénew und dessen Frau Barbara Lutovinow. Der jüngste Bruder starb im ersten Jünglingsalter, der ältere lebt in Moskau. Kaum sechzehn Jahre alt, verlor Iwan seinen Vater, während die Mutter volle sieben Decennien erreichte, jedoch ebenfalls 1850 das Zeitliche gesegnet hat. Im Jahre 1822 machte die Familie, wie es unter vermögenden Edelleuten häufig geschah und geschieht, eine Reise ins Ausland und besuchte u. a. die Schweiz. Bei Besichtigung des Bärengrabens stürzte der vierjährige Knabe mitten hinein und hätte seine Unvorsichtigkeit vermuthlich schwer gebüßt, wäre dem Vater nicht geglückt, ihn noch schnell an einem Beine wieder herauszuziehen. Nach der Heimat zurückgekehrt, nahm die Familie dauernden Wohnsitz auf einem Gute bei der kleinen Kreisstadt Mzensk im Orelschen Gouvernement und vertraute den Unterricht der Kinder Lehrern verschiedener Nationalitäten an, natürlich die russische ausgeschlossen. Hierin liegt durchaus nicht Mangel an Patriotismus, vielmehr wäre die Verwendung von Landsleuten als Mangel an Einsicht zu bezeichnen gewesen. Eins der ersten russischen Bücher, mit denen Iwan Bekanntschaft machte, war „Rossiada“ (die Russiade), eine erbärmliche Nachahmung des Voltaire'schen Epos. Er verdankte die Kenntniß desselben einem Leibeigenen seiner Mutter, leidenschaftlichem Verehrer der Poesie, welcher Vers für Vers des hochtrabenden Gedichtes zunächst einfach ablas, dann mit Emphase vortrug. Glücklicherweise hat dieses Beispiel der einheimischen Dichtkunst nachhaltigen Einfluß auf das Talent des Knaben nicht geübt, es sei denn abschreckenden. Im Jahre 1828 siedelte Iwan mit seinen Eltern nach Moskau über, bezog die dortige Universität, ging jedoch, nachdem zwei Semester absolvirt waren, im Früh-

ling 1835 nach St. Petersburg, wo er drei Jahre verblieb. Demnächst begab er sich ins Ausland und zwar auf dem Dampfer „Nikolaus I.“, welcher bei Travemünde in Brand gerieth. In Berlin widmete sich Turgénew dem Studium der Geschichte und der Hegel'schen Philosophie, wobei er während eines Winters zum Stubengefährten Michael Bakunin hatte, der damals, noch nicht lange aus der russischen Gardeartillerie ausgeschieden, von Politik sich völlig fern hielt. Nach zweijährigem Aufenthalt in Deutschland kehrte unser Dichter nach St. Petersburg zurück und wurde daselbst im Ministerium des Innern angestellt. In dieser Zeit verkehrte er besonders viel mit dem leider zu früh verstorbenen Wissarion Belinski, dessen kritische Arbeiten über Alexeï Kolzow, den sogenannten „Viehhändler-Poeten“ *), und Nicolaï Polewoï, Dramatiker aus Irkutsk, ihm den Beinamen des „russischen Lessing“ eingetragen haben. Obwohl Turgénew schon in der Knabenzeit begonnen hatte, Verse zu machen — was in Rußland bei weitem weniger oft als bei uns anzutreffen ist — ließ er doch erst 1843 sein erstes Gedicht „Parascha“ erscheinen, dem in den folgenden Jahren noch mehrere sich anreihten, ohne großen Beifall zu gewinnen. Entschlossen, mit Literatur sich nicht mehr zu beschäftigen, weil es ihm an dichterischer Begabung fehle — der Zweifel ist der Selbstmord des Poeten — verließ er im Januar 1847 St. Petersburg, doch hatte er zuvor Belinski's Bitten nachgegeben, dem es in der Revue „Der Zeitgenosse“ an Abwechslung fehlte, und ihm eine kleine Erzählung „Khor und Kalinytsch“ zum Abdruck überlassen. Diese paar Seiten, welche später in die „Memoiren eines Jägers“ aufgenommen wurden, brachten großartige Wirkung hervor: sie enthüllten dem Verfasser sein eigenes Talent und der gebildeten russischen Welt einen glänzenden Prosaisten. Turgénew, dem es unter dem System Nikolaus I. daheim unerträglich geworden, begab sich nach Paris und schrieb dort, nun für immer der Literatur sich widmend, die Mehrzahl jener Skizzen, welche den „Jäger“ mit einem Schlage an die Spitze der russischen Prosaiker stellten. Der Erfolg dieses Buches war aber nicht ohne bittere Beigabe: unter dem Vorwande, daß ein Artikel über den jüngst verstorbenen Gogol in einem Moskauer Blatte das Maß des Erlaubten überschreite, wurde Iwan Sergejewitsch 1852 für zwei Jahre auf seine Güter verbannt. Mit dem Regierungsantritt Alexanders II. erhielt er seine Unabhängigkeit wieder, lebte abwechselnd in Rußland und Frankreich, bis er 1863 in Baden-Baden sich ansässig machte und dann nach Bougival bei Paris ging. Einige dramatische Versuche haben nicht viel Aufführungen erlebt, seine hohe und volle Bedeutung liegt in den erzählenden Schriften. Seine Leistungen fallen zumeist freilich unter den außerordentlich dehnbaren und gedehnten Begriff der Novelle. Trotzdem ist, wie Eugen Laur in einem geistvollen Artikel im „Salon“ von 1868 hervorhebt, Iwan Sergejewitsch nicht bloßer Novellist; bei ihm scheint überhaupt die künstlerische Darstellung und Vollendung nicht dasjenige, worauf er sein Hauptaugen-

*) Kolzow war im Geschäfte seines Vaters, eines Viehhändlers, thätig, fuhr mit demselben während des Winters im Lande umher, den Einkauf zu besorgen und verbrachte den Sommer in den Steppen, die weidenden Thiere beaufsichtigend. Seine Lieder, welche diese Art des Lebens wiederspiegeln, sind in den Volksmund übergegangen.

merk richtet, sondern er verfolgt darüber hinaus noch einen anderweitigen Zweck, gebraucht seine Skizzen nur als das wirksamste Mittel, ein außerhalb der Kunst liegendes Interesse durchzuführen — wie unser großer Philosoph es von einem Redner verlangt. Als das wirksamste Mittel: natürlich, denn es war auch beinahe das einzig erlaubte, das einzig mögliche. Zu stolz, um wie Krylow das Gewand der Fabel zu entlehnen und ein langweiliges fabula docet anzuhängen, faßte er den Entschluß, die Wahrheit zu sagen und diese durch sich selbst wirken zu lassen, so weit es unter den gegebenen Verhältnissen thunlich war. Er stellte seine Menschen, deren Schicksal Theilnahme, Mitleid, Grauen oder Widerwillen, Haß, Abscheu erregen sollte, wie Staffage mitten hinein in die unbefangene und unverfängliche Natur, richtig herausfühlend, daß der Mensch sich doch vor allem für seinesgleichen interessirt und deshalb früher oder später die Aufmerksamkeit am meisten auf sich zieht. So gelang es Turgénew, seine Tendenzbilder unter dem Titel Landschaftsstücke unangefochten, wenigstens für den Anfang, überall verbreitet und wirkend zu sehen. Man muß zur Entschuldigung der Herren von der Censurbehörde sagen, daß die landschaftlichen Schilderungen trefflich genug sind, um auch als solche ohne jede Nebenabsicht für sehr gelungene Kunstwerke gehalten werden zu können. Der „Jäger" hat das Leben und Weben der russischen Steppen mit dem Auge eines Malers, dem Gemüth eines Kindes betrachtet und mit der Feder eines Dichters wiedergegeben. Nur ein Beispiel zum Beweise dieser Behauptung aus „Der Teufelsgrund" in den „Memoiren eines Jägers." Der Erzähler, müde heimkehrend von eifrigem Birschen, verirrt sich auf dem ihm sonst genau bekannten Reviere:

„Es war an einem schönen Julitage, an einem jener Tage, wie sie überhaupt nur dann eintreten, wenn das Wetter für längere Zeit beständig geworden. Die Farbe des Himmelsgewölbes, leicht und blaßlilafarben, wechselt nicht tagüber und ist ringsum dieselbe; nirgends wird es trübe, nirgends droht ein Gewitter, kaum daß hier und da bläuliche Streifen sich hinziehen, die fast unbemerkbaren Regen über die Felder streuen. Gegen Abend verschwinden diese Wolken; die letzten derselben, bisher schwärzlich gleich dem Rauche, lagern in rosigen Massen der Sonne sich gegenüber; dort aber, wo das Tagesgestirn ebenso friedlich hinabrollte, wie es am Himmel friedlich emporgestiegen, ruht purpurnes Leuchten noch kurze Frist über der in Dunkel sich hüllenden Erde und, stillflackernd wie eine mit Vorsicht getragene Kerze, zittert am Firmament der Abendstern. An solchen Tagen erscheinen alle Farben gemildert, hell, aber nicht brennend. Allem ist das Siegel einer gewissen rührenden Wehmuth aufgedrückt. Dann ist wohl bisweilen die Wärme groß und an den Abhängen mitunter sogar stechend, aber der Wind weht und treibt die sich sammelnde Schwüle auseinander, und Wirbelwinde, diese unzweifelhaften Vorboten beständigen Wetters, rücken hohe weiße Säulen die Wege entlang, über die Aecker und Wiesen. Die trockne reine Luft ist durchduftet von Wermuth, gemähtem Roggen und Buchweizen; selbst bis Mitternacht ist Feuchtigkeit nicht zu spüren. Ich streckte mich unter einen abgenagten Busch und fing an, mich rings umzusehen. Es war ein herrliches Bild. Um die Wachtfeuer zitterte und erstarb gleichsam in der Finsterniß der

runde röthliche Widerschein derselben; die auflodernde Flamme warf bisweilen jenseits dieses Kreises rasch verschwindende Lichtstrahlen; eine dünne Feuerzunge leckte an den nackten Zweigen des Reisigs und verschwand plötzlich; scharfe lange Schatten, wie von der Dunkelheit losgerissen, nahten auch ihrerseits sich dem kleinen Wachtfeuer; die Finsterniß kämpfte mit dem Lichte. Manchmal, wenn die Flamme schwächer brannte und der Lichtkreis sich verengte, kam aus der näher gerückten Dunkelheit unversehens ein Pferdekopf zum Vorschein, erst von einer Schecke, schief und knochendürr, dann von einem Schimmel, welcher begierig das lange Gras kaute, uns aufmerksam und stumm ansah, dann wieder sich bückte und auch sofort verschwand. Nur konnte man hören, wie er noch immer kaute und auf dem Grase schnaubte. Von dem beleuchteten Platze aus ist schwer zu erspähen, was in der Dunkelheit geschieht und daher erschien in der Nähe alles wie mit schwarzem Schleier umhangen, aber weiter in der Ferne sah man am Horizonte Hügel und Wald wie dunkle Flecken. Der reine, tiefblaue Himmel stand feierlich und unerfaßlich hoch über uns in seiner ganzen geheimnißvollen Majestät; süß beengt wurde die Brust beim Einathmen jenes eigenthümlichen ermüdenden und frischen Duftes — des Duftes einer russischen Sommernacht. Rund umher war fast kein Geräusch hörbar. Nur von Zeit zu Zeit schnalzte in dem nahen Flusse ein großer Fisch auf, oder das Uferschilf säuselte sanft, von herangeeilter Welle schwach bewegt. Unsere Feuer allein knisterten stetig durch die Nacht."

Dergleichen fein empfundene Bilder finden sich in beträchtlicher Anzahl, wie wenn durch das ganze Buch eine landschaftliche Stimmung weht: aber sie sind nur die schützende Erdschicht, bestimmt, das eingestreute Samenkorn, bis es gekeimt hat und kräftig aufgegangen ist, gegen die schädlichen Einflüsse der Witterung und die Strenge des Klimas zu sichern . . .

Die menschlichen Gestalten, welche auf diesem Hintergrunde sich abzeichnen, gehören dem kleineren Adel, dem Beamten- und Bauernstande an; selten mischen andere Elemente sich ein. Bekannt ist, daß Gavarni seinem Stifte in der Regel freien Lauf gestattete, eine, zwei, drei Figuren zusammenstellte, je nachdem der Raum es zugab oder verlangte, erst später die einzelnen Blätter vereinigte, sie bald in dieses, bald in jenes Heft einschob, so daß eigentlich keines vollständig oder unvollständig war. Und wenn er dann der auf den Stein gebrachten Personen ansichtig wurde, legte er sich selbst die Frage vor, was jene wohl im gegebenen Momente miteinander sprächen, und ertheilte darauf eigenhändig Antwort. In gleicher Weise muß Turgénew's Schaffen gedacht werden. Mit dem Herzen voll, nicht von Nationalstolz, sondern von echter Vaterlandsliebe, vertraut, nicht mit der Salonliteratur, sondern mit den civilisatorischen Grundgedanken deutscher Geistesbildung, kam es ihm darauf an, das unglückliche Volk seiner Landsleute aus dem Joche der Leibeigenschaft zu befreien. Die Russen sind im allgemeinen gutmüthig. War ihnen nur erst einmal die unselige Lage von zweiundzwanzig Millionen ihrer Brüder recht klar gemacht, dann ließ sich auch mit Bestimmtheit erwarten, die ungeheuere Mehrzahl werde für die Aufhebung der erniedrigenden, erdrückenden Knechtschaft sich geneigt erklären und die öffentliche Meinung auf die maßgebenden

Kreise unwiderstehlichen Druck ausüben. Große Bücher philosophischen und politischen Inhalts konnten im Dienste dieser Aufgabe nicht verwendet werden, dergleichen finden kein Publikum. Flugschriften derselben Gattung stießen auf unübersteigliche Hindernisse und gefährdeten nutzlos den Verfasser. Da nun die Freude an Schilderungen heimatlicher Zustände durch die eingangs erwähnten Dichter einmal angeregt war, so setzte Turgénew an diesem Punkte seinen Hebel an, der, wie es Alexander II. selbst wiederholt eingestanden, die alte Welt der Leibeigenschaft aus den Angeln gehoben und über den Haufen geworfen hat.

Turgénew's Stellung in der Literatur bildet nach Honeggers scharfer Charakterumgrenzung eine Art Mittelglied zwischen der alten und neuen Schule, der idealistisch-romantischen und der realistisch-revolutionären. Obwohl er nach der überwiegenden Geistesrichtung durchaus jenen Aelteren zugehört, hat er doch starke Beziehung auch zu den Neueren. Sein Hauptwerk, die Tagebuchskizzen, mit den schneidenden Angriffen auf die von der Leibeigenschaft geschaffenen Zustände, also ganz in den Dienst einer durchgreifendsten politischen Reform gestellt, steht sonach in diesem Zweck und dem Stoffgehalte den Sittenzeichnungen der neuesten Autoren allerdings näher als den Helden Puschkin's oder Lermontow's. Seine Stellung zu den brennenden Tagesfragen ist scharf ausgesprochen, und auch darin weicht er gründlich ab von jenen Aelteren, welche in vornehmer Nichtachtung oder Rückhaltung der traurigen Wirklichkeit den Rücken kehrten. Aber andererseits bleibt seine Denk- und Anschauungsweise durchaus ideal; von dem modernsten Versinken in die niedrig häßliche Wirklichkeit steht er noch viel weiter ab als von jenem obenhingehenden Abwenden. So verhält sich auch seine Beobachtung und sein Schaffen: das allerschärfste Beobachtungstalent läßt er nie in der bloßen realistischen Skizzirung aufgehen; er verarbeitet die aufgenommenen Eindrücke innerlich, formt sie in poetische Gestalten um; künstlerische Bildung seiner Art ist sein Augenmerk und die ganze Weltanschauung ist bei ihm zu tiefsinnig angelegt, als daß er beim ordinären Realismus stehen bleiben könnte. Aber auch insofern steht er auf einer höheren Warte, als er mitten in Zeichnung des nationalen Lebens nicht bei dem rein russischen Gesichtspunkte beharren bleibt, sondern den allgemein menschlichen einnimmt. Und der Pessimismus, der seine Weltanschauung durchzieht, ist nichts Geringeres als die edel empfundene, aber ungestillte Sehnsucht nach dem Ideal. Die Art seines Schaffens hat er selbst wohl erkannt und charakterisirt: Indem er sich keine überreiche Erfindungsgabe zutraute, bekennt er sich dazu, daß er immer darauf angewiesen gewesen sei, auf gegebenem Boden Fuß zu fassen; „Typen" habe er nie geschaffen oder geschildert, ohne von einem festen Ausgangspunkte, von einem Gesichte, das er wirklich gesehen, die Anregung erhalten zu haben. Das benimmt dem Werth und der Bedeutung seiner Zeichnungen nichts, gar nichts; im Gegentheil, es erhöht ihre Treue.

Turgénew ist wohl der größte Skizzenzeichner und Erzähler der Gegenwart — ein Genie; in diesem seinem specifischen Fach hat er das Höchste geleistet.

Es hat guten Grund, wenn seine Werke auch im Auslande so viel Boden gefaßt haben wie diejenigen keines zweiten Russen. In

Deutschland und Frankreich haben sie sich so eingebürgert, daß sie fast populär geworden sind. Er half mehrfach selbst an der französischen Uebersetzung, schrieb auch mehreres in dieser Sprache. Seine berühmteste Arbeit, die „Skizzen", ist ins Deutsche mehrfach, ins Französische, Englische und Ungarische übertragen, neuestens wohl noch weiter.

Es ist ein glänzender und zugleich ein seelenvoller Pinsel, der seine Naturgemälde hinwirft. Turgénew erst hat uns die Wälder und Steppen seines Landes entdeckt; er hat sie für uns sprechen machen und — schweigen, etwas Aehnliches vollbringend wie Sealsfield für jene jetzt himmlischen, jetzt teuflischen Tropenregionen Mexikos. Die Differenz der Gemälde bei den zwei mächtigen Malern ist aber nicht minder groß als die ihrer Objekte: in Turgénew's Naturbildern liegt um vieles weniger Farbenglut, Phantasiegewalt und bewältigende Großartigkeit der Scenerie, aber um Vieles mehr Gemüth, Unmittelbarkeit, man möchte sagen Innerlichkeit. Es ist das uralte ewige Welträthsel, von dem die allgewaltige Natur dem schwachen Menschen einen Zipfel enthüllt, aber mehr nicht, als sein kurzsichtiges Auge zu ertragen versteht.

Turgenew ist ein ganz im Gedankenkreise Schopenhauers stehender Pessimist. Er führt uns durchweg den fruchtlosen Kampf seiner Helden gegen den Fatalismus vor oder weniger noch, wenn diese seine Helden passiv verharren. Er öffnet die Wunden, aber er heilt sie nicht. Er führt die Streiter nicht zur Resignation, noch weniger zur durchgekämpften innern Ruhe, auf der andern Seite auch nicht gerne zum Selbstmord. Aber er läßt sie als unvollendete und unbefriedigte Geschöpfe stehen. Das sind die Typen jener 1840er Generation, die unter Nikolaus zur Selbstauflösung bestimmt war, die ganz unnütz in beredten Phrasen und halb platonischen Anstrebungen sich verzettelnde Kraft; wie ein Kritiker sehr gut meint: das traurige Produkt einer traurigen Gesellschaft.

Unser Autor würde schon wegen des unausgesetzten muthigen und eifrigen Kampfes gegen das fluchwürdige Uebel der Leibeigenschaft die Unsterblichkeit verdienen; ein besonderes Glück, daß er ihre Aufhebung erleben sollte! In einer ganzen Reihe seiner Erzählungen wird der Fluch dieses Knechtszustandes förmlich Central- und Tendenzpunkt, so deutlich, daß wir alles Recht haben zu behaupten, er habe die unerbittliche Verfolgung dieses Krebsübels zu einem Hauptgesichtspunkt all' seines Wirkens gemacht. Den gewaltigen Kampf, welcher bis auf die letzten Zeiten herunter in einzelnen seiner Schriften nachgezittert hat, eröffneten schon die „Memoiren eines Jägers", wo er sich über diesen Gegenstand ausspricht wie folgt: „Ich konnte nicht mehr die gleiche Luft athmen noch leben in einer Atmosphäre, die ich verabscheute. Ich mußte mich von meinem Feind entfernen (— die Memoiren sind im Auslande geschrieben —), um mit mehr Gewalt über ihn herzufallen. Dieser Feind hatte eine genau bestimmte Form und trug einen bekannten Namen; es war die Leibeigenschaft. Ich beschloß, bis zu meinem Ende gegen ihn anzukämpfen und schwor, mich nie mit ihm auszusöhnen. Das war für mich der Schwur Hannibals." Er hat ihn gehalten, diesen Schwur, wie der große Karthager den seinen.

Gesellschaftliche Streifzüge.

I. Lob und Schmeicheleien.

Freude an empfangenem Lobe ist eine natürliche, auch sittlich werthvolle Regung. Die Gewißheit, geliebten, verehrten Menschen zu Danke gehandelt zu haben, ist ein innerlich beglückendes Bewußtsein, das zugleich den (Sporn) Antrieb zu neuen Gutthaten in sich trägt. Wenn ein verehrter Lehrer, der Vater, seiner Zufriedenheit in lobenden Worten Ausdruck giebt, wenn ein Herzensfreund mit warmem Händedruck sagt: „Das hast Du schön gemacht!“ wäre es unbillige Strenge, wollte man nicht die erquickende Wonne solcher Bezeugungen auskosten.

Desgleichen ist es schön, wenn Menschen, die Stellung und Wesen dazu berechtigt, einem weichen Herzenszuge folgend, zur Aufmunterung, zur Belohnung, kurz um wohlzuthun, anderen Lob spenden. Lob aus gewissem Munde ist das werthvollste Geschenk, das einem werden kann. Solches Lob gehört zu den sittlichen Gütern, die, seltner als die äußeren, tiefer und andauernder erfreuen.

Mit dem öffentlichen Lobe, das Fernerstehende oder gar Fremde in Gesellschaft nach allgemeinem Brauche auch für geringe Leistungen bereitwillig spenden, ist es anders. Die gesellschaftliche Höflichkeit bringt es mit sich, daß feine und grobe persönliche Lobsprüche, als Verbindlichkeiten nach allen Seiten hin, ohne Wahl, wie werthlose Rechenpfennige ausgestreut werden. Anzug, Aussehen, Benehmen, die kleinen Tugenden der Geselligkeit, als: Salonwitz, musikalische Fertigkeit, Unterhaltungskunst bieten hundertfältigen Anlaß zu diesem schmeichelnden Lobe und der lobenden Schmeichelei, in denen überzeugtes Lob und berechnendes Schmeicheln ununterscheidbar gemischt ist. Es ist kein gutes Zeichen für den inneren Werth der gewöhnlichen Geselligkeit, daß die gesellige Unterhaltung, besonders die der Jugend aus beiden Geschlechtern, zum guten Theil in dieser konventionellen Schmeichelei aufgeht. Diese Art von öffentlicher Anerkennung fremder Vorzüge ist weder aufrichtig, noch uneigennützig. Sie setzt der mannigfach gemischten Salonluft die Hauptbestandtheile: feine Lüge und Verstellung bei.

Das Lob ist ein Wortausdruck des wohlgefälligen Eindruckes, den mir jemand mit einer einzelnen Leistung oder durch seine ganze Persönlichkeit gemacht hat. Die öffentlichen, verbindlichen Worte sind aber ein nicht recht passender, im übrigen sehr bequemer Ausdruck dieses Wohlgefallens. Das ganze Benehmen muß dem andern zeigen, daß man ihn um etwelcher Dinge schätzt. Hier gehört die Werthschätzung hin, ihr lobender Wortausdruck ist entbehrlich. Man kann seine Achtung, sein Vertrauen, sein Wohlgefallen auf andere Weise viel schicklicher und eindringlicher zeigen, als durch flüchtig gedrechselte Worte, die den Lober der Thatbezeugung meist überheben sollen. Freundschaftlich herzliches Entgegenkommen bei sympathischem Eindruck der ganzen Persönlichkeit, Erweisung von Vertrauen bei Charaktervorzügen, verständnißvolles Eingehen in tiefere Fragen des Lebens und der Kunst, ehrendes

Bekennen intimer geistig-seelischer Dinge, die man nicht jedermann sagt; alles das sind thatsächliche Beweise achtungsvoller Geneigtheit, die mehr zum Herzen sprechen, als jene wortreichen Lobreden.

Doch ist ein Unterschied zu machen zwischen den verschiedenen Arten des gesellschaftlichen Lobes. Daß man Leuten, die, um die Gesellschaft zu unterhalten, ihre Kunstfertigkeit haben leuchten lassen, versichert, daß ihr Spiel, ihr Gesang uns gefallen habe, ist am Ende eine billige Anerkennung ihrer nicht immer selbstsüchtigen Mühe. Doch muß man auch hierin taktvoll und vorsichtig handeln: es giebt wenig Menschen, denen offenes Lob nichts schadete, zumal in Gesellschaft, wo Eitelkeit mit Eitelkeit um den Vorrang kämpft. Aufmunternd loben sollte man eigentlich nur den schüchternen Anfänger. Er verdient Lob, es macht ihn Muth und seine Mühe ist größer als die der siegessicheren Sterne. Nur muß er nicht talentlos sein und nicht aus der Klasse eingebildeter Stümper, die auf gräßliche Leistungen unglaublich stolz sind. Die „Sterne" sind mit Lob und Schmeicheleien derart überfüttert, daß man sich für zu gut halten darf, ihnen den bescheidenen Rest Bescheidenheit vollends auszuloben. Tüchtige, liebenswürdige Dilettanten aber ehrt man mehr, wenn man ernst mit ihnen von ihrer Kunst handelt, als wenn man sie mit abgestandenen Worten abfindet.

Lobende Phrasen, die sich gar auf den Eindruck der ganzen Persönlichkeit beziehen, sind abscheulich. Der Herr, der einer leidlich unbekannten Dame sagt: „Fräulein, Sie sehen heute reizend aus!" verdient zur Antwort, daß die Dame ihm den Rücken zukehrt. Die verbindlichen Einleitungsworte bei einer neuen Bekanntschaft: „Ich habe schon so viel von Ihnen gehört, daß ich mich sehr freue, Ihre Bekanntschaft zu machen", mag noch hingehen, sie sucht persönliche Beziehungen mit dem bisher Unbekannten anzuknüpfen, aber ähnliche, aufdringlichere Formeln, die dem Neuvorgestellten stark duftenden Weihrauch streuen, verdienen überall die kühle Abweisung, die sie bei fein fühlenden, vornehmen Naturen finden. Alle Schmeicheleien überhaupt, die schlechthin der ganzen Persönlichkeit gelten, sind zudringlich und unfein. Sie müssen bei jedem Zartfühlenden innere Abneigung wecken gegen den, der ohne Aufforderung persönliche Urtheile einem anderen ins Gesicht schleudert; Urtheile, die, so schmeichelhaft sie sein mögen, als Anmaßung von jedem empfunden werden müssen, der nicht einem Beliebigen das Recht einräumt, ihn ins Gesicht beurtheilen zu dürfen. Wer schmeichelndes Lob stillschweigend hinnimmt, räumt dem Lober das Recht ein, ihn gleich zudringlich tadeln zu dürfen. „Wer lobt, stellt sich gleich", wer tadelt, stellt sich über. Zudem haben solche schmeichelnden Personalurtheile, die den Eindruck eines ganzen Menschen in einen Satz fassen, etwas faustdick plumpes, auch in der Form beleidigendes, da sie vom Angelobten voraussetzen, er werde sich, mit Lessing und Wernicke zu reden, das Weihrauchfaß um den Kopf werfen lassen. Hat jemand eine so günstige Meinung von mir, so mag er es durch sein ganzes Benehmen beweisen, giebt er mirs in so derben Worten außerdem noch schriftlich, so stellt er mich in eine Linie mit einem hübschen Thiere, einem Hunde, einem Kätzchen, das man mit lobenden Worten abstreichelt. Schmeicheleien über „Schönheit und Gestalt" sind schlechthin unfein. Der junge Herr, der es wagt, einer Dame zu sagen, daß

sie schön sei, sagt ihr im Grunde eine Beleidigung: er lobt an ihr, was nicht ihr Werk ist, was ihr geschenkt ist, ohne eigenes Zuthun. Mittelbar liegt in dieser Schmeichelei das Geständniß, daß Eigenes, Persönliches an ihr nicht zu loben sei. In Kreisen, wo solche unverhohlenen Bewunderungsausbrüche von den Damen als selbstverständlicher Zoll hingenommen werden, herrscht nicht wahrhaft feine Herzensbildung, mögen sie sonst noch so vornehm sein. Mit allen Schmeicheleien, die sich auf das Aeußere: Schmuck, Kleidung, Haltung beziehen, ist es ebenso: sie sind alle Grobheiten. Man muß von jeder Dame stillschweigend voraussetzen, daß sie diese Dinge tadellos geschmackvoll beherrscht; wer seine Bewunderung in Worten weitläufig ausdrückt, giebt zu erkennen, daß es ihn erstaunt hat.

Lob ins Gesicht hat immer etwas verletzendes. Es ist, besonders in Gesellschaft, ein unzartes Hervorziehen, eine Art geistige Entblößung. Im Erröthen tritt die dadurch erweckte Scham zu Tage. Von nicht unnöthig bescheidenen, aber natürlich fühlenden Menschen wird solches in Gegenwart anderer ertheiltes Lob als beleidigende Zudringlichkeit unangenehm empfunden. Das Gefühl, das den Belobten dabei durchzieht, ist ein aus widerstreitenden Momenten gemischtes. Reine Abneigung gegen äußeres Lob ist's nicht, die diese Empfindung weckt. Aber der Widerwille, von Unberufenen, nach deren Lobe man nicht verlangt, aufdringlich gelobt zu werden, überwiegt in diesem Mischgefühle. Ein gewisses Maß innerer, geheimer Freude, die an der Empfindung des Gelobtwerdens überhaupt hängt, ist jener ersten Abneigung seltsam widersprechend beigemischt; verbunden mit der Nöthigung, eine bescheidene höfliche Haltung zu bewahren, bringt sie jene Verlegenheitshaltung hervor, die sich gewöhnlich in einem halb verlegenen, halb geschmeichelten Lächeln zeigt. Das ist aber nur bei wirklich ehrendem Lobe der Fall, das Leute ertheilen, deren Beifall Werth hat. Je höher der Lobende steht, um so naiver darf sich die Freude über das empfangene Lob äußern, desto geringer wird die Verlegenheit, also auch die Abneigung gegen solches öffentliche Lob. Das Ganze gewinnt da den Charakter einer offiziellen Anerkennung, die reine Freude hervorruft.

Für ein Lob aber, das man als erheuchelt-schmeichelndes, irgend einer geheimen Absicht dienstbares erkennt, bleibt nur Abneigung, Aerger, nicht nach Herzenswunsch erwidern zu können und Verachtung für den Lober. Kühles Ueberhören ist ein vortreffliches Mittel, solche beginnende Lobreden abzuschneiden. Man wirft irgend eine fremde Aeußerung hinein, die den Mann verblüfft; am besten eine, die ihn selbst betrifft. Durch die eigene werthe Person läßt er sich meist ablenken. Es gehört schon eine recht steife Absicht, eine mit Hintergedanken, dazu, wenn einer doch fortfahren sollte. Da müßte dann schließlich unverblümte Abweisung helfen.

In Summa: wer anderen gesellschaftlich nicht schmeichelt und selbst konventionelles Lob fremder Menschen höflich kühl ablehnt, wird zwar bei vielen für eingebildet und stolz gelten, aber die Werthschätzung derer, die solche keusche Zurückhaltung besser würdigen, wird ihn dafür reichlich entschädigen.

Poetiſcher Textrahmen zu unſern Bildern.

Altdeutſches Wiegenlied.

(In der Orthographie des Originals aus dem 16. Jahrhundert.)

Beſcher Dir Gott, meyn Kindelein'
Der Ehren zarte Blümelein,
Rot Roſen, weiße Lilgen fein
In deyner Jugend Garten ſeyn.

Nie frembde Widerſach dich treib,
Des Teuffels Werck von dannen bleib,
Herr Chriſt, laß Deyne Engelein
Des Kindes trewe Wächter ſein.

Deyn Licht, Herr Chriſt, uns leuchte für,
Du unſer Herzog und Panier,
Der aller Kindlein nit vergeßt
Sie trewlich zu ihm kommen läßt!

In Gottes Namen ſchlafe ein,
Im Himmel ſteht ein güldin Schrein
Darein Roſin und Zuckerbrot,
So leideſtu wohl nimmer Not.

Eliſabeths Roſen.

Sie ſtieg herab, wie ein Engelsbild,
Die heil'ge Eliſabeth, fromm und mild,
Die Gaben ſpendende hohe Frau
Vom Wartburgſchloß auf die grüne Au.

Sie trägt etwas im Gewand verhüllt,
Mit milden Gaben iſt's vollgefüllt.
Schon harren die Armen am Bergesfuß
Auf der Herrin freundlichen Liebesgruß.

So geht ſie ruhig — doch Argwohn ſtahl
Durch Verräthers Hand ſich zu dem Gemal.
Und plötzlich tritt Ludwig ihr zürnend nah
Und fragt die Erſchrockene: „Was trägſt Du da?"

„Herr, Blumen!" bebt's von den Lippen ihr.
„Ich will ſie ſehen! Zeige ſie mir!"
Wie des Grafen Hand das Gewand enthüllt,
Mit duftenden Roſen iſt's gefüllt.

Da wird das zürnende Wort gelähmt,
Vor der edlen Herrin ſteht er beſchämt;
Vergebung erflehet von ihr ſein Blick,
Vergebung lächelt ſie ſanft zurück.

Er geht, und es fliegt ihres Auges Strahl
Fromm dankbar empor zu dem Himmelsſaal.
Dann hat ſie zum Thal ſich herabgewandt
Und die Armen geſpeiſet mit milder Hand.

Ludwig Bechſtein.

Schatzerl und Hunderl.

(Oberbayeriſche Mundart.)

Is am Himmi koa Stern
Daß i 'n ſchauget ſo gern
Als a Diandl am Land,
Als die oa, die i moa.

Wohl ſchö is der Tag
Wanns a ſchöner ſein mag,
Und is do nit ſo ſchön
Wie die oa, die i moa.

Mei Hunderl hellauf
Bellt's, gang i hinauf,
'S mag niemand ſo gern,
Wie die oa, die i moa.

Dem Hunderl zur Freud
Hält a Schmarrn ſie bereit,
Doch a Buſſerl für mi
Hat die oa, die i moa.

Nach Franz von Kobell.

Salonpost

H. L. in B. Beruhigen Sie sich, wenn auch Ihr geliebtes Cello angegriffen wird. Es ist in der That eine Cellohetze jetzt am musikalischen Horizont. Unsere Zeit ist, wie eine beachtenswerthe Stimme hervorhebt, ja den Hetzen besonders günstig; Nationalitäten, Rassen, Stände und Berufsklassen sind gegeneinander losgelassen worden, nicht minder die Bekenner verschiedener Kunstprincipe; warum also soll nicht zur Abwechslung einmal einem einzelnen Instrumente das Karnickel-Stigma aufgebrannt werden? Langsam, aber sicher steigt die Cellohetze am Horizont auf, und wenn wir nicht irren, wird Wien dereinst den zweifelhaften Ruhm genießen, sich den Herd des Anticellismus nennen zu dürfen. Seit langer Zeit schon klingt durch manche Wiener Konzertreferate ein verhaltener Haß gegen die liebliche Kniegeige, ihre Pfleger und Komponisten hindurch, und besonders dem berühmten Chef der Wiener Kritik, Hanslick, wird jedesmal erst recht wohl, sobald die Töne aus dem Reiche Poppers, Servais' und Davidoff's erklingen. Allerdings können die Violoncellisten nicht mit dem nämlichen Vertrauen auf das Organ ihrer künstlerischen Kundgebungen blicken, wie die Geiger, Klavierspieler und Sänger; denn vor allem besitzt dasselbe eine nur kärgliche Literatur und darf sie nicht einmal ausnützen. Mit den mehrsätzigen Konzerten ist in musikalischer Hinsicht kein Staat zu machen, das Passagenwerk in den brillanten Paraphrasen widerstreitet der innersten Natur des barytonalen Instruments, und in dem eigentlichen Ressort desselben, der Cantilene, kommt wieder die Technik nicht zur Geltung; kein Wunder also, daß sich die Stimmen mehren, welche verlangen, das Cello solle das prätentiöse Einzelhervortreten aufgeben, wie so viele Instrumente bereits gethan haben, deren Vertreter einst als solistische Generäle Applaus ernteten und jetzt im Gros des Orchesters als unbeklatschte Gemeine dienen. Doch noch andere Symptome deuten darauf hin, daß dem Instrumente eine Passionsgeschichte bevorsteht: selbst seine gesanglichen Qualitäten werden ihm schon bestritten, und die Töne an sich, welche einem rundlichen Bauche entströmen, werden als ohrverletzend dem Publikum denunzirt. Ach, und in welcher Arena hat sich das Cello seiner Angreifer zu wehren? in einer kunstfeindlichen? Keineswegs! Die Leipziger „Neue Zeitschrift für Musik" publizirt in einer Nummer einen großen Kampfartikel gegen das Cello, welchem vorgeworfen wird, es „schnarre, schnurre, schlurfe, ächze und quietsche", es klinge wie eine Opernsängergröße, die wir zu einer Zeit hören, „wo sie gerade mit einem sehr starken Schnupfen belegt ist." Gewiß haben wir es hier nur mit leichten Ankündigungen der sich unmerklich vorbereitenden Attaque zu thun, und wir glauben nicht, daß das Cello sich schon bei Lebzeiten der jetzigen Generation in das beschauliche Dunkel des orchestralen Streicherchors zurückziehen wird. Aber einst wird kommen der Tag, da aus den Programmen all' seine Andantes, Gavotten, Berceusen und Elfentänze verschwinden werden, und da es nur noch als Konversationsmitglied in Kammermusiken an seine einstige Stellung erinnern wird. Die Cellisten sind ja gewohnt, das Knie zu beugen; sie werden dies, falls die Hetze wirklich allgemein werden sollte, auch vor der Autorität der öffentlichen Meinung thun müssen.

E. L. in H. Seien Sie vorsichtig. Die Wonne eines zärtlichen Briefwechsels ist noch von keinem Dichter würdig geschildert worden. Geschriebene Liebesworte erhitzen das Blut fast noch mehr als gesprochene.

E. Gerland in O. Das schöne Wort: **Ils veulent être libres et ne savent pas être juste** ist von Siéyes im französischen Konvent gesprochen worden.

E. H. in Dr. Das Reichsgesetz sichert den Hinterbliebenen eines Reichsbeamten den Bezug der Besoldung des Verstorbenen auf ein Vierteljahr.

L. Z. in Wien. In dem Schreiben, welches Adolf L'Arronge bezüglich der Abschaffung des Hervorrufs auf dem „Deutschen Theater" veröffentlicht hat, heißt es wörtlich: Daß der Hervorruf bei offener Scene ein arger Mißbrauch ist, welcher die Stimmung eines jeden Kunstwerks unbarmherzig zerreißt, ist durch Abschaffung desselben bei den bedeutendsten Bühnen längst anerkannt. Die Societät glaubt indeß aus den genannten Gründen, daß damit noch nicht genug gethan sei. Sie hält es überhaupt für eine Schädigung der Stimmung und für eine Verschiebung des idealen Verhältnisses zwischen Künstler und Publikum, wenn der Darsteller, so lange er in dem Charakter einer Rolle begriffen ist, in irgend welche Art von persönlicher Beziehung zum Zuschauer tritt. Die Societät hat deshalb beschlossen, daß am „Deutschen Theater"

kein Darsteller (weder Societär noch Mitglied) einem Hervorruf Folge leisten darf. Ausgenommen von dieser Bestimmung bleiben nur solche festliche Gelegenheiten, welche an sich eine Art persönlichen Charakters haben, sowie der Hervorruf, welcher bei der ersten Aufführung eines Stückes dem Verfasser gilt. Ebenso ist es aus den angeführten Gründen den Darstellern nicht gestattet, Blumen und Kränze auf offener Bühne anzunehmen, und ist zur Vermeidung von Unzuträglichkeiten die Einrichtung getroffen, daß solche für Darsteller bestimmte Blumenspenden in den Zuschauerraum nicht zugelassen werden. Die Societät hat das feste Vertrauen, daß das Publikum mit diesen Bestimmungen einverstanden sein wird, welche nichts anderes bezwecken, als die ungestörte Vorführung des Kunstwerks.

Dr. Karl Kehrbach in L. Sie haben mit Ihrem warmen Eifer für Errichtung einer Reichsbibliothek völlig recht und Ihre Energie muß schließlich doch durchdringen, wenn auch die Lauheit der maßgebenden Behörden zu beklagen ist. Was den Umbau der königlichen Bibliothek in Berlin betrifft, so erfahren wir, daß das Projekt eines Neubaues der königlichen Bibliothek, welcher in der Behrenstraße im Anschluß an das jetzige Bibliotheksgebäude geplant war, aufgegeben worden ist. Es ist jetzt nur noch von einem Ausbau der nach der Behrenstraße gelegenen Theile des kaiserlichen und des niederländischen Palais zu Bibliotheckszwecken die Rede. Der Raum in den letzteren Palais ist genügend, um Musik, Karten und Zeitungen aufzunehmen, also den Theil der königlichen Bibliothek, welcher bis April kommenden Jahres noch in der „alten Börse" logirt. Für die Bibliothek selbst aber dürfte dieses Provisorium nur etwa sechs bis acht Jahre hinreichen. Der Landtag wird sich also bei Berathung der „provisorischen Erweiterung" gleich über einen Neubau schlüssig machen müssen, wenn nicht die Bibliothek in die Lage kommen soll, aus Mangel an Raum überhaupt alle Bücherankäufe fistiren zu müssen. In Paris sind Millionen bewilligt, um Häuser in der Nähe der Bibliotheque nationale einzureißen, damit diese vor Feuersgefahr geschützt sei; in Nordamerika ist für den Bau einer Nationalbibliothek doppelt so viel bewilligt worden, wie bei uns für das Reichstagsgebäude; in der Hauptstadt des „Volkes der Denker" behilft man sich seit Jahrzehnten mit einem Gebäude, dessen Säle eine Weile hindurch dem Einsturze nahe waren, welches in immerwährender Feuersgefahr schwebt und seit langem die theilweise unersetzbaren Schätze, an denen unsere Fürsten mit aller Sorgfalt gesammelt haben, nicht mehr fassen kann.

C. v. G. Das ist keineswegs der Fall. Hamerling hat einmal treffend gesagt: Intim sind zwei junge Personen verschiedenen Geschlechtes nicht, wenn sie, auf öffentlicher Straße mitsammen gehend, viel und freundlich miteinander sprechen. Schlendert aber das Pärchen schweigend, anscheinend ermüdet oder gelangweilt, sans façon nebeneinander hin, so ist es intim, sehr intim, und hat sich vielleicht eine halbe Stunde vorher, unter vier Augen, alles Süßeste der Erde zugestammelt.

Elmar B. in K. Schreiben Sie doch in das Album der Angebeteten die graciös innigen Verse von Alfred Friedmann:

Wie der Thau so ganz im stillen
Wiesen, Wald und Thal beglückt,
So erscheint mir Deine Liebe,
Die mein krankes Herz entzückt!

Es benetzt die weite Erde,
Alles fühlt sich froh erneut;
Unsichtbare Geister haben
Nächtlich ihn aufs Grün gestreut.

Ach, mein Herz, es war so öde,
Alles Leben war dahin;
Da kamst Du, und ungesehen
Kam zurück mein froher Sinn!

Und Du hast mich ganz verwandelt,
Schufst mir eine neue Welt,
Warst dem kalten, öden Herzen,
Was der kühle Thau dem Feld!

P. L. in S. Daß diese Mißstände bei unsern Theatern durchaus nicht nur „kleinliche Köpfe" beschäftigen, mag Ihnen der auch für weitere Kreise interessante Antheil beweisen, den kein Geringerer als Schopenhauer an der Beseitigung theatralischer Unzuträglichkeiten nahm. Die Frankfurter Zeitung hat sich kürzlich das Verdienst erworben, an dieses Interesse Schopenhauers für das Theater zu erinnern. Schopenhauer schätzte bekanntlich die Kunst des Dramas ungemein; die Sentenz in seinem „Parerga" ist bekannt: „Wer das Schauspiel nicht besucht, gleicht Dem, der seine Toilette ohne Spiegel macht." Der Theaterbesuch war ihm eine der Quellen wirklicher Freude.

Aber auch sie ward ihm durch Rücksichtslosigkeit verkümmert. Als ihm später seine Harthörigkeit den Genuß, den ihm das rezitirende Drama bot, beeinträchtigte, beschränkte er seinen Theaterbesuch auf klassische Opern. Er nahm die Kunst so ernst, daß ihn jede Störung auf's Empfindlichste verletzte, um so mehr, als sein Ohrenleiden die Reizbarkeit seiner Nerven steigern mußte. So kam es, daß er die Störungen, welche das Zuspätkommen und geräuschvolle Auf- und Niederschlagen der Klappsitze rücksichtsloser Theaterbesucher verursacht, doppelt peinlich empfand, und ein langer verhaltener Groll kam auf echt Schopenhauersche Art zum endlichen Ausbruch, als er den Leiter der Frankfurter Oper, den Kapellmeister Göhr, in folgender Weise interpellirte:

5. November 1844.

Geehrter Herr Kapellmeister!

Ihre mir aus eigener Erfahrung bekannte Humanität läßt mich nicht zweifeln, daß Sie es wohl aufnehmen werden, wenn ich so frei bin, Sie auf einen Uebelstand im Theater aufmerksam zu machen, der nothwendig sehr Vielen zum Verdruß gereichen muß, während, wie Sie wissen, höchst selten sich Einer entschließt, eine Sache zur Sprache zu bringen.

In den Mittellogen des ersten und zweiten Ranges haben die vier Bänke in der Mitte einen beweglichen Theil, der aufgehoben wird, so oft Einer durchgeht; nun kommen bekanntlich täglich viele nach dem Anfang der Oper und gehen vor dem Ende; da wird denn besagte Klappbank theils von den Besuchern, theils von der sie einführenden Logenschließerin nicht etwa behutsam wieder herabgesenkt, sondern man läßt sie mit ihrem ganzen Gewicht fallen. Dieser Knall ist scharf, sehr laut im ganzen Hause zu hören, in den nächsten zwei Logen aber wahrhaft nervenerschütternd; wenn die Loge einigermaßen besetzt ist, kehrt er zehn bis zwölf Mal wieder und muß nothwendig vielen die Ouvertüre, auch wohl die erste Szene und das Finale des letzten Akts wirklich vergällen: denn man erholt sich nicht sogleich von dem Schreck. Ich wünsche, daß Sie die Güte hätten, sich durch eine Probe zu überzeugen: denn während der Vorstellung ist nothwendig Ihre Aufmerksamkeit, durch die Direktion der Musik, völlig absorbirt. Diesem Uebel wäre, meines Erachtens, sehr leicht dadurch abzuhelfen, daß man an jeder Bank die beiden aufeinander schlagenden Leisten, der ganzen Länge nach, mit sehr dickem Leder besetzte, zu welchem der Raum durch Abhobeln zu gewinnen wäre. Die Musen und das Publikum werden Ihnen für eine solche Verbesserung Dank wissen.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, zu erwähnen, daß eigentlich alle Logenthüren mit Tuchleisten besetzt seyn, besonders aber die äußere Logengangthüre ein dickes Kissen haben müßte, da diese bisweilen wie ein Kanonenschuß die Musik unterbricht, und auch das Logenpublikum hier nicht durchgängig die Bildung und Humanität hat, welche anleitet, die Logenthüren sanft zu schließen, aus Achtung vor der Kunst und vor dem Vergnügen anderer. Ihnen wird bekannt seyn, daß man in Berlin in der Verhütung alles störenden Lärms so weit geht, daß sämmtliche Logengänge durchweg mit einer Art Matratze ausgepolstert sind und sogar die Anfahrt für die Wagen mit Holzpflöcken gepflastert ist.

Ihr

Arthur Schopenhauer."

E. M. in Rostock. Die Gedichte sind nicht zu verwenden. Ihr „Gegenstand" scheint übrigens, nach Ihren lyrischen Ergüssen zu urtheilen, zu jenen Frauen zu gehören, welche man bis ans Grab liebt — aber nicht darüber hinaus.

A. G. in Temesvar. In Nord-Amerika wird Wein gebaut in Cincinnati (Ohio) — der sogenannte Catawba — in Lyons (New-York), in San Francisko und Santo Clara (Californien), Savannah (Georgien), Cambridge (Massachusetts). In Mexiko haben die Spanier 1572 europäische Reben eingeführt, in Cuba wachsen wilde Reben.

Neueſte Moden.

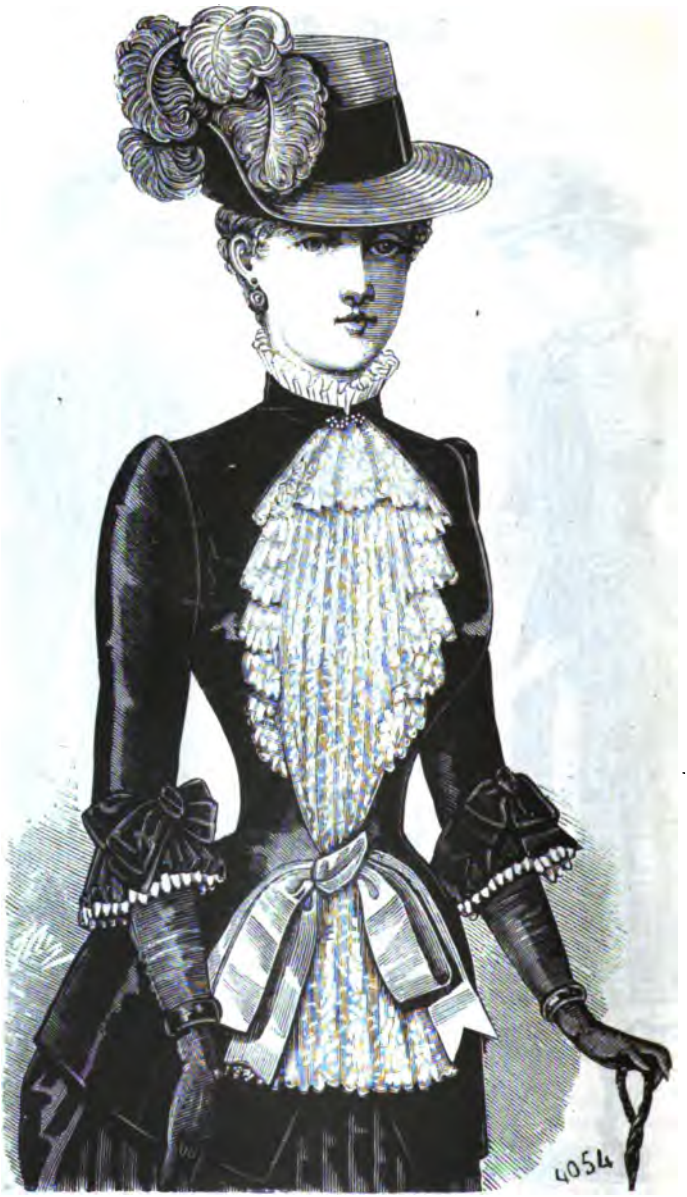
Nr. 1 bis 3. Kinder-Anzüge.

Nr. 1 u. 3. Pariſer Blouſe für ein Mädchen von 11 bis 12 Jahren. (Vorder-

Nr. 1 bis 3. Kinder-Anzüge. Nr. 1 u. 3 ſind Vorder- und Rückanſicht.

und Rückanſicht.) — Zu dieſem Kleidungsſtück eignet ſich vorzüglich vielfarbig carrirter engliſcher Cheviot. In die Blouſe mit umgeſchlagenem Kragen iſt vorn ein

einfarbiges, vom Kragen bis unter den Gürtel reichendes, gepufftes Chemiſett eingeſetzt, das oben unter der Broche eng gereiht iſt. Auf dem Rücken der Blouſe



Nr. 4. Spaniſche Taille für eine junge Dame.

ſind viele ausſpringende Falten bemerkbar, die in der Taille eng zuſammengereiht ſind. Unter dieſer Reihung hinweg geht der vorn geknüpfte Gürtel, deſſen reichliche überſchüſſige Länge vorn, etwas mehr nach rechts, zuerſt in Schluppen geformt,

hinter denen die Enden dann lang herabfallen. Die Schöße der Blouse sind sowohl auf der Rückseite als auch vorn in breite Falten gelegt. Der Aermel, von

Nr. 5. Moderne Taille von Grosgrain.

eigenartig einfachem Schnitt, hat nur eine Naht und ist an der Achsel und am Handgelenk gereiht. Die von der Blouse bedeckte Robe von gestreifter Leinwand ist mit zwei hohen Volants von weißer Stickerei garnirt. Strohhut mit Federn und

Nr. 6. Zimmer-Toilette mit Fedora-Matinée.

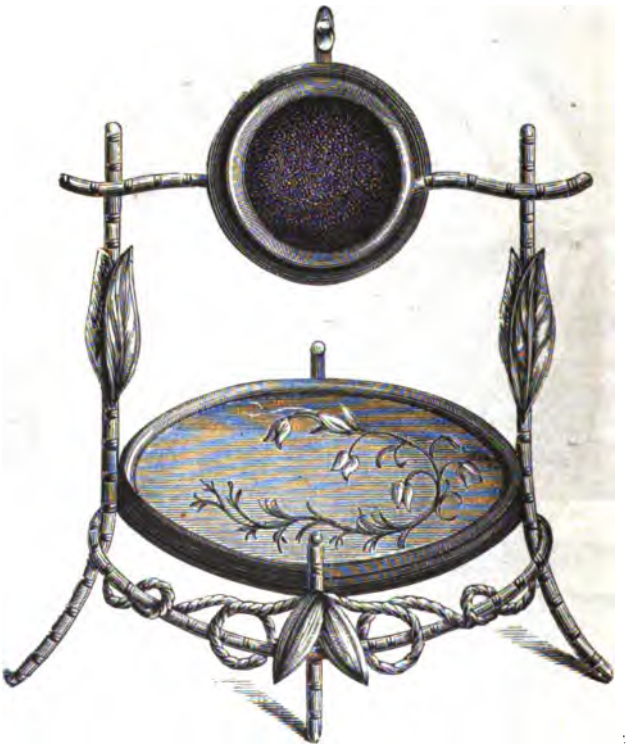
Nr. 7. Zimmer-Toilette.

breitem Band mit Schnalle um die Calotte. Ausgeschnittene Schuhe und auf hellem Grund dunkelcarrirte Strümpfe.

Nr. 2. Für ein kleines Mädchen von 2 bis 4 Jahren. — Robe von weißen gesteppten oder Phantasie-Muslin, mit gestickten Volants garnirt. Die nämliche Stickerei auf dem Kragen und auf dem Halsausschnitt. Der Surah- oder Atlasgürtel muß mit der Farbe der Haarschleife und der der kurzen gestreiften Strümpfe harmoniren.

Nr. 4. Spanische Taille für eine junge Dame.

Das Vordertheil dieser eleganten Taille von amaranthfarbenem Atlas ziert ein breites Fischü-Chemisett von corduanfarbenem Tüll, das zu beiden Seiten mit einer



Nr. 8. Uhrenhalter. (Mit Dessin.)

corduanfarbenen geschlängelten Spitze eingefaßt ist. An der Taille wird dasselbe durch eine Schluppengruppe von hell amaranthfarbenem Atlas zusammengezogen. Die hochachseligen halblangen Aermel sind mit einem amaranthfarbenen Plissé, mit Schluppenschleifen und einer Rüsche von Seidengaze garnirt. Eine gleiche Rüsche am Offizierskragen. Der spanische Reisstrohhut ist auf der rechten Seite emporgebogen und mit amaranthfarbenem gepufften Sammet gefüttert. Um die Calotte ein breites Band von der nämlichen Farbe; an der rechten Seite ein großer Tuff von Federn in zwei rosa Nüancen. Lange schwedische Handschuhe.

Nr. 5. Moderne Taille.

Diese ebenso einfache als elegante Taille von Grosgrain mit Schnebben auf Vorder- und Rückseite ist vorn mit einem auffallenden Plastron garnirt, das aus einem oben breiten, nach unten im Renaissancestil zugespitzten Sammetrevers und reichem Spitzenjabot längs der Mitte herab besteht. Die Spitze dieses Jabots ist sehr

eng gefältelt und geht in dicht unter einander stehenden Schlängelungen bis herab zur Schnebbenspitze, unter welcher sich, als harmonirender Ausputz, ein Spitzenfächer ausbreitet. Ellbogenärmel mit in Röhrenfalten gelegten und gerade emporstehenden Spitzenrevers. Lange schwedische, den Rand der eben beschriebenen Aermelrevers bedeckende Handschuhe. Gepuffte Gazecapote mit Federtuff. Die Bindebänder werden an der Seite gebunden und durch eine Phantasieschnalle gehalten.

Nr. 6. Zimmer-Toilette mit Feodora-Matinée.

Auf dem ersten Rock von blaßblauer Surah eine Feodora-Tunika von blaßblauer Voile. Die Schärpe von granatblüthrothem Atlas ist unter der Tunika geknüpft. Die Feodoren-Matinée von granatblüthrothem Sammet öffnet sich über ein Feodoren-Gilet von blaßblauer Surah mit gesticktem extra anzusetzendem Schooßtheil. Der Gürtel von granatblüthrothem Atlas ist vorn unter der Taille in zwei lange

Nr. 9. Dessin zum Uhrenhalter.

Schluppen geknüpft. Halblanger Aermel mit Gazerüsche; um den Hals ebenfalls eine Gazerüsche.

Nr. 7. Zimmer-Toilette.

Der erste Rock von weißer Voile ist unten mit einem in dicke Falten gelegten hohen Volant besetzt. Die Falten sind am untern Rande orgelpfeifenartig zugespitzt und die Zwischenräume durch kleine Pyramiden von gekräuster Spitze ausgefüllt. Ueber dem dickfaltigen Volant ein hoher Spitzenvolant, auf welchen die spitzbogigen, diesen Anzug charakterisirenden Draperien von weißer Voile herabfallen. Ein zweiter Spitzenvolant fällt unter der Taille hervor. Die Taille von dunkelviolettem Sammet öffnet sich über ein Gilet von weißer Surah, das wieder die spitzbogige charakteristische Drapirung aufweist und tief herabgeht, fast bis an den Rand des Volants. Halblange Aermel mit Spitzenvolant.

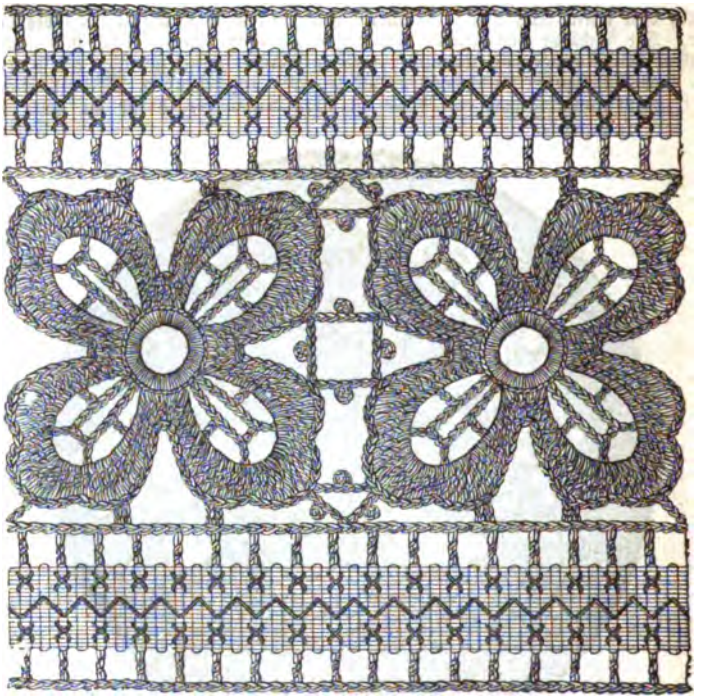
Nr. 8 u. 9. Uhrenhalter. (Mit Dessin.)

Um diesem hübschen kleinen Möbel eine angemessene Decorirung zu geben, stickt man auf ein Rund von pfauen-blauem Plüsch das Dessin Nr. 8 im Hochstich; die

Blumen rosa und weiß, das Blattwerk olivengrün und gelb, die Stengel braun, die kleinen Blätter graugrün und gelblichroth. Dieses Rund wird auf das Rund des goldbronzenen Gestelles befestigt.

Nr. 10. Gehäkelter Einsatz mit Spitzenbändchen für Vorhänge.

Dieser Einsatz macht einen hübschen Effect durch die eingeschobenen Stramin-streifen, in welchen durchbrochene Arbeit ausgeführt wird. Das kleine Spitzenbändchen,



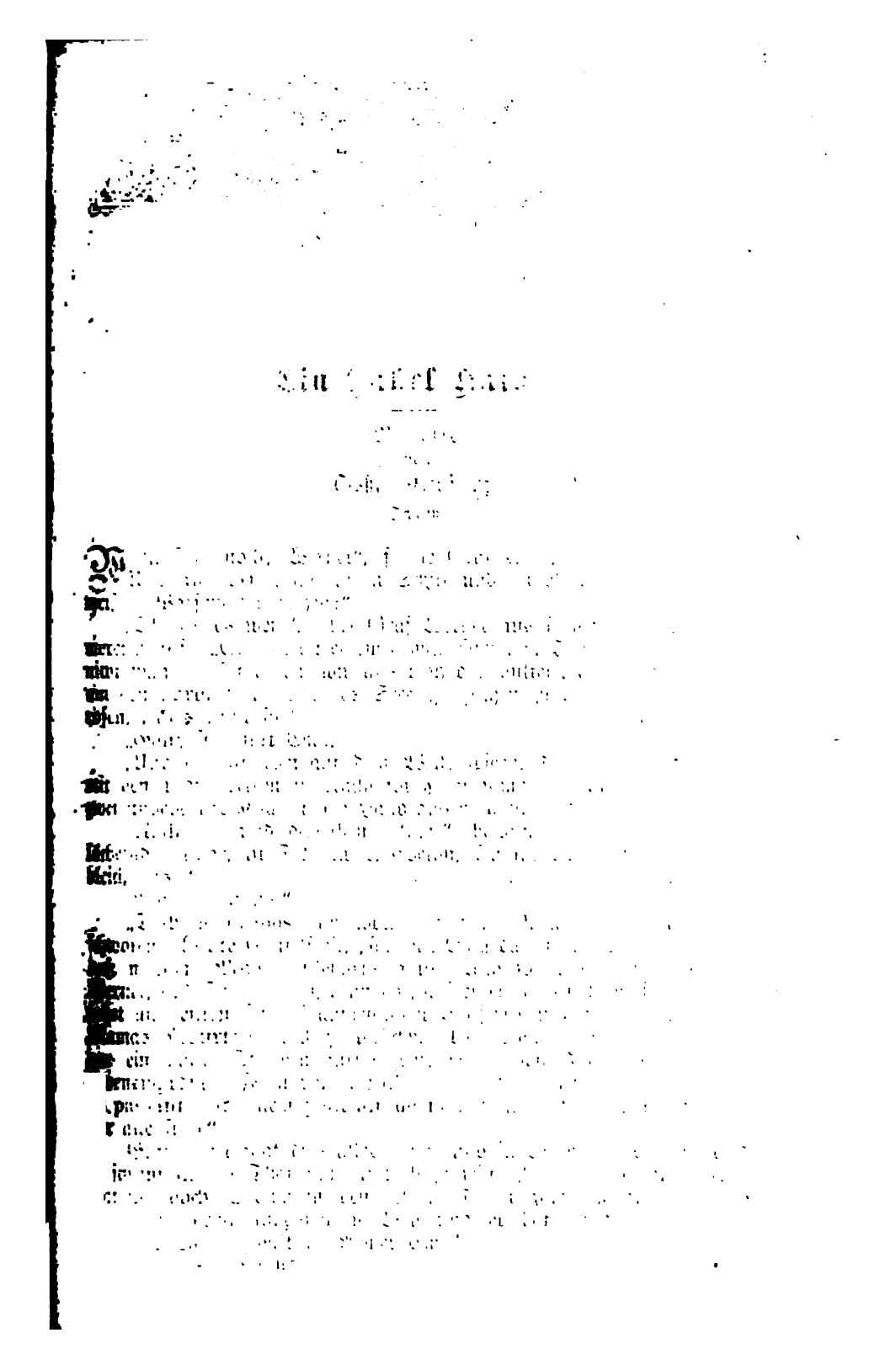
Nr. 10. Gehäkelter Einsatz mit Spitzenbändchen für Vorhänge.

mit welchem die gehäkelten Sterne eingefaßt sind, wird im Kreuzstich mit rothem und blauem Garn gestickt. Bei derartigen Arbeiten wird bekanntlich jeder Stern für sich gearbeitet. Für einen solchen wird ein Rund von 8 Luftmaschen gemacht, in dasselbe 6 Halbstäbchen und 12 Lm., was 4 Mal wiederholt wird. — **2. Reihe:** 4 Halbst. über die 6 der vorherg. Reihe, 3 Lm., in die Lm. gestochen, wobei durch die 2 ersten gezogen wird; 1 St., 4 Lm., durch die 2 folgenden gezogen, 1 St., 4 Lm., 2 M. durchzogen, 1 St., 4 Lm., 1 St., 3 Lm., 1 St., 4 Halbst. über die 6 folgenden Halbst., dies 4 Mal wiederholt; die letzte Reihe besteht aus Halbst. und St., welche in jede Oeffnung der vorherg. Reihe gestochen werden, so daß sich eine Zacke bildet. Die Sterne werden durch Luftmaschen mit einander verbunden, wie im Dessin angegeben.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Die Rivalen.

Nach dem Originalgemälde von Carl Becker.



Ein Enkel Kains.

Novelle
von
Oskar Berkamp.
(Schluß.)

Weißt Du noch, Werner", fragte Graf Emil, „wo am jenseitigen Ufer zwischen graugrünem Schilf und windbewegten Binsen die weißen Wasserrosen stehen?"

„Ob ich es weiß", fährt Graf Werner aus seinen düsteren Träumereien auf. „Es war an einem gewitterschwülen Tage wie der heutige, nicht wahr? Da hatten wir uns trotz des mütterlichen Verbotes rund um den nördlichen Theil des Sees geschlichen zu den weißen Wasserrosen, war's nicht so?"

„Ganz so" nickt Emil.

„Und da zitterten auf dem Wellenspiegel die lockenden Blüten, mit denen die Nixen zu Nacht ihr Haar schmücken, und wir streckten, zwei unbedachte Knaben, die Hand aus nach ein und derselben Blume."

„Nach ein und derselben Blume", bestätigt Graf Emil harmlos lächelnd; „aber, ist Dir etwas, Evelyn, Du siehst mit einem Male so bleich aus?".

„Mir — nichts!"

„Doch à propos, ich wollte ja keine Reminiscenzen heraufbeschwören", lachte Graf Emil, „sondern Euch darauf aufmerksam machen, daß morgen Mamas Geburtstag ist. Und so schlage ich Euch, Dir, Werner, und Dir, Evelyn, denn vor, auf einer rasch improvisirten Kahnfahrt uns einen Strauß aufgeblühter Wasserrosen zur Schmückung von Mamas Geburtstagstisch zu pflücken. Unsere chère mère dürfte kaum vor ein paar Stunden zurück sein, da sie, wie Ihr wißt, zu dieser liebenswürdigen Frau von Versikof hinübergefahren ist, um ihr ganz en passant mit einem petit air de malice zu versichern, wie glücklich wir alle sind."

Graf Emil sagt dies alles heiter und in der besten Laune. Und er scheint in der That auch glücklich zu sein, glücklich zum ersten Male. Hat ihn doch Evelyn in den letzten Tagen zuweilen angesehen, so flehend in erbarmungsvollem Weh und er hat ihr Mitleid für erwachende Liebe gehalten. Armer Emil!

Das heiße Aroma des Sommertages flutet um die drei und die Luft weht so erstickend schwül und hierauf findet sich Graf Emil allein, und den kiesbestreuten Weg entlang schreiten die Beiden den murmelnden Wogen zu.

Manchmal zittert es wie ein schwerer Seufzer durch die brütende Natur, zuweilen tönt es wie das Rauschen unterirdischer Quellen unter den Füßen der Dahinwandelnden, Gewölk flattert am Horizont da und dort und wirft seine dunkeln breiten Schatten über die Wiesen und Parkanlagen. Evelyn blickt sich noch einmal um, auf der Anhöhe ist's, wo die gelben Aurikeln und Immortellen, die Todtenblumen blühen. Sieh! Graf Emil winkt ihr herüber mit der krankhaft weißen Hand und ihr wird mit einem Male so seltsam weh zu Muthe, als müßte sie zurückeilen und diese winkende Hand ergreifen und sich an ihr festklammern wie an einer Stütze. Aber Graf Werner schreitet mit raschen Schritten vorwärts, sein Gang hat etwas Drängendes, Evelyn vermag dem raschen Rhythmus dieser Schritte kaum zu folgen. Der Graf hat den einen der beiden Kähne, die am Ufer liegen und die mit Tauen an festgerammten Pfählen befestigt sind, damit nicht der Wind sein launisches Spiel mit ihnen treibe, bereits gelöst.

Und wie nun Evelyns schwankender Fuß das Brett des Nachens betritt, und wie ihre Rechte einen Moment in der seinigen liegt, und wie er die Ruder ergreift und das Fahrzeug mit markiger Faust in die See hinausstößt und wie er dann zur ihr herüberschaut, da scheint es die junge Frau zu erfassen wie ein jäher, heißer Schreck.

„Du bist so blaß, Evelyn, soll ich zurückrudern?" fragt der Graf nach einer Weile dumpfen Schweigens, in der man nichts vernommen als die eintönigen taktmäßigen Ruderschläge, mit ironischem und doch schwülen Ton.

„Nein!" Die Gräfin preßt das eine Wort herb, ja beinahe schneidend hervor und sie starrt dabei hinaus in die Ferne, nur um ihn nicht ins Antlitz sehen zu müssen.

„Wovon sollen wir eigentlich sprechen, Evelyn?" murmelt der Graf von neuem nach einer weiteren Pause, mit derselben sarkastisch gefärbten Stimme, „von der letzten Fête bei ihrer Excellenz der Baronesse Welten oder von der Passion, die Hoheit Dir entgegen zu bringen geruhten."

Er stößt die letzten Worte heiser zwischen den Zähnen hervor, mit einem gewissen jäh aufgrollenden Zorn und schlägt das Ruder dabei in den See, daß der weiße Schaum in tausend schäumenden Blasen aufspritzt.

„Das war gegen die „dehors", wie ihre Excellenz sagen würden. Vergebung, schöne Schwägerin, das feuchte Element wird doch nicht Ihre seidene Robe beschädigt haben, ich wäre untröstlich darüber, oder wie?"

„Ihr Ton thut mir weh", sagte die junge Frau endlich gepreßt.

Graf Werner aber lacht auf; er hält mit Rudern inne, beugt sich über den Kahn, bricht einige Wasserrosen, streut sie mit einem höhnischen Aufzucken der Oberlippe zu Evelyns Füßen nieder, wirft dann sein Haar zurück, deutet zu den Wolken auf und murmelt heißer:

„Sehen Sie die dort oben, sie ziehen mit uns wie das Verhängniß, schwarzbeschwingt, unheildrohend!“

Das bleiche Weib schaut sich um, „rudern wir zurück“, fleht sie beklommen, „sehen Sie denn nicht dort die Wolken, sie thürmen sich finsterer und finsterer zusammen, es zieht ein Gewitter herauf.“

Er lacht sarkastisch. „Es ist schon da“, murmelt er, die Ruder einziehend.

Und während der Horizont sich drohender und drohender umspinnt, und während die Woge sich unheimlich stahlgrau färbt, und während der Wind stoßweise, bald von Norden, bald von Osten und Westen kommend, winselnd und heulend über die Wasser fegt, während der erste bläulich-gelbe Wetterstrahl die Wolken zerreißt, sitzt Graf Werner still und bewegungslos im Nachen und starrt unverwandt in das schöne, böse Antlitz des Weibes, das ihm gegenüber sitzt.

„Graf Werner, um Gottes willen“, fleht die geängstigte junge Frau, indem sie selbst nach den Rudern zu greifen versucht. Aber sie taumelt zurück, sie hält sich krampfhaft an der Ruderbank fest und er regt sich noch immer nicht, er scheint etwas wie Freude, etwas wie grausam gesättigte Wollust zu empfinden, mit ihr allein über derselben dunkeln Tiefe zu schweben.

„Graf Werner, mein Gott, mein Gott!“ schreit da Evelyn mit einem Male auf, „sehen Sie nicht dort, dort, das ist Emil, dort —“ stammelt sie in erstickten Lauten, „dort —“

Ja, es ist Emil, es kann kein anderer sein, der Mann am Strande, der in bangender Erwartung der Seinigen den zweiten Nachen bestiegen.

Wie der letztere hin und her schaukelt, ein Spielzeug der tosenden, tobenden Wellen! Und nun, was war das? Grollend und fluchend pfeift der Sturm über die Wasser, er thürmt sie höher und höher; rollend tönt der Donner dazwischen und wie die junge Frau wieder nach den Ufern blickt, da hat der Sturm das Tau vom Pfahle gerissen und der Nachen und der, der darin Platz genommen, sie treiben hinein in die hochaufspritzende, weißaufblitzende Flut. Sie treiben hinein und weiter und weiter; ein Spielball, den die Welle in grausamer Willkür der Welle zuschleudert. Schon muß sie sich mit Wasser gefüllt haben, die schwankende Nußschale, die den Unglücklichen trägt; aber nicht genug, aus der gährenden, Schrecken gebärenden Tiefe hebt sich's, scheint es aufzusteigen zischend weiß und gegen den grauen Felsenvorsprung, der sich westlich in den See hinaus erstreckt, wie mit dämonischer, aus dem Grunde herauflangender Faust schleudert's das ruderlose, führerlose Fahrzeug. Sprudelnder Gischt, wild spritzt er auf, schäumende Wasser, hoch gehen sie darüber und wie der bläulich-gelbe Strahl aus der Wolke nunmehr von neuem die unheimliche, nebeldurchwebte Dämmerung hellt, da ist der Kahn leer und auf den Fluten treibt ein Mensch. Aber der Mensch lebt, er blieb unverletzt, denn er kämpft gegen die Woge an. Und das alles war das Werk eines Augenblicks, das teuflische Spiel einer Minute. Händeringend bricht die junge Frau in die Kniee; ihr Auge hängt beklommen an Graf Werner. Und Graf Werners Blick erwidert den ihren so schwül und doch so zornig-grollend und das Haupt zu ihr niederneigend stammelt er abgerissen:

„Weib, Weib, heute wird in der Hölle oder im Himmel um sein oder um mein Leben gewürfelt.“

Und er sagt das in so seltsamem, fiebernden Ton, und ihr graut vor dem Ausdruck seines Angesichts, und ihr graut vor der Gestalt ihres Gatten, die mit den Wellen ringt, und vor der Hölle und ihren Tiefen graut ihr, die zu ihren Füßen gähnt, und vor dem Himmel, der sich über ihren Häuptern wölbt, graut ihr, und die Hände zu diesem Himmel emporringend mit einem klagenden „Hilfe! Hilfe!“ bricht sie ohnmächtig zusammen.

V.

„Das ereignete sich vor fünf Jahren, Madame la Baronne de — de —?“

„De Limbach auf Dusterwitz, meine Liebe.“

„Ah, richtig, Limbach auf Dusterwitz, und da Sie die Gegend bereist haben, Madame la Baronne de Limbach, so dürften Sie sich wohl des Sees noch erinnern, auf dem die Katastrophe vorfiel?“

„Und ob ich mich dieses Sees noch entsinne, meine verehrte Frau von Versikof; Mylord von Sidney, derselbe, der sich eben in unserem deliciösen Baden-Baden befindet, angelte in seinen klaren Wellen die köstlichsten Forellen, ich war entzückt, ganz entzückt, meine Verehrte, sowohl von den Forellen, wie von dem See, denn in der That, er ist ein Juwel, ein leuchtender Smaragd, dieser See, an dem sich die schmucksten Landhäuser und Villen hinziehen. Villen, so reizend, so unique, so mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet, wie man sie kaum in der Lichtenthaler Allee finden dürfte; aber, mon dieu, ist das nicht diese italienische Gräfin Casparini, die da die Promenade am Arm des Justizraths von Martinow herabkommt — wir werden Sie begrüßen müssen, obgleich dieser italienische Adel im großen Ganzen sehr neuen Datums zu sein pflegt —“

„Guten Morgen, Comtesse, sehr enchantirt, Ihnen so früh zu begegnen.“

„Bon jour, Madame de Versikof.“

„Ganz außerordentlich erfreut, Sie so wohlauf zu sehen, Frau von Limbach auf Dusterwitz“, schallte es grüßend hinüber und herüber.

„Gut geschlafen, meine Damen.“

„Bis an den hellen Morgen, Herr Justizrath. Aber Sie? Sagen Sie uns schnell, wie bekommt Ihnen der Brunnen?“

„Ha, ha, ha, ein wahrer Wunderbrunnen, meine Verehrtesten, aus dessen Quell ich mir neues Leben trinke. Ich sehe mit einem Mal alles in anderen, in neueren, in schöneren Farben. Ich sehe par exemple die Grübchen in ihren Wangen, das Feuer in ihren Augen, Frau von Versikof — und da sich meine Gemahlin gegenwärtig noch in den Armen des Traumgottes befindet, so erlaube ich mir, Ihnen hinter dem Rücken der Letzteren zu sagen, daß Sie die reizendste Wittwe sind, die die Erde trägt.“

„Wittwe! Hélas! Warum mich an mein Loos erinnern; trauriges Loos, Herr Justizrath; ich erzählte eben, oder ich war vielmehr eben im Begriff, unserer liebenswürdigen Frau von Limbach auf Dusterwitz von jener traurigen Tragödie zu berichten, die sich auf dem See —“

„Also eine Wassertragödie" — unterbricht der Justizrath lachend, „oh de grâce, gnädigste Frau, verschonen Sie uns, bedenken Sie doch bei diesem ständigen Regenwetter, bei diesen ewig wässerigen Zeitungsartikeln, bei diesen Ueberschwemmungen in Holland und im Norden Deutschlands — Gnade, Gnade, Madame la Baronne, man kommt ja gegenwärtig mit seinen Reden gar nicht mehr aufs Trockene."

„N'importe, Herr Justizrath, ein bischen Wasser mehr oder weniger, was liegt daran", entgegnete Frau von Versikof, deren Redeschleusen einmal losgelassen, sich unaufhaltsam über jeden zu ergießen pflegen. „Sie wissen ja, mein Bester, mein Gemahl, der selige Kammerherr von Versikof hat mir eine der schönsten Besitzungen an jenem See, unserer gemeinsamen Heimat, hinterlassen; aber mein Gott, mein Gott; nach dem Heimgang des seligen Kammerherrn, diese horrible Einsamkeit für eine Wittwe, die noch Ansprüche an das Leben macht, und dann für sensitive Nerven, wie Sie sich erinnern werden, diese noch viel horribleren Unglücksfälle in der Nachbarschaft, Herr Justizrath."

„Mon dieu, mon dieu, wenn ich noch daran zurückdenke! Frau von Bühling, ma voisine a gauche, eine schmächtige, verblaßte Brünette, prüd, stolz, scharfzüngig in ihrem Urtheil über andere und, stellen Sie sich vor, kommt auf die gottlose — Idee, sich von einem jungen Schauspieler bei Nacht und Nebel entführen zu lassen."

„Natürlich bei Nacht und Nebel, denn bei Tage wäre es weniger günstig gewesen", lacht der Justizrath. „Aber ich will nicht unterbrechen, gnädigste Frau, denn Sie haben zweifellos noch etwas zu sagen."

„Zu sagen? Sagen wir lieber zu klagen", stammelt die Versikof, indem sie des Effektes halber das Taschentuch zu den trockenen Augen führt. — „Diese arme Gräfin Wolfsegg, geborene Fürstin Du Plessis. Ciel! Wenn ich an diese Scenen und an diese Tage zurückdenke. Welches Entsetzen mußte die Bedauernswürdige erfassen, als an dem Felsenvorsprung, der sich westlich in den See hinaus erstreckt, der Nachen ihres Sohnes scheiterte und der Graf rettungslos versank; rettungslos, meine Damen, weil der Bruder des Unglücklichen, der sich in einem andern Kahn mit seiner Schwägerin befand, des Schwimmens unkundig war. Pauvre mère, pauvre Emil! Man sprach dazumal sehr viel von diesem Unglücksfall in unserer Residenz. — Herr von Waricourt, der Begleiter und Adjutant seiner königlichen Hoheit, der unter dem neuen régime so sehr zur Geltung gekommen ist — — Ah! Er kommt eben, wenn ich recht sehe, die Promenade herab, bras dessus, bras dessous mit Mylord von Sidney", unterbricht sich die Sprecherin, das Lorgnon vor das Auge bringend — „aber wo blieb ich denn? Gut! Ich erinnere mich. Herr von Waricourt also brach dazumal an demselben Tage, als der unglückliche Graf ertrank, seinen rechten, nein pardon, ich glaube, seinen linken Arm bei einem Sturz vom Pferde, ein sehr gefährlicher Sturz, von dem gleichwohl in jenen Tagen niemand Notiz zu nehmen geruhte, da das eine Evenement alle Herzen bewegte und auf allen Lippen schwebte. Nur die Wittwe des Verunglückten, stellen Sie sich vor, meine Liebe; — wie fatal! Ich mache ihr natürlich meinen Kondolenzbesuch, ich sitze ihr eine ganze

Stunde lang gegenüber, ich spreche und spreche und sie — je vous en prie — sitzt mir gegenüber wie eine Niobe von Stein, ohne auch nur ein Wort zu sagen."

„Erscheint Ihnen diese Stummheit denn wirklich so verwunderlich, gnädigste Frau?" fragt der Justizrath, „ich meinerseits glaube, daß jene entsetzlichen Minuten auf dem See ganz dazu angethan waren, das warme Blut in den Adern zu Eis erstarren zu machen, denn Zeuge sein zu müssen, wie ein Mensch, der uns durch die engsten Bande der Liebe verbunden ist, zu Grunde geht, zu Grunde geht vor unsern Augen, ohne daß wir zu helfen vermögen, ah, meine verehrte gnädige Frau, ich stelle mir vor, daß die Qual solcher Stunden von keiner andern aufgewogen wird."

„Sehr wahr, lieber Justizrath, aber wie wir alle wissen", meint die Versikof etwas gereizt, „die Wittwe des ertrunkenen Grafen Emil Wolfsegg hat sich sehr rasch in einer neuen Ehe zu trösten gewußt —."

„Sehr rasch? Nun, sie hat nach Ablauf des Trauerjahrs dem Bruder des Verunglückten, dem Grafen Werner Wolfsegg die Hand gereicht. Und warum sollte sie das etwa nicht, meine allzugestrenge Schiedsrichterin?"

„Warum sie's nicht sollte? Oh ciel! Liebe von Limbach auf Dusterwitz, haben Sie's vernommen, er fragt mich, warum sie's nicht sollte! — O, diese Männer; wie so gar keinen Begriff doch haben sie von der Pietät einer echt weiblichen Seele." — Und Frau von Versikof hat sich bei den letzten Worten zu einer fast tragischen Höhe aufgerichtet und führt sehr empfindsam das Taschentuch zu den Augen. „Sehen Sie mich an, mein Herr — es sind zehn Jahre verflossen, seit dem Tode des seligen Kammerherrn, und noch immer betrauere ich seinen Verlust wie am ersten Tage; diese Warwick aber, nie kommt der Name ihres ersten Gatten über ihre Lippen und selbst der Knabe, der ihrer zweiten Ehe entsprossen —"

„Heißt Werner nach seinem Vater, unterbricht der Justizrath lachend die redselige Dame — „dieser kleine Werner indeß, meine verehrteste Frau, gewiß, Sie, die lebhafte Verehrerin des verunglückten Comte Emil, wären mit ihm zufrieden, wenn Sie ihm einmal genauer ins Angesicht geblickt, denn der Kleine mit seinen blonden Haaren und blauen Augen gemahnt seltsamerweise viel eher an Graf Emil, denn an Graf Werner."

„N'importe, lassen wir das", entgegnete die Dame, den Kopf ungnädig abwendend, „da kommt zum Glück, wie Sie sehen, unser verehrter Chevalier von Waricourt. Beschäftigen wir uns mit ihm. Bon jour, Chevalier! Wie geht es?"

„Parbleu — ah bon jour, mesdames", näselt Herr von Waricourt, der sich in Begleitung Mylord von Sidneys der Gesellschaft genähert und dessen Sprache in den Jahren des Glücks und der Hofgunst einen vornehm schleppenden Accent angenommen. Ah, mir war's soeben, als hörte ich meinen Namen von schönen Lippen nennen, ah, sehr schmeichelhaft für mich in der That, aber — — ah, ich bin ein wenig neugierig wie Sie wissen, und so möchte ich denn fragen —"

„Fragen? Das Fragen ist vorerst auf unserer und das Antworten auf Ihrer Seite, Chevalier", lacht die Versikof, „aber ein wenig rasch, bitte, bitte, denn wir vergehen vor Ungeduld. War es der rechte oder der linke Arm, Chevalier?"

„Ah parbleu, je comprends — — sehr angenehm en effet — — die Damen sprachen wohl von meinem Sturz vom Pferde, ä — — der freilich weniger agréable gewesen, der rechte Arm lädirt, etwas steif in den Gelenken. Ich fühle Stiche darin bei jedem Temperaturwechsel; ah, ich fühle merkwürdigerweise Stiche darin, wenn man von Stichen spricht. Und ich mußte mir eben wieder zu meinem großen chagrin die Gelegenheit entgehen lassen, die scheu gewordenen Rosse der Gräfin und des Grafen Wolfsegg zu zügeln."

„Comment! Höre ich recht, ein neuer Unfall zu registriren und von neuem diese Wolfsegg?" ruft die Versikof, den Hals vorreckend.

„Mit nichten, gnädige Frau — ä — die Pferde schienen freilich mit dem eleganten Tilbury durchgehen zu wollen, den diesmal unsere schöne Comtesse kutschirte, aber dem Grafen, der zum Glück an ihrer Seite saß, gelang es mit einem einzigen Ruck — ä — ä — — seiner Athletenfaust die Thiere zum Stehen zu bringen — — ä — es war ein superber Anblick, — nicht wahr, Mylord von Sidney?"

„Oh yes, sie sein ein sehr distinguirtes Paar, diese zuei, und diese Comtesse, sie sein sehr chic."

„Sie erregen Aufsehen, das ist gewiß", mengt sich die Limbach ins Gespräch.

„Ja wohl, man übersieht sie nicht", läßt sich die Fistelstimme einer blonden Engländerin vernehmen, die an Mylords Seite aufgetaucht.

„Sie trägt nur sehr auffallende Toiletten, finden Sie nicht auch?" meint eine dritte Dame.

„Die Frisur immer un peu de travers."

„Aber Augen hat sie!"

„Unbeschreibliche Augen!"

„Die sie leider nur sehr selten aufschlägt", murmelt die Italienerin „und die leider, wenn sie sie aufschlägt, allzusehr verrathen, daß diese Frau trotz allem und allem nicht glücklich ist."

„Ae — — ä und warum, Comtessa? Ich begreife nicht", näselt der Chevalier. „Was läßt Sie an dem Glück unserer schönen Gräfin zweifeln, ä — der nichts zum Glücke fehlt."

„Als der Gemahl, Signor."

„Parbleu!"

„Der sich mit ihr beschäftigt, Signore."

„Mais — — ä — — ich begreife wirklich nicht, der Graf — —"

„Reitet die tollsten Pferde, Signore."

„Sehr wahr; als ob es ihm nicht darauf ankäme, sich das Genick zu brechen", murmelt der Justizrath von Martinow, mit den Händen einen Marsch auf dem kleinen Marmortisch trommelnd, vor dem er Platz genommen.

„Man sagt ferner und nicht ohne Grund", flüstert die Casparini, „daß der Graf hier in unserem Baden-Baden schon einige Pistolen-Rencontres gehabt."

„Gerade als ob er auf die Kugel warte, die ihn durchbohren solle", schaltete der Justizrath ein, seinen Marsch weitertrommelnd.

„Der Graf ist überdies sehr oft am Roulette beim rouge et noir zu finden und er verliert kaltblütig die größten Summen, als wäre es ihm recht, alles zu verspielen, Gut, Seele und Leib."

„Ae — seltsam in der That — ä — Und Sie, Comtessa, eine Frau, haben alle diese psychologischen Beobachtungen gemacht, — ä — wohl schon längere Zeit?"

„Seit dem Tage, Signore Waricourt, seit dem meine Nichte mit dem Grafen Werner Wolfsegg in einem petit cercle eine Française getanzt hat."

„Mais comment?"

„Meine Nichte wurde ohnmächtig, Signor —"

„Ohnmächtig? — ä, aber ich begreife nicht, warum wurde sie ohnmächtig?"

„Weil dieser Graf Werner Wolfsegg den bösen Blick hat, den bösen Blick Signore, der dem Unglück bringt, den er trifft."

„Ha, ha, ha! Ist das nicht, um in ein homerisches Gelächter auszubrechen" — näselt der Chevalier, — „ä — ä — was sagen Sie zu den Kombinationen unserer schönen, italienischen Comtessa, Justizrath von Martinow?"

„Was ich dazu sage, kann ich und darf ich Ihnen leider nicht hier eröffnen, Chevalier."

„Sehr gut! In der That — ä — ä — es wird immer geheimnißvoller, ä — Sie könnten mich begleiten, lieber Martinow, ich habe einen wichtigen Gang, und wenn Sie mir Ihre Confidencen gemacht — ä — so schreiben wir vielleicht in Compagnie ein Buch; — ä — betitelt — „Les mystères de Baden-Baden." Adieu mesdames, Adieu messieurs, addio comtessa, ich rechne auf ein Amulett von ihren schönen Händen; bis auf morgen gegen den bösen Blick, Signora — ha, ha, ha!"

Und Waricourt zieht noch ständig lachend den Justizrath mit sich fort, wobei er den lädirten Arm affektirt an sich zu drücken beliebt, als trüge er ihn noch immer in einer Binde.

„Ae — wie ist es möglich, lieber Freund, mir will bedünken ä — ä — als glaubten Sie an diese Verrücktheiten?"

„Ich glaube gar nichts, absolut nichts, als das was ich sehe, mein Herr."

„Und Sie sehen, mon cher?" stottert der Chevalier, einigermaßen erstaunt von dem plötzlich veränderten scharfen Tone Martinows.

„Ich sehe, daß der Graf unglücklich ist, mein Herr."

„Eh, par exemple?"

„Ich sehe, daß man darauf ausgeht, sich zwischen ihn und seine Gemahlin zu drängen."

„Mais comment?"

„Ich sehe, daß seine Hoheit der Prinz Karl Wilhelm mit einer Leidenschaft diese arme, schöne Frau verfolgt, die früher oder später ihrem Rufe schaden muß."

„Ah, wirklich!"

„Ich sehe ein, Herr von Waricourt, daß auf die schändlichste Weise intriguirt wird, um dies Weib zum Falle zu bringen und ich könnte Ihnen merkwürdigerweise die Intriguanten mit Namen nennen, die an diesem infamen Komplott betheiligt sind, und da ich, wie ich Ihnen eben bewiesen habe, für die Vorgänge in der Gesellschaft offene Augen besitze, so dürfte es besser sein, wenn wir uns künftighin meiden wollten, umsomehr, da ich Ihnen hiermit ein für allemal gesagt habe, was ich Ihnen zu sagen hatte."

„Diable! Was war das?" knirscht Herr von Waricourt zwischen den Zähnen, indem er dem Davongehenden, der sich mit einem brüsken Gruß entfernt hat, einen lauernden Blick nachsendet.

„Diable! Aeußerst fatal in der That; ich dachte diesen pensionirten Justizrath mit seiner mageren Pension zu lanciren, zu protegiren, mir ein williges Werkzeug aus ihm zu schmieden und dieser Poltron erlaubt sich mir dafür Grobheiten zu sagen, wie er sie seiner Närrin von Frau sagt — das ist äußerst désagréable, das ist —"

Der Chevalier vollendet seine trüben Reflexionen nicht. Es muß ihm ein heiterer Gedanke, eine bessere Idee gekommen sein, denn die Marseillaise, das leise: „Ça ira, ça ira auf den Lippen schlenderte er die nächste Straße hinab, um am Ende der letzteren angelangt, in eine der elegantesten Villen daselbst einzutreten.

„Melden Sie mich — ä — ihrer Excellenz, ä — der Frau Oberhofmeisterin von Welten", herrschte er einem der herumlungernden Lakaien zu.

Die Stimme Waricourts hat ganz wieder den schnarrenden, vornehm-näselnden „timbre" angenommen, den wir kennen. Sein „air" ist imponirend, sein Blick vielsagend, seine Lippen viel verhehlend, seine Stirn etwas wichtig krausgezogen. Er balancirt sich auf den Hüften, als er die Antichambres durchschreitet, in der man ihn nun schon seit Jahren nicht mehr antichambriren läßt.

Wie der galant-ironisch lächelnde Mund des Chevalier jetzt die Hand der huldvoll nickenden Excellenz berührt, wie seine Gestalt sich auf dem „Demi-Fauteuil" niederläßt, es ist alles bon ton, es ist alles unvergleichlich und alles verräth den Hofmann, der en vogue gekommen, den Günstling, der von nichts tiefer durchdrungen als von dem Gefühl seiner eigenen Unentbehrlichkeit.

„Wie geht es, Chevalier?"

Der Chevalier streift auf diese leis und empfindsam gestellte Frage seiner alten Freundin vorerst den Handschuh von seiner Rechten, betrachtet sodann eingehend seine wohlgepflegten Nägel, als wolle er ihr rascheres oder langsameres Wachsthum konstatiren und geruht erst hierauf mit näselnder Stimme zu erwidern:

„Ich muß Ihnen gestehen, gnädige Baronin, daß die Leidenschaft seiner Hoheit — ä — mir anfängt, ä — wie soll ich doch sagen, mir anfängt désagréable zu werden — ä — désagréable au plus haut point — Ich glaube nicht, daß Serenissimus — ä — Sie verzeihen mir meine offene Sprache, aber — ä — ich glaube nicht, daß Serenissimus reussiren werden bei unserer schönen Gräfin."

„Aber mein Gott, Waricourt, ich begreife Sie nicht, Sie, ein so geübter Spieler, werfen die Karten weg, ehe das Spiel zu Ende", mur-

melt die Excellenz erregt. „Haben Sie vergessen, Chevalier, daß es sich für uns Beide im Falle eines Nichtreussirens um Sein oder Nichtsein handelt?“

„Sein oder Nichtsein, allerdings ein großes Wort, Excellenz, aber n'importe; ich bin au point — ä zu sagen: „Rien ne va plus. Und dann, um offen zu sprechen, ä — ich habe es satt, die Dienerschaft der Gräfin Wolfsegg zu besolden und auszuhorchen; ich habe es satt, ä, mit den Kammerzofen Laisons anzuspinnen, um ein Wort zu erhaschen, daß — ä — hinter der Gardine geflüstert wird. Und par exemple, was haben wir denn eigentlich erfahren? Nur das — ä — was wir vorher gewußt, Madame la Baronne. Wir wissen, daß dieser Werner Wolfsegg, gleich dem Achilles der alten Griechen, gleich dem Siegfried der Nibelungen eine sterbliche Stelle hat — aber comment le prendre comment? Wie soll man operiren, meine verehrteste Freundin, wie reüssiren, wie soll man jene sterbliche Stelle entdecken, wenn der Feind sich keine Blöße giebt.“

„Und wenn ich auf der Spur wäre, sie kennen zu lernen, Chevalier, diese Achillesverse, diese Schwäche des Feindes“, flüstert die Baronin, indem sie sich plötzlich hämisch-lauernden Blickes zu Waricourt hinüberneigt.

„Sie, Excellenz?“

„Ich, mein Lieber, denn in dem Leben dieses Werner Wolfsegg giebt es eine dunkle, unbezahlte Schuld.“

„Ae — ä, Sie frappiren mich, Excellenz.“

„Vielleicht sogar ein Verbrechen, mein Bester.“

„Diable!“

„Ein Verbrechen, von dem seine Gemahlin keine Ahnung hat, von dem sie aber erfahren muß um jeden Preis; noch heute Abend erfahren, denn die Gräfin, das ist bereits abgemachte Sache, wird mich ins Theater begleiten. Sie, Chevalier, werden sich nach dem ersten Akt in unserer Loge einstellen und dann va banque; wenn es uns gelingt, erst das Vertrauen der Comtesse an die Ehrenhaftigkeit ihres Gatten zu erschüttern, haben wir gewonnenes Spiel; denn mit der Achtung schwindet bei uns Frauen die Liebe.“

„Grandios — ä — in Wahrheit grandios, Excellenz“, stammelt Herr von Waricourt, „ich bin frappirt — ä — ich bin sprachlos; ä — ich stelle mich ganz zu Ihrer Verfügung; — ä, ä, ich gehe ins Theater; ä, — was sage ich; — ich gehe in den Tod; ich greife von neuem zu den Karten; denn mit einer Partnerin wie Sie zu spielen, Excellenz, c'est un delice — ä — ä — un delice.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Es ist eine abgelegene Villa, von Gärten umfriedet und in einem Gemache, dem einsamsten und stillsten dieser Villa, am Fenster steht Graf Werner Wolfsegg und starrt brütend und gedankenverloren in die Mondnacht hinaus. Und immer klarer wird die Nacht und immer höher steigt der Mond. Er mischt seinen bleichen Strahl mit dem gelbflackernden Licht einer Lampe, die vom Plafond des hohen Zimmers niederhängt, er umspielt mit mattem Schein einen Knaben von etwa vier Jahren, der eifrig damit beschäftigt ist, die kräftigen Glieder mit einem Leopardenfell zu drapiren, das er in kindischem Spiel unter dem Schreibtisch hervorgeholt.

„Sieh doch, Papa! Sieh doch!“ Jetzt hat der Kleine den seltsamen Schmuck um die Schultern geschlungen, hat sich von dem persischen Teppich erhoben, trippelt näher auf seinen kleinen Füßen und blickt mit einem gewissen kindischen Stolze zu dem hochgewachsenen Manne empor, der sich seinerseits nun langsam dem Kinde zuwendet.

Ein ernstes Antlitz, das Antlitz dieses Mannes! Die letzten sechs Jahre haben ein finsteres Etwas mit ehernem Griffel in diese breite, scharfkantige Stirne eingegraben. Etwas von dem Trotz der alten Titanen, die die Hand zum Kampfe gegen die Götter erheben, aber auch etwas von dem Schmerz und der Qual des an den Fesseln angeschmiedeten Prometheus, in dessen Eingeweide die Geier ihre Krallen schlagen.

„Sieh doch, Papa! Sieh doch, Graf Werner!“ Der Knabe hat die Gewohnheit, wenn der Vater ihn nicht anhören will, ihn wie er es von Fremden und Untergebenen vernimmt, mit einem schmollenden „Graf Werner“ auf sich und sein kindisches Treiben aufmerksam zu machen.

Und über Graf Werners Lippen huscht bei dieser, seine Aufmerksamkeit ertrotzen wollenden Benennung auch ein flüchtiges Lächeln.

Er hat das Söhnchen zu sich emporgezogen mit starken Armen und starrt nun prüfend in das rosige Kindergesicht.

„Der Knabe besitzt etwas von meiner Art und meinem Wesen, mein Blut rollt in seinen Adern — niemand wird es leugnen, aber!—“ Der bleiche Mann neigt sich tiefer über das Antlitz des Kleinen. — „Aber das sind nicht Evelyn's, das sind nicht meine, das sind Emil's Züge“, murmelt er rauh. Und wie von einem Schauer durchrieselt, läßt er das Kind auf den Boden gleiten, um hierauf mit wuchtigem Schritt im Gemache hin und wieder zu schreiten.

„Gespenstisches, unheimliches Spiel der Natur“, flüstert er, mit der Rechten über die umwölkte Stirn streifend, „ist es denn nur ein Spiel? Oder bist Du wirklich heraufgestiegen aus Deiner feuchten Gruft, bleicher Schatten, und hast Du mit den todten kalten Armen Dein Weib, das sich Dir im Leben versagt, an Dich gezogen zu bräutlichem Kuß?!“

„Ha, ha, ha!“ Graf Werner schreckt auf vor dem eigenen schmerzlichen Lachen, wie aus einem Traum erwacht.

„Kann ich's ändern? Könnens andere?“ murmelt er finster aus sich heraus — „durch die Jahrhunderte wie ein dunkler Faden spinnt er sich fort, der ungelöste Fluch — das Weib ist die Sünde des Mannes; denn die Sünde und das Verbrechen, spielend lernen wir das Ungeheuerste, das wir nie gedacht und nie gewollt, um das Weib zu besitzen.

Graf Werner ist stehen geblieben und starrt mit einem bittern Lächeln vor sich nieder.

„Thor, was zermarterst Du Dir denn Dein Gehirn? Was denn hast Du gesündigt? Wo lebt der Richter, der Dich verdammt? Wo auf Erden tagt der Gerichtshof, der Dich vor seine Schranken laden könnte? Es giebt Schulden, über die keine Menschenhand den Stab zu brechen vermag, Schulden, für die es keine Gesetze giebt!“ Der Fuß des grübelnden Mannes hat von neuem den ruhelosen Gang aufgenommen.

„Keines, wirklich keines? Und das Gesetz in unserer Brust, dies Ding da drinn, das man Gewissen nennt. Ha, ha, ha! Ich habe mit diesem Gewaltigen in mir gerungen Tag und Nacht und wenn ich es besiegt darniedergestreckt glaubte, und wenn ich wähnte, es zum Schweigen gebracht zu haben, da rief es mir entgegen, machtvoller denn je: „Ich lebe und Du ertödtest mich nicht. Ich bin das rächende Element im Weltall, von dem es heißt in der Schrift: „Es fiel Feuer vom Himmel und verzehrte sie.“ Ich bin's, der den Furien die Geißel in die entfleischte Rechte gedrückt, die den Muttermörder Orest verfolgt. Ich bin's, der den Erinnyen ihr Schlangenhaar um die Schläfen gewoben, der die Nemesis mit ihrer furchtbaren Gewalt umgürtet — ich bin die richtende Hand, die an die Wände in Belsazars Königspalast die geheimnißvolle Schrift geschrieben, die Hand bin ich, die Kain, als er den Abel erschlagen, das Mal des Fluches auf die Stirne gezeichnet. Ich bin der rächende Geist, der durch die Jahrhunderte schreitet und ich, das Weltgericht der Weltgeschichte.“

Der Graf hat sich wie ermattet in einen Sessel geworfen, und so, mit der Rechten, die sich geballt wie in Zorn und Groll, mit dem drohend finstern nach oben gewandten Angesichte, über das der Mond seine blassen Strahlen streut, trotzig und doch zugleich gebrochen, gleicht er einem Fechter in der Arena des Lebens, der mit einem Gewaltigeren gerungen, als Menschen sind.

„Rächende Macht, richtender Geist, Du kämpfst mit mir, aber mit geschlossenem Visir“, murmelt er nach einer Weile zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor, „Du redest zu mir mit einer Stimme, so klanggewaltig wie die Donner dort oben, in den Schlummer meiner Nächte rufst Du Dein heischendes: „zahle Deine Schuld!“ hinein; aber wenn ich Dich frage, um das große „Warum“, dann bleibst Du mir die Antwort schuldig.“

„So sprich, so rede denn und gieb endlich die Antwort, die Du den Millionen von Fragern schuldig geblieben.“

„Was soll Deine fürchterliche Abrechnung dem Geschöpf, das in Staub und Asche zusammensinkt. Was soll das strenge Gericht und was die von Dir bezweckte Läuterung dem Wesen, das aus dem Nichts kommt und ins Nichts zurückkehrt? Oder ist das Nichts nur eine leere Sage und richtest und sichtest Du deshalb so fürchterlich, Du Unerbittlicher, weil hinter Dir eine Ewigkeit sich eröffnet, eine Ewigkeit ohne Grenzen auch für das leidende, räthselhafte Wesen, das man Mensch nennt?“

Die Worte sind im Gemach verklungen, schwer, dumpf und grollend. Fragen, auf die es keine Antwort giebt, sie verhallen im Raume und scheinen in dem geisterhaften Hauch zu ersterben, der die schweren Gardinen der hohen Fenster bewegt. —

Nur der Knabe Werner, erschreckt durch das fremde Wesen und die unverständlichen Reden des Vaters, hat sich laut weinend und angstvoll zu den Füßen des Letzteren niedergekauert mit den rosigen Fingerchen die Kniee des zurückgesunkenen Mannes umspannend.

Du weinst, mein kleiner Werner? Der Graf richtet sich halben Leibes auf und hebt den Knaben zu sich empor und hierauf in leisen, erschütternden Lauten, indem er dem Söhnchen die Thränen durstig von den Wimpern trinkt.

„Wenn Du mir sagen könntest, Kind, wie man weint, wie man weinen lernt? Ha, ha, ha! Siehst Du, lieben und sündigen, das hat Dein Vater viel leichter gelernt, aber weinen?! —

Ich kann es nicht. Ich darf es nicht. Was soll dem, der mitten im Kampfe steht, die Zähre? Laß Weiber weinen und beten, wenn sie gefehlt haben; aber Männer! Weder durch einen Bußgang nach Kanossa, noch durch die Kugel, durch die er feig und frevelnd seinem Leben und Leiden ein Ende macht, zahlt der Mann seine Schuld — es giebt nur eines was Sühne bringt und Ruhe, die große, selbstvergessene, der Menschheit geleistete That."

Der Grübler hat sich aufgerichtet, er ist an den Schreibtisch getreten, seine Rechte blättert mechanisch in den losen herumliegenden Zeitungsblättern, sein Auge überfliegt zerstreut die kleinen feinen Druckzeilen — aber plötzlich belebt sich sein Blick. Sie berichten von der großen Noth, von der Verheerung und dem Elend, das die fortdauernden Ueberschwemmungen in den Küstenländern des Nordens angerichtet, diese Druckzeilen. Ein Feld der Thätigkeit und der großen Opfer. Ist es das, was den stummen Mann mit einem Male so hoch wachsen läßt, was so seltsame Lichter über sein finsteres Antlitz streut? Erst ein wiederholtes Klopfen an der Thüre macht ihn aus seinem Sinnen und Denken auffahren.

„Wer ist da?"

„Ich, Herr Graf, die Kammerjungfer der Frau Gräfin", läßt sich eine weibliche Stimme von draußen vernehmen. „Ich wollte dem Herrn Grafen nur gehorsamst melden, die Excellenz von Welten und der Chevalier von Waricourt haben die Frau Gräfin soeben aus dem Theater zurückgebracht, woselbst Gnaden Frau Gräfin sehr unwohl geworden sind, und Gnaden Frau Gräfin lassen deshalb den Herrn Grafen ersuchen, heute Abend das Souper allein einnehmen zu wollen."

„Es ist gut." — Der Graf hat die Thüre geöffnet, sein Antlitz trägt ein wunderbares Gepräge. Die ruhelose Leidenschaft, die um seine Mundwinkel zittert und unter seinen Lidern hervorschimmert, wird im Schach gehalten von jener Ruhe, die ein männlich fester, ein plötzlich und unumstößlich gefaßter Entschluß gebiert.

„Sagen Sie der Bonne, daß sie den Knaben zu Bette bringt."

Werner Wolfsegg hat die Worte klar und fest gesprochen und eben so fest und rhythmisch gleichmäßig ist der Tritt, mit dem er nun über den Gang, direkt auf die Zimmer seiner Gemahlin zuschreitet.

Schweigsam und todt, das erste dieser Gemächer, das der Graf betritt! Ein Ampel von rothem Glas, die ein geheimnißvolles Licht verbreitet, ein feiner Duft, der den Raum durchflutet; ein Duft, der die Nähe einer Frau verräth.

Unbeschreibliches Duften, laue, kosende Luft! Will's noch einmal Frühling werden? Der blasse Mann lächelt bitter; mit einem jähen Druck auf die Klinke hat er die Thüre geöffnet, die letzte, dünne Scheidewand, die ihn von dem Boudoir seiner Gemahlin trennt, und nun Auge in Auge, findet er sich der Letzteren gegenüber.

Ob sie ihn erwartet hat?

Sie steht mitten im Gemach, wie erstarrt bei seinem Anblick, das röthliche Licht der Lampe flutet über sie hin, über ihre herrliche Büste,

über ihren schönen Leib, über die blutlosen Finger, die sich über dem weißen Nachtgewand ineinander gefaltet haben und erst als er ihr näher tritt, heben sich diese Finger, ohne sich zu lösen, mit einer stummen, ängstlichen Geberde zu ihm empor.

„Soll diese Geste ein Willkommen oder eine Abwehr sein", murmelt Werner Wolfsegg finster. „Evelyn, Evelyn, hier begannen sonst die Grenzen meines Königreichs, Deine Seele, Deine Liebe; ich war der erste, der den Fuß gesetzt in dieses Eden, aber geschäftig seit Jahr und Tag ist die Intrigue bemüht, mir diesen Boden unter den Füßen hinwegzureißen. Ha, ha, ha, vielleicht hat sie heute Abend mit einem letzten Streich ihr edles Werk vollendet."

Sie zieht die Schultern hoch, als ob sie fröstle bei seinen Worten und ihre Lider blinzeln wie im Kampf gegen heimlich aufquellende Thränen.

„Willkommen oder Abwehr, ich weiß es nicht mehr," stammelt sie endlich tonlos, „ich weiß es nicht mehr, Werner, was ich Dir zu bieten habe. Wenn ich darüber nachdenke, dann verwirren sich meine Sinne. Was ich für Dich, was Du für mich empfindest, kann ich's Dir sagen, kannst Du es mir deuten das Wesen Deiner Liebe, was so fremdartig räthselhaft. Nachdem das erste Jahr unserer Ehe vorübergerauscht, da kamen Minuten, in denen Du mich von Dir stießest, wenn Dich mein Arm umschlingen wollte, wie in Haß, Entsetzen, Zorn. Der Taumel des Lebens riß Dich von meiner Seite. Es war ein Dasein, stürmisch, gebrochen, ein Dasein wie im Fieber. Freilich, wenn Dich die schalen Wogen der alltäglichen Lust dann anekelten, dann kehrtest Du mit einem Mal wieder zu mir zurück, um mich mit der Glut eines Wahnwitzigen an Deine Brust zu reißen."

„Mit der Glut eines Wahnwitzigen; ja, ja, Du hast Recht", lacht der Graf bitter auf — „und da Du mich so richtig beurtheilst, so verzeihst Du wohl auch dem Irrsinnigen eine irrsinnige Frage. — Sag' einmal, Evelyn" — er hat drängend und heftig ihren niederhängenden Arm erfaßt — „sag' einmal, hat David, der den Urias getödtet, um sein Weib zu besitzen, ein Recht an dies Weib gehabt; hat er ein Recht gehabt, in ihren Armen zu ruhen, an ihren Lippen zu schwelgen? — Sag' ja, Evelyn, ich bitte Dich, sag' ja; aber sag' es nur, wenn Du es kannst!"

Sie starrt ihn an mit weitgeöffneten Augen, indeß, sie entgegnet nichts; erschreckt hat sie sich von ihm losgerissen und sich in die Ecke der Chaiselongue geflüchtet.

„Welch' Fürchterliches redet manchmal aus Dir?" flüsterte sie endlich tonlos mit gerungenen Händen. „Hilf mir das Entsetzliche deuten, ich kann es nicht, mein Hirn vermag es nicht auszudenken. — Aber halt, andere sind klüger als ich", stammelte sie, die blutlosen Finger gegen die heiße Stirn pressend. „Was war's doch? Wie war's doch?" Der Wurm des Gewissens, so nannten sie's heute Abend in der Loge des Theaters, der Wurm des Gewissens, der lasse Dir keine Ruhe bei Tag und Nacht, der treibe Dich an's Roulette, der reiße Dich von der Spielbank auf's wilde Roß und ach! — sie reden so viel und raunen so viel, und mir ist so irr und so wirr zu Sinn und es gäbe in Deiner Vergangenheit ein schreckliches Etwas, eine dunkle That, die Du im Taumel eines wilden Lebens zu vergessen suchtest!"

Er hat sie angesehen, schmerzlich lächelnd und nach einer Pause sagt er dumpf.

„Sei ruhig. Morgen werden wir dies Baden-Baden verlassen. Der Spielsaal wird mich niemals wiedersehen. Ich werde ausruhen, endlich ausruhen von dem wilden Treiben, denn ich bin schlummermüde und todessehnsüchtig."

Er sprach das letzte Wort leis und gedehnt mit abgewandtem Haupte, und schwer und wuchtig beginnt sein Fuß das Gemach zu durchmessen.

„Und was sagten sie noch die flüsternden Zungen?" meinte er endlich mit einem höhnischen Aufzucken der Oberlippe. „In meiner Vergangenheit liege ein dunkles Etwas, war es nicht so?"

Graf Werner ist stehen geblieben vor der Chaiselongue und blickt mit düster flammenden Pupillen zu seinem Weibe nieder.

„Und wenn dem so wäre, wenn ich ein Verbrechen begangen hätte, Evelyn?" er ergreift ihre kühlen Finger mit fiebernder Heftigkeit, „würden diese Hände mir den Stab brechen?"

Sie schweigt und zittert und starrt erschreckt zu ihm empor.

„Würden diese Hände mir den Stab brechen?" wiederholte er dringender, heischender, und die Glut seiner Augen und das Spiel seiner Mienen und der Klang seiner Stimme, er wird nicht mehr im Schach gehalten von jener männlich stolzen Ruhe, die über den Dingen und den Leidenschaften steht. Wild hat er das Weib an sich gezogen, als wolle er ihre Gestalt in seinen Armen zerbrechen und hierauf leise, schmerzlich irr, als hänge von ihrer Antwort Leben und Tod ab. „Würden diese Hände mir den Stab brechen? sprich, Evelyn, sprich; auch dann den Stab brechen, wenn ich Dir zuflüstere: Meine Schuld ist eine große, eine ungeheure Schuld, aber doch eine Schuld aus Liebe begangen, begangen um eines Weibes willen, begangen um an ihren Lippen zu ruhen, an ihrem Herzen schwelgen zu dürfen. Ein Weib für den verlorenen Seelenfrieden. Eine Brautnacht für eine verscherzte Ewigkeit." Er schweigt und sieht auf sie nieder, bang und beklommen, aber sie antwortet nicht, antwortet noch immer nicht, ihre Glieder sind wie erstarrt, ihr Haupt ist wie gebrochen, ein Entsetzen scheint sie mehr und mehr vor dem Manne zu erfassen, den sie geliebt, und der Mann läßt sie auch plötzlich los, und läßt sie auf die Chaiselongue niedergleiten mit einem schwermüthig bitterem Lächeln. Und hierauf den Klingelzug ziehend, sagte er zu der eintretenden Kammerjungfer, indem er ohne rückwärts zu blicken das Gemach verläßt:

„Bringen Sie die Frau Gräfin zu Bett, die Baden-Badener Luft scheint ihr nicht zu bekommen, Sie werden deshalb noch diese Nacht Sorge tragen, daß die Koffer zur Abreise nach Schloß Warwik gepackt werden."

Bekommt ihr wirklich die Baden-Badener Luft nicht, der bleichen, stillen Frau? War es dieses Raunen und Reden der Hofstimmen, der zischelnden, doppelzüngigen, die ihr Blut vergiftet? War es der Intrigue endlich doch gelungen, sie von ihrem Manne zu trennen, von diesem stolzen, räthselhaften Mann, der selbst in jenem Augenblick nicht kleiner vor ihr stand, als er ihr sprach, zum ersten Male sprach von der großen Schuld, die seine Seele belaste?

Graf Werner versteht es nicht das Haupt zu beugen, obgleich er weiß, daß auch über seinem Scheitel, von einem Haar gehalten, jenes schneidende Schwert des Damokles schwebt. Graf Werner zuckt nicht mit der Wimper, selbst wenn in der nächsten Sekunde der Blitz sich aus der Wolke schlängelte. Er ist ganz derselbe, der er immer gewesen. Auf der Reise der besorgte und gleichwohl kühl reservirte Gatte, dem die Erfahrung einer dunkeln Stunde gelehrt, daß er nicht mehr geliebt, sondern nur noch gefürchtet wird. Im Umgang mit der alten Gräfin Wolfsegg, die zu Gast auf Haus Warwik herübergekommen der liebevolle Sohn, der es nie an Aufmerksamkeiten fehlen läßt. Und doch jenes düstere Feuer, das an jenem letzten Abend in Baden-Baden unter den Lidern Wolf Werners hervorzüngelte, es will nicht verlöschen, es brennt und glimmt fort, es verkündet der bangenden bebenden jungen Frau nur zu deutlich, daß das Ende noch nicht gekommen und daß jenes Vorspiel in Baden-Baden noch ein Nachspiel haben wird.

Ein Tag des September, brütendschwül, von grauem Duft durchwoben. Evelyn befindet sich in dem kleinen Saale, der an die Gemächer ihres Gatten grenzt, in Gesellschaft ihrer Schwiegermutter. Es ist still zwischen den beiden. Der alten Gräfin scheint der unüberwundene Schmerz um den jähen Tod des jüngeren Sohnes die leichte Alltagsrede von den Lippen geküßt zu haben und die junge Frau hat ein Buch zur Hand genommen, um nicht reden zu müssen. Aber das Buch beginnt jetzt, kaum merkbar freilich, indeß doch so anhaltend in ihrer Rechten zu zittern, daß sie es auf den Schoß sinken läßt. Sind es die nahenden Tritte ihres Gemahls, die heute eiliger denn sonst die Vorzimmer durchmessen, die dies nervöse Zittern verschuldet, die junge Frau will es plötzlich wie ein Ahnen und Vorempfinden beschleichen. Jetzt, jetzt, schreit es in ihrem Innern auf. Sie hat sich vom Stuhl erhoben, wie zur Flucht gewillt, jedoch ein bittender und zugleich gebietender Blick ihres eintretenden Gemahls bannt sie auf ihren Sitz zurück.

„Guten Abend, Mutter." Der Graf betont das letzte Wort eigenthümlich weich, er ist näher getreten, legt den Hut und die Reitgerte, die verräth, daß er eben von einem Ritt nach Hause zurückgekehrt, auf den nächsten Tisch und nun steht er vor der Gräfin still, der ihm die weiße Hand zum Willkommen reicht.

Der Graf lächelt, er hat sich auf das Sopha neben die Frau im weißen Haar niedergelassen, aber er hat ihre schlanken Finger noch nicht freigegeben.

„Wie heißt doch der alte Bibelspruch?" murmelte er, sinnend auf das blaue Geäder der schlanken Finger niedersehend. „Ja so, ganz richtig: „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißt sie nieder."

Die Gräfin sieht erstaunt in das Antlitz des Sohnes.

„Was soll der Ton, Werner?"

„Was er soll, Mutter?" erwiderte der Gefragte leise, „er soll Dich nur in dieser Stunde daran erinnern, wie oft Du segnend vor vielen Jahren diese schöne Hand dem Knaben Werner vor dem Ein-

schlafen auf die Stirne gelegt. Wir waren es so gewohnt, Mutter, ich und — und — Emil, Dir am Tagesschluß unsere kleinen Sünden zu bekennen. Entsinnst Du Dich dessen noch?"

„Ob ich mich dessen entsinne, Werner, es war eine Zeit seligen Mutterglücks für mich!"

„Ja, eine selige Zeit, Mutter, so selig, so gut und so hold, daß ich auch heute mein Haupt wieder in Deinen Schoß legen möchte, um Dir meine Schulden zu bekennen, ehe ich mich schlafen lege."

„Du redest und blickst so seltsam ernst", meinte die Gräfin, die feine Handarbeit in den Schoß gleiten lassend.

„Gewiß, Mutter, sehr ernst, denn sieh', es ist auch ein eigen Ding um ein befleckes Gewissen. Jenes allgewaltige, rächende Element im Weltenraum, das, so lange wir in Unschuld wandeln, nur wie ein Zephir unsere Locke umspielt, das so unfaßbar, so ätherisch-fein, so körperlos über Menschen schwebt, daß es unser Gaumen nicht schmeckt, daß es unser Ohr nicht hört, daß es unsere Sinne nicht zu fühlen, unsere Hände nicht zu greifen vermögen und das darum nur zu oft als ein nicht vorhandenes von uns verleugnet wird. Mutter", ruft der Sprecher aufspringend, „jenes allgewaltige, das die Wange des Schuldlosen wie der wesenlose Hauch des Zephirs umspielt: zum Sturm schwillt es an für den Schuldigen, zum Orgen, der das Schiff in den Grund bohrt, das den Verbrecher trägt und der das Haus wanken macht, dessen Dach sich über seinem Haupte wölbt."

Werner Wolfsegg ist mit raschen Schritten ans Fenster getreten, er starrt einen Moment schweigend in die grauen Nebel der Dämmerung und sagt dann, sich umwendend:

„Und darum, Mutter, Evelyn, weil das Dach, das mir heute noch Schutz gewährt, schon morgen über mir und den Meinigen zusammenbrechen könnte, zwingt's mich, seine Schwelle zu überschreiten auf Nimmerwiederkehr, ich will hinauswandern in die Fremde, ausgestoßen, heimatlos und nichts will ich zurücklassen als die Beichte meiner Schuld, denn eine bekannte Schuld, die mindert die Schwere des Fluches und ein Bekenntniß, das sich todtwunder Menschenseele entringt: der erste Ruf nach Erlösung ist's, der dem unbekannten, ungenannten Gläubiger im Weltenraum zuruft: „Halte ein mich zu verfolgen, denn freiwillig zahl' ich meine Schuld."

Der Graf hat den kleinen Salon mit ruhelosen Schritten durchmessen, die Gräfin sieht starr auf den Sohn, während das junge Weib wie in Schreck und Grauen das Antlitz in den blutlosen Händen birgt.

Werner Wolfsegg aber bleibt nunmehr vor der Letzteren stehen.

„Evelyn", murmelt er in plötzlich veränderten, schmerzlich irren, schmerzlich innigen Tönen, indem er sich wie in Demuth und wiederkehrender Liebe zu ihren Füßen niedergleiten läßt.

„Sieh mich an, Evelyn. Weißt Du's noch? Entsinnst Du Dich noch der Stunde, der Stunde, wo der arme Forstgehilfe vor Dir stand in dem verfallenen Jagdhaus und Dich an sich riß und aufjauchzte: „Mich dürstet nach Deinen Lippen, Du schönes Weib!" Das war der Jubelruf, das der Sturmgesang der jäh erwachten elementaren Liebe, die nicht mehr von mir genommen werden sollte."

Mich dürstet! Weib, Weib, warum hast Du die wilde Sprache einer wahren und wirklichen Leidenschaft damals nicht verstanden? Warum die Arme nicht um mich geschlungen damals, daß ich schuldlos einschlummern und schuldlos erwachen konnte an Deiner Brust? Mich dürstete nach Dir, Du warst mein schon in der Wiege und am Arme meines Bruders gingst Du zum Altar. Ich hielt das Gefühl für Neigung, das Dich Emil verband, bis der Schleier zerriß, bis ein Blitz das Dunkel lichtete, bis ich erfahren mußte, daß Trotz, beleidigter Stolz, Unkenntniß Deiner selbst, ja daß gerade die erwachende, geheime Liebe zu mir, die Du verleugnen, ersticken wolltest, Dich veranlaßte, Emil's Gattin zu werden."

„Werner, Werner!" ruft die Gräfin, entsetzt den Sohn unterbrechend.

„Still, Mutter", wehrt dieser mit einem bitteren Lächeln. „Das war es nicht, was Du zu vergeben hättest, das nicht. Ich habe die Hand nicht freventlich ausgestreckt nach der Wunderblume, die zwischen mir und meinem Bruder erblüht. Aber — nenn es ein Teufliſches, ein Furchtbares, das plötzlich in Menschenschicksale eingreift, das den Menschen zu etwas treibt, daß er nicht gedacht, und nicht gewollt. Geschäftig weist der Abgrund Dich hin auf die böse That, er macht Dir's bequem, er webt die feinen Fäden dieser That, er beginnt das Werk und überläßt Dir's nur, das Begonnene zu vollenden."

Der Graf ist aufgesprungen. Er lehnt sich mit dem Rücken gegen das Fenster, als wolle er den letzten Lichtstrahlen der scheidenden Sonne verwehren ins Gemach zu dringen.

„Entsinnst Du Dich auch noch jenes anderen Tages, Evelyn? Die Wolken dräuten, die Wellen grollten und wir beide, ich und Du auf dem See in einem Nachen. Weiße Wasserrosen wollen wir pflücken. Und Emil? Wir sehen alles so genau, die Blitze sind die Fackeln, die den Raum erhellen. Er steigt, uns erwartend, in den Nachen, der mit starkem Tau an festgerammtem Pfahle befestigt, jedoch die teuflische Hand, die eingreift in Menschenlose, sie zerreißt das Tau, sie treibt das schwache Fahrzeug und den, der es betreten, hinaus in die schäumende See und zerschmettert den ruderlosen, führerlosen Kahn an der grauen Felsenstirn und schleudert den als Opfer in die wilden Wogen, den der Kahn getragen. Und Du schreist auf und siehst mich an mit den sündig schönen Augen und ich rede zu Dir und weiß doch nicht, was ich zu Dir rede, denn Du bist von sinnberückendem Reiz, von dämonischem Zauber — in Deiner heißen Angst und wie sich das erstickte „Hilfe, Hilfe" Deiner Kehle entringt und wie Du ohnmächtig in die Kniee brachst und wie ich Dich in meinen Armen auffange und wie ich Deine vollendeten Formen ahne, fühle, da, da ist es um mich geschehen. Ich weiß nicht mehr, daß ich Mutter und Bruder habe und der böse Geist, der durch das Weltall irrt, gattet sich mit dem bösen Geist in meiner Brust und gebiert die finstere That.

Ich schaue mich um. Noch keine Minute ist verronnen, seit Emil ringt mit den Wogen. Und wir sind dem Ufer so nah, landwärts hat uns der Sturm getrieben, nur wenige Ruderschläge und Du bist geborgen am Strand, und ich, der ich so oft die Wogen des Oceans getheilt mit mächtigem Arm, mir wird es ein Leichtes werden, den Bruder zu retten.

Ich sehe sein bleiches Haupt; ich sehe seine weiße Hand. Er hält sich so lang über den Wassern; er liebt das Leben, denn er liebt Dich! Und ich! Ha, ha, ha, ich habe den Arm um Deinen Leib geschlungen, Dein schönes Haupt ruht bewußtlos an meiner Brust. Und ich vollende das finstere Werk, das der Abgrund begonnen und lasse den Bruder ertrinken und versinken, um sein Weib zu besitzen."

Die Worte sind verklungen, dumpf, schwer und eintönig, und der, der sie gesprochen steht finster und stumm, und die, die sie vernommen, das Entsetzen scheint für den ersten Augenblick ihre Zungen, ihre Glieder gelähmt zu haben.

Brütende Schwüle herrscht über dem Gemach, nur ein Mäuslein hört man unter der Diele nagen, leise, leise, und dann nagt auch das Mäuslein nicht mehr und nur die Schatten der Dämmerung huschen lautlos über den Boden, gleiten schemenhaft an den Wänden hin.

Und nun, als wäre sie der dunkelste, drohendste Schatten des schwankenden Zwielichts hat sich die Gräfin von ihrem Sitze erhoben, ihr Antlitz erscheint starr und blutleer. Sie sieht nicht nach dem Sohne hin und eintönig, kalt auch, als flössen sie von den steinernen Lippen einer Marmorgestalt tönen ihre Worte hinein in das große Schweigen des Gemaches.

„Hebe Dich hinweg aus meinen Augen, Du, der Du Missethat geladen auf Dein Haupt, ich kenne Dich nicht mehr. Gleich einem verderbten Gliede trenne ich Dich von meinem Leibe, gleich einem giftfruchttragenden Zweige vom Stammbaum der Wolfsegg seist Du losgerissen und den Stürmen und Wettern preisgegeben."

Die Gräfin schweigt, unsicheren Ganges, schwankend wie eine Blinde, vor deren Blicken es plötzlich Nacht geworden, tastet sie sich an den Stuhl heran, auf dem regungs- und bewegungslos ihre Schwiegertochter liegt, das Haupt wie gebrochen auf die Brust gesenkt.

„Komm, Evelyn, nimm Dein Kind und folge mir", murmelte sie mit derselben eintönigen und doch zugleich unheimlich-heischenden Stimme. „Es ist nicht gut rasten an einer Stätte, wo die bösen Geister wohnen, sie könnten Dich und den Knaben würgen im Schlafe, denn der dort, hörst Du, mit frevelnder Hand hat er Dich an sich gerissen und nicht der Himmel, die Hölle hat Euren Bund geschlossen und Du bist hinfort nicht mehr die Gattin jenes Schuldbelasteten, sondern Du bist meines gemordeten Sohnes Wittwe und als solche fordere ich Dich zurück."

Evelyn hat sich aufgerichtet, langsam, unsicher, wie ein Kind, das erst gehen lernen muß. Aber sie geht doch; unbeholfene Bewegungen sind's, wie mit erstarrten gelähmten Gliedern, und ihr Haupt ist so schwer und viel schwerer noch ist ihr Herz und immer langsamer werden ihre Schritte, als ob sie zu straucheln und zu stürzen fürchte; zu stürzen in einen bodenlosen, nachtdunkeln Abgrund!

Und da, da — der Mond! er streut seine blassen Strahlen über ihren Weg, der blasse Mond, er fällt über die Gestalt, die finstere Gestalt, die dort am Fenster lehnt. Und jetzt bleibt die junge Frau stehen, vom Scheitel bis zur Sohle durchzittert, und jetzt schreit sie auf

und eilt zurück auf den Mann zu. Und ihn mit beiden Armen umschlingend, ruft sie, das bleiche Angesicht rückgewandt und die blitzenden Augen auf ihre Schwiegermutter geheftet:

„Was sagtest Du, dieser hier sei meine Gatte nicht? Mein Gatte ist's, hörst Du, und ich bin sein Weib. Und wenn Du ihn hassest, ich will ihn lieben mit blutendem, brechendem Herzen, und wenn Du ihm fluchst, die schuldlosen Hände meines und seines Kindes, zum Himmel will ich sie heben, daß sie ihm Segen erflehen. Und stieße uns der Himmel und die Erde aus, lieber will ich in einer Wüste mit ihm verschmachten, als in einem Eden mit einem andern schwelgen, lieber will ich mit ihm am Pranger in Schande und Schmach vergehen, als mit einem anderen Reich und Krone theilen. Sein Leben ist mein Leben, seine Schuld ist meine Schuld. Und das stolze Reis, das Du mit grausamer Hand vom Baume des Lebens gerissen, mit allen Fasern und Wurzeln meines Wesens, treu wie der Epheu will ich's umschlingen, in Sturm und Wetter, in Noth und Tod."

Die Worte sind verhallt in irrem schmerzlichen Jubel, gleich einem hohen Lied der Liebe. Die Gräfin hat das Gemach verlassen. Es ist still geworden, so still und ruhevoll wie nach einem Gewitter. Flutender Mondenschein, fast überirdisch groß läßt er die Gestalten von Mann und Weib in dem geheimnißvollen, lautlosen Zwielicht erscheinen.

Und dann, nach einer langen, bangen Weile, hebt die junge Frau das Antlitz von der Brust des Gatten und wiederholt noch einmal leise:

„Dein Leben, mein Leben, Deine Schuld, meine Schuld, schüttle das Haupt nicht, Du Großer, der Du ein gemeinsames Vergehen in stolzer Kraft allein zu sühnen gedenkst. Meine Sünde ist, Weib zu sein. Mein Verbrechen, die Schönheit war's, der alte Fluch, der durch die Jahrtausende geht. Du aber wirst Dich losreißen und die Zauberbande durchschneiden mit dem scharfen Schwert des Willens und wirst mich lassen und wirst von mir gehen! O Werner, Werner, nenne mir das „Wohin" auf das, wenn Du ermüdet niedersinkst auf der Wahlstatt, ich mich über Dich neige, Deinen letzten Blick zu empfangen."

Und da umfaßt er ihren Kopf mit beiden Händen und murmelt über ihr:

„Wohin? fragst Du; dorthin, Weib, wo die Woge grollt und das Land verheert, vielleicht singt sie meiner dunkeln Seele ein Schlummerlied, wie sie's so vielen Hunderten gesungen.

VI.

„Verreist, meine Herren — ä — was sagen Sie dazu, ganz unerhört! Je vous assure, am Schlusse der Saison, im Spätherbst, bei dieser horriblen Witterung. Verreist sans adieux, sans dire mot, ich war wie vom Schlage gerührt bei dieser Nachricht, messieurs."

Und der Chevalier scheint in der That noch immer sehr erhitzt, noch immer sehr deprimirt, noch immer sehr außer Athem, wie er, den triefenden Regenschirm vor sich ausgestreckt, in ebenfalls triefendem Paletot, noch schwebend zwischen Thür und Angel des feinsten Restaurants

der Residenz, diese neueste aller neuen Neuigkeiten dem männlichen crême de la société zu hören giebt, der seit der horriblen Witterung sich in einer chambre aparte daselbst einzufinden pflegt.

„Kellnär, eine Flasche Champagner, Kellnär, meinen Schirm, meinen Ueberzieher, Kellnär, zuerst einen kleinen Cognak.

„Und nun à vous messieurs. Stellen Sie sich vor, komme ich gestern aus Baden-Baden zurück, habe unsere schöne Gräfin Wolfsegg — ä — fünf Wochen nicht gesehen. Seine Hoheit Prinz Karl Wilhelm beauftragen mich — ä — ä — unter uns gesagt, der jungen Frau in höchstdero Namen ein Bouquett zu überbringen — ä — un bouquet délicieux, messieurs, und wer hat diese köstlichen Treibhausblumen gesehen? Parbleu, niemand anders als dieser unverschämte Förster Liebrecht; steht dieser vierschrötige Menschenkoloß unter dem Portal, wie ich auf Haus Warwik vorfahre. Und in welcher attitude! Hände in den Hosentaschen, Kautabak in den Backen. Rufe ich diesem Monstre, um ihm den gehörigen Respekt beizubringen, aussteigend zu:

„Melden Sie — ä — den Chevalier von Waricourt, Adjutant Seiner Hoheit, Inhaber der Medaille pour le mérite, Ritter mehrerer Orden."

„Sieht mich dieser Lümmel an, je vous assure, und lacht, lacht, sage ich Ihnen, aus vollem Halse, nimmt aus einer malproperen Dose ä — eine zweite Ladung voll Tabak und entgegnet:

„Der Herr Graf sind vor fünf und die Frau Gräfin vor vier Wochen abgereist."

Ich bin außer mir; — ä — ä — bin sprachlos, ich renne diesem tabakkauenden Ungethüm nach, mit der Frage:

„Wohin verreist, wohin?"

„Hat er die impertinence zu erwidern, ich bitte Sie, zu erwidern: „Geht Sie und geht mich nichts an, Herr Chevalier", und läßt mich stehen, mich, den Chevalier von Waricourt, à vraiment, das geht über die Begriffe, man sollte solche Canaillen vierundzwanzig Stunden in Dunkelarrest setzen, messieurs, die keinen Respekt mehr vor dem Adel haben; man sollte, ich weiß nicht was man sollte, messieurs, denn ich bin de mauvaise humeur, ich bin verzweifelt, außer mir, denn ich weiß nicht, wie ich Seiner Hoheit diese Nachricht unterbreiten soll, ohne für einige Wochen in Ungnade zu fallen, ohne aus dem Regen in die Traufe zu gerathen."

„Ha, ha, ha, was bei unserer jetzigen horriblen Witterung allerdings sehr leicht möglich ist", mäckert der Kammerherr von Bühling.

„In Ungnade fallen, Traufe gerathen", näselt Graf Elbeding seinerseits, „bei diesen Chancen; impossible, mein Lieber; bedenken Sie nur, kalkuliren Sie nur, mein Bester; wäre der Graf und die Gräfin zusammen abgereist: parbleu, dann könnte man denken, sie erneuerten in irgend einem stillen Winkel die Honigwochen ihrer Ehe; so aber scheint es mir, daß die Gatten, die zu verschiedenen Zeiten das Weite suchten, auch ganz verschiedene Routen einschlugen. Und der Grund dafür? Ha, ha, ha, mein Lieber, c'est clair comme le jour, man verträgt sich nicht mehr gut, man legt hunderte von Meilen zwischen sich und der kleinen Trennung von etlichen Monaten folgt schließlich eine große fürs Leben.

Und während der Chevalier mit seinen Freunden und Gesinnungsgenossen ein kleines Bacchanal zu feiern beliebt, scheint draußen in der That ein Wolkenbruch über der Residenz losbrechen zu wollen. Schwer und geräuschvoll peitscht der Sturmwind den Regen gegen die Scheiben, prasselnd schlägt der letztere auf's Pflaster, er überschwemmt die Rinnen der Straßen, überflutet die Keller und dringt durch die Ziegel der Dächer.

Und der Wanderer auf einsamer Landstraße, und der Reisende im Waggon, den die Bahn nach Norden führt, er findet aller Orten denselben regengrauen Horizont — Rotterdam, Antwerpen, Amsterdam; wie eine schwere bleierne Mauer, durch die kein Sonnenstrahl dringen will, lastet der Himmel über der Erde.

Und düsterer, immer düsterer die Bilder, die sich den Blicken entrollen, je mehr der Schritt sich dem Meere zuwendet. Hier giebt es kein Vorwärts, kein Leben mehr, keine Vegetation, nur Tod und Verwüstung. Fliehende, die sich und ihre Habe zu retten suchen, Gestalten mit bleichen, abgezehrten Zügen, sie erzählen, stumme und doch beredte Zeugen, von der großen, fürchterlichen Noth.

Vliessingen und die Umgegend stehen unter Wasser, von den kleineren Ortschaften und Flecken, die unmittelbar an der Küste liegen und deren Gebiet durchschnitten wird von allen jenen größeren und kleineren Flüssen, die ausmünden in die Nordsee, gar nicht zu reden, denn hier, von Wasserarmen umschlungen, vom Meer bespült, ergießen sich die Wogenmassen von allen Seiten über das Land.

Ha, ha, ha! Wie sie aufschäumt und auflacht die entfesselte Woge, als hohnlache sie über all' die Jammergestalten und Jammerbilder, die ihre losgelassene Wuth geschaffen. Wer unter diesen Irrenden, Obdachlosen, Heimatlosen ist der Reiche, wer der Arme, wer der Vornehme und wer der Geringe? Die Noth und der Tod haben die Schranken niedergerissen. Und das gleiche Leid verleiht selbst den Physiognomien eine gewisse erschreckende Gleichheit, es zeichnet seine Opfer mit denselben Lettern, wie der Todesengel in der Schrift. Und wenn uns aus den tausend Köpfen heraus, die alle denselben Stempel zeigen, plötzlich dennoch ein Antlitz anblickt, das eine andere Signatur trägt, als das der anderen, ein Antlitz, ruhig, unerschüttert, wie das des Mannes dort, der, den markigen Leib in ein einfaches Gewand gehüllt, das Haupt von nichts bedeckt und geschützt als von dem dunkeln, lang um die Schläfen wallenden Haar, auf der erhöhten Landstelle steht und hinausschaut in das Wogen und Wallen der Flut; wenn uns mit einem Mal solch' eine Erscheinung begegnet, deren charaktervolles Gepräge kein Jammer zu trüben und kein Elend zu verwischen vermag, da stockt einem der Athem in der Brust, da hebt sich das Auge zugleich scheu und bewundernd empor und auf die Lippen drängt sich die Frage: „Wer bist Du, der Du über der Noth des Lebens und den Schrecknissen des Todes stehst?"

Wer ist der Mann? — Jeder nennt ihn und keiner von allen doch kennt ihn. Als die Noth am größten war, da tauchte der Fremde eines Tages auf. Woher er kam, wer weiß es? Und wohin er geht mit der schwindenden Flut und dem schwindenden Elend, wer vermöchte es zu sagen? Er scheint überall und nirgends zu sein, bald

da, bald dort; bald trägt ihn ein Nachen hinaus auf die Woge; bald auf schmalem Floß — steuert er durch das Chaos; mit dem Athletenleib und den ehernen Zügen, ähnlich einem Riesen der Vorzeit, dessen machtvoller Arm den Kampf aufnimmt mit all' den Schreckniſſen und all' den Räthſeln des Daſeins. Bewundernd und ſcheu zugleich iſt der Dank, den man dem Manne ſtammelt, die Sage beginnt ihr myſtiſches Kleid um ſeine Geſtalt zu weben und wo des Abends noch ein Feuer glimmt auf dem Herde, da flüſtern ſie von dem Unbekannten und erzählen von ſeinen Thaten.

„Ja, ja, er hat gar etwas Seltſames an ſich, als ſei er keiner von jenen, nach denen der Tod die Hand ausſtreckt", läßt ſich ein Fiſcher vernehmen, „wißt ihr noch, wie er den Bauer Helmſtett aus dem ſchwankenden Hauſe trug? Ein Wunder war's — denn hinter ihm und dem Geretteten donnernd ſtürzten die Mauern zuſammen, ihm aber hat es kein Härlein gekrümmt."

„Und die Frau mit dem Kinde", ruft ein Dritter, „es herrſchte an dem Tage ein Nebel, daß der Hellſehendſte kein Flecklein trocken Land in dem verfluchten Grau zu entdecken vermocht hätte und plötzlich, da taucht der Holländer vor uns auf aus der Flut; — das Weib mit dem Kinde im Arm. Und die Umſtehenden wichen ihm förmlich abergläubiſch aus von Stund ab und die Leute raunten ſich zu — „der ſchreitet durch Nacht, Nebel und Schreckniß ohne Gefahr, als wäre er gleich dem fliegenden Holländer verflucht zum Leben und gefeit gegen den Tod —"

„Bah," mengt ſich ein Vierter dazwiſchen, „dummes Gerede, ein Menſch iſt der Fremde wie wir, ich hab' ſchon mit ihm an demſelben Tiſche geſeſſen, an demſelben Tiſche gegeſſen und getrunken, er redet wie unſer einer und geberdet ſich wie unſer einer. Und was ihm neben der Stärke die Seelenruhe verleiht? — Auch der Nagel wird noch auf den Kopf zu treffen ſein. Ha, ha, ha, wenn Sturm und Flut einen neuen Tanz verkünden, kein Kinderhändchen klammert ſich dann um die Kniee des Mannes, kein Weiberarm hält ihn zurück und keine Seele weint und bangt um ihn auf der weiten Gotteserde."

Bangt und weint wirklich niemand um ihn auf der weiten Welt?

Wenn die eigene Noth die Leute nicht blind und ſtumpf machte gegen fremden Jammer, dann hätte wohl ſchon einer oder der andere die blaſſe, ſtille Frau bemerkt mit dem Knaben, die weit draußen in einem einfachen Dachſtübchen, in einer ſchlichten Fiſcherhütte Obdach geſucht und Obdach gefunden. Freilich, ſie fällt durch nichts auf, die Fremde — ſchlicht iſt ihr Weſen, ſchlicht ihre Kleidung. Und ſelbſt dem Fiſcher Wilhelm fällt es niemals ein, ſeinen ſchweigſamen Gaſt nach Stand und Herkommen zu fragen.

Und wenn das blaſſe Weib des Morgens dem Alten ein Goldſtück in die ſchwielige Rechte drückt, da ſteckt der Greis blödſinnig lächelnd den blinkenden Dukaten ein und bringt die Unbekannte wohin ſie will, ohne nach dem warum ihrer wunderlichen Streifereien zu fragen.

Und dann auf einem und demſelben Flecke kann die arme Frau ſtehen ſtundenlang, und wenn die Bilder des Elends ihr vorübergleiten, da zittert ein warmes Mitleid über ihre Züge, wenn aber die hohe

Gestalt des Holländers sich ihren Blicken zeigt, dann weicht das Mitleid einem weit heißeren Gefühl, dann beleben sich die Mienen der Frau, dann scheint ihren Lippen ein Ruf, ein Name entschweben zu wollen.

Wer aber riefe den Mann, der den Bedrängten zum Erlöser geworden, und wer wagte es ihn zu nennen? Er ist auf jener Höhe angelangt, wo nur ein Ruf noch das Ohr des Aufwärtsstrebenden erreicht, der Hilferuf der leidenden Menschheit; er steht auf jener schmalen Grenze zwischen Leben und Tod, seine Seele ringt im letzten Kampf nach Sühne und Vollendung und ehe dem Mund der Frau das Wort entflohen — hat vielleicht eine vorüberziehende Welle auch sie hinausgetragen in jenen Ocean des dunkeln Nichts, oder der lichten Ewigkeit, in den er ausmündet, der vorwärtstreibende Strom der Zeit.

Aber noch nicht, noch nicht! Wieder sank ein Abend, wie schon viele hinabgesunken, trüb und regengrau, und in dem Dachstübchen der Fischerhütte, da flackert das Licht und bei seinem Schein sitzt die blasse Frau und schreibt mit müder Hand müde Lettern auf ein weißes Blatt.

Mutter!

„Ihm hast Du geflucht; warum nicht mir? Ist es nicht der Zauber dieses armen Leibes, nicht der Glanz dieser verlöschenden Augen, nicht die Glut dieser welkenden Lippen gewesen, die ihn zum Falle gebracht?

Wie mir bangt vor der eigenen Schönheit, seit ich mir dessen bewußt. Mutter, ach Mutter, mußtest Du mir nicht schon fluchen, weil ich Weib bin, fluchen, weil mein Arm ihn in den Abgrund gezogen? Wie mir graut Weib zu sein, seit ich weiß, daß das Weib das Werkzeug ist, durch das die Natur den Mann ihren Zwecken dienstbar macht, daß das Weib das Geschöpf ist, durch das die Natur den Mann unterjocht, so ganz, so willenlos unterjocht, bis zur Schuld, bis zum Verbrechen.

Antonius und Kleopatra, Simson und Delila, David und Bathseba, die Gestalt des Tannhäuser gefangen im Venusberg — sie alle ziehen vorbei an meinem Blick. Sie beugten sich dem Zauber wie er, sie sündigten wie er; doch wenige dürften ihr Vergehen zahlen und sühnen so groß und menschlich edel, wie er es gethan.

So hoch, so unnahbar steht er vor mir, daß ich mein Antlitz verberge, wenn er an mir vorüberzieht, daß meine Lippe nicht wagt ihm Kunde zu geben von meinem Dasein, von meiner Nähe.

Zu Dir aber rede ich und Du antwortest mir nicht. Kein Zeichen des Lebens, nichts, nichts, was mir Kunde brächte von Dir. Hast Du meine Briefe nicht erhalten? Ist der Bote nicht zu Dir gelangt, den ich vor bald drei Wochen entsandt?

Mutter, ich bitte nicht für mich, ich bitte für ihn, bald, wer weiß wie bald ist sein Abend gekommen, soll er hinüberschlummern ohne Deinen Segen empfangen zu haben?"

Das Haupt der Schreiberin ist schwer auf das Blatt niedergesunken, sie fühlt sich so seltsam ermüdet. Manchmal, wie eben jetzt, da erfaßt sie ein Schauer, als griffe eine eisige Hand an ihr Herz und als stände der pulsirende Schlag ihres Lebens plötzlich still; für immer still!

„Mein Kind, mein Kind!"

Ein irrer, schmerzlicher Ruf — den ein schmerzlicher Gedankengang den Lippen abgerungen und hierauf tiefe, lautlose Ruhe.

Ein bleierner Schlaf hat sich auf die müden, überwachen Augenlider der blassen Frau gesenkt. Die Kerze verkohlt und verlischt. Schwere Regentropfen schlagen gegen die Scheiben. Die Minute verrinnt, die Stunde entflieht. — Schon Morgen und doch noch Nacht. Ein mattes, fahlgraues Licht, das die Schatten verdrängt und gleichwohl neue Schatten heraufbeschwört. Horch! .... Das Winseln des Sturmes, das Gurgeln der Wogen —, die Schläferin fährt empor und lauscht hinaus.

„Daß Gott uns Gnade, solch' ein Wetter und solch' eine Noth haben die ältesten Leute noch nicht erlebt — schallte es von drunten herauf — drüben über dem Damm hat's wieder etliche Häuser von der Erde hinweggefegt — und wenn's dem Holländer heute noch nach Rettung gelüstet — dann muß er im Bunde mit dem Himmel oder mit der Hölle stehen."

Sie hört die Worte an ihr Ohr klingen und reißt die Thüre auf, fliegt die Treppen hinab und eilt ins Freie. Die Wasser haben sich theilweise zurückgezogen, als wollten sie ihr einen Weg bereiten, nur zuweilen eine Strecke versumpften Landes, aber sie flattert darüber hinweg, als hätte sie Flügel gleich der weißen Taube der Sintflut.

„Da seht ihr, dort gellt es auf, aus dem bunt zusammengewürfelten Haufen von Männern und Weibern, die Woge stürzt nach Westen, sie reißt gierig an sich, was sie bislang verschont." Die blasse Frau steht mitten unter der Menge, sie fühlt mit einem Mal übernatürliche, fiebernde Kräfte, sie hat sich vorgedrängt, allen anderen voran, sie starrt auf den Mann, auf den Holländer, der mit den Wassern ringt, den wilden Wassern, die nie so wild, so unheimlich geschäumt und gegrollt.

„Der Sturm kommt von allen Seiten gezogen, als sollte die Welt in Scherben gehen," murmelte einer aus dem Kreise, indem er sich die schweren Regen- und Schweißtropfen von der Stirn wischt.

„Hört ihr, was war das? — Das vorderste Haus dort drüben stürzte zusammen und der Dachstuhl treibt im Wellentanz."

„Tretet zurück, junge Frau," meinte ein anderer, mitleidig die schwielige Rechte auf die Schulter der Fremden legend. „Es ist nicht gut, vorne dran zu stehen in solcher Noth, wo der Tod seine Opfer greift, wo er sie findet."

Aber die Angeredete vernimmt die Worte nicht, sie starrt nur auf den Holländer, auf den kühnen Retter und Helfer in der Noth, der ihr so nah, so nah und doch so unerreichbar fern.

Arme Frau! Wie ihre Wangen glühen und wieder erbleichen! Flammende Rosen des Lebens, wechselnd mit den bleichen Lilien des Todes. Und die Flut, sie dringt immer weiter vor, sie netzt die Füße des Weibes, sie greift gierig nach dem Saume ihres Gewandes, aber die regungslos Hinausschauende sieht es nicht, hört es nicht, fühlt es nicht.

„Barmherziger Himmel! Seht dort den losgelösten Balken, den die Wucht der Wasser so mächtig gegen den kühnen Schwimmer antreibt," schallte es nun aus angstbeklommenen Kehlen.

Gerechter Gott — der Balken, der Balken; er prallt gegen ihn an.

„Und dort, dort, seht ihr, die Woge färbt sich mit Blut," stammelt ein alter Mann, die Mütze ziehend.

„Vater unser, der du bist im Himmel," lallt ein gebeugtes Mütterlein, die runzligen Finger ineinander faltend.

Die junge Frau indeß steht noch immer allen anderen voran; sie spricht nicht, sie weint nicht, nur ihr Auge starrt in brechendem Glanz, in irrer, bangender und verlangender Sehnsucht auf den einen Punkt in der See — Sehnsucht nach dem Tod an seiner Brust, den sie nicht suchen darf, um nicht neue Schuld auf sein, auf ihr Haupt zu laden. — Sehnsucht! Ach, verliehe sie ihr doch Schwingen, diese Sehnsucht, bahnte, ebnete sie ihr doch den Weg, den Weg über die schäumenden Wasser zu ihm, zu ihm, diese Sehnsucht. — Füllte sie doch die tiefe Kluft aus, nur einen Augenblick, diese krankhafte Sehnsucht — damit sie mit weicher Hand das Blut trocknen könnte von seinen Schläfen, damit sie einschlummern und hinüberschlummern könnte an seinem Halse wie ein müdes Kind — denn sie ist müde, seltsam müde — und da — wie wird ihr denn? Die kalte Hand, sie greift von neuem an ihr Herz. Und die junge Frau schwankt wie ins Mark des Lebens getroffen, und die mitleidslosen Wogen haben endlich, endlich einmal Mitleid.

Sanft umtosen und umspielen sie die Kniee des bleichen Weibes, sie umfassen mit drängender Gewalt ihren schlanken Leib und tragen sie hinaus, ihm entgegen, wie eine Blume, die die ruhelosen Wellenhände sich vom Ufer gepflückt.

„Das Weib, das Weib, Rettung, Hilfe!" gellt es aus dem Haufen, „sie versinkt."

Der Holländer aber hat sie bereits erfaßt, die ihm entgegentreibende Gestalt — er hält sie umschlungen mit letzter Kraft, trotzdem, daß der Tod bereits seine dunkeln Lettern auf seine Stirne zu zeichnen beginnt. Muthiger Held, der mit schwindendem Leben noch ein Leben zu retten strebt. Wie ihr Goldhaar ihn umflattert, wie es spielend, schmeichelnd, kosend weich seine Wange, seinen Nacken umweht. Und nun? Der Mann hat das Ufer erreicht, er fühlt festen Boden unter den Füßen, er starrt dem Weibe ins Angesicht.

Es ist ein so süßes, durchgeistigtes, leidverklärtes Antlitz — aber nicht das Antlitz einer Lebenden, sondern das einer Todten, von leichten, bläulichen Schatten die halbgesenkten Lider umzogen. Und die Lippen lächeln, als schwebe jenes unausgesprochene Wort auf ihnen, und die Augen, sie schauen zu dem hohen Manne empor und wie in sehnsuchtsschwerer, vollendeter Liebe scheint die erloschene Iris noch sein Bildniß wiederzuspiegeln.

Und der Holländer? Was mag den Unerschütterlichen mit einem Mal so gewaltig erschüttern, als tauche das glühende Einst noch einmal lächelnd, weinend auf aus seiner schwindenden Erinnerung. Die dunkle Pupille des Mannes heftet sich nach oben, als wolle sie das Wolkengrau durchdringen, seine Glieder beben wie von einem innern Sturme gerüttelt und geschüttelt. Ein sterbender Athlet hebt er die Todte auf sehnigem Arm zum Himmel empor, als wolle er diesem zurufen: „Jetzt ist die Schuld gezahlt, das war das Letzte, Strafender, Rächender; ich habe dir nichts mehr zu geben und mit einem Aufschrei,

der die Wuth der Elemente übertönt, indem der Schmerz eines Gewaltigen ausklingt, mit dem Rufe: „Mein Weib, mein Weib!“ bricht die stolze Gestalt besinnungslos zusammen.

Leise, leise; tragt die beiden sachte über den Boden. — Obgleich ihr sie tragt, der Boden wird noch lange ihre Fußstapfen zeigen. Wie sie so selig lächelt an seiner Brust! In der Fischerhütte Wilhelms, da stand ihr Lager; jungfräulich-unberührt ist es noch, schneeweiß, bräutlich-weiß, über dem Pfühl breitet sich das Linnen. Sie hat so manche Nacht nicht geruht, aber desto tiefer ruht sie jetzt.

Und der kleine Werner, er steht auf der Schwelle; jedoch er befindet sich nicht mehr allein.

„Großmama!“ stammelt er fragend, sich an die Kniee einer hohen Frauengestalt klammernd, die stumm unter dem Pfosten der geöffneten Thüre lehnt, „Großmama, was wollen die vielen Leute?“

Und die vielen Leute kommen die Treppen herauf, alle baarhaupt, alle geräuschlos. Und die vielen Leute legen die beiden auf das weiße Lager. Und ein alter Mann, wohl der Aelteste im Kreise, beugt sein Knie und küßt die herabhängende Hand des Holländers und es ist so still, daß man das Picken des Holzwurms in der bretternen Wand vernimmt und in die Stille hinein stammelt der Greis:

„Der, den wir hier gebracht, ein Namenloser ist's für uns; aber ein Großer; ich bin auf Erden keinem begegnet, der werth wäre, ihm die Schuhriemen zu lösen und habe viele Lenze gesehen und bin achtzig Jahre alt geworden.“

Ob der Mann, der bleiche, sterbende Mann, die Worte vernommen, groß und leuchtend öffnet sich noch einmal sein Auge.

Der kleine Werner, neugierig geworden, klettert auf den Stuhl der vor dem Bette steht, tippt mit dem rosigen Fingerchen in das feuchte Goldhaar der Mutter und fragt, den Vater erkennend, leise, bittend, „Papa, Papa, schläft die Mama?“

Der Sterbende aber rafft sich noch einmal empor. Er wendet das Haupt von dem Knaben nach der stillen, hohen Frau, die in vergebender Liebe an seinem Lager steht. Er starrt sie an, wie der sterbende Adler die Sonne, die seine letzten Sekunden vergoldet. Seine Brust dehnt sich, weitet sich, hinter seinen erblassenden Lippen scheinen sich die Räthsel des Lebens und des Todes zu bergen; aber sie öffnen sich nicht mehr, diese Lippen, sie gleichen einem jener unverbrüchlichen, geheimnißvollen Siegel über dem Buche der Offenbarung. Nur noch ein schwermüthiges, trotziges Aufleuchten, ein erlöschender Blitz, der über die finsteren Züge zuckt, und zurücksinkend ist der gewaltige Geist der Hülle entflohen.

* * *

Es war einige Jahre später. Auf dem Haupte eines Edeln leuchtete von neuem die deutsche Kaiserkrone, die kleinen Fürstenthümer wurden dem großen, einigen Reiche einverleibt. Prinz Karl Wilhelm lebt, ein Fürst ohne Land, bald da, bald dort. Die ehemalige Residenz aber sank zu einem unbedeutenden Provinzialstädtchen herab und nur ein wunderbares künstlerisch vollendetes Grabmonument im Schloßpark zu Wolfsegg, auf erhöhtem Sarkophag zwei schlummernde Gestalten aus

weißem pariſchen Marmor, ein Mann, an deſſen Bruſt ein Weib ruht — einer ſturmgepflückten Blume gleich, ſpricht und erzählt von den beiden, die an Schuld, aber auch an Seelengröße weit die kleine, kleinliche Welt der Alltagsmenſchen überragt. Von dem weißen Sockel aber, wie in rührender Bitte, eingegraben in den Stein, leuchten dem Wanderer in Goldſchrift die Worte entgegen:

„O weckt die Schläfer nicht, naht ſacht, naht leis,
Der Kampf war ſchwer, der Sieg war heiß.
Ob eine Ewigkeit der Preis,
Ob dunkle Nacht nach dunklem Tag — wer weiß?“

Die Rivalen.

(Siehe die gleichnamige Illuſtration.)

Umſchwärmt von Freiern, alt und jungen,
Der Schönheit wonnereiches Bild,
Bleibt doch das Herz noch unbezwungen
Dem ſchönen Jungfräulein Mechthild.
Augsburg's Patrizierkind, das ſpröde,
Ergötzt ob manchem Freier ſich,
Deſſ' Seufzer ſpricht verſtohlen, blöde:
„Ich liebe Dich!“

Nur Einer iſt, der ſeufzet nimmer
Und blickt ſie doch ſo ſeltſam an,
In ſeiner dunkeln Augen Schimmer
Liegt — ach! — für ſie ein ſüßer Bann.
Ihr folgen hundert Augen lüſtern,
Doch nur ſein Blick ſo inniglich
Traf ſie, als wollt' ins Herz er flüſtern:
„Ich liebe Dich!“

Nicht Schätze nennet er ſein eigen,
Der Junker Melchior von Werth.
Doch führt ſo zierlich er den Reigen
Und tummelt ritterlich ſein Pferd.
Die Laute weiß er fein zu ſchlagen —
Und hold erröthend denkt ſie ſich:
„Wie hübſch müßt' er die Worte ſagen:
„Ich liebe Dich!“

Da kommen ſie, die um ſie freien,
Die Kaufherrn Kaspar, Balthaſar;
Fern hält ſich Melchior den Zweien,
Sie reichen Fächer, Mantel dar.
Stolz läßt die Schöne ſie gewähren,
Dann wendet ſie zum Junker ſich:
„Du ſollſt es heut' und immer hören:
„Ich liebe Dich!“

F. H.

Christenthum und Buddhismus im alten Amerika.

Nach Marco Polo, welcher sich im 13. Jahrhundert mehrere Jahre in Bokhara und in der Residenz des Großchans zu Cambolu in der Provinz Kathay (Peking) aufhielt, bestand in China die Tradition, daß im Ocean, 1500 Meilen vom Ufer entfernt, die Insel Zipango liege, welche Ueberfluß an Gold, Perlen und Edelsteinen habe. Zwischen Zipango und der Küste Kathay's sei eine große Menge Inseln, alle trügen wohlriechende Blumen und brächten Weihrauch im Ueberfluß hervor. Marco Polo giebt die Zahl der Inseln auf 7448 an. Dies scheint nicht auf die japanesische Inselgruppe zu passen, sondern es scheint vielmehr eine unvollkommene, dunkle, nicht zur klaren Anschauung gelangte Kunde von den Eilanden des Oceans und dem reichen amerikanischen Festlande zu verrathen. Alle Nachrichten und Sagen verschwimmen hier bei den Chinesen in eine von dem fernen Zipango, dem Dorado der Ostasiaten. Dieses Zipango suchte auch Columbus, dessen sehnsüchtiges Schauen ihn nicht nach dem guten, aber öden Weinland, sondern nach den regsamen Kulturländern Ostasiens, nach den bewimpelten indischen Meeren, nach südlichen Breiten trug; er zeichnete sich das Zipango auf der Karte in die Gegend von Florida und dem mexikanischen Meerbusen ein, wie denn auch Behaim auf seiner Weltkugel die Insel durch Legenden verherrlichte, wie: „Cipango, die edelst vnd reichst Insul. In der Insul wechst übertrefflich vil goldts, auch wechst do allerley edelgesteins, perlen Oriental; diss schreybt marco polo von venedig im 3. buch.“ Wohl mochte man auf Japan und Korea bessere Nachrichten haben und eine alte Verbindung mit dem amerikanischen Festlande, die durch die große Völkerbewegung, von der wir nur einen Theil in dem erobernden Auftreten der rohen Chichimeken und Azteken um 1100—1160 ahnen, unterbrochen werden, wiederum anzuknüpfen versucht haben.

Jene Verbindung hat existirt. Als nämlich in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung der Buddhismus im Osten von Asien Eingang fand, suchten buddhistische Mönche und andere Eiferer diese Lehre nach allen Seiten hin zu verbreiten; sie durchwanderten alle

„bekannten und unbekannten Länder" und vertrauten sich der offenen See an, um unter Erduldung aller erdenklichen Leiden die fernsten Inseln aufzusuchen und ihrem Glauben überall Anhänger zu gewinnen. Noch sind Berichte von solchen Missionaren vorhanden, welche höchst lehrreich und wichtig für die chinesische Literatur darthun, daß in der Mitte des 5. Jahrhunderts n. Chr. chinesische Schiffe, indem sie der Küste folgten, bis nach Kamtschatka kamen und von da, in östlicher Richtung über den Ocean fahrend, in einer Entfernung von 20,000 chinesischen Meilen ein Land entdeckten, das sie Fusang nannten. Fusang ist nichts anderes als Mexiko. Daß Chinesen und Japaner solche Fahrten unternehmen konnten, dazu befähigten sie ihre nautischen Kenntnisse. Ueberdies, schenkt man diesen Berichten keinen Glauben, so wird man sich der Annahme nicht verschließen können, daß manches ihrer Schiffe, vom Sturm erfaßt, an die Küste von Amerika getrieben worden sei. Solche Verschlagungen sind selbst in neuerer Zeit noch vorgekommen; warum sollten sie früher unmöglich gewesen sein? Sie mußten sich im Gegentheil um so häufiger ereignen, als die nautischen Hilfsmittel, wenn auch bei den Ostasiaten schon frühzeitig sehr bedeutend, dennoch gegen die der Jetztzeit nur geringe waren. Dazu kommt, daß die Meeresströmung nördlich vom Wendekreise des Krebses die Richtung von Westen nach Osten hat und so eine Verbindung von Ostasien mit dem amerikanischen Kontinente begünstigt; sie muß sogar ein Schiff, das in dieselbe geräth, mit Nothwendigkeit an die amerikanische Küste treiben. Kotzebue führt die merkwürdige Thatsache an, daß Japaner aus dem Hafen von Osago durch einen Sturm nach der californischen Küste verschlagen worden waren, nachdem sie 17 Monate auf dem Meere umhergetrieben und die Bemannung von 40 Personen auf 7 zusammengeschmolzen. Im Jahre 1721 wurde ein französisches Schiff in 50 Tagen von China an die Küste von Mexiko getrieben; 1833 eine japanische Dschunke an das Cap Flattery verschlagen, nachdem von ihrer Bemannung von 17 Köpfen nur 3 übrig geblieben und in demselben Jahre trieben 11 Junken aus Japan an eine der Sandwichsinseln. Nach Gomara, der der Eroberung Mexikos durch die Spanier beiwohnte, hat man schon im Anfang des 16. Jahrhunderts an den Küsten des nördlichen Dorado Trümmer von Schiffen aus China und Japan gefunden, was beweist, daß auch in früheren Jahrhunderten asiatische Schiffe an die Küsten von Amerika verschlagen wurden.

Ferner fanden die Begleiter des Francisco Vasquez de Coronado, welche längs der Westküste bis zum 40. Grade hinaufmarschirten, hier mit Waaren beladene Schiffe, deren Matrosen zu verstehen gaben, sie seien seit einem Monate zur See und wären aus China gekommen. Wenn diese Schiffe offenbar hauptsächlich des Handels wegen nach Amerika gesegelt waren, so scheint es gleichwohl zwischen den amerikanischen Eingeborenen und den von Westen Kommenden nicht immer so ganz friedlich hergegangen zu sein. Der Indianer Moncacht-Apé (Tödter des Schmerzes) verfolgte ein gleiches Ziel, wie Cosma de Körös, der nach Tibet zog, um den Ursitz seines Volkes kennen zu lernen. In gleicher Absicht, den Ursitz seines Stammes zu finden, zog Moncacht-Apé zuerst nach Nordosten bis zur Mündung des St. Lorenz, dann ging er wieder nach Louisiana zurück und nahm von hier den Weg in

nordöstlicher Richtung. Er folgte dem Missouri bis zu dessen Quelle, überstieg das Felsgebirge und erreichte den Stillen Ocean, indem er einem Flusse folgte, den er als „schönen Fluß" bezeichnet und der nur der Oregon gewesen sein kann. Hier hörte er von weißen bärtigen Männern erzählen, die mit donnersprühenden Waffen versehen wären und jedes Jahr in einem großen Schiffe herkämen; sie ladeten Farbehölzer und schleppten Eingeborene fort. Moncacht-Apé, der die Schießgewehre bereits kannte, rieth seinen Freunden, sich in einen Hinterhalt zu legen. Seine Anordnungen hatten guten Erfolg und mehrere von den Fremden wurden getödtet. Der Amerikaner erkannte alsbald, daß es keine Europäer waren, sie trugen andere Kleider und plumpere Flinten, das Pulver war gröber und trug nicht so weit wie das der Europäer. „Nach Allem", heißt es in der uns von Lepage du Prat mitgetheilten Erzählung des reisenden Indianers, „waren es Japaner, die regelmäßig nach den amerikanischen Küsten fuhren, ganz so wie andere Nationen, die in Melanesien Santelholz holen und nach Schwarzen jagen, die sie dann den Baumwollpflanzern abtreten, als wären die Gepreßten in ihren Diensten."

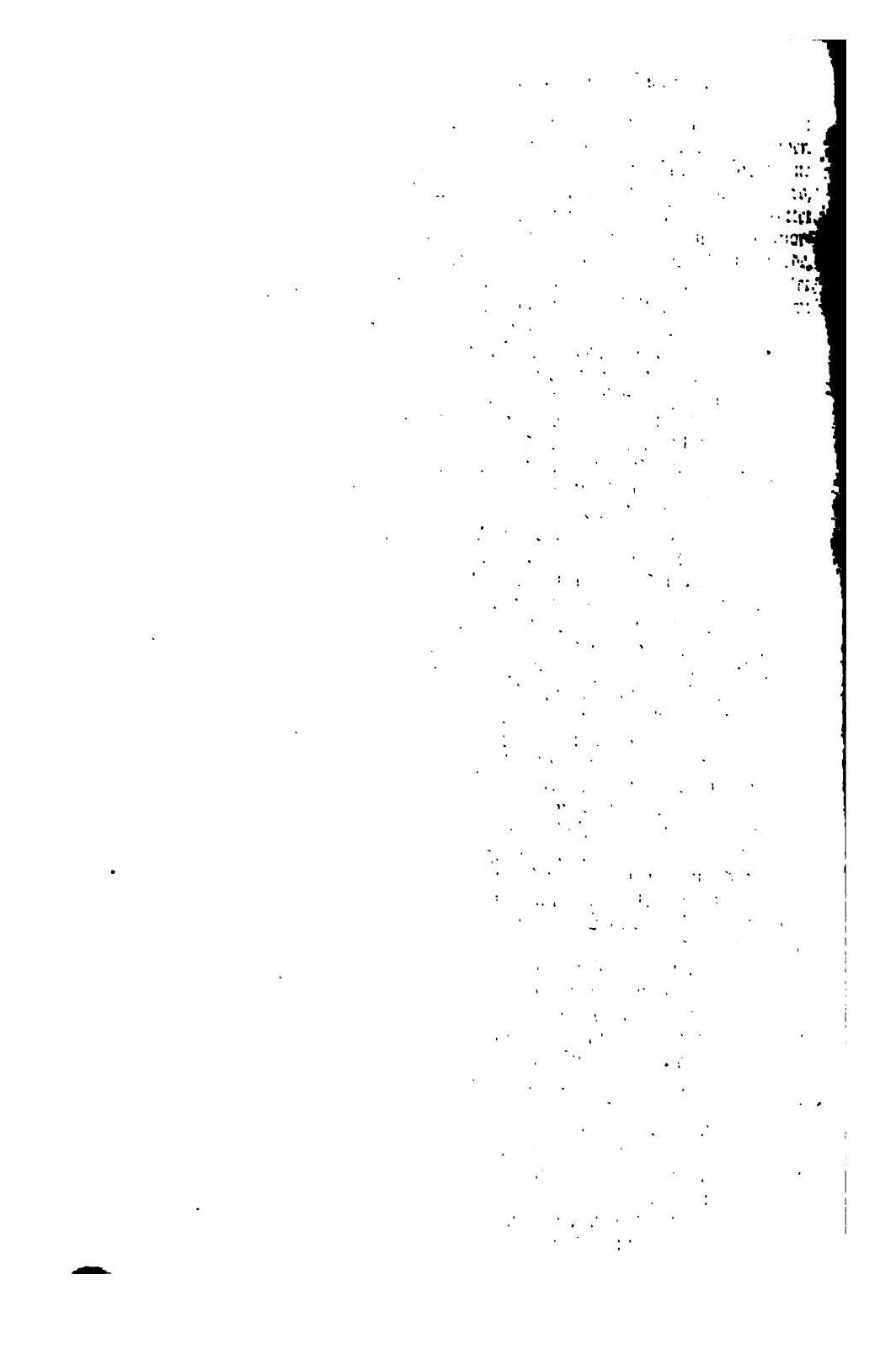
Wenn diese Erzählung, die etwa drei oder vier Jahre älter ist, als die Entdeckung der Beringsstraße, und etwa dreißig Jahre früher spielt, als europäische Reisende die Nordwestküste Amerikas kennen lernten, eine Erzählung, in der aber die Richtung der Meeresküste genau beschrieben ist, und namentlich die Einbiegung derselben durch die Halbinsel Alaschka, so daß an deren Wahrheit und Zuverlässigkeit nicht wohl gezweifelt werden darf, verhältnißmäßig der Neuzeit angehört, so haben wir noch ältere Nachrichten, die unzweifelhaft darthun, daß den Ostasiaten schon frühzeitig die amerikanischen Küsten bekannt gewesen sind, indem das östliche chinesische Meer bereits Jahrhunderte früher von Bonzen und anderen Abenteurern befahren wurde, um auf fernen Inseln im Ocean die Pflanze aufzusuchen, welche den Menschen die Unsterblichkeit zu verleihen im Stande sein sollte. So hatte Schi-hoang-ti 209 v. Chr. 300 Paare junger Männer und Weiber ausgesendet, um die Eilande aufzusuchen, wo die Pflanze der Unsterblichkeit wachse. Doch die Schiffe wurden von einem heftigen Sturme überfallen und nur eines kehrte zurück, um das Unglück zu melden. Kublai-Chan, Enkel Dschengis-Chans, hatte eine Flotte von 400 Schiffen mit 24,000 Mann zur Eroberung Japans abgesendet. Allein die Schiffe wurden durch einen orkanähnlichen Sturm zerstreut und nur 3 Personen sollen nach China zurückgekehrt sein. Die Ueberbleibsel dieser Flotte sollen sich nach Amerika gerettet und dort die Inka-Dynastie in Peru gegründet haben.

Wenn man dieser auf ziemlich lockerem Grunde aufgebauten Hypothese auch nicht beistimmen kann, so sind doch die sich in dieser Hinsicht ergebenden Beweise und Analogien so zahlreich und mitunter so zutreffend, daß man nicht umhin kann, einen gewissen Zusammenhang der Inka-Dynastie und der Mongolen anzuerkennen, wenn derselbe zur Zeit auch noch nicht vollständig nachzuweisen ist.

Schon diese wenigen Andeutungen beweisen zur Genüge, daß eine Einwanderung von China und Japan aus nach Amerika recht wohl möglich war; daß aber eine solche auch wirklich zu irgend einer Zeit erfolgt sein müsse, dafür sprechen zahlreiche Gründe.

Der merkwürdigste und die ursprüngliche Einheit der amerikanischen und asiatischen Bevölkerung am meisten beweisende Umstand ist der, daß die alten Mexikaner das Andenken an eine in Sünden gefallene Menschenmutter, welche mit einer Schlange neben sich abgebildet wird, an eine große Sündflut, aus der nur eine einzige Familie gerettet wurde, dann an ein ungeheures Gebäude, das bis zum Himmel emporreichen sollte, das aber durch den Zorn der Götter vernichtet wurde, bewahrt haben. Wie man in diesen Erinnerungen die Ueberreste der Uroffenbarung, wie wir sie bei den semitischen Völkern finden, nicht verkennen kann, so wird man durch manche religiöse Sitten und Gebräuche an das Christenthum selbst erinnert. Hierher gehört die Sitte, die neugeborenen Kinder unter religiösen Ceremonien mit Wasser zu besprengen und zu waschen, der „demüthige" Genuß von kleinen aus Mehl und Blut bereiteten Götzenbildern, welche zuerst von den Priester geweiht wurden, ehe man sie unter das Volk vertheilte; ferner die Fasten und Büßungen, das Sündenbekenntniß und die klösterlichen Institute für Männer und Frauen. Man wird umsomehr versucht, diese Gebräuche für Bruchstücke der christlichen Religion zu halten, wenn man erfährt, daß sie durch Männer von weißer Farbe mit langem Barte eingeführt worden seien und daß selbst das Kreuz, das der „Baum des Lebens oder Nahrung" genannt wurde, der höchsten Verehrung genoß. Es wird wohl für immer ein ungelöstes Räthsel bleiben, wie und durch wen das Kreuz nach Amerika gekommen; die Einen haben es durch den Apostel Thomas, andere durch irgend einen christlichen Missionar dahin bringen lassen; Ranking meint, es sei durch nestorianische Soldaten, die sich im Heere Kublai's befanden, nach Peru gelangt, während andere glaubten, es sei ein bloß zufällig gewähltes Symbol für den Regengott Tlalok, wie es ja auch schon bei mehreren alten Völkern eine symbolische Bedeutung gehabt habe und verehrt worden sei. Wir möchten den Normannen und vorher den Kelten aus Irland einen großen Einfluß in Bezug auf Ausbreitung des Christenthums in Amerika einräumen und interessant bleibt es, daß der Tempel zu Jerusalem und der zu Chololan zu gleicher Zeit gefallen, daß Christus und Quetzalcoatl Zeitgenossen waren, daß man in Anahuac vom Geburtsjahre Christi an schon lange zählte, ehe Dionysius Exiguus mit seiner Berechnung zu Stande gekommen war, und daß in der Zeit, als die christlichen Bekenner von den römischen Kaisern dem Pöbel und den wilden Thieren preisgegeben wurden, derselben Lehre bereits lauschten, von denen Europa nach einem Jahrtausend Kunde erhielt. Sei es mit der Analogie von Gebräuchen und Symbolen zwischen der christlichen Religion und der amerikanischen Völker, wie ihm wolle, so ist es immerhin sehr merkwürdig, daß wir in der neuen Welt Gebräuchen und Symbolen begegnen, welche eine so nahe Verwandtschaft mit dem Christenthum zeigen, daß sie dem Anscheine nach nur aus demselben hergeleitet werden können.

Freilich können die angeführten Gebräuche auch aus einer andern Quelle, nämlich aus dem Buddhismus herstammen. Man findet in der That viele und oft sehr zutreffende Uebereinstimmungen zwischen den altmexikanischen Religionsgebräuchen und denen der indisch-buddhistischen Lehre. Die mexikanische Taufe war der in Japan gebräuch-



Luther verbrennt die Bannbulle.

Nach einer Zeichnung von C. F. Lessing.

۱۲۵۲

lichen ganz ähnlich. Die Einrichtung einer zahlreichen Priesterschaft mit den Gebräuchen der Beichte und Buße war in Indien und bei den tartarischen Völkerschaften ebenso wie in Mexiko. Wie hier, so bestanden in Tübet und Japan von den ältesten Zeiten an zahlreiche Mönchsstiftungen. Auch die äußere Bekleidung der mexikanischen Priester, namentlich die gelbe und rothe Kopfbedeckung und die schwarzen Gewänder sind ganz buddhistisch. Häufig findet man an den Kleidungsstücken und selbst an Nasen, Lippen und Ohren der mexikanischen Figuren Glöckchen oder Schellen angebracht, was wieder auf Asien hinzuweisen scheint, indem die Buddhisten auch jetzt noch große und kleine Glocken zu Umzügen in den Tempeln und zur Einladung zum Gottesdienste gebrauchen. Von den alten Seiba-Bäumen, welche die indianischen Grabhügel zwischen Caramari und Antioquia überschatten, bemerkt Quesada, daß ihre Zweige mit goldenen Glöckchen behängt gewesen, deren Geläute in den Winden gespielt, gleich dem der zahllosen Schellen, die auf jeder indischen Pagode aneinander gereiht sind. Die Bußübungen, Geißelungen, Fasten, Blumenopfer und die Vorliebe für Blumen überhaupt sind ganz buddhistischer Natur und weisen ebenso wie die kolossalen Bauwerke auf Asien, speciell auf Indien hin. Daß wir es hier mit buddhistischen Elementen zu thun haben, geht auch daraus hervor, daß wir die Lehre von einem periodischen Weltuntergange und neuen Weltschöpfungen, welche in Indien und Tübet das eigentliche Hauptdogma bildet, im alten Mexiko in derselben Weise wiederfinden. Hier wie dort geschieht der erste Weltuntergang durch Erdbeben, der zweite durch Feuer, der dritte durch Sturm, der letzte durch Wasser. Auch der Glaube an eine Seelenwanderung, der sich bestimmt bei den Tlaskalanern findet, aber auch sonst in modificirter Weise erscheint, weist auf dieselbe Quelle hin. Der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode im alten Centralamerika, zwar nur auf die Fürsten, den Adel und ihr Gesinde beschränkt, verrieth sich sehr stark durch die Beerdigung der rechtmäßigen Wittwe, sei es lebendig oder nach vorheriger Vergiftung, beim Tode eines vornehmen Gatten, gleichsam um die Ehe über das Grab hinaus zu verlängern. In Xochicalco stößt man auf Basreliefs von menschlichen Figuren, die auf untergeschlagenen Beinen sitzen, was an Indien, überhaupt an Asien erinnert. Ein Bild des Buddha mit untergeschlagenen Beinen, das zu Uxmal gefunden wurde, ist den asiatischen Abbildungen so sehr ähnlich, daß auch der letzte Zweifel darüber schwinden muß, daß die Lehre Sakiamuni's in Amerika Eingang gefunden habe. Auch der Sonnenkultus in Peru, der zunächst ein iranisches, also ein persisches Element ist, erscheint gleichwohl in unverkennbar buddhistischen Formen, selbst der Name des amerikanischen Kulturhelden Capalla Inga erinnert dem Namen nach ebenso an Buddha als Prinzen von Capila, wie das Sonnenfest Raymi an den indischen Gott Rama. Dieser ist ein Sohn der Sonne und Sita seine Gemahlin. Es ist nun mehr als merkwürdig, daß die Peruaner, deren Inka sich der gleichen Abkunft von der Sonne rühmte, ihr großes Sonnenfest Ramasitoa nannten.

Man hat gemeint, daß die Menschenopfer, wie sie namentlich in Mexiko vorkamen und wie sie uns Prescott schildert, mit dem Buddhismus ganz unvereinbar seien, weshalb auch die Annahme, daß er je in

Amerika Eingang gefunden habe, geradezu unmöglich sei. Dagegen ist nur zu erinnern, daß diese Opfer, wenigstens in der schauderhaften Ausdehnung, wie sie in der Zeit vor der Entdeckung Amerikas durch Columbus vorkamen, erst später seit 1450 eingeführt wurden, und zwar aus ganz anderen als religiösen Gründen. Sie müssen als etwas Fremdartiges, gleichsam Aufgedrungenes betrachtet werden, das mit der Religion ursprünglich in keinem Zusammenhange stand. Dann finden sich auch in Asien Spuren von Menschenopfern und Menschenfresserei, wenigstens erwähnt Marco Polo gesittete Völker in China und Japan, welche das Blut ihrer Feinde tranken und deren Fleisch als einen Leckerbissen verzehrten. Endlich ist nicht zu vergessen, daß der Buddhismus, der jedenfalls in sehr früher Zeit nach Amerika gekommen sein mußte, getrennt von seinem eigentlichen Heimatlande und sich selbst überlassen, sich auch in eigenthümlicher Weise, dem nationalen Charakter entsprechend, entwickeln und allmählich Elemente in sich aufnehmen mußte, welche ihm ursprünglich ganz fremd waren. Man entdeckt auch in der aztekischen Religion deutliche Züge eines Ringens zwischen einem alten, von vorwiegend wildem und gemüthlichem und einem neuen Kultus von düsterem und blutigem Charakter.

Dr. A. Berghaus.

Luther im Drama.

Ein literarischer Festgruß zum zehnten November 1883.

(Hierzu die Illustration: „Luther verbrennt die Bannbulle.")

In dem Lutherfest, welches das Interesse der Nation in diesem Jahre so lebhaft in Anspruch nimmt, ist auch die deutsche Bühne nicht achtlos vorübergegangen. Seit Zacharias Werner die markige Gestalt des großen Reformators für die Bühne erobert hat, ist Luther auch ein dramatischer Held geworden. Im Lutherfestjahr regt's sich denn allerorten, wo dramatische Kraft gestaltungslustig sich dokumentiren will. Drei dieser Lutherdramen sind höchst bemerkenswerth. Otto Devrient hat ein volksthümliches Schauspiel geschaffen, das Luthers Leben und Streben schildert und durch die in Jena projektirte Darstellung von beinahe hundert Dilettanten den Charakter eines Passionsspiels gewinnt. Devrients Schauspiel ist leider noch nicht im Druck erschienen. Der geistvolle Dramaturg des Leipziger Stadttheaters, Wilhelm Henzen, hat einen Martin Luther gedichtet, den er als „Reformationsdrama in fünf Akten und einem Vorspiel" bezeichnet. Das Drama ist in Leipzig bei Karl Reißner erschienen und hat bereits Aufsehen in verständnißvollen Leserkreisen erregt. Es ist entschieden das bühnenwirksamste aller neuern Lutherdramen und man muß auf die Aufführung am Leipziger Stadttheater gespannt sein. Die poetischen Vorzüge des Werkes beruhen in dem glücklichen Archaismus der Sprache, die altertümlich, aber nirgends gezwungen klingt, in der wohlthuenden Wärme des Tons, in der scharfen Umgrenzung der dramatischen Profile und endlich in einer Fülle origineller, fein erdachter Nuancen. Eine solche ist z. B. die Erscheinung Thomas Münzers, des Religionssocialdemokraten auf der Wartburg. Münzer spielt Luther gegenüber die Rolle des Versuchers, der ihm die Herrlichkeit des socialistischen Himmels auf Erden zeigt und ihn von einem „Halben" zu einem „Ganzen" machen will, der die Freiheit des Fleisches und das Unrecht der Autorität anerkennen soll. Aber Luther bleibt fest und treu und schleudert das Tintenfaß nach dem Versucher, der nach Henzen's glücklichem Gedanken dem „Junker Georg" als der Teufel erscheint. Auch an guten Gedanken in edler Fassung ist Henzen's Dichtung reich. So sind es erquickliche Worte, die der Dichter seinem Luther in den Mund legt: „Was ist es doch für ein herrlich Ding um ein edel und tüchtig Weib! Was wir in langen und bangen Stunden mühsam bedenken und tausendmal durch das Hirn wälzen, das löset in einem Nu, zugleich kindlich und weise, des Weibes Sinn. Darum, wer einen Blick in ein Weiberherz thut, dem ist zu Muthe, als schaue er in die Welt seiner ersten, allezeit besten Gedanken zurück. Uns Männer entfert viel Sinnen

Ekbert. Hab' keinen Bescheid auf die Frage. Liefen aber just eben etwelche Studenten, mit Holzscheiten beschwert, gar emsig an mir vorbei und schrieen, ich sollte mich stracks zum Elsterthor wenden, da wollte der Luther dem Eck ein artig Feuerlein schüren.

Reichenbach (zu Staupitz). Ihr erblaßt, Hochehrwürden? Ihr seid erschüttert?

Staupitz. Und schäme mich dessen nicht. Welch frevler That will mein Schüler und junger Freund sich erdreisten! Mir bebt das Herz. Ich finde mich nicht mehr zurecht in ihm. Ich habe mir immer gedacht, wahre Frömmigkeit sei ein stilles sich in sich Versenken und in Gott leben; zu solchem Gehaben der Seele hab' ich den Martin bekehren wollen. Nun stürmt sein Glaube hinaus in die Welt, ein übermüthiges Füllen, und setzt über Gräben und Schranken, daß ich dem Fluge nicht folgen kann. Ich sehe wohl, ich muß abseit treten. Die Zeit wird zu wild für mich. Ich will den Kurfürsten bitten, daß er mich meines Amtes als Ordensvicar entläßt. Eine stille Stelle giebt es wohl noch irgendwo auf der Erde für mich.

Reichenbach. Ihr geht?

Staupitz. Soll ich den Greuel mit eigenen Augen ansehen? Lebt wohl! (ab nach links.)

Reichenbach. Lebt wohl!

Ekbert. Seht nur! Da kommt der Troß schon gelaufen.

Dritte Scene.

Wittenberger Studenten (mit Holzscheiten).

Ekbert. Hallo, Ihr Gesellen, was schafft Ihr dorten.

Student (mit den übrigen vor dem Thore einen Scheiterhaufen errichtend). He, he! Wir sind Baumeister worden; wir tragen Balken herzu.

Ekbert. Was fügt Ihr zusammen mit Eurer Arbeit?

Student. Wir bauen allhier einen Stall, wilde Bullen dareinzusperren, damit sie kein Unheil anrichten.

Ekbert. Was soll mit dem Stalle geschehen?

Student. Den soll eine Brunst ergreifen, so leuchtend und loh, wie der frische und frohe evangelische Glaube, der in uns entbrannt ist.

Reichenbach. So hat Euch Doktor Martinus Luther geheißen?

Student. Ja. Und hier ist er selber.

Vierte Scene.

Marthin Luther (durch's Thor).

Reichenbach (ihm entgegen). Ihr müßt wissen, Luther, wohin der Geist Euch treibt. Es ist freilich ein großmächtig Ding, daß Ihr im Sinne wälzt, aber verreden mag ich's Euch nicht, denn ich möchte nimmer zaghaft und kleinmüthig vor Euch erscheinen.

Luther. Wär' auch zu spät, Herr Stadtschreiber, würde nicht nutzen. Bishero ist in der Sache nur gescherzet worden, es geht nun an einen Ernst. Soll ich etwa den Spektakel, wie sie mich hier zu Wittenberg bannen und meine Bücher vernichten, über mich gehen lassen? Wenn ich die Bulle, die meine Bücher verbrennen heißt, selbst verbrenne, alsdann soll ihr Wüthen in deutschen Landen wohl unwirksam werden. (Zu den Studenten.) Seid Ihr nun fertig?

Studenten. Wir sind es.

Luther. So laßt uns mitsammen zur Aula gehen, allwo sich der Zug versammelt (will mit den Studenten und Ekbert ab nach rechts).

Fünfte Scene.

Hans von Bora und **Katharina von Bora** (durch's Thor).

Hans. Ei sieh, das Glück ist uns endlich hold, liebe Käthe. Das ist er, Dein Martin Luther, so wahr ich lebe. Nun faß' Dir ein Herz und sprich ihn an.

Käthe. Mir stockt die Zunge. Bin muthloser als ein Kind.

Hans. So will ich Dein Fürsprach sein. Halt Dich ein Weilchen zurück. Wollt mir ein Wörtlein gestatten, Herr Doktor Luther.

Luther. Ihr seid's, Bruder Hans? Sprecht getrost, was ist Euer Begehr? (Zu den Studenten.) Geht nur, ich folge gleich. (Studenten und Ekbert ab nach rechts.)

Sechste Scene.

Reichenbach. Käthe. Luther. Hans.

(**Reichenbach** tritt während des Folgenden zu der sich zurückhaltenden Käthe und spricht ihr heimlich zu.)

Hans. Ich bitt' Euch um Urtheil und Spruch in einer Sache von einziger Art. Ihr müßt nämlich wissen, Herr Doktor, das sind heutzutage nicht bloß in den Augustinerklöstern die jungen Mannsen, in die ein neues und unerhörtes Verlangen gefahren ist nach evangelischer Freiheit und Wahrheit; die scheuen Nönnlein sogar hegen sonderliche Gedanken, dergleichen bisher nicht erlebt war. Da haben im Kloster Nimptsch bei Grimma neun Jungfrauen gesessen und Trübsal und große Beklemmung erfahren in solcher Gefangenschaft, derweil sich keine zum geistlichen Stande berufen gefühlt. Die Jungfrauen haben zuvor ihre Eltern demüthig und mit genugsamen Ursachen gebeten, ihnen aus solchem Leben herauszuhelfen, das sie der Seelen Seligkeit halber nicht länger erdulden können und sich daneben erboten zu thun und zu leiden, was fromme Kinder thun und leiden sollen. Ist ihnen aber all' das abgeschlagen worden. Da sind sie denn in der Nacht vor dem Osterfest aus dem Kloster entwichen, Leonhard Koppe, der Rathsherr von Torgau, hat ihnen fortgeholfen; die erste aber, den Plan zu erdenken und herzhaftig auszuführen, das ist mein eigen Schwesterlein Käthe gewest.

Luther. Mein Seel, Ihr habt eine tapfere Schwester, Hans! Wo ist nun die Käthe?

Hans. Die Käthe, Herr Doktor Luther, ist hier, und wenn Ihr sie sehn wollt: Da steht sie mit Zittern und Zagen und fleht Euren Schutz an; ihr hoher Muth ist gar klein geworden, seitdem sie vor Eurem Richterstuhle bestehen soll.

Luther. Ei, Schwester Käthe, kommt doch getrost herzu und tragt keine Bange vor mir. Was Ihr gethan habt, das ist zwar neu und verwunderlich, und die alten Kirchenväter, wenn Ihr sie anrieft, würden ob Eurem Stücklein bedenklich die Köpfe schütteln, aber der Martin Luther, deß wollet Euch gerne getrösten, legt ander Maß an solcherlei Widersetzlichkeit an, und wenn Ihr in Euren Aengsten zu ihm geflohen seid, so habt Ihr Euch leicht an den mildesten Richter gewandt.

Käthe. Ach, daß Ihr so gütiglich zu mir redet, das thut mir gar wohl, Meister Luther. Hab' auch auf Euch schon dazumal meinen Trost gesetzt, da Ihr zu Grimma so wunderherrlich geprediget von der Nichtigkeit allen Kasteiens und Fastens und wie uns allein der Glaube vor Gott könne selig machen.

Luther (erfreut). Wie gut Ihr mein Wort im Sinne behalten. Ist doch schon lange Zeit hin, daß ich solche Predigt zu Grimma gehalten.

Käthe. Hab' Eure Lehre nimmer vergessen können im Kloster. Sondern mein Abhärmen und Rosenkranzplärren und Kläglichthun vor dem Heiland hat mich seit der Zeit nimmer gefreut, und ist mir immer geschienen, als führt ich ein unnütz und müssiggängerisch Leben und wäre umsonst auf Erden. Hat mich auch oft der Neid in die Augen gebissen, wann ich von ungefähr in ein Bürgerhaus kam und sah dort ein rüstig Weib schaffen und sorgen und wirken für Ehegatten und Kinder. Und ward mir doch wieder so stolz und zufrieden um's Herz für mein eigen Geschlecht, daß unser einer doch auch sich nützlich regen und rühren kann hier auf Erden und Liebe säen und Liebe ernten.

Luther (lächelnd). Mit solchen Gedanken taugtet Ihr freilich nicht wohl in's Kloster.

Käthe. Ward mir auch unheimlich drinnen, als hätt' ich mich nur so hineingestohlen und säße mit Unrecht in meiner Zelle. Und darum hab ich gesonnen bei Nacht und bei Tage, wie ich's wohl anstellen könnte, daß ich der Lüge ledig und frei würde. So hab' ich mich denn auf die Flucht gemacht zu Euch her mit acht Schwestern und sagte bei mir: Hat er den Schaden angerichtet in meiner Seele, so wird er mich nicht mit harter Strafe belegen, sondern meine Bedrängniß und Nöthe verstehen und mir aus unleidlichem Zwange zur Freiheit verhelfen.

Luther. Ja, Käthe, das wird er! Gott läßt Eure Zuversicht nicht zu Schanden werden. (Sie wohlgefällig betrachtend.) Wie ich Euch vor mir sehe, ein herzhaft rüstiges Weib mit hellen Augen und offnem Sinne, so recht geschaffen zu tüchtigem Ordnen und Angreifen ringsherum, hat Euch der Vater im Himmel mit Nichten zu einer von seines Sohnes hinsterbenden Bräuten bestimmt, sondern zu einer schlechten und rechten Hausfrau, dem Mann eine Lust und den Kindern ein Halt und ein Trost. Der Nonnenschleier geht wider Eure Natur. Und die Natur ist doch

das Heiligste, was uns der Herrgott geschenkt. Wer wider die handelt, und wär' es auch um des Frömmsten willen, der schändet die erste Gabe des Himmels. Blickt fröhlich zu Gott empor! Ihr habt kein Unrecht gethan, Jungfer Käthe!

Käthe (fällt ihrem Bruder tiefgerührt um den Hals). O liebster Bruder!

Hans. Du beste Käthe! Nun sage dem Doktor, welch' neue Fährlichkeiten Dir hier zu Wittenberg drohen.

Luther. Neue Fährlichkeiten?

Käthe. Ach wohl, Meister Luther. Denn meine Muhme, die Schwester Ursula, ist wie ein Unwetter hinter mir her aus dem Kloster und will mich wieder zurück in den Kerker schleppen. Und hat sich mit Bitten und Flehn an den Nuntius Doktor Eck gewandt, er solle den Bürgern bei himmlischer Strafe verbieten uns aufzunehmen. Der Eck aber hat schon in seinem Büchlein „vom himmlischen Brautstand", mit dem uns die Oberin weiblich gequält und gepeinigt, jegliche Nonne, die aus dem Kloster entflieht, ingleich die Stadt die sie aufnimmt, mit gräulichen Flüchen belegt. Nun ist er in Wittenberg, wie ich vernehme. Wehe, was wird mit uns Armen geschehn!

Luther. Habt keine Sorge, Käthe. Ich gebe Euch einen guten Rath. Findet Euch mit den entflohenen Schwestern nach einem Stündchen hier wieder ein. Dann sollt Ihr wohl fröhlich gewahr werden, was aus des Eccii Ruhm und Herrlichkeit wird.

Reichenbach. Vorerst aber gilt's, Euch in Obhut und Sicherheit bringen. Wenn Ihr des Stadtschreibers Dach nicht verschmähen wollt, edle Jungfrau: mein Haus steht Euch allezeit offen, und meine Grete, wenn Luther Euch zuführt, wird Euch mit Freuden empfangen und herbergen als ein Kind im Hause.

Käthe. Gott lohn' Euch die Gutthat, mein wackerer Herr Stadtschreiber. Nimmer wird Euch die Flüchtige Solches vergessen. Euch aber, Luther, was sage ich Euch? Bin niemals so arm an Worten gewesen und hab' mich doch niemals so reich gefühlt.

Luther. Schweigt stille, Käthe. Der Luther hat Euch wohl mehr zu danken, als Ihr dem Luther. (Er reicht ihr die Hand. Reichenbach lädt sie ein ihm zu folgen. Sie geht mit ihm ab. Luther blickt ihr nach. Sie schaut sich noch einmal nach ihm um. Er grüßt sie von ferne.)

Siebente Scene.

Luther. Hans.

Luther. Hätt' ich doch nimmer gedacht, daß so viel Zartheit und Muth in einem menschlichen Wesen vereint sein könnten. Eurer Schwester Seele steht als ein köstlich Bild vor mir da, Bruder Hans, darein ich mit Augen und Sinn mich vertiefen muß. Ihr habt einen hohen Schatz an der Käthe!

Hans. Und halte ihn werth und theuer wie er's verdient.

Luther. Was ist es doch für ein herrlich Ding um ein edel und tüchtig Weib! Was wir in langen und bangen Stunden mühsam bedenken und tausendmal durch das Hirn wälzen, das löset in einem Nu, zugleich kindlich und weise, des Weibes Sinn. Darum, wer einen Blick in ein Weiberherz thut, dem ist zu Muthe, als schaue er in die Welt seiner ersten, allezeit besten Gedanken zurück. Uns Männer entfernt viel Sinnen und Calculiren vom reinen Ursprunge der Natur und dünken uns mächtig erhaben über die ersten Regungen, fallen aber mit unsrer Klugheit just in die Netze des Irrthums und wundern uns dann, wie das Weib so treulich beim Rechten geblieben ist. (Sich über die Stirn streichend.) Böse Gedanken für einen Mönch Spricht nicht die Kirche, das Weib sei die Schlange, die uns verlocke zur Sünde?

Hans. Das thut sie. Und ihre Diener sollen den Blick vom Weibe wenden, dem Himmel zu.

Luther. Und sollen ein ehelos Leben führen: ich weiß, ich weiß. Der Gottesdiener soll frei sein von allen irdischen Fesseln. Der erste Sieg, der uns Flügel zum Himmel verleiht, ist der Sieg über unser Fleisch. Das Weib hängt sich als ein schweres Gewicht an die Seele, daß sie sich nimmer erheben kann, und zieht uns zur Erde, daß wir in frevlem Wahne sie schier mit dem Himmel verwechseln. Ist es nicht so, Bruder Hans?

Hans (die Augen niederschlagend). Du sagst es.

Luther. Und dennoch, wir mögen uns Stelzen bauen, so hoch wir wollen, wir bleiben Menschen. Oder hat nur in mir der Kampf so wüthend getobt? Däuchten mir doch der Erde Freuden am lieblichsten immer, wenn ich mich als ein Geist bis über die Wolken gehoben wähnte.

Hans. Wohl ist mir Aehnliches widerfahren. Oft wenn ich, der heißesten Inbrunst voll, schon glaubte, ich hätte die himmlische Herrlichkeit in mein Herz herniedergebetet, gaukelte plötzlich ein Bildniß irdischer Anmuth vor meinen Sinn, ein süßes Stimmchen flüstert mir ein Wort in's Ohr, ein Gewandsaum schwebte vorbei, ein silbern Liedlein ertönte: und ob ich die Erscheinung auch zehnmal als höllischen Spuk verfluchte, sie blieb mit Tageshelle schier leibhaftig vor mir stehen, indeß dafür meine himmlische Phantasie wie ein Spuk verschwand.

Luther. Sagt nicht Christus, daß wer ihm nachfolgen will, kein Weib nehmen soll?

Hans. Mit Nichten, Luther. Das sagt er nirgends.

Luther (sichtbar verwundert). Was? Nicht? Nun, beim Himmel, von wannen stammt alsdann das Gebot, daß die Priester und Mönche ehelos leben sollen?

Hans. Vom Papst Hadrian aus dem eilften Säculum, Luther. Ihr wißt das wohl besser als ich.

Luther. Was meinst Du, weshalb Hadrian solch' Gebot gegeben? Ich will Dir's künden! Er that es, damit jedes Menschenherz, das sich der Kirche geweiht, ihr mit allen Fasern zu eigen sei; damit sie die Herrschaft mit keiner andern Regentin zu theilen brauche, und sei es auch die Natur; damit ihre Diener, gelöst von den trauten Banden, die Weib und Kind um den Menschen flechten, Fremdlinge würden auf dieser Erden, in freudloser Einsamkeit neidvoll und hoffärtig auf alle Weltkinder blickten und hienieden ein selig Leben führten — mit todtem Herzen!

Hans. O elend Loos!

Luther (nachdenklich). Wenn aber nichts von dem Eheverbot in den Evangelien steht: so achte ich wohl, daß die Ehe mit einem edlen Weibe auch einen Priester nicht schänden könne.

Hans. O Luther, Ihr stimmt meine Seele zu hellstem Jubel durch solch Bekenntniß! Wüßtet Ihr alles, was in mir streitet.

Luther. Es hat lange in meinem Herzen gedrängt und getrieben. Nun soll es, so Gott will, balde heraus und zur Reife kommen. Doch laßt uns mitsammt zur Aula gehen zu den Studenten, die meiner harren. Die große Stunde ist nahe gerückt. Des Feindes Anschläge sollen nun balde vor unsrem Muthe zu Nichte werden! (Ab mit Hans durchs Thor.)

Achte Scene.

Wie Luther mit Hans völlig verschwunden ist, kommen von links an der Mauer entlang eine Anzahl Dominikaner und altgläubiger Wittenberger. Dann Eck und Ursula.

Dominikaner (mit halber Stimme). Schaut hin, geliebte Brüder, da sind wir am Elsterthor.

Wittenberger. Und dort ragt der Holzstoß empor. Viel Dank, Ihr Lutherischen, daß Ihr ihn selbst uns errichtet!

Dominikaner. Noch ist es leer. Keiner ist unseren Schritten gefolgt.

Wittenberger. Weil wir durchs andre Thor gezogen und an der Stadtmauer entlang kommen sind.

Eck. Triumph! Wir haben den Platz und können dem gräßlichen Frevel wehren, daß hier des Papstes hochheilige Bulle verbrannt wird.

Ursula. Vergeßt nicht, hochehrwürdigster Nuntius, meiner Bitte Folge zu geben und den Wittenbergern die Aufnahme der flüchtigen Nonnen als ketzerisch Unterfangen auf's strengste zu untersagen.

Eck. Hegt keinen Zweifel, geliebte Schwester. Eure verirrten Schäfchen sollen gar balde zurückkehren in die Hürde der heiligen Kirche. Laßt mich nur erst die Bücher des Ketzers verbrennen, so will ich die Bürger bei allen Strafen des Himmels verwarnen, daß sie den Nonnen bei sich keine Zuflucht gönnen. Verlaßt Euch auf mich!

Ursula. Gottes Segen auf Euer geweihtes Haupt.

(Bürger werden im Thore sichtbar.)

Eck. Doch seht! Schon regt sich's dadrinnen! Das Volk rennt zusammen und fragt, was es giebt. Nur herzu, Du thörichte Menge, ich will Dir die Augen öffnen. Schaart Euch um mich. Wir müssen ein klein tapfer Häuflein ausharren wider die Rotte Korah.

Bürger. Ei seht doch, Gevatter, was es hier giebt!

Frau. Jesus Christus! Das ist ja der Eck leibhaftig! Den hab' ich zu Leipzig über die Straße stolziren sehn am Frohnleichnamstag.

Bürger. Der Eck? Was sucht der in Wittenberg? Will er uns unsren Luther schimpfiren?

Dominikaner (zeternd). Sperrt Eure Ohren auf, Ihr Christen von Wittenberg! Der große Kanzler von Ingolstadt, Doktor Johannes Eck, ist als päpstlicher Nuntius heimgekehrt aus der ewigen Stadt. Er führt als das allerköstlichste Gnadengeschenk eine Bulle von Sr. päpstlichen Heiligkeit Leo X. mit und läßt sich, dieweil etwelche unfromme Professores den Anschlag jothaner Bulle hoffärtig verweigert, aus christlicher Liebe herbei, sie mit eignem Munde allhier vor Euch zu verlesen.

Bürger. Was? Eine Bulle wider den Gottesmann Luther?

Bürger (durcheinander). Hört Ihrs wohl? Eine Bulle!

Bürgerin. Ach, du himmlischer Vater, nun ist es aus mit dem Luther. Ich hab' es ja immer gesagt; er wird ein schlimm Ende nehmen.

Dominikaner. Lauschet der Stimme des heiligen Vaters!

Bürger. Seid ruhig! Habt Acht! Man muß sie hören.

Eck (dem ein Dominikaner die Bulle gegeben hat, in die Mitte des Kreises eintretend und mit erhobener Stimme vorlesend). „O Herr, stehe auf, erhebe Dich und richte Deine Sache! „Deinen Weinberg unterwindet sich zu verderben ein wildhauend Schwein aus dem „Walde! Stehe auf, Petre, stehe auch Du auf, Paule! Endlich steh' auf und erhebe „Dich, Du Versammlung der Heiligen und der ganzen christlichen Kirche, deren wahr„haftige Auslegung der Heiligen Schrift hintangesetzt Einer, dessen Gemüth der Vater „der Lügen verblendet hat."

Neunte Scene.

Von rechts an der Stadtmauer entlang Luther an der Spitze seiner Freunde, vieler Studenten und Professoren, die Bulle in der Hand. Ekbert mit Rittern. Hans von Bora. Viel Volk strömt nach, darunter angesehene Bürger und Bürgersfrauen. Ein wenig später Reichenbach und Frau von links.

Luther (stutzend). Man kam uns zuvor?

Ekbert. Gotts Blitz, wer that uns den Schimpf?

Hans. Das ist ja der Leipziger Eck.

Student. Was will der? Laßt uns hindurch. Wir haben's gebaut. Das ist unser Werk.

Studenten (tumultarisch). Ja, laßt uns hindurch.

Eck. Zurück! Wer wagt es, zu stören, wenn Gott aus dem Munde des Heiligen Vaters spricht?

Dominikaner. Vernehmt die Bulle!

Ekbert. Reißt sie ihm aus den Händen!

Studenten. Reißt sie in Stücke!

Luther. Still, lieben Freunde! Gönnt doch dem Manne den Trost. Er will uns die Arbeit erleichtern. Lasset uns horchen, ob wir nicht doch etwan ein Körnlein Sinn aus dem Schriftwerk klauben. Fahrt fort in der Lesung, Herr Nuntius. Besorgt keine Störung weiter!

Eck. Vernimm den Donner des Himmels, hochmüthiger Ketzer, und laß Dich von seinem Blitzstrahl zerschmettern!

„Wir haben leider mit unsren Augen gesehn und gelesen viele und mannigfaltige „Irrthümer, so da sind ausgebrütet von einem Bruder des Ordens St. Augustini, „heißt Martin Luther; selbiger Luther hat sich keck unterfangen, die heilige Schrift „nach eigner Meinung zu lesen und auszulegen, falsche Lehren verbreitet vom Ablaß, „von Petri Schlüsselgewalt, von Buße und Glauben, von guten Werken und von „Concilien. Derhalben wir solche Lehren verdammen, verbieten auch allen Christ„gläubigen, Schriften, von selbem Martino an Tag gegeben, zu lesen, zu predigen oder „zu bergen, befehlen aber desselbigen Luther Schriften auf offnem Markt zu verbrennen.

Student. Eh' solches geschieht, brennst Du selbst.

Studenten und Volk. Wir leiden's nimmer!

Alle (durcheinander). Luther, Luther, gieb ihm Bescheid!

(Großer Tumult: während Eck am Mantel gezerrt wird, so daß er auf ein Knie stürzt, hat man Luther hinter den Scheiterhaufen geführt, wo er eine Erhöhung besteigt und nun über Alle und über den sich im Fallen erschreckt nach ihm umwendenden Eck hinausragt: momentanes lebendes Bild.)

Luther. Ihr werdet Euch, meine Freunde, nicht wundern, wenn ich nicht leiden will, daß meine Schriften allhier verbrannt werden; sind sie doch meiner selbst ein Theil und für Euch ein Labsal und Trost gewesen in harten Zeiten. Am wenigsten

aber ziemt es sich wohl für den Eck, solch Richteramt hier zu üben; denn wisset! Er selber hat eine Schrift lassen ausgehen, welche wohl werther des Feuers ist, daß er mir hat anzünden wollen. In seinem Büchlein „Vom himmlischen Brautstand" sind gar schändliche Reden enthalten, womit er des Weibes Würde schmählich schimpfirt, und giebt vor dadrinnen, der einzig rechte Brautstand für christliche Jungfrauen sei der mit dem Heiland, verflucht auch jegliche Nonne, so aus dem Kloster entflieht und jegliche Stadt, die sie aufnimmt. Wollt Ihr das auch thun, wenn ehrsame Jungfrauen, die man gezwungen in's Kloster zu treten, kommen, um Euren Schutz zu erflehen?

Bürger und Bürgerinnen. Nein, wahrlich! Das wollen wir nicht.

Zehnte Scene.

Katharina von Bora ist an der Spitze von acht Nonnen von links aufgetreten.

Luther. So nehmt sie freundlich auf. Unleidlichem Zwange sind sie entflohen und hoffen von Euch, daß Ihr ihnen die Freiheit sichert.

Eck. Wer nach des Luther Gebote handelt, der ist verflucht. Hört allesammt die letzten Worte der Bulle: Den Mönch Martin Luther verdammt die Kirche; er ist im Bann!

Käthe. Luther gebannt? O himmlischer Vater!

Bürger. Im Banne Luther! Vernahmt Ihr's? Im Banne!

Eck. Wagt Ihr noch seines Geistes Kinder in Wittenberg aufzunehmen und damit den Bann auf Euch selbst herabzubeschwören?

Ursula (zu Katharina). Wagst Du noch seine Spur zu wandeln, Du Thörin?

Käthe. Bei ihm ist Wahrheit. Ich stehe zu Luther.

Bürger und Volk. Wir auch — wir Alle! Luther, wir bleiben Dir treu!

Reichenbach's Frau. Und handeln nach Deinem Gebote. (An der Seite Reichenbach's auf Katharina zutretend). Seid willkommen in meinem Hause, liebwerthe Jungfrau. Ihr, meine Freundinnen, thut desgleichen und führet die Flüchtigen Euren Männern als Gäste ins Haus.

(Bürgersfrauen begrüßen die Nonnen aufs Herzlichste und schließen sie in ihre Arme.)

Luther. Ich dank' Euch, Ihr Lieben, daß Ihr Euch nicht habt schrecken lassen der Bannbulle Drohen. Denn was für ein nichtiges Büchlein ist doch diese Bulle! Sie schilt mich, daß ich die Schrift über Alles stelle und selber darin zu forschen und auszulegen mich unterfange. Ja wahrlich, das thu' ich, und will keinen andren Meister haben als nur unseren Herrn Jesum Christum und will alle anderen für Mitschüler halten. Mein Meister aber, der lehret mich, daß wir Alle seine Apostel sind und darum ruf' ich: Die göttliche Wahrheit ist mit Nichten ein Vorrecht oder Geheimniß, sondern Gemeingut und Offenbarung.

Student. Kein Vorrecht!

Studenten, Ritter und Volk. Gemeingut!

Ekbert. Und kein Geheimniß!

Studenten, Ritter und Volk. Nein, Offenbarung!

Luther. Mit solcher Lehre werf' ich die drei papiernen Mauern um, die das Papstthum erdichtet hat; den geistlichen Stand, des Papstes Untrüglichkeit und sein alleinig Recht, ein Concil zu berufen.

Viele. Nieder mit ihnen!

Luther. Die Schreckmittel aber, mit denen sie dräuen, veracht' ich. Die Päpstlichen haben noch nie einmal, wenn Einer wider sie sprach oder schrieb oder that, mit Schriften oder Vernunft widerlegt, sondern sie haben ihn alle Zeit mit Gewalt und Bannen oder mit Listen verdrückt, verjagt oder aber — verbrannt. Und weil ihnen solchergestalt die höchste Vernunft in der Flamme wohnt, so wollen wir ihnen zeigen, daß wir uns mit Nichten vor ihren brennenden Argumenten fürchten, sondern ihnen ein Licht aufstecken, das ihnen heimleuchten soll nach Rom.

Ursula. Entsetzlich! Weß erkühnt sich der Frevler!

Eck. Auf, Ihr Freunde der Kirche! Laßt ihn das Gräßliche nicht vollenden!

Dominikaner (wollen den Studenten die Bulle entreißen). Gebt uns die Bulle!

Studenten. Zurück!

(Die Dominikaner werden zurückgedrängt. Luther empfängt aus den Händen eines Studenten ein Exemplar der Bulle. Andere Studenten haben inzwischen den Holzstoß angezündet.)

Luther. Her mit Dir, Du falsches unchristliches Buch! Weil Du den heiligen Sohn des Herrn betrübt hast, verzehre Dich jetzt das ewige Feuer!

(Er wirft die Bulle ins Feuer: Eck, Ursula und die Dominikaner thun einen fürchterlichen Schrei (zugleich!, und verdecken sich ihre Gesichter.)

Elbert. Schon züngelt's empor.
Student. Ha, seht wie die Blätter sich krümmen.
Ursula. Entsetzlich!
Eck. Alle Flüche des Himmels über den Frevler!
Luther (dem der Student einige andre Bücher gegeben). Und also sagen wir ab dem Reiche des Papstes und werfen in's Feuer die falschen kanonischen Bücher.
Studenten und Volk (die Hand wie zum Schwur erhebend). So sagen wir ab. Hinein mit den Büchern, hinein!
Luther. Die Lüge verderbe, die Wahrheit siege! Ein deutsch Concil soll uns frei machen von allen unrechten Banden. Das sollen die Deutschen Fürsten berufen. Der Herr aber gebe dem Kaiser Karl seinen Geist zum Wachsthume wider den Feind der Wahrheit!

Elfte Scene.

Staupitz (im Thor erscheinend).

Staupitz. Verblendeter Mann! Der Kaiser beruft Dich nach Worms, damit Du Dich dort verantwortest!
Eck. Dort, Ketzer, sollst Du gerichtet werden!
Käthe (schreit auf).
(Allgemeines Erstaunen; Luther schrickt zusammen. Kleine Pause.)
Luther. Gerichtet? (Sehr schmerzlich.) O Kaiser! (Sich zusammenraffend, stark und muthig). Und wenn auch so viele Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern: ich will hineingehn.
Volk, Studenten, Bürger. Heil, Martin Luther! Heil! Heil!

II. Der Reichstag zu Worms.

Aus Albert Lindner's „Reformator".

Der Reichsherold

(von rechts; die Thür bleibt weit offen. Er schreitet gemessen zwei Schritt herein und wendet sich nach der Thür).

Des Reiches Stände treten hier herein.
Des Hauptportals bedient die Majestät
Des Kaisers sich.
Der Erste seid ihr hier,
Herzog von Sachsen, Erzmarschall, Verweser
Des Deutschen Reichs,
Kurfürstliche Gnaden, Friedrich.
(Friedrich von Sachsen tritt ein.)

Friedrich (geht einige Schritte auf Luther zu und bleibt stehen).

Dein Muth ist mein Muth, Luther! Denke dessen!
Dein Landesherr verlangt's! Beschirm' dich Gott!
(Tritt durch den Vorhang.)

Reichsherold.

Es nahen jetzt die Herzöge von Sachsen,
Von Braunschweig und von Brandenburg.
(Die drei Fürsten kommen.)

Erich von Braunschweig (hält bei Luther).

Du ketzerischer Mönch, ich sage dir.
Ich, Erich, Fürst von Braunschweig, hab gehört,
Du seist ein tüchtger Kerl. Ist das der Fall,
So hat sich Gott — mein Sir — auch mal geirrt
Und besser steckest du in einem Panzer
Und trügst ein Schwert — in meinem Dienst, versteht sich!
Wenn dich dies Lob erfreuen kann, sei gelobt,
Je dennoch, wenn du braten mußt, so brate!

Joachim von Brandenburg.

Jedem das Seine! heißt's im Haus der Fürsten
Von Brandenburg. Luthere, fürcht' dich nit,
Thu nur das Rechte, ehre Gott den Herrn,
So bist Du schon geborgen. Willst du uns,
Den Deutschen, geben, was der Deutsche braucht,
So zähl' auf Hohenzollern. Fahre wohl!

Reichsherold.

Die Städte jetzt des römisch-deutschen Reichs,
Repräsentiert von Fugger, Handelsherrn
Zu Augsburg.

(Fugger kommt mit Anderen und geht in den Saal.)

Nun des Reichs unmittelbare
Und freie Ritterschaft, vertreten heut
Vom ehrenfesten Dalberg.

(Dalberg kommt mit Anderen, wie oben.)

Jetzt des Reichs
Erlauchte Grafenbank in der Person
Des Reichsgrafen von Stollberg-Wernigerod'.

(Stollberg kommt mit anderen Grafen, geht in den Saal.)

Des Deutschen Reiches starke Waffenmacht,
Vertreten durch den sieggewohnten Oberst
Georg von Frundsberg!

Frundsberg (kommt mit zwei Obersten, hält dicht hinter Luther).

O lieber Mönch, du thust nun einen Gang,
Dergleichen ich und mancher Oberster
Auch nicht in ernstestem Gefecht gethan.
Bist du auf rechter Meinung, fahre fort.
Besser als Feldgeschütz und Morgensterne
Wird Gott dich schützen! (In den Saal.)

(Fanfare im Saal.)

Reichsherold.

Des deutschen Kaisers Majestät erwartet
Den vorgeladnen Mönch, den Doktor Luther!

(Geht links hinaus.)

Luther.

Der heil'ge Wille meines Herrn geschehe!

(Bleibt stehn, die Bibel in der Linken. Trabanten kommen von links und rechts und ziehen den Verbau nach beiden Seiten hin fort. Es zeigt sich die **Reichsversammlung** in vollem Pomp. Ritter im Hintergrunde der erhöhte Thron des Kaisers Karl, worauf Karl mit Krone, Scepter und Reichsapfel unter dem Adler. Wappenherolde rechts und links. Zu beiden Seiten drei Sitzreihen, nach hinten aufsteigend. Rechts dem Kaiser zunächst der Kardinal-Legat Aleander und andere Würdenträger der römischen Kirche. Links vom Kaiser die Kurfürsten Friedrich von Sachsen, Joachim von Brandenburg, die Herzöge Erich von Braunschweig, Georg von Sachsen und Andere. Auf den zwei unteren Bänken die Reichsgrafen mit Stollberg, die Reichsstände mit Dalberg, Fugger. Rechts und links Ritter und Trabanten. Ein Tisch zur Seite, worauf Bücher und zwei Helme. Ein kaiserlicher Notar daran. Der Reichsherold neben dem Thron.) [Karl spricht gebrochen deutsch*). Lange Pause.]

Karl (prüft Luther).

Ist das der Mönch? Nun, beim dreifalt'gen Gott,
Der soll mich nicht zum Ketzer machen wollen!

(wendet sich verächtlich ab.)

Herr Kardinal, vollziehet, wenn's beliebt,
Was eures Amtes ist in dieser Sache.

Aleander (steht auf).

Martine Luther, gebt dem heil'gen Vater
Und gebt dem Kaiser Antwort —

*) Dasselbe ist in Henzens Drama der Fall und wird es dort sprachlich mehr angedeutet.
Die Redaktion.

Elbert. Schon züngelt's empor.
Student. Ha, seht wie die Blätter sich krümmen.
Ursula. Entsetzlich!
Eck. Alle Flüche des Himmels über den Frevler!
Luther (dem der Student einige andre Bücher gegeben). Und also sagen wir ab dem Reiche des Papstes und werfen in's Feuer die falschen kanonischen Bücher.
Studenten und Volk (die Hand wie zum Schwur erhebend). So sagen wir ab. Hinein mit den Büchern, hinein!
Luther. Die Lüge verderbe, die Wahrheit siege! Ein deutsch Concil soll uns frei machen von allen unrechten Banden. Das sollen die Deutschen Fürsten berufen. Der Herr aber gebe dem Kaiser Karl seinen Geist zum Wachsthume wider den Feind der Wahrheit!

Elfte Scene.

Staupitz (im Thor erscheinend).

Staupitz. Verblendeter Mann! Der Kaiser beruft Dich nach Worms, damit Du Dich dort verantwortest!
Eck. Dort, Ketzer, sollst Du gerichtet werden!
Käthe (schreit auf).
(Allgemeines Erstaunen; Luther schrickt zusammen. Kleine Pause.)
Luther. Gerichtet? (Sehr schmerzlich.) O Kaiser! (Sich zusammenraffend, stark und muthig). Und wenn auch so viele Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern: ich will hineingehn.
Volk, Studenten, Bürger. Heil, Martin Luther! Heil! Heil!

II. Der Reichstag zu Worms.

Aus Albert Lindner's „Reformator".

Der Reichsherold

(von rechts; die Thür bleibt weit offen. Er schreitet gemessen zwei Schritt herein und wendet sich nach der Thür).

Des Reiches Stände treten hier herein.
Des Hauptportals bedient die Majestät
Des Kaisers sich.
Der Erste seid ihr hier,
Herzog von Sachsen, Erzmarschall, Verweser
Des Deutschen Reichs,
Kurfürstliche Gnaden, Friedrich.
(Friedrich von Sachsen tritt ein.)

Friedrich (geht einige Schritte auf Luther zu und bleibt stehen).

Dein Muth ist mein Muth, Luther! Denke dessen!
Dein Landesherr verlangt's! Beschirm' dich Gott!
(Tritt durch den Vorhang.)

Reichsherold.

Es nahen jetzt die Herzöge von Sachsen,
Von Braunschweig und von Brandenburg.
(Die drei Fürsten kommen.)

Erich von Braunschweig (hält bei Luther).

Du ketzerischer Mönch, ich sage dir.
Ich, Erich, Fürst von Braunschweig, hab gehört,
Du seist ein tüchtger Kerl. Ist das der Fall,
So hat sich Gott — mein Sir — auch mal geirrt
Und besser steckte st du in einem Panzer
Und trügst ein Schwert — in meinem Dienst, versteht sich!
Wenn dich dies Lob erfreuen kann, sei gelobt,
Je dennoch, wenn du braten mußt, so brate!

Joachim von Brandenburg.

Jedem das Seine! heißt's im Haus der Fürsten
Von Brandenburg. Luthere, fürcht' dich nit,
Thu nur das Rechte, ehre Gott den Herrn,
So bist Du schon geborgen. Willst du uns,
Den Deutschen, geben, was der Deutsche braucht,
So zähl' auf Hohenzollern. Fahre wohl!

Reichsherold.

Die Städte jetzt des römisch-deutschen Reichs,
Repräsentiert von Fugger, Handelsherrn
Zu Augsburg.

(Fugger kommt mit Anderen und geht in den Saal.)

Nun des Reichs unmittelbare
Und freie Ritterschaft, vertreten heut
Vom ehrenfesten Dalberg.

(Dalberg kommt mit Anderen, wie oben.)

Jetzt des Reichs
Erlauchte Grafenbank in der Person
Des Reichsgrafen von Stollberg-Wernigerod'.

(Stollberg kommt mit anderen Grafen, geht in den Saal.)

Des Deutschen Reiches starke Waffenmacht,
Vertreten durch den sieggewohnten Oberst
Georg von Frundsberg!

Frundsberg (kommt mit zwei Obersten, hält dicht hinter Luther).

O lieber Mönch, du thust nun einen Gang,
Dergleichen ich und mancher Oberster
Auch nicht in ernstestem Gefecht gethan.
Bist du auf rechter Meinung, fahre fort.
Besser als Feldgeschütz und Morgensterne
Wird Gott dich schützen! (In den Saal.)

(Fanfare im Saal.)

Reichsherold.

Des deutschen Kaisers Majestät erwartet
Den vorgeladnen Mönch, den Doktor Luther!

(Geht links hinaus.)

Luther.

Der heil'ge Wille meines Herrn geschehe!

(Bleibt stehn, die Bibel in der Linken. Trabanten kommen von links und rechts und ziehen den Vorhang nach beiden Seiten hin fort. Es zeigt sich die **Reichsversammlung** in vollem Pomp. Mitten im Hintergrunde der erhöhte Thron des Kaisers Karl, worauf Karl mit Krone, Scepter und Reichsapfel unter dem Adler. Wappenherolde rechts und links. Zu beiden Seiten drei Sitzreihen, nach hinten aufsteigend. Rechts dem Kaiser zunächst der Kardinal-Legat Aleander und andere Würdenträger der römischen Kirche. Links vom Kaiser die Kurfürsten Friedrich von Sachsen, Joachim von Brandenburg, die Herzöge Erich von Braunschweig, Georg von Sachsen und Andere. Auf den zwei unteren [illegible] die Reichsgrafen mit Stollberg, die Reichsstände mit Dalbergs, Fugg[illegible]echts und [illegible]er und Trabanten. Ein Tisch zur Seite, worauf Bücher und zwei Helme[illegible]ferlicher [illegible]an. Der Reichsherold neben dem Thron.) [Karl spricht [illegible]eutsch*). Lange Pause.]

[illegible]l (prüft Luther).

[illegible]er W[illegible]un, beim dreifalt'gen Gott,
[illegible]mich [illegible]Ketzer machen wollen!
[illegible]sich verächtlich ab[illegible]
[illegible]oinal [illegible]wenn's belie[illegible]
[illegible]s A[illegible]dieser Sache
[illegible]Luth[illegible]der (steht [illegible]
[illegible]der [illegible]heil'gen [illegible]
[illegible]twort —

[illegible]all und [illegible]prachlich mehr angedeutet.
Die Redaktion.

Erich (zu seinen Nachbarn).

Hört ihr auch?
Der Papst geht vor dem Kaiser!

Aleander.

Sind die Bücher
Auf jenem Tisch von euch geschrieben worden?

Luther (geht an den Tisch und nimmt zwei oder drei Bücher auf).

Ich schrieb die Bücher. (Tritt zurück.)

Aleander.

Bleibet ihr noch jetzt
Auf jener Meinung, die die Bücher lehren?

Luther.

Bis an mein Ende.

Aleander.

Die Concilia
Verdammen, was ihr schriebt.

Luther.

Verdammt es auch
Der heilige Augustin? Ist's nicht gemäß
Dem Evangelio in jedem Wort?
Nicht alle gleicher Art sind diese Bücher;
Vom Christenglauben und von guten Werken
Wird abgehandelt in der ersten Art.
Kein noch so hitzger Widersacher hat
Anstoß geäußert an dergleichen Schriften.
Die andere aber wendet sich in Eifer,
Ich gebe zu, nicht immer sanften Tons,
Gegen das Papstthum und die römschen Priester,
Die mit verruchtem Beispiel alle Christen
An Seel' und Leib verwüstet, die Gewissen
Der Welt gemartert und beschwert, die Güter
Des deutschen Volks durch schnöde Tyrannei
In ihren großen Bauch hineingeschlungen.

Erich.

Mein Sir, so ist's, ich wagt's nur nit zu sagen.

Luther.

Verleugnet' ich die Schriften dieser Art,
So stärkt' ich Tyrannei, daß sie zum argen
Schanddeckel alles Teufelswesens würden.
Zum dritten schrieb ich wieder Einzelne,
So römsche Willkür schützten, förderten,
Und das gottselge Wort verdunkelten.
Auch diese widerruft der Luther nicht,
Weil er Verbündeter nicht werden will
Des höllischen Raubthiers, das die Welt beängstet.
Mein Herr, der Heiland, sprach: „Hab ich geredet,
Was übel war, so müßt ihr mirs beweisen
Aus meines Vaters Wort!" Und ich erwarte
Den gleichen Nachweis, Eminenz, von euch.

Erich.

Mein Sir, er hat den Krebs schon bei der Nase.
Nun passet auf, ob er beweisen kann.

Aleander.

Die Ketzereien dieses Mönches sind
Bereits vom Papst und von der Kirche selbst
Verdammt, was braucht es weiteren Beweis!

Erich.

Der Krebs ist auf dem Rückmarsch, meiner Six.
Er kanns mit widerlegen, was der Ketzer
Gesagt. Ein mut'ges Männchen, meiner Treu!

Karl.

Was soll der Umschweif! Schlicht und simpel, Mönch:
Beliebt's zu widerrufen oder nicht?

Luther.

Hier ist die Antwort, Kaisers Majestät:
Sie ist gehörnt nicht noch gezähnt*). Vermag
Man mit Beweisen aus der heilgen Schrift,
Mit hellen Gründen mich zu widerlegen,
So widerruf' ich freudig meine Schriften.
Dem Papst allein und den Konzilien
Mess' ich nicht unfehlbaren Glauben bei,
Weil es am Tag ist und gar oft bezeugt,
Daß sie geirrt und sich in Widersprüchen
Gefangen haben. Darum kann und will ich
Nichts widerrufen, was zur Ueberzeugung
In mir gereift aus Gottes heilger Schrift.
Hier steh ich, kaiserliche Majestät,
Gott helfe mir, ich kann nicht anders. Amen!

Gemurmel (auf der Bank der Klerikalen).

Der aberwitzige Mönch! Der Grobian!

Karl.

Das Mönchlein redet wacker, hat zwei Augen
Von scharfer Glut und Spekulationen
Seltsamer Art in seinem Kopf. —

Erich.

Mein Six,
Er hat geredet wie ein Oberster.
Auf seiner Stirne steht der Schweiß. So bringt
Ihm doch 'ne Maß Einbecker Biers von mir!
Reichsherold, ich ersuch euch.

(Der Herold bringt Luther die Kanne.)

Luther.

Welcher Fürst
Will mir so wohl in Gnaden?

(Der Herold bedeutet ihn.)

Luther (laut).

Wie der Herzog
Erich von Braunschweig meiner so gedacht,
So denke Jesus sein im letzten Kampfe! (Trinkt.)

Erich.

Nicht Ursach, Mönch, denn schmoren mußt du doch.
's ist heiß im Feuer, nimm noch einen Schluck.

(Luther verbeugt sich und giebt den Krug zurück.)

Karl.

Reichsherold, sammle jetzt die Stimmen ein
Der deutschen Stände. Ihr, Herr Reichsverweser,
Füllt voll die Formen, oder muß ich sagen,
Erfüllt die Form? die das Geschäft verlangt.

*) Neque cornutum neque dentatum, sagte Luther.

Joachim (zum Nachbar).

Ein deutscher Kaiser, der nicht deutsch versteht!

(Der Reichsherold sammelt die Kugeln in zwei Urnen, die Klerikalen stimmen nicht.)

Kardinal.

Ihr habt den Luther frei Geleit gesichert?

Karl.

Das hab ich, Eminenz.

Kardinal.

Doch einem Ketzer
Braucht man nicht Wort zu halten, Majestät.

Karl (steht auf, zornig).

Meint ihr? Die Meinung mag für Rom geziemen,
Der Majestät, an die ihr euch gewandt,
Dem deutschen Kaiser ziemt sie nicht. Erwartet,
Was Karl beschließen wird in dieser Sache.

(Der Herold bietet dem Kaiser die Urnen.)

Zwei Helme bringt mir!

(Der Herold reicht sie ihm hin vom Tisch, der Kaiser entleert die Urnen in Helme.)

Karl.

Der schwarzen Kugeln sind um eine mehr
Gegen die weißen.

Reichsherold.

Martin Luther ist —

Kardinal (laut).

Verdammt zum Holzstoß —

Karl.

Wie da rechtens ist.

Erich.

's ist aber schad' um diesen tücht'gen Kerl.
Man hat nit viel dergleichen bei der Fahne.

Karl (leise).

Mich ärgert dieser röm'sche Uebermuth,
Der meiner Majestät zu nahe tritt.

(laut)

Der Kaiser hat zwei Stimmen. Her den Helm.
Zwei weiße Kugeln werf' ich diesem Ketzer
Gilt frei Geleit, wie zugesagt! Ich wills!

(Alle deutschen Stände stehn auf, außer Erich, und schlagen an ihre Schwerter. Alle Uebrigen im Saal drängen mit erhobener Hand in die Nähe des Kaisers. Die Klerikalen bleiben sitzen.)

Alle.

Heil Kaisers Majestät!

Friedrich von Sachsen (steht auf).

Bis in den Tod
Gelobt euch Deutschland seine Treu', da ihr
Dem deutschen Volk die Ehre habt gewahrt.

Karl.

Still, Kurfürst, euer Kaiser hat das Wort!
Martine Luther, frei Geleit versprach ich.
Ein Kaiser hält sein Wort, zum mindesten
Thut das der deutsche. Doch ein Ketzer bist du
Und Widersacher unsrer heilgen Kirche.
Drum ruf ich, wenn du angelangt daheim,
Die Reichs- und Aberacht auf dich herab,

Daß niemand dich im ganzen Römschen Reich
Behause, höfe, speise oder tränke,
Vielmehr nach zwanzig Tagen sei erlaubt,
Dich auszuliefern in die Hand von Rom.
(Steigt herab, die Versammlung löst sich auf.)

Friedrich von Sachsen (naht Luther).

Seid nur erst sicher in dem Sachsenland,
Mein Wort, Herr Doktor, daß ihr sicher seid
Vor allen römischen Schlingen.

Erich.

Mir behagts,
Daß er als Ketzer in die Acht gethan,
Doch weils ein tüchtger Kerl ist, meiner Six!
So thut mirs leid um ihn.

(Der Kaiser hat sich langsam Luther genähert. Er betrachtet ihn in der Nähe lange und schweigend. Luther richtet das Auge voll und kühn auf ihn. In Gedanken verloren, entfällt dem Kaiser das Scepter. Joachim von Brandenburg, der in der Nähe war, hebt es auf und reicht es dem Herold, dieser dem Kaiser. Jetzt erst besinnt sich Karl und sieht das Scepter an.)

Karl.

Wer hob das deutsche Kaiserscepter auf?

Reichsherold.

Der Fürst von Brandenburg, der Hohenzoller.

Karl (fixirt Joachim).

Ihr tragt wohl ein Gelüst nach diesem Stab?
Denn eure Adler wollen hoch hinaus.

Joachim (kräftig).

Uns hat noch nie gelüstet, Majestät.
Doch kommts an uns, so hat es Gott gegeben, *)
Und mit demselben Gott behaupten wirs!
(Getöse draußen, der Reichsherold geht an den Eingang.)

Karl.

Was will das Volk von Worms?

Reichsherold.

Es hat gehört,
Wie dem Verklagten hier der Spruch gefallen.
Und bringt in den Palast trotz aller Wachen —
(Volk dringt lärmend durch alle Eingänge herein, selbst durch die Fenster im Hintergrund.)

Karl.

Droht uns Gefahr?

Volk.

Heil Deiner Majestät!
Der Doktor Luther lebe!

Aleander (zu den Seinen).

Steht das so?

Karl.

Ist das der Geist, der sich in Deutschland regt?
Nun, wohl bekomm' er euch, ihr römschen Herren!
Folgt uns zur Andacht in die Schloßkapelle.
(sieht Luther an.)
Ein kühner Mönch! Er hat mit großem Muth
Und gar gescheut geredt. Er fahre wohl!
(Ab mit allen.)

*) Eine feine antecipirende Symbolik. Die Redaktion.

Volk.

Hoch Kaiser Karl! Der Doktor Luther lebe!

(Karl geht ab, die Stände folgen. Das Volk drängt stürmisch nach. Durch die Fenster des Hintergrundes bricht der Abendschein. Eine rothglühende Lichtsäule entwickelt sich.)

Luther (wirft sich auf die Kniee).

Ich hab' gesiegt! Die Furchen, Herr und Vater,
Sind in die Zeit gerissen. Sorge du
Für kräft'gen Samen und für Sonnenschein.
Ist's mein allein, was ich gethan, so wird's
Bestand nicht haben für der Jahre zween,
Doch ist's dein Werk, mein Gott, so dämpft es keiner.
Zu deiner Ehre meint' ich nur zu wirken,
Und zu der Ehre meines deutschen Volks!

(Steht auf.)

Im Herbst.

Was macht Dich plötzlich bleich und stumm,
Du liebes, blondes Kind?
Was schaust Du Dich so ängstlich um,
Was lauschst Du in den Wind?

Hat Dich gemahnt des Herbstes Wehn
Und rings das dürre Laub,
Daß einst Du selber wirst vergehn
Und daß auch Du nur Staub?

Rief sterbend Dir die Schwester dort,
Die welke Rose, zu
Wehmüthig lächelnd wohl das Wort:
Bedenk', einst welkst auch Du?

Sag, oder war's der fahle Duft,
Der um die Wälder zieht,
War es der Kranich in der Luft,
Der nach dem Süden flieht?

Was es auch sei — o zage nicht!
Dir blüht im Seelengrund
Ein Lenz, den Dir kein Herbststurm bricht;
Dein Auge thut mir's kund!

Komm, laß mich fassen Deine Hand,
Lehn' an mein Herz Dein Haupt; —
Was fragen wir, ob rings dem Land
Der Herbst die Rosen raubt?

Laß' rauschen, Lieb, das Weltgeschick
Vorbei mit Lust und Leid;
Gehört in jedem Augenblick
Uns nicht die Ewigkeit?

Reinhold Fuchs.

Ein Schmerz.

Von

J. Boy-Ed.

Es war der Wunsch seines Lebens gewesen und mit einem seltsamen unbegründeten Eigensinn ging er der Erfüllung dieses Wunsches aus dem Wege — nun war die Stunde da, nun stand er dort auf weißsandigem Hügels Rücken und blickte hinweg über den breiten, hellen Strand auf das Meer. Grauschwarz, schwerwogend, ohne die Schaumzier weißer Wellenkämme, ohne den augenblendenden Glanz der Sonne, die sich auf der Fläche malt, lag es vor ihm, ein stummes, rastloses Ungeheuer, überspannt von dem grauen, wolken- und strahlenlosen Himmel. Dieser Anblick bedeutete für ihn, der hier oben stand, eine Enttäuschung; er war eigentlich kein Naturschwärmer, aber wenn die Natur ihm ein Bild hinmalte in großen und wilden Zügen; nahm sie ihn doch gefangen und er hatte erwartet, daß ihn der Anblick des Meeres wenden würde wie eine gigantische Offenbarung. Vielleicht daß es an der kleinen Schar lauter Menschen lag, die ihm seine Einsamkeit störten und sein Ohr, welches suchte vielleicht ein leises Murmeln der Wasser zu vernehmen, mit neckischem Zuruf kränkten. Landwärts, am Fuße der sich längs des Strandes hinziehenden wellenförmigen Erderhebung, lagerte auf rothblühendem Heidekraut eine kleine Gesellschaft von Damen und Herren.

Der bärtige Mann, der allein droben stand, wandte sich nun rückwärts und schaute über sie und den schmalen Heidestrich hinweg auf den nahen Horizont, den der Wald begrenzte, der sattroth erglühte mächtige nordische Buchenwald. Am Saume des Waldes, meerwärts gewandt, erblickte man die Façade eines alten, schloßartigen grauen Hauses. Sein Vorgarten stieß an die Heide, sein Park mochte sich hinten in den Tiefen des Waldes verlieren. Der Mann bemaß mit dem Auge die Entfernung; sie hatten ihm gesagt, daß in manchen Nächten der Schlaf sein Auge fliehen werde von dem Gebrüll des Meeres, nun däuchte es ihm unglaublich, daß dieses graue, lautlos durcheinander sich schiebende Wasser einmal so laut auftosen könne.

„Hallo, Markwart", rief von drunten eine kräftige Männerstimme, „was träumst Du — komm herab, das Träumen ist nicht Deine Art."

Ein Arm und eine Hand, die ein grünes Römerglas hielt, reckte sich hoch aus der Gruppe auf.

„Das ist eine gute Lockung", rief Markwart lachend zurück. Sein Fuß aber, ungewohnt an dem rinnenden Sande Halt zu suchen und zu finden, glitt beim raschen Abstieg aus, er langte auf eine sehr komische, rutschende Weise unten an, vom Jubel der andern empfangen. Er gesellte sich dem Kreise zu, der sich um einen Korb mit Flaschen und Gläsern gebildet hatte.

„Holdselige Frau Wirthin, Euer Wohl und Deines auch, Freund Günther", sprach er, zu der hübschen, kleinen, blonden Frau gewandt, welche neben ihm saß und fleißig aus einem Körbchen reife dunkle Pflaumen aß, die sie mit zierlichen Fingerspitzen auseinander brach und ihnen dann das lose Steinchen entnahm, um es hinter sich zu schleudern. Kauend nickte die kleine Frau ihm ungenirt zu, Günther, ein kraftvoller, hoher, sonngebräunter Mann, schlug ihm derb auf die Schulter.

„Mög' es Dir gefallen, Freund", rief er, „in meinem Hause ist's noch allemal den Gästen wohl geworden. Deine Schuld ist es, daß Du zehn Jahre gewartet hast, ehe Du einmal gekommen bist, Manghild und mir die Herbsteinsamkeit unseres hiesigen Aufenthaltes zu verschönern. Du bist auch der einzige, dem Manghild das verzeiht."

„Ich schleppe immer mit, wer sich nur irgend schleppen läßt. Voriges Jahr hatten wir eine nette Gesellschaft, da waren Swensons, Volkmars und Editha ... aber nicht wahr, wir wollen auch lustig sein?" Dabei nahm Frau Manghild ihrem Gatten das Glas aus der Hand und stieß der Reihe nach mit den sechs Personen an, aus denen der Kreis, außer ihr, bestand. Sie sprach das Deutsch mit dem harten und zugleich pikanten Accent, wie die Dänen pflegen.

„Auf fröhliche Herbsttage", rief man ihr zu.

„Und wird Editha nicht auch dieses Jahr kommen?" fragte eine röthlich-blonde Dame, die ebenfalls ihre dänische Nationalität nicht verleugnen konnte.

„Sie wird heute vielleicht eintreffen."

„Wer ist Editha?" fragte Markwart, dem dieser Name wie eine halbverlorene Erinnerung in die Ohren klang.

„Meine einzige Schwester", antwortete Günther, „Du erinnerst Dich vielleicht von jener Zeit her, als wir in Göttingen zusammenwohnten, daß ihre Briefe meine Freude und mein moralischer Halt waren."

Jetzt erinnerte Markwart sich auch sogar, daß er damals die Bilder der schönen Schwester seines Studienfreundes mit ganz merkwürdigem Eifer betrachtet. Während die Gesellschaft mit Frau Manghild laut lachte und plauderte, fragte Markwart halb aus wiedererwachtem Interesse, halb aus Herzenshöflichkeit gegen den Gastfreund, nach den Schicksalen Edithas.

„Sie hat sich jung vermählt, zu jung, um zu wissen, was sie that; mir schien, sie war nicht glücklich. Sie ist seit zwei Jahren Wittwe und so mag, da sie ja noch jung genug ist, sich wieder zu vermählen, ihr Leben noch eine freundliche Wendung nehmen, zumal da sie sich in materieller Beziehung vollständiger Unabhängigkeit erfreut. Unsere Wege sind, wenngleich nicht in Unfreundlichkeit, sonst voneinander

getrennt, meine kleine lustige Manghild und Editha passen gar nicht zusammen. Nur im Herbst, wenn Manghild und ich von Kopenhagen hierher auf unsern alten schleswigschen Familiensitz gehen, kommt auch Editha, um die Heimat zu begrüßen. Sie lebt meistens in München oder Wien.

„Mir so nahe", rief Markwart, „wie seltsam das ist. Meine Frau hätte ihr vielleicht Freundin sein können, sie hätte in unserm Hause eine Stätte gehabt, wo sie vor theilnahmvoll horchenden Ohren von dem geliebten Bruder reden durfte."

Günther zuckte die Achsel.

„Editha hat sich verändert, sie ist — wie soll ich sagen — unbequem geworden — Manghild behauptet, man könne nicht von Herzen froh sein in ihrer Gegenwart", sagte er vertraulich.

„Also eine sentimentale unverstandene Frau", fragte Markwart und dachte froh an sein verständig heiteres Weib.

„Ja, so etwas wird's sein", bestätigte Günther.

„Markwart, mein Mann sagt, Sie können Verse machen", rief hier Frau Manghild, „bitte, bitte, dichten Sie uns ein Schäferspiel — die Hauptrolle für mich. Ach, das ist lustig — wenn schlechtes Wetter wird, spielen wir Theater. Amüsiren will ich mich nun einmal."

„Manghild, Du wirst Dir mit den Pflaumen den Magen verderben", sagte Günther und riß ihr das Körbchen fort, aus dem sie immer noch gegessen. Manghild sprang auf, er lief davon, gleich holte sie ihn ein, zauste seinen Schnurrbart und er trug sie auf seinem Arm zurück.

„Ihr seht es alle, welch' ein Tyrann er ist", lachte die kleine Frau und küßte dann ihren Gatten schnell und heftig vor der ganzen Gesellschaft. „Allons — Swen", rief sie einem alten Diener zu, welcher etwas abseits wartend stand, „packe ein. Wir wollen heimkehren. Es wird Abend. Torvstadt, Wetterprophet — haben wir morgen Regen?"

Herr Torvstadt, der Gatte jener röthlich-blonden Dame, schob seine Brille hoch auf die kahle Stirn und blickte mit unbewaffneten Augen auf das Meer, wo eben hinter der grauen Luft der weißliche, strahlenlose Sonnenball sich dem Horizont näherte.

„Wir werden morgen den herrlichsten Septembertag haben", sagte er, sich die Hände bedächtig reibend.

„Ich wollte, es regnete, damit wir Markwarts Verskünste kennen lernen. Geben Sie mir Ihren Arm — Günther, Du darfst Frau Torvstadt führen — aber, meine Liebe, rauben Sie mir nicht sein Herz. Nun sagen Sie, Markwart — kommen Sie, gehen wir rasch voran — eins — zwei — eins — zwei — Sie halten schlecht Schritt — sagen Sie, gefällt es Ihnen bei uns? Es muß Ihnen gefallen! Erzählen Sie mir, war Günther auch schon als Student so ein lieber Kerl? Oder habe ich ihn mir so zurecht gezogen?"

„Er war früher ernster", sprach Markwart.

„Gott sei Dank, dazu lasse ich ihm keine Zeit. Er war wohl so wie Editha? Ach, Sie kennen Editha nicht — na, Gott sei Dank, Sie sind verheiratet, sonst fürchtete ich mich für Sie. Ich bejammere nämlich im voraus den, der sich in Editha verliebt."

„Weshalb denn?“

„O Himmel, sie ist langweilig.“

Markwart fühlte ziemlich viel Unbehagen an der Seite der kleinen quecksilbernen Dänin und konnte einen leisen Zweifel an der Zuverlässigkeit ihres Urtheils nicht unterdrücken.

„Und Sie, verehrte Frau, hassen alles, was nach Langeweile aussieht?“ fragte er lächelnd. Sie nickte sehr bestimmt. „So schreiben Sie auch nur meinen Namen in das Register der Verlorenen, denn ich bin weit entfernt, unterhaltend zu sein.“

„Ihre arme Frau! Es muß schrecklich sein, einen Mann zu haben, der nicht unterhaltend ist. Aber ein Mann kann uns nie ganz langweilig werden, man hofft immer noch etwas herauszulocken, hingegen eine langweilige Frau — puh!“

„Es ist nur der umgekehrte Fall — dort hoffen wir immer noch etwas hervorzulocken.“

„Nun, versuchen Sie Ihr Heil mit Editha — vielleicht, weil Sie beide Deutsche sind, verstehen Sie sich ohnehin besser.“

„Das klingt spöttisch. Sie haben einen Deutschen geheiratet, wir befinden uns hier auf deutschem Boden und reden Deutsch —“

„Folglich wären wir Deutsche?“ fiel Manghild ein. „Nein, nein. Eine Meile weit ist die jütische Grenze, die dumme Grenze, die vor vierundsechzig nicht eigentlich vorhanden war. Günther ist mit mir in mein Vaterland gezogen — wir sind Dänen. Reden wir nicht davon, wir wollen nicht über Politik streiten, sondern uns zusammen amüsiren. Das ist internationales Menschenrecht. — Also wirklich, Sie machen manchmal Verse?“

„Seit ich verheiratet bin, nicht mehr“, antwortete Markwart unwillkürlich. Es ärgerte ihn sogleich, denn nun wollte Frau Manghild Aufschlüsse haben über den offenbar prosaischen Einfluß der Ehe, da auch ihr Günther ihr nie mehr so hübsche gereimte Zeilen zum Geburtsfest mache wie einst. Sie wollte auch genau wissen, wie die Frau Markwarts aussähe, wie ihre Art, ob sie glücklich seien und wie sie sich gefunden. Das Gesprudel von Fragen kam so zudringlich, herzlich, naiv und unruhig heraus, daß Markwart ruhig hätte antworten können, ohne sein Weib und seine Ehe durch Geständnisse zu entweihen, denn nicht bloß durch Klagen, auch durch ein Glückszeugniß kann man beides entheiligen. Aber wundersam — ihm war es, als habe er überhaupt nichts zu sagen, weder Gutes noch Trauriges, nur das eine schöne, stille Wort „ich liebe mein Weib.“ Und dabei stand vor seinem Geiste seine liebe, kleine Tochter, welche seinem Weibe so sehr glich.

Frau Manghild sprach in Einem fort, bis sie an dem Gartengitter standen, welches den Vorgarten und seine dürftigen Rasenflächen und niederen Gebüschpartien von der Heide trennte. Man sah, alle Kultur hatte dem dürren Boden keine üppige Flur abgewinnen können, die weißsandigen Wege um den graugrünen Rasen waren ungepflegt, von frühgefallenen Blättern überstreut. Vor der Terrasse, welche sich von dem Hochparterre des Hauses hinzog, fristeten ein paar Pelargonien- und Phloxbeete ein jämmerliches Dasein. Erst hinter dem Hause ward der Boden schwer und dort kam man mit einem Male aus der winddurchdörrten Sandwüste in die tiefe, dunkle Pracht eines mäßig großen

Parkes, den von drei Seiten der Wald umschränkte. Das Haus hatte über dem Hochparterre noch eine Etage, um welche rings ein einfacher Balkon lief, auf den aus allen Zimmern oben Thüren mündeten. Ein schräges, rothes Ziegeldach war unschön und massig, wie ein warmer bunter Hut auf das alte Haus gesetzt.

„Es ist hier schrecklich und ich würde sterben, wenn ich immer hier wohnen sollte, wo nichts ist als die Nordsee, die jütische Heide und der unheimliche Wald! Können Sie sich vorstellen, daß Günther und Editha dieses Haus lieben? Bloß weil sie darin geboren sind und ihre Mutter darin gestorben ist? So sentimental."

Ihre rosigen Lippen brachten das harte, dänische ſ zweimal so hübsch heraus, daß Markwart wider Willen lächelte.

„Was sehe ich — in Edithas Zimmer steht die Balkonthür auf — sie ist gekommen?"

„Es ist meine Thür", sagte Markwart, dem man ein Zimmer mit der Aussicht auf das Meer gegeben.

„Nein, die Edithas, sie ist Ihre Nachbarin. Ich will laufen, nach ihr zu sehen."

Damit ließ Frau Manghild seinen Arm los und rannte wie ein Backfisch graziös und flink in das Haus. Markwart folgte langsam. Er ging in sein Zimmer, um seiner Frau zu schreiben, da heute Abend, so hatte Günther seinen Gästen verkündet — ein Bote zur nächsten Poststation gehen werde. Er ließ sich am Tische nieder, es dunkelte schon, aber bei dem Schein, der durch die weit geöffnete Balkonthür fiel, schrieb er mit der Feder noch dies hin: „Geliebte Gertrud!" Dann hielt er inne und dachte an sein Gespräch mit Frau Manghild. Weshalb wollte und konnte er dem harmlosen Kind — denn mehr war das Weib seines Freundes doch kaum — nicht sagen — was sagen? Daß er glücklich sei? Gewiß, er war doch glücklich, so sehr wenigstens, wie überhaupt die Vereinigung mit einer andern Individualität glücklich machen kann; denn wenn nicht eben immer ein Letztes, Eigenes, Unanschmiegbares, Unbegriffenes in Jedem ist, ist keine Individualität, also auch kein Werth vorhanden. Auch in ihm war ein Letztes, Geheimes, das seine Frau wohl nicht verstand. Er fühlte das immer, in all' den Jahren friedlichen Glückes, und doch wußte er nicht davon in Worten zu sagen. Er vergegenwärtigte sich ihre helle, frische Stimme, ihr klares Auge, ihr sicheres Gebahren. Er sah sie mit seinem Kinde auf den Knieen jetzt in dieser selben Dämmerstunde am Fenster sitzen, hinausblickend auf das Abendgetreibe in der Straße der großen Stadt, er hörte, wie sie seinem Kinde in frohen und dankbaren Worten von dem Gatten sprach. So verlor sich sein Geist in Träume, indeß der Abend tiefer schattete und sich draußen der Wind und zugleich mit ihm ein seltsames, tiefes, unendliches Rauschen aufmachte. Zuweilen klang auch aus dem Hause ein lautes Lachen, ein Ruf, das Zuschlagen einer Thür herauf. Und einmal, als lange alles still blieb, kam es Markwart zum Bewußtsein, das immer lauter wachsende Rauschen möchte das Abendlied des Meeres sein. Er stand auf und trat auf den Balkon hinaus. Ein wenig erschrak er, denn wie jeder, der lange still träumt, hatte er das Bewußtsein anderer Menschennähe verloren

und nun stand dort still und dunkel eine Gestalt und schaute über Heide und Sand, die wie ein grauer Strich nun in eins verflossen, hinaus auf die schwarze Meerflut.

Sie wandte sich ihm zu, er sah, daß es ein Weib war, aber er konnte nur ein weißes Gesicht, keine Einzelzüge unterscheiden.

„Sie sind Markwart. Manghild hat es mir gesagt, daß wir hier oben Nachbarn sind. Der Freund meines Bruders, sein Genosse in seinen goldenen Tagen — Sie sind mir sehr vertraut. Ich habe alle Briefe gelesen, welche Sie einst an ihn richteten."

Die Stimme berührte ihn eigen, fast schmerzlich. Es war eine müde, verschleierte Stimme. Stumm ergriff er die Hand, die sie ihm entgegenstreckte. Er fühlte die schlanken mageren Finger — und dachte an Gertruds feste, warme, fleischige, hübsche Hand.

„Seit Jahren haben Sie aufgehört, Ihren Austausch mit Günther zu führen. Weshalb?"

„Das Bedürfniß schlief wohl auf beiden Seiten ein. Günther, ich sah es jetzt, hat sein Dasein durch die Wahl dieser Gattin in einen lustigen Tanz verwandelt, da bedurfte er des ernsten Freundes nicht mehr."

Markwart lehnte sich an das Geländer des Balkons, welches sie mit ihren beiden Händen erfaßt hielt.

„Und der ernste Freund hatte auch nichts mehr zu sagen, denn sonst hätte er doch gesprochen", sagte sie, mit dem Kopfe vor sich hinnickend, „war er doch einmal gewöhnt, Vertrauen zu geben."

„Nun ja, auch für ihn hat sich vieles geändert. Er hat ein Weib und ein Kind und muß für Beide in redlicher Berufsarbeit sorgen. Da hat er manche Träume und Pläne aus der Jugendzeit klüglich mit Staub bedecken lassen."

„Und das thut ihm manchmal weh, aber er ist zu verständig, um daran zu rühren", fiel Editha mit einem Lächeln ein.

„Sein kluges Weib würde ihn auch einen unpraktischen Träumer heißen", ergänzte er heiter.

Dann schwiegen sie beide lange zusammen, Markwart, ein wenig neugierig und ein wenig interessirt, dachte über irgend eine Frage nach, die er nun an Editha stellen könne, damit sie veranlaßt werde, von sich zu sprechen.

„Sie schweigen lange", begann sie endlich, „ist es wohl in der Furcht, daß ich wirklich so langweilig bin, als Manghild mich Ihnen geschildert hat?"

„Sie wissen —" stotterte er ein wenig bestürzt.

„Manghild hat es mir gesagt", antwortete sie ruhig.

„Nun und hat sie wahr gesprochen?" fragte er. Editha lachte, ganz unbefangen und heiter, wie er nicht gedacht hatte, daß ihre müde Stimme lachen könne.

„Sie trauen mir viel Objektivität zu. Ich will sie üben, soweit es menschlich ist. Unter uns: ja, ich bin ein wenig langweilig, ich bin sehr einfach, sehr unproblematisch, eine Natur, die geradeaus empfinden würde, wenn die Lebensumstände ihr einmal einen Gegenstand in den Weg stellen sollten, für den sie empfinden kann."

„Dies enthält eine Klage oder wenigstens das Geständniß, daß Sie nie tiefer empfunden haben", sagte er.

Er wartete vergebens auf Antwort. Aber seinem Ohr entging der leise Seufzer nicht, der über ihre Lippen kam. Etwas wie Unmuth griff an sein Gemüth, fast heftig setzte er hinzu:

„Ich wünschte, Sie kennten mein Weib, diese würde Ihnen klar zu machen suchen, daß wenn eine Frau keine Liebespflichten — welche die Empfindungswelt einer Frau ausmachen — hat, sie sich dergleichen schaffen sollte; meine Gertrud hat ein hartes Wort auf der Zunge für Frauen mit solchen Klagen, sie nennt sie „unnütz."

Editha wandte gelassen ihr Gesicht ihm zu.

„Habe ich denn geklagt? Es scheint, Sie ergehen sich in psychologischen Konjekturen. Frau Gertrud muß sehr glücklich und ihr Glück muß sehr blind und ungeprüft sein, wenn sie hart gegen minder befriedigte Frauen ist. Eine Frau, welche nur das Nützliche versteht —"

Sie brach ab. Markwart schwieg bestürzt. Mit einem Male hatte jenes Etwas, welches ungesagt und nur geahnt zwischen ihm und seinem Weibe gelegen, Worte bekommen, eine Frau, welche nur das Nützliche versteht — ja so, von solchem Verstand war Gertrud.

„Vergeben Sie mir", bat er leise, „aber ich stehe Ihnen so wundersam gegenüber, so ganz fremd und doch auch wieder so ganz vertraut. Ich weiß, daß Sie nicht glücklich waren, aber ich weiß nicht warum. Ich fühle, daß ich ganz offen mit Ihnen sprechen darf und muß und kann doch den Ton nicht finden. Wir sollten uns die Hände drücken wie Bruder und Schwester und dennoch regt sich's in mir feindlich."

Sie legte die Hand auf seinen Arm, es durchschauerte ihn kühl.

„Kommen Sie hinab, damit drunten im hellen Licht, in der Gegenwart der andern all' die Unklarheit schwinde und wir in unseres Günthers Hand herzlich geloben, gut und ehrlich voneinander zu denken", sprach sie freundlich.

„Sagen Sie nur dies Eine noch", bat er, erregt ihre Hand festhaltend, „weshalb nennen die andern Sie unbequem und langweilig und sentimental."

„Das letzte ist ein böses Wort", sprach Editha leise, „Sie werden mich kennen lernen und mir sagen, daß ich es nicht bin. Und weshalb die andern nichts mit mir anzufangen wissen — mein Freund, ich bin zu wahr, um über mein Leben zu lachen, zu stark, um über es zu weinen, zu gläubig, um hoffnungslos zu sein."

„So ist Ihr Leben doch ein Schmerz."

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein", sagte sie, nicht einmal ein Schmerz. Ein leeres Gefäß, ein thatenloser Traum. Nicht alle, die wir leben, haben auch das Glück, etwas zu erleben. Ich bitte Sie von ganzem Herzen, nichts in mich hineinzugeheimnissen — alles was andere mir als Trauer und dergleichen auslegen, ist nur ein wenig das Bewußtsein von der Inhaltslosigkeit meiner Tage."

Und wie sie nun zusammen hinabschritten, durch Edithas dunkle Zimmer, über kaum erleuchtete Korridore, sprach er leise:

„Ich verstehe Sie. Sie sind keine von den Frauen, die ihre Tage in Kleinlichkeiten und Unwahrheiten verzetteln, Sie fühlen sich berufen, ein großes, ganzes Menschenloos zu durchleben und es ermüdet Sie ein wenig, daß das Geschick Sie nicht dazu beruft."

Jetzt kamen sie in den Kreis der hellen Flurlampe und vom gleichen Impuls getrieben, standen sie gleicherweise still, um einander in das Antlitz zu schauen.

„Ich habe ein Recht darauf, Sie anzusehen", sprach Editha ernsthaft, „denn ich kenne Sie lange."

Schweigend wurzelten ihre Augen ineinander, Markwarts schönheitsdurstiges Herz fand es eine Wohlthat, in ihr stilles, melancholisches, weißes Gesicht, in ihre dunklen Augen zu schauen. Aber in ihrem Gesicht ging eine merkwürdige Veränderung vor, sie schien zu vergessen, daß da ein Mann von Fleisch und Blut vor ihr stehe, sie schien nur ein Bild vor sich zu haben, ein Bild, welches sie genau, gierig, erquickt studirte.

„Gerade so" murmelte sie, „gerade so habe ich ihn gedacht. Ein Mann! Schön, fest, stolz und doch in den Augen noch ein Geheimniß."

„Editha!" sagte Markwart unwillkürlich laut. Ihm war's, als müsse er eine Traumverlorene wecken, aber ein schneller Pulsschlag jagte dabei sein Blut durch die Adern. Sie lächelte, erwachend, ihn innig und gütig an.

Dann traten sie in den großen Raum, wo Frau Manghild ihre Gäste zu allerlei Kurzweil zwang. Günther hatte nur der Eintretenden geharrt, um die Briefe für den Abendboten einzusammeln; es zeigte sich, daß Markwart nicht dazu gekommen war, seinem Weibe zu schreiben.

Manghild wollte genau wissen, was er unterdeß gethan und sagte ihm lachend geradezu, entweder habe er geträumt oder schon einen stillen Bund deutscher Freimaurerei mit Editha geschlossen. Das Gespräch, je lauter, inhaltsloser und zugleich übermüthiger es wurde, untermischte sich immer häufiger mit dänischen Ausrufen und Reden, bis es unversehens nach einer Anekdote, welche Herr Torvstadt der Pointe wegen nur dänisch erzählen konnte, ganz dänisch blieb. Markwart, dessen Steckenpferd es sonst war, Menschen zu beobachten, zumal Menschen einer fremden Nationalität, konnte weder die Unbefangenheit, noch den Humor finden, sich an dem Treiben der andern zu vergnügen. Er sah oft Editha darauf an, wie ihr der kindische Uebermuth der lediglich auf „Spaß" gerichteten Unterhaltung gefalle und immer fand er ihre dunkeln Augen mit einem Ausdruck auf sich gerichtet, der ihn sekundenlang erschreckte und dann sehr wohlthat. Es war ja nichts in ihren Augen wie eine reine unverhohlene Freude über seine Gegenwart. Das durfte ihn stolz machen, denn diese Frau kannte so viel von ihm, sie hatte die Briefe gelesen, welche er einst an Günther gerichtet, auch wohl gar manchen Vers, deren ihm damals noch viele entstanden. Weshalb, wenn sie ihn seit manchem Jahr ehrlich schätzte, sollte ihr Auge nun nicht in Freuden auf ihm ruhen? Er fühlte sich zufrieden, daß seine Persönlichkeit das gute Bild nicht zerstört hatte, welches sie sich von ihm gemacht.

Frau Manghild zwang einen der Herren an das Klavier, es sollte ein komisches Couplet vorgetragen werden. Die Bewegung, welche entstand, benutzte Markwart, um an Edithas Seite zu gelangen.

„Dieses Treiben ermüdet Sie?" fragte Editha leise.

„Heute — ja. Aber bitte, glauben Sie nicht, daß ich immer etwas Apartes oder Geistreiches für meine Unterhaltung brauche, ich bin in

geistiger Beziehung weder kokett noch blasirt und entsinne mich mancher tollen Stunde, wo ich mich mit noch geringeren Kosten als diese hier vergnügte. Nur heute — seltsam, heute möchte ich ernst sein", sagte er.

„Unsere Seele gleicht zuweilen einer umgebrochenen Ackerscholle — nur schade, daß dann selten ein Säemann da ist, Samen hineinzustreuen", antwortete Editha.

Der beginnende Gesang schnitt die Unterhaltung ab. Anstatt zuzuhören, dachte Markwart, daß er zuverlässig mit Editha über alles werde sprechen können, was ihn interessire und verhieß sich von ihrer Gegenwart einen Reiz für diesen Aufenthalt. Er wollte ihr das sagen, allein kaum war der Gesang verklungen, so trieb Frau Manghild ihre Gesellschaft auch schon an die Abendtafel, wo sie Markwart an ihre Seite zwang und unaufhörlich in ihn hineinredete. Günther saß neben seiner Schwester und nahm eine Gelegenheit wahr, sie zu fragen:

„Nun, was sagst Du von Markwart? Ist er nicht ein ganzer Mann, bei aller ernsten Nachdenklichkeit doch freimüthig im Auftreten und ehrlich im Wort? Gefällt er Dir?"

Editha neigte das Haupt und sah aufmerksam auf das Muster des weißen Tafeltuches.

„Ja", sprach sie endlich langsam. Günther fuhr behaglich fort: „Schade, daß der verheiratet ist. Das wäre ein Mann für Dich gewesen."

Editha blieb stumm. Nach einer Weile flog ihr Auge schnell und scheu dahin wo Markwart saß. Zufällig begegneten ihre Blicke den seinen, jähe Glut lief über ihre Wangen. Wer will den Zauber ergründen, den ein erröthendes Weib auf den Mann ausübt, um dessenwillen es erröthet? — Markwart erschrak, es war ein dämonischer Schreck. Bald darauf bemerkte er, daß Editha das Zimmer verließ, sie sah plötzlich blaß und leidend und um den Tisch ging eine Erklärung von „Reisemüdigkeit", welche Markwart mit halbem Ohr hörte. Eine Stunde voll großer Ungeduldsqual verging ihm noch, ehe auch er einen schicklichen Augenblick benutzen konnte, sich zu entfernen. Aber er dachte nicht daran, hinauszugehen, wo er nebenan vielleicht ihren leichten Schritt, ihren Seufzer vernehmen könnte. Ihn triebs, ruhelos in der Nacht umherzuschweifen. Unkundig noch der Aus- und Eingänge von Zimmern und Thüren, gerieth er, anstatt in den Vorgarten in den dunkeln, tiefverschatteten Park. Erst allmählich schied sein Auge die hellen Pfade von den dunklen Rasenflächen, um dann, immer sicherer, bald sogar einen Ueberblick über die nächste Umgebung zu gewinnen. Hier mußte es schön an Tagen sein, wo draußen auf dem weißen Sand die Sonne glühte. Still, schattig, kühl und dazu das ewige Murren der See, das er nun vernahm mit fast andächtigem Schauer. Die ganze Nachtluft schien erfüllt von dem Rauschen — immerzu ging es, immerzu, wie ein endloses Lied. Herb und kühl wehte der Septemberwind um Markwarts heiße Schläfe, wie er nun langsam tiefer hineinschritt in den nächtigen Schatten. Ihm war's, als wandle er im Traum, er, allein in einer fremden Welt, in der Nähe fremder Menschen, in der Nähe eines Weibes, das er gestern noch nicht gekannt und das ihn mit Augen ansah, als habe es theil an seiner Seele.

Wie er so dahinging, war es ihm einmal, als rege sich fern im Laub etwas. Dann däuchte es ihm, als wandle weit von ihm im Schatten eine helle Gestalt. Er sann nach, ob etwa Editha ein helles Gewand getragen und er meinte, es sei so gewesen. Sein Schritt ward rascher. Sein Herzschlag stockte — nun erkannte er sie vor sich auf dem Wege. Er strebte ihr nach, immer wieder, bei neuer Biegung des Pfades schien sie abermals verschwunden, um dann ferner aufzutauchen. Eine seltsame, fieberische Idee bemächtigte sich Markwarts; ihm war als sei dies ein Traum, dies Gewanden durch labyrinthisches Dunkel, ein Umherschweifen im Irrgarten der Phantasie. Das Meeresrauschen betäubte ihn, wie Geisterhände schlugen ihm die kalten Zweige der Büsche, die er streifte, ins Angesicht. Er blickte zum schwarzblauen mit Sternen besäeten Himmel empor, alle Zauber der Nacht umrannen ihn wollüstig. Ihm ward als sei er trunken. Und um die maßlose Wonne und die zitternde Unrast zugleich zu bannen, rief er laut durch die Nacht:

„Editha!"

Sie mußte ihm ganz nahe gewesen sein, denn nun stand sie wenige Schritte von ihm, ihm zugewandt das weiße Gesicht. Das Wahnsinnige seines Beginnens übermannte ihn jäh und vernichtend. Langsam kam sie ihm entgegen und dann hörte er ihre traurige Stimme sagen:

„Markwart? Und warum noch?"

Er rang nach einem Wort, er faßte nach ihrer Hand und sah ihr lange in das Angesicht; so nahe und so lange und doch verbarg ihm die Nacht ihrer Züge Ausdruck. Wie ein weißer Dämmer zerfloß alles vor ihm.

„Editha", stöhnte er auf, „Editha — ich — ich liebe mein Weib."

Sie ließ ihm ihre kalte Hand und schwieg. Aber in ihrem Gesicht stand eine fürchterliche Antwort zu lesen. Editha hatte seinen Hilfeschrei verstanden, er rief sie an zum Schutz gegen sich selbst, er mahnte sie an seine Pflichten, weil er fühlte, daß er alles vergaß. Sein Weib, was war ihm sein Weib?! Ein Wesen ihr unbekannt, ein Wesen, welches sie beraubt hatte, indem es sich diesem Manne unlöslich zu eigen gemacht. Unlöslich? Ganz? O, nimmermehr, denn wenn Markwart ganz liebte und ganz glücklich war, konnte seine dürstende Seele nicht „Editha" rufen. Ein Weib also, welches nicht einmal volles Besitzrecht hatte, denn es gab in ihm Wünsche, Gefühle, Wallungen, welche nicht ihr gehörten.

Editha lächelte und ließ seine Hand fallen.

„Sie sollen mir einmal von Ihrem Weibe sprechen", sagte sie milde, „aber nicht jetzt, nicht hier. Ich fordere mir das zu einer andern Stunde."

Schweigend ging sie neben ihm her. Und doch war gerade ihr Schweigen die lauteste Ueberredung für ihn, daß sie den Sturm in seiner Seele ganz begriff. Wie er ihr dankte für diese Schweigsamkeit! Er versuchte sich klar zu machen, wie es geschehen konnte, daß seine heitere Sicherheit sich also in stürmische Unsicherheit gewandelt. Und dazwischen horchte sein Ohr immer, ob das Rauschen ihres Kleides noch neben ihm ertöne. Mit aller Kraft seines Gedächtnisses dachte

er zugleich an Gertrud und hatte die Qual, immer nur seines Kindes Angesicht vor seinem Auge zu sehen. Aber sie beide glichen sich ja so sehr — Mutter und Kind — es war ein Gesicht, ein frisches, klares, verständiges Gesicht.

Plötzlich zuckte er zusammen. Neben ihm der leichte Fuß schritt nicht mehr über den knirschenden Kies — Editha hatte ihn unbemerkt allein gelassen. Markwart floh in sein Gemach und warf sich auf sein Bett. Aber vom Tisch winkte ein weißes, von der Lampe beschienenes Blatt, darauf zu lesen stand „Geliebte Gertrud". Es zog den unruhvollen Mann gewaltig an sich heran, bis er endlich mit aufgestütztem Kopf davor saß und die Worte anstarrte.

„Helfe mir Gott", murmelte er, „es ist ja keine Lüge."

Die Wetterprophezeiung des Herrn Torvstadt war glänzend in Erfüllung gegangen, ein blauer Himmel, so leuchtend und klar wie ihn nur der nordische Herbst kennt, spannte sich über das Meer, welches sich heute in erhöhter Bewegung befand. Von dem blauen Himmel hob sich der rothgefärbte Wald in reicher Farbenpracht ab, selbst Frau Manghild fand, daß es ein Bild „zum malen" sei. Unter ihrem Vorsitz mußte die ganze Gesellschaft sich auf der Terrasse zum ersten Frühstück zusammenfinden, Ausnahmen waren nicht gestattet und daher höchst auffällig. So fanden auch Editha und Markwart sich ein. Er wagte nicht in ihr Gesicht zu schauen. Aber über ihr Aussehen sollte er doch belehrt werden.

„Schaut mir die Editha an", rief Manghild, „sie muß hier nothwendig rothe Wangen bekommen. Das erzielt man, indem man gar nichts thut und gar nichts denkt. Auch das Philosophiren ist verboten. Markwart, dafern Sie mir Editha wieder dazu verleiten, giebt es Strafe."

„Wieder", scherzte Markwart mühsam, „das setzt schon einen Präcedenzfall voraus."

„Jawohl, mein Herr", fuhr Manghild strafend fort, „es ist nicht unbemerkt geblieben, daß Sie gestern Abend noch mit Editha im Garten waren. Natürlich habt Ihr philosophirt, Ihr beiden Deutschen."

„Hallo, mein Junge", lachte Günther gutmüthig, „das muß man Deiner Frau schreiben. Ist sie eifersüchtig?"

Markwart war zu verwirrt, um zu lügen.

„Ja", sagte er einfach. Und ebenso unwillkürlich sagte eine andere Stimme: „wie klein." Er wollte auffahren, aber zugleich sah er, daß Editha über ihr schnelles Wort erglühte und ihn mit einer Bitte um Verzeihung in den Augen ansah.

„Ich bin auch eifersüchtig, Frau Torvstadt, auf Sie", lachte Manghild. Nachher, bei der Bootfahrt, Günther, fahre ich mit Herrn Torvstadt, um mich zu rächen. Markwart, segeln Sie auch gern? Ach — er ist ja eine Landratte, fällt mir eben ein. Was fangen wir dann mit ihm an?"

„Nun, ein Ruder wird er wenigstens handhaben können", sagte Editha, „und so schlage ich vor, da auch ich Eure waghalsigen Segelpartien hasse, daß man Markwart und mich das kleine Boot nehmen läßt."

„Da muß ich die Anweisung geben, daß man auch Euer Boot verproviantirt, denn leicht möchtet Ihr den Cours verfehlen."

Frau Manghild hatte nämlich einen küstenaufwärts gelegenen Aussichtspunkt zu einer Landung bestimmt, wo man im Freien das mitgenommene zweite Frühstück verzehren wollte.

„Ihr Frauen bestimmt mir zu souverän über Markwart. Sage, Freund, ist Dir Edithas Vorschlag genehm?" fragte Günther. Markwart sah sie an, es lag eine beschwörende Bitte in ihrem Auge. „Sie will mit mir allein sein", dachte er, „wohl — so finde ich nur rascher Gelegenheit zu sagen, was gesagt werden muß." Er stimmte also höflich bei und fand sich eine Stunde später allein mit Editha noch am Strand, als die übrige Gesellschaft schon unter frischem Winde im großen Boote hinausschoß auf die schwerwogende Flut.

„Ich will die Ruder führen", erklärte Editha bestimmt.

„Sie werden bald ermüden und dürfen wirklich ohne Sorge mir auch die Ruder vertrauen", bat Markwart. Eigensinnig schüttelte sie den Kopf. Sie setzte sich auf die mittelste Bank des Fahrzeuges, Markwart nahm am Steuer Platz. Nun nahm sie den Hut vom Kopf und band ein rothes Tuch, nach Art der Schwedenmädchen, fest um ihre braunen Haare, ohne doch dieselben ganz zu bedecken. Der Wind wehte sogleich die losen Stirnlöckchen hin und her über die weiße, ein wenig streng gefaltete Stirn. Dann tauchte Editha mit kräftigem Schlag die Ruder in die schimmernde Flut. Markwart konnte nicht umhin, mit Wohlgefallen auf die schöne Frau zu blicken, welche sich gerade in dieser weiten großen Umgebung recht an ihrem Platze zu befinden schien. Aber dies war ein ruhiges, künstlerisches Wohlgefallen. Froh über all' die Schönheit rings schaute er sich um.

„Sehen Sie", rief er, „der weiße Strand, der blaue Himmel und dazwischen der tiefpurpurne Wald. Wenn ich die Purpurfarbe solcher goldener Herbstbilder sehe, denke ich immer, die Natur erröthet, weil sie von den heißen Küssen des Sommers träumt."

„Und wie getrost kann sie den Herbst erwarten, denn sie hat genossen, was zu genießen war", fügte Editha hinzu.

„Resignation ist überhaupt nur nach dem Genuß möglich, Resignation ist ein Mollaccord, welcher einen feurigen Allegrosatz schließt, kurz wirklich nur der Herbst nach dem Sommer."

„In einem Menschenleben sehr selten", sagte sie bitter, „zuweilen sind mit dem Wort „Entsagung" alle Wege wie mit Eisenpforten versperrt."

Immer fester und rascher hob und senkte sie die Ruder. Er sah ihr schweigend zu und bemerkte nicht, daß sie, anstatt wie es bestimmt war, immer hart an der Küste hinzufahren, sich allmählich auf die hohe Flut hinausbegaben. Er sann, in welcher Form er ihr den Entschluß mittheilen wollte, den er heute Nacht gefaßt, aber es däuchte ihn ihrer unwürdig, Lügen und Ausflüchte zu machen, sie verstand ihn ja doch. So sprach er auf einmal, nach einer unbemessenen Pause des Schweigens:

„Heute Abend, Editha, werde ich diesen Strand verlassen."

Er hatte erwartet, daß sie erschrecken oder die Farbe wechseln werde. Es geschah nichts von alledem, nur groß und ruhig sahen ihn ihre Augen an.

„Ich werde Günther bitten, daß er mich vor Einbruch der Nacht bis Lügumkloster fahren läßt, dort nehme ich morgen die Post nach Tondern."

„Nein" sprach sie laut, „das wird nicht geschehen, denn Sie sind ein Mann und werden nicht fliehen vor einem Kampfe, sondern darin siegen oder unterliegen, wie es bestimmt ist."

„Das fordern Sie — Sie Editha", rief Markwart, „nachdem ich Ihnen in dieser Nacht gesagt, daß ich mein Weib liebe."

„In jenem Augenblick, oder einen Athemzug vorher hatten Sie diese Liebe vergessen. Ihr Ruf war der Nothschrei eines haltlosen Herzens", sprach sie düster.

„Sie sind grausam, Editha — gegen sich und mich. Sie haben dies Alleinsein erzwungen, ich bin Ihnen gefolgt, aber ich that es, um zum letzten Mal im stillen Frieden Ihre Hand zu fassen und Sie zu bitten, vergeben Sie mir, daß ich Ihr Leben streifte." Er streckte die Hand nach ihr aus. Sie hatte inzwischen die Ruder eingezogen und saß regungslos, ihn immer fest anschauend.

„Schauen Sie um sich", begann sie, „wir sind weit, weit vom Ufer entfernt. Haben Sie Furcht? Die Ebbe wird kommen und uns immer weiter hinausziehen in das Meer."

„Editha — welche Thorheit, was haben Sie gethan?" rief Markwart erschreckt. „Man hatte Sie strenge gewarnt, die Küstennähe zu verlassen."

Ein sonderbares Lächeln ging um ihre Lippen.

„Ich habe es gewollt. Es dürstete mich, etwas Unerhörtes, Gewaltsames zu thun. Dort, fern ist das Ufer, um uns und über uns nur Himmel und Wasser. Wenn ich jetzt die Ruder hinauswerfe, schiffen wir in die Unendlichkeit, Sie und ich — allein."

„Editha", stammelte Markwart, „Sie lieben mich!"

Sie sah mit einem langen Blick weit über das Meer hinaus.

„Ja", sprach sie klar, „ja, Markwart! Soll ich es verschweigen? Ist es eine Sünde? Ein anderes Weib, so sagen Sie, hat Rechte, heilige Rechte. Ich weiß es nicht, ich frage nicht, ich weiß nur dies eine: ich liebe."

Er saß schon dicht ihr gegenüber und faßte mit seiner fiebernden Hand ihre kühle Rechte.

„Editha", flüsterte er, „darf ich zu Dir reden, wirst Du so groß sein, mich zu verstehen?" Willst Du mir zurückgeben, was ich verloren habe: meine Klarheit?"

„Nein", sprach sie traurig, „nicht Du sollst es mir sagen, ich selbst will es Dir enträthseln. Du liebst Dein Weib und Du bist glücklich gewesen. Aber es fehlte diesem Glücke doch etwas. Es glich einer schönen Blume ohne Duft. Es war ruhig, still, zufrieden. Aber es war nicht berauschend, geheimnißvoll, mit den Schatten der Sorge durchsetzt, jener Sorge, die sich täglich bangt, „wird die Geliebte mich auch heute lieben; wie werde ich sie immer neu erringen." Denn das Erringen ist der edelste Theil der Liebe und nicht der sicherste Besitz braucht die Lust und die Noth zu tödten, täglich erobernd wiederzugewinnen, was man schon zu eigen hat. Auch ist unerstorben noch etwas von dem Jugendmuth in Dir, der sich gebieterisch und

königlich der Welt gegenüber in Eroberrechten fühlt. Und der verständige Sinn Deines Weibes, anstatt einmal mit Dir hinzuflammen, sucht Dich zu bändigen und Dich in vernünftigen Bahnen zu halten. Nun bin ich in Deinen Weg getreten, Du fühlst, daß ich Dich lange kenne und daß ich Dich liebe. Du ahnst, daß Du in mir gerade das findest, was Dir zuweilen bei Deinem Weibe peinvoll fehlte. Es zwingt Dich, Dich in meine Arme zu werfen und Du wagst zu hoffen, daß ich Dich nicht zurückstoßen werde. Aber indem Deine Hand schon heiß die meine ergreift, bebst Du zugleich scheu zurück und fühlst, daß Du nur bei Einer suchen und finden darfst oder Dich bescheiden mußt."

„Ja", rief Markwart erschüttert, „ja, Editha, Du hast mich ganz verstanden. Und sage weiter, was soll ich thun?"

„Wähle selbst", sprach sie leise. Er barg das Gesicht in seinen Händen und blieb zusammengekauert vor ihr sitzen, indeß sie aufmerksam umherspähend ihre ganze Aufmerksamkeit ihrer Fahrt wieder zuzuwenden schien. Rings am Horizont Wasser und immer nur Wasser, die Küste zu ihrer Rechten versank, nur noch ein schmaler, dunkelrother Saum, der Wald, war sichtbar. Aber das frische Wogen der See war allmählich langsamer und schwerfälliger geworden, der Wind schwieg fast ganz und leise glitt der Nachen, nur vom gurgelnden Kielwasser ummurmelt, über die unergründliche grünlich-schwarze Fläche. Wohin? Editha wußte es selber nicht. Sie wußte nur dies Eine, daß sie den Mann, mit dem sie sich jetzt allein auf der ihr sichtbaren Welt befand, unaussprechlich liebte und daß sie ihn verlieren werde, ohne daß er ihr zu eigen gehört und daß ihre ganze Seele sich gegen diesen drohenden Verlust sträubte, so sehr, daß der Tod mit ihm ein Entzücken gegen das Leben ohne ihn sein mußte. Sie packte die Ruder mit eisernem Griff an, um sich gegen den wahnsinnigen Wunsch zu schützen, dies ihr einziges Mittel zur Rückkehr in die Welt von sich zu werfen. Sie bewachte den grübelnden Mann mit heißen Augen, bis er wieder zu ihr emporblicke, ihr wildes und stolzes Herz jauchzte ihr die trunkene Hoffnung zu, daß er sagen würde: „ich wähle Dich." In einem solchen Kampf ist das Weib immer mächtiger als der Mann, Editha fühlte sich machtvoll und stark über ihm, sie sagte sich, daß er jetzt in ihrer Gewalt sei und ihr Auge, das auf ihm ruhte, nahm einen despotischen und grausamen Ausdruck an. So begegnete Markwart diesem Auge, als er sein bleiches Gesicht wieder aus seinen Händen hob und ein Schauer rann ihm durch die Glieder. Mit unheimlicher Klarheit faßte er auf einmal die Gegenwart und sah, wohin ihr sinnloses Beginnen sie gebracht.

„Editha", rief er, ihr die Ruder entreißend, „was hast Du gethan? Was wird mit uns geschehen? Wie können wir die Küste wieder gewinnen? O, mein Gott, ich sehe nur Wasser rings — welche Tollheit!"

„Die Tollheit eines verzweifelten Herzens", murmelte sie erblassend.

„So wolltest Du mich mit Dir reißen in den Tod?" rief er. Sie sah ihn vergehend an.

„Und keine Barmherzigkeit lebt in Dir für mein Weib und mein Kind?" fragte er.

Des Jägers Heimkehr.

Nach dem Originalgemälde von H. Leinweber.

Sie erschrak. Die Sinne schwanden ihr und es war ihr, als stiegen rings die stummen Wasser empor bis an ihre Lippen.

„Dein Kind", stammelte sie. Und nach einer Weile sprach sie etwas gefaßter:

„Bist Du stark, dauern Deine Kräfte aus? Nimm die Ruder. Zurück können wir nicht. Die Ebbe würde es verbieten, sie ist mächtiger als wir. Aber es geht hier eine starke Strömung nach Nordost. Wir könnten bis Manö gelangen."

„Was werden Günther und Manghild denken, welche Angst werden sie haben!" rief Markwart.

Editha schüttelte den Kopf.

„Sie werden ein paar schlechte Witze machen und wenn Sie uns morgen wiedersehen, Stoff zum Lachen haben."

Markwart griff mit beiden Armen tüchtig aus, das Boot veränderte merklich seine Richtung.

„Hast Du ein Bild Deines Kindes bei Dir?" fragte Editha. Markwart deutete durch ein Kopfnicken auf den Boden des Nachens, wo seine ihm vorhin entfallene Brieftasche lag. Editha hob sie auf, sie fand zwei Bilder darin, das Porträt eines sehr schönen, etwa neunjährigen Mädchens und das einer schönen, reifen Frau, welcher das Mädchen offenbar ganz außerordentlich glich. Wie gebannt schaute Editha darauf.

„Wie heißt sie?"

„Gertrud", antwortete Markwart, der ahnen mochte, was sie litt in diesem Anblick.

„Nein, ich meine das Kind."

„Auch Gertrud."

„Ein Name, ein Gesicht, eine Liebe, ein Leben für Beide! Und ich muß darben an Allem. Wunderbares und unerklärliches Geschick. Lächerliche Erbärmlichkeit des Zufalls. Zehn Jahre früher diese Begegnung und sein Leben, seine Liebe und das Recht wäre mein. Und wir, ohnmächtig wie ein dürres Blatt im Spiel des Windes, wir sollen sittlich, logisch, vernünftig sein. Sittlich sein, das heißt ja wohl, sich sorgfältig davor hüten, die plumpen Ungerechtigkeiten des Lebens zu korrigiren", dachte das unglückliche Weib bitter. Sie malte sich aus, was geschehen werde, wenn Markwart heim zu den Seinen kehrte. In seine fertige, abgeschlossene, von Pflichten und Freuden erfüllte Welt. An dieser Welt hatte sie keinen, gar keinen Antheil. Nichts darin konnte ihn an sie gemahnen. Sie existirte gar nicht für ihn, sie war ausgelöscht.

Von allen Bitterkeiten, die ein Weib erfahren kann, ist es das bitterste, ganz antheillos am Leben des Geliebten zu sein.

„Editha", sprach Markwart in diese ihre schwermüthigen Gedanken hinein, „Sie sind doch Ihrer Sache gewiß, daß wir, den jetzigen Cours verfolgend, an irgend ein Ufer gelangen?"

„Ja."

Sie betrachtete die Bilder wieder.

„Sie würden Beide sehr um ihn weinen — und das Kind könnte nimmer seiner Jugend froh werden", dachte sie. Allmählich begann sie das papierne Blatt in ihrer Hand mit ihrer Phantasie zu beleben, aus

dem bloßen Bild ward ihr ein Menschliches, der liebe Kindermund begann zu lächeln, die Augen zu strahlen und eine neue Aehnlichkeit kündete sich von Stirn und Wangen an. Das war Markwarts festgefügte, vorgewölbte Stirn, das sein Blick, sein Lächeln — dies Kind war sein Ebenbild. In Andacht, Demuth und Liebe küßte Editha sein Kind. Er sah ihr Thun.

„Editha", rief er erschüttert. Sie hob den thränenfeuchten Blick zu ihm.

„Ich liebe Dich, Markwart, darf ich Dein Kind und Dein Weib nicht auch lieben, die ein unlöslicher Theil sind von Dir?"

„Fühlst Du es nun?" murmelte er. Und er dachte, „wie sehr muß sie mich lieben, um neidlos hinter denen stehen zu können, die schon mein waren." Mitleid, Erbarmen und Stolz umspannen ihn mit solcher Gewalt, daß seine Lippen darnach zu dürsten begannen, von ihrem Mund das Weh hinwegzuküssen. Er kam sich grausam vor, und dieselben Anklagen gegen die Fügungen des Lebens, welche zuvor stumm in ihr sich erhalten, flossen nun flammend und beredt von seinen Lippen.

„Editha", sprach er endlich, „wo ist der Ausweg aus diesem Labyrinth. Ich liebe Dich und ich liebe auch mein Weib. Ist das nicht Wahnsinn? Kann ein Mann eine Doppelliebe im Herzen tragen? Ich kann nicht von Gertrud und will nicht von Dir lassen. Gegen eine von Euch oder gegen Beide lade ich unvertilgbare Schuld auf mein Herz. „Wähle", sprachst Du vorhin — ich kann nicht wählen. Laß mich blind sein."

„Schweige", schrie sie qualvoll auf, „laß mich nicht hören, daß Du mich liebst. Laß mir Zeit, ich finde den Weg."

Und sie schwiegen. Wohl stundenlang. Auf Markwarts Stirn trat das Roth der äußersten Anstrengung, Editha reichte ihm von dem Wein, den Manghild ihnen in das Boot hatte schaffen lassen. Die Sonne hatte den Zenith schon überschritten und für Markwart erschien die Fahrt noch immer end- und ziellos. Eine tiefe seelische und körperliche Müdigkeit kam über ihn, die Folge all' der Erregungen, welche er seit gestern Abend in sich niedergekämpft. Editha bemerkte es und nahm mit sanfter Gewalt abermals die Ruder, er gehorchte ihr schweigend, sie tauschten die Plätze. Aufrecht standen sie so sekundenlang nebeneinander, allein ragend über das weite, öde Wasserfeld, die einzigen Lebewesen rings. Und in seinen Armen zuckte es, sie fest und wild um das stummen bleiche Weib zu schlingen, einerlei ob zum Tode oder zum Leben. Ein auflodernde Begehren flammte ihm auch aus ihrem Auge entgegen. Zugleich klang ein heiserer Schrei in der Höhe.

Editha sank auf die harte Bank nieder.

„Doch noch Lebendiges außer uns", sprach sie, der Möve nachschauend, welche hoch über ihnen mit weißblitzendem Flügelschlag landwärts zog. Das Kielwasser rauschte wieder lebendiger auf, von frischer Kraft bewegt ging der Nachen weiter, es ward kühler über dem Wasser.

„Manö" sprach Editha mit einem Male laut. Markwart zuckte zusammen. So sollte die märchenhafte Fahrt doch einmal ein Ende haben. Durch den Sonnenglanz und über die Wasserflut waren sie dahingezogen, selbst finster und unglückselig, im Widerspruch mit sich

und der Welt. Was würde nun weiter geschehen? Markwart wünschte in diesem Augenblick, daß noch eine Nebelmauer aufstiege, die sich vor die Inselgruppe verhüllend lege. Er wollte mit Editha in eine Wüste gehen, aber nicht dahin, wo Menschen wohnen.

Flach und weißlich stieg die arme Inselgruppe am nahen Horizont auf. Die schwarze Meerflut zeigte sich mit blauen und grünen Streifen untermischt, ein Zeichen, daß der aufsteigende Grund das Wasser verflachte. Nicht wie ein Eiland des Friedens, nicht wie ein Hafen der Ruhe winkte die freudlose Insel. Kaum unterschied das spähende Auge Spuren menschlichen Seins. Keines Baumes grüne Wipfel hoben sich von ihrem weißen Sand, keine Rasenmatte stieg von ihrer geringen Höhe zum Ufersaum herab. Doch sah Markwart, als ihr Nachen jetzt fast knirschend, den Grund streifend, sich am Ufer entlang schlich, daß über mäßig hohem, künstlich angelegten Dünenwall landeinwärts sich die Dächer menschlicher Wohnungen erhoben. Und dann ragte aus dem Sand ein mächtiger schwarzer Pfahl empor, dessen seltsame Krönung ein rundes Korbgeflecht bildete: das dürftige Zeichen, daß man dort landen könne.

Die Stätte harrte ihrer, von wo sie wieder in den Kreis der Menschheit zurückkehren sollten.

Lange wurzelten ihre Augen ineinander, ihnen war es Beiden, als bedeute die nächste Minute ewiges Scheiden. Der Nachen lag am schmalen Weg — Markwart zuerst verließ seinen Bord, um Editha die Hand zu reichen. Als ihr Fuß den sandigen Boden unter sich fühlte, da übermannte sie das Bewußtsein der vergangenen planlosen, irren und frevelhaften Stunden, das Bewußtsein, daß sie ihn in ein seltsames Abenteuer gelockt. Bewältigt von weiblicher Schwäche warf sie sich hin und lag weinend, hilflos, zum Tode elend am Boden. Bestürzt hob Markwart sie an seine Brust empor, sie saßen beisammen im Dünensand, stumm und traurig wie verirrte Kinder. Sie ruhte an seiner Schulter, er hatte sanft seine Hand in ihrem Haar vergraben.

Zu ihren Füßen rauschte das Meer immer dunkler und lauter rollend gegen den Strand, die Tageshelle erlosch und schnelle graue Dämmerung legte sich über die Weite und verbarg die Grenzlinie zwischen Meer und Himmel. Langsam und melancholisch flossen die Wellen vom Sande glatt zurück, wild, kraus und brausend kehrten sie wieder, in immer demselben Spiel, den feuchten Saum immer weiter landwärts vorschiebend. Eine Schaar von Möven kam schreiend und flügelschlagend vorüber. Es war Abend geworden.

Aus dem fahlen Licht tauchte die Gestalt eines riesigen Mannes auf, dessen Haupt ein Südwester deckte, dessen Beine bis zu den Hüften in schweren, unförmlichen Stiefeln steckten. Er hatte eine kurze, glimmende Tabakspfeife im Munde und trug eine brennende Laterne in der Hand.

„Hallo“, sagte der Mann, „was haben wir denn da für Strandvögel?“

Er sagte es auf dänisch und Markwart verstand nur, daß er ein Erstaunen ausdrücke.

„Wir sind von der Küste hierher verschlagen und dieser Dame ist nicht wohl. Gebt uns, oder wenigstens ihr eine Lagerstatt zur Nacht,

an reichem Lohn soll es nicht fehlen", bat Markwart. Aber der Fischer seinerseits konnte kein Deutsch. Er, ein Freund der Thaten und nicht zu Worten aufgelegt, leuchtete mit der Laterne in Edithas Gesicht. Es war bleich und die Augen darin waren geschlossen, Markwart sah über ihren Brauen den Schatten eines großen Schmerzes. Er drückte sie an sich und rief leise ihren Namen. Sie sah, wie aus einem Traum erwachend zu ihm auf, erhob sich verwirrt und schritt schwankend dem vorausstafenden Manne nach, der zuvor indes noch seine Laterne an dem Pfahle emporzog, den noch draußen weilenden Kameraden zum gastlichen Zeichen.

Editha griff nach Markwarts Hand, so fest, als wolle sie ihn für immer halten. Sie bedurfte auch der Führung, denn mehr als einmal schien es, als würde sie zusammenbrechen. Nach kurzer, mühseliger Wanderung durch den Sand, der unter ihren Füßen immer zurückwich, standen sie vor dem Thor eines mäßig großen und keineswegs sehr ärmlich aussehenden Hauses. Der Mann trat vor ihnen ein, sie folgten ihm in eine große, dunstige Stube, die von starkem Geruch geräucherter Fische erfüllt war. Zwei Frauen saßen am Tische bei der trüben Lampe und flickten Netze. Editha fand ihre Sprache wieder, sie bat in sanften Worten um ein Nachtlager, erzählte eine kurze Fabel, wie sie sich auf dem Meere verirrt und war genöthigt, auf eine unwillkürliche Zwischenbemerkung der Frauen zu gestehen, daß ihr Begleiter nicht ihr Gatte sei, daß daher eine doppelte und getrennte Stätte für die Nacht gefordert werde. Markwart, der fast nichts von diesen Verhandlungen verstand, da er des Dänischen nicht mächtig war, fühlte sich von Unruhe und Unbehagen erfüllt.

„Editha", sagte er halblaut, „ich werde diese Nacht vor Ihrer Thüre wachen, denn Sie sehen krank aus und ich verlasse Sie nicht in diesem fremden Erdenwinkel. Nur so lange ich Sie sehe oder Ihren Athem höre, werde ich ruhig sein."

„Bei diesen Menschen sind wir in sicherer Hut", sprach sie mit einem schwachen Lächeln. Wenn ich nach all' dem Fieber dieses Tages noch hoffen darf, Ihnen theuer zu sein, so beweisen Sie es, Markwart, indem Sie meine Anwesenheit in diesem Hause vergessen. Gute Nacht!"

Er ging mit ihr bis auf den lehmgedielten Hausflur, von dessen Balken oben Netze und Taue im phantastischen Durcheinander schwarz herniederhingen in den schwanken Lichtkreis, den die Lampe der Fischersfrau ausstrahlte. Im Hintergrund gähnte die Oeffnung des Rauchfanges, der ganz von leisequalmendem Rauch erfüllt war, der die auf Stecken gezogenen Fische umhüllte.

„Gute Nacht", sprach Markwart, „und morgen, Editha, zurück in das Leben, zurück in die Welt."

Sie hob die Stirn zu ihm empor und suchte seine Augen. Sie schaute ihn lange an, tief in unaussprechlicher Liebe, bis ihre Lider sanken, um die Thränen zu verbergen, welche ihre Augen füllten. Da neigte er sich und küßte leise wie ein Hauch die blasse, ihm zugewandte Stirn.

„Gute Nacht."

Auf das meer- und sturmumtoste Eiland kam sie hernieder, dunkler und schneller als an den Stätten, wo künstliche Helle und künstliches

Wachsein ihre Herrschaft verscheucht. Markwart warf sich auf ein Lager, daß man ihm im Wohnzimmer bereitet, nachdem man mit herzlichen und eindringlichen Gesten, welche die Zusprache ersetzen sollten, ihn gezwungen, sich zu stärken. Er war entschlossen zu wachen, wirre Vorstellungen gingen durch sein Hirn, seine überanstrengten Nerven rächten sich durch allerlei Wahngedanken; ihm war's, als müsse Editha in der Nacht kommen, um ihn wieder mit sich hinauszuführen in die Wasserweite. Aber die schwere vielstündige Arbeit des Ruderns, der Aufenthalt in der herben Seeluft, alles dies legte nun Bleischwere in seine Glieder, er schlief ein, erwachte wieder, horchte dem Brausen der See, kämpfte mit der tiefen Müdigkeit und sank endlich in einen festen, traumlosen Schlaf.

Aber in Edithas Kammer brannte noch das Licht. Sie hatte eine lange Unterredung mit der Fischersfrau, darnach diese ging, um ihrem Mann zu verkünden, daß die Dame morgen bei Sonnenaufgang mit ihrem Boot, daß man ins Schlepptau nehmen könne, heimsegeln wolle, woher sie gekommen. Den Herrn aber solle man später wecken und nach Ripen hinüberbringen, von wo er weiter zu reisen denke und auch sein Gepäck vorfinde. Ferner verlange die Dame Papier und Tinte. Brummend holte der Fischer, der für seinen Handel und die damit verbundenen Schreibereien zuweilen diese Dinge brauchte, aus der Tiefe seines Spindes alles hervor. Verwundert, was die bleiche müde Dame zu schreiben habe, anstatt, wie es ihr gesünder sei, zu schlafen, ging die Fischersfrau.

Editha starrte lange auf das grobe weiße Blatt. Wie, mit todten Buchstaben wollte sie beenden, was übermächtig lebendig in ihr war und auch in ihm — o Gott, ja auch in ihm. Mit einer kühlen und nüchternen Erklärung ordnen, was erschütternd gewesen wie das Murren eines Vulkans? Sie holte die Bilder seines Kindes und seines Weibes, die sie behalten, hervor und betrachtete sie abermals. Ein Leben, eine Liebe für Beide. Sein Leben, seine Liebe! An diesen Beiden hatte Editha keinen Theil! Aber diese Beiden hatten allen Theil an ihm! Und mit fester Hand schrieb sie das folgende, während über ihren Brauen wieder der Schmerzensschatten erschien, den Markwart dort gesehen.

„Lebe wohl, Markwart, und laß mich wahr bleiben bis zuletzt. Ich liebe Dich so sehr, daß ich alles vergessen und trachten würde, wie Du unlöslich mein werden mögest. Aber wenn Du mein geworden, würdest Du Dein Herz zerfehnen nach Deinem Kinde und nach Deinem Weibe. Die Liebe zu ihnen ist die eherne Wirklichkeit Deines Lebens. Die auflodernde Flamme, welche mich und Dich ergriff, wird verlöschen. Nicht in meinem Herzen, aber in dem Deinen. Du fragtest, ob mein Leben ein Schmerz sei — ja, es ist ein Schmerz, ein tiefer, großer Schmerz daraus geworden. Aber ich weine nicht, denn siehe, die sind gesegnet, welche Schmerzen loben, sie gewinnen den Reichthum, andere lächeln zu lehren. Wenn einmal aus meinem Leben noch eine Kunde in das Deine dringt, wirst Du hören, daß ich für immer an dieser stillen Küste geblieben bin, in meines Bruders sonst verlassenem Haus. Da gemahnt es mich an Dich, es ist die einzige Stätte auf Erden, die mir zum Tempel der Erinnerung werden kann; die Spuren Deiner

Fußtritte lagen einmal im Sande, der Hall Deiner Stimme lief einmal an jenen Wänden um. Und wenn Du höreſt, daß manche Thräne in den Hütten hier weniger fließt, manche Lebensnoth geſtillt wird, denke, daß ſie, die Schmerz trägt um Deinetwillen, nicht thatenlos trauert. Denn Dein kluges Weib hat recht: man ſoll ſich Pflichten ſchaffen.

Sei glücklich, und wenn in einer Stunde der echten Liebe mein Name auf Deine Lippen kommt vor den Ohren Deines Weibes, ſo ſei mir dieſe Stunde geſegnet, denn ich wünſchte, daß ſie mir vergebe, obgleich ich fliehe, um ihr nichts zu rauben. Sei glücklich und kehre nimmer zurück an dieſes Ufer. Deine Heimat iſt in den Armen Deines Kindes, am Herzen Deines Weibes.

Morgen in Ripen findeſt Du den Weg in die Welt zurück. Auch Günther ſoll dort ſein, Dir zuletzt die treue Hand zu drücken. Aber er bringt keine Botſchaft mehr von mir. Dies iſt die letzte: Lebewohl!"

Es war ſchon lange Tag, als Markwart aus ſeinem ſchweren Schlaf emporfuhr. Mit einigem Erſtaunen ſah er ſich an ſeiner ſeltſamen Ruheſtatt um, ein Lächeln ging um ſeinen bärtigen Mund, „was würde Gertrud ſagen", dachte er dann. Dann fiel ihm plötzlich Editha ein. Getroffen neigte er das Haupt, der Druck, den er empfand, war groß. Was zu thun, zu ſagen, zu laſſen ſei wußte er noch nicht, nur erſt dies, daß er ſo raſch wie möglich ſich verſichern mußte, ob ſie ungefährdet die Nacht verbracht. Er rief nach ſeinem Wirthe. Statt ſeiner kam die Frau mit einem Schwall unverſtändlicher Worte und dem Briefe Edithas.

Mit bebenden Fingern erbrach Markwart das Blatt, roth legte es ſich vor ſeine Augen, kaum vermochte er zu leſen. Zweimal und mühevoll arbeitete er ſich an den geſchriebenen Buchſtaben zum Verſtändniß durch. — Er ſtürzte aus dem Hauſe, empor auf den Dünenwall und blieb da wie angewurzelt ſtehen.

Das Meer! In der ſonnendurchglühten Morgenluft wogte es heran, wild, ſtolz, eine metalliſch ſchimmernde, dunkelgrüne Fluth. Von fernher kamen ſie gigantiſch gezogen, die Wellenberge mit den weißen Schaumkronen und ſtürzten ſich vernichtungstrunken auf ihre, eben vor ihnen gefallenen Schweſtern. Es toſte und donnerte, aber es war eine ſtolze Ruhe in dem gewaltigen Lärm und der gewaltigen Bewegung, die Ruhe der Mächtigkeit. Und rings auf der wogenden Fläche nichts Menſchliches? Ja, dort gen Süden tauchte fern und oftmals hinter den Wogenbergen verſchwindend, ein dunkles Segel auf. Es zog kühn ſeine Straße dahin zwiſchen den ſchwankenden Fluten, von Jener, die ſich ihm anvertraut, von dem Fahrzeug ſelbſt war nichts zu ſehen, nur eine Weile noch das dunkle Segel. Und hoch darüber im Blau eine weißbeſchwingte Möve.

„Fahre wohl."

Es war der Wunſch ſeines Lebens geweſen und mit einem ſeltſamen unbegründeten Eigenſinn ging er der Erfüllung dieſes Wunſches aus dem Wege — nun war die Stunde da, nun ſtand er dort auf weißſandigem Hügels Rücken und blickte hinweg über den breiten, hellen Strand auf das Meer. So ungeheuer, ſo erhaben, ſo furchtbar ſchön wie er es geträumt, lag es vor ihm. Und doch wie ſein Grab!

Ein Schauer rann durch seine Glieder. Er dachte an ihre Worte: Schmerzen leiden giebt Reichthum, durch den man andere lächeln lehrt. Auch er hatte Schmerz erfahren, Schmerzen, welche seine Liebe zu seinem Weibe läutern und festigen sollten. Gertrud sollte glücklich sein. Und Editha? Er sah über das Meer hinaus — eine unendliche Demuth kam in sein Herz. An diesen Ufern würde sie immer leben und dort lernen, was der erhabene Anblick ihm jetzt offenbarte: daß wohl ein Schmerz das Leben überschatten kann, daß aber dennoch das Leben kein Schmerz.

Und er wandte sich und schritt zurück in die Welt. Hinter ihm verschwand das dunkle Segel am Horizont und die Wellen tosten froh und gewaltig an das Ufer.

Novemberabend.

Novellette von E. R.

Die nebelige Straße machte an dem dämmernden Novembernachmittag gerade keinen freundlichen Eindruck und das junge Mädchen, das vom Fenster aus hinunterblickte, sah auch trübselig genug aus.

Gretchen feierte zum ersten Mal ihren Geburtstag fern von dem lieben, alten Heimathaus und darum saß sie so in Sinnen versunken da, als nach leisem Klopfen die Thür des Salons sich öffnete und ein großer, stattlicher Offizier hereintrat.

„Frau von Heyden wies mich hierher", sagte er nähertretend und dem jungen Mädchen die Hand reichend. „Nehmen Sie meinen herzlichen Glückwunsch, Fräulein Gretchen."

Gretchen war heiß erröthet bei der freundlichen Anrede. Sie war aber auch ein Ereigniß in ihrem siebzehnjährigen Leben; denn, um es gleich zu gestehen, es gab eine Seite in ihrem Tagebuch, auf der der Name des Rittmeister von Bredow in großer Schrift prangte, auf der sein „hoher Gang, seine edle Gestalt" mit vielem Feuer geschildert wurde, nicht zu vergessen seine dunkeln Augen und sein schwarzer Bart.

„Wenn Tante Rose nicht Onkel Heyden geheiratet und der Rittmeister nicht eine unglückliche Liebe hätte (das hat mir Tante Rosens Freundin, Fräulein Funk anvertraut), könnte ich mir kein schöneres Paar denken; er so brünett und so liebenswürdig, und meine himmlische Tante Rose mit ihren hellblonden Haaren und — nein, an Tante Rose weiß ich nichts hervorzuheben, an ihr ist alles entzückend."

So lautete es in Gretchens Tagebuch, und an einer andern Stelle: „Ich könnte immerzu sitzen und zuhören, wenn Tante Rose und der Rittmeister sich unterhalten. Sie sind Jugendgespielen, dazu kommt, noch, daß er ein intimer Freund meines Onkels Heyden ist. Da haben sie natürlich oft viel miteinander zu reden. Ich sitze dann ganz still dabei und es kommt mir eine kleine Geschichte in den Sinn, die ich einmal gelesen habe, auf die ich mich aber nicht recht besinnen kann. Er hatte darin auf sie ein kleines Gedicht gemacht, in welchem vorkam: „Sie hat die gold'nen Augen der Waldeskönigin." Meine Tante Rose hat auch goldene Augen. Ach wie glücklich bin ich, daß meine Mama mich hierher und in keine Pension gebracht hat."

Doch zurück von Gretchens Tagebuch in Frau von Heydens Salon. Gretchen hatte ihre Befangenheit glücklich überwunden und plauderte munter mit dem Rittmeister über ihr Heim, ihren Aufenthalt hier, bei ihrer jungen Tante, die sie in diesem Winter in die Welt einführen sollte.

„Und freuen Sie sich auf die Bälle, die Gesellschaften und all' die fremden Menschen, die Sie kennen lernen werden?"

Gretchen sah ihn mit großen Augen erstaunt an. Wie konnte er das fragen? „Natürlich", sagte sie. „Es ist mein schönster Gedanke — und mit Tante Rose zusammen!"

„Sie lieben also Ihre Tante sehr?"

„Ueber alles", antwortete Gretchen mit glänzenden Augen. „Ist sie nicht wie eine Blume? Doch für eine Rose ist sie eigentlich zu schlank und zart. Ich möchte sie lieber „Lilie" nennen!"

„Ein sehr passender Vergleich", nickte ihr der Rittmeister ermuthigend zu. „Aber eigentlich müßte es doch uns Herren überlassen sein, Blumennamen für die Damen zu wählen."

„Ach, die Herren lieben die Blumen nicht", meinte Gretchen, „und sie kennen die Frauen auch nicht so gut, um einen richtigen Vergleich zu finden", setzte sie mit altklugem Blick hinzu.

„Nicht? o, ich würde es mir doch getrauen, was würden Sie z. B. dagegen haben, wenn ich Sie „Anemone" nennte. Die Anemone ist eine Frühlingsblume, wie Sie . . ."

„Da kommt endlich meine Tante", unterbrach ihn Gretchen, der Eintretenden entgegen eilend.

„Kein Kompliment für Sie von meiner unartigen, kleinen Nichte", meinte Frau Rose, lächelnd dem Freunde die Hand bietend. „Die Konferenz in meiner Küche hat sich über die Gebühr lang ausgedehnt, und wenn nicht der Herr Rittmeister Dir so liebenswürdig Gesellschaft geleistet hätte, würde ich ordentlich Gewissensbisse empfinden, Dich an Deinem Geburtstage so allein gelassen zu haben", wendete sie sich an ihre Nichte, die ihr schnell einen Lehnstuhl und für sich ein Schemelchen zu ihren Füßen geholt hatte.

Sie saßen am Kamin und die rothe Glut des Feuers streifte die junge Frau in ihrem Sessel. Wie sie so da saß, konnte man die bewundernden Blicke der beiden anderen wohl begreifen. Sie war zart und schlank, ihre Augen in dem edlen, fast durchsichtigen Gesicht waren unbestimmt in der Farbe, „goldig", wie Gretchen sagte. Sie hatten die Eigenthümlichkeit, oft wie in der Ferne auszuruhen, wie eben jetzt, wo der schöne Kopf mit den hellen Haaren effektvoll gegen den rothen Sammet des Fauteuils hervortrat.

Der Rittmeister spielte unruhig mit einem Fächer, den er dem Kaminsims entnommen. Gretchen streichelte leise die Hand ihrer Tante. Draußen dämmerte der Abend herein, das Treiben von der Straße drang dumpf in das Zimmer und ein verlorner Ton einer Drehorgel schlich mit hinein. Ein Tannenreis knisterte in dem Kamin und weckte mit seinen Funken die kleine Gesellschaft aus ihren Träumen.

„Ruht denn heute ein Bann auf uns?" fragte die junge Frau mit ihrer tiefen, weichen Stimme, „das macht die Dämmerung, ich will nach Licht klingeln, mein Mann kommt ohnedies bald und der liebt nichts weniger als solch ein Hinträumen in der Abendstunde."

„Aber heute hat Onkel Heyden nicht zu bestimmen, sondern ich als Geburtstagskind", rief Gretchen dagegen.

„Und Ihre Hoheit befehlen?" fragte Frau Rose lachend.

„Eine lange Dämmerstunde, ein Lied von Dir, Tante Rose, und nachher von Dir und Herrn von Bredow eine Geschichte, aber eine die mir gefällt, um Gottes willen keine lehrreiche, eine recht poetische, womöglich traurige", sagte Gretchen schnell, mit einer ihrer Flechten spielend.

„Seht die kleine prätentiöse Dame", rief Frau von Heyden. „Nun, was meinen Sie, Herr Bredow, lassen wir uns herbei, unserm kleinen Liebling seine Wünsche zu erfüllen, weil heute sein Geburtstag ist?"

„Mich müssen gnädige Frau von aller Aktivität gütigst dispensiren. Fräulein Gretchen hat mir vorhin plausibel gemacht, daß wir Männer die Frauen gar nicht kennten; wie kann ich mir da ein Urtheil über ihren Geschmack anmaßen? Was hält Fräulein Gretchen für poetisch, was für schön?" wendete sich der Rittmeister halb neckend an diese.

Frau von Heyden drohte ihm. „Ich verspreche Dir in seinem Namen die schönste Geschichte, mein Liebling", sagte sie. „Also nach Deinem Programm erstens mein Lied."

Sie setzte sich an den Flügel und präludirte.

Wieder das Schweigen von vorhin in dem heitern Zimmer, das nun schon fast ganz in Abenddämmerung liegt. Nur daß die rothe Kaminflamme zuweilen aufflackernd den kleinen Amor streift, der von der Konsole herab gegen den Rittmeister seinen Bogen spannt.

Aber der merkt es wohl nicht, denn Frau Rose spielt eine wilde, traurige Melodie und wie er so nach ihr hinschaut, denkt Gretchen: „Meine Tante muß ihn an seine unglückliche Liebe erinnern, er sieht sie so traurig an."

Kleines Gretchen, kannst Du noch nicht besser in dem Buche der Leidenschaft lesen? Siehst Du nicht mehr in diesen traurigen Männeraugen und hörst Du es nicht aus dem Spiel der schönen Frau geisterhaft, geheimnißvoll klingen, wie ein Band, das sich von ihr zu ihm hinüberschlingt und sie beide in eine Vergangenheit zieht, die traumhaft weit hinter ihnen liegt?

„Heute, ach heute nur bin ich schön,
Morgen, ach morgen muß alles vergehn,
Nur diese Stunde noch bist Du mein,
Sterben, ach sterben muß ich allein."

So singt Frau Rosens Stimme, leidenschaftlich vibrirend. Georg Bredow ist auf denselben Ton gestimmt, er fühlt ihn an seinem Herzen rütteln und fürchtet, daß er auch weiter hinauf dränge und aus seinen Augen leuchte, deshalb wohl legt er den Kopf so fest in die Hand. „Er denkt an seine unglückliche Liebe", meint Gretchen wieder, dann springt sie mit einem neuen Gedanken auf:

„Bitte, Tante", sagte sie lebhaft, „wo kommt das Lied, das Du eben sangst, doch vor. Als Ihr, Du und Herr von Bredow", verbesserte sie sich schnell, „neulich so schön zusammen spracht, erinnerte

ich mich dunkel von ähnlichen Menschen gelesen zu haben, und von ähnlichen Unterhaltungen. Sie waren auch Jugendfreunde und er machte ihr Gedichte."

Frau von Heyden trat zum Kamin. „Ich glaube, Du meinst „Immenau" von Theodor Storm", sagte sie. „Aber das paßt doch wohl nicht auf unsere Verhältnisse hier."

„Elisabeth und Reinhold waren eigentlich recht thörichte Menschen. Warum zerstörten sie ihr Leben mit einem Sehnen nach dem Glück, das noch schneller verrauscht, als alles andere Glück und Unglück im Leben? Warum begriffen sie nicht, daß nur der einigermaßen Ruhe in sich haben kann, der sein Herz von so alltäglichen Vorstellungen säubert und in ihm nur eine Stelle der Begeisterung für das Große und Schöne im Leben frei hält. Sonst muß alles todt sein, alles kalt, dann hat man Frieden."

Sie sprach diese Worte mit dem Blick in die Ferne, der nur ihren Augen zu gehören schien.

Georg Bredow sah unverwandt nach ihr hin, als habe er nicht recht begriffen, was sie sagen wollte und Gretchen blickte mit ihren fragenden, unschuldigen Augen auf beide.

Dann warf Frau Rose den schönen Kopf zurück:

„Aber es giebt allerdings einige ähnliche Beziehungen, die Dir, meine kleine Grete, vorgeschwebt haben", sagte sie herzlich. „Elisabeth und Reinhold waren in ihrer Kinderzeit ebenso treu verbunden, wie Georg Bredow und ich. Nur daß unsere „Freundschaft", sie betonte das Wort, „bis auf den heutigen Tag fortbesteht und noch viele Jahre, so lange wir denken können, andauern wird, nicht Georg?"

Sie sah ihn mit eigenthümlichem, fast traurigem Lächeln an, aber er blickte unverwandt auf eine von Gretchens überhängenden Flechten.

„Gewiß, immer, ewig", sagte er nach einer kleinen Pause.

Frau Rose wendete sich leise seufzend ab.

Und nun war es ganz dunkel. Bredow hatte seinen Platz verändert, er war nur den Umrissen nach erkennbar und da mußte der kleine Amor schon ins Ungewisse zielen.

„Und nun noch meine Geschichten", ruft Gretchen mit ihrer hellen Stimme ins Dunkel hinein. „Sie fangen an, Herr Rittmeister."

„Ich, o weh", seufzte dieser, „da kann ich die Situation des armen Mönchs Ekkehard wohl begreifen, der Frau Hadwig à tout prix etwas erzählen soll und dem nur die thörichte Geschichte vom Falter einfällt. Nun gut, ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, Gretchen, die von Blumenduft und Poesie wimmeln soll. Ja — es war einmal — es war einmal eine Lilie, die war, weiß Gott wie, in ein kleines Waldthal gerathen, aus dem man nicht weit in die Welt hinaus sehen konnte, aber Sonnenschein und blauen Himmel genug hatte. Zufällig wuchs neben der Lilie ein — sagen wir ein Ritterspor, den dünkte das kleine Thal prächtig, freilich weil die Lilie gar so köstlich duftete und weil sie beide gute Kameradschaft hielten. Als aber dann viele Vögel und Schmetterlinge zu der schönen Lilie kamen, und ihr von der weiten Welt draußen erzählten und wie anders man da von ihr und ihrer Schönheit sprechen würde, da schwankte sie auf ihrem Stengel hin und her und als eines Morgens der Ritterspor erwachte, er hatte

vielleicht gar die Nacht durchschwärmt, da war die schöne Lilie fort. Der Rittersporn that nun zwar etwas kläglich, aber als Mann wollte er seiner schönen Nachbarin nichts nachgeben und so machte er sich denn auch auf den Weg in die weite Welt. Aber wie anders traf er es da, als er sich's in dem stillen Waldthal vorgestellt hatte. Durch Wind und Wetter mußte er sich durchschlagen, und wenn ihn ein bißchen Sonnenschein traf, konnte er schon froh sein. Es ging ihm gar nicht gut, er war auch sehr allein unter all' den Gartenblumen und den unnützen, vorlauten Schößlingen. Da aber, auf einer seiner Wanderungen, wen trifft er wohl an? — seine Lilie mitten unter allem Unkraut. Sie war noch ebenso schön, aber von dem kleinen Waldthal und ihrer gemeinsamen Jugend wollte sie wenig mehr wissen.

Der Rittersporn aber sehnt sich gerade nach der kräftigen Luft seiner Kindertage und ich glaube wohl, daß er in sein Heimatthal zurückkehren wird. Vielleicht findet er da bei den lustigen Wiesen- und Waldblumen weniger Duft und hohe Schönheit, als bei der stolzen Lilie, aber dafür, wonach er seit Jahren dürstet, Wahrheit, Treue, Liebe . . ."

„Herr Rittmeister, halt, halt, Sie vertrauen wohl auf die Dunkelheit bei Ihrer schönen Blumengeschichte; ich werde jetzt schnell Licht bringen lassen, damit wir sehen können, was für ein Gesicht der stolze Jünger Mars bei der sentimentalen Erzählung macht." So sagte Frau Rose schnell und ging nach dem Glockenzug. „In Deiner Stelle, mein Liebling, würde ich Herrn von Bredow ganz böse sein, er mokirt sich augenscheinlich über Deine Blumenliebhaberei, und noch dazu an Deinem Geburtstage."

Gretchen schüttelte die braunen Flechten, machte ein nachdenkliches Gesicht und sagte: „War die Lilie verheiratet?"

„Aber, Kleine", antwortete Tante Rose fast heftig, „wer hat je gehört, daß Lilien heiraten? Die Lilie, die Herr von Bredow schildert, ist sicherlich eine prädestinirte alte Jungfer, die für ihr Stolzthun sitzen geblieben ist . . ."

„Wer weiß, wer weiß?" meinte Gretchen, „aber da kommt die Lampe und Onkel Heyden."

„Du bringst das Licht mit", wendete sich Frau Rose an ihren Gatten, einen streng aber bedeutend aussehenden Mann, der die Anwesenden freundlich begrüßte. — — — —

Und Licht, Licht! Es fällt vom Kaminfeuer hell in die Augen der jugendlichen Mutter, die das Dämmerstündchen an der Wiege des Lieblings verträumt hat.

Es ist unser Gretchen, das heute wieder seinen Geburtstag feiert; aber es sind Jahre vergangen und die Flechten hängen nicht mehr lustig den Rücken hinab, sondern sind hübsch sittsam in einen Knoten zusammengesteckt. Die grauen Augen aber sind die alten, nur daß ein glückseliger Schein aus ihnen strahlt, wenn sie die Thür des Nebenzimmers streifen, oder die Wiege neben dem bequemen Lehnstuhl.

„Vor fünf Jahren war es, da erzählte er uns die Geschichte von der Lilie. Ich wußte es damals schon, daß er Röse damit meinte, meine schöne geliebte Tante Rose, die es nicht begreifen will, daß wir unser großes Glück im Lieben und Geliebtwerden finden."

Die junge Frau denkt das ohne die geringste Anwandlung von Eifersucht, denn sie weiß, daß Ritterſporn und Anemone in dem kleinen Waldthal sehr glücklich sind und daß die Vergangenheit und wenn sie noch so poetisch und schön war, doch nicht dasselbe Recht hat, wie die Gegenwart, namentlich wenn Wahrheit, Treue, Liebe aus ihren tiefgrauen Augen leuchten.

Und wieder wird es dunkler und dunkler. Wieder macht die Kaminflamme die Bilder und Statuen an den Wänden lebendig, aber es hallt keine tiefe, leidenschaftliche Stimme von ihnen wieder mit den traurigen Worten: „Sterben, ach sterben muß ich allein" — sondern eine süße Melodie, ein Wiegenliedchen, das leise bis in das Nebenzimmer dringt, den emsig schreibenden Mann dort von seinem Arbeitstische aufscheucht und ihn drängt die Thür zu öffnen.

„Meine kleine Anemone", sagt er und breitet seine Arme aus.

Und wenn Frau Rose die beiden so sähe, würde sie nicht sagen: „Es giebt kein Glück im Leben, es giebt nur Ruhe, die man sich schwer erkämpfen muß", aber vielleicht würde eine Thräne in ihren schönen Augen stehen, so wie jetzt, selbst in diesem Augenblick ein unbestimmter, tiefer Ton in der Brust des Mannes erzittert, wie der Laut einer geliebten Stimme in weiter, weiter Ferne.

Aber die Vergangenheit hat kein Recht, wo die Gegenwart uns mächtig und verlockend in die Augen sieht und nur leise zieht in solchen Dämmerstunden die Erinnerung vorüber, wie ein Zugvogel, der in sein fernes Heimatland zurückflattert.

Kaſtor und Pollux.

Novelle

Von

Heinrich Köhler.

I.

Durch die halbgeöffneten Fenſter weht ein friſcher Lufthauch; leiſe wie ein verſchämter Mädchengruß, ſtreift er die Papiere auf dem Schreibtiſch nahe am Fenſter und bewegt leicht die Blätter an dem blühenden Veilchentopf auf dem Fenſterſims, als wolle er ſeine innere Beziehung zu ihnen ausdrücken und ſagen, daß auch da draußen bald Veilchenduft die Frühlingswelt als eine Verkündigung des großen Schöpfungsrufes „Werde!“ durchziehen wird. Es war ein merkwürdig milder Märztag geweſen und der Abend ebenſo. Die Dämmerung legte ihre Elfenſchleier eben über die Stadt und mit den angezündeten Lichtern auf der Straße und in den Häuſern flammten auch die erſten Himmelslichter, erſt mattblinkend und dann mit immer intenſiverem Glanz, in der Unermeßlichkeit auf. Muntere Knabenſtimmen riefen ſich auf der Straße einen Gutenachtgruß zu, dabei gab der eine dem andern einen Klaps, „den Letzten“, den der zweite natürlich wieder geben wollte und es gab noch einmal ein fröhliches Jagen, das durch die rufende Stimme der Mutter des einen Buben unterbrochen wurde. „Morgen kriegſt Du ihn ganz gewiß, ſchade, daß ich ſchon hinauf muß, es war doch gar zu ſchön!“ ſagte der kleine Siſtirte im Abgehen.

„Ach, Mutter, ſchelte doch nur nicht, es war wirklich zu ſchön!“ betheuerte er noch einmal eifrig zu der Frau, die böſe war, daß ſie ihren Jungen erſt hatte holen müſſen. Dann waren ſie beide aus Geſichtsweite.

Hinter den Veilchentöpfen ſtand ein junger Mann, eine ſchlanke Geſtalt von guter Mittelgröße. Er ſtrich ſich mit der wohlgeformten Hand über die hohe weiße Stirn und ein leiſes Lächeln glitt über ſein Geſicht. „Kindesglück — Paradieſestraum“, ſagte er leiſe, wehmüthig, dann ging ſein Blick hinauf zu der geöffneten Ewigkeit und er ſtand eine Weile lautlos da. „Wie er wohl in zehn, in zwanzig Jahren ſprechen mag! O ſchöne Welt, o Glück, von den Guten vergeblich geſuchtes, von den Meiſten falſch verſtandenes, o Menſchenſeele, tiefer Abgrund, ſchwindelnde Höhe, niemals Ausgemeſſenes noch Befriedigtes, Heimweh, das nie ſtirbt — wohin, woher, weshalb?“

Hinter ihm wurde eine Thür geöffnet, eine Frau trat mit einer Lampe ins Zimmer, die sie auf den Schreibtisch setzte. Als die dunkeln Augen des Mannes, die wie aus fernen, fernen Tiefen blickten, so sehnsüchtig und doch wieder resignirt, sich dem Licht zuwandten, lag ein feuchter Schimmer in ihnen. Es war ein schöner Mann, eine eigenartige Erscheinung: vornehm, vergeistigt, ideal, kein Durchschnittsmensch, ein „Sonntagskind"; vielleicht nicht zu seinem Glück, denn das haben ja eben nur die Durchschnittsmenschen in Generalpacht.

„Mein Gott, Sie haben ja die Fenster auf, Herr Balder!" sagte die Frau erstaunt. Sie war eine von den „Glücklichen", die vieles nicht begreifen und daher wenig Kummer haben. Sie machte eiligst Miene, den Verstoß gegen die ökonomische Hausfrauenordnung zu korrigiren, aber der andere wehrte ab.

„Lassen Sie doch."

„Aber bei der Lampe und die Leute drüben! Da ist auch der Brief."

Der junge Mann nahm den Brief, den die Frau vorhin auf den Schreibtisch gelegt hatte, ohne daß er es beachtet. Er trug als Adresse nur eine Chiffre, und ein feines Roth lief über das etwas blasse Männergesicht mit dem dunkeln Vollbart. Er schien es nun selbst kaum erwarten zu können, daß die Fenster geschlossen und die Rouleaux herabgelassen wurden.

Nachdem die Frau das Zimmer verlassen hatte, setzte er sich an den Schreibtisch und öffnete mit einem Federmesser vorsichtig das Couvert. Ein feines Parfüm, das nichts Aufdringliches hatte, ging von dem Papiere aus, wie ein Kosen einer weichen weißen Frauenhand. Eine schöne klare Damenschrift füllte den Bogen, den er sorgsam entfaltete und dessen Inhalt lautete:

Mein lieber Freund!

Als ich auf den in der Zeitung ausgesprochenen Wunsch eines ideal gesinnten Mannes nach einem geistigen Verkehr mit einer gleichgesinnten gebildeten Dame meine Offerte einsandte, geschah es nach einem langen innern Kampfe. Ich habe nie alltäglich gedacht, ich weiß, daß eine reine Seele niemals die Grenzen der Schicklichkeit zu überschreiten im Stande ist und ich wußte von der Welt und den Menschen zu wenig und habe niemals Schlechtes von den letzteren erfahren, um ein besonderes Mißtrauen zu hegen. Dem gebildeten Geiste eines Mannes von edler Denkungsart zu begegnen, losgelöst von allen Fesseln der Konvenienz von ihm in die weitesten Gedankenhöhen sich führen zu lassen, das winkte mir so verlockend, daß es der Ueberwindung aller Bedenken werth erschien. Andererseits konnte ein solcher Schritt leicht als ein Verstoß gegen weibliche Zartsinnigkeit erscheinen, und so erklärte ich mich zu einer Korrespondenz nur unter der ausdrücklichen Bedingung bereit, daß Sie niemals mich nach meinem Namen fragen und ebensowenig jemals einen Versuch machen würden, mein Inkognito zu lüften. Sie gelobten es mir ohne Rückhalt und schon Ihre ersten Briefe bewiesen mir, daß ich niemals Reue über diesen Schritt zu empfinden Ursache haben würde, insofern Ihre Ehrenhaftigkeit dabei betheiligt ist.

Sie versprachen mir, frei und rückhaltslos mich in die Gedanken- und Empfindungswelt eines Mannes einzuführen, der als höchsten, als einzigen Zweck des Menschendaseins die Entwickelung, Vervollkommnung des Einzelnen und durch diesen der Gesammtheit zu möglichster Harmonie erkenne und baten hingegen mich, Ihnen den Blick in das innere Leben einer Frau zu eröffnen. Ich habe gethan, wie Sie gewünscht, ich habe Sie das Vibriren einer weiblichen Seele mit allen ihren kleinen und großen Gedanken, Empfindungen, Wünschen, Sorgen kennen gelehrt und es war ja nur ein kleiner, ach so winzig kleiner Vergelt für die große, herrliche Geisteswelt, die Sie mir eröffnet haben, diese Wunderwelt, die mir Geist und Seele vertiefte, mir Welt und Leben aus Gesichtspunkten zeigte, die mir niemals aufgegangen wären und keine sogenannte höhere weibliche Bildung giebt, welche man überhaupt auf keiner Schule lehrt, weil die eigentliche Weisheit nur das Leben giebt und für den gereiften Verstand berechnet ist. Wir sind Freunde geworden, weil wir es werden mußten, weil, wie Sie es ausdrückten, zwei Seelen wie die unseren von der Vorsehung zum Verschmelzen in einen Accord bestimmt, weil sie gleichsam konsonirende Töne eines Instrumentes sind. Ich habe darin ohne Bedenken eingestimmt, weil Ihr Empfinden, Ihr Denken mir mit dem meinen untrennbar verknüpft erscheint, indem das meine ja nur ein auf mich übergegangener Theil des Ihren ist. So lebte ich wie in einem stillen seligen Traum. Und nun, mein Freund, wie haben Sie mich erschreckt, indem Sie mich daran erinnern, daß wir Menschen doch immer nur Menschen bleiben, daß nur Geister in reinen Abstraktionen leben können, während die Fühlfäden unserer Seelen mit unsern Herzen in Verbindung stehen. Sie sagen, daß das Schicksal stärker ist als unsere Vorsätze, und fragen mich, ob mein Vertrauen zu Ihnen nicht groß genug sei, um Ihnen eine persönliche Annäherung zu gestatten. O lieber Freund, wenn Sie wüßten, wie verwirrt, beschämt ich bin! Ob ich Vertrauen zu Ihnen habe? O, unbegrenzt — mehr wie zu mir selbst. Und doch — und doch! Hätte ich denn so offen meine Seele vor Ihnen enthüllt, wenn ich jemals auch nur mit dem leisesten Gedanken daran gedacht hätte, Ihnen einst persönlich entgegenzutreten? Zürnen Sie mir nicht, wenn ich Sie bitte, mich zu schonen, nicht weiter in mich zu dringen, zu warten, ich weiß nicht worauf. Nicht Kleinlichkeit, nicht konventionelle Prüderie ist es, die, das wissen Sie ja, haben wir bei dem Fluge der Seelen tief unter uns gelassen. Aber das Wirkliche, das Faßbare, die schwebende Psyche plötzlich in die reale Welt versetzt, das — — o ich fühle mich so unsicher, so schwach, ganz meiner sonstigen sicheren Basis beraubt. Sehen Sie, mein Freund, das Herz der Jungfrau ist eine Mimose und ich bin ja auch nur ein armes, schwaches Weib!

— e.

Der einsame Leser ließ die Hand mit dem Blatt sinken und blickte sinnend vor sich hin. Seine Augen waren wie in eine ferne Welt gerichtet, in eine Welt, in der nur Geister zu Geistern sprechen, in der

die Seelen unter Sphärenklängen sich im Kuß berühren. Auch seine Seele war mit jener in diesem Augenblicke eins. Mechanisch ruhte dabei sein Blick auf dem tändelnden Spiel eines kleinen Insekts, das vorhin durch das geöffnete Fenster seinen Weg ins Zimmer gefunden hatte und um die brennende Lampe schwirrte, bis es endlich mit versenkten Flügeln auf den Schreibtisch niederfiel. Ein passendes Bild.

„Armer Ikarus", sagte er, „Deine Flügel waren nur von Wachs, als Du der Sonne zu nahe kamst, stürztest Du hinab. Die Seelenflügel des Menschen sind auch nur erborgte, die ihn, so hoch sie ihn tragen mögen, nie bis in die reinen Aetherhöhen erheben. Eine unsichtbare Kette fesselt uns an die Erde, wir vergessen sie manchmal, aber sie klirrt immer wieder im entscheidenden Moment, um uns daran zu mahnen, daß wir nur Menschen sind. Ich glaubte Seraphsfreuden in diese Welt herabtragen zu können, da stellt die kalte Wirklichkeit sich dazwischen und fordert von dem Gliede der Gesellschaft ihren Tribut."

Er stützte den Kopf und die Hand vergrub sich in das dunkle Haar, und einige der dichten Locken fielen auf die weiße hohe Stirn, der man es ansah, daß sie oft den Grenzen des Alls nachgesonnen, wie den dunklen Augen, daß sie auf dem Schleier des geheimnißvollen Bildes, der die Wahrheit verbirgt, oft fragend geruht. Ein armer Thor, wie so mancher andere! Dann las er den Brief noch einmal durch und legte sich einen Briefbogen zurecht.

In dem Augenblicke, da er die Feder ansetzen wollte, klopfte es an die Thür. Er schob den Brief in ein Fach des Schreibtisches und rief „Herein." Gleich darauf erhob er sich und ging dem Eintretenden, der ihm schon an der Thür herzlich die Hand entgegenstreckte, mit einem warmen Blick entgegen.

„Wir haben uns lange nicht gesehen", sagte er.

„Es werden fünf Tage sein", entgegnete der Besucher.

Es war ein Mann etwa im gleichen Alter und von gleicher Größe wie der andere, nur war seine Figur etwas gedrungener. Er war blond, ein echter Repräsentant der germanischen Rasse. Um den kleinen Mund, den ein hübscher Schnurrbart beschattete, lag ein Zug von leiser, gutmüthiger Ironie und die blauen Augen hatten einen treuherzigen, warmen Blick, der jeden einnehmen mußte und Vertrauen einflößend war. Es lag etwas Frisches, Lebhaftes in seiner Erscheinung und seinem Wesen, das mit dem des Freundes einen Kontrast bildete. Man hätte sagen können, daß der eine die Ergänzung des andern war.

„Du warst beschäftigt?" fragte der Eingetretene, indem er nach dem Schreibtisch wies.

„Nichts von Bedeutung", entgegnete der Gefragte mit einem ausweichenden Blick.

„Lieber Freund", sagte der andere lächelnd, „verzeihe, wenn ich Dir widersprechen muß. Ich kann mir nicht denken, daß Du Dich jemals mit etwas Unbedeutendem beschäftigen könntest."

Erich Balder sagte eine Weile nichts, er strich sich mit der weißen Hand das dunkle Haar von der hohen Stirn und blickte vor sich hin.

„Was ist von Bedeutung, was ist es nicht?" sagte er endlich aus dem träumerischen Sinnen heraus. „Wenn das Infusionsthierchen im

Wassertropfen seine weite Reise hält, oder wenn der Mensch seine Thaten ins Buch der Geschichte schreibt, wenn dem Kinde die Wiege als eine Welt erscheint, oder wenn der Denker mit seinem Geist die Tiefen des Universums auszumessen sucht — was hat absoluten Werth?"

„Nichts von dem, was wir Sterblichen thun", sagte der andere, in den Gedanken eingehend, „es giebt für uns nur relative Werthe und Größen. Der Weise lächelt über den Eifer, mit dem die beschränkten und mittelmäßigen Köpfe ihr Lebensspensum abhaspeln, und doch ist der Weise selbst aus einem höhern Gesichtspunkt vielleicht nichts weiter als ein Narr."

„So sind wir bei dem Resultat der modernen Philosophie, dem Pessimismus angelangt. Und der Werth des Lebens also?"

„Er wird durch die Erkenntniß, durch das Wissen nicht verringert, Dir nicht, mir nicht", sagte der Freund warm. „O welche unendlichen Genüsse schöpft der gebildete Geist aus Dingen, die der Rohe, Ungebildete nicht versteht, nicht begreift, weil er kein Organ dafür hat! Schon Aristoteles sagt: „Die höhere Wahrheit, die über der geschichtlichen steht, ist die poetische", und George Sand: „Der, welcher aus dem Gefühl für Poesie edle Genüsse schöpft, ist ein wahrer Poet und wenn er auch sein Leben lang nicht einen einzigen Vers gedichtet hätte." Ja, jeder ästhetisch gebildete, feinfühlige Mensch, der ist ein Poet, ein Künstler, der die Offenbarungen der Schönheit, die die höchste, die einzige Wahrheit ist, versteht oder doch ahnt, und ein solcher Mensch kann niemals ganz unglücklich werden."

Erich Balder nickte leise, und noch mehr sprachen seine Augen zu den begeisterungsvollen Worten des Freundes seine Zustimmung aus. Er zog das Rouleau am Fenster in die Höhe und öffnete die Flügel weit, dann legte er den Arm leicht um die Gestalt des Freundes und wies in die helle schöne Sternenpracht hinauf.

So standen sie beide eine Weile schweigend, ein Weihemoment, wie ihn die steinernen Tempel von Menschenhand niemals zur Empfindung gelangen lassen. Ihre Seelen klangen in der gleichen Empfindung zusammen.

„Wirst Du mich nun noch einmal nach dem Zweck des Lebens fragen?" sagte der Besucher weich.

„Warum fragt uns denn jeder schöne Frühlingsabend, jedes schmelzende Lied, jede überströmende Freude: wo hast Du die geliebte Seele, der Du Deine Wonne sagst und giebst?" sagte Erich Balder leise.

„So sagt Jean Paul im „Hesperus." Und plötzlich seine Arme mit leidenschaftlicher Wallung um den Freund schlingend, fuhr der andere mit weicher, bebender Stimme fort: „O Lieber, Freund, wir haben uns gegenseitig das Gelübde gethan, Freunde zu sein nach nicht alltäglichem Begriff. Hier wiederhole ich es angesichts der Ewigkeit dort oben, jedes Opfer dieser Freundschaft zu bringen, wenn sie es erfordert, Dir zu sein, was nur ein Mensch dem Andern sein kann, bis in Tod und Ewigkeit. Nimmst Du das Gelübde an?"

„Max!"

Sie traten zurück, und Erich Balder schloß das Fenster und ließ das Rouleau wieder herab. Dann ging er an einen Schrank und

nahm daraus eine Flasche und zwei Gläser und setzte sie auf den Tisch. Er lud den Freund mit einer Handbewegung ein, sich neben ihn auf's Sopha zu setzen.

„Laß mich, bitte", sagte dieser, im Zimmer auf- und abgehend, „ich muß Dir etwas erzählen, etwas, das Dir meinen selteneren Verkehr mit Dir, freilich auch nur relativ seltener", bemerkte er ergänzend mit einem Lächeln, „in der letzten Zeit motiviren wird. Ich sprach Dir mit Absicht nicht eher davon, ich wollte Dich überraschen."

‚Du siehst mich gespannt."

„Ich muß etwas in die Vergangenheit zurückgehen, etwa um drei Monate, ein kleines interessantes Abenteuer, das ich damals erlebte, bildete den Anfang meiner Erzählung."

„Ein Abenteuer, ohne daß ich etwas davon erfuhr?" fragte Erich lächelnd.

„Ich reiste am Tage darauf nach meiner Heimat und kam erst nach zwei Wochen wieder, unterdessen hatte ich den Vorfall vergessen. Ich schlenderte also eines Abends vor Weihnachten über den Christmarkt, wie ich es sehr häufig that. Ich fühle dabei mich immer wie von einem weihevollen Festesathem angeweht und zwar umsomehr, als das, was dort feilgehalten wird, hauptsächlich nur für die Kinder des Volkes berechnet ist. Die Reichen kaufen sich ihre kostbaren Geschenke in den großen prächtigen Warenlagern, in denen manches Stück eine Summe Geldes kostet, von der der Arme Monate lang leben und ebenso lange dafür arbeiten muß. Aber dort auf dem Weihnachtsmarkt alle die bunten billigen Spielzeuge, das sind die, mit denen die eigentliche Freude bereitet wird. Und dazu die grünen Tannen und die ausgeputzten Pyramiden mit den kleinen Schäfchen von Watte und Goldpapier und den originellen Rosinenmännern, denen gewiß kein langes Leben beschieden ist, das amüsirt mich und noch mehr die verlangenden Gesichter der Kinder, die dort an den Buden stehen und alle diese Flitterschätze bewundern. Plötzlich sehe ich meine Aufmerksamkeit vor einer großen Spielwaarenbude gefesselt. Eine junge Dame in einem hübschen pelzbesetzten Paletot und einem Barett auf dem Kopfe, unter dem ein weichgerundetes Gesichtsoval, von dem der dunkle Schleier zurückgeschlagen war, von selten lieblicher Schönheit und mit einem blauen Augenpaar, so sanft, so innig, so herzerwärmend hervorblickten, stand vor der Bude, an der sie einiges gekauft zu haben schien und machte, nachdem sie ihr Portemonnaie in die Tasche gesteckt, eben Miene sich zu entfernen, als ihr Blick auf einen kleinen Jungen von etwa zehn Jahren fiel, der wenige Schritte von der Bude stand und sehnsüchtig eine kleine sehr hübsch aus Pappe gearbeitete Burg betrachtete. Der Kleine war ärmlich, aber sauber gekleidet und hatte an seiner Hand noch ein kleines, etwa fünfjähriges Schwesterchen, dessen Hüter er augenscheinlich war. Es lag etwas so Sprechendes, eine so unverhohlene und gewissermaßen ehrfurchtsvolle Bewunderung in den hellen, hübschen Kinderaugen, daß die Dame sich davon lebhaft berührt fühlen mochte, denn sie blieb vor dem Pärchen stehen.

„Gefällt Dir die kleine Festung dort?" fragte sie lächelnd. Ihre Stimme hatte einen weichen, vollen Klang, ich habe noch nie eine so sympathische Frauenstimme gehört.

„O!“ sagte der Kleine nur.

„Du möchtest sie wohl gern haben?“

Der Junge schrak förmlich zusammen.

„O nein, o nein“, sagte er verlegen, „sie ist ja viel zu schön für mich.“

„Wenn Du aber Deinen Vater recht schön bittest, vielleicht kauft er sie Dir dann?“

„Ich habe keinen Vater mehr“, sagte der Kleine traurig, „er ist vor einem halben Jahr gestorben und meine Mutter ist sehr arm.“

Die Dame wandte plötzlich das Gesicht zur Seite, als sie es nach mehreren Sekunden wieder umdrehte, sah ich einen feuchten Glanz in ihren schönen Augen. Ich selbst hatte schon die Hand in der Tasche. Die Worte des Kindes hatten zu rührend geklungen und dabei so verständig, wie es eben nur das Kind eines Armen in diesem Alter sein kann. Und dazu sah das kleine Schwesterchen mit großen Augen zu ihm auf und nickte dazu so verständig. Es war ein rührendes Bild.

„Das Christkindchen läßt die artigen Kinder nie leer ausgehen“, sagte die junge Dame mit einem weichen Tone, der mir in die Seele drang. Sie zog ihr Portemonnaie wieder aus der Tasche und trat an den Stand. „Was kostet die kleine Festung?“ fragte sie.

Der Mann nannte den Preis — ich glaube zwei Thaler waren es. Die Dame schüttete ihr Portemonnaie aus und zählte ihre Barschaft.

„O weh!“ sagte sie, „es fehlen mir zehn Groschen daran.“ Sie stand in Verlegenheit und dachte nach. „Wie mache ich es nur?“ sagte sie unwillkürlich halblaut vor sich hin.

„Ganz einfach, indem Sie mich an dem Samariterwerke theilnehmen lassen, mein Fräulein“, bemerkte ich, in den Lichtkreis tretend und meinen Hut respektvoll lüftend.

„Mein Herr!“ entgegnete sie mit verlegen abwehrender Stimme.

„Soll denn“, antwortete ich bittend und vielleicht mit einem leisen unwilligen Beben in der Stimme, „selbst bei einer so reinen Handlung schöner Menschlichkeit die Konvenienz hindernd dazwischen treten?“

Sie schlug die Augen zu einem vollen, freundlichen Blicke zu mir auf und sagte dann noch etwas schüchtern leise:

„Nein, das soll sie nicht. Ich nehme Ihr Anerbieten dankend an.“

Der Mann gab die Festung herab und sie hielt sie dem Kleinen mit den Worten hin:

„Das schenkt Dir das Christkindchen, weil Du so artig bist.“

Der Junge starrte mit großen Augen auf das Geschenk, er schien es nicht fassen zu können, daß das wirklich nun ihm gehören solle. Unwillkürlich hatte er die Hände gefaltet und die Augen füllten sich mit Thränen.

„Und Du“, wandte ich mich unterdessen an das kleine Mädchen, „willst Du mir nicht anvertrauen, was Dir von allem diesen hier am besten gefällt?“

Sie wies mit einer verlegenen Geberde auf einen großen Hampelmann, den ich ihr herablangen ließ. Die junge Dame wollte sich unterdessen entfernen, aber ich hielt sie mit einem bittenden Blick zurück, bis ich den bescheidenen Preis bezahlt hatte.

„Liebes Fräulein", sagte ich, „lassen Sie uns das Werk nun ganz thun, lassen Sie uns auch der armen Frau eine Freude bereiten. Sehen Sie, dort drüben an dem Stand werden allerlei warme Wintersachen verkauft, wollen Sie mir dorthin folgen und mir auswählen helfen? Ich fürchte, ich würde mich allein zu unpraktisch darin erweisen."

Sie lächelte schalkhaft und nahm das kleine Mädchen an der Hand, das seinen Hampelmann sorgsam wie eine theuere Puppe im Arme trug. So traten wir an den Stand auf der andern Seite und wählten unter unbefangenem Geplauder, als wären wir jahrelange Bekannte, verschiedene warmhaltende Sachen aus. Bei jedem Stück sah sie mich mit einem fragenden, schelmischen Blicke an, bis sie dann mit einer Bestimmtheit, die ihr reizend stand, meine Versicherungen, daß mein Etat noch keineswegs überschritten sei, zurückwies und erklärte, daß es nun genug sei. Der Verkäufer schlug die Sachen in ein Packet; aber nun trat eine vorher nicht bedachte Schwierigkeit ein. Der Kleine hatte beide Hände mit seiner Festung voll und das Mädchen konnte das schwere Packet nicht tragen. So erklärte ich selbst mich denn lächelnd dazu bereit, die Kinder, die offenbar gar nicht wußten, wie ihnen geschah, bis vor ihre Hausthüre zu begleiten. Als ich mich, nachdem ich den Preis berichtigt hatte, umwandte, war meine schöne Unbekannte verschwunden.

„In der That ein interessantes Abenteuer", sagte Erich Balder.

„Wir hatten über unserm rein menschlichen Handeln nicht daran gedacht, uns gegenseitig vorzustellen. Was sollten auch hier die Konvenienzen und Formen des gesellschaftlichen Verkehrs? Nachher freilich, da regte nach dem Interesse für die gute Handlung auch das persönliche Interesse sich lebhaft in mir. Aber da war es zu spät, unter den auf- und abgehenden Menschen war sie nicht zu erkennen und ich war ja durch die übernommene Verpflichtung auch vorläufig noch an die Kinder gefesselt. So war sie wie ein wahrer Christengel erschienen und verschwunden."

„Aber nicht für immer, nicht wahr?" sagte Erich lächelnd aus seiner Sophaecke. „Ich vermuthe, daß das „Mädchen aus der Fremde" wiederkam."

„Ja, ich sah sie wieder", entgegnete sein Freund lebhaft, „und Dein Vergleich mit dem „Mädchen aus der Fremde" ist wunderbar treffend. Die lieblichste Verkörperung der Poesie, das ist sie wirklich." Er ging einige Mal lebhafter im Zimmer auf und ab, dann lehnte er sich mit übereinander geschlagenen Armen gegen den Schreibtisch und über das hübsche, treuherzige Gesicht legte sich ein freundlicher, glücklicher Zug, der ihm etwas herzgewinnend Warmes gab. „Vor vierzehn Tagen etwa ging ich eines Abends ins Theater, ich hatte Dich aufgefordert mitzukommen, aber Du konntest Dich an jenem Abend gerade nicht von Deinen Studien losreißen. Es wurden Shakespeares „Lustige Weiber von Windsor" gegeben und ein renommirter Gast machte den Falstaff. Ich hatte einen Platz im Parkett, das Haus war sehr besetzt, nur neben mir blieb ein Platz frei. Da, als schon die Ouverture begann, nimmt eine verschleierte Dame denselben ein. Als sie, indem sie sich setzt, die Umhüllung von ihrem Gesicht zurückschlug, erkenne

ich den „Christengel" wieder. Auch sie erkennt mich, ein leises Roth holder Verlegenheit überfliegt ihr weißes Gesicht, aber dann lächelt sie freundlich wie zu einem alten Bekannten und legt unbefangen ihre Hand in die meine, die ich ihr in der freudigen Aufwallung meines Herzens, vielleicht weniger schicklich als gutgemeint, entgegenstrecke."

„Ich habe es schon oft gefühlt, gedacht, daß gute Menschen ein gemeinsames Band der Sympathie verbindet, eine Art Freimaurerthum, das sie einander erkennen läßt. So war es auch zwischen uns. Wir plauderten in den Pausen unbefangen wie alte vertraute Bekannte und hätten darüber wieder beinahe vergessen, daß es auch gesellschaftliche Pflichten und Forderungen giebt. Endlich fiel es mir ein und während des Gesprächs legte ich ihr lächelnd meine Visitenkarte auf den Schoß."

„Max Träger", las sie, wie lieblich mir der Name aus ihrem Munde von ihrer weichen vollen Stimme gesprochen klang! Ich möchte ihn seitdem nicht um die Welt mit einem andern vertauschen. „Ein hübscher Name", fügte sie hinzu, „ich denke dabei an einen unserer beliebtesten Lyriker der Gegenwart; sind Sie mit ihm verwandt?"

„Nicht durch Bande des Blutes," entgegnete ich.

Sie verstand mich und nickte lächelnd.

„Dann muß ich Ihnen wohl auch meinen Namen sagen", bemerkte sie darauf. „Ich heiße Margarete Wald."

„Ah!" machte ich.

„Gefällt er Ihnen nicht?" fragte sie mit einer reizenden Schelmerei.

„O, mein Fräulein!" sagte ich und dann wiederholte ich leise, weich ihren Namen: Margarete! Da wurde sie roth und wandte sich etwas zur Seite und ich stotterte zu meiner Entschuldigung heraus, daß es mein Lieblingsname sei.

Gleich darauf war sie wieder freundlich und unbefangen wie vorher. „Sie sind ein guter Mensch, ein harmloses Kindergemüth, so hätte ich mir meinen Bruder gedacht, wenn er am Leben geblieben wäre", sagte sie und Du solltest sehen, wie sie bei aller lieblichen Mädchenhaftigkeit so etwas Ernstes, Sinniges, Verständiges hat — ich kam mir in diesem Augenblicke wirklich wie ein jüngerer Bruder vor.

„Ich sehe eigentlich lieber ernste Sachen, solche, in denen tiefe seelische Konflikte dargestellt werden", sagte sie unter anderem, „wenn ich einmal ins Theater komme. Aber meine Mutter schickte mich heute fast mit Gewalt her, ich sollte mich erheitern — trübes hätte ich schon so genug."

„Trübes?" fragte ich theilnehmend.

„Meine Mutter ist seit Jahren leidend", sagte sie mit einem ernsten, wehmuthsvollen Blick, „da leidet man allerdings mit; aber nicht in dem Sinne, wie meine Mutter meint, entbehren thue ich nichts."

Ich sagte nichts mehr während dieses Zwischenaktes, ich fühlte mich ergriffen, bald darauf begann auch der letzte Theil des Stückes. Am Schluß, wie Falstaff an der Erde lag und die Zwerge und Kobolde mit ihren Spießen auf ihn einstachen, da lachte sie so fröhlich und melodisch bei dem komischen Anblick, daß ich mit einstimmen mußte. Als das Publikum das Theater verließ, fragte ich sie, ob sie jemanden hätte, in dessen Gesellschaft sie nach Hause ginge.

„Unsere Wirthschafterin sollte mich abholen, aber ich wollte nicht, daß die Mutter unterdessen allein bliebe. Ich habe versprochen eine der Droschken zu benutzen, die immer vor dem Theater halten."

Das Wetter war schön, als wir hinaustraten, ein prächtiger Sternenhimmel spannte sich über die dunkle Erde. Droschken standen genug vor der Thür, es wurden nur wenige benutzt, so fragte ich sie, ob sie in meiner Begleitung sich sicher genug glaube, um darüber des Vehikels entbehren zu können. Sie nahm es an und dann auch ohne Prüderie meinen Arm. Was wir sprachen dort unter dem flammenden Sternendom, als wir so dahingingen, ich weiß es nicht, eine übliche Konversation war es nicht. An der Thür des Hauses, das ein Stück vor'm Thore liegt, frug ich sie, ob ich mich ihrer Mutter vorstellen dürfe. Sie sagte darauf:

„Im allgemeinen nimmt meine Mutter keine fremden Besuche an und ich halte ihr sorgsam alles Störende fern, Ihnen aber darf ich einen guten Empfang versprechen." Das klang so einfach und so herzlich. Dann reichte sie mir freundlich die Hand und trat in das Haus."

Der Sprecher machte eine kleine Pause, wie ein Austönen von Gedanken, Empfindungen, dann trat er an den Freund heran und sagte, ihm die Hand auf die Schulter legend, nach einem tiefen Athemzug:

„O, Lieber, wie oft haben wir es gemeinsam beklagt, daß es so wenig wahre Menschen auf der Welt giebt! Dieses Mädchen, ihre Mutter und Du und ich, das ist ein Verein, über dem wir alle bittern Erfahrungen, die wir je an den Menschen gemacht haben, vergessen können. Ich bin oft dagewesen, sie schenken mir ihr volles Vertrauen und ich habe ihnen auch viel von Dir erzählt. Nun nichts weiter über ihr Leben, ihr Wesen; komm mit, sieh selbst — es ist wie Märchenduft, der dort weht, wie ein Eiland zauberischer Poesie, ein Dornröschenschloß inmitten einer prosaischen Welt der Wirklichkeit. Ja, mein Freund, es giebt noch wahre, schöne Menschlichkeit in der Welt. — O, wie schön denke ich es mir, dieses Mädchen und wir beide —"

„Sollte nicht einer dabei zu viel sein?" sagte Erich Balder mit einem leisen, träumerischen Lächeln.

„Einer von uns?" sagte der andere vorwurfsvoll. „Was gäbe es denn, was wir nicht getheilt hätten? Mich dünkt der Bund erst in einen vollen harmonischen Accord zusammentönend, wenn Du dabei bist. Du wirst darin die Seele, der Mittelpunkt sein, jedes mal habe ich bedauert, daß Du nicht dabei warst."

Erich Balder zuckte die Achseln, blickte sinnend vor sich hin, sein Freund aber griff nach seinem Hut und Ueberzieher. „Ich habe heute Nachtdienst, ich muß fort." Seine letzten Worte waren als er ging:

„Uebermorgen gegen Abend also."

II.

Erich Balder hatte der Erzählung seines Freundes nur eine getheilte Aufmerksamkeit zu schenken vermocht, ihm war das Herz selbst so voll und die Worte Jean Pauls, die in dem Weihemomente ihm

entquollen, da der Freund ihm noch einmal das Gelübde einer Freundschaft gab, die jedes Opfers fähig sein sollte, sie hatten jener unbekannten Korrespondentin gegolten, deren Seele in der seinigen aufgegangen. Er war ein eigenartiger Mensch, einen Sonderling, einen Träumer würden ihn die Meisten genannt haben; die große Menge ist mit ihrem Urtheil über ungewöhnliche Naturen sehr schnell fertig. Die wenigen Wissenden hätten ihm vielleicht die Hand gedrückt und dazu die Achseln gezuckt — ist doch aller menschlichen Weisheit höchste Errungenschaft die Erkenntniß, daß wir resigniren müssen. Max Träger stand vielleicht schon auf realerem Boden, aber er war weit entfernt, zur großen Menge zu gehören, Er liebte den Freund mit einer fast abgöttischen Verehrung und darum auch verstand er ihn, wenn seine ideale, weichherzige Natur auch nicht die sternenweite Tiefe des Freundes besaß.

Das unbestimmte Sehnen, das eine Specialeigenschaft und der höchste Vervollkommnungsgrad der menschlichen Organisation zu sein scheint, es hatte bei Erich Balder in jenem geistigen Verkehr ein bestimmtes Ziel gefunden und insofern einen ganz normalen Verlauf genommen, als er schließlich zu der Einsicht gekommen war, daß das vollpulsirende Menschenherz in Abstraktionen auf die Dauer kein Genüge finden kann. So gelangt wohl jeder schließlich zu der Erkenntniß, wo der wahre Inhalt des Lebens zu suchen ist, nur daß bei den komplicirten Naturen auf Umwegen, das heißt durch selbsterworbene Erkenntniß geschieht, was die einfachen instinktiv erfassen. Aber nun, da er zur Erkenntniß gelangt, da das Ziel ihm dicht vor Augen schwebt, so daß er scheinbar nur die Hand auszustrecken brauchte, da schwand es wie eine Fata Morgana in nebelhafte Weite zurück und aus der erträumten Höhe sah er sich plötzlich in die reale Welt mit ihren Anforderungen, Hindernissen Konvenienzen versetzt.

So folgte er dem Freunde auch nur mit getheiltem Interesse, als dieser ihn an dem verabredeten Nachmittage abzuholen kam. Sie sprachen nicht viel, der eine aus freudiger Erwartung, der andere, weil er mit sich selbst beschäftigt war. Der Weg war für eine mittlere Stadt ziemlich weit, er ging vor's Thor hinaus, eine mit Lindenbäumen besetzte Allee entlang, an der die Häuser weiterhin nur vereinzelt standen.

„Dieses Haus dort ist das Ziel unseres Weges", sagte Max endlich, indem er unwillkürlich seine Schritte beschleunigte.

Es war ein einfaches Gebäude, ein Stockwerk zu ebener Erde und darüber noch ein Geschoß mit kleineren Fenstern. Im Sommer mußte es einen sehr romantischen Anblick gewähren. Starke alte Weinreben, die vielleicht noch nicht lange aus der Erde genommen waren, zogen sich an einem Holzspalier um die ganze Vorderseite. In dem kleinen Vorgarten, der durch eine Ligusterhecke eingefaßt war, die hinter dem Hause weiterlief und das ganze Grundstück umsäumte, standen kleine Rosenstämmchen inmitten zierlich mit Buchsbaum eingefaßter Beete. Jetzt dufteten die ersten Veilchen darin und Schneeglöckchen und Krokus hoben ihre hellen Köpfchen aus dem reichen schmalen Blattgrün. Von dem Hause führte eine Thür, die zugleich die Stelle eines Fensters versah, nur eine Stufe hoch gelegen, direkt in den Vordergarten. Der eigentliche Eingang zum Hause aber befand sich an der Rückseite.

Als die beiden Herren an die Hecke traten, erhob sich hinter derselben eine Gestalt, es war Margarete. Sie hatte die Aermel an dem braunen, eng sich an die schöne, gut mittelgroße Gestalt schmiegenden Hauskleide, über das sie eine zierliche weiße Schürze trug, die ihr einen allerliebsten Hausfrauenanstrich gab, bis zur Hälfte des weichgeformten blendenden Unterarmes hochgeschlagen und hielt in der weißen Hand einige Veilchen und Schneeglöckchen, die sie eben gepflückt hatte. So stand sie, sich erhebend, eine wunderholde Frühlingsverkünderin, die schöne Menschenblume unter den Blumen der Natur, den Männern plötzlich, nur durch die Hecke getrennt, gegenüber. Ihr erster Blick fiel auf Balder. Ob es vom Bücken war, daß eine warme Röthe ihr das weiße Gesicht mit einem rosigen Schimmer übergoß? Sie sah ihn einen Moment wie betroffen prüfend an, dann senkten sich die langen dunkeln Seidenwimpern über die tiefblauen Kinderaugen mit dem innigen keuschen Blick, um sich gleich darauf wieder freundlich unbefangen zu Max zu erheben. Es lag ein bezaubernder Reiz in dem Auf- und Niederschlag ihrer schönen Augen, etwas Madonnenhaftes, Rührendes.

Erich Balder war leise zusammengezuckt, als das Mädchen plötzlich vor ihm stand, einer jener leisen Schauer, wie sie bei Ergreifendem uns überrieseln, ging über seinen Leib. Seine dunkeln träumerischen Augen hafteten lange auf ihrem Gesicht, als wolle er jede Linie der regelmäßigen weichen Züge studiren. Und als ihre melodische Stimme Willkommenworte zu Max gewendet sprach, da lauschte er mit einer fast sichtbaren Spannung, als wäre es die Offenbarung eines Engels, die er vernahm.

Max hatte ihre Hand ergriffen, die sie ihm über die Hecke reichte, und drückte seine Lippen auf die weißen schlanken Finger.

„Hier bringe ich Ihnen meinen Pollux, Fräulein Margarete", sagte er dann und stellte die beiden einander vor. Dabei ging ein leuchtender Blick von einem zum andern, in dem deutlich die Genugthuung lag, die es ihm bereitete, diese beiden einander zuzuführen. Das junge Mädchen verneigte sich, sie sah dabei Erich an, aber es lag etwas Schüchternes in ihrem Blick und vor den großen dunkeln Augen, in denen es wie ungelöste Daseinsräthsel spann, wandte sie die ihren bald wieder zur Seite, während sie freundlich sagte:

„Ihr Freund hat uns so viel von Ihnen erzählt, daß Sie uns, der Mutter und mir, kein Fremder sind. So heiße ich Sie herzlich willkommen und würde mich freuen, wenn unsere stille einfache Lebensweise Ihnen ein freundliches Verweilen und Behagen bereiten kann."

„Ein gütiger, unverdienter Wunsch", entgegnete Erich, „für einen, der als Störenfried ohne jede Berechtigung in Ihr stilles Haus eindringt. Aber ich muß den größern Theil der Schuld auf meinen Freund wälzen, er versprach mich in das Dornröschenschloß zu führen und ich liebe die Märchenträume. Wie konnte ich da widerstehen!"

„Und hatte ich denn nicht recht", sagte Max munter, „muß das hier nicht im Sommer ganz den Eindruck eines Dornröschenschlosses machen? Wenn die Hecke erst ihre langen Reiser geschossen hat, dann wird sie fast Mannshöhe erreichen und das Haus selbst verschwindet unter den grünen Armen, die es umschlingen. Nur eines trifft nicht zu."

„Und das ist?“ fragte Margarete lächelnd.

„Die Prinzessin schläft nicht mehr bei der garstigen Spindel, sie ist schon lange erwacht.“

„Ist sie's?“ sagte Erich mit einem lächelnden Blick auf das Mädchen und die weiche sonore Männerstimme hatte einen seltsamen Ton.

Margarete sagte nichts, sie gingen um das Haus, die Kosten der Unterhaltung trug zumeist Max, der auch den Vorschlag that, zuerst einen Gang durch den Garten zu machen, ehe man in dasselbe zur Mutter ging. Bei diesem nahm er dem Mädchen plötzlich die Blumen aus der Hand und lief damit davon.

„Ich kenne die Bestimmung derselben“, sagte er munter, „Sie sollen sehen, ob ich mich darauf verstehe. Ich melde dem Mamachen den Besuch an.“ Er schien hier ganz zu Hause zu sein.

„Welch' ein guter, treuherziger Mensch er ist!“ sagte Margarete zu Erich, „die Mutter hat ihn auch in der kurzen Zeit in ihr Herz geschlossen, als wäre er ihr eigener Sohn.“

„Er verdient es mit seinem sonnengoldigen Kindergemüth“, entgegnete Erich, „er ist das weichste, aufopferungsvollste Herz von der Welt.“

„Sehen Sie, das ist nun hier, und vor allem natürlich die Pflege der Mutter, mein stiller Wirkungskreis“, sagte Margarete. „Dort drüben der fünfzehnjährige Knabe, der das Land umgräbt, der Sohn unserer Haushälterin, ist mein kleiner Gärtner, der nach meiner Anweisung den Garten bestellt. Meine Blumen säe und pflege ich selbst und auch die Rosen vorn im Garten beschneide ich, ich habe mir diese Kunst extra von einem Gärtner zeigen lassen.“

Erich Balder warf unwillkürlich einen Blick auf die fleißigen geschickten Hände.

„Rosen sind bekanntlich nicht ohne Dornen“, sagte er motivirend mit seinem eigenartigen träumerischen Lächeln.

Sie streckte graziös die Hände von sich; es lag eine reizende Unbefangenheit darin, wie sie es that, wie denn überhaupt in ihrem Wesen eine kindliche Harmlosigkeit sich mit Verständigem paarte.

„O“, sagte sie, „es giebt Hände, denen man keine Arbeit ansieht, es ist ja auch keine schwere, die mir obliegt. Offen gestanden, ich mag es auch nicht leiden, wenn Frauen solche robuste Hände haben. Es kommt mir immer vor, als wollten sie mit ihrem Fleiß prahlen. Das Wirken der Frau soll aber kein aufdringliches, geräuschvolles, sondern ein stilles, harmonisches sein.“

Erich nickte leise zustimmend mit dem Kopfe und nun erröthete sie.

„Ich gehe sogar soweit, aus der Hand eines Menschen Schlüsse auf seinen Charakter und seine Bildung zu ziehen“, sagte er. „Es giebt schlanke, weiche Frauenhände, aus denen gleichsam eine Seele blickt — solche seelenvollen Hände sind die Ihrigen.“

Er sagte es so einfach, natürlich, daß der Gedanke an eine fade Schmeichelei gänzlich ausgeschlossen war. Sie gingen zum Hause zurück; ein Stückchen links von der Thür war eine kleine Anhöhe mit Fliedersträuchern bepflanzt, die eine Laube bildeten. Von hier aus

hatte man, ohne selbst gesehen zu werden, einen Blick nach der Landstraße, während auf der entgegengesetzten Seite Felder und Wiesen lagen und zuletzt waldbestandene Höhenzüge den Horizont begrenzten.

„Das ist mein Lieblingsplatz an Frühlingsabenden, wenn der Flieder duftet und hinten im Garten die Nachtigallen ihre süßen Klagen schluchzen", sagte Margarete.

Erich sah sie wieder mit einem seiner eigenartigen Blicke an.

„Welch' holde Idylle!" bemerkte er. „Und woran denken Sie in solchen Augenblicken?"

„Wer kann in Worte fassen, was in Momenten gesteigerten Empfindungslebens durch die Seele zieht?" entgegnete sie sinnend.

„Heimweh, ungestilltes Heimweh, himmelhohes Wollen, abgrundtiefer Jammer, wonniges Sichempfinden und räthselhafter Daseinsschmerz, ewig unbeantwortete Fragen und ein wahnsinntrunkenes Verlangen nach Glück", sagte er leise.

Sie sah ihn schüchtern von der Seite an und ihre Augen trafen sich. Es war ein Blick in dem zwei Seelen ineinander fließen, einer jener Momente, wo Zeit und Raum zurücktreten, weil es für das Unendliche diese nicht giebt.

Dann gingen sie beide hinein ins Haus; erst durch das Zimmer mit der Thür nach dem Vorgarten, das eine Art kleiner Salon war, von geschmackvoller, behaglicher und doch einfacher Ausstattung, und dann in das Wohnzimmer, in dem Margaretes Mutter sich aufhielt. Sie saß in einem bequemen Armstuhl, ein sympathisches und kluges Gesicht, in dem besonders die Augen an die Tochter erinnerten. Max saß auf einem niedrigen Sessel ihr zur Seite und hielt eine ihrer beiden Hände zwischen den seinen. Auf einem Tischchen in ihrer Nähe standen in einer zierlichen Vase geordnet die Blumen, die Margarete vorhin gepflückt.

„Habe ich es recht gemacht?" fragte er sie lächelnd.

Sie nickte ihm freundlich zu, während sie ihren Begleiter zur Mutter führte.

Erich beugte sich herab und küßte ehrfurchtsvoll die bleiche Hand der Dulderin. Er sagte nur wenige herzliche Worte, die sie mit einem gütigen Blicke ebenso erwiderte. Ihr sanftes, herzgewinnendes Wesen war gleichsam die Erklärung für die harmonische Durchbildung der Tochter, der Einfluß dieser Frau konnte keine andere Wirkung hervorbringen. Er mußte mit dem Freund die Einladung, zum Abendessen dazubleiben, annehmen und wie er dann in der Sophaecke saß und Margarete ab und zu ging, um für das Nöthige Sorge zu tragen, da durfte er sich sagen, daß sie vollständig das erfüllte, was sie vorhin von dem Wirken der Frau gesagt. Sie war eine vollkommen harmonisch durchgebildete Natur, alles an ihr, die weichgerundete schlanke Gestalt, wie ihr Walten, ihre Bewegungen, ihre Sprechart sympathisch, abgerundet, wohlthuend, wie ein Mollaccord. So war sie gleichsam die Verkörperung des Goetheschen Frauenideals, lebendige, durchgeistigte Plastik, und daß sie es unbewußt war und darum keinen Augenblick davon verlor, das wob eben den unsagbaren Nimbus um sie, wie er gleich dem Duft der Blume jede wahre Schönheit umgiebt.

Nach dem Abendessen, an dem die Mutter in bescheidener Weise gleichfalls Theil genommen hatte, nahm Margarete eine feine Stickerei zur Hand und die schlanken Finger erwiesen auch in diesem echt weiblichen Talent sich erfahren. Im traulich gedämpften matten Lampenlicht beim gedankenvollen Gespräch giebt es für den Blick des Mannes kaum einen angenehmeren Ruhepunkt, als das anmuthige Spiel schlanker weißer Frauenfinger, und die beiden Freunde gaben sich ganz dem behaglichen Gefühl ihrer Situation hin. Wenn dann die langen Wimpern über den seelenvollen Augen sich manchmal zu fragendem oder zustimmendem Blick zu dem einen oder andern der Sprechenden erhoben, dann kam der holde Reiz des wunderbaren Auf- und Niederschlags derselben zu entzückender Geltung, der besonders durch den Kontrast der dunklen Wimpern und feingezeichneten Brauen mit dem blonden Haupthaar, das sie in einen griechischen Knoten verschlungen trug, wodurch die edle Kopfform nicht beeinträchtigt ward, hervorgerufen wurde. Und bei aller Sinnigkeit konnte der kleine, hübsch geschwellte Mund doch auch gelegentlich so kindlich heiter lachen, daß die weiße Perlenreihe, die ihn schmückte, mit ihrem feuchten Schmelz im angenehmsten Kontrast zu der rosigen Lippenfarbe sichtbar wurden.

„Wenn wir abends allein sind, lese ich gewöhnlich meiner Mutter vor", bemerkte Margarete zu Erich, der ein Buch, das neben dem Sopha auf einer kleinen Etagère lag, in die Hand nahm und darin blätterte.

„Ah, Bernardin St. Pierres „Indische Hütte", sagte er. „Fühlen Sie, die Sie inmitten einer so sympathischen Umgebung leben, auch das Bedürfniß, sich aus einer Welt der Unnaturen in die geistige Idylle zu flüchten?"

„Es hat mich wunderbar ergriffen", antwortete das Mädchen. „In der Hütte des armen Paria, des aus der Gesellschaft Verstoßenen, findet der englische Gelehrte die Weisheit und das Glück, die ihm der große wie ein Gott verehrte Brahmine nicht geben kann, der seine Größe hinter einer Verschanzung von Formen und lächerlichen Gebräuchen sucht."

„Es giebt solcher Brahminen in unserer modernen Gesellschaft recht viele", entgegnete Erich lächelnd.

„Ja wohl", bestätigte Max lebhaft, „große und kleine. Zum Beispiel die Stockgelehrten, die als privilegirte Weisheitsinhaber in der Welt herumlaufen und nicht im Stande sind, sich dem einfachen Menschen gegenüber verständlich auszudrücken, weil sie das unter ihrer Würde halten und bei denen das Goethesche Wort:

„Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein",

doch so zutreffend ist."

Margarete nickte und blickte sinnend vor sich hin.

„Soviel ich darüber nachgedacht habe und zu urtheilen vermag", sagte sie mit einer gewissen schüchternen Zurückhaltung, die echt weiblich war, „kann Gelehrsamkeit und Weisheit nicht identisch sein. Sokrates und Christus waren ja auch keine Gelehrte."

„Nein", entgegnete Max mit einem leuchtenden Blick, „die Reife der Weltanschauung hängt ganz gewiß nicht von der Summe des Wissens ab, wenn dieses allerdings auch im allgemeinen die Grundlage dazu ist. Aber das Facit zu ziehen ist nur Sache einiger wenigen, das können wir an unsern politischen, socialen, religiösen Verhältnissen jeden Augenblick erkennen. Und betrachtet man die große Menge, wo findet man bei ihr den Eingang wahrer Weisheit? Sind nicht unsere gesellschaftlichen Zustände ein großes Konglomerat von Lüge, Verkehrtheit und tausenderlei Konvenienzen, denen jede innere Berechtigung fehlt, die der einzelne gedankenlos nachäfft wie die Formen eines Götzendienstes?"

„Sollte Ihr Urtheil nicht etwas zu streng sein?" sagte Margaretes Mutter sanft. „Ganz ohne innere Berechtigung sind die Formen der Gesellschaft doch wohl nicht. Ja wären alle Menschen gut und edelwollend — aber da sie es nicht sind, so muß es eine Form geben, unter der einer mit dem andern, auch ohne seine moralische Qualität zu kennen, verkehren kann."

„Sie haben ganz recht, verehrte Frau, das ist allerdings die zutreffende Auffassung. Nun ist es aber schlimm, daß der größte Theil der Menschheit am rein Aeußerlichen, an der Form hängen bleibt und aus all' den kleinen und großen Finessen der Konvenienz einen zweiten, was sage ich, meist einen ersten Religionsdienst macht —"

„Und darüber das Beste vergißt — das Herz", fiel Erich mit seiner sonoren Stimme ein.

„Ja, das Herz!" wiederholte Max mit einem tiefen Athemzuge, und sein Blick ging hinüber nach Margarete, als suchte er in ihren Augen eine Zustimmung. Sie sah aber nicht auf, sie blickte sinnend auf ihre Arbeit. „Da ist es denn kein Wunder", fuhr er fort, „wenn man gleich St. Pierre in die Idylle flüchtet. „Paul und Virginie" und „Die indische Hütte", es giebt keinen schöneren, tiefsinnigeren Vergleich, nur daß der traurige Schluß der ersteren gänzlich unmotivirt erscheint."

„Und warum wollen Sie durchaus einem Franzosen den Preis zuerkennen", sagte Margarete zwischen Neckerei und Ernst, „denken Sie nicht an „Hermann und Dorothea" und an die „Luise" von Voß?"

„Die wahre Dichtung ist zwar kosmopolitisch. Aber — ja, ja, ja, die letztere!" sagte er enthusiastisch mit aufleuchtendem Blick.

„Ein Mann", bemerkte Frau Wald, „darf sich aber nicht zu ausschließlich mit solchen Gedanken beschäftigen. Der Mann gehört der Allgemeinheit, sein Werth berechnet sich nach dem Grade, mit dem er dieser nützt."

„Ich fürchte, daß Sie dann mich, obgleich ich Ihre Ansicht vollständig unterschreibe, für einen recht unnützen Menschen halten werden", sagte Erich Balder mit seinem traumversunkenen Lächeln.

„O, glauben Sie ihm nicht", bemerkte Max heiter, „es geht ihm nur wie dem Faust: Habe nun, ach! Philosophie, Juristerei und Medizin, nur nicht „leider" auch Theologie, studirt durchaus mit heißem Bemüh'n", und er kann sich nun nicht entschließen, nach welcher Richtung er sein Wissen für die Welt am nützlichsten verwerthet. Er könnte in mehreren Fakultäten die Doktorwürde erwerben, wenn er nicht solch' schnöder Titelverächter wäre."

„Zuletzt entschließe ich mich doch wahrscheinlich zu einer Docentenstelle an unserer benachbarten Universität", sagte Erich, nachdem er scherzhaft dem Freunde mit dem Finger gedroht.

„Sie lernten sich beide auf dieser kennen?" fragte Margaretes Mutter mit Interesse.

„Ja wohl", sagte Max, „ich war ursprünglich zum Studiren der Medizin bestimmt. Aber auf der Universität wurde es mir leid. Ich bin nicht hart genug dazu", fügte er mit einem treuherzigen Lächeln bei. „Da ich es mir aber einmal vorgesetzt hatte, der leidenden Menschheit beizustehen, so entschloß ich mich zu dem naheliegendsten, ich wurde Apotheker."

„Bei den exorbitanten Preisen für Apothekerwaaren ein sehr günstiger Platz zum Wohlthun. Ich vermuthe nämlich, daß die gute Seele sich im Stillen vorgenommen hat, an die Armen immer die Arzeneien umsonst zu geben, wenn er erst eine eigene Apotheke haben wird", bemerkte Erich lächelnd.

Auch die beiden Frauen lächelten, und Margarete sah von ihrer Arbeit mit einem freundlichen warmen Blick zu dem Hilfsbereiten auf.

„Als Student der Pharmaceutik nach absolvirter Lehrzeit lernte ich diesen liebenswürdigen Spötter kennen; seitdem erlebte die Welt das bisher nur in der Sage bekannte Beispiel eines Dioskurenpaares", sagte Max heiter. „Als ich hier meine Stellung annahm, folgte Pollux mir von der nahegelegenen Universität nach dieser Stadt, um hier das gesammelte reiche Material des Wissens zu sichten."

„Ihre Selbstlosigkeit hat sich auch in der Wahl Ihrer Stellung in dem Dioskurenpaar gezeigt", bemerkte Margarete mit reizender Schelmerei. „Das Schicksal Kastors ist ja bekanntlich ein unglückliches."

„Ich hoffe nicht, daß das Bild sich bis hierin zutreffend erweisen wird", entgegnete Erich mit einem warmen Blick auf den Freund, „seine heitere, sonnige Natur scheint ja wie zum Glück prädestinirt."

„Und in Ihrer Hand liegt es, Fräulein Margarete, mein Geschick augenblicklich zu einem recht freundlichen zu gestalten", sagte Max mit einem bittenden Blick nach der Thür des Nebenzimmers. „Wollen Sie zum Abschied ehe wir gehen —?"

Das Mädchen legte die Arbeit zusammen und erhob sich mit einem freundlichen Blick. Max sprang auf und öffnete die Thür und zündete die Kerzen an dem Pianino, das in dem kleinen Salon stand an. „Ich bin ein leidenschaftlicher Musikverehrer", sagte er, „freilich nur der Musik, die wirklich welche ist. Von den faden Passagen und Läufen, die man recht passend Salonstücke nennt, mag ich nichts hören. Aber Sie haben nicht ein einziges solches Stück unter Ihren Noten."

Margarete setzte sich ans Instrument — eigenartig, wie ihr ganzes Wesen, so war auch ihr Spiel. Es waren Töne der Seele, die da unter den weißen Händen dem Instrument entquollen, „seelenvolle" Hände hatte ja Erich sie vorhin genannt. Daß die Musik die wirksamste der Künste ist, insofern als sie am innigsten zum Gefühl spricht, weil, wo das Wort versagt, noch immer ein Ton sich findet, das kam unter dem Spiel Margaretes zum vollen Ausdruck. Sie war keine vollendete Künstlerin und noch weniger eine Virtuosin, aber das Heim-

weh, das nie stirbt, von dem Erich vorhin gesprochen, die nimmer gestillte Sehnsucht, das himmelhohe Streben und die abgründige Tiefe der Menschenseele — die Offenbarungen der Schönheit, für die die Kunst den Zauberstab besitzt — sie sprachen aus den Wellentönen der Melodien, die in sanftem Spiel durch das Zimmer zitterten.

Max stand an den Sessel Margaretes gelehnt, er war ganz in Empfinden versunken. Keiner sprach ein Wort als sie geendet — es war das größte Lob, das man ihr spenden konnte. Sie wollte sich von ihrem Platz erheben, aber Max hielt sie mit einem bittenden Blicke fest und legte ihr ein Notenheft auf's Pult.

„Wie wunderbar Sie auch mit den Tönen des Instrumentes die schwermuthstrunkenen Wonnen der Seele erwecken, es giebt doch noch ein Größeres", sagte er, „das ist die menschliche, das ist Ihre Stimme." Margarete zögerte einige Sekunden, dann sang sie nach kurzem Präludium, was Max ihr aufgeschlagen:

„Ich wollt' meine Liebe ergösse sich
All' in ein einzig Wort —"

Ihre weiche volle Altstimme verschmolz mit der Melodie dieses Liedes zu herrlicher Harmonie, erst im Gesang offenbarte sich die ganze seelenvolle Biegsamkeit ihrer Stimme, die schon ihr Sprechen ahnen ließ. Erich schloß unwillkürlich die Augen, wie süßer, sehnsuchtstrunkener Märchentraum umspann es ihn, aus dem er erst durch das Verstummen von Musik und Gesang geweckt wurde. Im Nebenzimmer aber beugte sich Max ergriffen über die weiße Hand des Mädchens und bedeckte sie mit seinen Küssen und Thränen.

„O Margarete!" sagte er schluchzend.

Dann wandte er sich schnell ab und nahm hastig von der Mutter Abschied, die ihm mit einem sprechenden liebevollen Blicke nachsah. Er war schon hinaus, als Erich, nachdem er der Mutter herzlich Lebewohl gesagt, Margarete unter der Thür die Hand reichte. Sie hatte die Augen zu Boden geschlagen, aber unter dem langen, eigenartigen Blick, der auf ihr ruhte hob sich auch der ihre. Er sah einen Moment fest hinein in diese blauen schönen Augensterne, in denen das Geheimniß einer reichen keuschen Psyche lag und über die sich gleich darauf verwirrt die dunkeln Wimpern senkten. Dann wandte auch er sich mit einer gewissen Hast ab.

Draußen gingen die beiden etwa hundert Schritte schweigend die Straße entlang. Es war dunkel um sie, ein bedeckter Himmel, durch dessen zerrissenes Gewölk nur ab und zu ein Stern blinkte. Die Gaslaternen standen hier nur sehr vereinzelt und kein Fußgänger war zu sehen. Aus der Ferne tönte das dumpfe Bellen eines Hofhundes und dann einmal der schrille Pfiff der Lokomotive, die drüben am Fuße der Berge mit den erleuchteten Waggons hinter sich, wie eine feurige Schlange dahinglitt.

„Nun, Du Lieber, Guter, was sagst Du, hatte ich Dir zuviel versprochen?" bemerkte Max endlich mit einer Stimme, in der die Erregung von vorhin noch nachzitterte.

„Du liebst sie?" fragte Erich lakonisch dagegen.

„Ja — ja — ja! wer könnte dieses Wesen nicht lieben? Wenn ich mir bisher darüber noch nicht klar war — seit heute, seit dieser Stunde weiß ich es."

Sie gingen wieder eine Weile schweigend nebeneinander.

„Du antwortest mir nichts darauf — Du hast mir auch noch nicht Dein Urtheil über sie gesagt", fing Max wieder wie mit leisem Vorwurf in der Stimme an.

„Seit wann verstehst Du mein Schweigen so schlecht?" entgegnete Erich gedankenvoll.

„O ja, o ja, Du Lieber, Guter, Du hast ja recht! Aber wenn einem das Herz so voll ist, so voll von unermeßlichem Jubel und Weh, da möchte man es hinausrufen in die Welt und dann wieder still bei Seite niederknien und die Hände falten wie ein Kind, daß man sie gefunden und begriffen, die Melodie des Weltgedichts. Aber, Lieber, so gleichartig unser Empfinden und Denken in allen Dingen ist, hier ist nun wohl der Punkt, wo einer dem Andern nicht ganz zu folgen vermag, weil diese Melodie in ihrer ganzen Tiefe nur den betreffenden beiden klingt."

„Mag sie das Echo finden, wo Du es ersehnst", sagte Erich stehen bleibend und dem Freunde die Hand reichend, „hier scheiden sich unsere Wege — gute Nacht!"

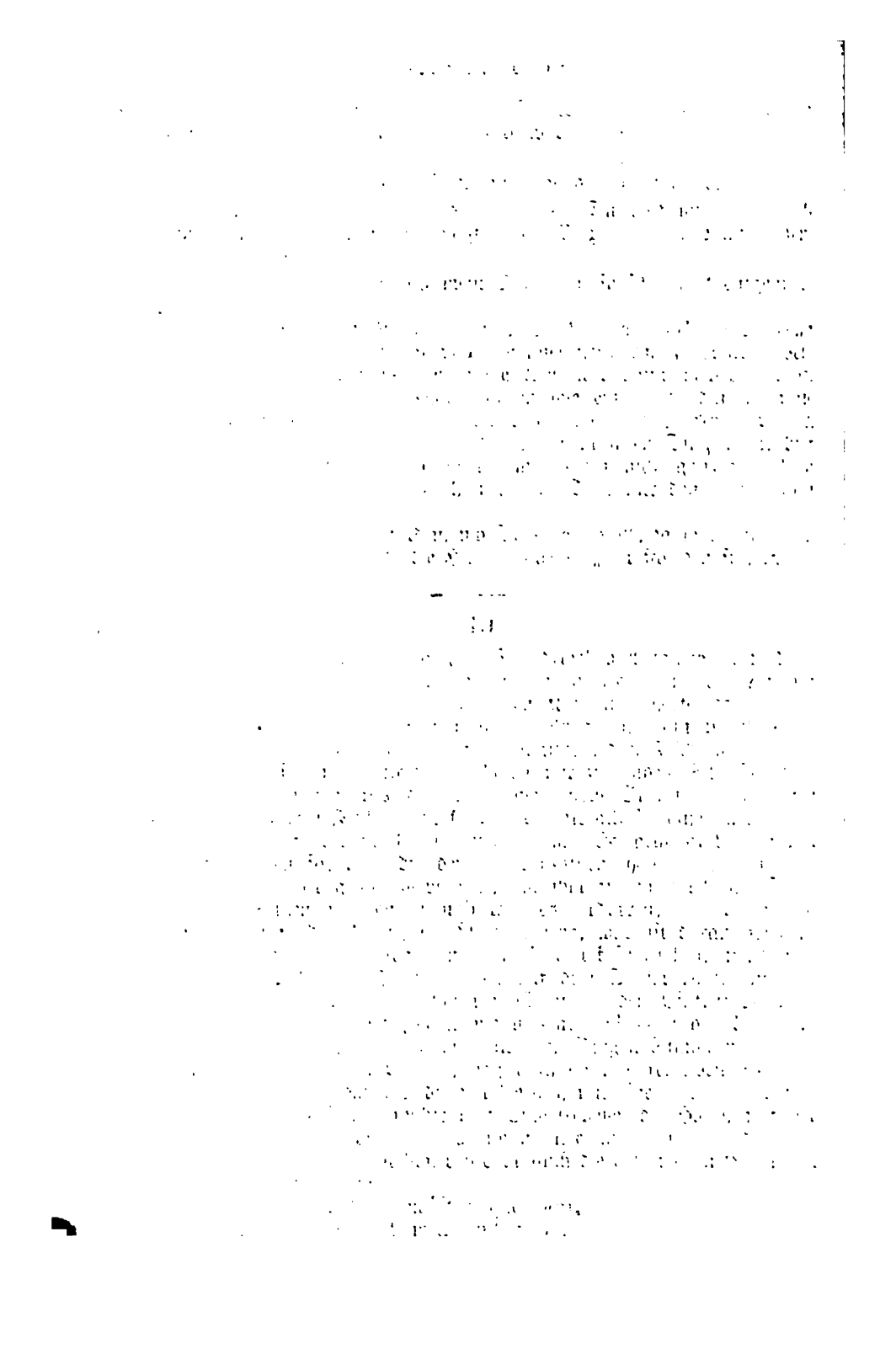
III.

Vier Wochen später war es. Der April verleugnete auch diesmal seinen unzuverlässigen sprichwörtlichen Charakter nicht. An den Flieder- und Geisblattbüschen und den Kastanien hatte der warme Sonnenglanz die ersten Blätter hervorgelockt, die nun plötzlich ihr Vertrauen zu der Macht des schönen Jünglings, dem Frühling, schmählich betrogen sahen. Kalte Regenschauer mit zischenden Schloßen vermischt überschütteten aus den zerrissenen, vom Sturmwind gejagten Gewölk die zarten Frühlingsverkünder, daß sie alle Ursache hatten, um ihr jugendliches Dasein bange zu werden. Es geht auch manchen Menschenherzen so, über die der Schicksalssturm hereinbricht, ehe der zarte Trieb Kraft genug gewonnen, um ihm zu widerstehen. Dann knickt der Sturm es eben ab und läßt es verdorren, wie die zarten Blätter dort in der Natur, ein Menschenherz, was ist daran gelegen!

Sich die Regentropfen von dem Ueberrock schüttelnd, trat Max über die Schwelle des Freundes, der auf dem Sopha ruhte und ein Buch in der Hand hielt, das ihm aber längst vor dem Eintritt Maxens entsunken war. Es giebt Zeiten, wo uns alle Weisheit der Welt als ein tönend Erz erscheint; man muß zu allen Dingen Stimmung haben, selbst zur Weisheit, ein Beweis, daß auch sie nur relativen Werthes ist. Oder macht es, daß die, die wir besitzen, nur eine so genannte ist? Er richtete sich auf und reichte dem Eingetretenen die Hand, mit der er sich vorher über die Stirn gefahren, wie um den Zug der Ermüdung, der auf derselben lag, vielleicht auch die arbeitenden Gedanken dahinter zu verscheuchen.

„Du gehst doch heute mit?" fragte Max.

„Wohin?" sagte Erich mechanisch zurück.



Am Tage des Herrn.

Nach dem Originalgemälde von Hugo Kauffmann.

NRC

„Quelle question! Mein Lieber, Du bist zerstreut. Du hattest mir versprochen, mich endlich einmal wieder nach dem bekannten kleinen Hause, wo die Veilchen sprießen, zu begleiten."

„Heines Frühlingslied läßt sich zu dem heutigen Wetter schlecht in Stimmung setzen."

„Was kümmert uns dieses? Die Frühlingsstimmung finden wir dort, und wenn wir mitten im Winter wären. Und ich denke, den Grundton tragen wir schon in uns selbst."

„Entschuldige mich für heute", sagte Erich Balder, „ich bin wirklich nicht zu Besuchen disponirt."

Max betrachtete den Freund mit einem Blick, der nicht frei von Vorwurf war, seine offene Natur gewann es auch nicht über sich, das ihn Bewegende zurückzuhalten.

„Ich verstehe Dich nicht — Du bist doch sonst so rücksichtsvoll. Du bist den lieben Menschen längst einen Besuch schuldig, und man hat mich schon wiederholt nach Dir gefragt."

„Wer hat gefragt?" sagte Erich mit einer etwas nervösen Hast.

„Nun, vorgestern noch, als ich zuletzt da war, Margaretes Mutter, sie ließ Dich grüßen. Ich bin übrigens recht besorgt um sie, ich fand sie sehr angegriffen."

„Ein Grund mehr für mich, nicht durch meinen Besuch lästig zu fallen. Bitte, empfehle mich Ihnen."

„Empfehlen —" wiederholte Max, das Wort nachdrucksvoll betonend. Dann nickte er und griff nach seinem Hut.

Erich trat an ihn heran und legte ihm herzlich die Hand auf die Schulter.

„Verzeih', mein Freund", sagte er, und in seiner sonoren Stimme klang ein weicher Herzenston, „ohne Dissonanzen, keine Harmonie, nimm auch diese so."

Max' weiches Gemüth war schon wieder versöhnt, er sah den Freund mit einem warmen Blick an.

„Laß es gut sein, Du bist eine eigenartige Natur, die ich vielleicht nicht immer ganz zu verstehen fähig bin. Weißt Du, was Margarete sagte, als ich sie fragte, welchen Eindruck Du auf sie gemacht?"

„Nun?"

„Sie war mit ihrer Meinung sehr zurückhaltend, gerade so wie Du über sie. „Ihr Freund spricht nicht viel", sagte sie dann, „aber er ist in seinem Schweigen bedeutender als andere mit ihrem geistvollsten Sprechen." Heiter setzte er hinzu: „Du kannst Dir denken, wie schmeichelhaft ich das für mich fand."

Erich sagte nichts darauf, er zuckte nur die Achseln. Es klopfte plötzlich stark an der Thür.

„Entschuldigen Sie, finde ich hier Herrn Träger?" fragte eine jugendliche Stimme zwischen Thür und Schwelle. Dann näher tretend setzte dieselbe hinzu: „Ach, da sind Sie ja, Gott sei Dank!"

Der Eingetretene war der Sohn der Haushälterin der eben besprochenen Frauen, Margaretes kleiner Famulus.

„Was giebt es denn?" fragte Max erregt den vom raschen Lauf echauffirt aussehenden Burschen.

„Hier diesen Brief schickt Ihnen das Fräulein", sagte dieser, „ich war bereits in der Apotheke, man sagte mir dort, daß ich Sie hier vielleicht treffen würde. Ich muß sehr schnell wieder nach Hause zurück."

Damit war er aus dem Zimmer.

Max erbrach mit nervöser Hast den Brief, dann überlief er die wenigen Worte schnell. „Mein Gott!" sagte er bestürzt, mit fliegendem Athem, „meine Befürchtung — so schnell — o arme, arme Margarete!"

„Was ist es denn?" fragte Erich theilnehmend, unruhig.

„Ich muß fort, sogleich, da lies selbst. Adieu, adieu! ich sage Dir Bescheid."

Er war schon zur Thür hinaus, ehe Erich noch ein Wort sagen konnte. Dieser nahm den Brief zur Hand:

„Lieber Freund!" las er, „kommen Sie schnell — meine Mutter ist sehr krank, ich fürchte das Schlimmste. Margarete."

Erich blickte auf den Brief, immer starrer wurden seine Augen, seine Hand zitterte mit dem Papier, so daß er einen Ruhepunkt dafür suchen mußte, sie fiel schwer auf den Tisch. Eine Weile stand er so wie gelähmt, wie von einem unheilvollen Zauber berührt, dann sank er in die Kissen des Sophas und verhüllte unter einem tiefaufstöhnenden Laut das Gesicht mit beiden Händen.

„Meine Ahnung!" sagte er nach einer Pause dumpf, „die mit dem ersten Blick, der auf sie fiel, mich durchschauerte. O Margarete — unglückseliges Geschick — Sympathie, ewig unerforschliches Weltgeheimniß, gleichartiges Denken und Empfinden, hier wandelt das Göttergeschenk, das den Menschen zum Trost im öden Dasein vom Himmel gesandt wurde, sich zum Fluch." Er machte plötzlich eine jähe Geberde, als wollte er sich erheben. „Aber noch ist ja nichts entschieden, noch ist es Zeit!" Ein unsäglich schmerzlicher Zug glitt über sein Gesicht und aus den dunkeln tiefen Augen sprach das todestraurige Gefühl: „Erbärmlicher Egoismus der niedrigen Menschennatur, regst Du Dich auch in mir? Nein, nein, nein!" Und dann leise mit einem müden, weltverlorenen Ton: „So klingt es denn auch in dieser Brust — das uralte, abgründige Lied der Qual."

Max war den Weg zu dem wohlbekannten kleinen Hause mehr gestürzt als gegangen. Es war wie ein Wettlauf. Denn nur eine kurze Strecke vor ihm lief der kleine Bursche, der ihm das Schreiben überbracht, mit gleicher Schnelligkeit demselben Ziele zu. Er wäre für seine junge Herrin so bis ans Ende der Welt gelaufen. Eine kurze Strecke vor dem Hause kam dem jungen Mann ein Herr entgegen, es war ein ihm bekannter Arzt. Er mußte von der Kranken kommen und Max hielt ihn an und frug ihn hastig nach deren Befinden.

Der Doktor zuckte die Achseln — ein wohlbekanntes, diplomatisches Auskunftsmittel, mit dem dieser Stand seine menschliche Ohnmacht zu maskiren pflegt. Max setzte es fast in Zorn; die Antwort ist zwar deutlich genug, aber sie läßt immerhin noch einen Zweifel zu und dieser Zweifel ist ja eben eventuell die Ehrenrettung des Betreffenden.

„Ich bitte Sie, so sprechen Sie doch nur ein Wort!" rief Max in seiner Erregtheit nicht gerade höflich.

Der Doktor nahm es ruhig, er war ein Philosoph, eine äußerst praktische Errungenschaft für diesen Beruf.

„Lieber Freund, Ruhe, Ergebung, sonst muß ich Ihnen überhaupt den Besuch verbieten. Solche schleichenden, abzehrenden Krankheiten ziehen sich manchmal lange hin, nehmen aber auch wohl plötzlich einen akuten Verlauf. Noch vor einer Woche dachte ich nicht an — an — hm. Sie sind ja selbst ein halber Mediziner — die Natur ist stärker als wir."

Der Sprecher sah sich plötzlich ohne Zuhörer, es lag ihm nichts daran. Als Max in die Thür des Hauses trat, kam ihm Margarete auf dem Flur entgegen, sie hatte ihn vom Fenster aus gesehen. Die schönen Augen schimmerten in einem feuchten Glanz und beim Anblick des Freundes brach der ganze im Zimmer der Kranken mühsam verhaltene Schmerz hervor.

„O, mein Freund", sagte sie mit einem lauten, herzzerreißenden Aufschluchzen, „ich glaube, es ist keine Hoffnung."

Max legte stützend seine Arme um die Wankende und sie ließ ihr Haupt auf seine Schultern sinken, so standen sie einige Sekunden. Er sagte kein Wort des Trostes, er weinte nur mit ihr.

„Margarete", sagte er dann leise, innig, „lassen Sie uns stark sein."

„Ja, Sie haben recht, stark sein um der Sterbenden willen", entgegnete sie, „ich will es ja auch, ob ich auch nicht weiß, was ohne sie die Welt mir sein kann. Aber in meiner Angst, in meiner Noth, da schickte ich zu Ihnen. Die Mutter selber frug nach Ihnen, wollen Sie mir denn eine Stütze in diesen schweren Augenblicken sein?"

„Mein Leben, Margarete für Sie."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche einer Selbstmörderin.

Von Mentone aus hatten wir einen Abstecher nach Monaco gemacht, um dort an Ort und Stelle das Leben und Treiben der vom Spielteufel Besessenen kennen zu lernen. Ein Freund, der mit dem Spielpächter bekannt war, gab uns bald Aufschluß über diese und jene auffallende Persönlichkeit, so daß wir, obgleich kaum drei Stunden am Orte, gleich gut orientirt waren.

„Beobachten Sie jene Dame," sagte uns Freund D., auf eine hübsche Brünette weisend, „sie ist eine Wienerin, eine Frau von zweifelhaften Sitten, doch das liebenswürdigste, und trotz ihrer 40 Jahre reizendste Weib, das ich seit lange gesehen!"

„Sie kennen sie näher?" forschte ich.

„Unsere Freundschaft datirt seit kaum acht Tagen," entgegnete D., „und dürfte, wenn Madame Bolten ihren heute früh ausgesprochenen Entschluß ausführt, wohl auch nicht länger dauern."

„Wie verstehe ich das?"

„Die Gute hat mir unlängst in aller Ruhe mitgetheilt, daß sie entschlossen sei, sich heute, wenn sie weiter verliere, eine Kugel durch den Kopf zu schießen; sie hat mir ihr Vermächtniß, ihr Tagebuch, übergeben und —

„Sehen Sie, sehen Sie," unterbrach ich, „wie sie einen Haufen Gold einheimst; — ihre Blicke leuchten, das Spiel scheint ihr günstig!"

„Sie wird dreimal so viel verlieren," entgegnete D., „da sie sich nicht zu mäßigen weiß!"

Wir machten die Runde durch andere Spielsäle, promenirten wohl eine Viertelstunde draußen in den im Blütenschmuck prangenden Anlagen und waren eben im Begriff uns zur Table d'hôte zu begeben, als Madame Bolten wie eine Wahnsinnige an uns vorbeirannte.

„Tout perdu!" rief sie Herrn D. zu, der unentschlossen stehen blieb und zu überlegen schien, ob er ihr folgen, sie von ihrem gefährlichen Vorsatze zurückhalten, oder uns begleiten sollte.

„A, pah!" sagte er; „das Ganze wird ein Manöver sein, um Geld von mir zu erhalten; das mir übergebene gut versiegelte Tagebuch ist vielleicht ein Zola'scher Roman, das Testament irgend ein Liebesbrief, den ihr" —

Da ertönte aus dem nahen Boskett ein Schuß — D. erbleichte, eilte sogleich dem Orte zu, von dem die Detonation ausging und fand Madame Bolten in ihrem Blute schwimmend — todt.

Die Kugel hatte das Herz getroffen.

Wenige Stunden später verließen wir Monaco. — D. hatte mir noch einen Moment vor der Abreise das Tagebuch der Frau, die ich im Golde wühlen und kurz hernach als Leiche sah, gebracht.

„Senden Sie es, nachdem Sie es gelesen, zurück," sagte er; „sie bittet mich in ihrem letzten Schreiben, wenn ich nach Wien zurückkehre, es ihrer Tochter zu übergeben!"

„Ihrer Tochter?" fragte ich; „kann eine Frau, die ein Kind hat, so aus dem Leben scheiden?"

Ich sollte nur zu bald wissen, wie alles gekommen. Das Buch datirte vom Jahre 1860. Auf dem Titelblatte prangte die Aufschrift: „Angefangen mit Gott!"

„Die Mutter sagte," so schrieb damals die Bedauernswerthe, „es sei gut seine Lebensschicksale aufzuschreiben; ist mir zwar ein wenig umständlich und langweilig, will aber versuchen, ob ich es durchführen kann. — O, wie war der Winter schön! Sechs Bälle mitgemacht, — zwei Kränzchen, von denen die Mutter nichts weiß! Dachte sie wirklich, ich hätte die beiden Nächte bei der alten Tante gewacht? Wahrlich, sie glaubt noch, ich könnte eine Betschwester werden. — Fromm sein ist wohl ganz schön, besonders wenn man ein schönes vis-à-vis in der Kirche hat, das uns so andächtig und begeistert anstarrt, als gälte es der Mutter Gottes zu huldigen. — Assessor Bender geht sicher nur meinetwegen in die Kirche; ist im Grunde kein übler Mensch, tanzt hübsch, hat elegante Manieren, Vater meint nur, daß sein Vermögen — a, was, bin ich nicht reich genug?

Wortwechsel mit der Mutter gehabt; soll sie auf's Land begleiten. — Kenne die Langeweile solcher Sommerwohnungen. Doktor Wörth ist auch solch' ein langweiliger Pedant; konnte er ihr nicht irgend ein Luxusbad verordnen? Wäre mit Freuden mitgereist. — Tante Emma scheint mir ihren liebenswürdigen Neffen Emil nicht absichtslos eingeführt zu haben. — Er soll sehr reich sein; der Vater sagte, als er gegangen, mit bedeutungsvollem Blick: „Emil Velter ist eine gute Partie; wenn Laura zwei Jahre älter wäre, würde ich sie ihm gleich zur Frau geben!" — Bester Vater, glaubst Du wirklich, daß ich noch zwei Jahre in Eurer Klause bleiben will? Das hieße wirklich eine Jugend vertrauern! Bin ich erst Frau, so genieße ich das Leben, reise, mache ein Haus, halte mir Wagen und Dienerschaft, vielleicht auch, um meinen Herrn Gemal recht eifersüchtig zu machen, etliche Hausfreunde. Doch nein, fi donc! Es könnte mir wie Schwester Rosa gehen. Die Arme! Sie ist sicher unschuldig. Horn hat ihr nur den Hof gemacht, ihr geschmeichelt und mein Herr Schwager wittert gleich Verrath und macht ein Stadtgeschrei, daß die arme Rosa vollständig kompromittirt ist. Sollte ich fürchten nicht derartiges zu erleben, ich möchte lieber gar nicht heiraten!

Verlobt! Soll ich es denn glauben? Habe ich denn noch meine fünf Sinne? Warum habe ich nicht „nein" gesagt? Warum mich zu einer Partie überreden lassen, die gar nicht nach meinem Geschmack ist? Hugo ist, im Grunde genommen, nicht übel, ein hübscher Mann, gute Familie, doch ohne Geist und Witz. — Weiß wirklich nicht, ob ich mich an ihn werde gewöhnen können. — Alle Verwandten sprachen so sehr zu seinen Gunsten, ich hatte wahrlich zuletzt keinen Willen.

Der Brillantschmuck, den er mir schenkte, ist übrigens pompös. — O, sie werden vor Neid vergehen, all' die alten Jungfern und Klatschbasen, wenn ich ihn trage!

Woher kommt es nur, daß ich manchmal so elegisch gestimmt bin? Ich kann nicht mehr lachen, nichts freut mich, nichts erheitert mich. So oft ich Assessor Bender sehe, möchte ich weinen. Stand er mir doch näher als ich glaubte? Er will mich sprechen. Darf ich ihm jetzt noch, wo ich Hugo's Verlobte bin, ein Rendezvous bewilligen? Ich glaube kaum; nein, ich will standhaft bleiben, er muß und wird mich vergessen.

Habe Scene mit Hugo gehabt; kann dieser Mensch eifersüchtig sein! Ist im Grunde etwas dabei, wenn ich dem armen Bender Muth zugesprochen, wenn ich ihn gebeten, mich zu vergessen? O, hätte ich früher gewußt, wie er mich liebt, nie wäre ich Hugo's Braut geworden. — Welch' ein Unterschied zwischen seiner leidenschaftlichen Liebe und Hugo's ruhiger Freundschaft.

In vier Wochen soll unsere Hochzeit sein! Ich bat um Aufschub; der Vater will nichts davon wissen. — Soll ich mich Hugo entdecken? Ist es nicht meine Pflicht ihm zu sagen, daß er nicht der Mann meiner Wahl, daß ich mich habe bestimmen lassen und meinen Irrthum einsehe? Vielleicht giebt er mich auf — o wie glücklich wäre ich, frei zu sein!

Hugo nennt mich eine überspannte Närrin, meint, in der Ehe lernt man sich schon verstehen; ich dürfe mich nicht vor den Leuten blamiren. — Was gehen mich die Leute in unserm Krähwinkel an! Soll ich ihnen zu Liebe —

Acht Tage bin ich seine Gattin. Er ist, so weit er kann, lieb und gut zu mir, doch, mehr als je fühle ich es jetzt, er wird mich nie verstehen. Seine Liebe ist Sinnlichkeit, seine Güte entspringt der Selbstsucht. An edleren Vergnügungen findet er kein Interesse, inmitten der herrlichsten Kunstschöpfungen verlangt er nach einem Restaurant, um ein gutes Beefsteak zu essen, er ist ein Materialist der reinsten Sorte.

Wir sind zurückgekehrt; unser Haus ist hübsch eingerichtet, doch mich widert es an mich um jede Kleinigkeit zu kümmern. Bald läßt die Köchin den Braten verbrennen, bald ist Staub im Salon sobald Besuch kommt; wahrlich, es thäte Noth, ich wäre von früh bis spät auf den Beinen, nur damit mein Herr Gemahl alles behaglich findet, wenn er heimkehrt. Der gute Mann irrt sich, wenn er glaubt, mich zu seiner Haushälterin heranbilden zu können.

Schwester Rosa ist bei mir zu Gast. Sie meint, ich hätte schon ganz die Zügel aus den Händen gegeben, findet Hugo lieblos und wenig chevaleresk. Was soll ich thun? Er geht fort, ohne mir lebewohl zu sagen — herzlich war er im Grunde nie — ich mag ihm auch keine Zärtlichkeit entgegen bringen, da ich weiß, daß er sie nicht erwidert, aber daß es denn so ganz schief bei uns gehe, wie Rosa behauptet, wußte ich doch nicht.

Pah, aus einem Apfel kann ich keine Birne machen! Ich werde mich zerstreuen.

Rosa ist doch eine genial angelegte Natur! Wie leicht, wie richtig faßt sie das Leben auf! „Weshalb," sagte sie, „soll man sich härmen

und grämen über Sachen, die nicht zu ändern sind! Man muß mit gegebenen Faktoren rechnen, von jeder Minute Seligkeit verlangen und selbige genießen!“ Sie lebt von ihrem Manne getrennt, weil er es nicht versteht, ihr das Leben angenehm zu machen; sicher thut sie Recht.

Ich habe Hugo mitgetheilt, daß ich einem frohen Ereigniß entgegensehe, glaubte, er würde mich mit Zärtlichkeit überhäufen; er blieb wie gewöhnlich kalt — ich werde mich von jetzt ab ausschließlich auf Rosa's Umgang anweisen und ihn ganz ignoriren. Er verdient es sicher nicht, daß ich mich um ihn kümmere.

Rosa will entdeckt haben, daß Hugo eine Maitresse hat, die er wöchentlich mehrmals besucht. — Ich bin rathlos, was ich thun soll. — Eine Scheidung? Es wäre das Beste. — Doch nein, jetzt nicht; vielleicht auch ändert sich seine Natur, wenn wir erst zu Dreien sind.

O, ist es denn so entsetzlich schwer eine honette Frau zu sein? — Habe Bender auf einem Balle getroffen; er weiß, daß ich unglücklich bin — ich glaube, Rosa hat es ihm verrathen — und beschwört mich, ihm eine Annäherung zu gestatten. — Darf ich? Soll ich? Eine Aussprache thäte mir so wohl! Ich glaube, ich würde ruhiger und befriedigter leben, wenn ich eine theilnehmende Seele hätte, der ich mich mittheilen könnte. — Welch' Unrecht ist im Grunde dabei, wenn ich ihm ein Rendezvous bewillige? Habe ich nicht Beweise, daß Hugo seine frühere Geliebte wöchentlich besucht? Ich habe ihm erst unlängst meine Ansicht mitgetheilt, daß, was dem einen recht, dem andern billig sei. Es ist nach meinem Dafürhalten eine ganz falsche Ansicht, daß der Mann sich jedes unerlaubte Vergnügen gestatten, die Frau, der ehelichen Treue zu liebe, auf Erfüllung ihrer Herzenswünsche verzichten müsse.

Ja, wenn ich in Hugo ein Ideal gefunden! Nie, nie wäre ich auf derartige Gedanken gekommen; ich weiß aber nur zu gut, daß ich ihm gleichgültig bin, daß er bei jeder für Geld feilen Dirne mehr Vergnügen als bei mir findet, warum mich seinetwegen kasteien und die femme honnête spielen? Und doch, nein, nein! Ich werde trachten meine Gefühle zu beherrschen! Bin ich erst Mutter, so habe ich hoffentlich keine Zeit den Gedanken, die mich jetzt auf Abwege führen könnten, nachzuhängen — ich will dereinst rein vor meinem Kinde dastehen!

Wohin sind meine guten Vorsätze? Bender traf mich auf der Bank im Boskett; er sah, daß ich geweint, zeigt sich so theilnehmend, so herzlich; er ergriff meine Hand, nannte mich mit Namen, die mir, ach, so süß klangen — die ich nie von meinem Gatten hörte — ich gab mich der Täuschung hin er sei mein Gatte, gestattete ihm, mich zu küssen, mir von Liebe und Glück zu sprechen! — Seine Glut ist kein Sinnenrausch, ich weiß es, er hat nur den einen Wunsch, mich glücklich zu sehen.

Rosa meint, er spekulire auf mein Geld, sei ein armer Teufel, von dem ich mich fern halten solle. — Was kümmert mich, ob er arm, ob er reich ist? Eigennutz ist weder von seiner noch meiner Seite im Spiel. Er weiß, daß ich die Frau eines andern bin und begnügt sich mir Freund zu sein, ich bin glücklich, wenn ich mit ihm ein Stündchen plaudern, in seine lieben, treuen Augen blicken kann!

Man hat mir anonym eine Warnung zukommen lassen, ich solle auf meiner Hut sein. — Ich habe versucht Bender auszuweichen, im Boskett, wo wir uns gewöhnlich trafen, irrte er, wie mir Rosa mittheilte, eine Stunde ganz fassungslos umher, ging und kam, spähte und suchte, zog die Uhr, um sich zu überzeugen, daß er sich in der Zeit nicht geirrt und ging endlich verdrießlich heim. Abends brachte mir Lisette, die ich ins Vertrauen gezogen, einen Brief. Er schreibt, daß er vor Unruhe ganz aufgeregt sei, mich sprechen müsse, heute noch. — Ich will konsequent sein, habe ihm geschrieben, daß ich den Entschluß gefaßt — o wie schwer mir das Wort wurde — ihm zu entsagen.

Wir sehen uns jetzt nicht mehr, führen aber eine um so eifrigere Korrespondenz. Seine Briefe sind mein einziger Trost. — Hugo will auf einige Wochen verreisen — ich bat ihn, mich mitzunehmen, hoffte Bender leichter vergessen, mich inniger an meinen Gatten anschließen zu können, wenn ich mit ihm allein. „Eine Frau nimmt man nicht auf Geschäftsreisen mit," sagte er mir unwillig. — So oft ich auch einen Versuch mache, mich ihm zu nähern, stets weist er mich zurück. O, wenn er wüßte, wie heiß mir das Blut in den Adern rollt, wie oft ich bang und verlangend die Arme ausstrecke, ein geliebtes Wesen an die Brust drücken, mich seiner Gegenliebe freuen möchte!

Warum nur hat er mich geheiratet, wenn ich ihm so ganz gleichgültig bin? Mein Vermögen kann ihn unmöglich gereizt haben, da er ja selbst reich ist. Oder habe ich mich getäuscht? Papa meinte schon letzthin, es sei ihm nicht klar, weshalb er jetzt die schöne Herrschaft Glanzow verkauft. Er will eine größere erwerben, macht aber keine Anstalten. Fast fürchte ich, daß er das Geld zur Zahlung alter Schulden braucht; meine Mitgift ist, wie er mir versichert, intakt.

Lisette hat spionirt. O, hätte sie es lieber nicht gethan! Wie schrecklich ist mir diese Gewißheit! Er reist mit seiner Maitresse nach Baden-Baden, schützt eine Geschäftsreise vor und ich quäle und martre mich, eine Leidenschaft zurückzudämmen, die stärker ist, als ich selbst! — Bin ich nicht eine Närrin? Lohnt es, solchem Manne Treue zu wahren?

Ich habe ihn zur Rede gestellt; der Elende versuchte zu leugnen, gestand mir aber, daß Marie eine Jugendliebe sei, die er bei unserer Verheiratung mit Geld abzufinden dachte, die sich aber wie eine Klette an ihn hänge, ihm gedroht habe, zu mir zu gehen, mir alles zu entdecken, wenn er sie nicht jetzt begleite.

Ich wandte mich voll Ekel und Unwillen von ihm ab — zwischen uns kann keine Gemeinschaft mehr sein.

Habe Hugo, seitdem ich mit Rosa im Fremdenzimmer wohne, acht Tage nicht gesehen; er geht früh fort, kommt abends spät. Rosa räth mir, nach der Eröffnung, die er mir gemacht, ihn völlig zu ignoriren. — Sie hat gut rathen; ihre ruhige leidenschaftslose Natur befähigt sie jede Entsagung zu üben, in meinen Adern wallt heißeres Blut. O, wie beneide ich alle diejenigen, die ohne Kampf und Aufregung in friedlicher, glücklicher Ehe des Daseins Freude genießen!

Auch das noch! Ueber Hugo's Vermögen ist der Konkurs eröffnet. — Er ist flüchtig.

Vor circa acht Tagen wollte er mich überreden zum Vater zu gehen und ihn zur Herausgabe meines Heiratsgutes zu bestimmen. Ich sagte ihm, daß die Hypothek erst in zwei Jahren fällig sei, daß der Vater auch, nach der ganzen Art seines Auftretens, wenig gewillt sein dürfte, das Geld jetzt zu beheben. Er lärmte und fluchte, bekannte ganz offen Farbe, indem er sagte, daß, wenn er gewußt hätte, daß mein Vermögen so verklausulirt sei, er sich nie eine so sentimentale Gans auf den Hals geladen hätte; man habe ihm 100,000 Gulden Mitgift zugesagt und erst am Hochzeitstage kam es zum Vorschein, daß sie nicht flüssig seien.

Daher also seine Gleichgültigkeit! — Vielleicht wäre unsere Ehe eine glücklichere geworden, wenn ihm der Vater das Geld ausgezahlt hätte, vielleicht auch wäre ich heute vollständig mittellos.

Als Bender von Hugo's Verschwinden hörte, kam er zu mir, mich zu trösten; er versprach mir meine Rechte zu wahren. Was liegt mir heute an Geld und Gut, wo ich mich so namenlos unglücklich fühle! — Er bat mich, daß ich ihm gestatte, täglich zu kommen. Weshalb sollte ich es ihm verweigern? Ist er doch der einzige Mensch, der mir unter all' den Fremden, die sich zu mir herandrängen, sympathisch ist.

Ich weiß, man munkelt allerhand, verurtheilt mich, die seriösen Frauen rümpfen die Nase und weichen meinem Gruße aus. — Ob wohl viele von denen, die jetzt so hochmüthig und verächtlich auf die vermeintlich Gefallene herabschauen, in gleichen Verhältnissen Muth und Kraft hätten, sich zu behaupten?

Selbst Rosa, die eigene Schwester, hat mich verlassen; sie meint, ich gehe zu weit, sie wolle durch ihre Anwesenheit in meinem Hause mein Verhältniß zu Bender nicht sanktioniren. — Hält auch sie mich für schuldig? Ich war zu stolz ihr zu betheuern, daß unser Verhältniß ein reines ist; mußte sie das nicht wissen? Sie kennt Bender so gut wie ich und darf ihn keiner Gemeinheit zeihen, ebenso wenig wie sie mich einer strafbaren Handlung fähig halten darf.

O Gott! Daß doch die Menschen an reine Freundschaft zwischen Mann und Weib nicht glauben wollen! Welche Erfahrungen habe ich in diesen fünf Monaten, seitdem ich das Elternhaus verließ, gemacht!

Langes Unwohlsein. — Kann schon wochenlang das Zimmer nicht verlassen. Niemand besuchte mich; nur Bender leistet mir Gesellschaft. Er liest mir vor, ist so zärtlich um mich besorgt, in Wahrheit, ich müßte eine schlechte, eine undankbare Person sein, wenn ich seine Liebe nicht erwidern wollte.

Hugo ist urplötzlich wieder aufgetaucht. Er hat seinen reichen Oheim in Hamburg bestimmt, ihm Geld zum Ausgleich zu geben. — Er eröffnete mir, daß, falls ich den Vater nicht zur Herausgabe von mindestens 10,000 Gulden bewegen könne, er meinen Schmuck und das gesammte Mobiliar verkaufen müsse, um es zur Masse zu steuern. — Ich überlegte. Bei Hugo's gewagten Spekulationen konnte das Geld in einem Jahre verloren sein, seine Gläubiger waren durch seinen Onkel befriedigt; wenn er mir drohte Schmuck und Einrichtung zu veräußern, so war das einfach eine Schlechtheit, er hatte kein Recht, Hand an mein Eigenthum zu legen. — Damals kam es zu mancherlei heftigen Auftritten. — Mein Schmuck war eines Tages versetzt, einige Wochen

später fand ich, als ich Vorbereitungen machte einige Freundinnen bei mir zu sehen, den Silberschrank geleert, wieder einige Wochen später ward ich, als ich noch im Bette lag, durch Rücken und Schieben im Salon gestört. Lisette theilte mir thränenden Auges mit, daß der Herr soeben den Flügel abführen lasse. — Mein Instrument war mir in trüben Stunden oft noch die einzige Zerstreuung; ich weinte wie ein Kind und war fest entschlossen noch heute das Haus meines Gatten zu verlassen. — Es war Frühjahr, ich sehnte mich nach Luft und Waldesgrün, und miethete mir draußen weit ab von der Stadt eine kleine möblirte Wohnung. Alsbald posaunte mein Herr Gemal aus, ich habe ihn, da er Einschränkungen forderte, lieblos verlassen, und die böse Welt ergänzte, um so ungestörter mit meinem Liebhaber verkehren zu können.

Ich mochte nicht Jedem Rede und Antwort stehen, war aber bald entschlossen, diesem unseligen Zwitterverhältniß ein Ende zu machen und — die Scheidung einzuleiten. Zweifelte ich doch keinen Augenblick daran, daß Bender nur den einen Wunsch hatte, mich ganz zu besitzen.

Hugo gab mich nach etlichen vergeblichen Versuchen, mich zur Rückkehr zu bewegen, frei, ich träumte mich schon au comble du bonheur, da trat plötzlich eine unheilvolle Katastrophe ein. Bender stürzte vom Pferde, man brachte ihn in die Wohnung eines in der Nähe wohnenden Arztes, der einen Beinbruch konstatirte. — Er litt entsetzliche Schmerzen, schien fassungslos, als man ihm mittheilte, der Fuß müsse abgenommen werden.

War es nicht Menschenpflicht, daß ich ihm in dieser schweren Zeit zur Seite stand? Wie oft sagte er mir: „Laura, wirst Du einen Krüppel zum Manne nehmen? Sage nein, damit ich mich bei Zeiten in mein Unglück fügen lerne.“ Ich versicherte ihn meiner unverbrüchlichen Treue und war auch vollkommen willens, sie zu halten.

Meine Verwandten waren entsetzt, als ich ihnen, nachdem Bender außer Gefahr war und schon langsam auf seinem Stelzfuß Gehversuche machte, mittheilte, ich wolle ihn heiraten. Der Vater schwur, er werde mich enterben, die Mutter verbot mir, ihr Haus zu betreten, ich habe mich genug ins Gerede gebracht, sie wolle es nicht erleben, daß alle Bekannten mich verspotteten. Umsonst bat und flehte ich, theilte der Mutter unter Thränen mit, daß, nachdem meine Scheidung perfekt geworden, ich Bender's Bitten Gehör gegeben und ganz die Seine geworden, daß wir einander angehören müßten — umsonst; meine Eltern verweigerten Bender jede Unterredung, entzogen mir selbst die Zinsen meines Vermögens und forderten, daß ich zu ihnen zurückkehren solle.

Ich hätte den Weg der Klage betreten und mein Vermögen fordern können, jedoch Bender hielt mich davon zurück. Er hatte zwar nur einen bescheidenen Gehalt, hoffte jedoch, daß er ausreichen würde, einen einfachen Hausstand zu führen. Er wollte nicht, daß es heißen solle, nur meines Geldes wegen habe er mich geheiratet.

Was wußte ich damals von Einschränkungen und Ersparnissen! Ich sollte nur zu bald erfahren, daß es schwer ist sich mit ihnen zu befreunden.

Meine Lisette mußte ich entlassen, das Stubenmädchen gleichfalls, so lange wir noch zu Zweien waren, hofften wir uns mit einer ein-

fachen Bedienerin begnügen zu können; zum Speisen gingen wir ins Gasthaus; bald indes fühlte ich das Unbequeme eines derartigen Haushaltes, ich entschloß mich, selbst mit Hilfe eines einfachen Mädchens Küche zu führen, sah aber nur zu bald ein, da das Meiste schlecht und ungenießbar auf den Tisch kam, trotzdem ich mir alle erdenkliche Mühe gab, es gut zu bereiten, daß auch das nicht ging. Ich wurde mißlaunig, verwünschte den Geiz meines Vaters, die kleinlichen Verhältnisse und ahnte nicht, wie sehr mein Gatte, der nur zu wohl den Grund meiner Verstimmung kannte, unter meiner Unzufriedenheit litt. Er hätte so sehr gewünscht mir ein behagliches Heim bereiten zu können und mußte leider mit ansehen, wie ich mich härmte, ungewohnte Arbeiten verrichten zu müssen. — Wie ein Donnerschlag traf uns die Kunde, daß er seines körperlichen Leidens wegen vom Amte suspendirt und auf seine Pension angewiesen sei.

Was nun? Wir hatten eine geräumige Wohnung und beschlossen, einen Theil derselben abzutreten, um so einigermaßen Soll und Haben in Einklang zu bringen. — Die Spazierfahrten, die wir zeither täglich machten, mußten auch eingestellt werden; ich empfand es recht drückend, wie man meinen Mann überall mitleidsvoll anstaunte. „Ein so hübscher Mann und schon ein Krüppel!" hörte ich nicht selten. „Ein Krüppel!" hallte es dann noch lange in meinen Ohren nach und, so lieb und gut auch Bender zu mir war, ich fing an — gleichgültig gegen ihn zu werden. Oberst Bolten, ein Freund meines Mannes, hatte zwei Zimmer bei uns gemiethet. Da wir wenig Besuch bei uns sahen, konnten wir sie gut abgeben und hofften, durch den Zuschuß an Zins unsere Lage zu verbessern. Der Oberst war Wittwer, ein feiner, hübscher Mann von eleganten Manieren. Er verkehrte viel mit uns, erwies mir manche kleine Aufmerksamkeit, die ich dankend annahm. Nach etlichen Monaten hatte sich ein recht kordiales Verhältniß herausgebildet; Bolten war in guten Vermögensverhältnissen und half gern aus, wenn bei uns im letzten Viertel des Monats die Kasse erschöpft war.

Damals hatte ich es nach langen Kämpfen endlich dahin gebracht, daß mir mein Vater, wenn auch nicht Geld, so doch einen Wechsel über 10,000 Gulden, zahlbar in einem Jahre, herausgab. — Um nicht das drückende Gefühl zu haben, daß wir dem Oberst etwas schuldeten, deponirte ich bei ihm den Wechsel und bat ihn, mir dann und wann, je nach Bedarf, à conto Zahlungen zu leisten.

Da ich mich nach der Geburt meiner Elsa sehr schwach fühlte und der Arzt dringend einen Landaufenthalt empfahl, nahm ich ein größeres Darlehen, miethete eine Stunde weit von der Stadt belegene Villa und zog mit der Amme und dem Kinde hinaus. Mein Gatte blieb in der Stadt, da er auf der Recherche nach einer geeigneten Thätigkeit war. Wohl wußte ich, daß er es nicht gern sah, daß mich der Oberst täglich besuchte, indeß — sollte ich mich draußen langweilen, tagelang allein sein? Das konnte er doch unmöglich verlangen!

Sonntags pflegten die beiden zusammen draußen zu sein. Bender war jederzeit auffallend verstimmt, gedrückt, einsilbig, Bolten heiter und unterhaltend; unwillkürlich zog ich Parallelen, die nie zu Gunsten meines Gatten ausfielen. Ganz von selbst machte es sich, daß ich, sobald wir ausgingen, Bolten's Arm nahm; ich fühlte mich noch so

schwach, war der Stütze bedürftig und er, der selbst sich einer Stütze bedienen mußte, konnte mich, ohne daß wir uns beide lächerlich machten, nicht führen. Es verstimmte ihn, wie er sagte, so nebenher oder hinterdrein zu humpeln, er erklärte eines Tages dem Obersten kurz und bündig, daß er von einem Manne von Ehre wohl erwartet hätte, daß er das häusliche Glück des Freundes respektire. Bolten war im höchsten Grade erregt und sagte ihm, daß, wenn er nicht bedächte, daß er einen Krüppel vor sich habe, er ihn augenblicklich fordern würde.

Nie werde ich den Moment vergessen, wie Bender mit rollenden Augen, weißem Schaum vor dem Munde, sich auf Bolten stürzte, ihn in das Gesicht schlug; wie beide Männer furchtbar miteinander rangen und Bender endlich halb ohnmächtig zusammenstürzte.

Man trug ihn in den Pavillon, ich selbst trocknete ihm das Blut, das aus Mund und Nase quoll, doch sobald er wieder die Augen aufschlug und mich erkannte, stieß er mich weit von sich.

„Fort, Elende, aus meinen Augen", rief er; „Du bist eine Ehebrecherin, eine feile Dirne, die sich aushalten läßt und —

„Halt ein", rief ich, „Du weißt nicht, was Du sprichst, beschimpfe Dein Weib nicht, das Noth und Elend mit Dir getragen und stets treu zu Dir gehalten!"

„Treu?" höhnte er. „Meinst Du, ich wüßte nicht, wer Deinen Haushalt bestreitet? Die Geschichte mit dem Wechsel ist eine fein ausgedachte Lüge, die Du ersonnen, um ungestört von Bolten Geld annehmen zu können!"

Ich war sprachlos. — Benda mußte dies offenbar für ein Eingeständniß der Schuld halten und fuhr noch erregter fort: „Ich mag und will diese Wirthschaft nicht mehr mit ansehen! Wärst Du nicht die Mutter eines Kindes, bei Gott, ich würde Dich nicht mehr kennen, doch so muß ich Dich von abschüssiger Bahn fern halten; ich fordere von Dir, daß Du heute noch mit mir in die Stadt kommst und — ohne einen Kreuzer von Bolten anzunehmen, Dich mit dem begnügst, was ich Dir geben werde!"

Erschöpft sank er in die Kissen zurück. Leichenblässe bedeckte sein Gesicht.

Der inzwischen herbeigeholte Arzt untersuchte ihn und fand, daß die ohnehin schlecht vernarbte Wunde wieder aufgerissen sei.

Wie bedauerte ich den Unglücklichen, der in eitler Verblendung sich und mir so herbe Schmerzen bereitete. Noch war ich geneigt ihm alles zu verzeihen, ich sehnte den Augenblick herbei, wo ich ihn beruhigen, ihm Klarheit geben konnte, daß er in einem unseligen Wahn befangen sei — so schwer mir auch die gegen mich geschleuderte Anschuldigung auf der Seele lag, ich wollte sie vergessen — fühlte ich mich ja rein von jenem schändlichen Verdacht und konnte demzufolge hoffen, daß er sein Unrecht einsehen und Gattin und Freund, die er so schwer gekränkt, um Verzeihung bitten werde.

Es kam anders. Bender verfiel infolge der Aufregung in ein heftiges Fieber; er stieß Flüche und Verwünschungen gegen mich und den Obersten aus, schien jedesmal ungemein erregt, wenn ich mich ihm nahte, so daß der Arzt endlich den Wunsch aussprach, ich möge seine Pflege einem geprüften Wärter überlassen.

Da wir in der Landwohnung wenig Komfort hatten, ich auch entsetzlich litt, meinen Gatten bei mir zu wissen und ihm nicht nahen zu dürfen, willigte ich endlich ein, daß man ihn, als das Fieber nachgelassen, in die Stadtwohnung überführe.

Böse Menschen müssen ihm wohl zugetragen haben, daß der Oberst, mit dem ich wegen Abwickelung der Geldgeschäfte und Rückgabe des Wechsels zu verkehren hatte, einige Male bei mir gewesen.

Als ich, nachdem mir der Arzt mitgetheilt, daß ich, ohne ihm eine etwa zu befürchtende Erregung zu bereiten, mit ihm Rücksprache halten könne, in die Stadt fuhr, mußte ich es erleben, daß er, ohne meine Begrüßung zu erwidern, oder ein Auge auf mich zu heften, ruhig in der Lektüre eines Buches, das vor ihm lag, fortfuhr.

„Ich kenne Sie nicht, Madame", sagte er endlich; „seitdem Sie die Maitresse des Oberst Bolten sind, ist jede Gemeinschaft zwischen uns gelöst."

Damals sank ich ohnmächtig zusammen; er litt es, daß man mich, ehe ich noch recht zum Bewußtsein gekommen war, in den draußen harrenden Wagen schaffte und — nach der Landwohnung führte.

Diesem Manne zu lieb hatte ich mich mit meiner Familie verfeindet, Noth und Entbehrung in einer Zeit getragen, wo ich, die an Wohlleben Gewöhnte, jeden Comfort benöthigt hätte; wie eine Magd habe ich gearbeitet, um mit geringen Mitteln mein Haus zu bestreiten, ich habe mich gezwungen zu übersehen, wie mitleidig man den Krüppel an meiner Seite betrachtete — ich war ihm treu ergeben, sein Verdacht hatte auch nicht die leiseste Berechtigung, hätte er die Mittel gehabt die Kosten unseres Hausstandes zu bestreiten, nie wäre zwischen mir und Bolten eine Intimität entstanden; nach meiner Meinung hätte er es mir danken sollen, daß ich durch kluge Taktik es dahin gebracht, daß der Oberst das Geld vorschoß. Erst später erfuhr ich, daß er gar nicht an ein Vorhandensein eines von meinem Vater ausgestellten Wechsels glaubte; leicht hätte er sich durch eine Anfrage überzeugen und dadurch jeden Verdacht entkräften können, doch da er mit den Meinigen verfeindet war, hielt er es für gerathener nicht anzufragen und so seine Frau der gemeinsten Intrigue zu zeihen.

Meine Schwester Rosa that das Ihrige, mich vollends gegen ihn einzunehmen. Sie bestimmte mich zu ihr zu ziehen und den Mann, der mich so schändlich behandelt, zu vergessen.

Ich suchte und fand Zerstreuung; war ich es ja mir und meinem Kinde schuldig, mich der Welt zu erhalten. — Gar oft trafen wir auf der Promenade zusammen, ich bebte jedesmal, meinte immer noch, Bender würde auf mich zukommen, eine Annäherung versuchen — er that, als kenne er mich nicht.

Welche Veränderung mußte mit diesem Manne vorgegangen sein! Wie innerlich war er auch äußerlich ein anderer, der Schatten seiner selbst.

Erst später erfuhr ich, daß er die Amme Elsa's gewonnen, ihm täglich, sobald sie mit dem Kinde ausging, das Kind auf eine Viertelstunde zu bringen. Durch die Amme mußte er wohl wissen, daß Oberst Bolten mich täglich besuchte, daß ich seine Begleitung für Theater und Concert annehme.

Jahre waren darüber hingegangen; ich strebte die Scheidung an, ohne sie durchsetzen zu können.

Jung, lebenslustig, von Anbetern umgeben, war ich wohl wenig darnach angethan, den Eindruck einer unglücklichen, verlassenen Frau zu machen.

Bender gab vor, daß Elsa bei mir keine richtige Erziehung erhalten würde und wollte nur dann in die Scheidung willigen, wenn ich ihm das Kind übergebe. Nicht um die Welt hätte ich mich von meinem süßen, blonden Schmeichelkätzchen getrennt. — Die Mutterliebe war in mir stärker als das Gefühl für Würde und Pflicht; ich stand vor der Alternative mein Kind aufzugeben, um dadurch das Recht zu erlangen, Oberst Bolten als seine legitime Frau angehören zu können, oder als seine Maitresse angesehen zu werden und mein Kind bei mir zu haben.

Was lag mir am Urtheil der Welt!

Ich hatte das Bedürfniß, mit den beiden Wesen, die mir in inniger Liebe zugethan waren, mit Bolten und meinem Kinde, vereint zu sein und, da ich hierzu nur eine Möglichkeit sah, überwand ich alle Bedenken, obschon ich wußte, daß die Welt meine Anschauung verurtheilte. In den Augen der streng rechtlichen Frauen, denen ein gutes Geschick nie die Wahl zwischen Pflicht und Neigung gelassen, war ich die Gefallene, auf die sie wegwerfend herabblicken konnten. Ich fühlte ihre Verachtung, aber sie schmerzte mich nicht.

Elsa wuchs heran und versprach eine Schönheit zu werden; in ihr schienen sich alle Vorzüge, die ein Weib schmücken können, verkörpert zu haben.

Sie war kaum sechzehn Jahre, da verliebte sich, als wir in Baden-Baden weilten, ein reicher Engländer, Mr. Sketland, in sie. Zu spät erfuhren wir, daß er ein Spieler von Profession sei. — Wenige Monate, nachdem sie sein Weib geworden, hatte er mein und ihr Vermögen verspielt. — Bolten, der sich die größten Vorwürfe machte, so oberflächliche Erkundigungen über Sketlend eingezogen zu haben, schoß sich tags darauf, da er unseren Jammer nicht mit ansehen konnte, von Gewissensbissen gepeinigt, eine Kugel durch den Kopf.

Jetzt erst wußte ich, was ich an ihm verloren. Ich war dem Wahnsinn nahe. Arm, vereinsamt, liebeleer, des treuesten Freundes und Rathgebers beraubt, war ich jeder Zuflüsterung zugänglich. — Man rieth mir, ich solle, um mich zu zerstreuen, auch um das durch das Spiel Verlorene im Spiel zurückzugewinnen, an die Roulette gehen. — Ich that es; um auf andere Gedanken zu kommen, ließ ich den prickelnden Reiz des rouge et noir auf mich einwirken. Das Glück war mir günstig. — Ich gewann, ward bald eine der enragirtesten Spielerinnen und glaubte nur im Spiel Vergessenheit für das namenlose Weh zu finden, das mich, sobald ich nicht an der Roulette war, erfüllte.

Meine Tochter war mit Mr. Sketland nach Wien gereist, ich blieb selbst den Winter hindurch in Baden, spielte mit einer Leidenschaft, einem Glücke, das mich wie die anderen in Erstaunen setzte.

Plötzlich schien sich das Spiel zu wenden.

Ich verlor an einem Tage fast die Hälfte meines damals recht beträchtlichen Vermögens und hatte schon den Entschluß gefaßt, Baden-

Baden für immer zu verlassen, da persuadirte mich einer der gewandtesten Spieler, mit ihm gemeinsame Sache zu machen. — Wir spielten halbpart und — acht Tage später war ich — eine Bettlerin.

Ich verkaufte in wahnsinniger Hast, was sich zu Gelde machen ließ und reiste nach Wien, hoffend, bei meinen Verwandten Succurs zu finden.

Man kannte mich nicht, meine eigene Tochter versagte mir elende hundert Gulden, um die ich sie bat. — Ich war in den Augen aller eine notorische Spielerin, der man kein Geld anvertrauen dürfe.

Was blieb mir übrig? Ich verkaufte die Pretiosen, die ich von meiner Mutter geerbt, löste ein Billet und war achtundvierzig Stunden später wieder am grünen Tisch, dessen magnetische Anziehungskraft ich selbst in weiter Ferne nicht trotzen konnte.

Das Glück ist von mir gewichen. — Verlust folgte auf Verlust. — Heute spiele ich va banque! — Mein Herz ist verödet, mein Vermögen dahin, ich habe alles verloren und kann nicht einmal sagen sauf l'honneur! Auch sie ist dahin!

Fahre wohl, du schnöde Welt, die mir einst so viel versprach und so wenig erfüllte.

Für mich giebt es nur noch Glück im Grabe. — Ich fand es nicht, als ich von Reichthum umgeben lebte, nicht, als ich mich an der Seite des Mannes, dem ich alles geopfert, von der Welt und ihren Freuden zurückzog, nicht als Mutter, nicht —

Hier endeten die Mittheilungen der Unglücklichen, die Frauenleid, moralisches und physisches Elend bis zur Hefe durchkostet und trotz aller Versuche, ihr Leben glücklich zu gestalten, so elend endete.

Von der Gefallenen wendet sich die Menge hochmüthig ab. Ich weiß indeß nicht, ob nicht auch auf sie der Staël großes Wort: „Tout comprendre est tout pardonner“ Anwendung findet.

Bei derartig viel bewegten Lebensschicksalen geht manch' starker Charakter unter. Entschuldbar ist vieles nicht. Das Weib soll sich im Bewußtsein seiner Würde und seines sittlichen Werthes frei von jedem Vorwurf halten; aber fragen wir, wie Wenige es vermögen, wenn Schicksale, wie die in dem Tagebuch skizzirten, ihr Lebensschiff ins Schwanken bringen.

Es leiden gar viele Schiffbruch, die mit allen physischen und moralischen Kräften sich wehrten, in der Brandung eine feste Stütze suchten; manch' andere sanken unter; es bot sich ihnen keine rettende Hand und — zu schwach, der feindlichen Strömung Trotz zu bieten, erlagen sie ihrem Verhängniß.

Noch lange, nachdem ich das Tagebuch an Freund D. zurückgesandt, stand mir das Bild der unglücklichen Frau vor Augen.

Auf ruhiges, seelisches Glück hatte sie in allen Wechselphasen ihres reich bewegten Lebens verzichten müssen, der finanzielle Ruin, der ihr die Mordwaffe in die Hand gedrückt, bewirkte es, daß sie freiwillig einem Leben entsagte, das ihr fortan nur Noth und Entbehrung bringen konnte.

Ida Barber.

Salonpost

H. N. in B. 1) Fräulein Dr. med. Fr. Tiburtius wohnt in Berlin, C., Alte Schönhauser Straße 23. 2) Der durch gedruckten Aufruf von Dr. P. Niemeyer gegründete, am 5. Februar 1882 ordnungsmäßig zusammengetretene Berliner hygieinische Verein verfolgt Ausbildung des Volkssinnes zur Selbstständigkeit in Verhütung von Gesundheitsstörungen und zur Selbsthilfe im Falle der Heilbedürftigkeit oder, wie § 1 der Statuten sich ausdrückt: Weckung des Geistes der Gesundheitsfreudigkeit. Nicht also bildet er etwa einen Verband nach Art der sogenannten Krankenkassen, sondern mehr eine Gemeinschaft, deren Mitglieder durch ihren Beitrag (niedrigster Satz 3 Mark jährlich) eine Missionsthätigkeit fördern: Abhaltung von Vortrags- und Bezirksvereinsabenden sowie einer unentgeltlichen Poliklinik für Unbemittelte, Verbreitung von Flugschriften, mit der Zeit vielleicht auch Einrichtung einer hygieinischen Heil- und Pflegeanstalt. Die Mitgliederzahl beträgt 446 und setzt sich aus folgenden Berufsklassen zusammen: Aerzte, worunter 1 Geheimer-, 2 Sanitätsräthe und 2 Stabsärzte, 31, Thierheilkundige 3, Gelehrte, Geistliche, Lehrer, Studenten 54, Beamte 60, höhere Militärs 8, Künstler und Musiker 25, Rentiers und nicht näher Deklarirte 61, Kaufleute und Gewerbetreibende 157, Apotheker 5, weibliche Mitglieder 42.

Elwers in H. Wie wir über die Phrenologie denken? Sie ist eine ganz unfehlbare — Wissenschaft. In derselben soll es ein deutscher Phrenologe, der zugleich eine einträgliche Landwirthschaft betreibt, so weit gebracht haben, daß er nach einer im Frühjahre vorgenommenen Untersuchung der Schädel seiner Milchkühe bestimmen konnte, wie viel im Herbst ein Pfund Butter kosten werde.

Adolf S. in Wien. Wir zweifeln nicht, daß es Ihnen gelingen wird in Ihrer Heimat das in Südrußland beliebte Buispiel einzuführen, das mit dem Ballschlagen sehr verwandt, aber doch anders ist, als Sie es beschreiben. Die Buispieler, oft an hundert Personen, theilen sich in zwei Parteien; diejenige, welche werfen oder schlagen (**tschkat**) und fangen oder führen (**wodil**) soll. Auf einen großen mit einer Rinne versehenen Klotz wird sodann eine etwa einen Zoll im Durchmesser haltende Elfenbeinkugel gelegt; die Werfer mit dicken, vier Fuß langen Stäben bewaffnet, suchen auf einige Schritte Entfernung die Kugel zu treffen, welche von der anderen Partei aufgefangen werden muß. Oft fliegt die Kugel einige hundert Schritte weit. Fängt die Wodil-Partei die Kugel, so kommt sie an den Schlag. Fehlen die Werfer, so müssen sie hinaus „ins Feld" und fangen. Da die Kugel meist mit einem außerordentlichen Nachdruck die Hände der Fänger trifft, so haben diese Handschuhe angezogen.

P. v. L. in Freiberg. Wir rathen Ihnen, sich an den besten Kenner der Geschichte des großen Moritz von Sachsen, Herrn Archivrath Dr. Theodor Distel in Dresden zu wenden.

R. G. in Gl. Ebers erzählt selbst sehr ergötzlich, wie es ihm durch List gelungen, den werthvollen Papyrus zu erwerben. Als er durch eine nicht unbedeutende Summe das kostbare Dokument uralter Kultur erworben, verpackte er dasselbe und fuhr spornstreichs in seiner Nilbarke nach Kairo, in unaufhörlicher Angst, der tschibukrauchende Steuermann möchte einen Brand stiften, dem der Papyrus zum Opfer fallen könnte. Der Schatz kam aber wohlbehalten in Kairo an und wurde ebenso glücklich auf diplomatischem Wege aus dem Lande geschmuggelt. Als Ebers einige Wochen später wieder nach Theben kam und dem Kopten begegnete, sah derselbe wie von der Gelbsucht ergriffen aus, und als ihn Ebers nach seiner Gesundheit befragte, streckte dieser ihm die Zunge entgegen, denn er schien diese Frage für eine Verhöhnung zu betrachten. „Du schamloser Beutelschneider", schimpfte er, „eine halbe Stunde nachdem Du fort warst, hatte der Amerikaner mir einen Engländer gebracht, der mir doppelt so viele Goldstücke geben wollte als Du." In der That war es kein Geringerer, als ein Direktor des Brittischen Museums, welcher auf den Ruf jenes Amerikaners auf dem Dampfer herbeigeeilt und dem Ebers glücklich zuvorgekommen war.

Neueſte Moden.

Nr. 1. Sarah-Viſite.

Zu dieſer Viſite kann ebenſowohl ein einfacher wie ein reicher Stoff gewählt werden. Die Façon wird dem Auge immer gefällig erſcheinen. Für ein junges Mädchen dürfte ſich namentlich Cheviot mit einer kleinen Kugelfranſe als Ausputz gut eignen, für Frauen dagegen ſchwarzer Caſchmir mit einer Jetfranſe oder gepreßter

Nr. 1. Sarah-Viſite.

Sammet mit einer ſchönen Chenillefranſe. Auch Sicilienne oder Faille könnten mit Erfolg für ein kleidſames Anſehen zur Verwendung herangezogen werden. Wird das Capuchon hinweggelaſſen, ſo wird die Façon noch ſchlanker und verleiht dadurch vielleicht ein noch jugendlicheres Anſehen. Beim Zuſchneiden darf man nicht überſehen, den Stoff ſtets fadengerade vor ſich zu haben, ſo daß alſo ſowohl die Vordertheile auf der vordern Mitte als auch die hintere Mitte des Rückens ſtreng fadengerade anfallen. Auf die Schweifung der Taille iſt Rückſicht zu nehmen. Beim Aermel iſt auf präciſen Anſchluß des Aermelſtücks zu achten.

Nr. 2. Promenaden-Anzug von Cheviot.

Nr. 3. Anzug für Ausgang.

Nr. 4. Polonaiſe für ein junges Mädchen. (Rückanſicht.)

Nr. 5. Polonaise für ein junges Mädchen. (Vorderansicht.)

Nr. 4. Polonaise für ein ju

Nr. 2. Promenaden-Anzug von Cheviot.

Die untere Partie des Rockes ist in breite Hohlfalten gelegt, deren Rand mit einer doppelten Litze garnirt ist; unter diesen, einen Volant bildenden Hohlfalten treten noch zwei kleine Plissés hervor. Unter Kniehöhe ist der Rock in Puffen gereiht, welche auf den Hohlfaltenvolant fallen. Die als lange Schürze arrangirte Tunika ist an der linken Seite sehr hoch drapirt und auf der Rückseite einfach gerafft. Gilet von weißem gerippten Wollenstoff. Offenes Jacket mit kleiner, auf den Achseln gekräuster Pelerine. Kragen und Revers sind wie das Jacket mit zwei Steppnähten garnirt. Pelerine und Jacket werden über dem Gilet von einer Metallagraffe zusammengehalten.

Nr. 6 Visitenkartenträger. (Mit Dessin.)

Nr. 3. Anzug für Ausgang.

Der in Plissésalten gelegte kurze Rock ist vorn von einer regelmäßig drapirten tief herabgehenden und mit einem Guipürevolant garnirten Stoffschürze bedeckt. Auf der Rückseite ist die Schürze in einen ziemlich hohen und langen glatten Puff drapirt. Die Taille ist vorn mit spitzer Schnebbe, auf der Rückseite dagegen kurz und gefältelt. Das Plastron von Seide oder Sammet sowie der Rand der Taille sind mit der gleichen Guipürespitze garnirt, wie die Schürze.

Nr. 4 u. 5. Polonaise für ein junges Mädchen. (Rück- und Vorderansicht.)

Schottisch gefältelter Rock von dunkelblauer Voile mit kleinem Atlasplissé von derselben Farbe am untern Rande. Polonaise mit kleinen Paniers und Puff vom Stoff und der Farbe des Rockes. Die Faltengarnirung an der Taille ist von dunkelblauer Surah, und zum Gilet ist weißer Piqué oder Surah genommen. Runder grauer Strohhut mit dunkelblauer Surah und einem Tuff von weißen Federn an der Seite, garnirt.

Nr. 6 u. 7. Visitenkartenträger. (Mit Dessin.)

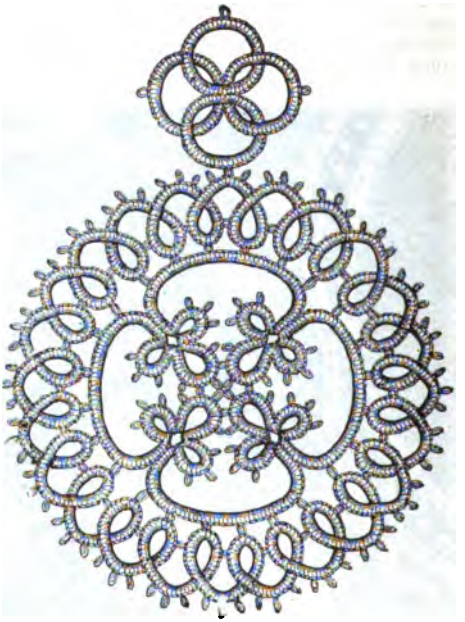
Das Gestell mit vier Füßen zu diesem niedlichen Nipptischgegenstand besteht aus goldbronzirtem Metall, dessen untere zur Aufnahme der Karten bestimmte Fläche von 12 cm. Durchmesser von einem erhabenen Rand umgeben und mit einem Rund von johannisbrodbraunem Plüsch bedeckt wird. Unser Dessin Nr. 7 stellt ein Viertel des Runds mit der Atlasapplication dar. Diese bestehen aus vier olivengrünen Blättern und ebensoviel blauen Blumen mit havannafarbenen Stichen umrandet. Sämmtliche Contouren sind mit einer Schnur von altgoldgelber Seide und einem Wollenfaden eingefaßt, der im Boulognerstich von der Farbe der Application umstochen ist. Auf die Blätter stickt man Blattrippen und große Muschen in maronbrauner Seide, und auf die Arabesken Knötchenstiche in altgoldgelber Seide.

Nr. 7. Dessin zum Visitenkartenträger.

Nr. 8. Stern von Frivolitäten.

Der Anfang wird mit der Mitte mit einem der kleinen Kleeblätter gemacht: * 3 Stiche, 1 Picot, 1 Stich, 1 Picot, 1 Stich, 1 P., 1 Stich, 1 P., 3 Stiche geschlossen; hierauf folgt eine größere Mandel aus * 3 Stichen, welche an das erste P. der vorhergehenden Mandel befestigt wird; 6 Mal 1 Stich, 1 P, 3 Stiche geschlossen. Eine Mandel wie die erste, geschlossen. 3 Stiche, 1 P., das an das vorhergehende P. befestigt wird, 3 Stiche, 1 P, 7 Mal wiederholt; eine weitere Mandel wie

die erste, * dann eine größere wie die zweite *, welche nach dem ersten P. an die vorhergehende größte Mandel befestigt wird; dies 4 Mal wiederholt wie auch aus dem Dessin ersichtlich Die Randreihe wird aus kleinen mit Picots verzierten Zacken



Nr. 8. Stern von Frivolitäten.

gebildet; der Fuß jeder Zacke wird in eine kleine Mandel gebogen, welche an das Picot der vorhergehenden Reihe befestigt werden muß. Uebrigens ist es sehr leicht, die Stiche auch auf unserm Dessin auszuzählen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

I. Im Park von Schloß Schleißheim vor hundert Jahren.

Nach dem Originalgemälde von J. F. Hennings.

Das Kirchenſchiff.

Novelle von H. Pontoppidan.

Autoriſirte Ueberſetzung von Heinrich Martens.

I.

Nach dem erſten Frühlingsregen, wenn ganz kleine ſehnſuchtsvolle Keime aus jedem Handvoll Boden herausblicken, kann ſelbſt der magerſte Acker fruchtbar erſcheinen; ja der Sandboden iſt zu jener Zeit gerade am grünſten und bildet uns ein, daß er fruchtbar iſt; erſt wenn die Ernte kommt, wird über die ſpärlichen Halme gejammert, die einander zurufen. Und nach dem erſten Frühlingsregen ſchwillt die Hoffnung und die Kraft — jetzt kommt der herrliche, üppige Sommer!

Der Wald war noch bedenklich und wußte nicht, ob er durfte; nur einige unlenkbare junge Bäume an der Südſeite hatten den Sprung gewagt und winkten einander mit ihren zarten Blättchen zu. Aber der Roggen reckte ſich behaglich nach dem langen Winterſchlafe aus und ſah auf die ſchwarzen Aecker herab, die juſt Toilette gemacht und ſich mit dem ſchweren Eiſenkamme zierlich friſirt hatten.

Sie lagen in langen ſchmalen Schichten vom gelben Flugſand des Strandes bis zum breiten Waldgürtel, der ihnen Schutz gegen Nord- und Weſtwinde gewährte. Hie und da zeigten ſie bereits einen ſchwachen grünlichen Schimmer, welchem die ſinkende Sonne einen röthlichen Ton verlieh.

Die Luft war ganz ſtill und noch feucht nach dem Regen. Als aber die Sonne ſich hinter die Heidehügel verſteckte, ging ein leiſes Flüſtern durch den Wald. Es waren die alten Bäume, welche verabredeten, daß es morgen losgehen ſolle.

Die Vögel begannen waldwärts zu ziehen — mit jenem ruhigen Wohlbehagen von Männern, welche nach einem wohlvollbrachten Tagewerk heimkehren. Eine Schar Krähen flog indeſſen mit einem ſolchen Geſchrei über das kleine Dorf dahin, daß alle vierzehn Storchfamilien ſich in ihren Neſtern erhoben, mit den Flügeln klapperten und ſchnatterten. Und indem ſie den Kopf ein wenig hinausſteckten, verfolgten ſie die Krähenſchar bis ſie nichts anderes ſahen, als einen kleinen ſchwarzen Strich am rothen Abendhimmel.

Alsdann ſtreckten ſie die langen Hälſe mit einem einzelnen Schnattern aus, der ausdrücken ſollte, wie unendlich ſie dieſe elenden Grauen verachteten, und ordneten ſich wieder in ihren Neſtern, um in Ruhe

und Gemüthlichkeit die Schnäbel von dem fetten Sumpfschimmel zu reinigen. Und es wurde wieder so still über dem kleinen Dorfe, daß man es weithin hören konnte, wenn eine ungeduldige Kuh im Stalle nach dem Melkmädchen brüllt.

Es waren meistens uralte Bauernhäuser, welche aussahen, als ob sie nur standen und warteten, um zu erfahren, nach welcher Seite hin sie am besten fallen könnten. Und die kleinen Häuser, welche dicht aneinander gereiht zwischen den Bauernhäusern lagen, standen offenbar nur aus Mitleid mit den armen Familien, welche sie bargen. Zum nahe bevorstehenden Pfingstfeste waren indessen bei den meisten die Wände gekalkt und das Holzwerk getheert, so daß es ganz sauber um den großen, spiegelblanken Wasserlauf der Dorfstraße aussah.

Ein junges, kräftiges Mädchen saß mit einem Ungeheuer von sahnegelbem Strickstrumpf auf der Steintreppe vor einem kleinen Hause und taktirte mit den Füßen, während sie strickte. Dann und wann, wenn sie die Stricknadel wechselte, richtete sie eine kurze Bemerkung an einen Mann in mittleren Jahren, der auf der andern Seite des Wassers in einer halboffenen Stallthüre stand und seine müden Arme auf den untern Theil der Thüre lehnte.

Er mußte aber stets erst einige langsame Züge thun und sogar eine Weile darauf sehen, wie der leichte blaue Rauch seiner Pfeife sich ruhig in der stillen Abendluft hob, bevor er sich entschließen konnte zu antworten: „O — ja."

Draußen im schlammigten Wasser amüsirten einige barfüßige Jungen sich damit, eine Katze zu quälen, welche mit Gewalt in den Schlamm getaucht wurde, während zwei kleine furchtsame Mädchen, am Wasser stehend, mit der einen Hand sich einander festhielten und mit der andern die Hemden vorsichtig aufhoben, ohne es zu wagen, den Fuß in das nasse Element hineinzusetzen.

„Nehmt euch in Acht — Kinderchen!"

Die Jungen wandten sich um und blieben mit der Mütze in der Hand stehen. Es war der Pastor. Er stand oben am Wege mit seinem milden, freundlichen Lächeln und nickte ihnen zu.

„Nehmt euch wohl in Acht!" — wiederholte er.

„Ja!" riefen sie alle, und der freimüthige Ton bekundete, daß sie keine Furcht vor dem Pastor hatten. Aber die kleinen Mädchen standen dicht bei ihm und sahen mit großen Augen zu ihm auf.

Er beugte sich zu ihnen herab und strich sie freundlich über die Backen: „Wer seid ihr — Kinder?"

Das älteste antwortete: „Ole Olens."

„Ja, jetzt seh' ich es. Könnt zu Hause grüßen —" sagte er. Und indem er den Knaben abermals freundlich zunickte, setzte er seine einsame Wanderung mit den Händen auf dem Rücken fort.

Wenn er aber so seinen eigenen Gedanken nachging, war sein mageres Gesicht ernst, fast streng. Und es lag etwas feierlich Abwesendes in den ruhigen gemessenen Schritten und dem gebeugten Kopf.

Der Mann in der Stallthüre lüftete ein wenig die Mütze, aber der Pastor grüßte tief, und das Lächeln war wieder da — ein wenig krankhaft — süßlich war es.

„Guten Abend und Gottes Frieden, Hans Olsen!"

Das obere Ende des Dorfes bestand nur aus kleinen niedrigen Häusern, mit dem Hut bis über die Augen herab und einem Mundvoll Garten voran. Sie lagen an beiden Seiten des Hauptweges, und so dicht beieinander, daß nur Raum für einen stinkenden Rinnstein übrig blieb.

Die Frauen standen mit den Säuglingen in den Thüren, die Jugend saß auf den Steinfließen und aß Abendbrot, die Männer lehnten sich über die Zäune und rauchten Tabak aus kleinen Holzpfeifen. Ihr Gespräch über die Straße hinüber verstummte, als der Pastor des Weges kam — lächelnd, tief grüßend, ängstlich nach allen Seiten spähend, um Niemanden zu übersehen.

Eine ungewöhnliche Bewegung herrschte aber auf dem Spielplatz vor der Schule. Ein halbes Stieg Knechte des Dorfes hatte sich in einem dichten Knäuel um Sören Hans Andersen versammelt, der soeben von einem dreijährigen Dienst auf einem der großen Schiffe zurückgekehrt war, die zwischen Rio und Valparaiso fahren. Er sah aus wie ein Riese zwischen Liliputanern, und wenn er mit seinen langen Armen gestikulirte, konnte man glauben, daß er das halbe Stieg mit einem Mal zu umfassen und ihnen das Lebenslicht wie nichts auszublasen vermochte.

Die Augen der anderen leuchteten vor Bewunderung. War das ein Kerl geworden! Er fluchte ellenlang, spuckte bis in die Mitte des Wasserlaufes und trank Rum aus Biergläsern. Dann hatte er einen großen Kalabreserhut tief im Nacken, Goldanker in den Ohren und brauchte Kautabak so dick wie ein Tauende.

Der Pastor versuchte einen Gruß, aber die jungen Leute waren von dem großen Amerikaner so eingenommen, daß er unbemerkt vorbeischlüpfte. Aber dieses gefiel dem Pastor durchaus nicht, und verstimmt ging er aus dem Dorfe hinaus.

„Die Zeit!“ — murmelte er bedenklich zwischen den Zähnen, und stieg den Hügel hinauf.

Da lag das kleine Dorf zu seinen Füßen, mit dem letzten Glanz der Abendsonne als glückseligem Frieden über sich gebreitet, so behaglich aufgehoben zwischen dem weiten Meere und dem breiten Waldgürtel, durch den die unruhigen Strömungen der jüngsten Zeiten — Gott sei Dank! — noch nicht den Weg gefunden hatten. Und sie sollten, mit Gottes Hilfe! auch keine Erlaubniß erhalten, das kleine Häuflein anzustecken, dessen geistlicher Wächter zu sein er bestellt war.

Aber jetzt war dieser Amerikaner dort erschienen und all' die Luft aus der Verbrecherwelt, die er mit sich führte. Die Knechte umschwärmten ihn vom Morgen bis zum Abend, ja selbst die Mädchen liebten es, ihm zuzuhören.

Der Pastor schüttelte bedenklich den Kopf.

Und dann war dort — — aber just als er dachte, wandte er sich um und sah, daß sie unten am Strande stand, im begriff, ein großes Boot zu kalfatern.

Es war die „lange Anne“ aus Kratskoven.

Sie hieß eigentlich Anne Bodilsdatter aus Kratskoven. Man nannte sie aber so, weil sie mehr als mannshoch war und ein paar

schwere, kräftige Arme besaß, von welchen der Küster spaßend sagte, daß andere Menschen sie als Beine gebrauchen würden.

Aber ihr Kopf war klein, ihr Gesicht fein, mit einer seltsam schimmernden Haut und großen tiefen Augen. Ihr Haar war glänzend und blauschwarz, hinten in einen großen Knoten geknüpft. Sie verbarg es indessen stets unter einem Tuche, welches sie sich so straff um den Kopf wickelte, daß nur ein gekräuselter Zipfel über die Stirn herabhing, um nicht des weiteren das Gerücht zu bestärken, daß sie französischer Abkunft sei.

Sie stand unten am Strande und hämmerte mit allen Kräften auf das große Boot. Ab und zu hielt sie ein, strich den Schweiß mit ihrem Jackenärmel von der Stirn und blickte aufs Meer hinaus — ob er doch nicht kommen werde. Sie ahnte nicht, daß der Pastor oben auf der Höhe stand und sie mit mißtrauischen Blicken betrachtete.

Es regte sich stets ein eigenthümlicher Unwille im Pastor beim Anblick dieses großen, starken Frauenzimmers. Sie war zu unnatürlich. Und dann das Herausfordernde in ihrem freien Leben. Sie verkehrte stets zwischen den Knechten, half bei den gröbsten Arbeiten, um ihre Kräfte zu zeigen, und besonders fand er es anstößig, daß sie mit den Fischern zur Nachtzeit Netze zog.

Endlich glitt draußen auf dem blanken Wasserspiegel ein kleines, weißes Boot heran und Anne wußte sofort, daß der Mann auf der Querbank ein kleiner, schwächlich gebauter Mann mit einem spärlichen, hellrothen Bart unterm Kinn und großen wasserblauen Augen sei.

Und als das Boot nahe herangekommen war, legte sie ihre großen Hände vor den Mund und stieß ein Gebrüll aus, daß der Pastor von dem Sitz auffuhr, den er sich oben auf der kleinen Anhöhe dadurch hergestellt hatte, daß er sein Taschentuch über einen Grashügel gebreitet hatte, von welchem aus er das Abendroth betrachtete.

Der Ruf hatte indessen kaum das kleine Boot erreicht, als es die Spitze wandte und aus allen Kräften dem Lande zusteuerte. Der weiße Schaum stand vor dem Bug und zwei lange Wellen glitten hinterdrein. Anne stand am Ufer, die Hände in die Seite gestemmt und nickte zufrieden: Gut gerudert!

„Hast Du gewartet, Anne?“ fragte er fast verschämt, als er anlegte.

Anne aber klopfte ihn auf die Schulter und nahm die Riemen. Er war ganz außer Athem und der Schweiß rann ihm über die Backen.

Als der Pastor sie zusammen ins Meer hinaus rudern sah, verließ er die Höhe und beeilte sich nach Hause zu kommen, wo die Gemalin mit dem Thee wartete.

Anne pflegte Ole Lorents gern zu begleiten, wenn er hinauszog, um das Heringsnetz auszuwerfen; und Ole ging eigentlich nur auf den Fang, um Anne mitzubekommen, denn Heringe gab es selten. Aber er liebte sie. Und seine Liebe war eine demüthige Unterwerfung, eine unbedingte Bewunderung, die er ihr aus den Kindertagen erhalten hatte, als sie ihn gegen die anderen Knaben vertheidigte. Trotz aller Kränkungen, die er von ihr und anderen erdulden mußte, hielt er mit einer rührenden Treue an der Hoffnung fest, bis er von diesem steten pein-

lichen Schwanken zwischen freudigem Hoffen und grenzenloser Täuschung zum halben Idioten wurde.

Anne konnte sich nicht entschließen. Bald schmeichelte sie ihn, bald wandte sie sich von ihm ab. Sie wußte nur, daß sie gern in das feine und weiche Haar seines kleinen spärlichen Bartes sehen mochte, andererseits aber fand sie, daß er zu lächerlich klein im Vergleich zu ihr sei. Sie gab ihm nie eine bestimmte Antwort; zuweilen neckte sie ihn, fuhr ihn hart an und nannte ihn „eine Mannsperson" — das niedrigste Schimpfwort, welches sie kannte. Ole weinte dann die ganze Nacht, am nächsten Tage aber wußte er nicht, wie gut er ihr sein wollte. Es mochte wohl wahr sein, daß die hohlen Backen Ole's zum Theil den Leiden entsprangen, die er durchzumachen hatte.

Auch dieses Mal war nichts im Heringsnetz; aber sie trieben hinaus ins Meer bis gegen Mitternacht. Ole ruhte auf den Riemen, nur dann und wann that er einen halben Schlag. Anne saß hinten im Boot. Das Meer lag in ganz kleinen Kräuselungen da, welche im Mondlicht wie glänzende Schuppen blinkten.

„Jetzt mußt Du mir reinen Bescheid geben, Anne! ich kann nicht mehr."

„Ich, Ole? Glaubst Du, wir passen zusammen? Bin ich nicht zu groß?"

Es war das Entscheidendste, was sie bisher gesagt hatte. Ole sah auf den Steuerbordsriemen und plätscherte ein wenig mit demselben. „Du hast Hans Andersen wohl gesehen, denke ich mir."

„Wen?"

„Sören aus Overdrevet, er kehrte gestern aus Amerika zurück."

„Was sagst Du?" sagte Anne lebhaft und rückte näher an ihn heran, „ist er ein so flotter Bursche? — wie?"

Er blickte Anne scharf an: „Sollen wir uns nach Hause begeben, Anne?"

„Nun ja, Ole!"

Bald standen sie am Strande zwischen den großen Steinen. Sie hätte gern etwas mehr von diesem Amerikaner gehört, als sie aber Ole ansah, der die Hand zum Abschied ausstreckte, schlug sie ihre langen Arme um ihn und küßte ihn: „Ole!"

Dann ging sie. Der Weg durch den Strandwald war der längste, aber das macht nichts. Es war so schön zu gehen und Eile hatte sie nicht. Der Mond schien zwischen den Baumstämmen hindurch auf den kleinen Fußsteg und ihr Gesicht glänzte. Weshalb sie vergnügt war, wußte sie nicht, aber das war auch nicht nöthig. Sie trällerte oder sang ein Lied vor sich hin, so daß die Vögel wach wurden und unruhig zwischen den Baumkronen hin und her flogen.

An der andern Seite des Waldes aber, wo der Steig vom Hauptwege abzweigt, lauschte sie ein wenig der Musik, die aus dem nahen Kruge zu ihr drang. Ein stark röthlicher, staubgefüllter Schein fiel durch die offenen Fenster quer über den Weg.

Jetzt erinnerte sie sich, daß dort Tanz sei. Aber sie tanzte nicht. Sie war zu groß. Es existirte keiner unter „diesen Mannsleuten", der sie herum zu schwingen vermochte. Mit einem mitleidigen Lächeln setzte sie ihren Weg fort, der durch Overdrevet und Kratskoven nach Hause

führte. Aber nur einige Schritte — dann hielt sie wieder an und lauschte. Es war ein Galopp! Nein, eine Polka! Ach nein, nein, auch nicht, aber was war's doch?

Der Kopf begann sich im Takt zu bewegen, die Zunge ging zu einer Melodie über, das Herz hüpfte nach und die trippelnden Füße behaupteten schließlich, daß es ein Galopp, ein wirbelnder, sausender Galopp sei!

Mit einem kurzen willensstarken Stampfen des Fußes setzte sie sich wieder in Bewegung, aber eben so plötzlich hielt sie wieder an. Und bevor sie selbst recht wußte wie, stand sie vor dem Krug und guckte in die Fenster.

Der alte Ole Rögter saß in derselben Fensternische, von wo aus er schon als junger Mann die Harmonika zum Tanze gespielt und aus einer Kreidepfeife bläuliche Wolken in den dunstgeschwängerten Saal gesendet hatte.

Die Knechte hatten den Platz halberwachsenen Burschen überlassen und die Schankstube aufgesucht, wo geschrieen, gezecht und Karten gespielt wurde. In demselben Augenblick ließ sich eine Stimme hinter Anne vernehmen: „O, my little Lady, hat es solche Eile?"

Eine riesige Gestalt, den Hut tief in den Nacken geschoben, stand vor ihr. Sie stutzte. Als sie ihn indessen ein wenig betrachtet hatte, erkannte sie die flache Stirn, die kleinen, tiefliegenden Augen und das dicke, gelbe Haar.

„Bist Du es, Sören?" rief sie bewundernd und blickte ihn von unten bis oben an.

„How? My long Lady Anne! Wie geht es?"

Sie wollte etwas antworten, merkte aber, daß es in der Kehle stecken blieb. Ihre Augen konnten sich nicht von dieser hohen, kräftigen Gestalt losmachen. Und dann nannte er sie Lady, das nahm ihr fast die Sinne.

„Ho! How you, hübsch seid, Lady!" rief er galant aus, und lüftete den Hut wie ein richtiger Gentleman. „Wollen wir einen Tanz machen?"

„Nein, nein! Ich kann durchaus nicht."

„O, little girl! Einen kleinen?"

„Nein, nein! Laß mich!"

„Ho! little girl! little girl!"

Sie stand am Thürpfosten gelehnt, mit den Händen auf dem Rücken. Das Mondlicht fiel direkt auf ihr Gesicht und die kräftigen weißen Zähne glänzten hinter den langen freundlichen Lippen. Das Blut war ihr in den Kopf gestiegen, und jetzt durfte sie ihn nicht anblicken.

Er blieb bei seinem little girl.

„Nein, nein, nein!" rief sie, während sie ihn abwehrte.

Aber er schlang seinen Arm kräftig um ihren Körper und drückte sie fest an sich: „Ho! Lady! einen Englischreel, was?"

Sie machte eine schwache Anstrengung sich loszureißen. Wenn ein anderer von „diesen Mannsleuten" eine solche zärtliche Annäherung gewagt hätte, dann würde sie ihn mit einem Blick angesehen haben,

wie ihn ein Elephant machen dürfte, falls ein Mops um ihn freite; aber hier fühlte sie eine behagliche Empfindung von Schwäche. Es war das erste Mal.

Sie sank zurück in seinen Arm: „Laß mich gehen!“

Aber da stand sie auch schon drinnen im Saal.

Der Tanz hatte wieder ernstlich seinen Anfang genommen. Die „Herren“ hatten den Rock abgeworfen und brannten die Stirn der „Damen“ mit den Cigarren. Der Rauch hatte sich bis zur schwarzen Decke hinaufgelagert, die Lichter flackerten im Winde und der Fußboden zitterte unter den stampfenden Fußtritten.

„Platz für einen Dreimaster, Jungen!“ rief der Amerikaner und setzte alle Segel auf.

„Du hast wohl Ballast, Sören!“

„Platz da, Jungen!“ und dann schlug er mit dem einen Arm um sich.

Anne legte den Kopf zurück und schloß die Augen. Sie flogen von der einen Wand zur andern. Sie schwebte in seinem Arm; er trug sie. Sie fühlte dieses selige Wiegen in der Luft. Es war das erste Mal.

Alles drehte sich mit ihr herum; es sauste vor ihren Ohren und ihr wurde schwindlig. Er hielt so fest. Der Saal bewegte sich, die Musik war tief unter der Erde. Sie flog aufwärts, höher und höher — vermochte nichts zu erkennen, sich nichts zu erinnern, nur den Kopf zurückzuneigen, nur tief in seinem Arm zu ruhen und sich tragen und wiegen zu lassen in einem sausenden, wirbelnden Tanz, jedes Mal fester, dichter, sicherer.

Sie traten zusammen den Heimweg an. Sie hatte es zu vermeiden gesucht, aber er behauptete, daß ihr Weg gerade auch der seinige sei. Anfangs gingen beide an verschiedenen Seiten des Weges und sahen vor sich nieder ohne miteinander zu sprechen, als sie aber ins Buschholz kamen, ging er zu ihr hinüber und legte seinen Arm in den ihrigen, ohne ein Wort zu sagen. Sie suchte sich unbemerkt loszumachen. Da hielt er sie fest, drückte sie dicht an sich und legte seine Wange an die ihrige. Sie fühlte, wie es brannte.

Oben am Himmel stand der Mond mit einem salbungsvollen Lächeln auf seinem vollen bleichen Angesicht. Durch jede Lichtung in den Baumkronen sandte er seinen Segen herab auf den kleinen Fleck und leuchtete dem jungen Paar.

Da aber stellte sich gerade eine große schwarze Wolke so boshaft schleichend ein, und als sie endlich vorübergezogen, war es nur ein weinendes Mädchen um den Hals eines Mannes: „Also sollen wir beide es ja sein, nicht wahr, Sören?“

Jetzt erst sah sie, daß Sören angetrunken war.

Es war Morgen, aber Anne merkte es nicht. Sie saß auf einem Stein am Strande mit dem Kopf in den Händen, und war noch ganz verwirrt. Zuweilen weinte sie, zuweilen sah sie mit einem geistesabwesenden, feierlichen Ausdruck auf's Meer hinaus.

Vormittags begegnete sie Ole beim großen Boot.

„Du hast geweint, Anne“, stammelte er.

Es dauerte etwas lange, bis sie ihn ansehen konnte. Als sie aber Thränen an seinen Backen herabrinnen sah, wandte sie sich rasch um und preßte die Zipfel des Taschentuches in die Augen.

„Anne, ich weiß alles, aber es macht nichts."

„Ole, Ole!" weinte sie und sank an der Seite des Bootes nieder.

Er legte seinen Arm um ihre Schulter und sprach liebend zu ihr: „Kann es jetzt werden, Anne?"

Halb erschrocken, halb verzweifelt sprang sie auf und eilte von dannen. Heulend und die Hände ringend ging sie am Strande auf und nieder, und kehrte schließlich nach dem Walde zurück. Dort lag Sören noch unter dem Baume und schlief in langen, festen Athemzügen. Der Mund stand halb offen, die Zunge war trocken und die Nase so verstopft, daß es fast die Ohren schmerzte, sein Schnarchen zu hören.

In der Nacht grünte der Wald, wie er es bestimmt hatte. Aber das kleine friedliche Dorf sah es nicht. Man guckte nur nach der Gerste und dem Hafer, welche ganz kleine grüne Spitzen zeigten. Der Rauch stieg aus den Schornsteinen empor, die Grütze kam auf den Mittagstisch.

Da fuhr es wie ein Blitz durch das Dorf: Sören ist ermordet!

II.

„Die Sache sollte bald mit ihm, dem Jungen, geordnet werden?"

Es war der Vorsitzende des Kirchspielrathes, welcher sprach. Ein kleiner magerer Mann ohne Bart, der niemals den richtigen Platz für seine Hände finden konnte, sondern unablässig mit ihnen im Gesicht, in den Taschen und an den Knöpfen herumarbeitete. Mit ihm, dem Jungen, meinte er Ove, den Sohn der langen Anne, welcher jetzt neun Jahre im Armenhause zugebracht hatte und nunmehr in eine billigere Pflege gegeben werden sollte. Anne hatte inzwischen eine zehnjährige Zuchthausstrafe verbüßt, zu welcher sie „auf Grund mildernder Umstände" verurtheilt worden war.

Der Küster saß dem Vorsitzenden des Kirchspielrathes gerade gegenüber — die lose gefalteten Hände über seinen mächtigen Magen, der groß genug für drei bescheidene kleine Familien gewesen wäre. Seine Backen hingen bis auf die weiße Halsbinde herab, oben auf den Händen befanden sich große Fettkissen mit tiefen Löchern an Stelle der Knöchel — und falls man sich die Mühe hätte geben wollen nachzuzählen, hätte man fünf Kinne finden können, das eine unter dem andern.

Er saß in einem schmierigen weichen Lehnstuhl, der dasselbe wohlgenährte gepolsterte Aussehen hatte — und da es ihm beschwerlich fiel, sich aufzurichten, beantwortete er die erwähnte Bemerkung nur mit jenem langsamen Nicken, dessen Bedeutung der Kirchspielraths-Vorsitzende niemals verstand, vor dem dieser aber stets den größten Respekt hatte.

„He! na, na, so haben Sie gedacht."

Der Küster nickte wieder, langsam und räthselhaft.

„Hm! Hm!" Der Vorsitzende begann mit dem Stuhl zu rücken und sich unterm Kinn zu kratzen. Er mußte die feine Diplomatie des

Küsters bewundern, die indessen für den häufig etwas beschwerlich werden konnte, der kein Wort von derselben verstand. „Was nun daraus werden mag, jedenfalls muß, meine ich, an die Kasse gedacht werden, Mikkelsen!“

Er fühlte sofort, daß er eine Dummheit gesagt hatte, und fuhr verwirrt mit den Händen auf und nieder. Als er wieder das irritirende Orakelnicken sah, überkam ihm eine drückende Empfindung seiner eigenen Bedeutungslosigkeit gegenüber diesem großmächtigen Geschöpf, von der er sich dadurch zu befreien suchte, daß er die Hände ruhig und stolz mit geschäftsmäßiger Kälte auf den Rücken legte: „Als Vorsitzender des Kirchspielrathes, meine ich — der Teufel hole mich — es darf bei Gott nicht zu viel kosten.“

„Gar nichts!“ lächelte der Küster.

„He!“ sagte der Vorsitzende, so dumm wie ein Pferd. „Gar nichts?“

„Nein, gar nichts“, wiederholte der Küster, und sah mit seinen kleinen Augen auf ihn.

Dieser wußte nicht mehr was er sagen sollte. Und in seiner Verzweiflung fuhr er mit den Händen durch die Haare, steckte sie in die Taschen, rasselte mit einer Reibholzdose und drehte einigen Westenknöpfen den Hals um. Dann aber sah er den Kopf des Küsters eine kleine Wendung dem Pfarrhofe zu machen und ein Lächeln sich durch seine dicken Kinne hinaufarbeiten. Jetzt verstand er ihn.

„Ah! Glauben Sie!“ flüsterte er, und rückte näher.

„Nur Geduld, zum Winter vielleicht.“

„Zum Winter erst! Mikkelsen! Woran denken Sie!“

„An das Haferfeld im Vorland des Pfarrhofs, hm!“

„Was sagen Sie! Glauben Sie? flüsterte er wieder, und rückte so nahe, daß die großen Knöpfe des Küsters in Gefahr kamen.

„Der Pastor ist ein Staatsmann“, sagte der Küster.

Und diese Worte sprach der Kirchspielraths-Vorsitzende wiederholt vor sich hin, als er heimging. Niemals konnte man einen bessern Pastor bekommen; stets sei er mild und gut, niemals komme ein böses Wort über seine Lippen — und dann offerire er stets sowohl Kaffee wie Cigarren, wenn man in den Pfarrhof komme, um mit ihm zu sprechen.

Als die Zeit da war, ging der Küster zum Pastor.

Es war einer von diesen schweren feuchten Wintermorgen, welche dem Abend die Hand zur Mittagszeit reichen, an welchen nur der Nebel hellt und die Sonne durch denselben wie ein aufgehender Mond scheint.

In den Gräben und auf den gepflügten Aeckern lag schmutziger Schnee und der Nebel lagerte so dicht auf dem Dorfe, daß man nicht von dem einen Hofe zum andern sehen konnte. Und der leichthörige Nebel brachte zur Kenntniß des Küsters, daß das Mädchen den Küchentisch scheuerte, lange bevor er den Pfarrhof erreichte.

Als er dort ankam, war noch Licht im Studirzimmer; und da die Rouleaux nicht herabgelassen waren, warf er einen Blick hinein.

Die Familie war beim Morgenthee versammelt.

Der Pastor Oestrup zu Söby und Sorvad maß den Fußboden mit den Händen auf dem Rücken. Seine unverheiratete Schwester

Kathinka war tief in die eine Ecke des Sophas gekrochen und sandte ihrer Schwägerin in der andern Ecke eines von jenen kleinen Lächeln zu, die stechen.

Die hübsche Frau Pastorin aber saß mit zusammengekniffenen Lippen über den Tisch gebeugt, um die Thränen zurückzuhalten, und stieß den Theelöffel auf den Boden der Tasse. Ihr Gesicht war bleich und zeigte die ungesunde Fülle, welche häufig dem Grame folgt. Das dunkelblonde Haar fiel glatt vom Scheitel herab und war so wunderbar glatt und fein, daß man Lust fühlte, seine Wange über dasselbe hinstreichen zu lassen.

Die Locken des Fräuleins aber saßen in kleinen spitzen Papilotten vor einer kleinen jugendlichen Morgenmütze mit Vergißmeinnicht und schottischem Band. Und das gesteifte Morgenkleid strotzte von einer Unzahl von großen Hügeln und Gruben, die jedes Mal, wenn sie sich rührte, knirschten.

Im Vorzimmer konnte der Küster die weiche, ruhige Stimme des Pastors hören: „Du darfst nicht vergessen, meine liebe Julie, daß Gott uns oft Vieles schenkt, damit wir lernen Verzicht zu leisten. Du wirst Dich sicher auch erinnern, meine liebe Julie, daß ich von mir selbst die Erfüllung dieser Pflicht fordere — im Großen wie im Kleinen — und wünsche, daß auch andere sie erfüllen."

„Ja, es ist richtig, lieber Rudolf", es war die Stimme des Fräuleins, so scharf wie eine Messersäge. „Aber die liebe Julie will Dich nun einmal nicht verstehen, so wie sie sollte."

Dann wurde es still und der Küster trat ein.

„Guten Morgen, theurer Herr Mikkelsen!" grüßte der Pastor, und hielt seine Hand so lange fest, daß sie schwitzte.

Die Frau setzte ihm still eine Tasse Thee vor und die lange dürre Gestalt des Fräuleins war nahe daran zu platzen, als er fünf Stück Zucker in die Tasse und ein Stück in den Mund nahm. Hätte der Küster gewußt, wie undiplomatisch dieses war, dann hätte er es sicherlich nicht gethan.

Dagegen aber war er vernünftig genug, nicht sofort mit seiner Botschaft herauszurücken. Er sprach von Wind und Wetter, von Schnee und Ostern, und hörte geduldig zu, als der Pastor einen kleinen Abschnitt aus der Zeit der Weltgeschichte vortrug. Auf eine unbegreifliche Weise wußte er nun eine Verbindung zwischen Richard Löwenherz und der langen Anne herzustellen — so fein, daß niemand den Uebergang merkte. Und mit der Ruhe, die das Bewußtsein giebt, im Dienste einer guten Sache zu wirken, schwang er das flammende Schwert der Moral über der Sünderin Haupt, die nun bald zurückerwartet werden konnte.

Fräulein Kathinka seufzte in der Sophaecke und dachte an etwas, das einem verborgenen Harnisch unter den Kleidern glich. Die Frau hatte sich etwas zurückgelehnt und sah gedankenlos in die Ferne — weit bis in die Lampe. Ihr Athemzug ging ruhig, aber schwer und schlummernd, und unter den Augen lagerten leichte Schatten.

Obgleich der Pastor nicht selbst Tabak rauchte, hatte er mit großer Vorsicht eine Pfeife für den Küster gestopft, indem er gewissenhaft jedes kleinste Blatt vom Tisch und Boden auflas. Und indem er mit

nicht geringerer Accurateſſe einen Fidibus aus einer alten Zeitung anfertigte und denſelben ins Ofenfeuer ſteckte, ſagte er: „Sie berühren hier — wunderbar genug — eine Sache, Herr Mikkelſen, mit welcher ich mich gerade ſelbſt in den letzten Tagen ein wenig in Gedanken beſchäftigt habe. Denn hier bei dieſer gefallenen Perſon giebt es ja für mich etwas zu wirken.“

„O, Rudolf! Ich weiß nicht, wie Du es darfſt!“ ſagte das Fräulein mit gekreuzten Armen, und rauſchte mit ihrem ſteifen Kleide, als ob ihr fror.

Der Paſtor hielt inne und blickte feſt auf ſeine Schweſter: „Kleine Kathinka, ich muß. Es wäre wahrlich nicht gut, wenn wir Prediger nicht mit Freuden und Hoffnung an ſolche Thaten gingen.“ Dann ſetzte er ſeinen feierlichen Gang mit gebeugtem Haupt und jenen ernſten, tief denkenden Augen fort.

„Ach, es iſt groß von Dir, Rudolf, aber die Art, nein!“

Der Küſter war im Pfarrhofe bekannt genug, um zu wiſſen, welche Hilfe es ſei, das Fräulein auf ſeiner Seite zu haben. Er faltete die Hände über ſeinen dicken Magen mit einem Seufzer und einem bedenklichen Kopfſchütteln: „Ach nein, Herr Paſtor! Ich muß dem Fräulein leider Recht geben. Worte bei ihr gebrauchen, iſt — rein ausgeſagt — accurat, als ob man eine Gans mit Waſſer begießt.“

„Da pflegen die Worte meines Bruders doch gewiß nicht vergebens zu ſein“, bemerkte das Fräulein ſcharf.

„Nichts iſt wahrer, beſtes Fräulein! Der Paſtor würde da auch der Einzige ſein; aber ſie iſt allzu verſtockt, allzu verſtockt.“

„Das dürfen Sie nicht ſagen, theurer Herr Mikkelſen!“ ſagte der Paſtor mit freundlichem Vorwurf, und machte einen Augenblick Halt, während er den Küſter auf die Schulter klopfte: „Denken Sie daran, mein Lieber! Das Blatt wendet ſich unter unſichtbaren Händen, wie geſchrieben ſteht.“

„Aber es kommt nicht auf einmal“, meinte der Küſter mit Nachdruck.

Der Paſtor verſtand jedoch nicht den Wink, der darin liegen ſollte: „Ich wollte gerade das ſagen — das ſagen, was ich vor der Gemeinde letzten Sonntag erwähnte — daß das Licht der Gnade uns nicht wie ein ſprühender Blitzſtrahl, ſondern in mildem Schein geſendet wird. Und das erlöſende Wort Gottes von oben dringt nicht zu uns im brauſenden Flügelſchlag des Sturmes, ſondern in einem ſtillen Säuſeln des eigenen Geiſtes des Herrn. Und bekommt es nur Zeit unſere Herzen zu befruchten, dann wachſen ſie zum Himmel in ſeiner Gnade Licht. — Ja, theurer Freund, laſſen wir nur den Herrn walten und geben wir ihm nur Zeit, Eingang in ihr Herz zu finden, es zu pflegen und ſeine geſegnete Saat darin zu ſäen, dann wird auch ſie — mit Gottes Hilfe — die Früchte der Ewigkeit ernten. Ja, wie herrlich ſingt nicht Ingemann:

„Geduld! Des Geiſtes Winternacht,
Wird bald der Sommer enden!
Geduld, vertraue Gottes Macht,
Sie wird Erlöſung ſpenden!“

Dann ſetzte er ſeine ſtille Wanderung wieder fort. Das Fräulein wurde über die blühende Sprache des Bruders ſtets gerührt, und

sandte durch Thränen den Küster einen triumphirenden Blick, der besagte: Das stecke bei, mein Freund! Herr Mikkelsen war verdrießlich: der Pastor erging sich stets in Psalmenversen und biblischen Sentenzen. „Meint der Herr Pastor denn auch, daß sie ihn, den Sohn, erziehen kann?“ prüfte er vorsichtig.

„Nein, Herr Mikkelsen! Das ist eine andere Sache. Denn, gleichwie es gilt das stille Gedeihen eines Volkes gegen die unruhigen Zeitströmungen zu schützen, damit diese mit all' ihrer Unruhe und ihrem Zweifel sich über dasselbe ergießen — so gilt es auch das Kindesherz zu umfriedigen, damit nicht die guten Keime zertreten und der Samen eines Unkrautes an deren Stelle gesäet wird. Und hier gilt es dann namentlich, auf den richtigen Weg zu lenken; denn dieses arme Kind — in Sünden geboren — hat schon mit der Muttermilch böse Keime eingesogen.“

„Ja, es ist mit der Flasche groß gezogen, Herr Pastor“, ließ der Küster trocken einfließen.

„Gleichviel, guter Herr Mikkelsen! Hier ist Gefahr im Verzuge.“

„Mir scheint jedoch, Herr Pastor, daß das Verhältniß zwischen Mutter und Kind ein heiliges ist, in welches einzugreifen man sich hüten muß, Herr Pastor!“

„Aber das Verhältniß zwischen dem Kinde und dessen himmlischen Vater ist noch heiliger, theurer Herr Mikkelsen! Und wird das gekränkt, dann ist es das Recht der Gemeinde, ja die traurige, aber nothwendige Pflicht derselben, die Mutter vom Kinde — oder das Kind von der Mutter zu trennen.“

In der Frau kämpfte etwas, und als eine kleine Pause eintrat, sagte sie ruhig aber entschieden: „Die Mutter vom Kinde trennen! Das kann niemand.“

Sie hatte ihre Augen auf den Pastor gerichtet, aber senkte sie jetzt. Denn Fräulein Kathinka wandte sich um und warf ihr erstaunt einen jener süßlichen Blicke zu. Und der Pastor ging und strich ihr mitleidig über die Wangen: „Liebe Julie!“

Sie ist gesegnet! dachte der Küster und trank aus seiner Tasse.

Alsdann setzten sie die Unterredung fort, während die Frau sich wieder über den Tisch lehnte und den Löffel in die Tasse steckte. Sie sah erst auf, als der Pastor auf einmal etwas feuriger wurde.

„Sie dürfen wirklich nicht sagen, guter Herr Mikkelsen, daß derartiges vergebens und ohne Nutzen ist. Er ist ja ein kluger Kopf, hat gute Anlagen, nicht wahr?“

„Glänzende!“ murmelte der Küster.

„In der That“, fuhr der Pastor mit Wärme fort. „In der That! Hier gilt es zu helfen. Und ich kann nicht daran zweifeln, daß es hier in der Gemeinde ein oder zwei christliche Familien giebt, die sich seiner annehmen — selbst ohne Entschädigung.“

„Nein, nein, Herr Pastor! Sie müssen vielmals entschuldigen“, rief jetzt der Küster, sich halb vom Sitze erhebend, „eine solche Gesinnung giebt es in der ganzen Gemeinde nicht, nein, Herr Pastor! die giebt es — rein ausgesagt — seit unsers Herrn Christi Tagen nicht!“

Der Pastor, welcher mit dem Sprechen innegehalten hatte, sah mit dem Schatten eines Lächelns auf den Küster und setzte — etwas rascher als zuvor — seinen Gang auf und ab im Zimmer fort. Und es trat eine lange und tiefe Stille ein.

Der Küster lehnte sich vergnügt in den Stuhl zurück und blies schwere Rauchwolken abwechselnd aus dem rechten und linken Mundwinkel hervor. Die letzte Replik hielt er für wohl angebracht. Jetzt war offenbar ein Anbiß da.

Das fühlte auch die Frau und blickte auf ihren Mann mit bangen, bittenden Augen.

Es geschah nicht, weil Kinder ihr zuwider waren — weit entfernt. Schon als Julie Baden hatte sie die gewöhnliche Aengstlichkeit junger Mädchen Kindern gegenüber, wegen ihrer vielen genirenden Fragen und stets wiederkehrenden flauen Nothwendigkeiten nicht gekannt. Sie hatte eine Kinderstube einem Ballsaal vorgezogen, und es war ihr größtes Vergnügen, wenn sie Erlaubniß bekommen konnte, die kleinen Geschöpfe anzukleiden und sie sanft in die kleinen Betten zu legen. Und wiegen — keine Mutter konnte so zärtlich wiegen als Julie Baden.

Als sie sich verheiratete, spotteten die Freundinnen, daß es nur geschehe, um selbst „Mutter" zu werden. Am Hochzeitstage schenkten sie ihr heimlich — „des Spaßes halber" — eine hübsch gestickte Taufhaube. Und sie blickten einander bedeutungsvoll an, als sie sahen, wie feuerroth sie wurde bei dem Rituale: „Werdet fruchtbar und vermehret Euch!

Aber wie sehr auch die Freundinnen Recht haben mochten, so hatte sie doch auf cand. theol. Adjunkt Rudolf Oestrup — und gerade auf ihn — vom ersten Male an gewartet, als sie sich sahen. Sie hatte in dem bunten Schwarm Acht auf den stillen, etwas verlegenen Mann mit der zierlichen Stimme und dem tiefen, gedankenreichen Blick gelegt.

Und als sie als eine zarte kleine Brünette vergnügt und froh ihrem Gottesmann entgegenflog, mit einem Lächeln um die sanft gekräuselten Lippen, mit einem Busen, geschwollen von freudiger Lebenslust und zitternder Sehnsucht in den großen, dunkeln Gazellenaugen — da war es — wenn man ihren eigenen Worten in einem Briefe an eine auswärtige Freundin Glauben schenken will — „um in die Kraft eines Mannes aufzugehen und sich schwach in derselben zu fühlen; um ihr kleines klopfendes Herz in dem seinigen zu verwahren, um sicher unter seinen schützenden Flügeln zu verweilen und von ihm über die brausenden Ströme des Lebens getragen zu werden, wie die kleinen Singvögel auf dem Rücken des Adlers über das Mittelmeer; um Lächeln um seinen Mund zu küssen und Licht um seine Stirn zu lächeln."

Aber Pastor Oestrup und Lebenslust waren schlecht miteinander zu vereinbaren; daher waren auch seine Grabreden die besten.

Und er war unbeholfen gegenüber der zarten Liebe des jungen weiblichen Blutes. Ihr leises Zittern vernahm er nicht; ihre schüchternen Liebeszeichen verstand er nicht und ihre jubelnde Freude war für ihn nur Lärmen.

Als einziger Sohn im stillen, tristen Heim einer schwachen Mutter war er zum „Alten herangewachsen, der niemals jung gewesen war", wie die Kameraden spotteten. Er hatte in allen seinen Examen Auszeichnungen — aber sein Leben war so still und ruhig dahingeglitten, wie ein Fluß im Sande — ohne Kampf und Wellenschlag, ohne Hinderniß und Anfechtungen irgend welcher Art.

Und als seine junge Gemalin mit Kummer bemerkte, daß er um so schweigsamer ward, je mehr sie schwatzte, schwiegen sie beide.

Dann wurde wieder stiller Friede in seinem Heim und er wurde wieder freundlicher — gleichwie nach einem Unwetter, das vorübergezogen ist. Jetzt sah er mit innerem Wohlbehagen auf seine junge, hübsche Frau, wenn sie ruhig und traulich dem Haushalte vorstand, den Hühnern Futter gab und den Tauben lehrte aus der Hand zu essen.

Aber abends — wenn es zu dämmern begann, wenn das Dunkel aus den Ecken herausschlich und nur der Schein des Ofens klar und breit auf den Teppich fiel — dann saß sie ganz allein mit geschlossenen Augen im großen Lehnstuhl des Wohnzimmers und spielte mit ihren vielen Kleinen. Sie besaß deren von dem Kleinsten in der Wiege bis zum großen starken Knaben, sowohl mit blonden Locken wie schwarzem schlichten Haar, mit großen blauen wie strahlenden braunen Augen. Sie lagen im Stuhl auf den Knieen und sahen zum Fenster hinaus; sie lagen in Haufen ums Feuer und sahen „den Lehrer nach Hause gehen"; sie standen um sie herum und bargen sich in ihrem Schoß; sie lullte sie in ihren Armen ein und legte sie an ihre Brust — und unwillkürlich bewegte sie die Füße des Schaukelschemels, welcher vor ihr stand.

So träumte sie in der Dämmerung eines jeden Abends — seit zwanzig Jahren. Denn die Taufhaube der Freundinnen lag unbenutzt — aber nicht unberührt — in der Schublade. Selbst erhielten sie mehr Kinder, als ihnen lieb war, aber ihr schwanden die Jahre kinderlos dahin, obgleich sie so oft und innerlich um das Mutterglück gebeten hatte — die einzige Hoffnung, die ihr noch geblieben war. Dieses blieb schließlich fast ihr einziges Gebet.

Eines Abends — sie waren damals zehn Jahre verheiratet gewesen — überraschte der Pastor sie im Lehnstuhl, mit den Füßen auf dem Schaukelschemel und ein Wiegenlied summend. Sie ward roth; und als sie sich erhob und ihm entgegenging, konnte er merken, daß sie ihm etwas zu sagen hatte.

Jetzt war es Wirklichkeit geworden. Gott hatte ihre Bitten erhört, alles Vergangene in die Nacht der Vergessenheit geworfen und den Blick gegen einen sonnenklaren Sommertag gewendet, über welchen der kleine Friedensengel, den sie unter ihrem liebenden Herzen trug, sich gleich himmlischem Thau herabsenken und Herzen und Zungen lösen wollte!

So sang es in ihr — und dann brachte sie einen todtgebornen Sohn zur Welt.

Seit zwanzig Jahren war der dämpfende Schleier des Schweigens dichter und dichter zwischen ihnen geworden. Sie hüllte sich in ihn gleichwie in ein Traumgewand, und lebte den ruhigen Schlummer der

Täuschungen. Aber in demselben schimmerte noch die Hoffnung, welche der Gedanke nicht mehr fassen und das Herz doch nicht aufgeben konnte. Sie sprang hervor, stärker und stärker, gleich winkenden Sternen aus einem dunkeln Nachthimmel, wenn das goldenstrahlende Sonnengewölbe zurückweichend hinter dem kalten Erdkörper verschwindet!

„Bist Du krank, liebe Julie?"

Es war die Schwägerin, welche sich flüsternd an ihr Ohr lehnte.

Sie schwieg, um nicht in einen gewaltigen Thränenstrom auszubrechen. Denn es war dieser stolze Muttertraum, der ihre Seele von Jugend an erfüllt und an welchen sie sich fester und fester bis zum Letzten geklammert hatte.

Und sie blickte zum Pastor auf und zitterte vor dem Worte, das unbarmherzig die Hoffnung für ewig vertilgen und ihr den Stempel der Unfruchtbaren aufdrücken würde.

Sie gedachte sich zu erheben und zu sagen: dieses will ich nicht. Aber sie unterließ es. Ein solches Wort war niemals im Pfarrhofe zu Söby gesprochen worden.

III.

Das Armenhaus lag außerhalb Sorvads, an einer einsamen Stelle am Meere. Das Wasser konnte zuweilen so hoch am Strande steigen, daß es über die Thürschwelle zu treten drohte, und stellenweise lag das Seegras — öde und traurig — bis weit hinauf auf den Wiesen. Aber sowohl im Winter wie im Sommer bot der kleine gelbe Platz zwischen dem Hause und dem Strande einen lebhaften Anblick dar, wenn die vielen schmutzigen Armenhauskinder sich im Sande herumwälzten. Er hing in ihren Haaren, lag in den Falten unter den Augen und saß in festen kleinen Kuchen um ihren Mund, als ob sie buchstäblich von diesem Material lebten.

Die verlassenen kleinen Geschöpfe schienen den Mangel einer edleren Geburt nicht zu fühlen; ihre Augen strahlten vor Lust, die Wangen strotzten von zu vielen Kartoffeln, und das Vergnügen, welches der liebe Sand ihnen bereitete, ließ sie die rothen und blauen Flecke vergessen, welche sich an ihren kleinen Körpern zeigten. Denn Sisse war eine energische Erzieherin, und während des Jubels auf dem Sandplatze konnte man stets das verzweifelte Schreien eines Unglücklichen hören, der drinnen im Hause Prügel empfing.

Die kleinen Mädchen versammelten sich gern am weitesten vom Wasser. Vom Morgen bis zum Abend saßen sie und spielten mit Muschelschalen, und schmückten mit denselben kleine zierliche Gräber, welche einer aus dem Leben geschiedenen Wasserfliege oder einer verfaulten Krabbe als Ruhestätte dienten. Die Knaben stellten tiefe Kanäle her und wälzten Steine zu großartigen Hafenanlagen vom Strande herauf.

Als daher der Küster Mikkelsen nachmittags zum Armenhause hinaufging, wunderte er sich nicht wenig, den kleinen gelben Platz vollständig leer und still zu finden. Und da er nicht einmal Geschrei aus dem Hause vernahm, glaubte er, daß ein Unglück geschehen sei und

sputete sich so sehr, als seine kleinen dicken Beine zu tragen vermochten. Bald darauf aber drang ein jämmerliches Geheul von drinnen heraus, welches ihn beruhigte.

Und indem er in den kleinen Hofplatz trat, sprang die Thür zum Torfschauer für alle Armenkinder auf, die sich in dichten Massen hinaus und übereinander wälzten und gleich einer Herde schreiender Gänse dem Strande zuliefen.

Ganz allein in dem leeren Schauer stand aber die Alte und schrie und fluchte, während sie mit einem großen Knotenstock auf den Fußboden stieß, bis der Torfstaub in Wolken um ihr stand und das rothe Gesicht ganz blau von der Anstrengung ward.

Der Küster hatte die Vorsteherin des Armenhauses schon in mancher aparten Situation gesehen, aber diese machte ihn sprachlos: „Plagt der Teufel Euch, Sisse? rein ausgesagt!"

„Hei! Er Schulmeister! Ja, komm' er her, der Zuchthausknecht, der —"

„Von wem zum Teufel sprecht Ihr? Sticht der Branntwein Euch im Kopf, Sisse?"

„Hei, er Branntwein! Nein, er Rackerjunge — habe im ganzen Hause nach ihm gesucht — hat sich hier unterm Fußboden vergraben!"

Während sie sprach, blieb sie beim Poltern mit dem Stocke und zeigte nur auf ein durchschnittenes Brett, wo sonst nur der Eingang für die Katze zu dem fußhohen Raum zwischen Erde und Fußboden war.

Der Küster war jedoch nicht dicker, als daß er erstaunen konnte; seine inneren Bewegungen aber brauchten Zeit sich durch die unmäßigen Fleischmassen hindurch zu arbeiten, und er stand lange ganz ruhig.

Satan von Junge, der Junge! dachte er und begann zu locken, zu bitten, zu drohen, zu fluchen und zu schelten, aber kein Laut ließ sich aus der untersten Etage vernehmen. Erst als er ihm den Aufenthalt unhaltbar machte, indem er mit dem Stock unter den Boden stieß, kam der Sünder hervor.

Es war Ove, der Sohn der langen Anne, der künftige Pflegesohn des Pastors.

Es waren die schwarzen, mattleuchtenden Augen Anne's; ihre langen, schweren Augenwimpern und ihr seltsames Stechen im Blicke. Sonst aber war er blondgelockt wie der Vater, und hatte — bis zu dem trotzigen, tiefgespaltenen Kinn und der niedrigen Stirn — dessen breite Gesichtsform, welche etwas Hartes hatte, das diese Augen milderte.

Er hatte seinem unglückseligen Hang nachgegeben, alles ins Wasser zu setzen. Was er in die Hände bekam trug er zum Strande, um seine Lust befriedigt zu sehen, ob es schwimmen könne; und wenn er nichts anderes hatte, begnügte er sich mit seiner Mütze, welche er so lange mit Steinen füllte, bis sie sank. Gewöhnlich aber hatte er eine ganze kleine Flotte von alten Holzschuhen; und während Sisse ihren Mittagsschlaf schlief, hatte er den Kofferdeckel hinuntergeschleppt, um mit demselben „Noth auf See" zu spielen.

„Sieh' hier, kleiner Ove! Willst Du die anziehen?" sagte der Küster freundlich und zeigte ihm ein neues Hosenpaar.

Der Junge blickte ihn lange unentschieden an; als aber der Küster es wiederholte, schlug er seine Augen nieder und beschäftigte sich mit einem Loch in seiner alten Hose — der er sich erinnern konnte, seitdem sie braun mit blauen Flicken war, bis sie nach und nach blau mit braunen Flicken geworden war — die ihm so unzertrennlich von seiner Person zu sein schien, daß man ihm ganz wohl hätte einbilden können, er sei mit derselben geboren. Und nun wollte der Küster, daß er tauschen sollte — tauschen mit einem Paar glänzend feiner dunkelblauer, so weich und leicht, so über alle Maßen neu. Was konnte der Küster damit beabsichtigen?

Und dann nannte der Küster ihn „kleiner Ove". Kleiner Ove! Das war etwas so — ja, er wußte nicht was, sondern begann zu weinen; und da selbst das etwas so ganz Besonderes war, heulte er himmelhoch.

Schlimmer ward es noch bei der Jacke, und als man Stiefeln um seine Füße schnüren wollte, schlug und kratzte er um sich, als ob man ihn mit glühenden Zangen gekniffen hätte. Als aber der Küster — auf ausdrückliches Ersuchen des Fräulein Kathinka — ein Taschentuch in seine Tasche steckte, ergab er sich still und vollständig seinem Schicksale.

So schmerzlich und feierlich verbunden wie ein geputztes Opferlamm nahm er Abschied von jedem seiner Pflegegeschwister Die Finger spreizte er nach allen Seiten aus, die Arme durfte er nicht am Körper halten, und er konnte nicht den Kopf in der neuen Montirung bewegen, die allzu groß war und ganz bis zum Nacken hinaufreichte. Aber jedes Mal, wenn er an sich hinunter sah, begann er zu weinen.

Als er an der Hand des Küsters das Armenhaus verließ, wollte er zurücksehen; aber das gesteifte Halsleinen schnitt ihn in den Hals. Und je weiter er fortkam, desto beklommener wurde der arme verwirrte Junge, der es durchaus nicht fassen konnte, was man in aller Welt mit ihm vorhabe.

Und als der Pastor beim Empfange in der Vorstube die Hand auf seinen Kopf legte mit einem milden, ernsten: „Willkommen, mein Junge! Gott segne Deinen Eingang und Deinen Ausgang aus diesem Hause", und als der Küster dazu ein kräftiges „Amen!" fügte, brachen die Thränen wieder aus den Augenwinkeln hervor.

* * *

Nichts ist so gemüthlich als ein richtiger alter ländlicher Pfarrhof. Dieser war sogar gemüthlicher als die meisten.

Die vier weißen Außenwände sahen stets aus, als ob sie gestern geweißt worden, und oben um die Vorzimmerthür und die Wohnzimmerfenster wuchsen Jasmin und Rosen an Spalieren. Der große geräumige Hofplatz war stets wie reingefegt. Das Gras grünte üppig zwischen den Steinen heraus, hier und da mit gelbem Unkraut vermischt. Aber man sah kein ausgestreutes Stroh, keine Düngerhaufen und umgestürzte Schiebkarren.

Man konnte von Jens Peter sagen, was man wollte, Ordnungssinn hatte er.

Die Zimmer waren niedrig und dunkel, aber groß. Die Decke war von Holz, getragen von schweren Balken; und die dunkle Oelfarbe der Wände stimmte hübsch mit den gelb gewordenen Stahlstichen aus der biblischen Geschichte.

Ehrbare altmodische Mahagonimöbel mit schwarzem Ueberzuge waren so gemüthlich geordnet, daß sie an sich selbst zum Niederlassen einluden. Das Licht durch die dicken dunkelrothen Gardinen schien gedämpft herein und die Farben schlossen milde aneinander. Es war die geschickte Hand und der liebliche Reiz der Hausfrau, die alles darinnen so freundlich und sanft gestaltet hatte.

Im Kirchspiel wurde allerdings spöttisch gesagt: Erst Jens Peter (das war der alte Knecht), dann Kirsten (das alte Mädchen), dann das Fräulein, dann der Pastor — und dann die Frau. Aber in der Wohnstube, im Speisezimmer und in der Küche behauptete doch die Frau ihre Herrschaft, trotz der Versuche der Schwägerin, sich derselben zu bemächtigen.

Das war eigentlich der ursprüngliche Anlaß zu dem irritablen Verhältniß zwischen ihnen und es war einer der schlimmsten Fehler des Fräuleins, daß sie stets kommandiren wollte.

Der Garten aber war Fräulein Kathinka's unbeschränkte Domäne, und über Hans, den Gartenarbeiter, durfte kein anderer etwas zu befehlen haben. Draußen führte sie ihr Regiment — mild und würdig, wie Regenten, die ihre Herrschermacht unangetastet wissen. Und wenn sie mit ihrem ungeheuren Strohhut dastand und mit ihrem kleinen zusammengelegten Sonnenschirm, den sie gleich einem Kommandostab in der Hand hielt, auf Hans zeigte — dann fühlte sie selbst, daß sie imponirend war.

Es war ein richtiger alter ländlicher Pfarrhofgarten von über vier Tonnen Landes, mit großen neuen Anlagen, reich besetzt mit Aurikel-, Rosen-, Levkojen- und Vergißmeinnicht-Beeten. Er hatte dichte, kühle Lindenalleen, hohe, ehrwürdige Pappeln, krumme Buchen und hängende Birken. Es gab ein Durcheinander von Johannisbeeren, Stachelbeeren, Himbeeren, großen gelben Pflaumen, verschiedenartigen Birnen und sauren Kochäpfeln, die zu Tausenden am Baume hingen und verdarben.

Zu ihrer Ehre muß es gesagt werden, daß der Garten in exemplarischer Ordnung gehalten wurde. Jeden Morgen mußte Hans alle Steige vorsichtig harken, so daß die Spur der Vögel in dem scharfen Kies den ganzen Tag erkannt werden konnte. Sie selbst hob jedes welke Blatt, jeden Strohhalm von den Beeten und Anlagen auf, band die Blumen mit hochrothem Wollgarn an die weißen Stöcke und beseitigte mit ihrer kleinen Harke ihre eigenen Fußspuren.

Am meisten aber liebte sie es, daß andere das Arrangement der kleinen Veranda vor der Gartenzimmerthür bewunderten, und es war ihr steter Kummer, daß ein Gang über den Rasen gelassen werden mußte, damit die Flagge gehißt werden konnte. Wenn dieses nur der Pastor selbst thäte, aber dieser war zu „unpraktisch" — wie er sich ausdrückte — zu solcher Thätigkeit und mußte sie das dem Jens Peter, dessen Böte von Holzschuhen ihr ins Herz schnitten, überlassen.

Es war indessen für Fräulein Kathinka ganz unmöglich, sich passiv zu verhalten, selbst an Orten, wo sie nicht das Geringste zu thun hatte. Sie schnob unten in der Küche herum, guckte in alle Kruken und Gefäße und probirte den Inhalt aller. Oben in den Zimmern schlich sie mit dem Staubbesen umher, hauchte auf die Tische und polirte. Es kehrte sich förmlich in ihr um bei dem geringsten Staub; sie entdeckte das feinste Spinnengewebe in der verborgensten Ecke und konnte fast krank über einen auf dem Fußboden liegenden Papierfetzen werden. Daher war es drinnen so blank und rein, so geputzt und gescheuert, als ob es stets Sonntag Morgen sei.

Ove sah auf diese Zimmer mit einem Ausdruck in seinem Gesicht, als ob er direkt vom Himmel gefallen sei. Diese glatten, blanken Schränke und Tische, in welchen man sich selbst sehen konnte, und die großen, glänzenden Spiegel mit einem ganz kleinen Zimmer darin; die Bilder an den Wänden: Christus am Kreuze und in Gethsemane; der breite gestickte Glockenzug; der kleine weiße Mann in der Ecke und die Nippsachen und goldenen Bücher des Schreibtisches — er stand vor dem allen in der stummsten Verwunderung still und verlor sich in der Beschauung jedes einzelnen kleinen Gegenstandes, bis ein scharfes: „Nicht berühren!" von der Erhöhung des Fräuleins ihn weckte, das ihre Augen nicht von ihm und seinen Fingern wandte.

Und dann wurde es still im Pfarrhofe. — ach, so still!

Die Frau und das Fräulein saßen gewöhnlich mit ihrer Handarbeit jede auf ihrer Erhöhung im Wohnzimmer. Die langen, mageren Finger des Fräuleins spielten fieberhaft auf dem Zeuge hin und her, ohne etwas auszurichten. Die Frau aber lehnte sich still und gemächlich in den Stuhl zurück, senkte ihr Nähzeug in den Schoß und sah zum Fenster hinaus — weit, weit in die stumme, bodenlose Ruhe.

Es war so merkwürdig still im ganzen Hause. Sie konnten jedes Mal hören, wenn der Pastor sich in seinem Zimmer jenseits des Vorzimmers — selbst ganz schwach — räusperte; und jedes Mal, wenn das Mädchen unten in der Küche einen Teller in die Reihe stellte, verursachte das beim Fräulein einen kleinen Ruck, und die Frau nahm die Arbeit wieder auf, während das Knirschen der Nadel im Zeuge deutlich in der unendlichen Stille zu vernehmen war.

Ihre Sprache war gedämpft; ihr Gang wurde nicht gehört. Die Thüren wurden behutsam geöffnet und zugemacht, fast ohne daß es bemerkt wurde. Die Mahlzeiten waren still wie ein Altargang; man glaubte kaum, daß zu denselben Porzellan und Glas verwendet wurde, kein Klirren von Hartem gegen Hartes wurde vernommen, alles war sanft und ruhig — selbst der Kettenhund war stumm.

Dieser Unterschied zwischen dem Armenhause, wo alles — bis zum ewig schwatzenden Meere draußen — Geschrei und Lärm war, und dieser besonders friedlichen Ruhe war es, der den größten und feierlichsten Eindruck auf Ove machte, als er erst etwas zur Besinnung gekommen war. Er setzte unwillkürlich seinen Fuß leiser an und schritt ganz still dahin, um sie nicht zu stören. Und jeden Augenblick mußte er innehalten, um nach der Stille zu lauschen.

So saß er in der Dämmerung im Wohnzimmer am Fenster, mit den Knieen auf einem Sammetstuhl und drückte seine heiße Stirn gegen die kalte Scheibe.

Er sah auf den Hof hinaus, wo Dunkelheit und Nebel sich dichter und dichter auf den gegenüberstehenden Viehstall legten. Die gekalkten Wände schienen noch hindurch, und er konnte eben noch die weißen, schnäbelnden Tauben auf dem Strohdache schimmern sehen.

Die einzelnen Laute konnte er indessen scharf unterscheiden. Es waren Jens Peters Besen im Stalle, die Hornstöße der Kühe gegen die Krippen und das Fließen der Milch in den Eimer. Es waren ferner Mannstritte auf dem gefrornen Wege — schwächer und schwächer, bis sie hinstarben; ja, wenn es das Schnattern der Enten unter den Flügeln und das Ticken der Hühnerschnäbel gegen die Steine war, glaubte er es deutlich hören zu können.

Zuweilen schloß er seine Augen und versuchte die Begebenheiten des Tages zu sammeln. Es war also der Pastor; er war so gut gewesen und hatte so liebenswürdig mit ihm gesprochen. Das Fräulein war gewiß nicht so schlimm, als es aussah, und das Mädchen hatte ihm ein großes Stück Weihnachtskuchen gegeben. Aber dann gab es etwas, was er sich nicht erklären konnte. Es war die stille Frau mit den feuchten Augen.

Sie hatte allerdings kein Wort zu ihm gesagt; ihm nicht einmal guten Tag oder Willkommen geboten; sie hatte ihn nur ein einziges Mal übers Haar gestrichen, als sie vorüberging, aber das war so wunderbar gewesen, daß er nicht daran denken konnte, ohne Thränen in die Augen zu bekommen. Er fühlte noch die warme, weiche Hand, die sein Herz so heftig klopfen machte, und doch so mild, so unsäglich mild. Er fühlte, ja, er wußte nicht, was das war; aber es meldete sich wie ein wunderliches Bedürfniß, seinen Kopf dicht, dicht an den ihrigen zu legen.

Es bewegte sich etwas in der Ecke. Ove wandte sich erschrocken um; er hatte geglaubt allein zu sein.

Das Zimmer war dunkel. Aber der Schein aus dem Ofen fiel voll und klar auf die Frau, die ganz zurück in dem großen Lehnsessel saß und ihn anblickte. Als ihre Blicke sich begegneten senkte sie die ihrigen. Und bevor sie es wußte, stand er an ihrer Seite und blickte mit seinen tiefen träumerischen Kinderaugen zu ihr hinauf.

„Weshalb weinst Du?" fragte er leise.

Es kam keine Antwort. Aber sie nahm ihn auf den Schoß, schlug ihre Arme um ihn und drückte seinen Kopf an ihre klopfende Brust. Heiße Thränen und sanfte Küsse fielen bethauend und einschläfernd auf seine Stirn.

Und dort schlief er ein.

IV.

Der Frühling kam und ging ganz unbemerkt und man wartete auf den Sommer bis zum August. Regen an einem Tage, Regen am andern Tage, Regen, Regen jeden Tag.

Es sei der Golfstrom, der seinen Lauf verändert hätte, meinte man.

Der Bauer saß in seiner Stube hinterm Fenster und sah dem Regen zu. Er hatte alles aufgegeben. Es konnte nichts mehr nützen nach dem Winde und dem Almanach zu sehen. Es müsse alles zu Wasser, zu Mißwachs, Hungersnoth, Elend werden, meinte er.

Die Vögel saßen auf den innersten Zweigen und krochen zusammen. Sie hörten auf, sich um die dichtesten Plätze zu streiten. Jetzt schlossen sie nur die Augen vor dem Ganzen und mochten nicht einmal die Federn aufrichten.

Und das Dorf war jämmerlich anzusehen. Ein Brei von Regen, Nebel und Schmutz. Zuweilen lief ein Knecht über die Straße. Das Mädchen eilte mit dem Kleide überm Kopf hinterher und hüpfte vorsichtig von Stein zu Stein, um nicht die Strümpfe zu beschmutzen. Und das trübste Schauspiel von der Welt war, wenn ein Wagen mit kopfhängerischen Pferden und triefenden Regenschirmen sich durch den Weg arbeitete, während der Schmutz bis hoch über die Räder hinaufschlug.

Der Regen aber lachte über alle Verwünschungen, die ihm zu theil wurden. Tag und Nacht spielte er den verzagten Menschen drinnen erheiternde Melodien auf den Fensterscheiben und meinte, sie hätten es damals, als es Frühling war, unterlassen sollen, ihn herabzuwünschen. Und just als sie so dachten, begann er seine Kräfte durch einen Platzregen zu zeigen, der acht Tage dauerte und den letzten Rest des Kalkes von den Wänden nahm.

Es wurde schließlich so entsetzlich, daß die Leute anfingen es interessant zu finden. War es nur Staubregen, dann nannten sie es herrliches Wetter; und kam eine richtig strömende See, dann war der stehende Witz: „Es ist doch ein gesegneter Regen nach der langen Dürre!“

Eines Tages in der Mitte des August aber öffneten die Vögel nachdrücklich die Augen, hüpften vorsichtig zum äußersten Zweig hinaus und guckten sich nach allen Seiten um. Ein einzelner erhob sich ein wenig in die Luft, pfiff so viel von einem Gesange, als er sich noch erinnern konnte und setzte sich dann wieder. Binnen kurzem aber war die ganze Luft ein Jubelchor und die Sonne drang vergnügt durch die Wolken hindurch.

Die Leute sahen einander erstaunt an, als ob sie fragen wollten, was denn das für Narrenstreiche seien. Aber die glühenden Strahlen segten den Himmel so rein und blau, daß keine Wolkenflocke übrig blieb.

Anfangs glaubten auch die Schmetterlinge nicht, daß es richtiger Ernst sei. Als es ihnen aber zwischen den Flügeln heiß wurde, wurden sie ganz wild vor Entzücken, tummelten von Blume zu Blume und stießen gegeneinander, als ob sie es fürchterlich eilig hätten.

Die Bienen blickten sie an und brummten. Trafen diese sie bei einer Blume, dann jagten sie sie fort, denn jene leichtfertigen Geschöpfe liefen ja nur umher, um sich wichtig zu machen und die Speise für die anderen dadurch zu verderben, daß sie alles berochen und es trotzdem stehen ließen, als ob es nicht gut genug sei. Dann sollte ein artiger Hummel, der wußte was es heißt, für die eigene und einer großen Familie Nahrung zu sorgen, den Kohl schlürfen, in den solch' ein Stutzer gespuckt hatte.

Aber der Schmetterling zeigte auf seine Flügel und tanzte auf den Sonnenstrahlen einen Seiltanz auf und nieder.

Gegen Vormittag wurde die Hitze drückend, die Luft ganz still und schwül. Und zur Nachmittagszeit konnte man vor Wärme kaum athmen. Das Hornvieh stand auf dem Felde und brüllte um Barmherzigkeit. Und da es ihnen nicht gelingen wollte, in ihren eigenen Schatten zu kriechen, hoben sie die Schwänze empor und rannten in einem Anfall von Gehirnerweichung wild umher.

Ueber die gelben Aecker hinaus wimmelte es von weißen Arbeitern in höchster Thätigkeit. Die Knechte hatten die Weste abgeworfen und das Hemde stand vor der Brust offen. Der Schweiß perlte auf der gerötheten Stirn, die Augen waren matt und der Durst bildete Krusten auf den Lippen. Es war keine Zeit zu rasten und zu trinken; es galt den Augenblick zu benutzen, um doch einmal das Getreide vom Felde zu bekommen.

Die Mädchen standen auf der Ladung, welche im scharfen Trabe nach Hause gefahren wurde, während die leeren Wagen im Galopp zurückgebracht wurden. Die Pferde niesten und wieherten; die blanken Körper glänzten in der Sonne und schäumten vor dem Bruststück und Sattelgurt.

Großvater hinkte mit dem Kleinsten auf dem Arme hinaus, um nach der Arbeit zu sehen. Großmutter stand im Garten und klatschte bei jedem Fuder in die Hände, das eingebracht wurde.

Ueberall war es eilig, um das Versäumte einzuholen. Selbst der vernünftige Hummel wurde ganz verwirrt von dem Hastwerk und der Schmetterling beeilte sich sogar zu sterben. Alle sollten noch etwas beschicken; vielleicht war die Herrlichkeit bald wieder vorbei; es war ein Leben und eine Bewegung wie am Sonntag Morgen in einer Handelsstadt, bevor die Läden geschlossen werden.

Nur im Pfarrhause war es still. Die Sonne breitete sich gleich einem glühenden Feuer über das Pflaster und die weißen Wände hinauf aus und drängte den Schatten bis unter den Dachvorsprung, wo Tauben und Sperlinge saßen und sich mit den Flügeln Kühlung zufächelten. Der Kettenhund hatte sich in den knappen Schatten seiner Tonne hineingekniffen und bewegte sich gähnend mit derselben. Die Enten waren nach dem Straßenrinnstein gewackelt und die Hühner suchten Kühlung unter den Hollunderbüschen. Es war dort wie ausgestorben.

Im Studirzimmer ging der Pastor seine ruhige Tour mit den Händen auf dem Rücken auf und nieder und erklärte Ove, der in einem Zustande körperlicher und geistiger Auflösung so mit dem Schlafe und der schweren schwülen Hitze kämpfte, daß ihn große Schweißtropfen über die Wangen herabglitten, die Briefe an die Philipper.

Der Pastor stellte sich vor ihn.

„Aber, liebes Kind! Kannst Du denn dieses nicht verstehen lernen", begann er, zum fünften Male dasselbe wiederholend, indem er ihm zwischen jedem Satze — gleichsam um Komma zu setzen — einen leichten Schlag mit dem Knöchel in den Nacken gab. „Kannst Du denn dieses nicht verstehen lernen: Ihr empfanget nicht den Geist einer

Knechtschaft wieder zur Furcht, sondern Ihr empfanget den Geist eines kindlichen Auserwählten, in welchem wir rufen: Abba Vater!"

„Ne — e —", flüsterte der Knabe zum fünften Male, fast verwirrt bis zu Thränen; aber zu lügen war nun einmal seiner Natur zuwider.

Der Pastor zuckte resignirt und wollte just einen sechsten Rundgang beginnen, als an die Thüre geklopft wurde.

Ove richtete sich auf und sah den Einlaßbegehrenden gleich einem sich nach Befreiung sehnenden Gefangenen entgegen. Als aber die Thüre sich dem würdig vernichtenden Blicke des Fräulein Kathinka und dem kleinen blauen Buche öffnete, welches sie in der Hand hielt, sank sein Muth, den die steigende Wärme bis zu einem Minimum geschmolzen hatte, fast bis auf das Negative.

Das Fräulein hatte seine Erziehung im Schreiben und Rechnen übernommen und kam nun, um das „Charakterbuch" für die verflossene Woche vorzuzeigen. Des Pastors Blick glitt immer ernster über dasselbe hin und schließlich richtete derselbe sich strenge auf den zitternden Sünder.

„Was sagst Du dazu, Rudolf?" sagte das Fräulein und schielte scharf nach Ove.

Der Pastor sagte nichts. Zu ihrem großen Verdruß gab er ihr dagegen durch Zeichen zu verstehen, daß er mit dem Knaben allein sein wolle. Sie wäre sonst gern Zeuge des Unwetters gewesen, welches lange auf sich hatte warten lassen und jetzt unzweifelhaft auf die eine oder andere Weise losbrechen mußte.

Inzwischen konnte sie es doch nicht über ihr Herz bringen, sie zu verlassen, bevor sie Ove mit einem Paar schrecklich stechenden Augen und einem unbeschreiblich jubilirenden Lächeln fixirt hatte, was ihn wenn möglich noch mehr entmuthigte.

Der Schritt des Pastors wurde merkwürdig rasch und es sammelten sich Wolken um seine Stirn. Jedes Mal, wenn er am Fenster war, zog Ove den Kopf weg und schloß die Augen; er meinte, beim Wenden müsse es losgehen.

Der Pastor aber drehte sich ruhig nach der gewöhnlichen Seite um und setzte denselben schweigsamen Gang, mit denselben schicksalsschwangeren Wolken hin und zurück in einer peinlichen Unendlichkeit fort.

Ove hatte dieselbe nervöse Empfindung, welche man erhält, wenn man auf den Schuß eines Gewehres oder den Knall einer Sodawasserflasche wartet. Sie kann förmlich qualvoll werden, falls sie lange dauert und Ove war einige Male nahe daran auf den Tisch zu schlagen und zu rufen: Nun, so schlag mich doch!

Endlich hielt der Pastor an.

„Es ist das Beste, Du gehst auf Deine Kammer, Ove!" sagte er und sah nur mit einer vorwurfsvollen Tiefe in seinem Blicke auf ihn. „Aus dem Spazierengehen wird heute nichts. Ich werde Dir dagegen ein Stück Katechismus zum Lernen bis heute Abend aufgeben. Laß mich sehen, zuletzt nahmen wir ja die Hälfte des Heiligen Geistes, nicht wahr?"

Somit erhielt er Gott als Lektion zur Strafe.

Die Thränen pflegten sonst nicht lose bei Ove zu sitzen; als aber der Pastor zu ihm sagte: aus dem Spazierengehen wird heute nichts, konnte er sich des Weinens kaum enthalten. Er verbiß es jedoch auf den Lippen, bis er seine Bücher zusammengepackt hatte und glücklich aus der Thüre war; der Pastor sollte es dann wenigstens nicht sehen.

Alsdann setzte er sich auf die alleroberste Stufe der Bodentreppe und weinte mit dem Kopfe in den Händen und mit dem innigsten Wunsche, daß er todt sei und unter dem großen Pappelbaum im Garten begraben liege, über den der Wind mit einem Tone strich, der ihn ans Meer erinnerte.

Denn es traf sich gerade, daß dieser seltene, sonnige Tag ein Sonnabend war.

Damit nicht die Jugend auf der Straße störend auf das ruhige Wachsthum und das Gleichgewicht des Gemüthes wirkte, welches das stille Leben im Pfarrhofe bei Ove hervorbringen mußte, war es ihm untersagt, ohne Begleitung auszugehen. Aber jeden Nachmittag begleitete er den Pastor auf dessen Spaziertour über die Hügel, während sie das, was sie am Tage vorgenommen hatten, kurz mit kleinen Examinationen durchgingen.

Nur Sonnabends, wenn der Pastor der Predigt wegen allein gehen wollte, begleitete die Pflegemutter Ove.

Durch das Dorf gingen sie still und ernst nebeneinander an der Hand gefaßt. Ihr Gang aber war gleichsam fester als sonst, ihr Blick weniger ruhig und begegnete derselbe dem seinigen, dann drückte sie ihm lächelnd die Hand so fest, daß es ihm schwer ward, den Anstand zu bewahren. Aber außerhalb des Dorfes suchten sie abgelegene Wege, wo niemand sehen konnte, wenn er sie veranlaßte, die Hügel hinunterzulaufen, oder ihr Gelächter zu hören, wenn sie „Blindekuh" spielten, indem sie von der einen Seite des Weges nach der andern tappten und manche Schelmenstreiche machten, um einander in die Nähe eines Grabens zu bringen.

Am liebsten gingen sie längs des Strandes, ganz unten zwischen dem Seegras, wo der Spaß passiren konnte, daß eine Wellenzunge sich über die blanken Stiefeln schlich. Sie lehrte ihn „Topfschlagen", worin sie in der Jugend Meisterin war. Er kannte die Takelage eines jeden Segelschiffes weit hinaus — dieses und manches andere kannte er noch vom Armenhause in Sorvad.

Und oben im Wald gingen sie, wo es am dichtesten war. Auf den verborgensten Fußwegen lauschten sie nach den Vögeln und standen unter den Nestern auf der Lauer, um sie ausfindig zu machen. Sie fand großes Vergnügen daran, von ihnen und von Blumen und Blättern zu erzählen. Er lief umher und suchte ihr Blumen oder war auf der Jagd nach Himbeeren, und sie hatte gewöhnlich einige Pfeffernüsse zum Verweilen auf der Aussichtsbank. Und dann all' die kleinen interessanten Abenteuer mit breiten Gräben, undurchdringlichen Tannenwäldern und schmalen Stegen. Derartiges traf er niemals mit dem Pastor.

Aber er mußte zuweilen stehen bleiben, um aufzusehen und sich darüber zu verwundern, daß es dieselbe bleiche, stille Mutter im Pfarrhofe sei, die hier draußen so frisch und fast jugendlich aussah, als ob sie in diesem Augenblicke wieder zwanzig Jahre zählte.

* * *

Die beiden Schwägerinnen hatten sich nach dem Gartenzimmer begeben, wo es kühler war und sich nicht so viele Fliegen befanden, als auf ihrem gewöhnlichen Platze im Wohnzimmer. Gleichwohl behauptete Fräulein Kathinka jeden Augenblick, daß sie nahe daran sei zu ersticken und blies die Hitze mit einer so überwältigenden Mattigkeit von sich, als ob sie sofort den Geist aufgeben sollte. Aber es schien fast, als ob die Wärme sie sanft gemacht hätte, denn sie war ungewöhnlich mild und hatte sogar ihrer Schwägerin wegen ihres frischen Aussehens Komplimente gemacht.

„Glaubst Du, daß es der Golfstrom ist, kleine Julie?" fragte sie, indem sie das Häkeln aufgab und sich mit ihrem ungeheuren Strohhut zu fächeln begann, der an den Seiten nach Innen gepreßt war und nur ein paar Griffe bedurfte, um einer feinen Dame als Torfkorb dienen zu können. Sie hatte ihn für den Fall bei der Hand, daß sich das Geringste von einer Henne im Garten zeigen sollte.

Es war gewiß zum ersten Male, daß von dieser Seite um die Meinung der Frau gefragt worden war und sie konnte nicht umhin darüber zu lachen, daß es in Anlaß eines so hochwissenschaftlichen Gegenstandes geschah.

„Das kann ich doch nicht glauben, Kathinka!" antwortete sie.

„Ja, wer weiß", sagte das Fräulein matt. Und da sie nicht die Kräfte hatte, um ihre Ansicht weiter zu vertheidigen, wiederholte sie dieses, schwächer und schwächer, während sie sich in einen Schlummer fallen ließ, unter welchem ihr Gesicht den Ausdruck eines weniger intelligenten Nußknackers annahm.

„Wie doch das Wetter eigentlich wohlthuend ist", sagte sie später, so sanft wie eine Sterbende. „Aber ich bin durchaus nicht wohl, es ist meine Leber, verstehst Du wohl. Ich armer kranker schwacher Wicht darf bei einem solchen gesegneten Wetter nicht einmal vergnügt sein, meine Leber kann es durchaus nicht vertragen. Ach, die Leber, die Leber! Dieses unglückselige Erbe meiner Mutter! Nichts darf ich deswegen thun, stets schwebe ich in Angst. Die ist es auch, die mich verhindert hat zu knüpfen, hm! Hätte ich die nicht gehabt, dann, dann hätte ich hier nicht gesessen, Julie!"

Diese letztere Bemerkung wurde in einem besonders geheimnißvollen und zaghaften Tone gesagt und galt einem glattfüßigen Kammerjunker, der einst, vor dreißig Jahren mit ihr auf einem Waldballe getanzt hatte, der aber — das war ihre bescheidene Meinung — den Ball verlassen hatte, weil sie seinen Annäherungen nicht genügend entgegengekommen sei.

Lange saß sie mit verklärtem Gesicht und vertiefte sich mit ihren Gedanken in jene unvergeßliche Ballnacht. Schließlich wies sie dieselben mit einer Art Entsetzen zurück und ergriff wiederum ihr Häkelzeug.

„Was ist es, woran Du nähst, kleine Julie?"

„Es ist ein Hemd", antwortete die Frau, welche während der ganzen Zeit mit einem vergnügten Gesicht gesessen und gearbeitet hatte, als ob es das Leben galt.

„Ein Hemd! Aber mir scheint, Rudolf muß viel größer sein, kleine Julie", sagte das Fräulein und maß den erwähnten Gegenstand mit den Augen.

„Es ist auch für Ove."

„Na — ah!" rief das Fräulein anscheinend erstaunt. „Das hätte ich mir schon denken können. Dem Jungen wird es wohl an nichts fehlen; aber Rudolf's Zeug, Gott weiß wie das aussieht."

Es hätten bei dieser Gelegenheit noch verschiedene andere Dinge erwähnt werden können, aber es war allzu warm und sie setzte sich wieder zum Schlummern zurück.

Die Frau Pastorin blieb beim Nähen. Ab und zu nahm sie ihr Taschentuch, welches auf der Fensterbank lag und trocknete die Stirn. Und inzwischen konnte es auch wohl einmal passiren, daß sie ihr Nähzeug in den Schoß legte und zum Fenster hinaus sah; aber da war der Blick entschiedener und lebhafter, als in alten Tagen und es ruhte zuweilen, wenn sie so in Gedanken saß, ein eigener lebensglücklicher Schein auf ihrem Gesicht.

Fräulein Kathinka bemerkte aber, daß ihre Schwägerin ungeheuer unruhig war und daß sie jeden Augenblick ungeduldig nach der Uhr auf der Schatulle sah. Und als die Frau schließlich plötzlich ihre Sachen zusammenpackte und hinausging — lange, lange vor der Zeit — um den Umhang anzulegen, da war es gerade, als Fräulein Kathinka ihren schicksalsschweren Besuch beim Pastor ablegte.

Als aber die Frau zurückkehrte, saß sie wie zuvor auf ihrem Stuhl, die kleine spitze Nase vollständig in das Häckelzeug gesteckt und die Finger in fiebrischer und eiliger Bewegung.

„Mein Gott! Willst Du ausgehen, kleine Julie?" fragte sie und sah auf ihre Schwägerin — wenn möglich noch sanfter als eine Taube — während sie eines ihrer Augen zärtlich an ihr auf und nieder gleiten ließ, als ob sie sagen wollte: wie Du hübsch bist, mein Kind!

„Ja, hätte ich nur Deine Gesundheit", fuhr sie mit einem Seufzer fort. „Aber ich glaube nicht, daß es meiner Leber gut thut, in der Hitze zu spazieren; glaubst Du wohl, kleine Julie?"

„Nein, das kann gerne sein, theure Kathinka!" sagte die Frau ganz gerührt über ihre übertriebene Güte.

„Wohin gedenkst Du zu gehen, kleine Julie?"

„Ich weiß wirklich nicht", antwortete die Frau, mehr aus Furcht, daß Fräulein Kathinka versucht werden könnte, gegen das Wohlbefinden der widerspenstigen Leber zu handeln, als um die Wahrheit zu sagen. Denn in Wirklichkeit hatte sie einen großen Plan entworfen, welchen sie jetzt sich selbst wiederholte und etwas verbesserte, während sie ungeduldig zwischen der Uhr und dem Fenster hin und zurück ging.

Zunächst sollte es über die Felder nach der eiligen Erntearbeit gehen, um Ove vielleicht ein wenig auf einem Getreidewagen anzubringen. Dann hinunter zum Strande und eine versteckte Stelle suchen, wo Ove sich baden konnte, und schließlich mit einer großen Tasche voll Pflaumen in die versteckteſten Wege des Strandwaldes von Söby hinein.

„Mein Gott! Wie du trampelst, Julie!“ rief das Fräulein, nochmals ziemlich milde und ihrer Schwägerin über das Häkelzeug hinweg zulächelnd. „Du hast das Reisefieber, kleine Freundin!“

Die Frau mäßigte ihre Schritte — sie war wirklich zu hart aufgetreten — und stellte sich vor das Fenster, um den reinen blauen und warmen Himmel zu betrachten, der so glänzend schien, als ob er schwitzte.

Gleich darauf wurde leise ein wenig die Thüre geöffnet und durch die enge Oeffnung klemmte Ove sich ins Zimmer und blieb an der Thüre stehen. Er hatte draußen verweilt, bis die Augen trocken waren, als er aber dort seine Mutter in voller Kleidung und ihm seinen kleinen weißen Staatshut mit einem Lächeln entgegenstreckte, das die Sehnsucht bekundete, mit der sie ihn erwartet hatte, da stieg wieder ein Schluchzen vom Weinen in ihm auf.

„Was giebt es, kleiner Ove?“ fragte sie und ging zu ihm.

Als er aber weinend sich ihr anschmiegte und seinen Kopf in ihrem Schoße verbarg, verstand sie ihn. Es ging ein Ruck durch ihren ganzen Körper und sie klopfte ihn — fast heftig — auf die Backe.

„Thu' was Dein Vater Dir gesagt hat, Ove!“ sagte sie entschieden. Und indem sie selbst ihn zur Thüre führte, hielt sie ihn so fest am Arme, daß der arme Junge von einer fürchterlichen Täuschung ergriffen wurde, die ihm tausendmal mehr als alles andere schmerzte. Aber bevor sie die Thüre hinter ihm schloß, nahm sie seinen Kopf zwischen ihre Hände und als sie einen heißen Kuß auf seine Stirne drückte, fühlte er eine Thräne auf sein Augenlid fallen.

Alsdann legte sie still ihren Umhang wieder ab, beschäftigte sich ein wenig mit der Tischdecke, ordnete die Blumen in der Schale und setzte sich schließlich ans Fenster, die Hand unterm Kinn.

„Mein Gott! Hast Du die Kleidung abgelegt?“ rief Fräulein Kathinka erschrocken.

„Ja!“ sagte sie mit Nachdruck und man merkte das Kochen des Blutes in der Stimme.

„Aber, Theure, bei dem herrlichen Wetter! Du bist doch auch ein richtiges Kind, Julie! Man sollte wirklich nicht glauben, daß Du bald vierzig Jahre wirst und daß Du mit einem Manne wie Rudolf zwanzig Jahre verheiratet gewesen bist. Es ist doch merkwürdig, daß sein überlegener Geist Dich nicht mehr gehoben hat. Wann wirst Du aufhören, ein närrisches Kind zu sein? Es wird eine schwere Verantwortung auf Dir ruhen, Julie, falls Du ihn unglücklich machst. Dann lieber laß einen Mann in seinem ehelosen Stande, obgleich — hm — in der Richtung kann ich von einer Verantwortlichkeit mitreden, die vielleicht schwer genug sein kann —“ endete sie leise und seufzend, — gleichsam für sich selbst, mit einer Hindeutung auf jene plattfüßige Erinnerung, die beständig in ihren Träumen als das unglückliche Opfer ihrer Kälte lebte.

Die Frau antwortete nicht. Sie heftete ihre feuchten Augen schmerzlich auf einen Rosenstock im Garten und biß sich in die Nägel. Ihre Wangen waren Blut, die Nasenlöcher bewegten sich auf und nieder und die Brust hob sich so schnell, als ob sie mit einer Kraft kämpfte, welche sie sprengen wollte.

Als aber das Fräulein Kathinka mit einer gewissen Beklommenheit sich von dem drückenden Gedanken an das wehmüthige Junggesellenleben des unglücklichen Kammerjunkers an dem einen oder andern fernen Orte, weit ab von dem Getümmel der Welt, losgerissen hatte, sah sie lange auf ihre Schwägerin und beugte sich alsdann wieder über ihr Häkelzeug mit einem von jenen bekannten schadenfrohen Lächeln.

Als Ove die Thüre zu seiner Dachkammer öffnete, strömte ihm eine glühendheiße Luft wie aus einem geheizten Backofen entgegen und er befürchtete einen Augenblick, lebendig gebraten zu werden. Die Sonne hatte den ganzen Tag durch die Fenster geschienen und die Mücken hingen träge unter der Decke. Ein paar Fliegen flogen von den Sprossen auf, als er eintrat, bereuten es aber offenbar und fielen gerade auf das Gesims nieder, ohne die Flügel zu rühren.

Ove hatte auch noch nicht lange drinnen gesessen, als ihm die Empfindung überkam, daß er gekocht werde und das Fleisch im Begriffe sei von den Beinen abzufallen. Die Luft war ein schwerer, brennender Qualm, der nicht in die Lungen hinab wollte. Seine Hand konnte er nicht lange auf die Fensterbank legen ohne sich zu brennen und die Sonne schnitt in die Augen. Steckte er den Kopf in das laue Wasserfaß, dann erfrischte es wohl einen Augenblick, aber bald darauf brannten die Wangen um so ärger.

Draußen aber sah er die glühende Landschaft mit dem Gewimmel von weißen Männern, weißen Mädchen, gelben Wagenladungen und glänzenden Pferden; von rauschenden Flügeln und singenden Schnabeln, von jubelnden Kindern und lustigen Alten. Und er wußte, daß viel weiter, als sein Auge reichen konnte, über den Wald, ja weit über die Heide hinaus, ganz bis zum Ende der Welt derselbe Jubel in der Luft war. Und er saß dort oben und sollte von Gott in seinem Katechismus lesen.

Als er sich auf den Zehen erhob, konnte er in der Ferne das Armenhaus in Sorvad sehen und hinter demselben — einen schmalen Streifen glimmendes Blau.

Ach, wie er in dem Augenblicke durstig wurde! Und wie er die Sehnsucht nach den frischen, kühlenden Pfützen fühlte, die seine Füße in jenen unvergeßlichen Tagen gewaschen hatten! Ob er wieder dorthin lief? Er würde dann jeden einzelnen der alten kleinen Kameraden umarmen und — wenn es sein müßte — Sisse mitten auf ihren welken Mund, bis hinein in ihre schwarzen Zahnstümpfe küssen. Er würde jeden Stein, jeden Baum und jede Blume grüßen; seine Backe auf den gescheuerten Tisch legen, jeden Stuhl klopfen und sich in sein altes Bett werfen und auf dem Strohlager weinen.

Aber dann erinnerte er sich seiner Mutter und ihres Wortes: thue was Dein Vater Dir gesagt hat, Ove! Und es geschah nur, um ihr nicht zuwider zu handeln, daß er die Rouleaux vor der Versuchung niederließ, sich mit seinem Katechismus an den Tisch schmiedete, einen Finger in jedes Ohr steckte und bei seiner Lektion begann.

Der Pastor machte seine gewöhnliche Abendpromenade über die Hügel, mißmuthig über Ove. Allerdings mußte eingeräumt werden, daß er nach einigen Richtungen hin Fortschritte gemacht hatte; aber

nach den anderen waren einige Bedenken. Kathinka klagte beständig, Jens Peter ebenfalls — über Zerstörungen im Stalle — und dem Mädchen warf er die Teller entzwei; das alles aber leugnete er mit dem höchsten Grade von Verstellung. Der Pastor hatte z. B. selbst genau zweiundfünfzig Pflaumen auf dem großen Baume gezählt; jetzt waren nur dreiunddreißig vorhanden. Und verschiedene andere Dinge gab es, die darauf hindeuteten, daß Anlagen in ihm vorhanden — ererbte Anlagen zu etwas von diesem — diesem Entsetzlichen —

Der Pastor wollte diesen Gedankengang weiter entwickeln, als er aus seiner ruhigen Fassung durch eine Gestalt gerissen wurde, die ihm von der Spitze des Hügels entgegen kam.

War Pastor Oestrup auch nicht gerade ein Held, so ging er doch sowohl Schornsteinfegern wie wandernden Handwerksgesellen mit einem Bibelspruch im Munde dreist unter die Augen. Die Zeichnung aber, welche ihm am rothen Abendhimmel erschien, drängte ihn vollständig gegen die Grabenkante und wäre es nicht der Scham wegen gewesen, dann wäre er umgekehrt und davongelaufen.

Die Gestalt war höher und magerer als er solche jemals gesehen hatte, obgleich sie den umwickelten Kopf etwas neigte. Ein Büschel zusammengebundenes, graumelirtes Haar hing über die gelbliche, gerunzelte Stirn herab. Die Gesichtshaut schnürte Backenknochen und Kinnbacke dicht zusammen und machte den breiten greinenden Mund noch breiter. Aber alle Zähne waren gut erhalten, groß, weiß und glänzend. Der Rock war ein Lappen, um die bloßen Beine gewickelt und durch Bindfaden zusammengehalten. Sie war überhaupt kaum bekleidet, trug aber einen großen Sack auf dem Rücken und einen dicken Haselstock in der Hand.

Der Pastor sagte indessen „Gottes Frieden", als sie sich begegneten. Und das hielt sie an.

„Seid Ihr nicht der Söbypastor, mit Erlaubniß?" Die Stimme war belegt.

„Hm! Ja, ist das nicht Anne Bodilsdatter?"

„Ebenso gewiß, Herr Pastor!"

Es trat sofort eine drückende Pause ein, in welcher jeder von ihnen wartete, daß der andere reden sollte und in der es beiden verdroß, nicht ihres Weges gegangen zu sein.

„Ich hatte einen kleinen Jungen, ich", begann dann Anne. „Es ist nicht, weil ich mich daran kehre, andere mögen lieber die Last haben. Aber einer will doch immer gerne wissen, was einer zugenommen hat."

Es kam dem Pastor so unvorbereitet und er wurde durch die unerwartete Art und Weise, wie sie die Sache anfaßte, zugleich so verwirrt, daß er ganz vergaß zu sprechen, obgleich das Schweigen Anne's bedeutete, daß sie es erwartete. Nach langem kam es endlich aus der unrechten Kehle: „Höre, Anne, wollen wir beide nicht ein wenig des Weges zusammengehen?"

Anne räusperte sich, schielte auf ihn herab und greinte: „He, solches sagte auch er, Sören, das erste Mal. Der Weg ging zum Zuchthause!" Und dann fügte sie mit einem Lachen, daß das Gesicht ein einziger Mund ward, hinzu: „Aber auf die Manier meint der Pastor das vielleicht nicht?"

„Mein Weg führt durch das Haus Gottes, Anne!"

„Oho! Dann seid Ihr verirrt, Herr Pastor! Dann müßt Ihr längs des Hofzaunes, über den Heideweg und unten um die neuen Häuser. Wenn Ihr dann immer gerade aus geht, so viel wie eine kleine Pfeife Tabak, dann kommt Herr Pastor nach dem großen weißen Hause."

Der Pastor glaubte mißverstanden zu sein, steckte die Hand unter den Frack und sagte feierlich, aber laut: „Hör', Anne, ich fürchte für Deinen Seelenzustand. Du mußt Dich bekehren."

„Meint Herr Pastor das?"

„Ja. Noch ist es Zeit. Denk an die Räuber am Kreuze. Dadurch, daß Du von jetzt ab ein stilles und ehrbares Seelenleben in Buße und Reue lebst, kann es geschehen. Dadurch, daß Du dem Teufel und allen seinen Thaten entsagst, daß Du Deine bösen, sündigen Lüste bekämpfst, kann es geschehen. Lebe in Gott und er lebt in Dir."

Anne neigte den Kopf und es ging ein bitterer Zug über ihr Gesicht, während der Pastor fortfuhr:

„Fasse Muth, Anne! Wir sind ja alle Sünder, und ich weiß ja von mir selbst, wie ich täglich mit der Versuchung zu Schritten auf dem Wege der Sünde und des Lasters kämpfen muß. Aber wenn man nur das Gute will, dann hat man Gottes Hilfe und dann ist es nicht so schwer. Ja, versuche nur in Jesu Namen, Anne! gegen Deine bösen Lüste zu kämpfen, dann ist es nicht so schwer, wie Du vielleicht meinst. Ich kenne es ja von mir selbst —"

„Ist der Pastor je zehn Jahre im Zuchthause gewesen?" unterbrach Anne ihn, indem sie fortdauernd niederblickte.

Er hob erstaunt den Kopf zu ihr auf, aber sie ersparte ihm die Antwort.

„Es ist nicht bequem, das, hockend im Winkel eines feuchten Loches mit grünem Wasser auf dem Fußboden und an den Wänden so schwarz wie der Teufel selbst, zehn Jahre lang zu sitzen. Und das Schlimmste, wenn einer jung ist, zehn Jahre lang — —. Was hab' ich Euch gethan, sage ich. Was hat er mir gethan, sage ich. Kommt zu mir! Ich will es wieder haben, alles will ich! Für zehn Jahre, sage ich. Für zehn Jahre, Väterchen!"

Zum ersten Male sah der Pastor ihr richtig ins Gesicht. Der Mund bebte in Leidenschaft; in den bleiernen Augen hingen Rausche, durchwachte, zehrende Nächte in den blaugespannten Adern unter ihnen.

Er erschrak. Und einen Augenblick schien es, daß ihm eine Binde von den Augen gerissen ward, um einen ungewöhnlich großen Anblick zu genießen, welcher die Sprache eine Weile gefangen nahm. Aber dann brach es auch heraus aus dem Herzen.

„Anne, Anne! Hör' mich doch, es ist schrecklich!"

Sie hatte sich selbst durch ihre eigenen Worte erschrocken und antwortete nur: „Gewiß, gewiß."

Dann gingen sie eine Weile stumm nebeneinander.

Pastor Oestrup hatte geglaubt im Besitze eines Ueberblickes über das Feld der Seelenhirten zu sein. In des Bekenntnisses hübschen und wohlangelegten Garten Eden war er sozusagen selbst aufgewachsen und hatte zu den treuen Dienern gehört, die ihn von „des Zweifels

buntem Unkraut" rein hielten. Und aus dem hatte er über „die große unfruchtbare Heide der Verleugnung" hinausgeblickt und die schweren Schatten der „dunkeln Wälder der Hystorie" schimmern sehen können. Aber die Wildniß der Verzweiflung hatte sein Leben niemals kennen gelernt.

Die gewohnten Redensarten waren hier entweder nicht anzubringen, oder nutzten nichts. Es war fast, als ob alle Psalmen und Bibelverse seinem Gedächtniß entschwunden seien und er sagte nur: „Amen! Werde wieder gut, Anne."

Die Herzlichkeit, mit der es gesagt wurde, thaute etwas in ihr auf. „Herr Pastor! Was kann ich, geschändet wie ich bin?"

„Suche Deinen Platz unter den anderen hier wieder zu gewinnen, Anne!"

„Sie lassen den Kettenhund auf mich los, Herr Pastor!"

„Hast Du gar keinen Freund mehr, Anne?"

Sie blieb ein wenig stehen, gleichsam um nachzudenken, und setzte dann ihren Weg fort. „Nein, durchaus niemanden."

„Arme! Gar niemanden, der Deine Stütze und Dein Trost sein könnte?"

„Ja, einen, aber er ist von mir genommen."

„Fasse Muth, Anne! Es ist vielleicht gerade geschehen, damit sich alles zum besten wenden soll."

Sie murmelte etwas, während ihr kleiner ausgedorrter Todtenkopf tiefer auf die Brust herabsank.

Aber der Pastor stand still, legte die Hand auf ihre Schulter und blickte sie mit seinen milden Augen an. „Wenn eine Thüre hart zugeschlagen wird, dann springt zuweilen eine andere auf, sagt man. Glaube mir, Anne! Gott hat Dir alle Wege, alle Thüren verschlossen, damit der Weg, die Thür — die Kirchenthür, Anne! — sich Dir öffnen kann, hinter welcher Du erst die Ruhe und den Frieden finden kannst, für welche Du selbst sicherlich Bedürfniß fühlst. Glaub' mir, man lebt glücklicher mit Gottes Gnade, als mit seinem Zorn."

Anne's flache Brust arbeitete schnell und angestrengt. „Ja, ja, ja!"

„Es ist so wunderbar wohlthuend, Frieden zu haben", fuhr der Pastor fort, der nun vollständig seine Fassung wiedergewonnen hatte, „Frieden in seinem Herzen, Frieden in seinen Gedanken, Frieden in seinem Tode. Er kann nicht zu theuer erkauft werden, und dann wird er auch herabgegossen in unsern Schoß aus Gottes gnadenreichen Händen, wenn wir nur die Hand nach ihm ausstrecken, Anne!"

„Leicht genug gesagt, hübsch genug, vielleicht — so zu sterben. Aber Speck und Brod und Bier fließen gewiß nicht in unsern Schoß, wenn wir die Hand nach ihnen ausstrecken, Herr Pastor, und das muß einer gebrauchen, während einer lebt. Wozu so hübsche Worte zu mir sprechen?" sagte sie und stieß verzweifelt mit ihrem Stock in die Erde. „Wozu es dadurch schlimmer für mich häßliches Ungeheuer machen? Nützt nicht für mich, einer muß leben."

„Arme Anne! Du verzweifelst, aber wenn man nur, wie ich sagte, das Gute will, dann kommt auch die Hilfe."

Sie strich sich mit ihrer Knochenhand über die Stirn und seufzte tief: „Na, na, genug davon."

Als sie aber den Pastor eine Bewegung nach der Tasche machen sah, wandte sie ihm das Gesicht mit einem weinerlichen Ausdruck zu und rief in dem jämmerlichsten Tone: „Ach, ich will so gerne das Gute und Schöne und Reelle — und derartiges. Ich will so gerne gerettet werden. Ach! Gott und unser Herr gebe, daß mir geholfen würde."

Der Pastor legte ein Goldstück in ihre Hand mit den Worten: „Gott hört stets ein aufrichtiges Gebet, denk' daran, Anne! Und wenn Du geistig und körperlich meiner Hilfe bedarfst, komm' zu mir. Bete und thue Buße, und vergesse auch nicht die Kirche am Sonntage, den Tage Gottes. Sein Segen sei mit Dir, Anne!"

Sie legte die gefalteten Hände auf die Brust, küßte seine Hand und dankte mit allerlei Geberden. Alsdann verließ sie ihn mit dem Wunsche, daß der Herr ihn segne und sein Haus, seine Familie, seine Verwandten und seine Freunde bis in die spätesten Geschlechter — und ging dann auf einem Seitenwege von dannen.

Hier aber schmunzelte sie: „Ja, Gott in der Kirche, Väterchen!"

Der Pastor folgte ihr vom Hauptwege aus mit den Augen, bis sie hinter einem Hügel verschwand. Beim letzten Schimmer steckte er die Hand hinter den Frack und sagte feierlich aber laut: „Sie ist gerettet!"

So erhebend war diese Zusammenkunft gewesen und so angenehm waren die Gedanken, mit welchen Seine Wohlehrwürden den Heimweg antrat, daß er gar nicht bemerkte, wie dunkel es mit einem Male um ihn ward. Ebensowenig fühlte er den kalten Wind, der plötzlich über die Felder strich und das Korn beugte, oder hörte er das Rauschen im Strandwalde. Als aber ein großer und schwerer Wassertropfen auf seine blanke Stiefelspitze gleich einem zierlichen Stern fiel, sah er auf.

Der ganze Himmel war eine einzige schwarze und drohende Wand, und über den Strandwald zog ein schwerer blauschwarzer Wasserteppich — Schicht unter Schicht — mit bleigrauen Fransen bis ganz herab zu den Baumspitzen. Gleichzeitig vernahm man einen starken Donnerschlag vom Meere her.

Die weißen Feldarbeiter eilten von allen Seiten ins Dorf, und der Pastor konnte berechnen, daß er trocken nach Hause kommen würde, falls er ihrem Beispiel folgte. Er aber rüstete sich mit all' seiner Kaltblütigkeit aus und wies mit Verachtung jeden Gedanken zurück, der mit seiner geistlichen Würde unvereinlich war. Er machte nur längere Schritte und beschleunigte seinen Gang gerade um so viel, daß keiner der Feldarbeiter es Laufen nennen konnte.

Und als er den Frackkragen hochgeschlagen hatte, drückte er den Hut ins Gesicht und steckte die Hände tief in die Tasche, so daß er wie ein Eisenrohr aussah, das sich seiner selbst, seines Standes und seines Schicksals bewußt war.

Wiederum fiel ein Stern auf dieselbe Stiefelspitze, dann einer in die Tasche und bald begannen sie lustige Trommelwirbel auf den Hutdeckel zu schlagen. Große schwere Tropfen — so groß wie Sperlingseier — fielen dichter und dichter mit einem solchen Klatschen auf die Erde, daß der Pastor schließlich seine eigenen Fußtritte nicht hören konnte.

II. Im Park von Schloß Schleißheim vor hundert Jahren.

Nach dem Originalgemälde von J. F. Hennings.

Und mit der — gerade bei solchen Tropfen — eigenthümlichen Schwäche für die enge Passage zwischen Hals und Rockkragen dauerte es nicht lange bis er fühlte, daß sein Halsleinen ganz weich und naß sei und etwas Feuchtes den Rücken herunter lief, während gleichzeitig auch seine Waden und Kniee gegen ein unangenehm feuchtes Etwas stießen, sobald er das Bein bewegte. Als es darauf vom Hutrand in langen schwarzen Tropfen über das Gesicht zu strömen begann und auch die Taschen sich füllten, vernahm er vom Scheitel bis zur Sohle nichts als Wasser, und seine Kleider waren so steif und schwer, daß er sogar seine Schritte verlangsamen mußte.

Jetzt aber begann der Regen erst richtig, so unbändig wild wie nur ein echtes Kind des August-Südwest; mit einem spülenden Lärm, der das dumpfe Donnern, welches unablässig draußen über's Meer rollte, fast übertäubte. Der feine Lehmstaub des Weges wurde ein fettiger, bräunlicher Teig mit großen gelben Pfützen, und die tiefen Wagenspuren wurden lange Kanäle, die bei den plätschernden Strömen jubelten und kochten, bis sie überkochten und ineinander liefen.

Drinnen im Dorfe standen die weißen Feldarbeiter in den Thüren und Thoren und waren ganz entzückt, wenn ein paar Nachzügler über die Gasse eilten. Namentlich waren zwei junge Erntemädchen mit großen Pflanzenblättern überm Kopf Gegenstand stürmischer Heiterkeit seitens der jungen Knechte.

Plötzlich aber, als ein langes schwarzes und triefendes Eisenrohr mit langem gravitätischen Schritt des Weges kam, wurde die Lustigkeit eingestellt. Sein Gesicht war blauweiß und ein ganz kleiner Wasserfall strömte vom Hutrand wie aus einer Tagerinne herab. Die durchnäßten Beinkleider klebten fest an seinen Waden wie glatte Tricots und begleiteten seinen Gang mit einer eigenthümlich klatschenden Musik.

Wo er vorüber kam versteckten die Mädchen sich hinter die Thüre und lachten; die Knechte aber grüßten ihn so boshaft höflich und lächelten: „Guten Abend, Herr Pastor! Es ist doch ein gesegneter Regen nach der langen Dürre!"

V.

Der Waldweg — der Stolz des Städtchens Elleby — führte von der an beiden Seiten mit gepflasterten Trottoirs versehenen Kirchenstraße direkt nach Norden am Sitze des Amtmanns vorüber ins Gehölz. Dort folgte er längere Zeit dem östlichen Ufer des Fjords (Meerbusens) mit ziemlich hohen Hügeln und Buchenwaldungen an beiden Seiten.

Es war ein wunderbarer Fjord.

Er schlich sich in jähen Biegungen zwischen den steilen, lehmigen Uferhöhen so ruhig wie ein Wassergraben dahin. Das Wasser war ganz dunkel und mit den weißen Sonnenflecken zwischen den Lichtungen der Baumspitzen, mit den schwimmenden, welken Blättern und dem herabhängenden Waldkranz glich er mehr einem stillen träumerischen Waldsee.

Das Einzige, was an das Meer erinnerte, waren die schreienden Möven, welche vom Norden heranzogen. Aber die schwüle Waldluft verscheuchte sie und sie kehrten eilig zurück.

So ging es weiter, bis die Bäume Büsche wurden und die Büsche sich weiter und weiter vom Ufer entfernten. Dort aber, wo der Fjord sich zu erweitern begann und die Farbe des Meeres annahm, bog der Weg plötzlich nach Osten ab und in den Boden eines Kessels hinein, der aus drei mächtigen, nackten Heidebergen gebildet war. Der höchste, westlichste war Videnaes. Und von der Spitze des Videnaes sah man gerade hinab, wo der Fjord über ein Steinbett hinüber in das blinkende Meer brauste.

Ueber das Meer sieht man stets weit. Aber selbst längs der gekrümmten Küstenlinie und dem sandigen Strande sah das Auge meilenweit, und die große flache Ebene gen Westen lag ausgebreitet gleich einer Landkarte zu den Füßen.

Geradeaus — freundlich vom Strandwald versteckt — lag Söby mit seiner rothen Kirche und der hochragenden Pappel im Pfarrhofsgarten. Etwas nördlicher Sorvad direkt am Meer. Von dort erstreckten die gestreiften Aecker sich bis zum Waldsaume hinauf und hinter diesen lag das reizende Buschholz zwischen den „neuen Häusern", kleine zerstreut liegende lehmgraue Hütten, bis ganz hinaus zur Söbyheide, mit den vielen schimmernden Pfützen und den scharf geschnittenen Torfgruben.

Hinter dieser kamen wieder andere Felder und andere Dörfer, und so weiter und weiter über Kirchen und Höfe, über Seen und Gebüsche, ferner und ferner, bis nur das Weiße und Ziegelsteinrothe aus den weit, weit wegliegenden Nebelbänken hervorschimmerte.

Wie gesagt, der Waldweg war Elleby's Stolz. Und auf Videnaes wurde selbst der ehrbarste Bürger stimmungsvoll und recitirte Oehlenschläger, die jungen Herren sangen Drachmann und die jungen Damen sahen träumend vor sich hin.

Aber für letztere gab es einen besonderen Fleck, an welchem ihr Auge hing und Bilder von Freud' und Liebesglück schuf. Es war eine kleine zerfallene Fischerhütte, die ganz draußen auf der Spitze einer gelben Sandzunge stand, welche die große unbewohnte Sandwüste nördlich von Sorvad nach Osten ins Meer hinausstreckte.

Ueber diesen schiefen, gekleisterten Wänden und dem geflickten Seegrasdach lag etwas so unbeschreiblich Poetisches ausgebreitet! Die Hütte mit ihrem kleinen Kartoffelgarten, ihren Netzstangen und ihrem kleinen schwarzen Boot sah so bezaubernd malerisch aus, namentlich wenn die Sonne hinter derselben gleich einer Glorie ins Meer sank.

Und wenn sie dann dort oben so schön von diesem Stückchen Armuth träumten, schlugen sie den Takt mit ihren lackirten Stiefeln dazu, während die Seele das Gedicht lallte, welches der städtische Schöngeist diesem glückseligen kleinen Fleck gewidmet hatte und in welchem er auf eine ergreifende Weise einen kecken Fischerhelden mit schwarzen, gekräuselten Locken und „diamantklaren Augen" und dessen Weib mit dem „marmornen Schwanenbusen" besungen hatte.

„Das Feuer" wurde die Hütte genannt, weil sie einsam stand und abends durch die Fenster so weit nach allen Weltgegenden leuchtete.

„Das Blinkfeuer" aber war ein Name, der zuweilen von einigen Küstenbewohnern auf der andern Seite gebraucht wurde, welche bemerkt hatten, daß stets zu gewissen Zeiten des Nachts Licht aus derselben schien, welches nur eine kurze Zeit brannte und ausgethan wurde, um nach einigen Stunden wieder angezündet zu werden.

Es erschien jede Nacht, so unabweichlich bestimmt, daß es ganz wunderlich wurde, und drüben auf der andern Seite hier und da verblümt von Schmuggel und dergleichen gesprochen wurde.

Als aber jener Schöngeist von dem mystischen Schein erfuhr, der über seinen Lieblingsfleck ausgebreitet worden war, nahm seine glühende Phantasie einen solchen Flug, daß er in ganz kurzer Zeit auf eine bewundernswürdige Weise die diamantklaren Augen, den marmornen Schwanenbusen, den Laternenmann der Söbyheide, die Dryaden des Meeres, die Geister der Luft und die Röskilder Domkirche zu siebenundzwanzig „Stimmungen" in Goldschnitt verschmolz, welche dem Publikum zur Weihnachtszeit vorgelegt wurden und seit jener Zeit in keinem Nähschrank der jungen Damen fehlten.

* * *

Die lange Anne kroch aus dem Heudiemen hervor, in welchem sie Schutz gegen den Regen gesucht hatte und fühlte eine eisige Kälte durch ihren ganzen Körper. Sie war eingeschlafen. Ihre Glieder waren steif und es zuckte durch alle Gliedmaßen. Der Regen war durch die dünnen Kleiderlappen gedrungen.

Ihr hatte von der Frage des Pastors geträumt, der ihre Gedanken bis zum letzten Stück Weges beschäftigt hatte: ob sie keinen einzigen Freund mehr habe? Es war ihr damals eine schimmernde Erinnerung gekommen; ihr hatte geträumt, wieder jung und hübsch zu sein und daß sie glücklich mit dem Manne lebe, den sie einst geliebt hatte. Ihr hatte gerade von seiner heißen Umarmung geträumt, als sie dadurch erwachte, daß sie fror und eine Empfindung hatte, als ob sie mit schwerem Eise belegt war.

Es war Nacht geworden, pechschwarze Nacht. Der Gewitterregen hatte aufgehört; aber der Himmel war noch von schwarzen Wolken bedeckt und ab und zu wurde der Schall einer schweren Thräne gehört, die sich dort oben vergessen hatte und auf einen Stein fiel. Alles war still und dunkel. Alles schlief, selbst der Wind hatte sich gelegt.

Dann aber sah sie ein Licht oben im Norden. Es war das Feuer, es „blinkte". Die Uhr war gegen Zwölf. Es fuhr ihr durch's Blut, das Herz begann zu klopfen und sie stierte fortwährend nach dem Licht. Es schien so roth in all' dem Schwarzen.

Ganz langsam bewegte sie sich demselben entgegen, aber jeden Augenblick hielt sie an und blieb in Gedanken stehen, die Augen auf den rothen Schein geheftet, als ob sie schon ganz in die Hütte hineinsehen könnte. Ihr Athemzug wurde schwer und heftig, die Zähne klapperten im Munde — es war beißend kalt.

Plötzlich schlug sie sich ein Stück ihrer Kleidung um den Hals und eilte vorwärts. Es ging über ein feuchtes, schlüpfriges Brachfeld.

Alles war schwarz; sie konnte die Pflugfurchen nicht sehen und jeden Augenblick strauchelte sie.

Aber sie eilte weiter, stets steif auf das Licht blickend und es dauerte nicht lange, bis sie den äußersten Bauernhof von Sorvad passirt hatte und zur großen Einöde gelangte, wo es weder Weg noch Fußpfad, nicht das geringste Buschwerk — nur Sand und Steine gab.

Draußen auf der schmalen Zunge mäßigte sie wieder ihre Schritte und dicht beim Hause bewegte sie den Fuß ganz leise, hielt nach jedem Tritt ein wenig ein und lauschte.

Das Licht drinnen schien matt durch das kleine Fenster auf den feuchten Sand hinaus. Aber sie konnte von drinnen nicht den geringsten Laut vernehmen; nur die kleinen Wellen schoben sich leise am Strande hinauf und rieben die Steine aneinander. — Ihr Herz klopfte einen Augenblick so gewaltig, als ob es ein Loch in ihre Seite schlagen wollte.

Dann schlich sie sich die letzten paar Schritte heran, legte das Gesicht vorsichtig an die Fensterscheibe, beschattet von einer Hand an jeder Seite des Kopfes und sah hinein.

Es war ein dürftiger, niedriger und bepackter Raum, voll von Schatten. Es fand sich dort kaum ein freier Platz, auf welchem man sich umdrehen konnte. Die rohen Lehmwände waren gelb und zerrissen. In der Ecke hingen Netze und eine schmutzige Oelkleidung. Auf dem Fußboden lagen die abgeworfenen Kleider: Hemde, Hosen, Weste und Leinen durcheinander. Auf dem Speisetische unterm Fenster standen die Ueberreste vom Nachtmahl: ein angeschnittenes Roggenbrot, ein Schnapsglas, eine beschädigte Kanne und etwas schwarzes Fett auf einem Teller — nebst einem Paar weißwollenen Socken.

Das Licht kam von einem Küchenleuchter auf einem rothangestrichenen Stuhle mit durchflochtenem Sitz, der am Kopfende eines breiten zweischläfrigen Bettes längs der einen Giebelwand stand.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kampf um den schwarzen Erdtheil.

Von

Ewald Paul.

Ein großer Dichter unserer Tage sagte: „Im neunzehnten Jahrhundert hat der Weiße den Neger zum Menschen gemacht; im zwanzigsten Jahrhundert wird Europa aus Afrika eine Welt machen.“ Mir scheint, als ob diese prophetischen Worte Victor Hugos ihrer Verwirklichung sehr nahe sind. Mindestens weist die großartige Epoche der geographischen Entdeckungen, in der wir leben, die erhöhte Thätigkeit der Europäer in Afrika darauf hin. Von allen Seiten beeifert man sich jetzt, die noch unerforschten Gebiete aufzuschließen — Wissenschaft und Handel reichen sich dabei die Hand; die großen Nationen Europas kämpfen um den Vorrang auf afrikanischem Boden, suchen die mehr oder minder bekannten Gebiete für sich in Besitz zu nehmen. Wenn nun die eifrigen geographischen Forschungen der letzten Jahrzehnte oft nur langsam vorwärts kamen, so lag das meist an natürlichen Hindernissen, die der Erdtheil bot. Den von Norden und Süden nach dem Innern vordringenden Forschern traten zwei große Sandwüsten: die Sahara und die Kalahari entgegen, den von der West- und Ostküste ausgehenden waren das ungesunde Klima der Küstenniederungen, die Feindseligkeit der Eingeborenen und der Mangel an gut schiffbaren Strömen gewichtige Hindernisse. Heute kennt man diese Hemmnisse und betrachtet sie in einem andern Lichte, indem man sich nicht von ihnen abschrecken, vielmehr zu erneutem Vorgehen ermuthigen läßt. Der Geist des Fortschrittes ist über sie gekommen. Was früher als hindernd galt, soll dereinst fördern helfen. Durch die Wüste sollen Schienenwege führen, theils führen sie bereits hindurch. Man will ein Stück Wüste unter Wasser setzen und arbeitet bereits rüstig daran. Die Katarakten und Stromschnellen, welche die große Verkehrsader Mittelafrikas, den Congo, sperrten, werden durch wohlangelegte Verkehrsstraßen umgangen, diejenigen des Niger und Nil harren eines gleichen Ersatzes. Emsig arbeitet man an der Verbreitung

europäischer Kultur in Afrika, das Interesse der Gebildeten aller Nationen wendet sich diesem wunderreichen Lande zu, das in jeder Weise die ihm dargebrachte Theilnahme verdient. Wunderreich wird das Land genannt — in Wirklichkeit das rechte bezeichnende Wort. Afrika ist das Reich der Wunder. Die seltsamsten Menschenrassen finden sich in ihm vereint — es ist der Boden, auf dem die alten Griechen ihre Zaubergestalten wohnen ließen, dorthin versetzten sie das Zwergenvolk der Pygmäen, dessen Vorhandensein lange angezweifelt wurde, heute aber durch Du Chaillu's Entdeckung der zwerghaften Obongo und durch Schweinfurth's nicht weniger kleine Akka bestätigt ist. Ihnen verwandt sind die gelben Hottentotten und deren häßliche Vettern, die Buschmänner, beide auf der Aussterbeliste stehend, alle aber als die zerstreuten Reste einer afrikanischen Urrasse geltend. Im grellen Gegensatz zu ihnen finden wir ebenholzschwarze herkulische Neger, höhergeartete braunschwarze Kaffern und hellbraune Fulbe. Afrika birgt Völker, denen Menschenfleisch als Leckerbissen gilt, die aber auch ekelhaftes Gewürm und selbst Erde als Magenfüllung betrachten. Afrika birgt große Reiche, die, von fürchterlichen Tyrannen regiert, Schauplätze der größten Grausamkeiten, der blutigsten Schlächtereien und der schrecklichsten Sklavenjagden sind, bei denen oft Heere bewaffneter Weiber weit schlimmer denn Männer hausen. An Religionen ist vom Norden der mächtig um sich greifende Mohamedanismus eingedrungen, an anderen Stellen herrscht das durch scheußliche Menschenopfer gekennzeichnete Fetischwesen. Wie sonderbar auch die Menschen Afrikas gestaltet und gefärbt sein mögen, die Thier- und Pflanzenwelt übertrifft sie noch mit ihren Wundern. Wir finden unter den Thieren unförmliche Kolosse: Elefant, Nilpferd und Nashorn, Dickhäuter, die gleichsam einer längstentschwundenen geologischen Epoche angehören, Riesenvögel, die an ein ausgestorbenes Geschlecht erinnern und im Gegensatz zu ihnen die zierlichen hübschen Waidafinken, elegante kleine Bienenfresser und brillante Singvögel, die kleinsten Affengattungen, wie den Galago, ein zierliches Thierchen, das in der Größe etwa unserem Eichhörnchen gleichkommt, und zugleich die stärksten menschenähnlichen Vierhänder, die großen Affen Schimpanse und Gorilla. Afrika ist auch das Land der Krokodile und Schlangen. Seine Pflanzenwelt weist an Riesen den Affenbrotbaum oder Baobab auf, der oft 100 Fuß im Umfange mißt und dessen Laubkrone einen Durchmesser von 100 bis 200 Fuß hat. Ihm stehen die Palmen mit ihren zahlreichen Arten nahe. Beide Bäume sind die Wohlthäter Afrikas und in großen Mengen im Norden wie im Süden, im Osten und Westen anzutreffen. Namentlich ist die Westküste reich an Pflanzen. Der mächtige Vegetationstrieb läßt uns gleichsam das Wachsen sehen. In den dichten Waldungen ringen die Pflanzen um den Boden, spielt der Kampf um das Dasein. Baum drängt sich an Baum. Schlingpflanzen klettern im dichten Gewirr empor. Zwischenein weben sich buntfarbige Blumen. Rohre mit schneidenden Blättern verwehren den Eintritt. An sumpfigen Orten wird ab und zu ein durch sein stelzenähnliches, aus der Erde ragendes Wurzelgestell und seine Aestevertheilung auffallender hoher Padang sichtbar. Zahllose Arten würziger Droguen, prächtiger Farbhölzer und nahrhafter Früchte sind in

den Waldgegenden vereint. Aber auch an Mineralien ist kein Mangel, Diamanten und Gold, aber auch Kupfer und Eisen sind Reichthümer des Wunderlandes.

In dieses vielbegehrte und umworbene Land nun dringen von allen Seiten die Europäer ein und suchen dasselbe ihrem Einfluß zu erschließen. Namentlich zeichnen sich zwei Mächte durch ihr Ringen um die Herrschaft in Afrika aus: Frankreich und England; die eine sich offen zur Fahne der Eroberungspolitik bekennend und dadurch die Aufmerksamkeit der Neider erregend, die andere mehr mit Listen und Ränken in aller Stille vorgehend, beide aber gegenseitige Feinde, augenscheinlich mit größtem Erfolg arbeitend. Mit dem Steigen der Erfolge stieg auch der Neid, wurde der Haß größer und legte man sich immer mehr Hindernisse in den Weg. Aber nicht immer hatte das üble Folgen. Im Gegentheil ermuthigte es zu neuem Vorgehen, zur Ueberwindung aller Schwierigkeiten. So hatte das Vorgehen der Engländer in Aegypten das Gute, die Franzosen, die ebenfalls gern zugegriffen hätten, nun in anderen afrikanischen Gebieten, z. B. in Tunis und den Kongoländern, besser anzuspannen. Sie suchten nun ihr Feld an anderen Orten und ziehen den Kulturpflug rüstig vorwärts. Ueberhaupt hatte sich in Frankreich seit der Besitznahme Algeriens im Jahre 1830 eine Vorliebe für Afrika ausgebildet, die sich zunächst dadurch kennzeichnete, daß man mit dem den Franzosen eigenen Feuereifer und ohne Rücksicht auf den etwaigen Kostenpunkt bemüht war, die schwer errungene Kolonie zur Blüte zu bringen. Die Hindernisse, welche sich den neuen Herren des Landes entgegenstellten, waren nicht geringe. Vor allem hatte man es mit einer fanatischen, mohamedanischen Bevölkerung zu thun und die wollte klug behandelt sein. Die Franzosen gingen auch klug vor, vielleicht sogar zu ängstlich um das Wohl der ihnen und jedem Kulturträger feindlichen Eingeborenen besorgt, hatten aber die Genugthuung, die Behauptung vieler Leute, Algerien sei nur Militärkolonie und werde solche immer bleiben, zu Schanden zu machen. Allerdings ging das nicht so schnell. Die häufigen Unruhen und blutigen Kämpfe ließen den wenig Tiefblickenden glauben, Algerien sei die Kugel, welche Frankreich nachschleppe. Dazu kam noch, daß diese Kolonie, wie alle erst in der Entwickelung befindlichen, sehr kostspielig war und so dachte man von dieser afrikanischen Unternehmung sehr gering. Das Land ging langsam aber sicher auf der Fortschrittsbahn vorwärts, diese langsamen Schritte sah man nur nicht. Jetzt, wo die Erfolge jedem sichtbar zu Tage treten, ist das anders geworden. Anstatt der ehemaligen, ständig von Unruhen geplagten Kolonie, die zu ihrem Schutze einer großen Truppenzahl bedurfte, haben die Franzosen nunmehr ein von friedlichen Leuten bewohntes und gut verwaltetes Land, das in kurzer Zeit die zu seinem Vortheil aufgewendeten Mittel und darüber zurückvergüten wird. Die früher öden Gegenden sind jetzt mit verschiedenem Getreide angebaut, in Mengen, die eine beträchtliche Ausfuhr zulassen. Auch andere Landwirthschaftsprodukte gedeihen in Fülle. Das Land ist mineralreich und der Bergbau tüchtig im Gange. Die Franzosen sehen recht gut die Vorzüge, mit denen die Natur Algerien beschenkte und erleichtern deren Benutzung durch Anlage von geeigneten Verkehrsmitteln, als Eisenbahnen, Telegraphen

und Straßen. Eine unlängst von der französisch-algerischen Regierung verausgabte Broschüre über die öffentlichen Arbeiten in Algerien ist sehr lehrreich. Demnach sind 650 Kilometer Eisenbahn in Gebrauch, 700 in Ausführung und mehr denn 2000 in Aussicht. Wege und Chausseen wurden in 7000 Kilometer Länge hergestellt. Der Telegraph hat 5000 Kilometer Ausdehnung und 216 Stationen. Ein Gebiet von 30,000 Hektaren wurde bewässert und in der Wüste artesische Brunnen gegraben, Leuchtthürme, Brücken, Kanäle, Häfen, ganze Städte und ein halbes Tausend von Europäern bewohnte Dörfer angelegt. Auch das Unterrichtswesen hat große Fortschritte gemacht und das ist für die Zukunft vielversprechend. Nun, ich sollte doch meinen, daß solche Erfolge von kolonisatorischer Begabung zeugen und nicht gerade mit Stillschweigen übergangen werden dürfen. Dennoch wagt man die Sache als nichtig zu behandeln, die Franzosen kolonisationsunfähig zu nennen, was wirklich wunderbar ist und die so Aussagenden als schlecht unterrichtet und urtheilslos erscheinen läßt. Man hat sogar neuerdings bei dem Eingreifen der Franzosen in Tunis Hindernisse jedweder Art in den Weg gelegt und ihnen ihre Absichten erschweren wollen, während man eigentlich Frankreich Dank schuldet dafür, daß es ganz Europa seinerzeit so energisch in Nordafrika vertrat und zum Nutzen der Schiffahrt im Mittelländischen Meere dem Seeräuberunwesen ein Ende machte. Daran denkt aber niemand, nur der Haß und Neid kommen zur Geltung. Ebenso sicher wie in Algier geht Frankreich in Tunis vor, das eine natürliche Ergänzung des ersteren bildet. Es wird aber auch Zeit, daß die Gegensätze zwischen Tunis und Algier, die doch beide von der Natur so innig miteinander verbunden sind, entfernt werden. Lange genug wurde Tunis der Barbarei überlassen, während Algier den Segen der Civilisation genoß. Jetzt werden beide Länder gemeinsam zum Nutzen der ganzen Menschheit den Weg des Fortschrittes wandeln und Zustände, wie solche in dem nur einige Meilen von der tunesischen Küste entfernten „heiligen" Kairuan herrschen, wo noch Sklavenmärkte abgehalten, Menschen als Handelsgüter betrachtet werden dürfen, in Zukunft verschwinden. Dann werden mehrere technische Unternehmungen aus dem bislang wenig beachteten Tunis ein hochwichtiges Land machen. So sind verschiedene Hafenanlagen in Aussicht genommen, deren eine, die von Biserta, besonders beachtenswerth ist. Biserta liegt am Ausflusse eines Kanals, welcher das Meer mit einem großen Binnensee verbindet. Dieser See möchte einer der stärksten und schönsten Mittelmeerhäfen sein, wenn man den etwa zwei englische Meilen breiten Kanal vertiefte. Geringe Arbeit schüfe hier einen Hafen, der das Toulon der afrikanischen Nordküste wäre. Aber noch ein anderes wichtiges Unternehmen ist zu erwähnen. Man will nämlich an der tunesisch-algerischen Südgrenze ein Binnenmeer anlegen und zwar soll das Wasser des Meerbusens von Gabes mittels Durchstechung jener Landenge, die den Meerbusen vom großen Salzsee El Fejej trennt, in das Innere geleitet werden. Dieser See liegt unter dem Meeresspiegel und ihm schließt sich von Osten nach Westen eine Reihe von Seen (Chotts) an, die ebenfalls unter der Meeresfläche liegen sollen. Es wären also zwei große Becken vorhanden, die durch einen kleinen Kanal Verbindung erhielten. Dieser

Kanal würde das Wasser des Mittelländischen Meeres tief in die Wüste leiten und ein großes Oasengebiet dem Verkehr zugänglich machen. Die Stelle des Kameels nähme dann das Schiff ein, das, aus Marseille, Triest oder Genua abfahrend, seine Güter inmitten des Landes, vielleicht in Biskra oder irgendwo ausladen könnte. Der Plan hat viel Beifall und viel Widerspruch gefunden, sicher ist, daß jetzt Kapitän Roudaire, der Erfinder des Projektes, in Gemeinschaft mit Ferdinand Lesseps, dem Schöpfer des Suezkanals, an der Ausführung der großartigen Idee ist. Die Vortheile werden unendliche sein, namentlich wird auch die Nachbarschaft profitiren, außer Algier also das wenig gekannte, viel geschmähte Tripolis. Frankreich hat mit Tunis den kleineren der Syrtischen Meerbusen bekommen, Tripolis besitzt den größeren — beide Syrten sind aber von der Natur dazu bestimmt, die Verbindung mit den bevölkertsten und reichsten Gegenden Afrikas zu vermitteln. Tripolis hat ungefähr einen gleichen Handel mit Tunis, besitzt gleiche Wichtigkeit und ist ebenso verwahrlost. Man hat von mehreren Seiten eine Eisenbahnverbindung zwischen Tripolis und dem innerafrikanischen Tsadsee mit der Zwischenstation Mursuk vorgeschlagen, das setzt aber eine gewisse Kenntniß und Kultur des Landes voraus, Dinge, die erst noch kommen sollen. Es dürfte daher nicht befremden, wenn eines schönen Tages auch Tripolis in die Hände einer europäischen Macht, vielleicht der französischen, fiele. Ein Schaden wäre das nicht, wohl aber eine Kulturerrungenschaft. Tripolis wäre dann der dritte im Bunde Algier — Tunis und so der größte Theil Nordafrikas unter französischer Kultur, zum Segen für Afrika und Europa, für Afrika, das dann immer mehr und leichter europäischen Einwirkungen sich öffnet, für Europa, indem die französische Politik aus falschen europäischen Fährten in den richtigen Weg nach außen lenkte. Vorläufig hat es aber noch sein Bewenden bei Algier und Tunis, das gegenwärtige Eingreifen Frankreichs an anderen Stellen Afrikas und Asiens gestattet jetzt keine weitere Kräftezersplitterung. Inzwischen schwärmen viele für italienische Oberhoheit in Tripolis und Italien schwärmt auch dafür. Ich glaube aber nicht, daß das gut ist und meine immer, die Franzosen seien doch in dieser Hinsicht brauchbarer. Schließlich ist es aber gleichgiltig, welches Volk sich hervorthut, wenn nur die kulturelle Entwickelung des fremden Gebietes vor sich geht. Schon lange mußte es Verwunderung erregen, daß die fruchtbaren Länder der nordafrikanischen Küste, trotz ihrer Nähe an Europa, so wenig bekannt waren, daß man überall wo anders die Civilisation ausbreitete, nur hier nicht, wo es am meisten Noth that, wo man noch im alten abgeschlossenen Zustande der Barbarei lebt. Vor allem muß hier die schädliche Macht des Mohamedanismus gebrochen werden. Er war kein Apostel des Friedens, kein Fürsprecher der Nächstenliebe, der seinen Gott „Allah" nannte. Ein blutiges Schwert war der Pilgerstab dieses Propheten, auf den gestützt er seine Lehren verkündete und erzwang, dabei Haß und Verachtung für Andersgläubige seinen Anhängern einimpfend. Mächtig ist diese Sekte geworden, ein Riesenstrom, der besonders in Afrika, von Norden hereindringend, reißende Fortschritte gemacht hat, der zahllose Länder überschwemmte, tausendfach den Frieden störte und Millionen Feinde ver-

schlang. Der allmächtige Geist des Fortschrittes und der Civilisation hat jetzt den Kampf gegen ihn übernommen und setzt ihn, auf allgemeinen Menschenrechten fußend, fort, nicht eher ruhend, als bis er den Mohamedanismus besiegt oder ihn wenigstens gezwungen, friedfertig mit ihm Hand in Hand zu gehen, wie das heute in Algier der Fall ist. In diesem Sinne gehen die Engländer in Aegypten vor und in diesem Sinne muß auch gegen Marokko vorgegangen werden, dann wäre ganz Nordafrika in europäischen Händen und eine Operationsbasis geschaffen, von der aus die Forscher das übrige Afrika leicht erschließen könnten, da doch der Fanatismus der Eingeborenen nicht mehr in betracht käme und außerdem leicht Anschluß und Hilfe bei den Landsleuten gefunden wäre. In Marokko, das bezüglich seines Handels und Verkehrs fast günstiger liegt als Algerien, mit dem es sonst aber in seiner ganzen Natur übereinstimmt, machen sich die Spanier sehr zu schaffen. Sie wollen das Land unter ihre Herrschaft bringen und haben bereits an seiner Nordküste einige militärische Niederlassungen, wie Ceuta und Melilla. Nun, Marokko liegt ja sehr nahe und günstig für Spanien, aber die Unentschlossenheit des letzteren im Zugreifen läßt befürchten, daß sich das Land nicht die Kraft zur Erhaltung und Förderung einer so großen Kolonie zutraut und das ist wahrscheinlich richtig. Marokko ist unter allen nordafrikanischen Staaten der am strengsten abgeschlossene und übertrifft in dieser Hinsicht noch Tripolis. Nur gewisse Tage des Jahres sind einzelne Häfen für Europa geöffnet. Ausfuhrverbote hemmen den Handel, noch mehr aber thun dies die Bevölkerungsverhältnisse. Araber und Berber hassen sich bitter und liegen in ständiger Fehde untereinander, sind aber einig in ihrem Hasse und Verachtung gegen die wenigen Europäer und zahlreichen Juden des Landes, von denen ab und zu einige ihrem Fanatismus zum Opfer fallen. Räuber hausen im großen Theile des Reiches, so zwar, daß der Kaiser von Marokko sich selbst vor ihnen fürchtet und nicht ohne zahlreiche Bedeckung seine Residenz verläßt. Gesetz und Recht kann niemanden schützen, kurz, die Zustände im Lande sind derart verworren, daß ein baldiges kraftvolles Vorgehen einer europäischen Macht dringend Noth thut. Ob dieses kraftvolle Vorgehen von Spanien zu erwarten ist, weiß ich nicht, mindestens glaube ich nicht daran, da in Spanien ja auch noch mancherorts marokkanische Zustände herrschen und die wollen zuerst beseitigt werden. Anders ist es jetzt in Aegypten, wo die Engländer aus Handelsrücksichten zugegriffen haben. Das ist das Land der Zukunft, der Schlüssel zum Herzen Afrikas. Von hier aus hätte schon lange der obere Nil und Congo, der obere Sambesi und das Gebiet der großen Seen gründlich erforscht werden können, alles das geschah aber nur zum kleinsten Theile, weil man eben mit natürlichen Schwierigkeiten, zuerst mit der Feindseligkeit der Bevölkerung zu kämpfen hatte. Die Sicherheit in Aegypten ist sehr gering, namentlich aber in den mittleren und oberen Provinzen gleich null. Das Geschick vieler Forscher ist eine Bestätigung dafür. Abgesehen von dem Räuberunwesen sind auch die sonstigen Zustände im Lande der schlechtesten Art. Das Beamtenthum ist gründlich verdorben, Erpressungen und Betrügereien sind an der Tagesordnung, Ehrlichkeit ist Sanskrit für den ägyptischen Beamten. Aus-

nahmen sind wenige Europäer, die die höheren Verwaltungsposten, meist in den Sudanprovinzen erhielten, weil man solche den eigenen Leuten nicht anvertraute. Diese Europäer sind aber jetzt meist abgesetzt, weil der Haß der fanatischen Eingeborenen gegen die „Giaurs" (Ungläubigen) wühlte oder sie traten aus diesem und ähnlichen Gründen, die ihnen ihr Amt schwer und ihre guten Absichten unausführbar machten, freiwillig zurück. Es ist ein wahrer Segen für das Land, daß es nunmehr europäische Kultur empfangen soll. Wenn solche auch nur von England kommt, Zustände, wie sie bisher herrschten, werden doch besseren Platz machen. Ueberdem wird dem Forscher der Weg ins Innere geebnet, also der Wissenschaft, und in weiterer Folge der ganzen Menschheit genützt. England strebt ebenso eifrig von Südafrika aus vorwärts. Hier, am uns fernsten Theile Afrikas, unter rohen Eingeborenen, denen ein schöpfendes Urwesen unbekannt ist, hat die Civilisation tief ins Innere hinein Eingang gefunden. Am Kap herrschen Menschenrechte und breiten sich von Jahr zu Jahr mehr aus. Ein mächtiges Gebiet, auf welches der Krieg mit den Zulus und die Entdeckung reicher Gold- und Diamantfelder im Raume zwischen dem Oranjestrom und dem durch seine prächtigen Viktoriafälle berühmt gewordenen Sambesi die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt hat, gehört den Engländern zu eigen, das eine sehr dünne Bevölkerung aufweist, recht wohl aber viele Millionen Menschen ernähren könnte. Die Eingeborenen scheinen sich auch an europäische Bedürfnisse und an Arbeit gewöhnen zu wollen und verspricht somit die Kolonie einen beträchtlich höheren Aufschwung. Man hat gegenwärtig mit der Anlage eines Eisenbahnnetzes (circa 1000 Kilometer in Gebrauch) begonnen und so entwickelt sich das Land zusehends. Entlang der Ostküste schicken nun die Engländer ihre Fühlfäden ins Innere, suchen ihre Macht bis zu dem großen Seengebiet, südlich des Aequators und darüber hin, auszudehnen. Von oben herab, aus Aegypten, arbeitet man ihnen entgegen und so möchte denn der Tag kommen, an dem sich die Engländer, von Norden und Süden ausgehend, im Innern die Hände reichen. Die Hindernisse, welche ihnen die holländischen Boers beim Passiren ihrer Länder in den Weg stellen möchten, werden leicht beseitigt sein. Ueberhaupt ist deren Selbstherrschaft eher ein Aufhalten des Fortschrittes, denn dessen Förderung. Die holländischen Abstammlinge haben ja, es kann das niemand leugnen, begründete Rechte auf südafrikanischen Boden, denn sie waren die Eroberer des Kaplandes, aber diese Rechte wehrt man ihnen auch nicht, nur sollen sie sich der Kultur nicht hartnäckig entgegenstemmen, sondern ruhig Englands Oberhoheit anerkennen, mindestens den Engländern bei deren gemeinnützigen Unternehmungen eher behilflich als hindernd sein. In den rohen holländischen Kolonisten steckt kein Drang zu großen Thaten, kein Unternehmungsgeist. Starr und unbeugsam, dabei oft grausam gegen die Farbigen, vergeuden sie ihre Zeit mit nutzlosen Zwistigkeiten und Blutvergießen, anstatt an die Entwickelung ihres Landes zum Bessern, an Schaffung geordneter Zustände zu denken. Thun das die Holländer in Zukunft nicht, so ist ihr Los entschieden. Jedenfalls läßt sich England durch einen Stein des Anstoßes nicht aus seiner Bahn bringen, sondern wird ihn entfernen und ruhig auf sein Ziel, Afrikas Herz, losgehen. Dabei

kommen ihm Unternehmungen von Osten aus zur Hilfe, zum Beispiel das Projekt einer Eisenbahn zwischen der Sansibarküste und dem Tanganyikasee, sowie eine Eisenbahn zwischen diesem und dem Ukerewesee einerseits und dem Nyassasee andererseits. Im Jahre 1877 ging der Engländer Mackay an die Anlage einer Straße von der Sansibarküste nach Mpwapwa, während der Engländer Mackinnon eine ähnliche Straße etwas weiter südlich, von dem Hafen Dar-es-Salaam über Rufidschi nach dem Nyassasee einrichtete. Außerdem schieben die Engländer jetzt von der Ostküste aus einzelne civilisatorische Stationen, Glieder einer Kette, in das Binnenland vor, wobei auch das kleine, aber rührige Belgien thätigen Antheil nimmt. Schon ist man in Udschidschi am Tanganyika angelangt und trachtet nun weiter zum Quellengebiet des Congo, sich dabei auf die Gegenhilfe von Westen stützend, wo Stanley in belgischem Auftrage Stationen entlang des Congolaufes in das Innere vorschiebt. Auch hier trifft man einst zusammen, vielleicht mit den Belgiern, vielleicht mit den Franzosen, die gleiche Ziele verfolgen. Betrachten wir die Sache näher. Der Congo bildet die große Verkehrsader, die ganz Innerafrika dem Welthandel eröffnet, ist aber erst von Stanley-Pool aus, dann allerdings weit ins Innere hinein schiffbar, während seine Schiffbarkeit von der Mündung bis zu diesem Punkte durch mehrere große Wasserfälle verhindert wird, die zu umgehen Zweck von Stanleys hochbedeutender Handelsstraße war. Man passirt also entlang des Stromes auf einem guten Wege die Kataraкten, berührt zum öftern wohlangebrachte Stationen belgischen Ursprungs und erreicht endlich Stanley-Pool, von wo man ungehindert den Flußweg circa 1000 Kilometer benutzen kann. Etwa am Aequator besitzen die Franzosen ein Küstengebiet, in welches der Ogowaï mündet, ein großer Fluß, der, wenn auch nicht dem Congo ebenbürtig, doch unter Umständen als eine wichtige Ergänzung desselben betrachtet werden kann. Ein französischer Offizier, Savorgnan de Brazza, fuhr nun den Ogowaï stromauf, passirte einige Meilen Landweg und erreichte den Congo unweit des Stanley-Pools, also da, wo der Strom schiffbar wird. Verbindet man also den Ogowaï durch einen Kanal oder, wie andere wollen, eine Eisenbahn, mit einer nahe beim Pool belegenen Station Brazzaville, so können die Franzosen von ihren Küstenfaktoreien am Gaboon und Ogowaï bequem den Congo und auf ihm das innere Afrika erreichen, ohne doch die von der Congomündung zum Pool führende belgische Handelsstraße benutzen zu müssen. Letztere wäre dadurch arg geschädigt, wo nicht gar hinfällig, insofern, als die Franzosen etwa ab Stanley-Pool den Strom aufwärts besetzten, und die Oberherrschaft in Afrika ist doch deren Absicht. Gleicherzeit dehnen sie ihre Macht auch entlang der Küste vom Gaboon abwärts zum Congo aus, wozu Herr de Brazza nicht sowohl Vollmacht, als auch eine großartige Waffenausrüstung vom Kriegsministerium empfangen hat. Mit dieser wird er ein Negerheer ausstatten und sich an dessen Spitze an den Eroberungszug machen. Aber auch aufwärts vom Gaboon streben sie den Engländern entgegen, die sich an den Nigermündungen festzusetzen suchen und auch in ganz Ober-Guinea, von dem sie schon ein gutes Stück ihr eigen nennen, nach und nach und in aller Stille mehr Einfluß erringen. Erst kürzlich haben sie ein

namhaftes Ländergebiet, das sich von Britisch Sherbro bis nahe an die Grenze von Liberia erstreckt, hingenommen. Das abgetretene Gebiet ist ein schmaler Küstenstreifen nebst den davorliegenden Inseln, welcher früher unter der Herrschaft von Negerkönigen stand und sichert England für Nachbarschaft und Binnenland die vollständige Kontrolle, welche sich die Franzosen ebenso schlau nördlich von Sierra Leone zu verschaffen wußten. Ueberhaupt liegt der französische Schwerpunkt außer im Norden auch in Nordwestafrika, nämlich im Senegambien, das sie schon über ein Jahrhundert besitzen und wohin sie ihre besten Kräfte schickten, z. B. den General Faidherbe, ehemaligen Gouverneur der Gegend, welcher für deren Erforschung alles that und Militärposten immer weiter ins Land hineinschickte. Jetzt ist man bereits in das Quellengebiet des Senegal gelangt und will nun zum Niger, wohin eine Eisenbahn projektirt und theilweise auch schon vollendet ist. Es war ein sonderbares Schauspiel für die Afrikaner, als sich das erste Dampfroß in jener Gegend „Gnina" von der Küste in der Richtung nach Medina in Bewegung setzte und die naiven Naturkinder durch das schrille Pfeifen in die Flucht trieb. Lana turki dow, das Dampfschiff auf der Erde nannten sie die Lokomotive. Auf ihre Häuptlinge machte das Ganze einen tiefen Eindruck, sie fühlten, daß es nun mit dem alten Schlendrian vorbei sei und eine neue Zeit anbräche. So ist es. Die Unternehmungen zur Kultivirung dieser Gegenden häufen sich. Expeditionen über Expeditionen werden an den Niger gesandt. Geht eine zu Grunde, so folgt ihr die andere. Aber solches Streben bleibt auch nicht unbelohnt; die Franzosen werden auch hier Früchte ernten, ungeachtet ihnen die Engländer, die, wie ich vorhin erwähnte, von der Nigermündung aufwärts und am Binue, einem großen schiffbaren Zuflusse des ersteren, arbeiten, ihnen Hindernisse in den Wegen zu legen trachten.

Wenn noch zwei Punkte erwähnt werden sollen, auf die die Franzosen ihr Augenmerk richten, so möchte das Madagaskar und Abessynien sein. Madagaskar ist eine große Insel, die in Bezug auf Fruchtbarkeit und Reichthum alle Erwartungen übertrifft. Die Lobderwirthschaft der Howas ist berüchtigt und würde es zu viel Platz weggreifen, wollte ich hier auf eine genaue Schilderung der Zustände eingehen. Ich plaidire für ein möglichst rasches europäisches Eingreifen und freue mich, daß die Franzosen die Initiative ergriffen haben. Friedliche Mittel lassen gar keinen Erfolg hoffen und da mußte eine Agressivpolitik in Scene gesetzt werden, gleichviel ob von England oder Frankreich. Des letztern Anrechte auf die Insel sind jedoch ältere und begründetere. Es sei zu hoffen, daß die jetzigen Plänkeleien dort bald zum Abschluß kommen werden und Madagaskar dann der Kultur offen steht. Gleiches soll auch für Abessynien gewünscht werden, ein Land, das mit Egypten eng verbunden ist, auch von hieraus das Christenthum empfing. Früher ein mächtiges christliches Reich, ist es jetzt durch den Islam und die Einbrüche der wilden, heidnischen Gallasstämme ganz verkommen und bedarf einer Ausbesserung. Frankreich will auch hier Herr werden und stützt sich dabei auf einen günstig gelegenen Hafen Obock an der Meerenge Bab-el-Mandeb, gegenüber Aden, den es im Jahre 1859 erwarb und der

einen guten Anknüpfungspunkt bildet. Die Franzosen sind in Abessynien sehr beliebt, kennen auch das Land durch zahlreiche, dahin gesandte Expeditionen genau und möchten bei energischem Vorgehen leicht ihre Absichten erreichen. Auch Italien macht Ansprüche auf dieses afrikanische Land, hat auch die nördlich von Bab-el-Mandeb belegene Assab-Bai im Besitz und giebt sich alle erdenkliche Mühe zum Ziele zu kommen. Sollten aber die Franzosen in Abessynien festen Fuß fassen, so liegt die Hoffnung nahe, daß von hier aus die sonst schwer erreichbaren Somaliländer erforscht werden, andererseits aber muß man befürchten, daß die Engländer mit den Franzosen an der ägyptischen Grenzscheide zusammenstoßen oder sonst irgend wie die englischen Interessen beeinträchtigt werden möchten. Schließlich muß es aber doch einmal zum Entscheidungskampfe kommen. Die ganzen Vorarbeiten weisen darauf hin. Immer muß aber diese Konkurrenz der Aufschließung des inneren Afrika günstig sein, wo wahrscheinlich auch das Schlachtfeld der Entscheidung liegen wird.

So lang' Dein Aug' ...

So lang' Dein Aug' noch weinen kann
Und beten mag Dein Mund,
So lange, glaub', birgt größres Leid
Als Dein's der Erde Rund.

Wenn erst Dein Auge thränenleer
Und glaubensmüd' Dein Herz,
Dann nenn' ihn Dein, den bittern Ruhm:
Du kennst, Du kennst den Schmerz.

Lied und Leid.

Es ruht in jedem Herzen,
Von Liedern tief ein Schacht,
Die wecket nur des Leides
Vielernste, heil'ge Macht.

So oft durch meine Seele
Ein herbes Leiden zieht,
Erklingen ihre Saiten,
Ertönet leis mein Lied.

Leah Great.

Schiller im Urtheil seiner Zeitgenossen.

Von

Adolf Kohut.

Unter den drei Dichterheroen, welche unserer Literatur den Stempel der Klassizität aufdrückten und unserer Nation die Weihe der Unsterblichkeit verliehen, ist dem deutschen Volke Friedrich Schiller am innigsten ans Herz gewachsen. Wie groß auch die Bewunderung ist, die es für Goethe, den Zeus des Parnasses, dieses größte dichterische Genie der Neuzeit, hegt, und welche Verehrung es auch den Manen Lessings, des gewaltigen Denkers, Kritikers, Dramatikers und Reformators der deutschen Sprache und des deutschen Schau- und Lustspiels, entgegenbringt, so ist doch Schiller sein Liebling par excellence, den es nicht allein auf's höchste bewundert und auf dessen Besitz es überaus stolz ist, sondern auch mit leidenschaftlicher Zuneigung vergöttert. Diese Sympathie wächst von Jahr zu Jahr und der Schillerkultus ist bei allen Parteien und Richtungen ein gleich hehrer. Wenn noch hier und da ein Pfäfflein, welches auf herostratische Berühmtheit spekulirt, oder ein sonstiger Dummkopf an einem Werke oder an dem Charakter des Nationaldichters zu mäkeln wagt, so erhebt sich sofort ein Schrei der Entrüstung überall, wo nur eine deutsche Zunge klingt, und die Dunkelmänner hüben und drüben werden mit vollem Fug und Recht moralisch gebrandmarkt als die Schänder des Ruhmestempels unserer Nation. Diese allgemeine Anerkennung und Liebe für den Heros brach sich aber erst allmählich bei der Mit- und Nachwelt Bahn; denn wenn auch die edelsten und besten der Zeitgenossen sofort dem Genius huldigten, dessen Erstlingswerk, „Die Räuber", schon die Tatze des Löwen verrieth, so fehlte es doch nicht an Tadlern und Gegnern, an Verkleinerern und Spöttern, welche das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen suchten. Wenn schon jedes Hervorragende und Außerordentliche zunächst Widerspruch hervorruft, so entfesselt namentlich das Genie, welches mit der Ueberlieferung bricht und der Erkenntniß ganz neue Bahnen zeigt, die kleinen Geister, die Philister, die Neider und die beschränkten Pedanten; sie alle bilden sofort eine geschlossene Phalanx, um mit vereinten Kräften die glanzvolle Erscheinung zu verdunkeln. Jedoch ist die Wahrheit unsterblich und das Licht der Sonne kann lange Zeit von

Wolken verhüllt werden, aber nicht für immer. Es kommt ein Tag, wo die Strahlen des Himmelsauges das Gewölk durchbrechen und der Planet in seiner ganzen Glorie am Firmament erscheint. So erging es den erleuchtetsten Geistern unserer Nation und so erging es auch Schiller. Der Chorus seiner Kritikaster verstummte im Laufe der Jahre immer mehr und die Opposition schrumpfte schließlich kläglich zusammen. Für alle Zeiten und Jahrhunderte gilt das Wort, welches Wilhelm von Humboldt im Jahre 1803 aus Rom an Schiller ergehen ließ: „Sie sind der glücklichste Mensch, Sie haben das Höchste ergriffen und besitzen die Kraft, es festzuhalten. Es ist Ihre Region geworden. Und nicht genug, daß das gewöhnliche Leben Sie darin nicht stört, so führen Sie aus jenen besseren eine Güte, eine Milde, eine Klarheit und Wärme in dieses hinüber, die unmittelbar ihre Abkunft verrathen ... Für Sie braucht man das Schicksal nur um Leben zu bitten. Die Kraft und Jugend sind Ihnen von selbst gewiß." Kaum anderthalb Jahre hierauf starb der große Dichter, aber „Kraft und Jugend" strömen noch immer aus den Werken Schillers und mit „Kraft und Jugend" beseligen sie uns Epigonen, die wir an dem erlauchten Leben und den glorreichen Schöpfungen des Dichterfürsten uns erfreuen und erheben.

Für den Biographen Schillers, aber auch für alle diejenigen, welche sich für die Stimmungen und Strömungen jener herrlichen Periode unserer klassischen Literatur interessiren, bietet es einen seltenen Reiz, die kritischen Stimmen, welche den großen Dichter vom Anfang seiner Laufbahn bis an sein Lebensende begleiteten, noch einmal zu hören und die Ansichten vieler der Großen wie der Kleinen unter den Zeitgenossen Schillers gegeneinander abzuwägen. Eine solche Monstre-Versammlung von Referenten, Lobrednern und Widersachern, welche vierundzwanzig Jahre hindurch — seit 1781 bis 1805 — bei jeder neuen Leistung Schillers ihr mehr oder weniger begründetes, ihr mehr oder weniger originelles und amüsantes Gutachten abgegeben haben, bildet gleichzeitig einen imposanten Areopag, welcher über die kultur- und literaturgeschichtlichen Großthaten der Zeit Schillers sein Urtheil fällt und zugleich der Gegenwart, welche auf jener ewig denkwürdigen Vergangenheit mit starken Wurzeln basirt, über manche noch unbekannte Punkte der klassischen Literatur-Epoche lehrreiche Aufschlüsse darbietet. Doch nur wenige Fachgelehrte und Forscher hatten bisher Gelegenheit, in den Archiven und Bibliotheken Deutschlands nach den zerstreuten Kritiken und Berichten in den vornehmsten Journalen aus dem vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts Ausgrabungen zu machen, und so hat sich ein deutscher Gelehrter, Julius W. Braun, der außerordentlichen Mühe unterzogen, zu Nutz und Frommen der großen Schillergemeinde das riesenhafte Zeitungsmaterial mit bewunderungswürdigem und hoch anzuerkennendem Fleiße herbeizuschaffen. Seit 1878 arbeitete der genannte Herr an dieser Herkulesaufgabe und nachdem er etwa 22,000 Zeitungsbände durchgesehen und extrahirt hatte, bewältigte er kürzlich — also nach vier Jahren — das staunenswerthe Werk deutschen Fleißes: „Schiller und Goethe im Urtheil seiner Zeitgenossen." Von Julius W. Braun. (Leipzig, Verlag von Bernhard Schlicke, 1872). Bisher ist

bloß das dreibändige Schillerwerk erschienen, das nach denselben Gesichtspunkten bearbeitete Goethebuch — gleichfalls in drei Bänden — ist augenblicklich im Druck und auch dem dritten Dichterheros, Lessing, gedenkt der Autor ein dreibändiges Buch zu widmen. Die Bedeutsamkeit des Braun'schen Unternehmens haben die Vorstände der Staats- und öffentlichen Bibliotheken von Berlin, München, Weimar, Gotha, Stuttgart, Würzburg, Lübeck, Hamburg, Mannheim, Mainz, alsbald erkannt, denn ihren Entgegenkommen hat Julius W. Braun die Vollendung seiner Schrift zu danken, indem sie ihm die einschlägige Literatur, soweit sie in ihrem Besitz war, an die königliche Bibliothek in Berlin sandten, woselbst er alsdann das Material verarbeitete. Braun, geboren am 28. November 1843 zu Eschwege im vormaligen Kurfürstenthum Hessen, hat sich bereits auf dem Gebiete des Dramas mit vielem Glück versucht. Wir besitzen von ihm das Lustspiel in drei Aufzügen: „Ein politischer Verbrecher" (Berlin, 1880) und die Dramen in je fünf Aufzügen: „Der Schullehrer von Closewitz" (Berlin, 1880) und „Wilhelm von Grumbach" (Leipzig, 1881). Seine eigentliche Domäne dürfte das Trauerspiel sein und hoffen wir, auf diesem Felde noch manche werthvolle Gabe von ihm zu erhalten; um die Literatur unseres unsterblichen Schiller hat er sich nicht minder ein hohes Verdienst erworben. Auf Grundlage der sehr schätzenswerthen Materialien nun, welche der Herausgeber zusammengetragen, sei es mir gestattet, ein literargeschichtliches Bild über „Schiller im Urtheil seiner Zeitgenossen" den geschätzten Lesern dieser Zeitschrift zu entrollen.

Ein Medikus ohne Portemonnaie, d. h. ein Regimentsfeldscher beim Grenadier-Regiment Augé in Stuttgart, mit achtzehn Gulden Monatsgage, war Schiller, als er im Sommer 1781, einundzwanzig Jahre alt, „Die Räuber" auf eigene Kosten drucken ließ, und doch erregte diese Tragödie des unbekannten jungen Mannes bei seinen Zeitgenossen ein Aufsehen, wie nur wenige Werke der Weltliteratur. Wie ein elektrischer Schlag berührte das revolutionäre, gedankenreiche, die feurige, wenn auch excentrische Jünglingskraft in jeder Zeile verrathende Werk das deutsche Volk. Ein Herkules mit gigantischen Muskeln, wie Rudolf von Gottschall sagt, erschien urplötzlich auf dem Felde des Dramas, und in allen deutschen Gauen sprach man nur noch von der grandiosen Erscheinung. Und als nun vollends der Intendant des Mannheimer Theaters, Heribert von Dalberg, im Jahre 1782 das Stück, wenn auch von dem Dichter sehr gekürzt und gemildert, auf die Bühne brachte, brach der Sturm los. Der Jugend bemächtigte sich eine unbeschreibliche Aufregung; die Gymnasiasten verschworen sich in die böhmischen Wälder zu gehen und der Despot, Herzog Karl Eugen von Württemberg, der, wie der Leser weiß, den unglücklichen Dichter Chr. Daniel Schubart nach dem Hohen-Asperg schleppen und jahrelang im Kerker schmachten ließ, zitterte vor den kühnen Worten des kühnen Dichters. Schiller erhielt bekanntlich, weil er in Mannheim einer Aufführung seines Stückes beiwohnte, vierzehntägigen Arrest und zugleich den kategorischen Befehl: „niemals mehr weder Komödien noch sonst so was" zu schreiben. Natürlich spiegelte sich diese Aufregung auch in der damaligen deutschen Presse wieder, und neben rückhaltslosem und begeistertem Lobe machte sich die schonungsloseste Ver-

urtheilung des Stückes geltend. Während ein Kritiker im „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben" zu Augsburg, unter den Datum des 28. September 1781, in den Räubern „volle blühende Sprache, Feuer im Ausdruck und Wortfügung, raschen Ideengang, küne fortreisende Fantasie" rühmt und meint: „Haben wir je einen teutschen Shakespear zu erwarten, so ist es dieser", ist der Pater Klein, Mitglied der Gesellschaft Jesu, anderer Meinung. Im ersten Band des „Pfälzischen Museums", Mannheim, vom Jahre 1783—1784 I. Bd. Pag. 225—290, veröffentlichte er eine ellenlange Recension, in welchem er wie der Kapuziner in „Wallenstein's Lager" schimpft was des Zeugs hielt. „Was soll ich", heißt es da u. a., „von der gräßlichen Räuberrotte sagen, die sich hier auf's Theater lagerte, dem Gräuel und Unflate der Menschheit? Ist es möglich, daß dieß bey einer gesitteten Nation geduldet wird? . . . Wer lieber Mistsümpfe als die edlen Grazien sieht, lieber das natürliche Schweinegrunzen als Apolls Leyer hört, der mag die Scene, wie einer der Kerle vom Galgen kömmt, und andere dergleichen selbst nachlesen und seinen Geschmack erquicken." Der Jesuit tadelt alles, die Handlung, die Charaktere, die Sprache und nennt das Stück schließlich „pöbelhaft", „äußerst abscheulich", „alles gute Gefühl empörend", und „die Sitten und die Menschheit schändend". Die Jesuiten hatten von jeher eine feine Nase und sie witterten die Gefahr, welche ihnen durch die von Schiller ausgehende geistige Aufklärung und Freiheit drohte! Aehnlich wie dieser Pfaffe äußerten sich auch seine übrigen weltlichen Feinde. In der „Literatur- und Theaterzeitung", Berlin, vom 23. November 1782, wird dem Dichter u. a.: „Unwahrscheinlichkeit der Handlung, schreyende Beleidigung alles Costüms und nachlässige Schreibart" vorgeworfen. Es wird ihm der liebevolle Rath gegeben, erst die „Teutsche Sprache und das Theater zu Studiren", bevor er Schauspiele schreibe und im „Magazin der Philosophie und schönen Literatur", Leipzig, 1785, im zweiten und dritten Heft, Pag. 149—162, 245—256, findet sich eine Abhandlung „über Schillers Trauerspiel", worin der Verfasser zu beweisen sucht, daß die Tragödien Schillers, namentlich aber die Räuber", die Moralität des Publikums untergrüben und allerlei Laster großzögen. Ueberhaupt zeigte sich auch schon damals eine traurige Gattung der deutschen Publizistik, welche noch jetzt üppig emporwuchert: das Denunziantenthum. Wie die Sophisten einst Sokrates beschuldigten, daß er ein Verderber der Jugend sei, so fielen die damaligen Sophisten über Schiller her, daß er der Tugend von Gymnasiasten und Universitätsstudenten Fallstricke lege. Als in der Gegend von Bayern und Schwaben zu jener Zeit einige unreife Buben sich zusammen thaten, um sich als Räuber einen Namen zu machen, hatten die Denunzianten die Stirne, drucken zu lassen: „die Jünglinge wollten Schillers „Räuber" realisiren", ja, es hätte nicht viel gefehlt, so wäre Schiller sogar an dem Ausbruch eines Krieges zwischen Württemberg und — Graubünden! Schuld gewesen, denn aus Anlaß einer Stelle in den „Räubern", in dem Graubündten „als die hohe Schule der Spitzbuben" bezeichnet war, ließ ein Blatt in Chur einen wüthenden Artikel gegen den „verleumderischen Komödienschreiber" los, und in Graubünden rasselte man gefahrdrohend mit dem Säbel! Ach, und

der Magistrat der Stadt Leipzig war so klug und weise, weil in Leipzig während der Vorstellung der „Räuber" in der Stadt ansehnliche Summen gestohlen wurden, die ferneren Aufführungen des Stückes ein für alle Mal zu verbieten! In Danzig übernahm die Rolle des Magistrats die Censur, indem sie der „Schuch'schen Gesellschaft" das Insceniren des „unruhigen" und „aufrührerischen" Stückes untersagte.

Sicherlich waren vielen Ausstellungen, welche gegen das kraftgenialische, aber auch an zahlreichen Mängeln leidende Bühnenwerk gemacht wurden, berechtigt; je mehr das Genie des Dichters sich klärte und seine Dramen und übrigen Schöpfungen die Schlacken der Anfängerschaft und Unreife abstreiften, um so mehr mehrte sich die Zahl seiner Verehrer, aber ebenso mehrte sich die Armee seiner grundsätzlichen Gegner. Ende Juli 1783 übersiedelte Schiller nach Mannheim und schloß dort mit Dalberg einen Kontrakt, dahin gehend, daß er „Fiesko" und „Kabale und Liebe" dem dortigen Theater überlassen und noch ein drittes Stück schreiben sollte; dafür erhielt er 300 Gulden jährlich und die ganze Einnahme einer Vorstellung von jedem seiner Werke. „Fiesko" wurde am 18. Januar 1784 zum ersten Male in Mannheim aufgeführt. Das die republikanischen Ideen, welche jene Zeit erfüllten, mit Leidenschaft vertretende Trauerspiel gefiel in der Besetzung der Hauptrollen mit Iffland, Beil und Boek ungemein. Auch in Berlin, Hamburg, Pyrmont u. s. w. fand das Stück stürmischen Beifall. Die „Vossische Zeitung", alias „königlich privilegirte berlinische Staats- und Gelehrtenzeitung", schrieb unter dem 11. März 1784, daß nur „Personen, die von seichten französischen Urtheilen angesteckt sind, und den schwarzgalligten Handwerkneid ableugnen können, daß Schiller einer der wenigen theatralischen Genien ist, die wir Teutschen aufzuweisen haben"; damit aber dem jungen Dichter die Bäume nicht in den Himmel wachsen, meint ein anderes Berliner Blatt, „Allgemeine deutsche Bibliothek", 56 Bd., 1. St. Pag. 122—13, am Schlusse seiner Recension über „Fiesko": „Der Verfasser hat gute Talente, aber sie bedürfen der Ausbildung. Abentheuerliche Dinge sind nicht Zeichen von Genie". Also, Schiller zeigte keine Zeichen von Genie? Köstlich! . . . Das bürgerliche Trauerspiel: „Kabale und Liebe", welches 1784 gleichfalls in Mannheim zum ersten Male in Scene ging, wurde ungemein beifällig aufgenommen und machte bald die Runde durch fast alle deutschen Bühnen. Der Erfolg entfesselte bald den Unverstand und die Grobheit von Schillers Widersachern. In derselben „Vossischen Zeitung", welche des „Fiesko" so ehrend gedachte, ergoß der Rektor Moritz vom „grauen Kloster" zu Berlin seine ganze Galle über „Kabale und Liebe", als dieses Stück in Berlin zur Darstellung kam. „Ich wasche meine Hände von diesem Schiller'schen Schmutz!" ruft der dürre Schulmeister aus. Nachdem er auch die Person Schiller's maßlos verunglimpft hatte, verspottete er auch solche Stellen, die bei der Aufführung gestrichen wurden — ein Verfahren, welches auch moderne Kritiker, wie die böse Welt behauptet, zuweilen zu beobachten pflegen. Mit „Kabale und Liebe" schließt die erste Entwickelungsserie der Schiller'schen Dramen und die zweite Periode beginnt, welche bis 1794, der Zeit des Zusammenwirkens mit Goethe, andauert. Diese Epoche leitet das Drama „Don Carlos" ein, welches am 6. April 1787

in Mannheim zum ersten Male über die Bühne ging. In diesem herrlichen Werke versinnlicht bekanntlich der Dichter den Kampf des Despotismus mit der Humanität und der kategorische Imperativ des sittlichen Idealismus feiert in Marquis Posa einen glänzenden Triumph. Man kennt die Vorzüge, aber auch die Fehler dieser Dichtung und so ist es natürlich, daß auch die Schiller gehässige Kritik mannigfaltige Handhaben hatte, ihn anzugreifen. Schiller überzeugte sich selbst, daß der Tadel nicht immer unbegründet war und so entschloß er sich, den Rothstift tüchtig zu gebrauchen und hat er zweimal an „Don Carlos" gekürzt, bis er ihm seine heutige Gestalt gegeben. Schiller hat sich übrigens selbst in seinen geistvollen „Briefen über Don Carlos" in lichtvollster Weise über die Licht- und Schattenseiten dieses Dramas ausgesprochen.

Nach „Don Carlos" traf in Schiller's dramatischer Produktion eine längere Pause ein, welche von lyrischen Gedichten und philosophischen Arbeiten ausgefüllt wurde; ebenso beschäftigten ihn historische Forschungen. Bereits 1784 hatte er eine Zeitschrift: „Rheinische Thalia" gegründet, welche der Buchhändler Göschen in Leipzig verlegte. Das Programm des Journals verkündete, daß es nur solche Beiträge bringen werde, welche fähig sind, „den sittlichen Sinn zu verfeinern, Herz und Geschmack zu veredeln, die Leidenschaften zu reinigen und auf die allgemeine Volksbildung zu wirken"; hier veröffentlichte er zahlreiche Gedichte, u. a.: „An die Freude", die „philosophischen Briefe", den „Geisterseher". Um jene Zeit publizirte er in Wieland's „Deutschem Mercum" die „Elegie von den Göttern Griechenlands" und lieferte zahlreiche historische Abhandlungen, u. a. die „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung", „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" u. a. m. Schiller schrieb im ersten Entzücken über das Mignonlied im achten Buche des Wilhelm Meister von Goethe, an Körner: „Gegen Goethe bin und bleib' ich eben ein poetischer Lump!" Dieser Kraftausspruch zeugt von der übertriebenen Bescheidenheit Schiller's, denn abgesehen davon, daß Schiller in Bezug auf das Drama Goethe bei weitem überragt, ist dieser jenem zumeist in Bezug auf das Lied über, während betreffs des Didaktischen, Epigrammatischen und der Ballade Schiller den größeren Dichteraar zuweilen erreicht. Unter allen Gedichten aus jener Zeit übten „Die Götter Griechenlands" die mächtigste Wirkung aus. Die Sehnsucht nach dem Ideal, sowie der Bruch mit der christlichen Weltanschauung gelangen hier in geradezu klassischer Form zum Ausdruck. Darüber erboste der Convertit Graf F. L. Stolberg fürbaß. Im Augustheft des „Deutschen Museums" 1788 schüttet er sein Herz aus und erklärt den Dichter für einen Ketzer und ruft zum Schlusse pharisäisch aus: „Ich möchte lieber der Gegenstand des allgemeinen Hohns sein, als ein solches Lied gemacht zu haben!" Auch der Fuchs sagt bekanntlich in der Fabel, als er die Trauben hoch hängen sah, sie seien ihm zu sauer! Die historischen und epischen Schriften des Dichters fanden allgemeine Anerkennung. Man bewunderte namentlich seine maßvolle und kalte Darstellung. Die dramatische Behandlung, welche er der „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" zu theil werden

ließ, veranlaßte im Jahre 1792 die „Literatur-Zeitung" zu dem Ausrufe: „Er wird der Shakespeare Germaniens sein!" Als 1801 und 1804 der erste und zweite Theil der lyrischen Gedichte des Autors erschien, ertönte kein Unkenruf à la Stolberg mehr. Das harte Urtheil Niebuhr's, welches die Schiller'schen Geschichtswerke für nichtig erklärte, steht auch vereinzelt da.

Im Jahre 1794 wurde Schiller aus Anlaß der Herausgabe der Zeitschrift „Die Horen" mit Goethe bekannt und ein inniges Freundschaftsband umschlang das Dioskurenpaar, bis 1805 der Tod Schiller's den reinen und für die Nationalliteratur so fruchtbaren Bund löste. Während bis dahin Schiller alle Angriffe, selbst persönlicher Art, die gegen ihn in der Presse gerichtet wurden, mit Stillschweigen überging, verwandelte sich plötzlich die Milch seiner christlich-frommen Denkungsart in Drachengift, wozu der trotz aller Anstrengung nur geringe Erfolg der „Horen" wesentlich beigetragen haben mag. Um sich an verschiedenen steifleinenen „Gesellen und Kläffern" zu rächen und den „literarischen Sanskulottismus", wie Goethe sagte, gründlich heimzuleuchten, veröffentlichten die beiden Dichter jene „Xenien" genannten weltberühmten Epigramme im Musenalmanach für 1797, welche ungeheuren Staub aufwirbelten und eine außerordentliche Zahl von Gegenschriften, und zwar meistens grobe und gemeine, hervorriefen. Die von den scharfen Pfeilen Schiller's und Goethe's Getroffenen schrien laut auf, ja, erhoben ein wahres Indianergeheul. Seit den Tagen da Apoll Moresyas geschunden, sind nicht so viel Flach- und Hohlköpfen die Haut über die Ohren gezogen worden, wie Anno 1797 von den beiden Apollos: Goethe und Schiller. Schiller hatte den Haupttheil an dieser Züchtigungsarbeit. Er war der eigentliche Donnerer in diesem Gewitter, das die Luft reinigte. Alsbald erschienen massenhafte Gegenschriften voll Hohn, Spott und — Schimpfworten, von denen wir nur die in der Dyk'schen Buchhandlung herausgegebenen „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar, von einigen dankbaren Gästen" nennen. Goethe wird dort als „Philister", „Reichsbürger", „Geheimer Rath", der nie etwas Geheimes gethan, „jungenhaft" u. s. w. gescholten. Der Kapellmeister Reichardt erklärte in seinem Journal „Deutschland", Berlin 1796, 4. Bd., 10. Stück, Pag. 83—106.: „Seine herzliche Verachtung gegen Schiller's nichtswürdiges und niedriges Betragen ist ganz unvermischt, da desselben schriftstellerische Talente und Anstrengungen, keineswegs auf derselben Stufe mit jenem echten Genie (Goethe) stehen, welches auch selbst dann, wenn es sich durch Unsittlichkeit befleckt, noch Ansprüche an Ehrfurcht behält"; der rabiate Musiker nannte Schiller „ehrlos", „Lügner" und „Verleumder", kurz, schimpfte wie ein Fischweib. Claudius, Nicolai, Johann Heinrich Voß und viele andere erschienen, auf's äußerste gereizt, mit Lanze und Speer, um über Schiller herzufallen. Claudius bezeichnete Schiller als einen „Stier an der Ilm", „Deutschland", Berlin, 1796, Bd. 4., 12. St., Pag. 362; Voß benamste im „Kosmopolit", Halle, 1797, Januar, Pag. 23—37, diese Epigramme „Auswürfe des gröbsten Egoismus", „plump", „hämisch", „flach und sinnlos"; und Friedrich Nicolai sagte in seiner Gegenschrift: Anhang zu Friedrich Schiller's Musenalmanach für das Jahr 1797: „Der pöbelhafte Ton in diesem Musen-

almanach erregte in Deutschland allgemeinen Widerwillen. Wenn die Musen wie Fischweiber schimpfen, was bleibt den Fischweibern?" Das Treiben Goethe's und Schiller's betrachtet er als ein „Affenspiel"; den Dünkel, in dem sie glauben, alle anderen seien „Bediente, die ihnen, den Königen, die Stube fegen", findet er lächerlich. Es würde mich zu weit führen, wollte ich noch die übrigen Urtheile der von Schiller geschundenen Zeitgenossen hier anführen —, in welchem Tone dieselben sammt und sonders gehalten sind, mag schon ihr Titel beweisen. Die eine Schmähschrift lautet „die Ochsiade", die andere „Literarische Spießruthen", die dritte „Fragmente aus den Gerichtsakten der Hölle über die Xenien", die vierte: „Ein Körbchen voll Stachelrosen" und so weiter mit Grazie bis ins Unendliche. Nachdem jedoch die beiden Urheber des furchtbaren Federkrieges ihren Zweck, dem gewissenlosen und unwissenden Recensententhum, der oberflächlichen Mittelmäßigkeit und der Charlatanerie die Maske abzureißen, erreicht hatten, erwiderten sie klugerweise nichts auf die gegen sie losgelassenen Angriffe, vielmehr fühlten sie die Pflicht, wie Goethe sagte, sich fortan bloß großer und würdiger Kunstwerke zu befleißigen und ihre parteiische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen umzuwandeln."

Nach diesem Feldzuge kehrte Schiller zum Theater zurück, welchem er so lange untreu gewesen und dem er sich von jetzt ab fast ausschließlich widmete. „Wallenstein" wurde im März 1799 vollendet und erschien im Juli 1800 bei Cotta im Druck. Am 30. Januar 1799 wurden „Die Piccolomini" in Weimar zum ersten Male aufgeführt und „Wallenstein's Tod" ging am 20. April des genannten Jahres in Scene. Wie mächtig der Eindruck war, den die gewaltige Dichtung in Weimar, Berlin — mit Fleck als Wallenstein und Iffland als Octavio — und anderen Bühnen hervorrief, bewies der Umstand, daß alle die Todtfeinde Schiller's ihre hämischen Stimmen nicht zu erheben wagten, allgemein aber die Anerkennung und Bewunderung. In der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung" stand das Urtheil, welches alle Zeitgenossen unterschrieben: „Von den Räubern an bis zu diesem Wallenstein sind es immer wildgroße revolutionäre Gegenstände gewesen, worüber Schiller's Genie gebrütet und die er wie blitzgespaltene Erbsen aufgereihet hat. Ein solcher dreigezackter, immer höher steigender Fels ist dieser „Wallenstein." Das nächste Stück, welches in Weimar aufgeführt wurde, war die Bearbeitung von Shakespeares „Macbeth" im Mai 1800. Die Veränderungen, welche Schiller vorgenommen, fand man im allgemeinen gerechtfertigt; nur über die Mittel, welche der Bearbeiter angewandt hatte, um die Zaubererscheinungen und Hexentänze in „Macbeth" gleichsam auf höhere Kothurnen zu stellen, war man im Publikum und in der Presse getheilter Meinung. Am 14. Juni 1800 erfolgte die Aufführung von „Maria Stuart" am Theater zu Weimar. Die gefeierte Schauspielerin Karoline Jagemann spielte die „Elisabeth". Der Dichter war mit dem Erfolg so sehr zufrieden, daß er der Ansicht war: „Ich fange endlich an, mich des dramatischen Organs zu bemächtigen." Das „Journal des Luxus und der Moden" in Weimar schrieb in seinem Juliheft vom Jahre 1800: „es könne darüber nur eine Stimme sein daß auch durch dieses langsam gereifte

Werk eines anerkannten Meisters unsere vaterländische Literatur um ein vorzügliches Stück reicher geworden ist." Gerühmt wurde namentlich die Gruppirung und Gegeneinanderstellung der feindlichen und freundlichen Kräfte, sowie auch das Aneinanderrücken derselben in bald malendem und sentenzenreichen, bald fortschreitendem Dialog. An dem Meisterwerke tadelten einige strenglutherische Gemüther und einige katholisirende Stellen; so meinen z. B. die „Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen", Göttingen 1801, 8. Juni: „Mißbilligen müssen wir es sehr, daß Maria im fünften Akte auf dem Theater beichtet, die Absolution erhält und die Kommunion empfängt, wobei die Einsetzungsworte ausgesprochen werden, weil es nicht fehlen kann, daß die Vorstellung auf dem Theater von einer Handlung, die zu einem feierlichen Kultus der drei Religionsparteien gehört, die Anhänger dieser drei Religionen beleidigen muß." Aber auch seinen übrigen Schöpfungen gegenüber machte sich nur noch vereinzelt scharfe oder gehässige Opposition geltend. Die große Mehrheit der Urtheile in den öffentlichen Blättern bespricht die Produkte Schiller's in der anerkennendsten Weise. „Die Jungfrau von Orleans", welche am 11. September 1801 in Leipzig zum ersten Male gegeben wurde, gab allerdings einem Kritiker in den „Göttingischen Gelehrtenanzeigen", Göttingen, 1801, 19. November, Gelegenheit sich lächerlich zu machen. Der Kritikus findet, daß in der „Jungfrau" der Forderung der „Erregung eines lebhaften Interesses an der Handlung und den Hauptcharakteren des Stückes gar keine Genüge geschehen sei." Er vermißt in dem Stücke die „Darstellungskraft", ebenso, wie er „ungern gesteht", auch „rührende Situationen und Scenen"; der in dem Stücke vorkommende „Pomp" dürfte zwar eine Menge Zuschauer herbeiziehen, „aber daß solche Spektakelstücke nicht gemacht seien, die dem Verfalle nahe Schauspielkunst bei uns Deutschen wieder zu heben, darüber haben wir des großen Eckhof's Vorhersagung auf unserer Seite." Aber diese Stimme des sonderbaren Heiligen blieb vereinzelt; im allgemeinen bestätigten die Zeitgenossen den Ausspruch Goethe's über die „Jungfrau von Orleans": „Sie ist so brav, gut und schön, daß ich ihr nichts zu vergleichen weiß." Das sprachlich vollendetste Werk Schiller's: „Die Braut von Messina", welches am 19. März 1803 zum ersten Male in Weimar aufgeführt wurde, machte einen mächtigen Eindruck auf das Publikum, welches scharenweise nach Weimar geströmt war. Auch die jenaischen Studenten — zweiunddreißig Wagen voll — waren erschienen und als der Vorhang gefallen war, riefen sie dem Dichter ein stürmisches Vivat! zu. Dieses zum ersten Male im Weimarischen Hoftheater angestimmte Vivat rief in den allerhöchsten Kreisen große Mißstimmung hervor und die „Zeitung für elegante Welt" in Leipzig berichtete unter dem 19. Mai 1803, daß der Herzog von Sachsen-Weimar an den Universitäts-Senat in Jena aus Anlaß dieses Vorfalls ein mißbilligendes Schreiben gerichtet und dem Senate aufgetragen habe, den Studenten dieses Betragen ernstlich zu verweisen. So meisterhaft die Antike in diesem Drama ist und welche Poesie auch das Ganze durchweht, so tadelten doch selbst wohlwollende Freunde und Verehrer des Dichters das Experiment mit der Schicksalstragödie, sowie die Anwendung des Chors. Herzog Karl August z. B. schrieb an Goethe: „Schiller reite

ein Steckenpferd, von dem ihn nur die Erfahrung werde absetzen helfen." Auch Kotzebue ließ sich in den „Freimüthigen", Berlin, 1803, 4. u. 5. April, in wegwerfender Weise über das Stück vernehmen. „Das ganze Trauerspiel", sagt er u. a., „mit all' seiner Griechheit, kommt mir vor, wie eine Arie, die man einer Nachtigall pfeifen gelehrt! Ach, die Nachtigall singt von Natur wunderschön!" . . . Am 17. März 1804 wurde „Wilhelm Tell" in Weimar zum ersten Male aufgeführt. Der Jubel, den das Stück hervorrief, ist unbeschreiblich; auch im Juli hatte das Stück bei seiner Aufführung in Berlin die gleiche Wirkung. Gleich bei dem Eintritt des Dichters in die Loge erhob sich die ganze Versammlung wie ein Mann. Die Hochrufe hörten erst auf, als die Musik begann. Auch bei diesem Stücke ist die große Majorität der Kritiker des Lobes voll und nur eine kleine Minorität spektakelte. Zu der letzteren gehörte auch Kotzebue, welcher „Tell" „keines der vorzüglichsten Produkte" Schiller's nennt . . .

Auf der Sonnenhöhe seines Lebens, in der Vollkraft seines Schaffens wurde der unsterbliche Dichter dahingerafft: am 9. Mai 1805, nachmittags, wenige Monate über 45 Jahre alt, ward der Heros von seinem Tagewerk abberufen. In der gesammten Presse jener Tage finden wir nur Worte der begeistertsten Huldigung für den Genius, kein Mißton stört die Harmonie der den Manen Schiller's dargebrachten Ovationen. Das ganze deutsche Volk trauerte über das nationale Unglück, nicht minder auch Goethe, der am ersten Juni an Zelter schrieb: „Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins." Im Herzen aller Zeitgenossen fand der berühmte Epilog, in welchem Goethe seinem Freunde ein erhabenes dichterisches Denkmal gesetzt hat, ein mächtiges Echo, und alle Lippen murmelten tief ergriffen das Wort:

„Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine."

Der Prozeß Lafarge.

Ein unaufgeklärter Kriminalfall.

Von F. Osmin.

Nur sehr wenig Kriminalfälle, welche im laufenden Jahrhundert zur Aburtheilung gelangten, haben in so hohem Grade die Theilnahme der ganzen civilisirten Welt in Anspruch genommen, als der im September 1840 zu Tulle in Frankreich verhandelte Prozeß gegen die des verübten Giftmordes an ihrem Gatten angeklagte Marie Cappelle, Witwe Lafarge. Obgleich zu jener Zeit eine Reise nach dem in der ehemaligen Provinz Limousin, außerhalb einer Eisenbahnverbindung gelegenen Verhandlungsort, den Ausländern als ein ziemlich kostspieliges, unbequemes und aufhältliches Unternehmen erscheinen mußte, waren doch die Sitzungen des Tuller Gerichtshofes bei Gelegenheit dieses Prozesses von zahlreichen Sachverständigen und Neugierigen aus allen Frankreich umgebenden Ländern besucht und viele angesehene Zeitungen Europas hatten, der lebhaften Spannung ihrer Leser Rechnung tragend, Specialberichterstatter abgesendet und hierdurch ein Geschäftsverfahren eingeschlagen, von welchem vor vierzig Jahren weit seltener Gebrauch gemacht wurde, als in unseren Tagen. Hohe Wetten auf den Ausfall des Urtheils wurden eingegangen und später das schuldigsprechende Verdikt der Tuller Geschworenen, sowie das ganze Beweisverfahren vielfach kritisirt und bemängelt. Ein nicht unbeträchtlicher Theil der öffentlichen Meinung erklärte sich noch immer zu Gunsten der Angeklagten und selbst sehr namhafte Rechtsgelehrte — unter ihnen die königlich preußischen Kriminal-Gerichtsräthe J. D. H. Temme und G. A. Körner — konnten dem Spruche der französischen Jury nicht beipflichten. Letztgenannte Kriminalbeamte haben in einem gemeinschaftlich verfaßten Werke erklärt, daß sie sich, nach einem eingehenden Studium der zur Veröffentlichung gelangten gerichtlichen Ermittelungen, von der Schuld der Angeklagten nicht zu überzeugen vermochten und nachgewiesen, daß, bei Anwendung des zur Zeit des Straffalles bestandenen preußischen Rechtes, in einem analogen Falle, eine völlige Freisprechung wegen Mangels an Beweis erfolgt sein würde. Selbst nachdem auch eine höhere Instanz den Wahrspruch der Tuller Geschworenen bestätigt hatte und ferner eine wegen Diamantendiebstahls gegen die Angeklagte anhängig gemachte Untersuchung zu Ungunsten

der letzteren entschieden worden war, machte sich noch hin und wieder die Ansicht geltend, daß man in der Lafarge eine unschuldig Verurtheilte zu erblicken habe.

Das ungewöhnliche Aufsehen, welches der Prozeß in allen Schichten der Bevölkerung erregte, erklärt sich weniger aus der Eigenthümlichkeit der diesem bürgerlichen Drama zu Grunde liegenden Thatsachen, als vielmehr aus dem hohen Bildungsgrade und der ganzen an sich liebenswürdigen Persönlichkeit der Angeklagten. Man muß ihre in der Untersuchungshaft geschriebenen Memoiren — allerdings nicht in der deutschen Uebersetzung — lesen, um sich erklären zu können, wie leicht die Lafarge alle Personen ihrer Umgebung für sich gewann, um es nicht unbegreiflich zu finden, daß eine Anzahl heißblütiger junger Leute beiderlei Geschlechts der Angeschuldigten — obgleich sich diese keines besonders einnehmenden Aeußern erfreute — ihre volle Sympathie schenkten. Diese Memoiren, sowie auch eine beträchtliche Anzahl von der Lafarge herrührenden Briefe und Aufsätze, sind nicht nur in einem Zustande würdevoller Sammlung und in elegantem Stile geschrieben, sondern es bekunden auch diese Schriften, daß ihre Verfasserin eines tiefen Gefühls fähig war und einer zart empfundenen Reflexion den gewinnendsten Ausdruck zu geben vermochte. In der That, wenn Marie Lafarge der ihr beigemessenen Verbrechen schuldig war — und äußerst gewichtige Verdachtsgründe sprechen gegen sie — so ist sie eine der größten Heuchlerinnen gewesen, welche die Erde jemals getragen.

Bei der Schilderung des Kriminalfalles selbst, zu der wir jetzt übergehen, können wir — der Kürze des zugemessenen Raumes wegen — nur der wesentlichsten Momente des Thatbestandes Erwähnung thun, wollen aber bestrebt sein, alles dasjenige hervorzuheben, was dem Leser zur Gewinnung eines selbstständigen Urtheils dienlich sein kann.

Am 15. August 1839 kam der Hammerwerksbesitzer Karl Lafarge in Begleitung seiner jungen Gattin Marie, geborene Cappelle, mit welcher er sich erst vor drei Tagen in Paris verbunden hatte, auf seiner einsam im Departement Corrèze gelegenen Besitzung Grandier an. Herr Lafarge war als kinderloser Witwer von 28 Jahren vor kurzem mit der ausgesprochenen Absicht nach Paris gekommen, daselbst durch Eingehung einer zweiten Ehe mit einer vermögenden Frau, die Mittel zur Hebung der industriellen Werke, die er betrieb, zu gewinnen. Bei Gelegenheit eines Konzertes lernte er Marie Cappelle, die 23jährige verwaiste Tochter eines Napoleonischen Obersten kennen. Lafarge faßte sogleich eine aufrichtige Zuneigung zu der jungen Dame, die über ein disponibles Vermögen von 80,000 Francs verfügte. Bereits am folgenden Tage bat er um die Hand Mariens, welche bis dahin in dem Hause einer Tante, im Umgange mit hochangesehenen Pariser Adelsfamilien und im Genusse aller Vergnügungen, welche die große Hauptstadt bietet, ein sorgenloses Leben geführt hatte. Obgleich die bürgerlichen Anschauungen, die etwas wilden Manieren und das wenig anmuthende Aeußere des stürmischen Bewerbers das hochgebildete junge Mädchen befremden mußten, nahm es doch, auf das Zureden seiner Verwandten — nachdem man allseitig günstig beantwortete Erkundigungen über die Moralität und die Vermögensverhältnisse des Freiers

eingezogen hatte — den Antrag an. Durch die übertriebenen Schilderungen Lafarge's von der Schönheit seines Besitzthums und durch die Vorstellung ihrer nächsten Umgebung: sie habe die schöne Mission zu übernehmen, das einsame, nüchterne Leben eines nur praktischen Interessen dienenden Mannes durch ihre Liebenswürdigkeit und Talente zu verschönern, wurde der romantische Zug in Marie Cappelle's Charakter genährt und sie veranlaßt, nach einem nur achttägigen Brautstande, ihrem jungen Gatten an den Ort zu folgen, an dem wir sie jetzt gefunden haben — an einem Orte, der sehr wenig mit dem Bilde übereinstimmte, das ihre Phantasie sich von ihrem zukünftigen Heim entworfen hatte.

Als nun der Reisewagen vor der unwirthlichen Pforte des alten Karthäuserklosters hielt, welches Herrn Lafarge nebst seiner verwitweten Mutter, seiner Schwester und deren Gatten, einem Herrn Buffieres, zur Wohnung diente, wurde die junge Frau von ihren neuen Verwandten auf das liebreichste empfangen und in ihr düsteres, geschmacklos möblirtes Zimmer geleitet, in welchem sie sich mehrere Stunden lang einschloß. Nach Verlauf dieser Zeit trat sie mit derselben ruhigen Heiterkeit, die sie schon vorher gezeigt, wieder in den Kreis der Familie und nahm mit dieser gemeinschaftlich das Mahl ein. Als um 10 Uhr abends der junge Ehemann seine Gattin aufforderte, sich mit ihm zurückzuziehen, bat diese, nur noch wenige Minuten in ihrem Zimmer allein bleiben zu dürfen. Unmittelbar nachdem sie sich dahin begeben erschien das von Paris mitgebrachte Kammermädchen, Clementine Servat, und übergab Herrn Lafarge einen Brief ihrer Herrin, welchen diese während der Zeit, in der sie sich in ihrem Zimmer eingeschlossen, geschrieben hatte. Man wird den Schrecken und die Verwirrung begreiflich finden, welche sich der Familie Lafarge bemächtigten, als sie von diesem Schreiben Kenntniß genommen. Marie erklärte in demselben, daß sie ihren Gemahl nicht liebe und nur aus Verdruß geheiratet habe, weil ein anderer Geliebter, mit dem sie erzogen worden sei, sie verlassen; daß dieser, Reue empfindend, auf der Herreise — in Orleans — Gelegenheit gefunden habe, sich ihr zu nahen, daß er sich auch hier, in der Umgegend, verborgen halte. Sie versichert, daß sie zwar ihren Gatten achte und schätze, daß sie aber seine Liebkosungen niemals würde ertragen können. Sie bittet, man möge sie ungehindert nach Smyrna abreisen lassen, woselbst sie, vor aller Welt verborgen, dem Namen, den sie jetzt trage, keine Schande machen werde. Widersetze man sich ihrem Vorhaben, so sei sie fest entschlossen durch Gift oder mit der Pistole — welche Gewaltmittel sie bei sich führe — ihrem Leben ein Ende zu machen. Nur mit Mühe gelang es der auf das tiefste bestürzten Familie, an jenem Abende die junge Frau soweit zu beruhigen, daß diese versprach noch ein paar Tage in Grandier auszuharren, wenn ihr Gatte sein Verhältniß zu ihr nur auf einen brüderlichen Umgang beschränken wolle. Am folgenden Tage erkannte ein alter Rechtsfreund der Familie, den man herbeigerufen, gar bald aus der ganzen Fassung des Briefes, daß dieser nur gänzlich unwahre Angaben enthalte. Er erblickte in dem Schreiben nur den Ausdruck der Verzweiflung einer jungen Frau, welche sich plötzlich in wildfremde Verhältnisse, in die Gewalt ihr fast unbekannter Personen

versetzt gesehen und darüber vollständig den Kopf verloren hatte. In der That hat die spätere Untersuchung, übereinstimmend mit den Bekenntnissen der Lafarge, die Richtigkeit dieser Annahme in allen Punkten bestätigt.

Der Rath dieses erfahrenen Mannes, durch ein besonders liebevolles Betragen die junge Frau zu beruhigen und dadurch nach und nach ihre Enttäuschung über die vorgefundenen Verhältnisse zu beschwichtigen, schien denn auch die besten Früchte tragen zu wollen. Die Befreundung mit der zwar rauhen und wilden, immerhin aber anziehenden Gebirgslandschaft und die Erlaubniß, nach ihrem Gefallen den unwirthlichen Wohnsitz durch Neubauten zu verschönern, auch die Erfüllung ihres Wunsches, sich einen eigenen Diener aus Paris kommen zu lassen, trugen bei Marie Lafarge wesentlich dazu bei, das Gefühl zunehmender Anhänglichkeit an den Gatten in ihr aufkommen zu lassen. Wenn hierdurch auch ein intimeres Verhältniß zwischen den jungen Eheleuten hergestellt wurde, so war dasselbe immerhin noch weit davon entfernt, auf Seiten der Gattin wahre eheliche Liebe zu erwecken. Als jedoch Frau Lafarge im Oktober 1839 erkrankte und bei dieser Gelegenheit von ihrem Gemahl mit liebevollster Sorgfalt gepflegt wurde, ging ihre Dankbarkeit soweit, daß sie ein Testament errichtete, laut welches ihr Ehemann nach ihrem Tode, auf die Dauer seiner Lebenszeit, ihr ganzes Besitzthum erhalten sollte. Dieser Liebesakt hatte wiederum zur Folge, daß auch Lafarge über sein Vermögen zu Gunsten seiner Frau verfügte. Freilich war es damals der Frau Lafarge völlig unbekannt, daß sich die Vermögensverhältnisse ihres Gatten in einem sehr mißlichen Zustande befanden und noch weniger konnte sie ahnen, daß ihr Mann — wie sich erst viel später herausstellte — der Niedrigkeit fähig war, ohne ihr Wissen einen Theil ihres Vermögens zu seinen Zwecken zu verwenden.

Am 20. November reiste Lafarge nach Paris ab, um daselbst für eine Erfindung, die er auf dem Gebiete der Eisenfabrikation gemacht hatte und von deren Verwerthung er eine bedeutende Vermehrung seiner Einkünfte erwartete, Patente zu erlangen. Während seiner Abwesenheit war zwischen den Eheleuten ein überaus zärtlicher Briefwechsel im Gange, der später ebenfalls der Oeffentlichkeit übergeben worden ist. Die Lafarge hat in ihren Memoiren erklärt, daß sie ihr Herz zu diesen Liebesversicherungen oftmals gezwungen habe, weil sie es für ihre Pflicht gehalten, ihren Gatten, der durch mancherlei Geschäftsverdrießlichkeiten in Paris sehr entmuthigt worden war, aufzurichten. Sie habe es überhaupt als einen Akt der Dankbarkeit angesehen, die Briefe ihres Mannes, welche in jeder Zeile eine tiefe Zuneigung zu ihr bekundeten, mit gleicher Münze zu bezahlen. Mit dieser Erklärung hat aber auch Marie Lafarge wider ihren Willen bezeugt, daß sie die Kunst der Verstellung in vortrefflicher Weise auszuüben verstand, denn jedermann wird in ihren Briefen den Ausdruck einer wahren zärtlichen Gesinnung zu erblicken glauben.

Lafarge hatte wiederholt den Wunsch ausgesprochen, ein Porträt seiner Frau zu besitzen. Um sich nun ihrem Manne gefällig zu erweisen, ließ Frau Lafarge eine sehr mittelmäßige Künstlerin, ein Fräulein Brun, kommen, um sich von ihr malen zu lassen. Wir

werden später sehen, daß diese Person eine der Hauptzeugen in dem Prozesse wurde. Als das Porträt fertig war und Lafarge seine baldige Rückkehr nach Grandier angezeigt hatte, kam die junge Frau auf die sonderbare Idee, mit ihrem fernen Manne eine Art Gedächtnißmahl zu feiern. Sie bat nämlich am 13. Dezember ihre Schwiegermutter einige kleine Kuchen zu backen von einer Sorte, die in Grandier besonders beliebt war. Dann schrieb sie ihrem Gatten, daß er am 18. Dezember um Mitternacht einen der Kuchen gemeinschaftlich mit ihrer in Paris wohnenden Schwester, Frau von Violaine, verzehren solle; sie wolle zu derselben Stunde in Grandier dasselbe thun. Am 14. Dezember buk die alte Frau Lafarge die gewünschten Kuchen in der Küche. Drei oder vier derselben wurden in das Zimmer der jungen Frau getragen und diese packte sie mit dem Porträt und noch einigen anderen Gegenständen mit Hilfe ihrer Kammerjungfer Clementine und in Gegenwart ihrer Schwiegermutter, der Malerin Brun und der Kinder des Herrn Buffieres, in eine Kiste. Vorher bewog sie noch ihre Schwiegermutter, durch einige eigenhändige Zeilen dem Lafarge mitzutheilen, daß sie (die Mutter) die Kuchen selbst gebacken habe. Wir wollen gleich hier bemerken, daß der letzterwähnte Umstand später von der Anklage als ein wichtiger Verdachtsgrund angesehen wurde. Auch dieses kurze Briefchen der alten Lafarge wurde gleichzeitig mit den Kuchen und den übrigen Effekten verpackt. Noch am Abende desselben Tages händigte man die mit Bindfaden umschnürte Kiste dem Ziegelstreicher Montezin aus, der sie nach dem nächstgelegenen Städtchen Uzerches brachte und daselbst der Post übergab.

Am 18. Dezember abends holte Lafarge von dem Bureau der Messagerie zu Paris die Kiste selbst ab, die ihm geöffnet übergeben wurde. Die Eröffnung sollte durch Steuerbeamte erfolgt sein. Da Frau von Violaine, die Schwester der Marie Lafarge, zur Zeit nicht in Paris anwesend war — ein Umstand, welcher der letzteren muthmaßlich bekannt war — trug Lafarge die Kiste nach seinem Hotel und ließ sie sogleich von einem der daselbst Bediensteten auspacken. Es fand sich, anstatt der drei oder vier kleinen Kuchen, nur ein einziger großer in der Kiste vor. In Gegenwart des Hoteldieners brach Lafarge ein Stück von der braunen Kruste des Kuchens ab und verzehrte es. In der Nacht bekam er quälende Leibschmerzen und heftiges Erbrechen, das auch noch den ganzen folgenden Tag anhielt. Sechs Tage bevor Lafarge von dem Kuchen gegessen, hatte nachweislich seine Frau aus der Apotheke zu Uzerches 31 Gramm Arsenik holen lassen, um damit die Ratten zu vergiften, die in den alten Gebäuden von Grandier in großer Menge vorhanden waren.

Wenige Tage nach seiner Erkrankung reiste Lafarge, noch immer nicht völlig genesen, von Paris ab und traf am 3. Januar 1840 in Grandier ein. Sein Zustand hatte sich auf der Reise beträchtlich verschlimmert, so daß er sich bald nach seiner Ankunft zu Bett legen mußte. Seine Frau, die ihn anscheinend mit der größten Freude empfangen hatte, setzte sich an sein Bett und verzehrte in seiner Gegenwart ihr Mittagessen, das aus einem Stück Geflügel mit Trüffeln bestand. Auf den Wunsch Lafarge's, auch etwas von der Speise zu genießen, gab ihm seine Gattin einige Trüffeln zu essen. Gleich darauf

stellte sich bei dem Patienten derselbe Krankheitsanfall ein, an dem er in Paris gelitten hatte, ein Zustand, der in mehr oder minder quälender Weise bis zu seinem Tode andauerte.

Als in der folgenden Nacht der von dem Krankheitsfalle benachrichtigte Hausarzt der Familie, Herr Bardou, erschienen war und in dem Zustande des Patienten nur ein vorübergehendes Magenübel zu erblicken glaubte, klagte Frau Lafarge über das Ueberhandnehmen der Ratten in Grandier und bat Herrn Bardou, gleichzeitig mit der Arznei eine Quantität Arsenik zu verschreiben, um mittels desselben diese Thiere vertilgen zu können. Thatsächlich hat die Untersuchung ergeben, daß sich Lafarge wiederholt über die durch die Ratten verursachte Störung beklagt hatte. Der auf diese Weise beschaffte Arsenik wurde dem Hausherrn selbst eingehändigt, der das Gift dem aus Paris verschriebenen Diener seiner Frau, Alfred Moutardier, übergab, um daraus einen sogenannten Rattenkuchen zu bereiten. Dieser Auftrag ist denn auch, nach den übereinstimmenden Zeugnissen der Kammerjungfer Clementine Servat und der Köchin Lombey, von dem Diener Alfred ausgeführt worden. Da wir — wie bereits bisher geschehen — die Ergebnisse der späteren Untersuchung gleich an dem zugehörigen Orte bei der Erzählung des Thatbestandes mittheilen wollen, müssen wir auch hier die wichtige Thatsache verzeichnen, daß später im Herrenhause von Grandier noch ein Stück Rattenkuchen vorgefunden wurde, welches, wie die angestellte Analyse ergab, keinen Arsenik enthielt.

In den folgenden Tagen nahm die Krankheit Lafarge's einen immer bedrohlicheren Charakter an, so daß am 10. Januar noch der Doktor Massenat aus Brives zu Rathe gezogen wurde. Dieser schloß aus den vorhandenen Krankheitssymptomen auf eine zu große Empfindlichkeit der Magennerven und verordnete dem Patienten eine reichlichere Kost, durch welche Behandlung auch eine momentane Besserung des Zustandes erzielt wurde. Inzwischen hatte Frau Lafarge durch den Commis ihres Mannes, einen gewissen Denis, zum dritten Male Arsenik gegen die Ratten holen lassen. Dieser Denis, dessen eigentlicher Name Barbier war, welcher sich im Laufe der Untersuchung der Gattin seines Prinzipals besonders feindselig gesinnt zeigte, von seinem frühern Leben her schlecht beleumundet war und — wie sich später herausstellte — in Gemeinschaft mit Lafarge unsaubere Geschäftsmanipulationen verübt hatte, kaufte 64 Gramm Arsenik und lieferte ihn am 10. Januar abends an Frau Lafarge ab. Diese übergab das gefährliche Paket sofort dem Kammermädchen Servat mit der Mahnung, vorsichtig damit umzugehen. Die Servat wiederum behändigte das Gift dem Diener Alfred, damit derselbe Rattenkuchen daraus bereite. Alfred gab es aber der Servat wieder zurück, weil er gerade in diesem Augenblicke anderweit beschäftigt war. Um die ihr anempfohlene Vorsicht zu gebrauchen, legte nun das Kammermädchen das Giftpaket in einen alten Hut Lafarge's, der — seit längerer Zeit unbenutzt — auf einem Gestelle in einem Nebenzimmer stand. Als aber am 11. Januar die Servat den Auftrag erhielt, etwas Filz, der in der Krankenstube gebraucht wurde, herbeizuschaffen, schnitt sie ein Stück von dem Hute ab. Bei dieser Gelegenheit — so glaubt die Servat — muß das Packet auf das Gestell gefallen sein. Hier fand es am 14. Januar

der Diener Alfred. Die Sachverständigen fanden später in dem Packete doppelt kohlensaures Natron, aber keinen Arsenik vor.

Am 11. Januar tauchte, infolge mehrerer Vorkommnisse, zum ersten Male bei einem Theile der Hausgenossen der Verdacht auf, daß Lafarge von seiner Frau vergiftet worden sei. Eine für den Kranken bereitete Hühnermilch war in das Schlafzimmer der Frau Lafarge, und zwar auf deren Nachttischchen, gesetzt worden. In diesem Zimmer schlief auch die Malerin Brun, welche, weiterer Aufträge wegen, sich noch immer in Grandier aufhielt. Als die Brun am Morgen des 11. Januar gerade im begriff war aufzustehen, sah sie, wie die Lafarge ein weißes Pulver aus einem Papier in die Tasse schüttete, welche die Hühnermilch enthielt und dann das Getränk mit dem Finger umrührte. Auf die Frage der Malerin, was sie da in die Tasse geschüttet habe, antwortete Frau Lafarge, es sei Orangenblüte gewesen. Als man bald darauf Lafarge die Hühnermilch brachte, wies er sie zurück, weil er gänzlich appetitlos war. Sie wurde daher einstweilen auf den Kamin gesetzt. Hier entdeckte die Brun, daß etwas Weißes auf der Oberfläche des Getränkes schwimme und theilte nun der Schwester des Kranken, Frau Buffieres, und noch mehreren anderen Personen den Vorgang im Schlafzimmer mit. Frau Buffieres schüttete den größten Theil der Hühnermilch in den Kamin und fand nun auch auf dem Boden der Tasse einen verdächtigen Niederschlag. Man fand es nun an der Zeit Herrn Lafarge mitzutheilen, was man argwöhnte. Dieser hatte sich während seiner Krankheit besonders gern von seiner Frau pflegen lassen und war anfangs weit davon entfernt, das Mißtrauen seiner Umgebung zu theilen. Lediglich um die letztere zu beruhigen, gab er den Befehl, daß man die noch übrig gebliebene Hühnermilch von dem Apotheker Essartier in Uzerches untersuchen lassen solle. Dieser ließ zurücksagen, Lafarge möge beim Gebrauche der ihm gereichten Nahrung die größte Vorsicht gebrauchen. Die Experten fanden später in dem Reste der Hühnermilch eine so große Menge arsenichte Säure, daß man mindestens zehn Personen damit hätte tödten können.

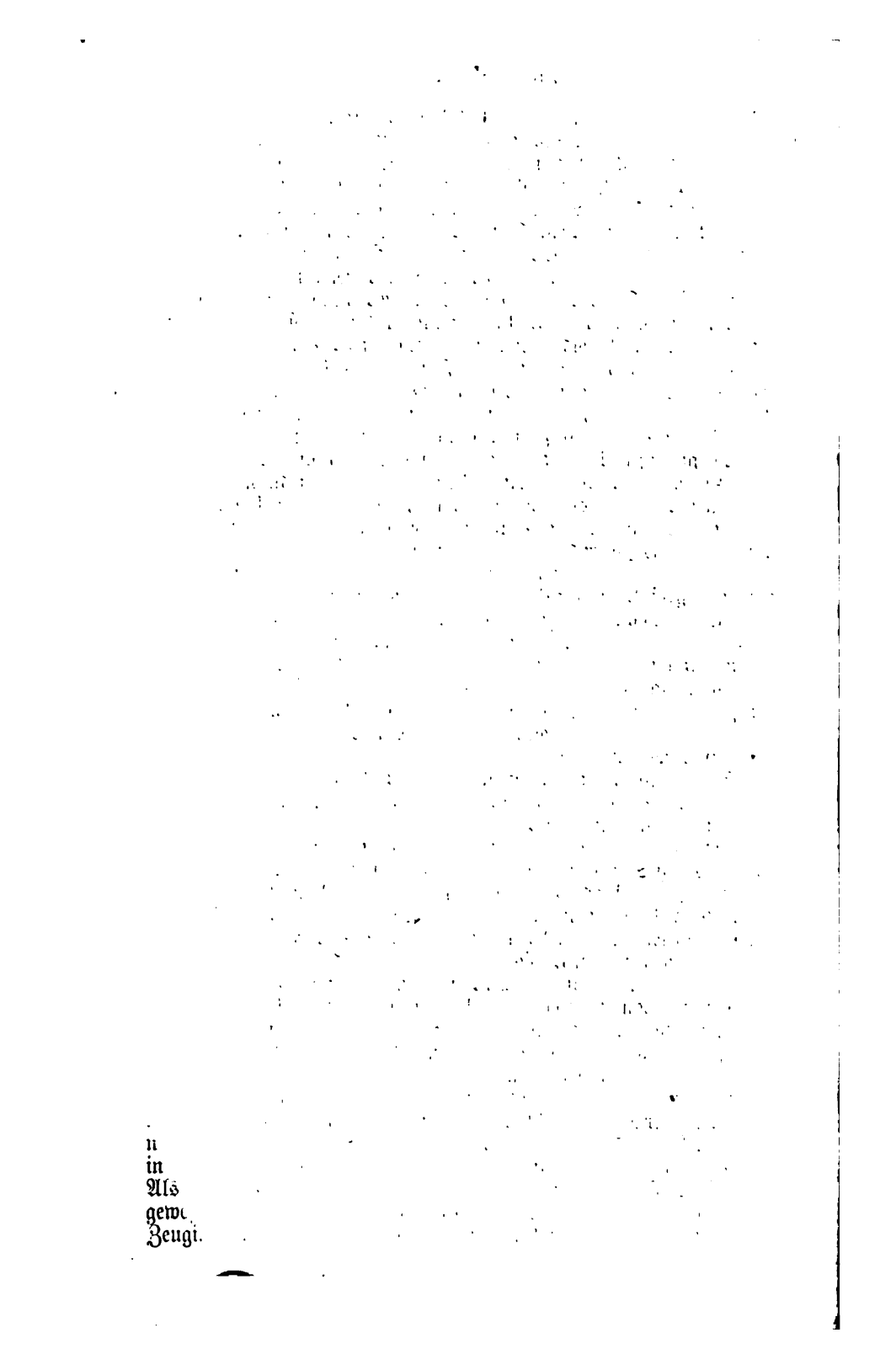
An demselben Tage wollte Lafarge von einem für ihn bereiteten Brotwasser trinken. Die Brun sah nun, wie Marie Lafarge das Glas mit dem Brotwasser ergriff, die Schublade einer in dem Krankenzimmer stehenden Kommode öffnete und, vor derselben stehend, eine Bewegung machte, als rühre sie etwas in das Getränk ein. Als hierauf die Lafarge ihrem Manne aus dem Glase zu trinken gab, sagte dieser sogleich: „Marie, was giebst Du mir da? — Das verbrennt mir die Gurgel!“ Kurz darauf erblickte die Brun auf der Kommode die Spur eines weißen Pulvers und in der Schublade ein Töpfchen, welches ein ähnliches Pulver enthielt. Die Sachverständigen fanden in dem Reste des Brotwassers einen geringen Theil Arsenik.

Das verdächtige Gebahren mit dem weißen Pulver wurde bei der Beschuldigten noch in drei Fällen beobachtet und zwar einmal wiederum von der Brun, welche in einem für den Kranken bestimmten Glase Zuckerwasser einen weißen Niederschlag fand, der, auf Befragen, von der Lafarge als von Gummi arabicum herrührend erklärt wurde, einem Mittel, welches sie ihrem Manne in sein Getränk zu mischen

pflege, weil sie dies für zuträglich halte. In einem zweiten Falle entdeckte die alte Lafarge die Beimischung des angeblichen Gummi ebenfalls in einem für den Kranken bereiteten Getränke und endlich wurde derselben alten Dame ein weißer Staub verdächtig, welcher aus einem Stücke Flanell fiel, mit dem man ihrem Sohne den Leib gerieben hatte. In dem aufbewahrten Stück Flanell ist später kein Arsenik aufgefunden worden. Hinsichtlich der Vergiftung des Zuckerwassers waren die Meinungen der Sachverständigen getheilt.

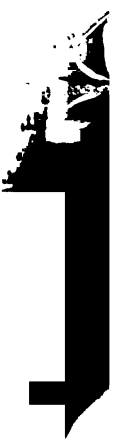
Unterdessen hatte der Apotheker Essartier die Familie Lafarge benachrichtigt, daß er in der Hühnermilch Arsenik vorgefunden habe und auch der Commis Denis machte nunmehr die Mittheilung, daß von ihm im Auftrage der jungen Frau Lafarge Gift besorgt worden sei. Es wurde daher am 13. Januar der Arzt Lespinasse aus Lubersac herbeigerufen und von den ganzen einschlagenden Verhältnissen in Kenntniß gesetzt. Lespinasse fand den Zustand des Kranken bereits hoffnungslos und alle Symptome einer Arsenikvergiftung vorhanden. Das angewendete Gegengift blieb wirkungslos und am 14. Januar morgens 6 Uhr starb Lafarge, nachdem er tags vorher durch Geberden das Mißtrauen angedeutet hatte, welches er nunmehr gegen seine Frau hegte. Diese war infolge dessen während der letzten Lebensstunden ihres Gatten dem Krankenzimmer ferngeblieben.

Auf die Kunde von der schweren Erkrankung Lafarge's war auch eine Nichte desselben, Emma Pontier, nach Grandier geeilt. Dieses neunzehn Jahre alte, durchaus rechtschaffene und wahrheitsliebende Mädchen hatte von Anfang an eine herzliche Zuneigung zu der jungen Tante gefaßt. Obgleich Emma Pontier — wie wir gleich sehen werden — sehr wesentlich zur Belastung ihrer Freundin beigetragen, hat sie sich doch niemals von der Schuld derselben überzeugen und es sich sogar nicht nehmen lassen, eine Zeit lang die Gefangenschaft der nach ihrer Meinung fälschlich Angeklagten freiwillig zu theilen. Diese unverdächtige Zeugin sagte später vor Gericht folgendes aus. Sie habe am Todestage Lafarge's viel von einer Vergiftung und von dem Umstande, daß Arsenik im Hause sei, sprechen hören. Als sie nun am Abende eine Büchse von schwarzem Achat in der Schürzentasche der Angeklagten bemerkt habe, sei in ihr der Gedanke aufgestiegen, ihre Freundin könne sich ein Leid anthun, wenn sie wirklich Gift besitze. Sie habe daher das Kammermädchen Clementine gefragt, was die Büchse enthalte und als ihr darauf die Antwort geworden, es sei Gummi, etwas von dem weißen Pulver genommen und ihrem Onkel Fleignac zur Untersuchung übergeben. Hierdurch noch nicht beruhigt, habe sie am folgenden Tage, in Gegenwart der Angeschuldigten, Clementinen um die Büchse gebeten. Das Verlangte sei auch nach wenigen Minuten durch das Kammermädchen herbeigebracht worden. Darauf habe sie — Emma Pontier — offen der Lafarge ihre Befürchtungen mitgetheilt, worauf diese ihr in ruhigster Weise erwidert, daß die Büchse nichts weiter als Gummipulver enthalte. Sie — die Zeugin — sei in einem kindischen Wahne befangen, wenn sie etwas anderes glaube. Als dann die Angeklagte, zum Beweise ihrer Aussage, im begriff gewesen sei, etwas von dem Pulver zu verschlucken, habe dies die Zeugin verhindert und, um Verzeihung bittend, ihre Tante umarmt.



Eine Venetianerin.

Nach dem Originalgemälde von Ad. Echtler.



h
in
Als
gewe
Zeugi

E[illegible]auerin.

[illegible]e von Ad. Echtler.

Eine Venetianerin.

Nach dem Originalgemälde von Ad. Echtler.

Diese habe ihr hierauf die Büchse mit ihrem Inhalt ohne weiteres überlassen. Acht Tage lang trug Emma Pontier die ihr freiwillig überlassene Büchse mit sich herum und übergab sie dann, dem Rathe ihrer Angehörigen folgend, dem Instruktionsrichter. Bei der Untersuchung sowohl des dem Herrn Fleignac übergebenen, als auch des in der Büchse enthaltenen Gummipulvers, stellte sich heraus, daß dasselbe stark mit Arsenik vermengt war.

Durch die Erzählungen der Hausgenossen, namentlich aber durch die an alle Welt erfolgten Mittheilungen des Commis Denis, waren die Vorgänge in Grandier in der ganzen Umgegend bekannt geworden. Infolge dessen erschienen bereits am 15. Januar der Instruktionsrichter und der königliche Prokurator vom Tribunal in Brives, um den Thatbestand festzustellen. Am 16. Januar wurde der Leichnam besichtigt und geöffnet. Da der Befund eine Arsenikvergiftung zu bestätigen schien, wurde der Magen mit den in ihm enthaltenen Flüssigkeiten aus dem Körper herausgenommen und aufbewahrt. Gleichzeitig wurden auch dasjenige, was der Verstorbene in der letzten Zeit ausgebrochen, sowie die im vorstehenden aufgeführten Nahrungsmittel und Gegenstände, welche Verdacht erregt hatten, in Flaschen gesammelt, um alles dies später chemisch untersuchen zu lassen. Diese Untersuchungen fanden durch die Sachverständigen in der Zeit vom 19. bis 22. Januar statt. Sie ergaben das Vorhandensein von Arsenik in einem Theile der in der Geschichte des Thatbestandes bezeichneten Nahrungsmittel, Pulver ꝛc. In dem Magen des Verstorbenen wurde ein Niederschlag gefunden, der auf eine Arsenikvergiftung schließen ließ; doch gelangte man nicht zu einem bestimmten Resultate, weil die bei der Operation verwendete Glasröhre, infolge einer von den Chemikern begangenen Unvorsichtigkeit, gesprungen war. In dem Erbrochenen wurde kein Gift entdeckt. Nach allen diesen Ermittelungen wurde Marie Lafarge, welche sich bis dahin in völliger Freiheit befunden, am 22. Januar in ihrer Wohnung zu Grandier unter Bewachung gestellt und sechs Tage später in das Gefängniß nach Brives abgeführt. Ihre treue Kammerjungfer Servat und Emma Pontier begleiteten sie freiwillig in die Gefangenschaft.

Am 18. Juli 1840 setzte der Gerichtshof zu Limoges die Lafarge in den Anklagezustand und am 3. September desselben Jahres begannen zu Tulle die Assisen. In der Anklageakte waren die uns bereits bekannten Verdachtsmomente ausführlich entwickelt und als Motive des Verbrechens die Abneigung der Angeklagten gegen ihren Gatten und der von ihr gehegte Wunsch, das vermeintlich ansehnliche Vermögen Lafarge's an sich zu bringen, bezeichnet. Auf die während der Verhandlung abgegebenen Zeugenaussagen brauchen wir nicht näher einzugehen, da ihr wesentliches Ergebniß bereits in der vorstehenden Schilderung des Thatbestandes enthalten ist. Die Angeklagte war während der Verhandlungen von vielen ihrer angesehenen Verwandten umgeben. Sie behauptete, keinen Widerwillen gegen ihren Mann gehegt zu haben, ihre Anhänglichkeit und Zuneigung zu ihm habe vielmehr von Tag zu Tag zugenommen. Vor vielen Zeugen seien von ihr drei bis vier kleine Kuchen in die für ihren Mann bestimmte Kiste eingepackt und diese verschlossen worden. Sie begreife also nicht, wie

nur ein großer Kuchen in Paris hätte ankommen können. Sie habe offen und vor aller Augen Gummi in die für ihren Mann bereiteten Nahrungsmittel geschüttet, weil ihr die gute Wirkung dieser Arznei bei entzündlichen Zuständen bekannt gewesen sei. Sie habe nämlich — wie ebenfalls allen Personen ihrer Umgebung bekannt — zu jener Zeit an einem Schnupfen gelitten und Gummi mit Erfolg gegen dieses Leiden angewendet. Die Aussagen der Malerin Brun müsse sie bestreiten. Namentlich habe sie nicht gesagt, daß sie Orangenblüten in die Hühnermilch gethan. Die Schublade der Kommode im Krankenzimmer sei nicht verschließbar, für jedermann zugängig; sie könne folglich nicht Gift darin gehabt haben. Das Rattengift habe sie, wie ja auch durch Zeugen zum Theil bestätigt worden sei, nicht heimlich und nur deshalb wiederholt kommen lassen, weil die anfänglich verwendeten Portionen die gänzliche Vertilgung der Ratten nicht bewirkt und die durch dieselben verursachten Störungen zu immer erneuten Klagen des Verstorbenen Veranlassung gegeben hätten. Wie das Gift in die Nahrungsmittel und — wie es scheine — auch in den Körper ihres Mannes gekommen sei, davon habe sie keine Ahnung.

Da nach der französischen Gesetzgebung alle Schuldbeweise, soweit dies irgend möglich, vor den Geschworenen selbst aufgenommen werden müssen, wurde während der Verhandlung noch eine zweite durch andere Sachverständige zu bewirkende Untersuchung der übriggebliebenen Substanzen angeordnet. Bei der am 4. September stattgehabten Eröffnung der Kiste, welche die zu untersuchenden Gegenstände enthielt, zeigte sich eine große Verwirrung, indem man unterlassen hatte, die Flaschen, in welchen die einzelnen Untersuchungsobjekte aufbewahrt worden waren, mit Etiketten zu versehen. Erst am Abend, nach Hinzuziehung der zuerst verwendeten Sachverständigen, glaubte man sich orientirt zu haben. Die Chemiker fanden weder in dem Magen noch in den ausgebrochenen Stoffen Arsenik vor, wohl aber in einigen der untersuchten Nahrungsmittel ꝛc.

Da somit der Thatbestand der Vergiftung noch immer fehlte, wurde am 7. September der Leichnam des Lafarge ausgegraben und von demselben Leber, Herz und Eingeweide genommen, auch ein Stück des Leichentuches abgeschnitten und ein Theil der den Sarg unmittelbar umgebenden Erde gesammelt. Von alledem wurde die Hälfte einer vorsichtigen und eingehenden chemischen Untersuchung mittels des Marsch'schen Apparates unterworfen. Die Prüfung selbst wurde durch alle bisher verwendeten Sachverständigen, deren Anzahl noch durch zwei anderweite, den früheren Operationen ferngebliebenen Chemiker verstärkt wurde, gemeinsam angestellt. In der am 9. September stattgehabten Sitzung erklärten die Sachverständigen, daß sie in allen diesen Substanzen keine Spur von Arsenik gefunden hätten.

Da bei dieser ganz ordnungs- und sachgemäßen Untersuchung die Einholung eines höheren Gutachtens eigentlich nicht angezeigt war, in dem Körper des Verstorbenen aber kein Gift gefunden wurde und somit ein wesentlicher Schuldbeweis fehlte, würde jedenfalls, wenn der Prozeß vor einem preußischen Gerichte zur Verhandlung gekommen wäre, damals die Angeklagte freigesprochen worden sein. Der französische Generaladvokat begnügte sich aber nicht mit dem gewonnenen

Resultate. Mit Genehmigung des Gerichts ließ er dasjenige, was von den ausgegrabenen Leichentheilen noch übrig war, durch den im In- und Auslande berühmten Pariser Chemiker Orfila, dem noch zwei seiner Pariser Kollegen, die Herren Bussy und Olivier, beigegeben wurden, nochmals untersuchen. Diese Sachverständigen gewannen denn auch, mittels des von Orfila in ausgezeichneter Weise gehandhabten Marsch'schen Apparates, ein halbes Milligramm Arsenik. In der Sitzung am 14. September zeigte Orfila das gewonnene, auf Porzellanplatten abgelagerte Gift den Geschworenen vor. Alle Anstrengungen der vortrefflich geführten Vertheidigung vermochten nicht den Eindruck abzuschwächen, welchen das von Orfila erzielte Resultat auf die Geschworenen gemacht hatte. Der von der Angeklagten und ihren Angehörigen von Paris herbeigerufene hochberühmte Chemiker Raspail, welcher das von Orfila eingeschlagene Verfahren prüfen und womöglich durch seine Autorität anfechten sollte, traf zu spät in Tulle ein. Die Geschworenen gaben daher am 19. September, nach ein und einhalbstündiger Berathung, ihr Verdikt dahin ab, daß die Angeklagte schuldig sei, ihren Mann vergiftet zu haben, sprachen ihr aber gleichzeitig mildernde Umstände zu. Infolge dessen verurtheilte der Gerichtshof Marie Lafarge zu lebenslänglicher Zwangsarbeit und zur Ausstellung am Pranger.

Das von der Verurtheilten eingegebene Kassationsgesuch wurde am 10. Dezember 1840 verworfen und die Lafarge trat nunmehr ihre im Centralgefängniß von Montpellier zu verbüßende Strafe an. Erst hier mußte sie sich von ihrem Kammermädchen Clementine Servat trennen, welche bis dahin durch keine Vorstellung zu bewegen gewesen war, ihre Herrin zu verlassen. Die Ausstellung am Pranger scheint der Lafarge im Gnadenwege erlassen worden zu sein.

Es wird unsere Leser interessiren am Schlusse noch zu erfahren, aus welchen Gründen die eingangs erwähnten namhaften preußischen Kriminal-Rechtsverständigen, denen sich unter anderen auch der Professor Luden zu Jena anschloß, dem Wahrspruche der französischen Jury nicht beizupflichten und sich von der Schuld der Lafarge nicht zu überzeugen vermochten. Sie begründen ihre Ansicht im wesentlichen mit nachstehenden Erwägungen:

1) Es ist durch die Untersuchung nicht klar erwiesen, daß das gefundene Gift in den lebenden Körper des Lafarge gebracht worden ist. Bei der Leichtfertigkeit, mit welcher bei der Obduktion und der Aufbewahrung der dem Leichnam entnommenen Theile verfahren wurde, bleibt die Möglichkeit bestehen, daß eine unbekannte Hand — welche ein Interesse haben mußte, in Grandier überall Gift herumzustreuen und glauben zu machen, daß wirklich von der Angeklagten ein Verbrechen begangen worden sei — Arsenik in den geöffneten Leichnam des Lafarge gebracht hat.

2) Es ist wissenschaftlich nachgewiesen, daß mittels des Marsch'schen Apparates auf Porzellan erzielte schwarze Flecke ebenso gut aus Antimon als aus Arsenik bestehen können, indem das metallische Antimon auf ganz ähnliche Weise und mit denselben Erscheinungen und Wirkungen, wie der metallische Arsenik, sich aus der Wasserstoff gasflamme auf Porzellan absetzt. Man hat nun aber ununtersucht

gelassen, ob dem Verstorbenen während seiner Krankheit Arzeneien eingegeben wurden, welche Antimon enthielten. Es ist mithin nicht unumstößlich festgestellt, daß im Körper des Lafarge überhaupt Arsenik gefunden worden ist.

3) Die vorhandenen Ermittelungen über den Thatbestand sind nicht genügend, um als bewiesen anzusehen, daß, wenn Lafarge wirklich durch Gift getödtet wurde, seine Frau den Mord verübt habe. Weder die Umstände, welche die Absendung der Kuchen begleiteten, noch die wiederholt von der Angeklagten veranlaßten Arsenikeinkäufe, rechtfertigen die richterliche Ueberzeugung von der Schuld der Lafarge. Gegen die Wahrheit der Aussagen der Malerin Brun, welche sich im Laufe der Verhandlungen überhaupt als eine den Eingebungen ihrer Phantasie leicht zugängliche, voreingenommene Person erwies, sprechen eine solche Menge Gründe, daß man ihnen kein erhebliches Gewicht beilegen darf. Abgesehen davon, daß die Brun bei ihren Vernehmungen mehrere Male mit sich selbst in Widerspruch gerieth, erscheint es durchaus unwahrscheinlich, daß eine mit der Intelligenz der Lafarge begabte Giftmischerin ihre Gifte ganz offen und ohne jede dringende Veranlassung im Beisein einer andern Person einrührt. Noch unglaublicher erscheint der Umstand, daß die Angeklagte dies Verfahren noch zweimal in Gegenwart derselben Zeugin wiederholt haben soll, nachdem letztere durch lästige Fragen bereits ihren Verdacht kund gegeben und dadurch die Thäterin gewarnt hatte. Geradezu unsinnig müßte aber die Lafarge gehandelt haben, wenn sie ihr Gift in der unverschließbaren Schublade einer Kommode aufbewahrt hätte, welche in dem Krankenzimmer ihres angeblichen Opfers stand. Das Vorhandensein von Arsenik in der Achatbüchse, welche die Angeklagte stets bei sich führte, würde an und für sich als ein dieselbe sehr verdächtigender Umstand anzusehen sein. Die Thatsache aber, daß die Lafarge dieses wichtige Beweismittel freiwillig der Emma Pontier überließ, läßt vermuthen, das ersterer die Vermischung des Gummipulvers mit Gift unbekannt war.

4) Die von der Anklage dem Verbrechen zu Grunde gelegten Motive sind gänzlich ungenügend. Wenn die Lafarge auch ihrem Gatten keine warme Liebe entgegenbrachte, so spricht doch kein Umstand für die Annahme, daß sie ihn haßte oder daß ihr ein Zusammenleben mit ihm, nachdem sie ihre anfängliche Enttäuschung über die vorgefundenen Verhältnisse überwunden hatte, unerträglich gewesen sei. In der gegenseitigen Errichtung der Testamente kann man keinen verdächtigen Umstand erblicken. Es ist nämlich nicht anzunehmen, daß die Angeklagte, welche im Todesfalle ihres Mannes selbst genügend zu leben hatte, sich in den Besitz von dessen Vermögen setzen wollte, namentlich da ihr, als sie sich während der Abwesenheit Lafarge's vielfach um die Geschäfte bekümmerte, die schlechte Vermögenslage desselben nicht entgangen sein konnte. In der That hatte auch Lafarge 30,000 Francs von dem Vermögen seiner Frau zur Bezahlung alter Schulden verwendet.

Dies sind in der Hauptsache die Bedenken, welche Temme und Körner gegen das in Tulle gefällte Urtheil aufwerfen. Sie sehen für erwiesen an, daß irgend eine Hand Gift in großer Menge in Grandier

ausgestreut hat und stellen endlich die Frage auf: Wessen ist diese Hand? — Sie weisen bei der Untersuchung über die Möglichkeit der Beantwortung dieser Frage auf die unheimliche Erscheinung des Commis Denis hin. Er war ein verworfener Charakter, war wenige Tage vor Ankunft der Kuchen in Paris eingetroffen und ein Mitschuldiger der unredlichen Geschäftsmanipulationen Lafarge's. Hat er vielleicht den Zeugen seiner Verbrechen beseitigen wollen? — Bezeugt ist, daß er bei seiner Rückkehr nach Grandier die Aeußerung that: „Ich werde jetzt Herr hier sein".

Zu der Zeit, als die hier in aller Kürze mitgetheilten Ansichten und Bedenken der genannten deutschen Kriminalisten in einem besondern Werke zur Veröffentlichung gelangten, schwebte noch der gegen die Lafarge anhängig gemachte Prozeß wegen eines an einer Freundin verübten Diamantendiebstahls. Die Verfasser der erwähnten Schrift sagen selbst, „daß dieser Diebstahl, wenn er erwiesen wäre, ein so nachtheiliges Licht auf den Charakter der Angeklagten werfen würde, daß man daraus allein einen Argwohn der Vergiftung ihres Mannes schöpfen könnte." Aber auch dieser Prozeß ist zu Ungunsten der Lafarge entschieden worden und wir dürfen daher hoffen, daß sie nicht das Opfer eines schweren Rechtsirrthums geworden ist. Wir wenigstens sind der Ueberzeugung, daß unsere dermalen zu Recht bestehenden deutschen Geschwornengerichte schwerlich, im analogen Falle, zu einem andern Urtheilsspruche gelangt sein würden, als die Jury zu Tulle.

Marie Lafarge erhielt nach einer fünfjährigen Gefangenschaft im Centralgefängniß zu Montpellier die Erlaubniß, in das Kloster St. Rémy zu gehen. Im Jahre 1852, nachdem ihre an und für sich schwache Gesundheit völlig zerrüttet war, wurde sie gänzlich freigelassen, starb aber schon fünf Monate später zu Uffat, woselbst sie die Bäder besuchte. Auch die Gewißheit ihres nahe bevorstehenden Todes hat ihr kein Geständniß auszupressen vermocht. Sie hat vielmehr bis zu ihrem letzten Augenblicke ihre Unschuld standhaft behauptet.

Kastor und Pollux.

Novelle

von

Heinrich Köhler.

(Fortsetzung.)

Sie gingen hinein ins Zimmer; dort lag die Kranke in augenscheinlicher großer Schwäche im Bett und die Farbe ihrer Hände, ihres eingesunkenen Gesichts war so bleich wie das Linnen, auf dem sie ruhte. Sie hatte zweimal heftigen Blutsturz gehabt, das hatte die schwachen Lebenskräfte gänzlich aufgezehrt. Als Max eintrat, sah er es auf den ersten Blick, daß sie bereits im Sterben lag. Die Haushälterin, die an ihrem Bett gesessen hatte, verließ das Zimmer und Max nahm ihren Platz ein. Er nahm die abgezehrte Hand in die seine und streichelte sie sanft, bei dieser Berührung schlug die Kranke die Augen auf und ihr freundlicher Blick und ein leises Bewegen des Kopfes verriethen, daß sie ihn erkannte. Sie lag darauf eine Weile ohne Bewegung da, nur ihre Augen wanderten unruhig von Margarete, die am Kopfende ihres Bettes stand, zu Max. Es war ein liebevoller, ein bittender Blick, der zuletzt so sprechend wurde, daß Max sich über sie beugte und sie fragte:

„Haben Sie einen Wunsch, liebste, beste Frau Wald?"

Sie nickte leise.

„Nicht für mich", sagte sie. Das Sprechen wurde ihr schwer. „Ich fühle es — ich bin am Ziel."

„O, Mutter — Mutter!" schluchzte Margarete, „sprich nicht so."

„Mein Kind, mein armes verlassenes Kind", sagte die Sterbende, die Hand der Tochter leise streichelnd, „wie gern bliebe ich noch bei Dir! Nicht um meinetwillen — nur der Gedanke an Dich macht mir das Scheiden schwer.

Ein unsäglich trauriger Blick voll Liebe ruhte aus den brechenden Augen auf Margarete, die mit der ganzen Kraft ihres Willens den verzweifelten Schmerz, der sie durchwühlte, zu bekämpfen suchte.

Max verstand den schmerzlich bittenden Blick, den die Sterbende dann auf ihn richtete, er ergriff ihre Hand fester und sagte mit bebender Stimme:

„Liebe Frau Wald, wenn ich Ihnen eine Beruhigung geben könnte! O, ich hätte es so gern unter glücklicheren Umständen gethan!

Margarete soll nicht verlassen sein in der Welt, mein Herz, meine Liebe, mein ganzes Sein gehören ihr seit unserm ersten Begegnen. O lassen Sie mich Sie in der letzten Stunde Mutter nennen."

Ein glückliches Lächeln spielte um die blassen Lippen, sie nahm mit den schwachen zitternden Händen die Hand Margaretens und legte sie in die Maxens. Des Mädchens Hand bebte leise, willenlos legte sie dieselbe in die des Mannes, der sie mit warmem Druck umschloß. Max schlang sanft seinen Arm um den bebenden Mädchenleib und zog sie zu sich nieder. So bat er mit Margarete an dem Lager knieend:

„Segne uns, Mutter!"

Die Sterbende legte die zitternden Hände auf die Häupter des Paares.

„Seid glücklich", sagte sie sanft, mit einem Blicke, in dem noch einmal alle die unerschöpfliche Liebe eines Mutterherzens sich zusammendrängte, „Ihr verdient es, Ihr seid ja beide gut. Margarete, Du weißt es, er ist das treueste, weichste Herz von der Welt. Und Max — dieses Mädchen — sie ist —"

„Die Beste, Edelste, Reinste, die je die edelste der Frauen erzog!" sagte Max schluchzend. „O, ich bin ihrer nicht werth, ich weiß es, aber ich will sie halten wie meine Heilige, meine Göttin. Hier in diesem feierlichen Momente gelobe ich es angesichts der mahnenden Ewigkeit, daß vor ihrem Wohl, ihrem Glück stets das meine in den Hintergrund treten soll, daß ich das Hüteramt aus Ihren Händen nur empfange, um es in der selbstlosen Weise weiter zu üben, wie das treue Mutterherz es that."

„So sterbe ich gern."

Es kam schwach wie ein Hauch — die zerstörte Brust röchelte schwer, die Lippen färbten sich mit Blut. Der letzte irdische Kampf. Er währte nicht lange. Dann legte sich ein stilles Lächeln über die sanften Züge, der Abglanz schmerzentrückten ewigen Friedens. Max hielt die Hände der Sterbenden, sie wußte nichts mehr davon. Immer tiefer senkte der Engel des Todes seine Fackel — dann noch einmal ein tiefer letzter Athemzug. Am Himmel erlosch ein Stern.

„Meine Mutter — meine Mutter!" schrie Margarete in wildem Schmerze auf. Sie brach an dem Lager zusammen und die Stirn vergrub sich in den krampfhaft verschlungenen weißen Fingern. So lag sie lange, den schlanken Leib von konvulsivischen Zuckungen erschüttert, nach Fassung, nach Kraft ringend im heißen Gebet.

Max ließ sie gewähren; was ist das armselige Trosteswort in solchen Momenten, wo das schwache Menschenherz ringt mit der titanenhaften Kraft unabänderlichen Schicksalswaltens? Er war ans Fenster getreten und blickte in die Dunkelheit hinaus; dort brach die Mondsichel eben am Himmel durch das sich theilende Gewölk und hier und da flimmerte ein Stern aus den zerrissenen Wolkenschiffen. Alles wie sonst, wie einst, wie immerdar. Die Wolke zieht vorüber, sie vertheilt sich, verdunstet, verschwindet. Vorbei! Neue bilden sich und finden dasselbe Los. Menschenschicksal! Oder schwebt die befreite Psyche über ihnen hinauf, hinauf zu Aetherhöhen. Wohin?

Er trat an Margarete heran und zog die ruhiger werdende sanft empor. So saßen sie bei einander und er hielt sie eng umschlungen und sie legte den Kopf an seine Schulter, an das treue weiche Herz, das ihr nun Halt und Stütze sein sollte für ein langes Leben und der wilde Schmerz löste sich in einen lindernden Thränenquell. So verbrachten sie die lange Nacht.

Am andern Morgen in der Frühe trat Max bei Erich ein. Er sah bleich aus, angegriffen und tiefernst. Erich stellte ihm einen Stuhl hin, und indem der Freund erschöpft sich auf denselben niederließ, sagte er, den fragenden Blick Erichs, der vor ihm stehen blieb, beantwortend:

„Sie schläft ohne Traum."

„Und Margarete, wie trägt sie es?" fragte Erich mit bebender Lippe.

„Wie ein Heilige, nachdem der erste Kampf überwunden. Diese Nacht hat ihrem Wesen den Stempel der Vollkommenheit aufgedrückt.

„Und ihre Zukunft."

„Die letzte Stunde der Mutter hat sie mir verlobt."

Erichs bleiches müdes Gesicht wurde um einen Schatten fahler, er nickte mechanisch und wandte sich ab.

„O mein Freund, welch unermeßliches, Seligkeiten umfassendes Glück, wenn es nicht auf so Schwerem gründete! Aber das wird vorübergehen — und dann, o dann!"

Er blickte eine Weile traumverloren vor sich hin und die Gegenwart schwand davor zurück in nebelhaftes Vergessen. Ein glückliches Lächeln spielte um den hübschen Mund, das dem treuherzigen Gesicht etwas ungemein Anziehendes gab.

„Sagst Du mir nichts dazu?" fragte er nach einer Weile auf das Schweigen des Freundes aufmerksam werdend.

„Was soll ich sagen, da es mich nicht überrascht? Es ist gewiß das Beste so", entgegnete Erich tonlos.

„Aber doch hätte ich von Dir gern ein warmes Wort gehört." Er sprang mit seiner sonstigen Lebhaftigkeit auf und seine Gestalt hob sich elastisch in voller frischer Jugendkraft, alle Abspannung, alle Ermüdung waren von ihm gewichen. „Erich, o denke daran, wie wir über den Werth des Lebens oft in stillen, feierlichen Nachtstunden tiefsinnige Gespräche führten. Wie wir dann zu dem Resultat gelangten, daß alles Wissen, aller Ruhm, aller Glanz dieser Welt nur ein hohler Schimmer ist, der nur zeitweise und niemals voll befriedigen kann. Im tiefsten Leid, im höchsten wonneschluchzenden Glück, da sucht unsere Seele nach der gleichgestimmten, in die sie sich ergießen kann, mit der sie verschmilzt zu einem Gefühl und wenn der gleiche Ton uns nicht zurückklingt, dann ist das Glück nur ein halbes und der Schmerz ein doppelter. Wenn die Erhabenheit der Natur zu uns spricht, wenn die Musik unter ihren Wonneechos unsere Seele dahinfließen läßt, warum öffnen dann unwillkürlich sich unsere Arme, um an eine Brust zu sinken und unsere Wonnethränen mit denen eines geliebten Menschen zu vermischen? O, nichts ist der Mensch allein, mag er auf noch so stolzer Höhe stehen, mag sein Geist das ganze Weltall umfassen! Ein Gott müßte sich so verlassen fühlen, wenn er nicht der Urquell der

Liebe wäre und alle Liebe zu ihm zurückflösse. Und wie oft habe ich gestanden in der stillen Sternennacht oder wenn unter den niedersinkenden Schatten des Abends mein Herz sich in unerklärlicher Sehnsucht weitete und habe meine Arme ausgebreitet und gefleht, geschluchzt, gerungen: „Eine Seele!“ Ich weiß, Du hast das Gleiche empfunden, und wir sind daran verzweifelt, nicht ein Herz, sondern das Herz zu finden. Ach, diese Welt hat nur so wenig Herzen zu vergeben! Und wir haben uns die Hand gedrückt und haben uns verstanden und sind uns gewesen, was ein Mann dem andern sein kann, mehr, viel mehr als andere sich sind. Aber eines fehlte doch, ein Letztes, Wonnigstes, Höchstes, das nur das Weib dem Manne geben kann — das himmelhochjauchzende, götterähnlich machende Glück. Und nun — und nun — zu wissen, daß man diese Seele gefunden, daß volle, übervolle Erfüllung mein geworden! O, Lieber, Guter, ich habe stets Dich des höheren Preises für werth gehalten und nun hat das Schicksal mir ihn unverdient zu theil werden lassen. O daß wir nur in diesem einen Punkt nicht theilen können!“

Er hatte es begeisterungsvoll, aus der Kraft seiner tiefempfindenden Seele gesagt. Seine Brust hob und senkte sich stürmisch, seine Augen glänzten in Thränen, so wandte er sich mit einer leidenschaftlichen Geberde gegen den Freund, die Arme weit geöffnet.

„Erich, nimm auch an diesem Glücke theil, Du bleibst mir, was Du mir warst.“

Der andere zog ihn an seine Brust, seine Stimme bebte in tiefer Rührung.

„Mein lieber Kastor.

„Nun besteht der Bund zu Dreien.“

Erich machte sich sanft aus seinen Armen frei.

„Du liebenswürdiger Schwärmer!“ sagte er.

„Nein, nein, wir gehören zueinander. Ich wüßte nicht, welchen von Euch beiden ich verlieren könnte.“

Er besann sich plötzlich und sein Gesicht wurde ernst.

„Aber welch' ein Egoist ich bin! Ich verliere mich hier in Träumen der Zukunft, während doch die Gegenwart ihre schweren Anforderungen an mich stellt. Es giebt so Vieles, Trauriges zu thun, ich will Margarete abnehmen, was ich nur vermag. Zuerst will ich zu meinem Prinzipal gehen und mich für einige Tage dispensiren lassen. Wirst auch Du uns beistehen?“

Erich nickte.

„Womit ich kann. Sage Deiner — sage Fräulein Margarete meinen herzlichsten Gruß, noch heute finde ich mich ein.“

Max ging, der Zurückbleibende sah ihm mit einem traurigen Blicke nach und stützte dann den Kopf mit einem schweren Seufzer in die Hand.

„Wenn er wüßte, die gute Seele! Er darf nichts ahnen. Es würfe einen furchtbaren Kampf in sein weiches aufopferungsvolles Herz. Und Margarete? Sie wird an seiner Seite glücklich sein — es giebt keine treuere Seele auf der Welt. Ein Bund zu dreien?“ Er lächelte, ein mattes, todestrauriges Lächeln. „Argloses Kinderherz — einer ist hierbei zu viel.“

IV.

Eines Tages gegen Abend waren die Freunde zu Margarete hinausgegangen, die mit ihrer Haushälterin und deren Sohn nun allein in stiller Weise in dem kleinen Hause weiterlebte. Jetzt war der Vergleich mit dem Dornröschenschlößchen treffend geworden, denn von den reichen Rankenarmen, die bis zu dem Dachfirst hinaufkletterten und von der Straße durch die hohe Hecke abgeschlossen, lag das Haus in der grünen Einsamkeit verborgen, wie ein poesieumwobenes Märchenschloß, abgeschlossen von dem Treiben der Welt. Nur das dunkle Gewand des schönen Mädchens, das gleich einer lebendiggewordenen Sagengestalt den Mittelpunkt des grünen Traumes bildete, kontrastirte etwas seltsam zu dem friedlichen Zauber ringsum. Aber der Eindruck, den die holde Erscheinung so hervorbrachte, war um so wirkungsvoller. Die dunkle Farbe des Kleides hob die Zartheit des Gesichts und der Hände um so blendender hervor und ließ die weichen schönen Linien der edlen Gestalt noch plastischer erscheinen. Der Zug stiller Melancholie, der eine leise Passivität in ihr Wesen legte und aus dem schwermüthigen Blick der tiefblauen Augen sprach, ließ jede ihrer Bewegungen noch harmonischer, weicher erscheinen und wob einen unaussprechlich rührenden Zauber um sie und gab der Erscheinung zugleich etwas Unnahbares, Ehrfurchterweckendes. Es war eine Vereinigung von weiblicher Hoheit und Würde mit lieblicher hingebender Anmuth, wie sie in ihrem Gesammteindruck kaum ein vollkommeneres Bild des „ewig Weiblichen" ergeben konnte.

Die drei saßen in der Fliederlaube beisammen und der Duft der Sträucher und Blumen im Garten erfüllte die Luft mit Wohlgerüchen. Ein Finke schlug beharrlich in der Linde dicht beim Hause und jetzt, während einer Pause im Gespräch, fing hinten im Garten eine Nachtigall ihr melodisches Abendlied an. Die schlanken Finger Margaretes, an deren einem ein schmaler Goldreif blinkte, hatten sich mit einer feinen Arbeit beschäftigt, nun ließ sie die Hände in den Schoß sinken und aufblickend begegneten unwillkürlich ihre Augen dem traumverlorenen Blicke Erich's. Vielleicht dachten beide in diesem Augenblicke an ihr erstes Gespräch an dieser Stelle, das ihre Gedanken und Empfindungen zu harmonischem Einklang verschmelzen ließ.

Max ergriff sanft Margaretes Hand und führte sie an seine Lippen, dann hielt er sie in der seinen fest und sein Blick ruhte voll unermeßlicher Liebe auf ihr. Sie erwiderte sanft den Druck und überließ ihm willenlos die weiche Hand, aber ihr Gesicht behielt die gleichmäßig stille Ruhe bei, sie hätte auch zu einem Bruder in gleicher Weise sich verhalten können.

„Mein Besuch heute, Fräulein Wald", nahm Erich nach dieser Pause das Gespräch auf, und es war, als ob in der weichen, tiefen Stimme ein leises Vibriren lag, „ist auch zugleich ein Abschied auf unbestimmte Zeit."

„Ein Abschied?" fuhr Max betroffen auf.

Die großen blauen Augen Margaretes richteten sich voll auf Erich, es lag auch in ihnen etwas wie jähe Bestürzung.

„Ein Abschied? Was willst Du damit sagen?" fragte Max noch einmal.

„Ich gedenke in den nächsten Tagen diese Stadt zu verlassen", antwortete Erich ruhig, „um mich nach einem Orte zu begeben, wo sich mir ein Wirkungskreis erschließt."

„Aber, mein Gott, davon hast Du mir ja noch gar nichts gesagt!" entgegnete Max erregt, „wie kommst Du nur so plötzlich darauf? Was treibt Dich von hier fort?"

„Was mich von hier forttreibt?" Ein seltsames Lächeln irrte um des Sprechers Mund. „Wie sonderbar Du fragst! Das Provisorium muß doch endlich einmal ein Ende nehmen. Ich trage mich schon längst mit diesem Entschluß."

„Und sagst das nur so en passant?" antwortete Max vorwurfsvoll. „Am Ende hättest Du in den nächsten Tagen mir Deine Visitenkarte mit der eingebogenen Ecke geschickt und hättest das auch in der Ordnung gefunden?"

„Vielleicht nicht in der Ordnung, aber praktisch", sagte Erich mit einem nicht recht gelingenden Versuch zum Scherzen.

„Egoistisch, willst Du sagen", bemerkte Max erregt.

„Vielleicht, vielleicht auch nicht", entgegnete Erich mit einem seltsamen Blick. „Man sollte nicht zu vorschnell mit seinem Urtheil über die Handlungen anderer sein, weil man selten oder nie die inneren Motive zu überschauen vermag. Egoismus wäre es, wollte ich länger so in Unthätigkeit verharren."

„Unthätigkeit?" sagte Max, „wenn Du Deine Studien, Dein Wissen erweiterst! Worin besteht denn der große Nutzen, den Du der Menschheit leistest, wenn Du in der Tretmühle des alltäglichen Lebens Dein Pensum absolvirst wie alle anderen Durchschnittsköpfe. Ich bin der Meinung, daß aus Deinen stillen Studien bessere Früchte der Menschheit erwachsen würden, und vor allem glaubte ich, daß Du die persönliche Unabhängigkeit sehr hoch stelltest."

„Du hast mich eben jedenfalls überschätzt — und unabhängig, frei, wer ist denn das? Oft der am wenigsten, der es äußerlich scheint."

Der Sprecher unterdrückte einen Seufzer und blickte gedankenvoll in das grüne Blättergewirr, über das die ersten leisen Schleier der Dämmerung sich zu breiten begannen.

„Aber, Lieber, ich verstehe Dich nicht, wie schon öfter in der letzten Zeit." Max stockte plötzlich und in sein offenes, treuherziges Gesicht, das jede Empfindung wiederspiegelte, kam ein Zug der Verlegenheit. Er blickte einige Sekunden unschlüssig vor sich hin, dann sagte er schnell: „Wir brauchen ja aus dem Natürlichen vor Margarete keine prüden Geheimnisse zu machen. Verzeih', wenn ich vielleicht unbedachtsam gesprochen habe. Wir haben bei unserer Freundschaft nie daran gedacht, nach den gegenseitigen pekuniären Verhältnissen zu fragen. Wenn es die sind, die Dich zwingen —"

Erich winkte abwehrend mit der Hand.

„Laß gut sein, nein, die sind es nicht. Ich habe stets nach Rousseau'schen Prinzipien gelebt und für diese reicht mein Etat aus. Ich bin, da meine Eltern früh starben, bei einem Onkel erzogen und habe von diesem an dem Tage, da ich majorenn wurde, mein kleines Vermögen erhalten."

„Dann giebt es also keinen bestimmenden Grund —."

Margarete legte dem Sprecher sanft die Hand auf die Schulter. „Lieber Freund", sagte sie, „solltest Du mit Deinem gutgemeinten Eifer nicht jetzt selber egoistisch sein?"

„Auch Du?" entgegnete Max. Dann schwieg er verstimmt still.

„Nicht wahr", sagte Erich, zu dem Mädchen gewandt, „Sie haben mich längst im stillen für einen sehr unpraktischen Menschen gehalten?"

Die großen blauen Mädchenaugen blickten ihn sinnend an.

„Unpraktisch? — vielleicht; aber Sie wissen so gut wie ich, daß die sogenannten praktischen Menschen niemals die bedeutenden sind."

Die Haushälterin brachte die städtische Zeitung, die abends ausgegeben wurde und besonders auch der Ort für Lokalnachrichten war. Erich nahm sie unwillkürlich in die Hand und blickte hinein. Er zuckte plötzlich leise zusammen, was den anderen entging, und warf einen eigenthümlichen Blick auf Margarete.

Gleich darauf sah er nach der Uhr, stand auf und erklärte, daß er sich nun verabschieden müsse.

Max fand es noch sehr früh, es war ein halb acht Uhr, Erich bat ihn, sich nicht stören zu lassen, aber allein gehen lassen wollte ersterer den Freund auch nicht, so schickte auch er sich zum Gehen an.

Margarete geleitete die Herren bis zur Gartenthür, hier gab sie Max die Hand und als Erich nun an sie herantrat, sah sie ihn mit einem eigenen fragenden Blicke an.

„So soll es also wirklich ein Abschied für längere Zeit sein?" sagte sie mit leiser Stimme.

„Voraussichtlich — ja", entgegnete er, ihre Hand in der seinen haltend. „Leben Sie recht, recht wohl inzwischen." Er wollte noch etwas hinzufügen, aber er that es nicht, er beugte sich auf die weiße Hand und berührte sie mit seinen Lippen. Dann wandte er schnell sich ab.

Margarete sah den beiden eine Weile nach, dann ging sie mit zu Boden geschlagenen Augen langsam in die Laube zurück. Erst saß sie dort eine Weile gedankenvoll still, dann griff sie nach dem Zeitungsblatte und warf einen Blick in dasselbe. Sie stützte den Kopf in die Hand, und aus dem zurückfallenden weiten Aermel hob der schöngeformte Arm sich plastisch hervor, in der Dämmerung wie mattes Elfenbein schimmernd. So saß sie lange dort in stillen Träumen, zu denen der leise Abendwind, der durch die Blätter zog und die sanften, wie aus weiter Ferne klingenden und dann wieder zeitweise ganz verstummenden Töne einer Aeolsharfe, die unter der Linde hing, die Begleitungsmelodie sangen.

Es war nicht viel, was die beiden Freunde unterwegs sprachen, eben weil so vieles zwischen ihnen lag. In der Nähe des Thores, das sie zu passiren hatten, lag das Postgebäude und Erich lenkte seine Schritte dorthin.

„Verzeih' einige Minuten", sagte er zu Max, „ich habe eine Anfrage auf der Post, man wird sogleich schließen."

„Ich gehe langsam voran; wenn es Dir recht ist, komme ich noch zu Dir mit hinauf, es ist ja noch früh."

„Es ist mir angenehm."

Er stieg eilig die Stufen zu dem Postgebäude hinauf, wo man eben im begriff war, die Schalter zu schließen. An dem für die postlagernden Briefe bestimmten, gab er eine Chiffre an und erhielt den mit derselben versehenen Brief.

Erich stand einen Moment unentschlossen, durch die Hand, in der er das Schreiben hielt, ging ein leises nervöses Zittern. In der Zeitung vorhin hatte er die Nachricht, daß derselbe für ihn bereit lag, gefunden. Darum war er so schnell aufgebrochen. In der Erwägung, daß er unter der Gegenwart des Freundes noch stundenlang seine Ungeduld würde bezwingen müssen, trat er an eins der Fenster und öffnete das Couvert. Es war nicht viel, was er las, und lautete:

„Mein lieber Freund!

Zum letzten Male nenne ich Sie so, denn diese Zeilen sind zugleich ein Abschied von einer liebgewonnenen Beschäftigung und — warum soll ich es verschweigen — von einem liebgewonnenen edlen Männerherzen. Es ist seit dem Empfang Ihres letzten Schreibens eine lange Zeit verstrichen und Sie haben vielleicht gar nicht mehr auf ein Lebenszeichen von mir gerechnet. Oder doch — indem Sie nicht glauben konnten, daß ich unter Ausnutzung der Anonymität so sans adieu, ohne Erklärung plötzlich nicht mehr für Sie vorhanden wäre? Nein, nein, nein! O, lieber Freund, vieles ist in der Zwischenzeit geschehen, das mich zu diesem Abschied zwingt. Erlassen Sie mir eine Motivirung, die Persönliches berühren, von konkreten Verhältnissen sprechen müßte. Wir haben ja immer nur Geist zu Geist, Seele zu Seele gesprochen, mag es auch im letzten Augenblicke so sein. Damals, als Sie mich baten, aus dem Reiche der Geister in die wirkliche Welt mich zu versetzen, da war ich nur unschlüssig, und ich glaube, mein Vertrauen zu Ihnen hätte meine Bedenken mit der Zeit besiegt. Was in der Zwischenzeit liegt, hat die Frage anders entschieden, unwiderruflich, mein Freund, eine moralische Nothwendigkeit. So leben Sie denn wohl, recht, recht wohl, wie Sie es verdienen und, wenn ich die Bitte aussprechen darf, gedenken Sie manchmal meiner, wie man eines lieben Verstorbenen gedenkt. Meines Gedenkens in diesem Sinne sind Sie für alle Zeiten gewiß. Ihr Bild steht mit so reinen Zügen vor meiner Seele, daß es mir stets in bösen und guten Tagen als eine leuchtende Mahnung erscheinen wird, wahrhaft menschlich, gut und edel zu sein im Denken und Handeln."

Erich starrte in Gedanken versunken vor sich hin, er hatte darüber seine Umgebung vergessen, so daß ihn erst die höfliche Mahnung eines Beamten, daß das Lokal geschlossen werden müßte, in die Wirklichkeit zurückversetzte. Er steckte den Brief in die Brusttasche und verließ das Gebäude. Nicht weit davon erwartete ihn Max, dessen warmes Gemüth in der Zwischenzeit sich wegen der Verstimmung Vorwürfe gemacht haben mochte, denn er fing gleich lebhaft und in alter unbefangener, herzlicher Weise zu sprechen an.

„Ich habe mich auch in den letzten Tagen mit Zukunftsplänen beschäftigt", sagte er unter anderem. „Das Alleinleben thut für

Margarete nicht gut, sie hängt zu sehr ihren Gedanken und traurigen Erinnerungen nach und ihr passives Wesen macht mich manchmal besorgt. Daß ich es Dir gestehe, ich habe manchmal schon ein ganz leises, fernes Gefühl von — soll ich das häßliche Wort sagen — Neid gegen die Todte empfunden, an der ihr Herz beinahe nur ausschließlich zu hängen scheint. Sie ist ja so gut und sanft und freundlich zu mir, sie würde mich mit keinem Worte, keinem Blicke kränken können und sich keinem vernünftigen Wunsche widersetzen. Aber dies gleichmäßig ruhige Verhalten — es entspräche mehr dem Verhältniß zwischen Bruder und Schwester, als —"

„Du mußt ihr Zeit lassen, sich zu finden; ihr Leben ist mit dem der Mutter zu eng verwebt gewesen, als daß sie die Lücke so schnell überwinden könnte. Und würde sie es — könntest Du sie darum mehr lieben?"

„Nein, nein, gewiß nicht! Ihr Schmerz ist ein edler und natürlicher. Und doch — heißt es nicht in der Ueberlieferung so wahr und tief: Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen?"

„So heißt es", sagte Erich tiefaufathmend, seine Stimme hatte einen gepreßten Klang, „die Liebe des Weibes ist die alles besiegende Macht, sie wird auch hier siegen."

„Ich hoffe es zuversichtlich, so gewiß wie ich glaube, daß sie mich liebt. Du weißt es, daß mir, daß uns das moralische Recht, als das höchste, über allen Rechten steht. Nur mit diesem könnte ich ein Weib als mein betrachten, niemals nur aus Pflicht. Einen Zwang über die Geister und Herzen giebt es nicht, diese sind ewig frei, wer ihn glaubt üben zu können, ist ein Thor, und wer es gegen seine bessere Erkenntniß thut, der macht sich einer Todsünde schuldig. Margarete und ich, wir gehören uns aus freier Wahl der Herzen."

„Sie ist eine zu harmonische Natur, um leidenschaftlich zu sein, ihr Gefühl ist aber darum um so tiefer und nachhaltiger", sagte Erich.

„Ja, ja, Du hast recht und ich bin ein Egoist." Aber der nachdenkliche Zug wollte nicht aus seinem Gesichte weichen. Er ging eine Weile schweigend neben dem Freunde hin; hatte auch sein sanguinisches Gemüth schon die Erfahrung gemacht, daß es für uns arme Staubgeborne keine volle Erfüllung giebt? „Ich kann mir Margarete in keiner anderen Umgebung denken, als in der sie sich befindet", fuhr er nach einer Weile fort. „Dort inmitten der grünen Idylle findet sie ihren richtigen Hintergrund, eine lieblichste Verkörperung der Poesie. Nehme man sie fort von dort, so wäre es, als pflanzte man einen Baum in kalte fremde Erde. So habe ich denn beschlossen, hierzubleiben und auch eine passende Auskunft gefunden. Ich beabsichtige dem Besitzer der Apotheke, in der ich konditionire, dieselbe abzukaufen. Er will sich in den Ruhestand zurückziehen, und ich habe bereits Verhandlungen mit ihm angeknüpft."

„So wäre Deine Zukunft ja sichergestellt", sagte Erich zerstreut.

„Und im Herbst gedenke ich mich mit Margarete zu verheiraten, es wird das Beste so sein, für sie, für mich. Die konventionelle Frist des üblichen Trauerjahres kann hier nicht in Betracht kommen. Ich

weiß, daß wir nur im Geiste der Verstorbenen. — Mein Gott!" unterbrach er sich plötzlich entsetzt, „das Kind — es ist mein Schützling vom Weihnachtsmarkt!"

Ein entsetzenerregender Anblick bot sich den beiden. Sie waren in die Straße eingebogen, in der Erich wohnte. Die Dämmerung senkte sich immer tiefer zwischen die Häuserreihen hernieder, doch war es noch hell genug, um die Straße hinabzublicken. Vor einem Hause in der Nähe stand eine Equipage mit zwei feurigen Pferden edler Rasse bespannt. Der Kutscher war vom Bock gestiegen und hatte dem Besitzer den Schlag geöffnet. Im begriff, wieder seinen Platz einzunehmen, mußte er die Leine zu früh berührt haben, denn die Pferde zogen plötzlich mit scharfem Rucke an, und durch das laute Schreien des zurückfallenden, aber wie es schien, nicht weiter beschädigten Kutschers scheu gemacht, schossen sie im sausenden Carrière davon, gerade auf ein kleines Mädchen zu, das mitten auf der Straße stand.

Max hatte die gefährliche Situation mit schnellem Blicke überschaut und eben so schnell und ohne Zögern warf er sich den scheuen Pferden entgegen. In dem Moment, als die Hufe derselben sich über dem in Schreck erstarrten Kinde hoben, fiel er ihnen in die Zügel. Hochaufbäumend sprangen sie zur Seite, den Wagen mit sich hinüberreißend und so Erich, der schnell hinzugesprungen war, Zeit gebend, das Kind der Gefahr zu entziehen. In demselben Augenblicke aber begruben die schnaubenden Pferde den kühnen Retter, der die Zügel nicht losgelassen, unter ihren Hufen und der Wagen rollte über ihn hin. Ein Schreckensschrei der nicht zahlreichen Passanten, die der Moment zusammengeführt, zehn Arme, unter ihnen voran Erich, griffen nach den Pferden, die im nächsten Augenblicke zum Stehen gebracht waren, aber das Entsetzliche war geschehen, blutüberströmt und bewußtlos zog man Max unter dem Wagen hervor.

Erich beugte sich in Verzweiflung über den Freund. „Max", sagte er mit bebender Stimme, „Max, sprich ein Wort, um unserer Freundschaft willen, ein Wort!"

Und als hätte der Apell in diesem Namen, wie in der griechischen Sage, auch heute noch die Kraft, der Schattenwelt Opfer abzuringen, so öffnete der Schwerverwundete die Augen zu einem matten Blick. Erich fühlte einen schwachen Druck seiner Hand, ein leises freundliches Lächeln trat in das blutbefleckte treue Gesicht und die Lippen öffneten sich zum Sprechen.

„Margarete!" kam es leise wie ein Hauch über sie. Dann verlor er wieder das Bewußtsein.

Erich schickte einen der Umstehenden nach einem Arzt, er suchte so gut es ging das Blut, das aus einer Kopfwunde strömte, durch einen festen Verband zu stillen. Einige Männer waren ihm behilflich, eine weiche Pferdedecke, die der Kutscher eines Wagens hergab, behutsam unter den Verwundeten zu ziehen und ihn damit aufzuheben. Man wußte ja nicht, ob ihm etwa ein Glied gebrochen war. Vier Männer faßten die Enden der Decke und folgten Erich nach seiner nahegelegenen Wohnung. Hier ließ er den Freund sanft auf das Bett legen.

„Armer Kastor", sagte er mit einem besorgten Blick in das todtenähnliche Gesicht, „sollte das Gleichniß sich wirklich erfüllen wollen, solltest Du mir in die Unterwelt vorangehen? Warum bin ich nicht an Deiner Stelle?"

Seine Wirthin kam dazu, sie stürzte erschreckt an das Bett und schlug entsetzt die Hände zusammen.

„Mein Gott, Herr Balder, das ist ja Ihr Freund, der liebe gute Mensch!"

„Ja, Frau Lenz, er ist es", sagte Erich mit dumpfem Schmerz. „Wollen Sie ihn denn nehmen auf Leben und auf Sterben?"

„Wie können Sie mich so fragen? Es wäre ja eine Sünde, die mir in meiner letzten Stunde schwer auf das Gewissen fallen müßte, wenn ich solch' einen Todtkranken, der noch dazu Ihr Freund und solch' guter Herr ist, fortschicken wollte."

Erich drückte ihr die Hand. „Sie sind eine brave Frau, die das Herz auf dem rechten Flecke hat", sagte er herzlich.

Der Arzt kam; es war derselbe, der Margaretes Mutter behandelt hatte; er war nicht wenig erstaunt, seinen jungen Freund, den er am Vormittag noch in der Apotheke wohl und munter getroffen hatte, in diesem Zustande zu finden. Er stellte während der Untersuchung denn auch seine philosophischen Betrachtungen darüber an.

Erich beobachtete mit ängstlicher Spannung jede Miene in dem Gesicht des Arztes, aber dieses blieb sich immer gleich. Mehrere hastige Fragen ließ er unbeachtet, ruhig setzte er seine Konsultation fort. Er war ein ganz bedeutender Philosoph. Endlich gab er seine Diagnose ab.

„Ein Knochenbruch ist nicht vorhanden", sagte er, „von den äußeren Verwundungen ist die am Kopfe die gefährlichste, doch hoffe ich, daß diese Gefahr zu überwinden ist, wenn keine bedeutenden inneren Verletzungen vorhanden sind, was ich augenblicklich nicht vollständig beurtheilen kann. Der Blutverlust hat ihn sehr geschwächt, daher die Bewußtlosigkeit, die, denke ich, bald vorübergehen wird. Die allergrößte Ruhe ist vor allem nöthig. Der Zustand ist lebensgefährlich. Es muß natürlich bei dem Kranken gewacht werden, und sobald irgend eine auffallende Veränderung eintritt, lassen Sie mich rufen. Sonst komme ich morgen früh wieder."

Margarete war am nächsten Morgen in ihrem kleinen Vorgarten beschäftigt, sie hatte die weiten Aermel des Kleides bis zur Hälfte des Unterarmes zurückgeschlagen, ein Paar hoher Gartenhandschuhe an und das Kleid leicht geschürzt. Es war ein heiterer, sonnenlächelnder Sommermorgen, an den Gräsern blitzte noch die Edelsteinpracht der Thautröpfchen und in den Baumwipfeln hinten im Garten und in der Allee vor dem Hause zwitscherten die mannigfachen Stimmen der gefiederten Sänger ihr Morgenlied. An der Hausecke im Garten war unter der Dachrinne ein kleines gemauertes Bassin angebracht, aus diesem füllte Margarete die nach englischem Muster geformten Gießkannen und begoß die Blumen auf den zierlich angelegten Beeten vor dem Hause, wie sie es jeden Morgen that. Sie war so eifrig mit ihrer Arbeit beschäftigt, daß ihr das Eintreten eines Mannes durch die kleine Pforte zum Vorgarten, die nicht verschlossen war, entging.

„Guten Morgen, Fräulein Wald", sagte Erichs sonore Stimme hinter ihr.

Margarete wandte sich schnell um — erschreckt, blaß, zitternd und unwillkürlich die freie Hand gegen die Brust pressend.

„Herr Balder!" sagte sie mit einem leisen Beben in der Stimme.

„Habe ich Sie erschreckt?" fragte er weich.

„Wie thöricht nervös ich bin!" sagte sie mit einem Versuch zu lächeln, „wie kann man vor der Stimme eines Freundes so erschrecken!"

„Das gänzlich Unvermuthete erklärt es wohl", bemerkte Erich.

Sie streifte die Handschuhe von der Hand, schlug die Aermel des Kleides zurück und reichte ihm die Hand.

„Nun erst heiße ich Sie willkommen."

Erich hielt die weiße Hand fest und sah ihr mit einem herzlichen Blicke in die Augen. Eine momentane Pause entstand so, in der eine leise Röthe das lichte Antlitz des Mädchens überzog. Das Sprechen wurde ihm offenbar schwer.

„Fräulein Margarete —" sagte er mit einem bebenden mitleidigen Ton.

Sie blickte ihn plötzlich erschreckt, ahnungsvoll an. Die schlanken Hände preßten sich gegen die wogende Brust.

„Mein Gott! Ihr unerwarteter Besuch — Sie bringen mir eine Unglücksbotschaft! Was ist es? O sprechen Sie. Ist Max —?"

„Es ist ihm ein kleiner Unfall passirt."

„O der Arme!" sagte sie mit dem Ausdruck innigsten Mitleids. „Aber sagen Sie mir alles, bitte, bitte, ich bin nicht so schwach, als Sie aus meinem Erschrecken vorhin schließen mögen."

Erich nahm ihre beiden Hände in die seinen und sagte mit mildem, ruhigen Ton:

„Max hat sich als ein Held bewiesen, er hat sein Leben für ein anderes eingesetzt. Ein wunderbarer Zufall hat es gefügt, daß er noch einmal der Schutzgeist für einen Ihrer kleinen Schützlinge vom Weihnachtsmarkt wurde. Das kleine Mädchen, das dort in der Nähe wohnt, wie ich heute erfuhr, war es, das er vor den Hufen scheugewordener Pferde rettete, dabei hat er selbst Schaden genommen."

„O der gute, opferfreudige Mensch! Ist es schlimm?" setzte sie mit ängstlich fragendem Blick hinzu.

Erich nickte schmerzlich.

„Es ist gefährlich, aber keineswegs hoffnungslos; ein längeres Krankenlager ist ihm gewiß."

„O mein Gott!" sagte Margarete mit gefalteten Händen und die schönen Augen füllten sich mit Thränen, „der arme Max!" Sie verharrte einige Momente schweigend, sichtlich mit einem Entschlusse kämpfend, dann sagte sie hastig und mit einem leisen Erröthen: „Würden Sie es unpassend finden, wenn ich ihn in seiner schweren Krankheit pflegte?"

Aus den dunkeln Augen des Mannes ging ein voller leuchtender Strahl zu dem Mädchen hinüber.

„Wenn in unserer Zeit weibliche Barmherzigkeit sich in den Krankenhäusern und Lazaretten der Pflege Fremder widmet, warum

sollten Sie nicht dem reinen Impulse schöner Menschlichkeit folgen und an des Mannes Krankenbett eilen dürfen, der in kurzem Ihr Gatte sein wird?" sagte er.

„Ja wohl, ganz recht, wie konnte ich auch fragen?" entgegnete sie hastig. „O, glauben Sie", setzte sie wie entschuldigend hinzu, „mein Herz hatte auch gleich entschieden und ich würde auch ohne die Sanktion der Welt gethan haben, wie dasselbe mich zu handeln trieb. Aber ich habe noch gar nicht gefragt, wo befindet er sich?" setzte sie hinzu.

„Bei mir."

„Bei Ihnen?" sagte sie leise, zögernd, und ein holdes Erröthen gab dem schönen Gesicht einen kindlichen Liebreiz. Sie schlug fragend mit einem schüchternen Blicke die tiefblauen Augen zu ihm auf und als die seinen ihr begegneten, senkten sich die langen dunkeln Wimpern in mädchenhafter Scham. Es war der rührende, zauberhafte Madonnenblick.

„Der Vorfall passirte nicht weit von dem Hause, in dem ich wohne, so nahm ich den Verwundeten gleich zu mir herauf. Aber auch im andern Falle würde ich mich seiner angenommen haben. Ich hätte dieses weiche Gemüth, von einem zärtlich liebenden Mutterherzen erzogen, niemals der geschäftsmäßigen Pflege in einem Krankenhause überlassen. Mag man dort auch bis in die kleinsten Details seine Schuldigkeit thun, es fehlt das Beste — die Liebe, die Hand, die man vertrauensvoll ergreift in der schwersten Noth, der stützende Arm, der auch dem letzten Kampfe seinen herbsten Stachel zu nehmen vermag."

Margarete nickte leise mit einem schwermüthigen sinnenden Blick.

„So habe ich denn vorläufig meine Abreise hinausgeschoben. Meine Wirthin hat ein Zimmer disponibel, das neben dem meinen liegt und mit diesem durch eine Thür verbunden ist, dahinein haben wir ihn gebettet. Eventuell könnte diese Verbindung ganz geschlossen werden. Ich theilte mich mit der Wirthin, die eine alleinstehende, achtbare Frau ist, in der Pflege des Kranken."

„Und ich bitte mich als dritte an dem Samariterwerk theilnehmen zu lassen", sagte Margarete einfach, „ich werde mich gewiß mit der Frau verständigen." Sie sah Erich unter halbgesenkten Wimpern mit einem sanften, bittenden Blicke an: „Und Sie — wird meine Gegenwart Ihnen nicht lästig sein?"

Erich nahm stumm ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

„So wird es ihm am besten nicht fehlen", sagte er dann, „Ihr Name war der erste und einzige Laut, der nach dem Unfall über seine Lippen kam, als er auf Sekunden das Bewußtsein wieder erhielt."

Margarete erröthete leicht und versprach dann, sich bald einzufinden. Erich ging nach der Stadt zurück.

V.

Gleich nach Mittag hatte sich Margarete in Erichs Wohnung eingestellt, vorher hatte der kleine Bursche einen Korb voll allerlei Erfrischungen und für das Mädchen nothwendiger Sachen, um sich häuslich einzurichten, gebracht. Erich stellte sie seiner Wirthin, Frau

Lenz, als die Braut von Max vor und erstere war von dem liebenswürdigen, gemüthvollen Wesen des Mädchens gleich in den ersten Minuten sichtlich so eingenommen, daß das beste Einvernehmen zwischen den Frauen sofort hergestellt war. Sie bat Margarete, sich ganz nach Belieben in ihrer Wohnung einzurichten, und diese nahm das Anerbieten an und erklärte, an den Nachtwachen abwechselnd theilnehmen zu wollen, um bezahlte Krankenpflege unnöthig zu machen.

Bei dem Kranken hatte sich Fieber eingestellt, das sich bis zu zeitweisem Phantasiren steigerte. Der sprungweis umherirrende Geist war bald mit den Erlebnissen seiner Jugend beschäftigt, bald von der letzten Vergangenheit in Anspruch genommen, in der das kleine Haus und Margarete die Hauptrolle spielten. Dann machte er auch Erich gelegentlich Vorwürfe, daß er gegen Margarete so fremd, so konventionell sich verhalte. Einmal sagte er mit einer rührenden Reuter'schen Reminiscenz, dessen Schriften er mit Vorliebe und auch mit Margarete zusammen gelesen hatte: „Aber, Erich, in der Liebe bin ich Dich nun doch über."

Erich hatte die Verbindungsthür zu seinem Zimmer schließen lassen; das Zimmer, in dem Max lag, hatte einen Ausgang nach dem Korridor und stand außerdem mit der Wohnung von Frau Lenz in Verbindung. Margarete saß an dem Lager des Kranken und hielt seine Hand; als sein Deliriren sich steigerte, legte sie ihm diese auf die Stirn und die sanfte Berührung der weichen Hand übte sichtlich einen beruhigenden Einfluß auf ihn aus, es lag wie eine magnetische Kraft darin. Er verfiel in einen kurzen Schlaf und schlug dann mit dem Zeichen klaren Bewußtseins die Augen auf. Sein Blick fiel auf Margarete, die allein im Zimmer war, und ein Lächeln des Glücks kam in das blasse Gesicht, sein Blick hing voll zärtlicher Liebe an dem holden, etwas bleichen Antlitz des Mädchens, das sich mit leiser Frage leicht über ihn beugte.

„Margarete!" sagte er mit weichem, innigen Ton.

Sie legte ihm die Hand auf den Mund und er hielt sie fest und drückte sie gegen seine Lippen.

„O, nun ist alles gut", sagte er leise, „Du liebes, hochherziges Weib!"

Es kam sichtlich eine ruhige Friedensstimmung über ihn, mit einem leisen verklärenden Lächeln lag er da und bald darauf verfiel er in einen längeren Schlaf.

Der Arzt fand den Zustand des Kranken am nächsten Tage nicht mehr so bedenklich. Er hatte erst nichts davon wissen wollen, daß die Braut des Kranken an der Pflege sich betheiligen sollte, es würden dadurch nur Gemüthsbewegungen erregt werden, die gerade streng vermieden werden müßten. Nun war er ganz damit einverstanden — es käme ja auch alles auf die Persönlichkeit an; unter hundert Mädchen des üblichen Schlages würde er neunundneunzig lieber nach dem Ballsaal schicken, wo ja doch nun einmal ihr eigentlicher „Wirkungskreis" sei. Dieses Mädchen aber, das sei freilich ein Unterschied, an der würde sein ganzes philosophisches System über die Frauen, das er sich in seiner langen Praxis auf durchaus empirischem Wege aufgebaut, zu Schanden. Zu Erich hatte er dies gesagt.

Mehrere Wochen vergingen so, das Fieber hatte aufgehört, die Heilung der Kopfwunde nahm guten Fortgang, nur wegen der erlittenen Quetschungen war der Doktor besorgt. Die Brust war bei dem Unfall nicht intakt geblieben und Ruhe und Vorsicht schien ihm noch geboten. In der nächsten Zeit sollte es mit dem Aufstehen versucht werden, das heißt ein Uebersiedeln nach der Chaise longue auf einige Stunden. Max war geduldig wie ein Kind, unter andern Umständen wäre er es vielleicht nicht gewesen, aber der Gegenstand so vereinter Liebe und Sorge zu sein, das hatte für das weiche Gemüth etwas Erquickendes, er hätte es noch monatelang so ausgehalten. Margarete ging ganz in der Sorge für ihn auf und wenn sein Auge mit verklärtem Blick ihrem geräuschlosen, harmonischen Walten folgte, das etwas so Wohlthuendes, Behagen einflößendes hatte, dann mochte er sich manchmal der Täuschung hingeben, daß sie ihm schon für immer vereint sei. Seine kleine Hausfrau nannte er sie dann oft im Scherz. Sie las ihm vor, sie erzählte ihm und schalt, wenn er sich selbst zu viel zumuthen wollte, und auch auf ihr eigenes Gemüth war diese Inanspruchnahme ihrer Thätigkeit von guter Wirkung. Es war eine stille, glückliche Zeit.

„Liebster Doktor", sagte Max eines Tages zum Arzt, „Sie sind der beste Mensch Ihres Berufs, den ich kennen gelernt habe, trotz Ihrer materialistischen Philosophie, Sie haben Wunder gewirkt. Aber Sie könnten noch größere wirken, wenn Sie mir eine Bitte erfüllen wollten."

Der Doktor machte es sich bequem; er war ein alter Junggeselle und schien sich in dem Kreise unserer Freunde sehr behaglich zu fühlen, denn er blieb manchmal eine Stunde da und nahm ein kleines Frühstück an, das ihm Margarete serviren mußte.

„Na, na, mein junger Freund, in betreff Ihres Glaubens an meine Wunderkraft müssen Sie mir schon einige Zweifel gestatten", sagte er lächend. „Ich halte Sie, offen gestanden, in dieser Beziehung sogar für einen ausgemachten Heiden; das macht, Ihr Herren Pharmaceuten blickt uns zu genau auf die Finger." Schmunzelnd wies er auf Margarete: „Die Wunderthäterin steht da."

„Um so besser in diesem speciellen Fall, wenn Sie an die Wunderthätigkeit meiner Braut glauben", sagte Max mit einem lächelnden Seitenblick auf Erich, der ebenfalls im Zimmer war. „Sie besitzt in ihren Händen nämlich einen Zauberstab, der eine Welt zu öffnen vermag, in deren Gefilden meine Seele mit Leidenschaft wandelt. Ich meine die Musik."

„Oho!" antwortete der Doktor kurz angebunden, „nichts da, daraus kann nichts werden! Solche Geräusche können wir hier nicht brauchen."

„Aber, liebster, bester Doktor, Sie beleidigen meine Braut. Sie versteht sich auf dies Geräusch in einer Art, daß ich es als Medikament benutzen wollte."

„Na", sagte der Arzt, „Ihr Fräulein Braut will ich nicht beleidigen. Ihr ganzes Wesen ist ja ein schwebender Mollaccord, da wird es ihr Spiel wohl auch sein."

„Wie galant Sie sein können, lieber Herr Doktor!" sagte Margarete mit ihrem schönen Lächeln.

Der Doktor wurde scheinbar ärgerlich.

„Ach, dummes Zeug, ich bin mein Leben lang wegen meiner Grobheit unter dem schönen Geschlecht berühmt gewesen und habe daraufhin gerade die meisten weiblichen Patienten gehabt. Nun soll ich wohl gar noch zugeben, daß ich hier um meinen guten Ruf gebracht werde!"

„Durchaus nicht, nur daß das Pianino meiner Braut hierher gebracht wird. Dafür soll Ihr point d'honneur von uns auch nicht angetastet werden. Ihr guter Ruf bleibt Ihnen fleckenlos."

Der Doktor ging ärgerlich nach der Thür.

„Solche kontemplativen Naturen wie Sie — das wäre mir recht!" An der Thür wandte er sich plötzlich um und sagte gemüthlich: „Na wissen Sie, ich habe mich schon einmal geirrt, was dem einen schadet hilft dem andern, versuchen wir das Mittel einmal. Sie sind ja auch kein Sterbenskranker mehr. Aber direkt hier in der Stube darf's nicht stehen."

„Bravo, Doktorchen! Für das letztere giebt es Rath. Erich erlaubt gewiß, daß wir es in seinem Zimmer placiren, dann ist das Geräusch nicht so unmittelbar. Du bist doch einverstanden?" wandte sich Max an den Freund.

„Wenn es Fräulein Margarete recht ist?" sagte Erich mit fragendem Blick auf das Mädchen.

„O bitte", entgegnete sie, „die Belästigung betrifft ja nur Sie selbst."

„So machen wir es also so", entschied Max.

Margarete ging noch an demselben Tage hinaus nach ihrer Wohnung und ließ das Instrument und einen Stoß Noten nach der Stadt schaffen. Gegen Abend kam sie selbst nach. Die Thür zu Erichs Zimmer war geöffnet, an der Wand zwischen den Fenstern hatte das Pianino einen passenden Standort gefunden. Sie setzte sich davor und ließ prüfend die kunstgeübten schlanken Finger über die Tasten gleiten, es war kein Ton verstimmt. Max lag im Bett.

„Nun, lieber Freund, was willst Du hören?" fragte Margarete ihn durch die Thür.

„Was Du willst, ein Lied."

„Leichte Kost hat der Doktor verordnet", sagte Erich lächelnd.

Margarete spielte, erst klang es präludirend, dann dazwischen sanfte, innige Töne, die sich wie eine süße melodiöse Ahnung aus den Klangverzierungen, den Läufen und Passagen erhoben. Und dann kam das Lied selbst, eines der weichsten, melodiösesten, die von Liederdichtern geschaffen: „Wohl viele tausend Vögelein", spielte sie mit dem ihr eigenen seelenvollen Spiel.

„Singe auch", bat Max, als sie geendet.

Margarete schlug einige Accorde an, dann sang sie das einfache, von deutscher Innigkeit erfüllte Lied: „Der reinste Ton, der durch das Weltall dringt." Nachher ging sie zu einer Phantasie irgend eines der gemüthvollen deutschen Volkslieder über, aus denen es wie süßes, klagendes Heimweh klingt, wie nie gestillte Sehnsucht einer Seele. Das Schwermüthige ist ja der Grundton aller Volkspoesie, es vibrirt in ihr die große, ewig ziellos irrende, schwankende Seele der Menschheit.

Erich hatte im Nebenzimmer still gesessen, nun trat er, als Margarete geendet, zu ihr und sagte leise nach rückwärts deutend und die Thür bis auf eine kleine Spalte heranziehend:

„Er schläft."

„So will ich ihm noch ein Traumlied singen", entgegnete Margarete und griff nach den Noten. Die vorigen Sachen hatte sie nach dem Gehör gespielt. Indem sie einige der Hefte zur Hand nahm, fiel ihr ein Brief entgegen. Sie blickte erst flüchtig darauf hin, dann wurde ihr Blick starr, ihr Gesicht verlor alle Farbe, die Hand zitterte und die Zähne schlugen ihr zusammen. Der Brief, den sie da in der Hand hielt, der war ihr so genau bekannt, sie wußte seinen Inhalt Wort für Wort, denn sie hatte ihn selbst geschrieben und mit der Chiffre für das Couvert versehen.

„Sie — Sie —?" rang es sich endlich über die bebenden Lippen. Es war ein stöhnender, qualerpreßter Ton.

Erich, der einige Schritte hinter ihr stand, überschaute erst in diesem Moment die Situation. Er erkannte den Brief, jener letzte, den er sich am Abend des Unfalls von der Post geholt, von dem er sich nicht erklären konnte, wie er hierhergekommen. Er wurde bleicher wie das Papier in der zitternden Hand des Mädchens, im ersten Augenblicke machte er eine hastige Bewegung, als wollte er es ihr entreißen, dann ballten sich seine Hände wie in unbändiger Qual zusammen. Ein Blick, weltentief, unbeschreiblich, haftete aus den dunkeln Räthselaugen auf dem Gesicht Margaretes und dann brach alle die monatelang getragene Qual, alle die herz- und seelerschöpfenden Kämpfe, die der täglich vertraute Umgang mit ihr ihm auferlegt, all' das gewaltsame Zurückdämmen einer Liebe, die wie ein Naturgesetz gleichgestimmte Seelen zueinander drängt, hindurch. Er sank vor dem Mädchen nieder und neigte seine Stirn auf ihre Hand.

„Margarete!" sagte er mit einem seelerschütternden Ton, in dem eine Welt von Empfindungen zusammengedrängt lag.

„Sie?" sagte das Mädchen noch einmal mit einem unbeschreiblichen Blick voll Trauer, Innigkeit, Jubel und peinvoller Qual.

Er bedeckte ihre Hand mit seinen Küssen und Thränen. Es gab für die alles überflutende Leidenschaft in diesem Augenblick keine Schranke, keine Erinnerung, keine Vergangenheit, keine Zukunft — nur ein Jetzt.

„Ja, Margarete", sagte er dann bebend, schluchzend, leidenschaftlich, „ich, ich — und Sie, das Weib, die Seele, die durch Ewigkeiten mit der meinen in gleichen Bahnen kreist.

Sie legte ihre weichen Arme um seinen Hals und ihre heiße Wange schmiegte sich an sein Gesicht.

„Erich —", sagte sie mit einem Tone, in dem die ganze bedingungslose Hingebung eines weiblichen Herzens bebte. Aus den schönen Augen flossen heiße Thränen, die sich mit den seinen mischten.

„Ich wußte es lange", sagte Erich, „ich ahnte es schon in dem Augenblicke, als ich Dich zum ersten Male sah."

„Auch mich durchschauerte ein unbeschreibliches Gefühl, auch ich ahnte es. Giebt es doch keinen zweiten Mann in der Welt, wie Du. Und doch hat es mich nun getroffen wie ein Blitzstrahl. O Erich — Erich — Erich!"

Plötzlich fuhr sie erschreckt in die Höhe und schlug verzweifelt die Hände vor's Gesicht.

„Max! Max!" sagte sie.

Auch Erich riß der Name aus seinem Traum, sie hatten beide die Wirklichkeit vergessen gehabt, losgelöst von Welt und Leben, wie in ihrem geistigen Verkehr, so hatten sich die Herzen zugeneigt, die der Seelenbund längst umschlang. Es gab kein höheres Recht vor diesem, aber es gab eine Pflicht und diese rief sie in die Wirklichkeit.

„Er darf es nie erfahren", sagte Erich dumpf, „diese Stunde ist unser Recht, darüber hinaus giebt es für uns keins. Weißt Du nun, warum ich mich immer zurückhielt, warum ich ganz fortgewollt?"

„Ich liebe ihn wie einen Bruder, einen Freund", sagte Margarete gepreßt, „er ist ein weiches, edles Herz."

„Sei still, sei still", entgegnete Erich, „sage nichts darüber, er verdient Dich, sein Leben hängt daran."

Sie nickte leise, und die thränenfeuchten blauen Augen erhoben sich mit einem unsäglich schmerzerfüllten Blick des Mitleids zu seinem Gesicht.

„Du solltest es nie erfahren, nie, soweit in meinem Willen die Verhinderung stand. Jedenfalls hoffte ich die Entdeckung so lange hinausschieben zu können, bist Du ganz sein geworden wärst. Ich habe jedes Schnitzchen Papier, das meine Schrift trug, sorgsam aus seinem Besitz zu beseitigen gesucht. Nun hat ein unglückseliger Zufall doch alle meine Bemühungen vereitelt. Ich habe keine andere Erklärung, wie der Brief hierherkam, als die: Ich hatte Frau Lenz beauftragt, meine Garderobe nachzusehen und in Stand setzen zu lassen. Der Rock, den ich an jenem Abend trug, ist bei dem Unfall beschädigt worden, ich hatte unter den Wirrnissen nicht daran gedacht, daß ich den Brief hatte in der Tasche stecken lassen. Nun muß die Frau gerade heute den Rock herausgenommen und wird vorher die Taschen untersucht haben. Da hat sie den Brief gefunden und auf's Instrument gelegt."

„Erich!" sagte sie weich, schmerzlich, wie eine demüthige Abbitte.

Sie sah es, wie der innere Kampf in ihm tobte, wie der starke edle Wille mit dem schwachen zerfließenden Herzen rang. Mit leidenschaftlicher Wallung nahm er ihr Gesicht zwischen seine Hände und die tiefen dunkeln Räthselaugen sogen sich an dem innigen Blick der wunderbaren blauen Sterne fest.

„In ihnen liegt die Lösung aller Räthsel, die mich peinigten, die Antwort auf die quälende Daseinsfrage", sagte er weich, bebend. „Die Liebe ist des Gesetzes und des Lebens Erfüllung. Und nun ich sie gefunden, die nur so wenig Sterblichen sich offenbart, da entzieht sich diese Erfüllung ewig mir, wie vor dem Lechzenden die Fata Morgana in der Wüste in niemals erreichbare Ferne entschwebt." Leidenschaftlich setzte er hinzu: „O, nur dies eine Mal laß eins uns sein im Kuß."

Ihr rother schwellender Mund neigte sich ihm zu, ihr süßer Athem umhauchte ihn, er küßte ihre Augen, ihre weißen Hände, dann wandte er schnell sich ab. „Leb' wohl, leb' wohl, für ewig, mache ihn glücklich, frage nichts nach mir."

Margarete barg das Gesicht in die verschlungenen Hände und mit diesen sank es auf den Deckel des Instruments. Es war still um sie, friedlich still, nur das dumpfe Klopfen ihres eigenen Herzens hörte sie und die ringenden Athemzüge ihrer Brust. Durch das geöffnete Fenster drang das weiche Wehen des milden Sommerabends und trug die Stimmen spielender Kinder von der Straße, oder harmlos plaudernder Spaziergänger, die nach des Tages Mühen sich behaglicher Feierabendstimmung überließen, auf seinen Schwingen an ihr Ohr. Das klang so friedlich, so versöhnend — und hier rang ein Herz mit sich selbst, mit dem unerforschlichen Walten des Schicksals den alten, uralten Kampf, den Millionen vor ihr rangen und nach ihm ringen werden, jeder in seiner Weise und unter veränderten Umständen.

Nach einer langen Pause stand sie auf — sie sah sich um, wie mit einem irren Blick. Wie kam die Welt, das Leben ihr plötzlich so verändert vor und vor allem ihr eigenes Herz! Hatte denn noch vor einer Stunde sie es selbst gekannt? War sie nicht wie im Traum gewandelt, einem ahnungsvollen, schwermuthstrunkenen Traum? Sie trat vor den Spiegel und strich sich das Haar aus der bleichen Stirn und fuhr sich mit der weißen Hand über dieselbe, als könnte sie die Erinnerung dieser Stunde und alles, was damit zusammenhing, tilgen. Gehörte ihr denn nicht ein selten treues, ehrliches Herz? O wunderbare, abgrundtiefe Menschenseele! Sie ging ins Nebenzimmer und nahm leise ihren Hut und ihre Handschuhe, dann trat sie im Gehen an das Bett des Kranken, der regungslos mit geschlossenen Augen dalag. Die Dämmerung warf einen falben Schein auf sein Gesicht, der es bleich, wie todt erscheinen ließ. Ein jäher Schmerz durchzuckte des Mädchens Herz, sie beugte sich über ihn.

„Max!“ sagte sie leise.

Er rührte sich nicht, aber sie sah das Athmen seiner Brust und sie drückte leise einen Kuß auf des Schläfers Stirn. Es war ein sanfter Friedenskuß. Vielleicht das Siegel unter ein Gelübde — das Zeichen eines reinen selbstlosen Herzens, das die Welt, und was schwerer ist, sich selbst überwunden hat.

VI.

Maxen's Genesung nahm ihren Fortgang, er konnte bald das Bett ganz verlassen und der Doktor war mit den Fortschritten seines Patienten zufrieden. Das heißt in körperlicher Beziehung. Die psychologische Seite machte ihm Bedenken. Es lag etwas Müdes, Apathisches in dem Wesen des jungen Mannes, das mit dem früheren lebhaften, sanguinischen Naturell in Widerspruch stand und noch mehr mit seiner glücklichen Situation als Bräutigam eines Mädchens, den Ausbund aller Vollkommenheiten, wie der Doktor sich scherzhaft ausdrückte. Seine Theorie über die Frauen war durch Margarete derart erschüttert worden, daß er sie ohne Besinnen selbst zur Frau genommen haben würde — das ließ sich wenigstens als eine neue Bestätigung des Sprichworts, daß Alter vor Thorheit nicht schützt, aus seinem

Wesen entnehmen. Margarete hatte nun ihr Pflegeamt niedergelegt, sie fuhr mit Max ein paarmal aus und nahm ihn mit heraus nach ihrem Garten, wo er in der kräftigenden Sommerluft einige Stunden verweilte. Sie war im Stillen nicht ganz mit ihm zufrieden, sie fand, daß er für einen Mann sich zu wenig energisch zeigte, sein müdes, gleichgiltiges Wesen befremdete sie.

„Es würde nicht schicklich sein, wollte ich, nachdem Du soweit wieder hergestellt bist, Dich noch länger besuchen", sagte sie sanft, als sie im Wagen mit ihm vor seiner Wohnung hielt, „daß ich nicht engherzig denke, weißt Du ja. Ich bitte Dich, komme recht oft zu mir heraus und sei mein Gast, um in der frischen Luft Dich völlig wieder zu kräftigen. Meine gute Haushälterin und ich, wir werden Dich auch recht pflegen."

Er nickte und stieg aus dem Wagen. Am Schlage stehend reichte er ihr die Hand zum Abschied und wandte sich dann ab. Er war schon in der Thür, und der Kutscher wollte eben den Wagen wenden, da winkte Max noch einmal hastig. Er sah erregt aus.

„Wenn Du es nicht scheuen würdest, auf eine Minute noch auszusteigen, ich würde Dir sehr dankbar sein", sagte er mit einem bittenden Tone. Es klang gepreßt und in seinem Gesicht lag es wie der Reflex eines inneren Kampfes, ein Gemisch verschiedenster Empfindungen.

Margarete stieg aus dem Wagen, er reichte ihr die Hand dabei, und folgte ihm ins Haus. Hinter der Thür blieb er stehen und schlang plötzlich leidenschaftlich seine Arme um sie und bedeckte ihr Gesicht mit heißen Küssen.

„Margarete, liebe, liebe Margarete!" stammelte er schluchzend.

Sie wußte sich diesen Ausbruch nicht zu deuten und suchte ihn mit sanften Worten zu beruhigen. Er bezwang sich auch gleich und bat sie um Entschuldigung, dann führte er sie zum Wagen zurück und half ihr beim Einsteigen. Er sah dem Gefährt nach, bis es um die Straßenecke verschwunden war.

Am andern Tage erwartete Margarete vergeblich seinen Besuch, auch am nächstfolgenden Tage kam Max nicht. Sie nahm sich vor, wenn er auch am dritten Tage nichts hören ließ, entweder gegen Abend mit heranzuschicken oder selbst anzufragen. An diesem dritten Tage erhielt sie einen Brief, als dessen Absender sie an der Aufschrift Max erkannte. Sie öffnete ihn etwas betroffen — er enthielt nicht viel und lautete:

„Liebe Margarete!

Ich gebe Dir Dein Wort zurück, Du bist frei, ganz frei. Frage nicht weiter, nimm es als eine unerschütterliche Thatsache. Ich habe mich getäuscht, wir gehören nicht zusammen. Verzeihe mir, wenn ich Deinen Mädchenstolz verletze, wenn ich durch Knüpfung und wieder Lösung des Bundes Dich vor der Welt im konventionellen Sinne kompromittire. Es giebt eine moralische Pflicht, die über allen konventionellen steht! Die eigenthümlichen Umstände, unter denen unser Bund geschlossen wurde, mögen meinen Irrthum entschuldigen und die theure Entschlafene wird mir verzeihen, wenn ich mein Versprechen, Dir ein Schützer zu

sein, nicht ganz in dem von ihr beabsichtigten Sinne erfülle. Sie wollte ja nichts weiter als Dein Glück. Lebe wohl, lebe wohl, verzeihe mir, sei glücklich, wie Du es verdienst!

Max."

Margarete blickte auf das Blatt, sie las es mehreremal und ihre blauen Augen füllten sich mit Thränen. Wie sollte sie das verstehen? Daß er ihr das thun konnte, daß er ihre Seele, wenn auch in krankhaft überreizter Empfindlichkeit, so verletzen konnte, das that ihr so weh. Sie preßte die schlanken Hände gegen die Brust. Wußte er denn, was sie hier drinnen seinetwegen schon durchkämpft, gelitten hatte? Und nun fügt er selbst noch neue Kämpfe, neue Schmerzen hinzu! Wie mußte unter der Krankheit sein sonst so zartfühlendes, aufopferndes Gemüth gelitten haben, daß er mit kleinlichen Quälereien, den Zerstörern von Liebe und Achtung, nun begann! Und auch seine Erkenntniß! Denn wie konnte er glauben, daß ein Verhältniß, wie es hier bestand, das sich über die konventionellen Schranken erhoben, das, nur dem warmen, rein menschlichen Impulse folgend, nichts gefragt nach der ewig skandalsüchtigen Meinung der Welt, so durch wenige Worte, die räthselhaft, dunkel, ohne Motivirung waren, sich lösen ließe? An ihren Mädchenstolz hatte er appellirt. Ja, der bäumte sich allerdings auf, aber nicht in dem Sinne, wie es vielleicht bei einer andern der Fall gewesen wäre, daß sie ihn gehen ließ ohne ein Wort der Einwendung. Sie hatte sich in der letzten Zeit ein Recht auf ihn erworben, und sie dachte nicht klein, darum fürchtete sie sich auch nicht herabzusetzen, wenn sie von ihm eine größere Achtung forderte, für ein Band, das sie bisher als heilig betrachtet hatte. Und zuletzt siegte doch das Mitleid in ihr, er war noch krank, er litt, das befreite ihn von einem Theil der Verantwortlichkeit für seine Handlungsweise.

An demselben Tage am Nachmittag klopfte Max an Erichs Thür und trat bei demselben ein. Er hatte sich von Frau Lenz das Zimmer auf unbestimmte Zeit gemiethet und seine Stellung in der Apotheke vorläufig aufgegeben.

„Der Arzt hat mir gerathen, eine Reise nach dem Süden zu machen", sagte Max nach einem kurzen gleichgiltigen Wechselgespräch, „er meint, daß meine Brust etwas gelitten hat und für diese ein Aufenthalt in einem wärmeren Klima dienlich sein würde.

„Ganz recht", sagte Erich, „und Du hast Dich entschlossen?"

„Ja; ich reise noch heute Abend ab."

Erich erhob sich von seinem Stuhle und sah den Freund erstaunt an.

Aber, mein Lieber, so eilig ist es doch nicht! Du scheinst mir zu einer weiten Reise noch gar nicht kräftig genug zu sein. Eine Woche solltest Du immer noch warten."

„Ich fühle mich ganz wohl", entgegnete Max. Er sprach immer ruhig, interesselos, man sah, daß ihn auch die projektirte Reise in keiner Weise anregte.

„Dein müdes Wesen läßt mich daran zweifeln", sagte Erich. Er betrachtete den andern mit einem kopfschüttelnden Blick. „Sage, Max, es ist mit Dir etwas vorgegangen", setzte er herzlich hinzu, ich erkenne Dich nicht wieder. Was ist es?"

„Nichts."

„Hm! Aber die Reise — Du schiebst sie noch einige Tage auf?“

Max schüttelte mit dem Kopf. „Meine Sachen sind gepackt, wozu noch zögern?“

„So warte wenigstens bis morgen Abend; dann treffe ich meine Vorbereitungen und begleite Dich. Wenigstens bis nach der Schweiz, wo wir einige Wochen zusammen verleben wollen.“

„Meinetwegen“, entgegnete Max.

„Und was sagt Margarete? Hast Du ihr schon Adieu gesagt?“

„Margarete“, antwortete der Gefragte mit einem seltsamen Ton. Er holte ein paarmal tief Athem, dann setzte er leise, tonlos, mit abgewandtem Gesicht hinzu: „Das Band ist — gelöst.“

Wäre ein Blitzstrahl zu Erichs Füßen niedergeschmettert, er hätte nicht bestürzter, fassungsloser sein können, als er es durch die vier kurzen Worte des Freundes war, er sah denselben an, mit einem Blicke, mit einer Erregung, die mit der scheinbaren Ruhe des andern in auffallendstem Kontraste standen.

„Sie gab Dir Dein Wort zurück?“ fragte er endlich mit bebenden Lippen und seine Augen hingen mit athemloser Spannung an dem Munde des Freundes.

„Nicht sie — ich that es.“

Erich athmete tief auf, als ob ihm eine drückende Last von der Seele genommen wäre. Nein, nein, es konnte ja auch nicht sein — hätte sie das gethan! — Aber dann wurde ein anderes Gefühl in m ihm lebendig.

„Unglücksmensch!“ sagte er fast zornig, „wie konntest Du —?“

Max streifte ihn mit einem fast scheuen Blick. Aber seine Antwort war ruhig, fast gleichgiltig.

„Ich habe erkannt, daß wir nicht zueinander gehören.“

„Das hast Du erkannt — seit wann?“

Er sah den Freund durchdringend, forschend an, aber dieser hielt den Blick ruhig, unbefangen aus.

„Seit lange, das heißt nur ahnungsvoll — mit Bestimmtheit in der letzten Zeit. Sie liebt mich nicht — ich fülle ihr Herz nicht aus.“

(Schluß folgt.)

Schrift und Schreibmaterial.

Von G. St.

Die Geschichte der Schrift und des Schreibmaterials ist gleichzeitig ein integrirender Theil der allgemeinen Kulturgeschichte. Ohne Papier konnte nicht die Buchdruckerkunst entstehen, welche heutzutage in so hervorragendem Maße das Werden und Entstehen der die Welt beherrschenden Ideen beeinflußt. Nur der hohen Vollkommenheit von Schrift und Schreibmaterial verdanken wir viele Fortschritte, die wir in den Wissenschaften, in Kunst und Industrie zu verzeichnen haben. Wir beurtheilen jetzt die geistige Höhe eines Volkes nach seinem Papierbedarf.

Um einen Blick auf die Entstehung von Schrift und Schreibmaterial zu thun, müssen wir auf die ersten Anfänge der menschlichen Kultur zurückgehen, da mit der Ausbildung des Menschengeistes auch die Erinnerungszeichen, die gewisse Gedanken und Ideen fixiren sollen, vervollkommnet wurden. Schrift überhaupt ist erst denkbar nach Bildung der Sprache, sei letztere eine Laut- oder Geberdensprache. Sobald aber der Mensch seinen Gedanken einen bestimmten Ausdruck geben, sie anderen mittheilen konnte, mußte auch das Bestreben zu Tage treten, Abwesenden oder später Geborenen Kunde zu geben von Ereignissen, die für ihn von besonderer Bedeutung waren, gleichviel ob sie Glück oder Unglück bezeichneten. So entstanden zuerst Gedenkzeichen, aufgeführt von Erdmassen, Steinen, Baumpflanzungen, Pfählen u. s. w., welche durch ihre massenhaften Anhäufungen desselben Materials auffallen sollen. Diese rohgeformten Gedächtnißzeichen ersetzten die fehlende Schrift.

Sind wir mit Recht geneigt die geistige Bildung eines Volkes nach seiner Sprache zu schätzen, so werden wir auf der anderen Seite bei Beurtheilung der Sprache die Zeichen, deren man sich bedient sie zu verkörpern und für das Gesicht wahrnehmbar zu machen, nicht außer Acht lassen dürfen. Wir müssen anerkennen, daß die Bilderschrift, trotz der wenig entwickelten Schreibmaterialien, sich zu einer gewissen Höhe aufgeschwungen hatte Die Buchstaben sind Naturbilder mit Keil und Meißel in Stein und Fels eingehauen. Die bekanntesten sind die Hieroglyphen der Aegypter und der Incas. Beide Schriftsysteme sind ein eklatanter Beweis für die langsame, im Schneckengang fortschreitende Entwickelung der Buchstabenschrift. Originell war die Knotenschrift der Peruaner. Man nahm eine Hauptschnur, an welcher

man eine Menge von Nebenschnuren wie herabhängende Aeste befestigte. Jene bezeichnete gewissermaßen den Hauptgedanken einer Nachricht, ein Ast die Einzelnheiten durch gewisse verschiedenartige, künstlich verschlungene, an ihn geknüpfte Knoten. Oft waren sie von verschiedener Färbung. So bedeutete ein rother Ast die Soldaten, ein gelber das Gold, ein weißer das Silber, ein grüner das Getreide u. s. w. Weitere interessante Daten über diese Quipu- oder Knotenschrift giebt Herr von Tschudi in seinen „Reiseskizzen von Peru". Da dem Leser stets vorher erst mündlich zu übermitteln war, worauf sich ein Quipu beziehe (Krieg, Volkszählung u. s. w.), so mußte bald ein Stand sich bilden, der durch Tradition die Kenntniß der Schriftstücke fortpflanzte, und so entstand denn in der That eine Beamtenkaste, die Quipucamayocuna, oder Beamte zur Entzifferung der Knotenschrift. Diese eigenthümliche Schrift, die später sehr entwickelt wurde, hat nichts gemein mit unserer Buchstabenschrift.

Sobald die Buchstabenschrift erfunden war, folgte rasch ein Fortschritt auf den andern. Waren zuerst Keil und Meißel die Werkzeuge, womit Babylonier und Chinesen ihre Sprachzeichen auf dünne Schieferplatten oder gebrannte Ziegel bannten, so folgten auf diese bald gespitzte Steine und weiterhin Metallstifte. Zu Tafeln verwandte man nach weiterer Erfahrung Metallplatten, jedenfalls zuerst von Blei, und als Griffel solche von Eisen oder Kupfer. Die Bleiplatten zeigten sich bald nicht geeignet, für unabsehbare Zeiten als Erinnerungszeichen zu dienen, man bediente sich des Kupfers zum Schreiben und bearbeitete es mit eisernem Griffel. Doch nichts genügt dem grübelnden Menschengeiste, bald bedeckte er mit seinen bedeutenden Buchstaben Holzplatten, in die er seine Zeichen mit Knochen oder Kupfer einritzte. Man fand Gefallen an diesem weniger mühseligen Verfahren und richtete sich bald noch bequemer ein, indem man die Holztafeln mit Wachs überzog und darauf mit Horn oder Silberstiften schrieb, oder auch Thierhäute und thierische Eingeweide zur Aufnahme der Schrift präparirte.

Je allgemeiner die Kenntniß der Schreibkunst wurde, desto mehr Schriften entstanden naturgemäß. Daher wurde es bald sehr lästig, schwere und starke Materialien zu jedesmaligem Gebrauch herbeizuschleppen oder zu versenden. Es mußte ein noch bequemeres Material ausfindig gemacht werden. Bald benutzten die Aegypter Baumblätter, vorzüglich die der Palmen. Rechtliche und religiöse Satzungen enthielten die gewöhnlich zuerst hergestellten „heiligen Bücher"; daher nannte man auch das Palmblatt das „heilige Blatt", und die Griechen hießen ägyptische Schriften „phönizische Buchstaben", denn bei ihnen wurde die Palme Phönix genannt. Doch auch das Beschreiben der Blätter fand sein Ende, sie wurden ersetzt durch Bast. Das der Linde, Birke, Ulme und des Ahorns wurde bevorzugt und die Buchstaben mit Nadeln, späterhin mit dem Schreibrohre bearbeitet. Die Baststücke erschienen im Handel von gleicher Länge, und dies ist der Grund, daß die geschriebenen Abschnitte ungefähr gleich lang sind. Unsere Vorfahren beschrieben zuerst Birkenbast und daher heißt eines der ältesten deutschen Heldengedichte der Birkengesang. Liber ist das entsprechende lateinische Wort für Bast, liber bedeutete später auch eine Mehrheit solcher Baststblätter, d. h. ein Buch.

Das natürliche Baſtgewebe endlich wurde durch künſtliche aus Leinen oder Baumwolle hergeſtellte verdrängt, die Farbe durch die Tinte. Da beginnt zur Zeit Alexanders des Großen (etwas über drei Jahrhunderte vor Chriſti Geburt) ein neuer Abſchnitt in der Geſchichte. Das Papier kommt auf, man bereitet es in Aegypten aus der Papyrusſtaude.

Dieſe Staude hat Aehnlichkeit mit unſeren Binſen, welche bekanntlich mit einem hollunderartigen Marke gefüllt ſind und zumeiſt an Uferrändern ſtehen. In Aegypten, Kalabrien, Sicilien, Syrien bildet die Papyrusſtaude an den Ufern ganze Wälder. Aus den inneren Stengelhäuten noch in Saft ſtehender Pflanzen bereitete man das Papier, indem man mit feinen Nadeln oder ſcharfen Muſcheln die Häute von dem Stengel abſchälte, die ſo gewonnenen Blättchen mit Nilwaſſer zuſammenleimte, alsdann trocknete und mit Zähnen glättete. Das auf dieſe Weiſe gewonnene Papier hieß Biblos (daher ſtammt Bibel). Dieſes Papier ward bald Aegyptens Hauptausfuhrartikel und trug weſentlich zur Bereicherung des Landes bei, da es ſehr koſtbar war. Bald ſchätzte man den Reichthum der Leute nach ihrem Papierbeſitz, wie ſich bei uns die Bauern nach ihrem Viehſtand taxiren. Nun entſtanden Bücher in Mengen und die Entſtehung von Bibliotheken war die unmittelbare Folge. Beſonders zeichneten ſich als Bücherliebhaber König Ptolemäus II. und Eumenes, der König von Pergamus in Kleinaſien, aus. Die zwiſchen beiden entbrennende Eiferſucht ſollte für die Menſchheit von bedeutſamen Folgen werden. Ptolemäus nämlich wollte dem Eumenes einen empfindlichen Schlag dadurch verſetzen, daß er die Ausfuhr von Papier nach Pergamus unterſagte. Bereits war das Fabrikat unentbehrlich geworden und die Pergamener litten empfindlich unter dem Verbot. Da erfanden ſie ein neues Schreibmaterial, das Pergament (abgeleitet von Pergamus), welches zuerſt um das Jahr 200 vor Chriſti Geburt aus thieriſchen Häuten, die man biegſam machte, bereitet wurde. Pergament und Gänſekiel führten heftigen Kampf mit Papyrusſtaude, Schreibrohr und Silbergriffel und gingen ſiegreich aus demſelben hervor. Gleichwohl erhielt ſich der Gebrauch des ägyptiſchen Papiers bis zum 11. Jahrhundert, bis es endlich durch die Erfindung des Baumwollenpapiers durch die Araber gänzlich verdrängt wurde. Dieſe charta cuttanea, auch griechiſches Pergament genannt, hat mit unſerm heutigen Papier Aehnlichkeit. Es war weich und zerbrechlich, und nur mit vieler Mühe konnte man es beſchreiben. Seine Bereitung war eine ſehr primitive, man bearbeitete die Baumwollenfaſern mit Keulen zu einem Brei, den man auf beſondere Bretter breitete, trocknete und glättete. Hanf und Flachs löſten das Baumwollenpapier ab, ein Deutſcher erfand das neue Papier im dritten Viertel des 13. Jahrhunderts. Handarbeit genügte nicht mehr zur Herſtellung dieſes Schreibmaterials; man gründete Papiermühlen und benutzte die ſogenannten „Loch- oder deutſchen Geſchirre“. Die erſte Papiermühle ſtand in Nürnberg (1390). Binnen kurzer Zeit eroberte ſich das neue Papier die Welt und daß man die Wichtigkeit der Erfindung würdigte, geht daraus hervor, daß der deutſche Spielmann, der ſie 1588 nach England brachte, in den Ritterſtand erhoben wurde.

Da kam die gewaltige Umwälzung, die die Erfindung der Buchdruckerkunst herbeiführte, und Druckpapier war die erste Anforderung. Bis zum 16. Jahrhundert kannte man nur geleimte (Schreib-) Papiere. Hanf zeigte sich zu hart und spröde, man forschte nach Ersatz und fand ihn in Stroh, Moos, Torf, Holzfasern, Fichtennadeln u. s. w. und endlich in — Lumpen. Jetzt tritt auf lange Zeit hinaus ein Stillstand ein, man hatte gefunden, was vorläufig allen Anforderungen genügte, bis unser erfindungsreiches Jahrhundert immer neue Stoffe benutzte, mit deren Aufzählung wir die verehrten Leser verschonen wollen. Ueber die gewaltige Ausdehnung der Papierfabrikation, die viele Tausende von Arbeitern und komplicirte Maschinen beschäftigt, über die dadurch erreichte hohe Blüte der Buchdruckerkunst und der damit verwandten Künste giebt jedes Konversationslexikon Auskunft. Die Gestaltung unseres öffentlichen und Verkehrslebens unter dem Einflusse der verbesserten Schreibmaterialien ist eine derartig überraschende, daß sie fast ohne Gleichen dasteht. Großartige Bibliotheken entstehen, die Tagesneuigkeiten werden durch Tausende von Zeitungen bis zu den entlegensten Winkeln menschlicher Kultur tagtäglich übermittelt, es ist ein Weg gefunden, der alle Völker der Erde miteinander verbindet, und binnen denkbar kürzester Frist ist ein großer Gedanke Gemeingut aller, die theilnehmen wollen an den Segnungen der Civilisation. Rauh und schwerfällig, wie das derzeitige Geschlecht, waren die ersten Schreibmaterialien, bequem und zu rascherem Gebrauche geeignet müssen die der beweglichen, hastigen Jetztzeit sein; das Schreibmaterial einer Zeit ist ein Maßstab für sie und das derzeit lebende Geschlecht. Mit der Verfeinerung der Sitten, mit den erhöhten Anforderungen des Geschmacks, mit der weiteren Ausbildung der Kunst geht die Verbesserung des Schreibmaterials Hand in Hand und übt hinwiederum eine Gegenwirkung auf jene aus, hinstrebend zu künstlerischer Vollendung.

Der fremde Knabe.

Von Ilse Frapan.

Nicht alle Lieder werden zu Ende gesungen, nein, nicht alle! Weitaus die meisten brechen in der Mitte ab, gerade wenn es am rührendsten oder am lustigsten werden soll, und mit den Geschichten ist es ebenso, das heißt, mit den wirklich geschehenen und erlebten. Nicht nur unser Wissen, auch unser ganzes Leben ist eitel Stückwerk, und weil das nun so ist, sei mir erlaubt ein Stückchen Kindergeschichte zu erzählen, nichts als ein paar Takte von einer uralten Melodie, die in diesem Falle auch nicht weitergesungen werden konnte. Es ist lange her seitdem.

Wie lange, das sehe ich am deutlichsten, wenn ich mein Stammbuch aufschlage, das mir einst an meinem vierzehnten Geburtstage geschenkt worden ist. Das erste Blatt darin — es ist noch eins von den jetzt unbeliebt gewordenen Büchern mit losen Blättern — paßt nicht recht hinein. Es ist größer und dicker als die übrigen, hat keinen Goldschnitt, und die Ecken sind vom gewaltsamen Hineinpressen stark mitgenommen. Das Blatt ist auch noch ein Jahr älter als das Buch. Es ist einmal, eben dieses Jahr lang, mein liebster Schatz gewesen. Der Vers darauf ist englisch, mit steifer Knabenhandschrift unter eine gemalte Rose geschrieben. Es ist eine kirschrothe Rose mit sehr grünen Blättern und mit merkwürdig vielen Stacheln. Aber diese Blume ist mir einst unübertrefflich schön gemalt erschienen, und noch jetzt sehe ich sie mit freundlichem Auge an und lese den kleinen Vers darunter mit dem angenehmen Gefühl, daß man auch mir altem Frauchen einmal so etwas hat schreiben können, ohne ärger gegen die Wahrheit zu verstoßen, als bei irgend einem anderen frischen kleinen Mädchen. Da steht nämlich:

The rose is red, the violet is blue,
The honey is sweet and so are you.
Think an your dear friend
Heinrich Koch.

Was daran so auffällt, der fremde Vers und der urdeutsche Klang des Namens in der Unterschrift, diese Gegensätze vereinigten sich in der Person dessen, der es geschrieben. Dieser kleine Heinrich war weder ein Engländer noch ein Deutscher; er stammte aus der kleinen englischen

Kolonie in Südamerika, aus Guyana. Er war kein Verwandter von uns, kein Schulfreund meiner Brüder, sondern eins jener armen elternlosen Kinder, die schon in zarter Jugend mit den eigenen kleinen muthigen Händen sich ihr Schicksal zurechtmachen müssen. Sein nächster Angehöriger in unserer Stadt war ein Musiker, der im höchsten Stock unseres Hauses zur Miethe wohnte. Er gehörte sammt seiner Frau zu den ausübenden Künstlern in seinem Fache; man brauchte nicht eben zur dritten Etage emporzusteigen, um dessen inne zu werden; that man es indessen doch, so erfuhr man gleichzeitig eine Menge sonderbarer Details, die einen ziemlich tiefen Blick in die dort oben herrschende Hausordnung gewährten. Die großen Leute nannten es achselzuckend eine „echte Künstlerwirthschaft", und ich meinte infolge dessen jahrelang, daß Stühle ohne Lehnen und Tische ohne Beine in einer solchen ganz unvermeidlich wären. Gewiß ist, daß dort oben Frühstücks- und Toilettetisch nicht nur verwandte, sondern rein ununterscheidbare Begriffe darstellten, daß die Haare aller Familienmitglieder beständig auf unbegreifliche Art vom Kopfe abstanden und daß das jüngste Kind zu allen Jahreszeiten im Hemdchen, überall im Hause gesehen werden konnte, wie es bald aus diesem, bald aus jenem Winkel hervorheulte, wo die Geschwister es seiner mangelhaften Bekleidung wegen treulos im Stiche gelassen hatten.

Trotz dieser Sonderbarkeiten und trotz der Gegenvorstellungen meiner Großmama, die nur mit einem stillen Schauder von den armen Leuten und ihrer Wirthschaftsführung sprach, waren wir Kinder dennoch sehr gern oben; denn wir wurden von dem in seine Kunst abgrundtief versunkenen Ehepaare nicht mehr bemerkt als ihre eigenen Kinder und konnten daher nach Herzenslust toben und spielen, wo und wie wir immer wollten.

Die Dame, eine hagere blasse Frau, habe ich immer nur am Klavier und immer in demselben schwarzen Kleide gesehen. Ich dachte damals allen Ernstes, daß sie auch darin schliefe, das heißt, nachdem ich mich überhaupt mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß auch diese Familie schlief, wie ganz gewöhnliche unkünstlerische Leute, was mir anfangs kaum denkbar erschien, da die Betten unter Lasten von Notenbüchern und Blättern vergraben waren und gar nicht zur Aufnahme von menschlichen Wesen da zu sein schienen.

Wenn Frau Weyl spielte, so störten sie weder die Sprünge oder das Gepiepse der weißen Mäuse, die neben der Thür in einem großen Kochtopfe wohnten, noch unsere eigene wilde Jagd, die athemlos oft dicht um ihren Sitz herumraste; sie hatte für beide Erscheinungen der Alltagswelt nur dasselbe halb erstaunte, halb melancholische Lächeln.

Mit ihm, das heißt mit ihrem Manne, war der Verkehr nicht völlig so zwanglos. Das Zimmer, in dem er Violine spielend tagaus tagein rastlos auf- und abschritt, wurde so viel als thunlich von uns vermieden. Wir wußten, daß er, wenn arg gestört, mit dem Geigenbogen blindlings um sich schlug und seine flammenden Augen und gebieterischen Bewegungen waren uns unheimlich. Auch er sah blaß und kränklich aus; die gänzliche Unfähigkeit des armen Mannes, sich und seine Familie in ein auch nur einigermaßen angenehmes

Verhältniß zur Gesellschaft zu bringen, zehrte an ihm und erhielt ihn in einem Zustande beständiger zorniger Aufregung, der auch die apathisch sanfte Frau so gut es ging auszuweichen bemüht war.

Er hatte auch das einzige unzerbrochene Möbel des Hauses unter seiner strengen Aufsicht, einen Schrank mit Glasthüren, hinter denen eine wohlgeordnete Conchylienſammlung aufgestellt war. Die Kinder erzählten, ihres Vaters Stiefbruder habe sie ihm bei seiner Abreise nach Guyana geschenkt, er war als Arzt an ein deutsches Hospital dort berufen worden, war aber jetzt schon seit Jahren verstorben. So hatten ihn denn die Kinder nicht mehr gekannt, aber sie sprachen zuweilen von ihm und mehr noch von ihrer Tante, seiner Frau, die sie zwar auch nie gesehen, von der sie aber stolz und rühmend erzählten, daß sie durchaus schwarz sei, wobei sie, wenn wir es nicht glauben wollten, ihr Naturgeschichtsbuch holten und das Bild einer dicklippigen Negerin mit Perlen um den Hals und Federn auf dem Kopfe aufschlugen und das Kind im Hemdchen zum Zeugen anriefen, daß dies wahrhaftig das Porträt von Tante Amalesina sei. Besonders Gustav, der älteste Junge, prahlte gern von ihr und ihrem unermeßlichen Reichthum, bis er zuletzt die Stimme dämpfend mit geheimnißvoller Miene und geballten Fäusten hinzufügte: Und all' das Gold möchten gern die Pfaffen in ihre Hände bekommen, er wolle aber nächstens hinreisen und sie sammt und sonders todtschlagen; was allemal einen tiefen Eindruck auf uns machte, da wir durchaus nicht wußten, was er eigentlich mit seiner Drohung meine. Einmal fragte ich ihn ganz ängstlich, wer denn das sei, die Pfaffen. Blitzschnell antwortete er: „Nichts als Räuber und Mörder, aber er wolle doch mit ihnen fertig werden." Und dann zog er sein Taschenmesser heraus mit den vier Klingen, prüfte wichtig die Schneide der größten mit den Fingern und hieb mit grimmigem Gesicht in das Geranke von Hopfen und Bittersüß an der Hecke, unter der wir saßen.

„Seht Ihr! So haut man sich durch den Urwald!" schrie er, „und wenn ich erst da bin, dann laß sie nur kommen!"

„Wohnen denn die Pfaffen im Urwald?" fragten wir erstaunt.

„Jawohl", sagte er, „mitten drinn, auf den Bäumen."

Natürlich konnte ich nun das nicht ohne weiteres glauben und fragte meine Großmutter darnach, die indes in ihrer bündigen Art die ganze Geschichte für dummes Geschwätz erklärte.

„Der unverschämte Junge freut sich, wenn ihr ihm alles glaubt", sagte sie.

So ganz erfunden war denn aber die Sache doch nicht, bald erfuhren wir mehr davon. Als wir wieder einmal nachmittags in unserm Sommerhause saßen, das heißt unter der Hecke auf dem großen Bleichplatze vor unserm Hause, wo wir von den seifigen Fäusten der Wäscherinnen nicht erreicht werden konnten, kamen die drei ältesten Weyls feierlich und mit langen Gesichtern auf uns zu, und das Kleinste lief in seinem gewöhnlichen Kostüm schreiend über den Fahrweg, ohne daß Anna, die sonst so gut mit ihm war, sich auch nur umgewandt hätte. Sowie sie uns erreicht hatten, fingen sie alle zugleich an zu schreien:

„Sie kann nun sehen, wie sie fertig wird", rief Gustav, „sie hat es nicht besser verdient, ich mag nun auch nicht mehr zu ihr reisen."

„Sie ist eine ganz schlechte Frau, sagt Papa", schrie meine Freundin Anna, „alles, alles Geld giebt sie an die Pfaffen!"

„Und unseren kleinen schwarzen Cousin auch", sagte Julius, mit Thränen in den Augen.

„Ihr eigenes Kind!" Anna's Empörung war grenzenlos.

„Was wollen sie denn mit ihm anfangen?" fragten wir dagegen.

„Sie haben ihn in ein sehr häßliches großes Haus gebracht, wo er den ganzen Tag beten und lernen muß; er muß immer barfuß gehen und darf seine Mutter nie besuchen, und sie sind alle sehr schlecht mit ihm. Es ist eine Pfaffenschule, sagt Papa, und er soll auch ein Pfaffe werden."

„Nein, das soll er nicht!" jammerten alle Kinder einstimmig.

Ich aber fragte erstaunt:

„Leidet denn das der Senat?" (denn einen König als oberste Macht kannten wir nicht).

„Der hat ihnen gar nichts zu sagen!" Ich verstummte. Was mußten das für schreckliche Menschen sein.

„Wovon wißt Ihr denn das alles?"

„Wir haben einen Brief bekommen, den hat unser schwarzer Cousin heimlich geschrieben und unserm Papa alles erzählt."

„Ja, und Papa hat uns den Brief übersetzt und hat mit der Faust auf den Tisch geschlagen, so — und Gustav schlägt das Kind im Hemdchen auf den Kopf, welches sogleich ein Zetergeschrei erhebt — daß nun die Pfaffen das Geld haben!"

„Und Mama hat geweint", sagte Anna, die die Kleine in ihre Arme genommen hat, um sie zu trösten, „und hat gesagt, wir sollten uns freuen, daß wir noch unsere guten Eltern haben, die Tag und Nacht für uns sorgen.

Als ich mit diesen Neuigkeiten triumphirend zu meiner Großmama lief, war ich sehr froh, sie nicht mehr so ungläubig den Kopf schütteln zu sehen. Es erschien ihr jetzt sogar der Mühe werth, meine verworrenen Vorstellungen in betreff der Pfaffen zu berichtigen, aber nun war ich hartnäckig und behauptete fest, dann müsse es wohl zweierlei geben, diese seien jedenfalls Räuber, wie auch aus ihrem Betragen gegen Tante Amalesina ersichtlich. Was sie und ihren Sohn besonders anziehend machte, die Schwärze und Hilflosigkeit beider, beschäftigte mich so sehr, daß ich mir darin gefiel, sie in Gedanken mit allen schwarzen Dingen, die mir vorkamen, zu vergleichen, um dann mit innerlichem Triumph zu sagen:

„Aber die sind noch tausendmal schwärzer!"

Als ich ungefähr acht Tage später eines Mittags aus der Schule kam, ward ich von Anna schon unten an der Hausthür empfangen.

„Komm' mit, Gretchen", rief sie mit strahlendem Gesicht, „er ist heute angekommen und hat einen grünen Papagei für uns mitgebracht."

„Euer schwarzer Cousin?"

„Ja, denk' Dir, er ist weggelaufen!"

„O Gott! Von den Pfaffen?"

„Ja, er heißt Heinrich, aber wir können ihn nicht verstehen."

„Das glaub' ich wohl, wenn er schwarz ist", sagte ich zufrieden. Aber nun merkte ich, daß Anna kleinlaut wurde.

„Ach, Gretchen", sagte sie zögernd, „er ist eigentlich gar nicht ganz schwarz und gar nicht klein, beinahe so groß wie Papa."

„Nicht schwarz?" rief ich enttäuscht, „dann will ich nur erst zu Mittag essen, dann bekomme ich ihn noch früh genug zu sehen."

„Nimm es nur nicht übel, Gretchen", sagte meine Freundin und legte ihre warme Wange an meine, „wir haben es ja auch nicht gewußt — komm' doch; der Papagei kann so viele Kunststücke."

Als wir auf der oberen Treppe waren, kam eben Gustav das Geländer hinabgerutscht.

„Nimm Dich in Acht, Gretel", rief er mir warnend zu, „er ißt am liebsten Menschenfleisch."

„Ist er wirklich so verwildert?" fragte ich in aller Unschuld, und ging dann, während sie laut lachten, mit einem angenehmen Gruseln in die Stube.

Es sah noch bunter darin aus als gewöhnlich. Der Inhalt eines großen Koffers, wahrscheinlich von meinen Spielkameraden durchwühlt, lag über den Fußboden verstreut, über dem trüben Aquarium im Fenster hingen ein paar breiträndiger Panamas, am Bücherbort buntgeflochtene Decken, und inmitten des Gewühls stand ein großer Knabe in hellem Leinenanzug und ließ einen grünen blaugehäubten Papagei an einem langen Stocke auf und abklettern. Er wandte sich nicht nach uns um, sondern schien ganz in sein Spiel vertieft, bis Anna mir zuredete, ihm guten Tag zu sagen.

Ich that es blöde, hielt ihm aber meine Hand dabei hin, worauf er sogleich den Vogel losließ und sich umwandte. Er war dunkelbraun, aber mit europäischen Gesichtszügen, großen finsteren Augen und sehr rothen Lippen.

Er gab den Gruß mit ziemlicher Geläufigkeit zurück, als ihm aber Anna meinen Namen sagte, schüttelte er nach einem mißglückten Versuch, ihn nachzusprechen, lächelnd den Kopf und rief ein paar fremde Worte dabei, ein Gemisch von Englisch und Spanisch, das keiner von uns verstand. Inzwischen hatte Gustav sich neben uns gestellt und reizte den Papagei mit dem Stocke, so daß dieser heftig schreiend ihm nach dem Finger fuhr, da aber schoß ein so wilder Blitz aus den Augen des Knaben, daß meine Furcht zurückkehrte und ich eilends die Treppe hinablief.

Als ich nach einigen Stunden wieder kam, riefen mir die Knaben entgegen, daß wir ins Freie wollten, da es ihnen im Zimmer zu langweilig sei. Sie hatten nämlich alles besehen, was der neue Ankömmling mitgebracht und nun ihre Neugierde einstweilen gesättigt war, begehrten sie zu ihren gewohnten Spielen zurückzukehren. Ihre Eltern machten ebensowenig Umstände mit dem verlassenen Knaben, aus dem Zimmer rechts ertönte das Klavier, aus dem links die Violine, ganz wie alle Tage. Ich aber hatte bei meiner Großmama gastfreundlichere Sitten gelernt, und als wir ohne Abschied aus der Stube rannten, sah ich, wie Heinrich, sein dunkles Gesicht erhebend, uns traurig mit den Augen folgte. So hielt ich denn die Wilden auf der Treppe an und fragte, warum sie den Vetter nicht mitgenommen hätten. — „Was

sollen wir mit ihm anfangen?" gegenfragte der Chor. „Wir können ihn ja nicht verstehen, und außerdem ist er auch zu still und langweilig."

„Ihr habt ihn aber nicht einmal gefragt, ob er mit uns gehen wolle", sagte ich altklug.

„Weil er doch nur den Kopf geschüttelt hätte, Du weise Grete", sagte Gustav, „denn dies ist seine einzige Art zu antworten; den hab' ich mir ganz anders gedacht."

„Er ist ja nicht einmal schwarz", rief nun selbst Anna verächtlich.

Ich hatte von früh auf ein scharfes Gefühl für Ungerechtigkeiten, wenn ich dergleichen von anderen begehen sah, und mein kindisches Herz empörte sich auch diesmal.

„Was kann er dafür?" rief ich ganz erbittert, „er ist doch einmal Euer Besuch; ich will ihn holen."

„Thu's, wenn wir Dir nicht mehr gut genug sind", sagte der Junge, „wir gehen voraus."

Damit sprang ich wieder nach oben. Heinrich stand noch wie vorher allein in dem offenen ungemüthlichen Zimmer, er faltete eben ein Halstuch wieder sauber zusammen, um es fortzupacken, der Vogel saß mit hängenden Flügeln auf dem Boden neben ihm und sprach Spanisch, immer dieselben Worte.

Ich war wohl leise gekommen, denn als ich die Hand auf des Knaben Arm legte, schrak er leicht zusammen, und seine Augen rollten wieder so scheu und wild, daß man einen Augenblick nur das Weiße darin sah. Aber ich fürchtete mich jetzt nicht mehr, obwohl mir das Herz klopfte.

„Komm mit uns spielen", sagte ich, all' mein Englisch zusammennehmend.

Er sah mich einen Moment mit lächelndem Erstaunen an, dann griff er mit einer hastigen Bewegung nach dem breiten Hute und legte seine glänzend braune Hand in meine. An der Schwelle aber stand er plötzlich still, lies mich los und winkte mir noch einmal rückwärts. Dann kramte er unter seinen Sachen eine zierliche kleine Schachtel hervor mit einem Bildchen auf dem Deckel, öffnete sie und ließ mich den Inhalt sehen.

„Das ist sea-peas", sagte er und lachte mit den weißen Zähnen, bedeutete mir, die Hände offen zu halten und schüttete eine Menge der korallenrothen Erbschen mit den schwarzen Flecken hinein. Ich freute mich sehr über die perlenähnlichen Dingerchen, die ich noch nie gesehen hatte, stand aber nun hilflos mit den vollen Händen da, bis er mir das leere Büchschen hinhielt und ich meinen Schatz wieder hineingleiten ließ. Ich besah die kleine Landschaft oben darauf und er ließ mich die Unterschrift lesen: Georgetown, und wiederholte das Wort, indem er auf sich zeigte und darnach auf das Bild, und ich verstand, daß er aus Georgetown sei. Endlich hielt ich auf's neue die Hände offen und er schüttete sie abermals voll und so spielten wir eine ganze Weile, bis einige vorwitzige Erbschen nebenbei auf die Erde und zwischen die Hemden und Strümpfe sprangen und wir nun lachend umherkriechen mußten, um sie wieder zu suchen, ganz als ob wir alte Bekannte wären.

Plötzlich aber kam ich dabei dem Papagei zu nahe, der nach einer meiner Haarpflechten schnappte, daß ich ängstlich aufschrie. Aber im Nu hatte ihn Heinrich gepackt und trotz seines Sträubens in den Käfig gesetzt; dann kam er wieder zu mir und strich sanft über den mißhandelten Zopf. Dabei mußte ihm etwas aufgefallen sein, wohl daß mein Haar so hell und glatt war, denn er befühlte darauf verwundert seinen eigenen schwarzwolligen Kopf und hielt ihn mir gleichfalls zur Besichtigung hin. Ich zauste ihn ein wenig und er nickte dazu und schien es sich gern gefallen zu lassen; zuletzt ging ich mit meinem schönen Schächtelchen und mit dem neuen Freunde triumphirend zu meinen Spielkameraden. Als ich ihn in den Kreis der Kinder führte, kam ich mir wie seine Beschützerin vor, und obgleich ich zwei Jahre jünger war als er, ungerechnet den Einfluß, den die heiße Zone so wie so auf die Reife ihrer Kinder übt, so bin ich aus dieser Rolle eigentlich gar nicht wieder herausgekommen. Er erschien mir meistens als der Hilfsbedürftige, und nur wenn mich Gustav an den Haaren ziehen oder sonst für eine Unverschämtheit thätlich bestrafen wollte, wie er es nannte, begab ich mich geschwind in Heinrichs Schutz. So kam es, daß wir uns bald auch untereinander zu verständigen anfingen.

Wir hatten einmal ein englisches Kindermädchen gehabt und bei der Großmama und noch mehr bei mir war mancher Brocken von damals im Gedächtniß hängen geblieben. Dazu ward ich jetzt auf einmal die fleißigste Schülerin in der englischen Stunde und saß auch daheim emsig über meinen Büchern, ja die große Vorliebe für jene Sprache ist mir, glaube ich, noch von dieser Zeit her geblieben.

In dem Maße nun, wie ich Heinrich besser verstehen lernte, fingen wir beide an, wie es natürlich ist, unter den anderen eine gesonderte Stellung einzunehmen; wir hielten zueinander und kümmerten uns wenig um die Neckereien, mit denen jene uns überschütteten. Ja, ich brachte es durch meine Bitten dazu, daß selbst meine Großmama den fremden Knaben einige Male in ihr sauberes Stübchen einließ, das die Weyl'schen Kinder, ihrer Unbändigkeit und ihres ungekämmten Aussehens wegen, ein für allemal nicht betreten durften. — Da saßen wir dann vergnüglich beisammen, am liebsten auf einem niedrigen Bänkchen, gewöhnlich Hand in Hand, oft ganz stumm aber doch zufrieden, oft in eifrigem Geplauder. Natürlich hatte ich ihn zuerst über seine Flucht befragt und er erzählte, wie er unter den Patres zu einem von ihnen Zutrauen gefaßt, wegen seines freundlichen Wesens, und wie ihn derselbe Mann schier selber darauf gebracht, sich so viel Kummer und verhaßtem Zwang durch die Flucht zu entziehen. Wie er ihm auch eine Geldsumme überbracht und in aller Stille und Heimlichkeit die Habseligkeiten des Knaben verpackt und aus dem Jesuitenkollegium geschafft, wie er ihn selbst dem Kapitän übergeben und Heinrich somit ohne große Mühe und Fährlichkeit nach Deutschland gekommen sei. Und wir lobten den vortrefflichen Pater einstimmig wegen seiner Barmherzigkeit und fragten, was Heinrich denn nun weiter vorhabe. Darauf aber hatte er nur gewartet, denn während er sich das übrige stückweise hatte abfragen lassen und immer mit einer gewissen Scheu und Befangenheit antwortete, als ob der Einfluß jener trüben Zeit noch nicht überwunden sei, ward er nun ein ganz anderer, und es war eine

Freude, ihm zuzuhören. Er wollte ein tüchtiger Seemann werden, ein großer Seefahrer und Entdecker. Wie James Cook, sagte er, ich heiße ja auch wie der — Koch ist Cook. Und dann erzählte er von den fremden Ländern, von den heißen, die er so gut kannte, und von den kalten, die er sich nur schwer vorstellen konnte, denn er hatte ja in seinem Leben noch nicht Eis und Schnee gesehen. Ich hörte mit klopfendem Herzen zu und dachte mich überall mit hinein, in die Wundergärten und zwischen die Eisberge, und wenn er von den wilden Thieren erzählte, den Tigern und Riesenschlangen, gerieth ich in ein förmliches Fieber vor Erregung, so lebhaft konnte er schildern. Für gewöhnlich aber war er still und die Kinder fanden ihn dumm und langweilig, während ich mir bald nichts Lieberes wußte, als ihm zuzuhören. — Ich war aber so stolz und eitel auf ihn, besonders da auch meine Großmama seine Erzählungen lobte, daß mich jeder Tadel sehr verdroß, weil ich wollte, daß alle einsehen, wie klug er sei. Ja, weil sie uns nun doch einmal nach der kindischen Manier der Erwachsenen, die es in ähnlichen Fällen gleich ebenso machen, Braut und Bräutigam titulirten, so wünschte ich, daß er denn auch der Schönste und Beste von allen sei, und daß das nicht nur mir, sondern auch den anderen augenscheinlich sein solle.

Mein Geburtstag kam heran; wir spielten im Freien, später sollte getanzt werden. Wir Mädchen trugen alle helle Sommerkleider und eine kleine Blume im Haar, um den Hals aber schlang ich eine mehrreihige Kette von den rothen Korallenerbsen. Ich hatte sie sorgsam aufgefädelt und sie sahen nicht schlechter aus als wirkliche Korallen und wurden mir viel beneidet, zudem niemand wußte, woher ich sie hatte, denn ich hatte nichts davon erzählt. Die Jungen trugen einen kleinen Tannenzweig im Knopfloch, nur Heinrich hatte nichts. Das war mir nun traurig, besonders da es mein Geburtstag war, und mit heißen Wangen lief ich zur Großmama und schmeichelte: „Der arme Heinrich hat keinen Strauß, gieb ihm eine Blume aus Deinem Fenstergarten.“ — An ihrem Lieblingsbäumchen war am Morgen eine kleine blasse Monatsrose aufgeblüht, die schnitt sie ab und that noch zwei kleine Myrthenzweige dazu; ich band alles mit einem Haar zusammen und lief darauf athemlos zu Heinrich, der von den anderen abgesondert in einer Ecke stand.

„Komm“, sagte ich fröhlich, „das ist für Dich, von Großmama.“ Er verstand, was ich wollte, sein dunkles Gesicht sah nun ganz glücklich aus und er hatte auf einmal Thränen in den Augen. Dabei faßte er nach der Schnur an meinem Halse und lachte mich freundlich an, und wie ich nun so vor ihm stand, gut einen Kopf kleiner als er, und an seiner Jacke nestelte, um ihm das Sträußchen anzustecken, während er liebkosend bald über die Kette, bald über mein Haar strich, fühlte ich eine süße fremde Freude, die ich noch nie vorher empfunden und die mir plötzlich das Blut ins Gesicht trieb. Es mochte ihm ähnlich so sein, denn mit ganz neuer Scheu trennten wir uns gleich darauf, ohne uns weiter anzusehen. Aber ich suchte ihn doch immer mit den Augen, und wenn ich die kleine blasse Rose auftauchen sah, kam die Freude wieder. Als wir uns aber beim Pfänderspiel küssen sollten, wehrten wir uns beide so heftig gegen unsere Quälgeister, daß

sie uns endlich losließen. Nach diesem Abende hatten wir noch ein paar schöne Tage, an denen wir lange Stunden zusammensaßen und meine Bücher besahen. Von einigen erzählte ich ihm den Inhalt, so gut ich konnte, als wir aber das Nibelungenlied aufschlugen und er unter dem Titelbilde Siegfrieds Abschied von Kriemhilde las, ward er plötzlich ganz begeistert und sagte: „Die Geschichte kenne ich ja, die hat mir noch mein Vater erzählt!“ — Es war fast die einzige Erinnerung, die Heinrich von ihm bewahrte, denn er hatte ihn sehr früh verloren; von seiner Mutter sprach er fast nie und wenn es einmal geschah, mit Zurückhaltung und Aengstlichkeit; er nannte sie stets „meine arme Mutter.“

Fünf Wochen waren so seit Heinrichs Ankunft vergangen, nur fünf Wochen, aber die Kinder leben schnell und fünf Wochen sind ihnen eben so viele Jahre. Da kam er eines Nachmittags und erzählte mir voller Freude, daß er in zwei Tagen nach Guinea abreise.

„Und wenn ich wiederkomme“, sagte er mit leuchtenden Augen, „da sollst Du sehen, Gretchen, was ich Dir alles mitbringe, Decken von Löwenfell und Goldstaub und Elfenbein und einen zahmen Affen.“

„Und Blumen aus Afrika, bitte!“ sagte ich, „die müssen wunderschön sein.“

„O, die schicke ich Dir schon, sobald ich da bin, in einem Briefe, alle die ich finden kann!“

Wir faßten uns bei den Händen und tanzten in der fröhlichen Aussicht auf all' die schönen Dinge ausgelassen im Zimmer umher, bis ich auf einmal anhielt und fragte:

„Heinrich, hast Du denn gar keine Angst vor den haushohen Wellen?“

„Angst? O nein; Du weißt, ich will ja Cook der Zweite werden.“ Dann aber wurden wir traurig, weil uns einfiel, daß wir nun auseinander gehen mußten, woran wir noch bis dahin wenig gedacht hatten. Wir setzten uns wieder still hin und sprachen nicht mehr. Am Abend des folgenden Tages kam Heinrich, um Lebewohl zu sagen. Er trug zum ersten Male Matrosenkleidung, schien sich aber noch nicht so recht behaglich darin zu fühlen, denn sein Wesen war gedrückt und befangen. Er reichte meiner Großmama die Hand, die ihm viel gute Wünsche und Ermahnungen zur Vorsicht mitgab, und kam dann auch zu mir, aber so feierlich ernsthaft, daß wir plötzlich mitten in der Ceremonie zu lachen anfingen und auseinander liefen. Erst als ich abends in meinem Bette lag und mir vorstellte, wie er nun so allein ohne Schwester und Freund in die weite Welt gehe, überkam mich ein zärtliches Mitleid und ich weinte, bis ich einschlief.

Am andern Morgen war ich wieder ganz fröhlich. Zwar fiel es mir gleich ein, daß Heinrich heute weg müsse; aber ich dachte jetzt im hellen Sonnenlicht weit mehr an die schönen Dinge, die er mir mitzubringen versprochen, als an die Trennung und machte mich wohlgemuth mit meiner Schulmappe auf den Weg.

Als ich an der dunkeln Ecke auf dem Treppenabsatz vorüberkam, streckte sich mir plötzlich eine Hand entgegen. Heinrich hatte dort noch auf mich gewartet. Er hielt mir etwas Weißes hin. — „Lebe wohl, Gretchen,“ sagte er leise und traurig; „ich gehe nun weit, weit fort —!“

„Ach nein", schluchzte ich mit abgewendetem Gesicht, „bitte, bitte, bleib' doch lieber hier!"

„Ich kann ja nicht, ich will ja Seemann werden!"

„So will ich mit Dir!"

Das Couvert in seiner Hand fiel plötzlich zu Boden, meine Schulmappe auch und wir hielten uns in den Armen; er küßte und drückte mich so heftig, daß mir der Athem verging; seine heißen Thränen liefen mir über's Gesicht und auf die Lippen. — Da wurde in der oberen Etage eine Thür geöffnet, ich riß mich los, griff mit der einen Hand den Brief, mit der andern den Bücherſack auf und rannte mit leidenschaftlichem Weinen aus dem Hause.

Mein Schulweg führte durch den botanischen Garten, ich setzte mich auf eine Bank, athemlos vom Laufen und der Aufregung und ritzte mit einer Haarnadel das Couvert auf; als ich das Blatt mit der gemalten Rose und dem Verschen fand, stieg es mir glühend heiß vom Herzen in die Wangen, ich schob es in die Tasche und wagte kaum, es noch einmal anzusehen; dann rupfte ich mir sechs Grashalme ab und versuchte einen Kranz daraus zu binden, indem ich je dreimal zwei Enden zusammenknüpfte; wurde es ein Kranz, so hieß es „ja!", wo nicht, „nein!". Als ich meinen Orakelreif voneinander wirrte und er richtig zusammenhielt, schrie ich ganz laut: „Er hat mich lieb! Er hat mich lieb!" und drehte mich auf den Zehenspitzen so toll und lange um mich selbst, bis ich statt Wassers und Rasens nichts als einen blauen, mit grün gemischten Nebel sah. Wer weiß, ob ich nicht noch gar in den Stadtgraben gefallen wäre, wenn mich nicht plötzlich eine Hand am Arm gepackt hätte. Schwindelnd und verstört ließ ich mich zu der Bank führen, der alte Mann mit dem neugierigen Gesicht und den langen weißen Haaren war ein Stammgast des Gartens, der sich mit allen Kindern zu schaffen machte — als ich ihn erkannte, bekam ich große Angst und wollte fort. „Ei, Kind, junges Fräulein", piepste er, „wie sehen wir denn heute aus! Mit dickgeweinten Augen und blutiger Lippe? Und warum hast Du Dich herumgedreht wie ein Kreisel, statt in der Schule zu sitzen, hä?" — Ach, die Schule! Die hatte ich ja ganz vergessen. Das war mir noch nie passirt, aber das freilich auch noch nicht, daß man mir die Lippen blutig geküßt hatte.

„Ich bin beim — Zahnarzt gewesen", stotterte ich, „adieu, Herr Baron" — denn er war ein Baron, oder hieß doch so — „ach, bitte, entschuldigen Sie, wie viel Uhr ist es schon?" — Er guckte nach der Sonne. „Gleich elf, mein junges Fräulein!"

„O Gott!" Und ich war im Nu mit meinen langen Backfischbeinen die Allee hinunter. Berauscht, stolz, verweint, selig und betrübt, mit blutendem Herzen und wunder Lippe, so kam ich von meinem ersten Ausflug in das Paradies der großen Leute heim, ganz so wie sie heimkommen.

Die Lüge vom Zahnarzt, der mich zwei Stunden aufgehalten, wiederholte ich in der Schule und zwar mit besserem Muth, als das erste Mal, ich hatte ja nun schon Uebung, und sie ward mir geglaubt, erstlich weil ich sonst nicht log und zweitens, weil ich „ganz so aussähe", wie Mademoiselle mitleidig lächelnd meinte.

Nur als sie mir beim Nachhausegehen freundlich das Gesicht streichelte und mir süße Feigen als Mittel gegen Zahnweh anempfahl, bekam ich schreckliche Gewissensbisse und hätte beinahe gebeichtet, was mir Stolzes begegnet war — gut, daß ich es nicht gethan, sie würde, fürchte ich jetzt, ein kurioses Gesicht zu meinen Geständnissen gemacht haben. Die Reue verflog auch, sobald ich an meinen Brief dachte, ach, wie unbedeutend mir alles dagegen erschien; ich glaube sogar, wenn die Geschichte mit den geschwänzten Schulstunden herausgekommen wäre, ich hätte es standhaft ertragen — „in die Weltgeschichte kommt es doch nicht." Diesen Trost hatte ich mir schon früh zurecht gemacht, und er hat mir wirklich über viel unfruchtbares Gewissensweh hinweggeholfen, so verderblich bequem er leider auch klingt.

Als ich nach Hause kam, war Heinrich fort — ich habe ihn niemals wieder gesehen.

Vergebens habe ich mit Sehnsucht, zuletzt mit immer schwächer werdenden Hoffnung auf eine Nachricht gewartet. Nach einem Jahre aber hat der Musiker seinen Kindern erzählt, daß der Kauffahrer, auf dem sich sein Neffe als Leichtmatrose eingeschifft, mit Mann und Maus verloren gegangen sein solle. Aufrufe wurden erlassen, aber niemand gab Auskunft, er blieb verschollen.

In demselben Jahre aber noch ist ein Brief vom deutschen Konsul aus Georgetown an den Musiker gekommen mit einer sehr unerwarteten Nachricht. Die Mutter des Knaben hat sterbend den Konsul zu sich rufen lassen, ihm ihr Herz geöffnet und in einem Anfall von Reue ihr Testament, das ihren ungehorsamen Sohn enterbte, umgestoßen und ihm die Hälfte ihres großen Vermögens vermacht. Denn es war deutlich an den Tag gekommen, daß die frommen Patres dem unbändigen Zögling dermalen selbst die Flucht erleichtert und die Witwe gegen ihn aufgereizt hatten, um in den Alleinbesitz ihres Vermögens zu gelangen. So hatte nun die Frau ihr Unrecht sühnen und mit aller Welt in Frieden sterben wollen, denn die Erbin der andern Hälfte blieb trotz alledem die Kirche. Im Fall von Heinrichs Tode aber sollte die ihm bestimmte Summe an die deutschen Verwandten ihres Mannes fallen, die, wie sie erfahren, ihren Sohn bei sich aufgenommen hatten.

Aber auch damit hat man den Heinrich Koch nicht wieder gefunden und James Cook ist immer noch der einzige Cook.

Nach Jahr und Tag aber hat der ehrliche Musiker die Erbschaft angetreten und ist nun auf einmal aus aller Noth heraus gewesen, so daß er seine Kunst hat betreiben können, ohne sie als Erwerbsquelle benutzen zu müssen, die doch alle Zeit ihm nur kärglich geflossen. An Heinrich hat bald niemand mehr gedacht. Die Erzählerin dieses aber hat noch eine Weile um den Jugendfreund getrauert und ihn dann endlich auch vergessen, denn das Leben ist bunt und die Bilder wechseln; aber wenn sie ihrer Kinderzeit gedenkt, steht auch der dunkle Knabe wieder vor ihr, der ihr Kinderherz zum ersten Male schneller schlagen lehrte und die kurzen Tage, wo sie sich so lieb hatten.

Naturlaute in der Sprache.

Von

Ed. Bruce.

I.

Von allen Errungenschaften, deren sich die Menschheit zu rühmen haben, ist wohl keine, welche der „Entdeckung" des Ursprungs der Sprache gleichgestellt werden kann.

Zur Genüge erhellt das schon der Umstand, daß erst nach einem, nach Jahrtausenden zählenden Zeitraum hierüber Klarheit geschaffen worden ist und daß vorher der Mensch so gut wie rathlos und völlig im Dunkeln der Thatsache des Sprachvermögens gegenüber stand. Doch wenn man erwägt, daß es selbst heute, wo doch die Civilisation ihre weitesten Kreise bis auf das einzelne Individuum gezogen hat, für dieses unendlich schwierig ist, sich seine Kindheit zurückzurufen, geschweige denn zu verstehen, wird diese Schwierigkeit gewiß einleuchten.

Nachdem, wie bereits bemerkt, Jahrtausende lang der Mensch völlig rathlos dagestanden, theils auf ein Wunder, dann aber auch auf die Allmacht und Güte des Schöpfers rieth und bei diesen Anschauungen sich beruhigte, brach erst in verhältnißmäßig sehr später Zeit das helle Tageslicht auch hier an.

Der Philosoph Leibniz ist, soweit bekannt, der erste, welcher sich rationell mit Untersuchungen über die Sprache beschäftigt hat. Ihm folgten Jerusalem, Lessing, Herder, W. v. Humboldt, Fr. Schlegel, Bopp, J. Grimm und in neuerer Zeit sind es vorzüglich Geiger, Lazarus, Steinthal, Max Müller, Caspari u. a., welche auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft Erstaunliches leisteten.

Gab es wie gesagt eine Zeit, wo jeder willkommen war, der nur irgend ein neues Projekt über diesen Gegenstand hatte, so ist man heute bereits in das Wesen der Sprache so tief eingedrungen, daß fast jede der verschiedenen Fachwissenschaften dieser ersteren dienstpflichtig geworden ist. Vorzüglich sind es hier die psychologische wie die physiologische Fachwissenschaft.

So bringt es denn dieser hohe Stand der Sprachwissenschaft mit sich, daß es nur geistig hochbegnadeten Menschen vergönnt ist, den genialen Spekulationen eines Geiger, Lazarus, Steinthal oder Max Müller bis zu den letzten Konsequenzen zu folgen. Letzterer hat vor einiger Zeit bekanntlich der Sprachwissenschaft den ersten Rang vor aller Wissenschaft, die Philosophie nicht ausgenommen, beansprucht. Dem gegenüber möchten wir jedoch bemerken, daß Philosophie im

Grunde nichts ist als Sprachwissenschaft, und umgekehrt. Die Wahrheit dieses Satzes geht zur Genüge daraus hervor: Wenn Sprache oder Sprachvermögen, Denkvermögen ist, so ist die Philosophie, welche sich mit dem Denken und seinen Gesetzen befaßt, auch Sprachwissenschaft.

Doch genug, daß die Sprache und der Gedanke im Grunde eins, beide als identisch und nur verschieden in ihrer Dokumentirung nicht zu trennen seien, das war eines der ersten Resultate auf dem Gebiete der Sprachforschung.

Dennoch, wie hoch diese Errungenschaft auch anzuschlagen ist, was will sie sagen dagegen, daß es heute gelungen, zu zeigen, was der Urmensch hat überhaupt denken können, und was nicht, d. h. fast völlige Klarheit zu bieten über den geistigen Horizont desselben. Und dann von diesem wieder rückschließend über die materiellen Verhältnisse des Urmenschen, die sich hieraus ergeben müssen. Es enthüllt sich uns dort ein Bild, so einzig dastehend wie keins zuvor, und zugleich legt es Zeugniß ab von der Unbezwinglichkeit des Menschengeistes und seiner Entwickelung aus dem — Nichts!

Hier sind Paradoxen gefährlicher als in der — Politik, und so erklären wir denn, bevor wir weitergehen, die Entwickelung der Sprache aus Anfängen, so gut wie — nichts. Die Sprachforscher sind sich darüber einig, daß auch hier das Gesetz der Entwickelung gelte, daß sich die Sprache aus kleinen Anfängen nach und nach entwickelte. Diese Anfänge nannte man Sprachwurzeln, deren es nach Max Müller vier- oder fünfhundert giebt.

Einerseits machte sich die Meinung geltend, die Entstehung dieser primitiven Wurzelwörter sei durch Nachahmung von Naturlauten, anderseits nahm man an, sie sei durch Interjektionen entstanden, welche durch den Gebrauch zu Wurzelwörtern wurden, noch andere wiederum hielten dafür, eine der menschlichen Natur innewohnende Kraft hätte lautliche Grundtypen hervorgebracht. Der Sprachforscher Max Müller sowie auch Geiger treten der Ansicht, daß die Wurzelwörter durch Naturlaut-Nachahmungen hervorgerufen seien, entgegen. Ebensowenig läßt ersterer gelten, daß es Interjektionen sind. Müller erklärt sie für „lautliche Grundtypen, die durch eine der menschlichen Natur innewohnenden Kraft hervorgebracht wurden." In folgendem haben wir es uns zur Aufgabe gesetzt, den Nachweis zu führen, daß thatsächlich Schall- oder Laut-Nachahmungen, die den Menschen in der Natur entgegentreten, dazu gedient haben, ihm als Sprachwurzeln zu dienen. Im übrigen lassen wir es unentschieden, in wieweit Müller's oder auch Geiger's Ansicht der Wahrheit entspricht. So viel wollen wir jedoch hinzufügen, daß der Geist der Sprache schon zur Genüge beweist, nicht eins von den dreien, sondern sämmtliche, im Verein haben sie als Bausteine gedient.

Doch die Ansicht Müller's, „die den Menschen innewohnende Kraft sei Instinkt gewesen, welcher ihn befähigte, in seinem vollkommenen Urzustande nicht wie die Thiere allein seine Empfindungen durch Interjektionen und seine Wahrnehmungen durch Onomatopoie auszudrücken", sondern auch abstrakten Vorstellungen einen bessern, feiner artikulirten Ausdruck geben zu können, kaum ernstlich zu nehmen ist. Der „lautlich feinere Ausdruck" rührt einfach von dem Unterschiede her,

der den Urmenschen eben vom Thiere trennt, das Aufrechte seiner Gangart und seine Handgeschicklichkeit. Und „das Vermögen, abstrakte Vorstellungen“ (zu haben, fügen wir hinzu) auszudrücken, ist eben wieder eine Folge dieser seiner aufrechten Gangart ꝛc.

Wie sich die Sprache nun aus dem anfänglichen vier- bis fünfhundert Wurzeln zählenden Stamm zum weiten schattenspendenden Baum entwickelt hat, möge man daraus ersehen, daß, wo der gewöhnliche Mann auch heute noch mit vielleicht drei- bis vierhundert Wörtern vollkommen ausreicht, der Dichter Shakespeare in seinen Werken 15,000 Wörter brauchte und ein vollständiges englisches Wörterbuch mehr denn 50,000 Wörter enthält.

Nach dieser orientirenden Einleitung gehen wir zur näheren Entwickelung des Themas über, das wir uns vorgesetzt haben.

Bekanntlich liegt der Nachahmungstrieb so tief in der Natur des Menschen, daß es kaum Wunder nehmen kann, diesen als Erklärung zum Entstehen der Sprache mit herbeizuziehen. Am nächsten lag dem Menschen wohl die Nachahmung der Stimmen derjenigen Thiere, die seine erste und hauptsächliche Umgebung bildeten.

Wie ihm diese Laut-Nachahmung nun geglückt ist, ob er dessen Lautschatz nach Geiger vorzugsweise konsonantal, im Gegensatz zum vokalen der Natur, die Laute derselben also nur ungenügend wiedergeben konnte, wird uns hier gleichgiltig sein können. Genüge findend an der Thatsache, daß eine Nachahmung wirklich versucht, ignoriren wir vor der Hand selbst den Umstand, daß das Sprachvermögen, wie das des Gehörs durchaus unentwickelt war und so zur richtigen Wiedergabe der gehörten Laute nicht genügend vermitteln konnte. Zum Beginn als Beispiele die Thierwelt heranziehend, werden wir im Verlaufe uns eingehender mit den Lauten beschäftigen, die durch anorganische Elemente hervorgerufen wurden. In beiden Fällen wird das Resultat ein äußerst interessantes sein.

Was nun die Beispiele, welche wir anführen werden, anbelangt, so sind dieselben aus den gesammten indogermanischen Sprachen, hauptsächlich aber der keltischen Sprache entnommen, und mit Recht.

Sprachvergleichende Untersuchungen haben ergeben, daß die keltischen Sprachen zusammen eine der sieben oder acht Hauptfamilien des indogermanischen Sprachstammes bilden. So ist es wohl gerechtfertigt, die Kelten als die ersten arischen, überhaupt als die ersten kulturtragenden Einwohner Europas anzusehen. Wenn wir nun aus dieser Sprache und ihren Zweigen Beweise für unsere Ansicht beizubringen im Stande sind, wird wohl niemand das als ungehörig bezeichnen, denn erstens handelt es sich um Sprachen eines Stammes, dann aber auch um Bezeichnungen aus sehr früher Zeit, so daß Erwägungen moderner Natur nicht statthaben können.

II.

Unter den vierfüßigen Thieren hat z. B. das Rind, der Ochs sowohl wie die Kuh ihre Namen offenbar von ihrer Stimme erhalten. Altnordisch lautet Kuh: bu; englisch: oow; dänisch: koe; schwedisch: ko, chuo; cornisch: loch, buh, byuh, buoh; wälsch: bu, buweh, biw, miw;

syrisch: mu, bu. Der Ochs lautet im französischen: boeuf; italienisch: bue; portugiesisch: boi; tatarisch: busan, ugir; lappisch: kusa; in Asien: kukan, moso, tugal, buch, oekkûs, ohbo. Mehr oder weniger ist der Name stets Ausdruck respektive Wiedergabe der Stimme. Völker, die vorzugsweise Viehzucht trieben, wie zu gewisser Zeit die Hebräer, dann die Aegypter, die Tataren und andere, wählten für den Ochsen einen Namen, der seiner Eigenschaft als Herrn der Herde mehr entsprach. Die Hebräer also: schor, phar, pharah; die Aegypter nannten ihn Pharaos; die Tataren Sir, Ser, Syr.

Ein sehr verbreiteter Vogel ist der Kuckuck. Derselbe ruft bekanntlich seinen Namen indirekt selbst, denn nach seinem Ruf hat er ihn erhalten. In Holland heißt er ebenso, dann ruft der Engländer ebenfalls cuckoo, französisch heißt er: coucou, doch muß man hier provinziellen Verschiedenheiten Rechnung tragen als: coux, coudiou ꝛc. In Italien ruft man ihn: cucolo, cuco, cuc, in Spanien: cuclillo, cuco, in Polen: kukulka, kukawka, in Ehstland: käggi, käko, kaggü, bei den Tataren: kauk, die Baschkiren rufen ihn: kokuk, die Perser: koukan ꝛc. Wenn man die Unterschiede der verschiedenen Völker in Bezug auf ihre Sprachwerkzeuge und demgemäß ihres Sprachvermögens in Betracht zieht, kann man nicht umhin, hier Naturlaut-Nachahmung zu finden.

Der Fink, welcher bekanntlich ebenfalls nach seinem Ruf benannt ist, giebt gleichfalls ein klares Beispiel. Im deutschen, englischen, dänischen, in Holland, Schweden ꝛc. lautet sein Name übereinstimmend. In Italien ruft man ihn: finco, pincione; in Spanien: pincon; in Frankreich: pinçon, le pinson, quinçon; in Krain: schinkowitz; in Ungarn: pinty ꝛc. Der Wiedehopf ruft ebenfalls seinen Namen, doch nicht im deutschen. Doch giebt das lateinische upupa eine Nachbildung seines Rufes. Im Volksmund heißt er bei uns auch pup-oss. Hierin ist theilweise seine Stimme wiederholt. Das oss scheint daraus entstanden zu sein, daß er vorzugsweise auf Viehweiden sich aufhält. Da seine Stimme der des Kuckucks ähnlich, hat man den Wiedehopf auch Kuckuckköster genannt. In Holland heißt er: Koppe; in Schweden: popp; in England: hoopoe; in Frankreich: le huppe, pepu, pipu, boubou; griechisch: epops, phytomos ꝛc.; in Ungarn: babuk; bei den Letten: pupukis. Die Baschkiren rufen ihr poppop. Die Serben: hupaz, wupacz ꝛc. Die Veränderungen, welche sein Name durchmachte, beruhen also entweder auf Unterschieden der Aussprache, wobei vorzüglich der Vokal u Veränderungen erlitt, wohingegen das k ziemlich konstant bleibt. Hier haben wir es also mit dem mehr oder weniger entwickelten Sprach-, dann aber auch wohl Hörvermögen zu thun. Fernere Veränderungen beruhen darauf, daß in die Augen fallende Eigenschaften des Vogels den ursprünglichen Namen vergessen oder in den Hintergrund treten ließen, und dadurch synonyme Bezeichnungen wie bei pup-oss zum theil, völlig aber bei Dreckhahn, Stinkhahn ꝛc. an die Stelle traten.

Wir könnten diese Beispiele aus der Thierwelt noch um viele vermehren, jedem aufmerksamen Beobachter wird es ohnehin nicht fremd sein, wie viele Worte die Sprache enthält, die irgend einen Ton oder ein Geräusch der Thiere bezeichnen.

Weitaus interessanter noch sind die Beispiele, welche aus dem Reich der anorganischen Natur angeführt werden können, interessant schon allein das, weil sie überraschende Einblicke in das Werden der Sprache gestatten.

In Wörtern wie summen, kratzen, zischen, sausen, brausen, rauschen, brummen, schaben, schreiben (scribere) ꝛc., treten uns offenbar Nachahmungen von Naturlauten entgegen. Das keltische crag, creag-fels, ist der Laut, welcher entsteht, wenn Felsstücke gegeneinander prallen, so entstand: Krachen. Ebenfalls entsteht beim Zusammenstoß von Steinen und Felsblöcken ein Geräusch, das man mit: tor bezeichnen kann. Jeder der in freier Natur, vorzugsweise jedoch in felsiger Gegend Steine gegeneinander warf, wird das bestätigen können. Daraus bildete sich eine ganze Reihe von Worten als: Thor, Thür, Thurm, storten, störten, sturzen, stürzen, ꝛc., welche Bezeichnungen von aufgerichteten, respektive stürzenden Felsen herrühren. Nach den Resultaten unserer Geschichtsforschung soll die früheste Zeit den Menschen ja an hoch das Meer überragende Gegenden gebunden haben. Es finden sich hierfür viele Belege auch in der Sprache, ganz abgesehen von den mythologischen Geschichten, worin ja bekanntlich von Gebirgen, Entstehen der Menschen aus Steinen ꝛc. viel die Rede ist. Wie je überhaupt in der Urzeit der Mensch die ihn umgebenden Naturmächte nicht anders als individuell aufzufassen im Stande war, so auch das Gebirge, den Felsen ꝛc. Das Echo war den Walen ein „redender Stein“: llechlafar. Die Iren nennen es ähnlich: gair-chreng, d. h. Felsengeschrei; die Schotten: Mac-alla, mac-t-alla, d. h. Sohn des Felsens.

Die Bezeichnung derjenigen Thätigkeit des Menschen, die ihn nicht allein durch die Unterschiedlichkeit derselben vom Thiere trennt, sondern auch schon an und für sich von äußerster Wichtigkeit ist, ist das Gehen. Der Gang hat sich noch in ziemlicher Ursprünglichkeit erhalten. Das Geräusch des Gehens ist durch (sanskrit) gan gô, d. h. Geh-geh, sehr richtig ausgedrückt. Wenn man davon absieht, welchen Einfluß Kultur und Kleidung auf die Gangbewegung auszuüben im Stande sind, und von diesen Einflüssen abstrahirt, ist das Geräusch der Schenkelbewegung gang-gang durchaus zutreffend. Diese Bezeichnung des Gehens — Gang — ist in allen indogermanischen Sprachen ziemlich gleichmäßig. Aus dem gan hat sich dann Schenkel, was ursprünglich Winkel bedeutet, gebildet. Ueberraschend wird der Nachweis der Entstehung des Enkel, Urenkel*) als Zweige oder Schenkel der Familie, aus dieser Sprachwurzel sein.

Es liegt ja nicht in unserer Absicht, in dem engen Rahmen dieser Abhandlung den Gegenstand erschöpfend zu behandeln. Nur an einigen augenfälligen Beispielen wollten wir zeigen, daß thatsächlich durch Naturlaute der Versuch einer Nachahmung derselben im Menschen erregt wurde, die so zur Entstehung von Sprachwurzeln Veranlassung gaben. Mit einem auch in anderer Beziehung beachtenswerthen Beispiele wollen wir diese Abhandlung beschließen.

*) Althochdeutsch encho: Enkel, Junge, Knabe, accha, anoeganik, das sich im Nacken (-Winkel) dreht; französisch: hanche, die Hüfte, die Lende, dasselbe also was Schenkel.

Wie bereits ausgeführt, bezeichnet das hiber-keltische tor, stor, Fels, Felsstück. Ferner ist noch on, hon, un, hun eine entsprechende Bezeichnung und auch wie diese eine Klangnachbildung des klingenden Steins. Hon- und Homburgen sind also Steinburgen, Hunkuppen sind Steinkuppen und haben mit Hunnen, welche dort Wachen ausgestellt haben sollten, nichts zu thun. Dasselbe gilt von den Hun-Burgen, Hun-Ringen und Hungräbern. Bekanntlich hat aus diesen Steingräbern die Sage Hunnen-Gräber gemacht. Schon der Umstand, daß ihr Name älter ist als der Aufenthalt der Hunnen in Deutschland hätte vor diesem Irrthum schützen sollen. Das Gleiche gilt von den sogenannten Hünen-Gräbern. Wie aus dem hun, hon ꝛc. der Unverstand Hunne gemacht, so aus dem Wälischen: hyn = alt, alter Vorväter, Hüne. Es hat dieses Hün-Grab die Bedeutung alter vorväterlicher Steingräber. Da jedoch allmählich diese Bedeutung verloren ging, entstand die Meinung, unter dem Hyn sei Riese zu verstehen, denn nur solche könnten die mächtigen Steinaltäre aufgerichtet haben. Man vermuthet nun, daß der Name Hahn und Hühner aus Kurhan d. h. alte litthauische Grabhügel, sowie Hyn, sich entwickelt habe. Zur Gewißheit wird diese Vermuthung dann, wenn man erwägt, daß die deutsche Bezeichnung fast allein absieht von einer Benennung nach der Stimme dieser Thiere, wie es doch mehr oder weniger in allen übrigen Sprachen statt hat.

Nach diesen, wenn auch lückenhaften Mittheilungen glauben wir immerhin zu der Erwartung berechtigt zu sein, den Leser davon überzeugt zu haben, daß thatsächlich neben den oben angeführten Ursachen, auch durch Klang-, Schall- oder Lautnachahmungen, Sprachwurzeln hervorgerufen sind. Ebenso wird der Leser den Worten Max Müllers: „Die Wurzeln der Sprache mögen sehr trocken erscheinen, wenn man sie mit den Dichtungen eines Goethe vergleicht; und dennoch liegt wahrlich etwas Wunderbareres in einer Wurzel, als in der ganzen Lyrik der Welt“ zustimmen.

Neueste Moden.

Nr. 1 bis 3. Kinder-Anzüge.

Nr. 1. Anzug für Mädchen von 10 Jahren. — Ueber dem gefältelten Rock

Nr. 1 bis 3. Kinderanzüge.

von hellem Wollenstoff, von dem nur der untere Rand à la volant ersichtlich ist, ein olivfarbener Winterpaletot mit Cuirasse-Plastron, das oben sehr breit ist, nach unten ganz spitz zuläuft und schließlich unter einer Schleife mit Schluppen und

Enden abschließt. Das Plastron ziert eine doppelte Reihe heller Hornknöpfe. Der Schluß des Paletots ist auf der linken Seite. Vorn unter der Spitze des Plastron

Nr. 4. Großer Mantel für Zwischen-Saison.

treten die Vorderschöße etwas auseinander. Auf der Rückseite sind die Schöße in tiefe Falten gearbeitet. Kragen und Aermelaufschläge von Sammet in dunklerer Nüance. Die Broche vertritt eine helle Schleife mit Schluppen und Enden. Filzhut

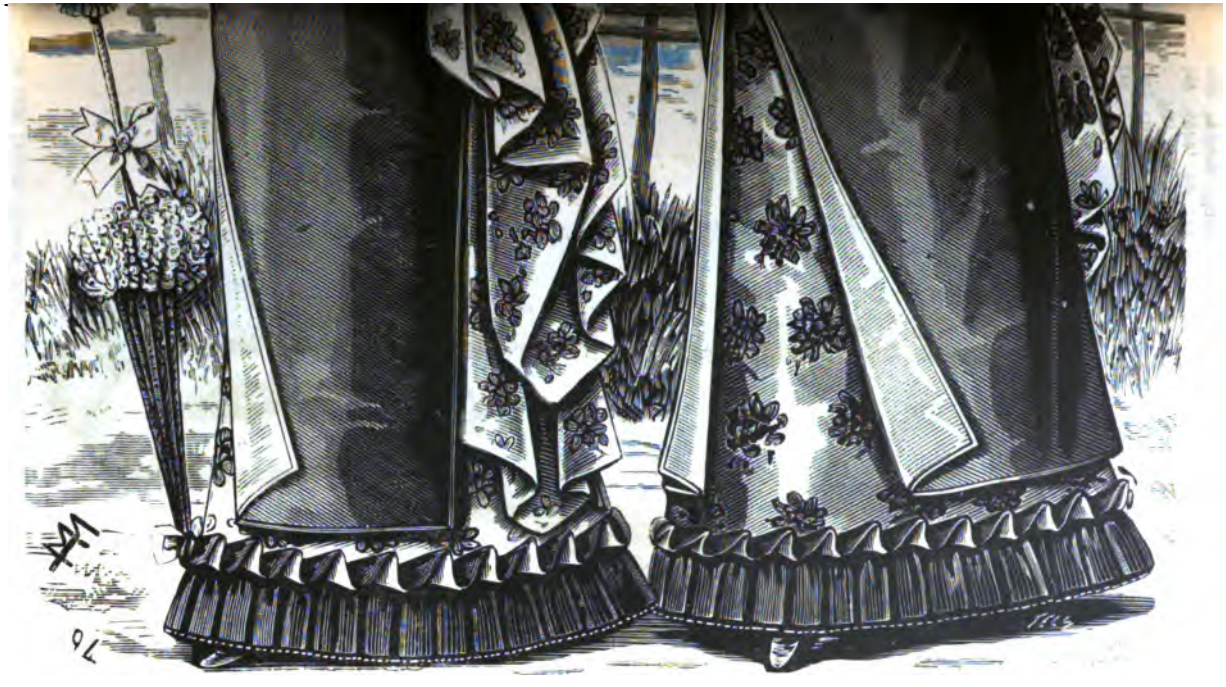
mit silberplattirter Schnalle und großer, links hoch emporgebogener Passe, über welche sich eine prächtige weiße Feder herabneigt.

Nr. 2. Anzug für Mädchen von 4 bis 6 Jahren. — Das untere Kleid wird ganz verdeckt von dem Pelerinen-Mantel aus carrirtem Doublestoff. Charakteristisch an dem kleinen Mantel sind die Faltenlagen auf der Rückseite und die Unterbrechung

Nr. 5. Einfacher Morgenrock.

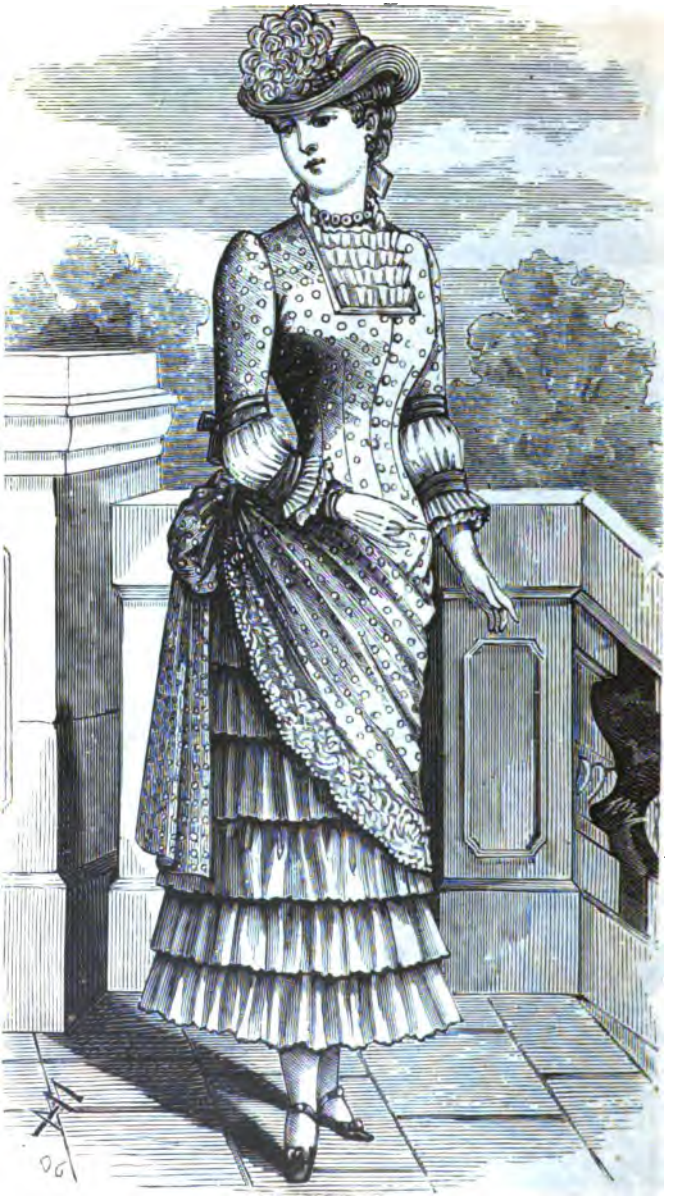
des großen Pelerinenkragens. Stoffhut, rings um den Kopf eng gereiht. Als Ausputz eine Feder auf der rechten Seite.

Nr. 3. Anzug für Mädchen von 10 Jahren. — Kleines Plissé am untern Rande der Robe, die bis zum Gürtel herauf in breite flache Falten gelegt ist. Auf dem aus breitem Band bestehenden Gürtel neigt sich das hellfarbene Feodora-Chemisett, auf welches oben die nur aus einem Knoten und drei Schluppen bestehende Schleife, welche die Broche vertritt, herabfällt. Flotte Casaque von dunkelblauem Plüsch mit Taschen, Aermelaufschlägen und hochachseliger Pelerine. Filzhut mit Atlasdrapirung



Nr. 6 u. 7. Ueberrock mit offenen Schooßbahnen. (Rück- und Vorderansicht.)

um die Calotte und hinten und vorn herabgebogener Passe. Rechts eine nach vorn fallende Feder.



Nr. 8. Anzug für ein Mädchen von 15 bis 16 Jahren.

Nr. 4. Großer Mantel für Zwischen-Saison.

Dieser große Mantel von marineblauem Damentuch fällt vorn gerade herab, während er auf der Rückseite stark geschweift ist. Der aus zwei gleichen Hälften be-

stehende Rücken schließt mit einem eng gereihten Besatz ab, an welchen der Faltenschooß angesetzt ist, auf den die große Atlasschleife mit langen Enden herabfällt. Der Aermel ersetzt durch die mit ihm verbundene Bahn das Seitentheil. Der Offizierskragen und die Aermelaufschläge sind wie die Schleife von Atlas. Dieser Mantel kann auch, wenn er zur Reise dienen soll, von englischem Cheviot mit Schleife und weiterm Ausputz von affortirtem Sammet, oder für die feuchte Jahreszeit von wasserdichtem Stoff gefertigt werden.

Nr. 5. Einfacher Morgenrock.

Zu solchen Roben wird vorzugsweise Flanell-Molton oder Cashmir genommen. Der Rücken ist anliegend und verlängert sich der Rockschooß in eine kleine Schleppe.

Nr. 9. Froufrou-Taille.

Vorn fällt die Robe ziemlich glatt herab. Die einzige Garnirung besteht in dem Plissé, neben welchem das Kleidungsstück auf der ganzen vordern Mitte herab zugeknöpft ist und das sich am Kragen, an den Taschen und Aermelaufschlägen wiederholt.

Nr. 6 u. 7. Ueberrock mit offenen Schooßbahnen (Rück- und Vorderansicht.)

Der Stoff zum Ueberrock ist glatter dunkelgranatrother Grosgrain mit altgoldgelbem Surahfutter. Die Schöße sind vorn à la revers zurückgeschlagen, so daß die vordere Mitte des Rockes von broschirtem Atlas (granatrothe Blumen auf altgoldgelbem Grund) ersichtlich wird. Am untern Rande als Volant ein Quetschfalten-plissé von granatrothem Atlas, mit Kopf, der in Schrägfalten gelegt und mit altgoldgelber Surah gefüttert ist. Eine altgoldgelbe Schnur dient dem Volant als Vorstoß. Anliegende, an der Schulter etwas eingehaltene Aermel. Auf der Rückseite treten die Schöße ziemlich weit auseinander und lassen eine höchst elegante Drapirung

vom Stoff des Rockes zur Geltung kommen. Geschlängeltes Spitzenjabot und Spitzenmanschetten, die unter zwei dicken Spitzenrüschen hervorfallen.

Nr. 8. Anzug für ein Mädchen von 15 bis 16 Jahren.

Der erste Rock von crêmefarbenem Foulard ist aus sechs faltigen und mit korallenfarbener Seide festonnirten Volants garnirt. Polonaise von Foulard mit crêmefarbenem Grund und korallenfarbenen Muschen. Die mit crêmefarbener Spitze eingefaßte Schürze der Polonaise ist an der rechten Seite mittels einer Schnalle sehr hoch gerafft. Aus dem Aermel entspringt oberhalb des Ellbogens ein kleiner gepuffter Aermel von Gaze oder Tüll, der über dem Handgelenk durch ein Bracelet von korallenfarbener Gaze zusammengezogen ist. Um den Rand des Aermels vom

Nr. 10. Arbeitstasche.

Stoff der Polonaise ein ähnliches, in eine Schleife geknüpftes Bracelet von korallenfarbenem Atlas. Den viereckigen Ausschnitt der Taille bedeckt ein röhrenförmig gefälteltes Plastron von weißer Gaze. Runder Hut mit korallenfarbenem Atlas und einem weißen Federtuff garnirt.

Nr. 9. Froufrou-Taille.

Diese Taille ist für die Zwischen-Saison bestimmt und werden deshalb hauptsächlich warmhaltende Stoffe dazu genommen, wie Halbtuch, croisirter Flanell, Modetartan ꝛc., bisweilen auch gerippter oder gepreßter Sammet. In beiden letzteren Fällen wird vorn zur Feodora und zu der Fächerfalte auf dem Rückschooß Sicilienne genommen. Indem nur dunkle Farben dazu gewählt werden, kann man diese Taille zu allen Arten Röcken, von den leichtesten bis zu den schwersten, tragen. Junge Mädchen können sich derselben auch so lange als Jacket bedienen, bis die vorgerückte Saison eine noch ausgiebigere Bedeckung erheischt

Nr. 10. Arbeitstasche.

Diese Arbeitstasche besteht aus einem einzigen Stück fischotterbraunem Plüsch. Bei der Arbeit wird der Vorzeichnung auf den Plüsch mit einem Faden rother Wolle gefolgt, der mit gelber Seite umstochen wird. Zwischen die Linien kommen Fischgrätenstiche in altgoldgelber Seide. Die Blumen sind im Festonhochstich in blauen Nüancen, die Muschen in schattirtem Rosa und die Blätter grün. Die Lanzettstiche in der Einfassung sind abwechselnd rosa, weiß und gelb.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Auch eine Mutterliebe.

Nach dem Originalgemälde von Carl Fröschl.

Das Kirchenschiff.

Novelle von H. Pontoppidan.

Autorisirte Uebersetzung von Heinrich Martens.

(Fortsetzung.)

Der Mann lag der Wand zunächst, ganz versteckt unter einer dicken, blaugestreiften Federdecke. Ein Streiflicht schien auf eine dicke Stumpfnase und in einen großen, breiten, offenen Mund mit struppigem und rothem Bart umgeben.

Sein schweres, langgezogenes Schnarchen, das schläfrige Tick-Tacken einer Bornholmer Uhr und das Dachtröpfeln auf die Fensterscheiben füllten die tiefe, schlummernde Nachtstille vollständig aus.

Zu äußerst und ganz in gelblichem Lichte lag die Frau, halb aufgerichtet mit dem Rücken gegen den Mann, ruhend auf dem rechten Arme. Sie hatte das Hemd von der vollen, kräftigen Brust gezogen, an der ein Knäblein mit Mund und Händen arbeitete.

Sie blickte unabgewandt auf das Kind. Der Lichtschein fiel direkt auf ihr Gesicht; es war vielleicht grob, aber wohlgeformt, muthig.

Der übrige Raum lag im Halbdunkel. Bis zur andern Seite des Stuhles fingen eine grüne Schiffskiste und ein Paar langer beschmutzter Wasserstiefeln alles Licht auf und warfen statt dessen lange dunkle Schatten hinter sich; die über die Kleider auf dem gestampften Lehmfußboden liefen und sich über zwei kleine Geschöpfe ausbreiteten, die einander um den Hals gefaßt auf einem Strohsack unterm Speisetisch im süßesten und gesundesten Kinderschlafe lagen.

Und die Schatten breiteten sich weiter aus, sie dehnten sich auf die Wände aus und um das Bild eines vergoldeten und am Kreuze befestigten Christus auf blauem Grunde, in einen Rahmen von kleinen Muschelschalen eingefaßt, und einzelne schlichen sich sogar bis unter die Decke.

Das Knäblein wandte sich hastig von der Brust ab. Die Mutter legte es wieder an, aber es wandte sich abermals schläfrig von derselben ab. Schon bevor sie es in den Korb an der Seite des Bettes gelegt und zugedeckt hatte, war es eingeschlafen.

Dann kroch auch sie unter die Decke, nachdem sie das Licht ausgelöscht hatte.

Alles war wieder still und dunkel, draußen schlichen sich nur die kleinen Wellen am Strande hinauf und rieben die Steine aneinander.

Als Ole Lorents früh am Morgen aus seiner Thüre trat, biß er sich vor Schreck in die Zunge — Anne saß auf dem Steinpflaster und schlief.

Ole Lorents war ein gedrungener Mann geworden, breit und korpulent; aber die Muskeln waren lose und weich im Fleisch und ermangelten der Kraft. Seine frühere Zaghaftigkeit hatte sich accurat in das Gegentheil verwandelt, in jene lebensselige Gemüthlichkeit, die sich häufig bei Deliriumskandidaten findet. Und er lächelte gern launig in den Bart.

Dieser hatte seine Jugendlichkeit verloren und sich durch fleißiges Barbieren zu jenen steifen, stechenden Borsten entwickelt, welche derartige Leute so ansprechend finden. Aber die merkwürdig glühend rothe Farbe war noch vorhanden; nur um die Mundwinkel hatte er infolge des Kautabaks einen mehr bräunlichen Anstrich.

Sein Gesicht war aufgedunsen, die Nase dick und roth; die Augen groß und verschwommen und bekundeten durch ihr unruhiges Suchen die geschwächten Geisteskräfte.

Aber Ole Lorents trank nicht mehr. Und diese Farbe der Nase war nur eine unangenehme Erinnerung an jene Zeit, welche er am liebsten vergessen hätte, aber leider eine tiefere Marke in einem weichen Gehirn hinterlassen hatte.

Aber, wie gesagt, jetzt trank er nicht mehr, ausgenommen zur Mahlzeit. Zwei Schnäpse zu jeder „kalten Mahlzeit" war die Regel. Karen schenkte sie selbst für ihn ein und es nützte nichts, wenn er noch einen „für den Magen" begehrte oder bemerkte, daß „zwei so kleine Schnäpse nichts mehr seien als für den hohlen Zahn". Karen wußte, daß die beiden eine Nothwendigkeit für ihn waren (sonst zitterte er am ganzen Körper), daß aber ein Mehreres ihn trunken machte und dann war er nicht zu bändigen.

Im übrigen hatte er großen Respekt vor Karen. Zu Hause war er so fromm wie ein Lamm, und nur wenn er allein draußen zwischen anderen war, verwandelte sich seine freimüthige Jovialität in eine halb idiotische Prahlerei, wie es ebenfalls häufig bei weichen Gehirnen der Fall ist.

Anfangs kniff es selbstverständlich mit der Mäßigkeit. Aber Karen verstand es, so behutsam mit ihm umzugehen, daß seine leichte, fügsame, halb zerstörte Natur sich bald wohl in dem ruhigen Leben befand, das ein erquickender Gegensatz zu den acht Jahren wüsten Lebens auf englischen Kohlenschiffen war.

Sie paßte auf ihn wie ein Schmied, unterließ alles, was einen zu starken Eindruck auf seine Nerven machen konnte, half ihm, wo sie konnte und war zärtlich mit ihm, wenn er erzürnt war. Und selbst wenn er zuweilen fand, daß sie ihn in gewisser Beziehung etwas allzusehr als Kind behandelte, fühlte er sich doch froh und glücklich, lachte, wenn sie lachte, weinte, wenn sie weinte, und nickte ihr zu, wenn sie die Schnapsflasche in den Eckschrank stellte und sie ihm vor der Nase verschloß.

Sie waren arm, aber jetzt ging es vorwärts. Karen stand am Ruder, und sie hatten sich nach und nach das beste Boot und die besten

Geräthe von allen Fischern im weiten Umkreise erworben. Und wenn Ole seine beiden Schnäpse erhalten hatte, war er noch der flinkeste Segler und sicherste Aalstecher längs der Küste.

„Wir konkurriren", sagte er mit seiner unendlich komisch-wichtigen Miene, wenn er hinaus unter die Leute kam und mit seiner rechten Hand winkte, deren Zeigefinger ihm einst eine Spille abgerissen hatte, so daß nur noch ein unbedeutender Stumpf zurückblieb.

„Wir konkurriren, versteht Ihr! Wißt Ihr was es ist zu konkurriren, Leute? Nein; Ihr wißt es nicht; sagt es lieber, Kinder, Ihr wißt es nicht. Oho, Ole Lorents hat die blaue Kuh acht Jahre gemolken, acht Jahre, Kinder. Er ist mit dabei, was ist Euch gefällig? Nicht von dem Dinge zu reden, kommt zu ihm, seid so gut, dann habt Ihr's. Konkurriren, Kinder, das ist die Sache, wenn man es weiß; seht, hier sitzt es, Kinder", hier klopfte er sich mit dem Fingerstumpf auf die Stirn. „Aber konferiren! Ja, so ist es, wenn man mit dabei ist, nicht wahr? Ole Lorents kann es immer fertig bringen. Konkurriren!"

Die vornehme Miene, das mitleidige Schulterziehen und die wissenschaftliche Herablassung, mit der er die Unwissenheit anderer bedauerte, waren unbeschreiblich komisch. Unter Karens Aufsicht aber veränderte er vollständig den Ton. Und da er jetzt plötzlich seiner alten Liebe gegenüber stand, machte es einen allzu starken Eindruck auf seine geschwächten Nerven und er wurde von alter willenloser Zaghaftigkeit ergriffen, unter der er sich seiner Zeit durch ihren Blick bemeistern und zum Spielball ihrer Launen hatte machen lassen.

Sie erwachte sofort, als er kam, und sah auf; behielt aber den Kopf in seinen Händen.

„Jesus Kreuz, Anne!" rief er im ersten Schreck.

Sie nickte nur.

Er stand wie vom Schlage gerührt und suchte mit offenem Munde nach Etwas in seiner Hosentasche. Ganz stumm sah er auf sie herab — erst mit einem halbtollen Lachen, dann mit Thränen in den Augen — und suchte fort, als ob er unten in der Tasche seine verlorene Fassung wieder zu finden erwartete.

„Du blickst mich an, Ole. Seh' ich gut aus? Glaubst Du, ich hätte mich verunstaltet? Bin ich vielleicht abgemagert? Sieh' her! Nicht mehr Fleisch auf dem Körper, als auf einer Vogelscheuche! Nicht wahr?"

Er weinte. Sie hatte ihre langen, entsetzlich dünnen Knochenarme entblößt.

„Herr Jesus! Bist Du es, Anne!" sagte er nicht ohne Mühe, während die Thränen die Backen hinabrannen.

„Ja, Ole. Das dachten wir damals nicht", sagte sie und warf den Kopf etwas zurück, als ob es etwas sei, was nicht weiter als Sorgad zurücklag. „Kannst Du Dich des letzten Abends erinnern, Du weißt; ich sollte mich entscheiden. Ich habe weiß Gott Zeit genug erhalten, darüber nachzudenken — zehn Jahre, Du! Jetzt habe ich mich entschieden, Ole — was sagst Du, Ole?" sagte sie und rückte näher an ihn heran.

„Höre Anne, was willst Du hier, Anne?“ fragte er mit einem matten Versuch sich zu ermannen.

„Geld verdienen.“

Während dessen hatte sie mit dem Goldstück des Pastors gespielt, während sie listig zu ihm aufschielte. Jetzt warf sie das Stück in die Luft und ließ es auf einen Stein fallen.

„Geld verdienen, Ole. Man muß für sich sorgen; etwas für das Alter haben, he! Aber Du bist stets ein Narr gewesen, Ole. Was ist denn das für ein altes Rattenschauer, worin Du wohnst?“ sagte sie, indem sie sich dem Hause und dann wieder zu ihm wandte, mit demselben listigen Blick. Aber Du bist ein Narr, Ole, Du hättest jetzt ebensogut wohlhabend sein können, wenn Du gewollt hättest. Und Du kannst es noch werden, aber Du willst vielleicht ein armer Stümper bleiben, weil Du ein Narr bist, Ole, hörst Du?“

„Ehrlichkeit währt am längsten, Anne“, sagte er verdrießlich und sah auf das Goldstück.

„Das war in alten Tagen, Väterchen!“

„Ja so.“

„Du siehst auf diese kleine Münze; sie gehört dem Pastor. Wir sind gute Freunde, unter uns gesagt. Wir machen Geschäfte zusammen. Willst Du mit? Es giebt Silber zu verdienen und mehr als das, was Du siehst. — Ist das Dein Boot? Es sieht gut aus. Du hast wohl auch gute Geräthe, wenn ich fragen darf. Hm! Du könntest weiß Gott gute Geschäfte machen, so daß Du es zu etwas bringen könntest.“

„Wie?“ fragte Ole.

„In einem halben Jahre, dafür bürge ich, wäre das Schauer ein kleines Schloß mit richtigem Garten und Flaggenstangen und etwas fürs Alter sowohl für Frau wie Kinder.“

„Wie aber?“ fragte Ole wieder.

„Was meinst Du?“ Hm! Du willst vielleicht mit ins Geschäft, Ole? Du willst wissen, wie man Geld in einem Nu verdient? Das ist Geheimniß, Du; und das ist nichts für Dummköpfe. Weißt Du das!“

„Kon — konkurriren?“ prüfte Ole mit einem strahlenden Gesicht.

Anne blickte ihn erstaunt an, aber mit einem listigen Lächeln und nickte. „Gerade Du. Na, genug davon. Ich sage nur, daß, wenn Du selbst willst, dann kann es noch einst gut mit Dir werden, wie man sagt. Dann kann es gleichwie in alten Tagen werden, Ole, kannst Du Dich erinnern? Damals waren wir beiden es, die das Garn aufgezogen. Jeden Abend, Ole. Ach ja, all' das Hallelujah, welches wir zusammen hatten; aber ich weiß wohl, ich war Dir gegenüber nicht wie ich sollte, kleiner Ole; ich habe deswegen manche Thräne vergossen. Kannst Du Dich des Abends erinnern mit dem neuen Grundgarn? Kannst Du Dich erinnern, als Du nichts einzogst?“

„He, ja!“

Leise rückte sie näher an ihn heran und erzählte weiter von Erinnerungen an jene alten Tage, von der Jugendzeit mit ihren Hoffnungen und Freuden und manchen hellen, stillen Abenden auf der See. Ihre Stimme wurde immer gedämpfter und leidenschaftlicher, während er vollständig unbeweglich stehen blieb und mit einem Aus-

druck im Gesicht, als ob er einer fernen Musik lauschte. Ereigniß auf Ereigniß, Scene auf Scene traten aus seiner nebelhaften Erinnerung hervor; aber dann berührte sie seine Hand.

Er trat verwirrt einen Schritt zurück und schämte sich. Gleichzeitig erwachten die Kinder drinnen.

„Jetzt mußt Du gehen, Anne!“ sagte er unruhig.

„Ole! Wir haben früher so Vieles miteinander gemeinsam gehabt. Geh' mit mir hintenherum, ich will mit Dir sprechen“, flüsterte sie.

Er verzweifelte halb. „O Gott, o Gott, jetzt kommt Karen, Du mußt gehen, Anne, hörst Du? Du darfst nicht hierher kommen.“ Und in seiner Verwirrung lief er rundherum, wie in einem Spannstrick und dann fort von ihr zum Strande hinunter und versteckte sich ins Boot.

Anne sah ihn mit einem hämischen Lächeln nach.

Dann ging sie.

Ole guckte über den Bootrand und als er sah, daß sie fort war, erhob er sich mit einem breiten Grinen im ganzen Gesicht, stolzirte am Strande auf und nieder und bildete sich ein, eine große Heldenthat ausgeführt zu haben. Eine Viertelstunde später aber war das Ganze halbwegs vergessen, die Verwirrung durch eine übermäßige Munterkeit abgelöst.

Als er zu Karen kam, gerade als diese aufstand — wegen der nächtlichen Unterbrechungen hatte sie etwas länger geschlafen — empfing er Karen mit einer nachdrücklichen Umarmung und der feierlichen Versicherung, daß sie nächst Potifars Frau das reellste Stück Frauenzimmer in der Welt sei; es dürfe nichts Unreelles zwischen sie treten, er werde schon fest sein.

Alsdann nahm er das Kleinste aus dem Korbe, tanzte mit demselben herum, hielt es hoch empor und war nahe daran, es aus purem Entzücken fallen zu lassen.

„So roth und weiß wie ein Bauernkind! Nicht wahr, Mutter! Ole Lorents' eigener Augapfel, immer lustig!“

Schließlich weinte er vor Freuden, während er ein Stück Kandiszucker für die Kinder zerbiß.

Karen kleidete sich ganz ruhig an, ohne sich anfechten zu lassen. Derartige Scenen war sie gewohnt und namentlich wußte sie, daß es nur einer geringen Gemüthsbewegung bedurfte, um ihn zu Thränen zu bringen. Einen Augenblick später lachte er denn auch über's ganze Gesicht und erklärte, daß nur das, was er seiner Zeit zu viel in den Kopf bekommen habe, jetzt wieder aus den Augen heraus müsse.

Ole Lorents baute. Nicht sowohl, weil Platz genug dazu vorhanden war, selbst wenn er doppelt so viel gebaut hätte, sondern weil er und seine Frau nach reiflicher Ueberlegung zu der Erkenntniß gekommen waren, daß sie ein Schwein haben müßten.

Wie die beiden Menschen einander zugethan waren, während sie zu dieser Erhöhung ihres häuslichen Glückes sparten! Welcher Jubel, als Ole im Sonntagsstaat fortging und mit dem allerliebsten kleinen Schweine aus der Stadt heimkam! Karen wußte nicht, wen sie am liebsten und meisten streicheln sollte, entweder das Schwein oder Ole.

„Wir avanciren, Mutter!“ sagte er stolz.

Es war ein kleiner Schweinestall, den Ole baute. Derselbe sollte vom östlichen Giebel mit einem Halbdach ausgehen, der Grund aus Steinen bestehen und er im übrigen mit Lehm ausgestrichen und mit Seegras bedeckt werden. Die Grundsteine waren schon gelegt, die Ständer aufgerichtet. Und vormittags brachte Ole die Sparren an. Karen war zum Strande gegangen, um Wrackstücke zu fischen.

Hin und wieder ließ Ole den Hammer sinken und sah bedenklich in die Ferne. Es waren Anne und ihr „Geschäft“, welche ihm vorschwebten. Plötzlich aber raffte er sich mit einem Pfiff auf und hämmerte mit aller Kraft darauf los, als ob er das festschlagen wollte, daß er glücklich sei.

Er flötete viel, oder auch sang er; aber seine Stimme war, mildest gesagt, im Uebergang. Und er sang das verworrenste Zeug; wahrscheinlich von allem etwas.

Die Luft war warm, aber nicht heiß; der Regen hatte gekühlt. Der Himmel war herrlich blau mit niedlichen kleinen weißen Baumwollswolken. Das Meer lag und schlummerte, von Wind war durchaus keine Rede und eine Yacht war so vernünftig gewesen, die Schiffsjolle vorzuspannen und sich durch Rudern vorwärts zu helfen. Sie lag weit hinaus, aber man konnte doch die Ruderschläge im Takt mit Ole's Hammer hören.

Da hörte er plötzlich eine Stimme hinter sich. „Gottes Hilfe zur Arbeit, Ole Lorents!“

„Kein Versehen!“ antwortete er und drehte sich erstaunt um; man war auf dem „Feuer“ nicht gewohnt, Fremde zu sehen.

Es war der Pastor.

Er stand da mit seinem gewöhnlichen milden und freundlichen Blick, hatte sich aber mit Galoschen und einem mächtig großen Regenschirm versehen.

„Was ist es, woran Ihr arbeitet?“ fragte er mit einem nickenden Lächeln und einer grüßenden Handbewegung.

„Was es ist!“ sagte Ole und sprang herunter. „Fragt Herr Pastor, was es ist? Es ist ein Schweinshaus, Herr Pastor!“

„Höchst vortrefflich!“

„Ja, nicht wahr! Es ist reine Konstruktion! Ich habe das selbst ausspekulirt, sowohl inwendig wie auswendig, reine Konstruktion!“

Der Pastor sah den imponirenden Neubau mit einem interessirten Blick von oben bis unten an, hatte aber in Wirklichkeit seine Aufmerksamkeit auf Ole's Nase gerichtet, die ihm heute ungewöhnlich dick und roth vorkam.

„Wie geht es mit Ihrer Rose, Ole Lorents?“

„Meine, was beliebt? Na!“ sagte er und setzte seinen Fingerstumpf auf die Nase. „Ziemlich, so ziemlich. Aber wenn der Herr Pastor so gut sein will, diesen kleinen Bau zu bemerken. Reine Konstruktion! Ohne weiteres, reine Konstruktion! Man ist mit dabei, nicht wahr? Ole Lorents hat die blaue Kuh acht Jahre gemolken, acht Jahre, Herr Pastor. Er kennt es, er kennt es“, sagte er mit demselben unbeschreiblichen Ziehen der Schultern und denselben wichtigen

Mienen. „Kommt zu ihm, was wollen Sie haben? Hm, hm! Sein's so gut, hier ist es. Er kennt es, nicht wahr?"

„Hm, ja gewiß!"

„Nichts hier, was klappert. Kommen Sie zu Ole Lorents, sein's so gut, hier ist es. Konkurriren, nicht wahr? Der Pastor weiß schon, was es ist, zu konkurriren. O Gott, man ist mit dabei, nicht wahr? Aber konferiren, hm! Da haben wir es, just; man ist mit dabei, nicht wahr?"

Der Pastor murmelte etwas, fand aber doch Ole Lorents langweiliger als sonst. Trotz aller Sonderlichkeiten gab er doch etwas auf diesen Mann, als einen guten und rechtschaffenen Charakter und bedauerte, daß eine Krankheit, über die man nicht selbst Herr sei, eine so böse Verleumdung hervorrufen konnte wie die, deren Gegenstand Ole Lorents sei.

Die guten Bürger in Elleby hätten sich niemals einen besseren Zuwachs zum „Feuer" träumen lassen können, so krumm und schief war er. Aber Ole Lorents selbst war ganz begeistert von seiner Arbeit und fand besonders die Idee, ein Loch in die Giebelmauer zu schlagen, so daß Karen so unendlich bequem direkt vom Zimmer zu „dem Kleinen" gehen konnte, über alle Beschreibung, weshalb er so lange über die „reine Konstruktion" sprach, daß der Pastor schließlich aufs entschiedenste um einen Stuhl bitten mußte.

Dann gingen sie hinein. Ole bedauerte, daß der Fußboden nicht mit Sand bestreut, wischte einen Stuhl mit dem Hemdärmel ab und setzte ihn mitten ins Zimmer.

„Sein's so gut, Herr Pastor! Es ist kein Predigerstuhl! Hehe!"

Der Pastor lächelte der Höflichkeit wegen mit, obgleich er diesen Witz weder besonders amüsant noch besonders passend fand. Dagegen nahm er mit herzlichstem Lachen eines der Kinder auf seinen Schoß. Es war an der linkischen, verlegenen Weise wohl zu sehen, daß es ein Mann war, der niemals Kinder gehabt hatte. Und als das Kind — nachdem er sich durch einige genirte Amüsements mit dem Zeigefinger bestrebt hatte, es zum Lachen zu bringen — zu weinen begann, mußte er es wieder absetzen. Aber jetzt hatte er einen Ausgangspunkt.

„Ja, Ole Lorents, die kleinen Kinder sind wunderbare Himmelsgaben, kleine sichtbare Engel, welche Sonnenschein und Wärme selbst dem ärmlichsten Heim geben. Jedes neugeborene Kind gleicht einer Taube der Hoffnung mit dem Oelzweig, welches zu uns mit der Verheißung des Landes gesandt wird, das unser wartet. Man sagt ja, daß Gott dem, welchem er Kinder giebt, Sorgen giebt. Und ganz gewiß bringen sie eine große Verantwortlichkeit, Kummer — und auch Sorgen, ja. Aber es ruht doch ein eigener Segen über den Kindern, wie —."

„Ja, gewiß", unterbrach Ole rasch. „Es ist eine ausgezeichnete Erfindung mit den Kindern. Das heißt, wenn sie gesund sind. So zum Beispiel mein ältester Sohn, er ist ja, wie der Pastor weiß, gestorben; er war nicht durabel gemacht, er ging beim Kalfatern drauf; volle vierzehn Tage lag er und erhielt für acht Mark Apothekersachen, bis er schließlich ganz und gar starb, das that er!"

Hm! dachte der Pastor.

Ole glättete seine Segeltuchhosen und kaute heftig Tabak.

„Ich meine, Ole Lorents, es ist eine große Verantwortlichkeit damit verbunden, was unter allen Umständen nicht zu übersehen ist. Die Kindererziehung ist eine unendlich wichtige Sache, worüber es an einer Stelle in den Psalmen heißt: O! —"

„Was das betrifft, Herr Pastor, so ist das auch meine unabänderliche Meinung. Ole ist immer dabei, nicht wahr? Immer dabei!"

„Mein guter Mann, ich muß mir erlauben, Ihnen das kleine Wort ans Herz zu legen, welches einst vom Altar zu Ihnen gesprochen wurde, daß der, welcher eine Frau erhält, eine gute Gabe Gottes erhält. Und die heilige Ehe, von der geschrieben steht: O Gott, du hast mit Vaterhand, selbst geknüpft der Ehe Band —"

„Vaterhand! Band! Eben! Und Karen und ich wir passen jetzt zusammen wie die eine Hand zur andern; was indessen nicht so lächerlich ist, weil ich am liebsten Marianne haben wollte — Hüpf-Marianne, wie sie genannt wurde. Sie wissen, die, welche hinkte — na, die wollte mich jedoch nicht, und Karen wollte gerne Peter Brang aus Hyninge, aber dieser wollte ebensowenig Karen haben, so daß wir beiden ja gleichsam von der höheren Einigkeit dort oben für einander bestimmt sind."

Hm, hm! dachte der Pastor.

Jetzt kehrte Karen vom Strande zurück.

Sie fühlte sich offenbar ängstlich bei dem Gedanken, daß Ole mit dem Pastor allein gewesen, ja sie schien diesem sogar absehen zu können, daß Ole wirklich Dummheiten begangen. Daher suchte sie weniger kühl zu sein, als sie es ihrer eigentlichen Natur nach Fremden gegenüber zu sein pflegte, schalt Ole, weil es so unordentlich aussah — das Brot lag noch auf dem Tische mit den Krumen und Brocken zwischen dem schwarzen Fett — und hörte andächtig zu, was der Pastor erzählte.

Ole aber hatte sich ganz verändert, seit Karen anwesend war. Er sprach nur wenig, überließ alles, was zu sagen war, Karen und sagte Ja und Amen zu allem, was der Pastor sagte, mit sehr bescheidener Miene. Der Pastor fand wiederum seine gute Meinung von dem unbefleckten Charakter Ole's bestätigt und fühlte sich bald gemüthlich in dem kleinen Kreise, in welchem Ole mit niedergeschlagenen Augen saß und seine Segeltuchhosen glättete, wo Karen mit dem Kleinen an der Brust zuhörte und wo zwei süße kleine Kinder sich an ihre Kleider schmiegten und ihn mit großen fragenden Augen anblickten.

Ole konnte sich indessen nicht enthalten in aller Ehrerbietung das Ersuchen an den Pastor zu richten, „eine kleine Rede zu halten."

Es giebt Menschen, welche die Prediger als eine Art Sprechmaschine betrachten, mit der man sich ebenso wie mit einem anderen Instrumente amüsiren kann und deren Werth nach der Fertigkeit beurtheilt wird, mit der die Worte nacheinander herausfallen.

Der Pastor lachte etwas verlegen zu diesem Ansinnen und Ole wiederholte es nicht, als er Karens mißbilligende Blicke sah.

Indessen, als der Kessel ins Kochen gekommen und ein kleiner, ganz sauberer Kaffeeaufguß hergestellt war, hielt der Pastor es trotzdem für angebracht, ein paar Worte zu sagen.

Ole hörte aufmerksam zu, folgte den Lippen des Redners und sah zuweilen mit einem entzückten Lächeln auf Karen, gleichwie ein Kind, das den lebhaften Fingern des Pianofortespielers auf den Tasten betrachtet.

Aber es dauerte nicht lange, bis er die Augen niederschlug und bewegt zuhörte. Denn der Pastor sprach herzlich und warm. Er sprach von der Liebe, welche die Freude verdoppele und die Sorge theile; er sprach von der treuen Liebe und der vollen Hingebung, welche das Leben in der Ehe tragen sollen und ohne welche es öde und leer sei. Er legte ihnen dieses so mild und freundlich ans Herz, daß Ole's Augen entströmten Thränen. Und als der Redner schloß, drückte er diesem schweigend die Hand, ging zu Karen und legte reuevoll die Arme um ihre Schultern.

„Keine Schlingen", flüsterte er ihr zu, wie er schon zuvor, als Anne ihn verlassen hatte, von „Schlingen" phantasirt hatte, die man nicht um „die Walze" werfen solle.

Der Pastor hatte bereits den Hut in die Hand und den Regenschirm unter den Arm genommen, als er sich plötzlich umwandte.

„Nein, so etwas ist mir noch gar nicht vorgekommen. Ich habe ganz vergessen, weshalb ich eigentlich gekommen bin. Kurz und gut, es ist diese Anne Bodilsdatter aus Kratskoven, Sie wissen. Ich habe gehört, daß Sie, Ole Lorents, mit ihr verwandt sind, oder vielleicht ist es eine alte Freundschaft, ich weiß nicht?"

Ole sagte nichts, änderte aber ersichtlich die Farbe.

„Es ist ja ein armes Menschenkind; aber es ist ein guter Grund in ihr, wenn er nur hervortreten kann. Aber es muß geholfen werden; es gilt namentlich, sie nicht zu verstoßen, sondern ihr Fortkommen so mild wie möglich zu machen. Es ist daher meine Bitte an Sie, daß auch Sie dieselbe mit aller Freundschaft aufnehmen, die Sie, wie ich weiß, zu ihr hegen. Sie ist sehr unglücklich und sehr verlassen, bedarf vorerst und vor allem milder und liebender Hände, welche die zerschlagenen Stücke sammeln und ihr ein wenig Pflege angedeihen lassen wollen. Ich weiß ja nicht, ob Sie Platz haben, sie ins Haus zu nehmen, aber jedenfalls baue ich darauf, daß auch Sie helfen werden, das an ihr begonnene gute Werk zu fördern, selbstverständlich können Sie diejenige Hilfe von mir verlangen, deren Sie selbst dazu bedürfen."

Sie sprachen noch ein wenig darüber, aber Ole blieb stumm und unbeweglich.

Und als der Pastor fort war, fragte Karen ihn: „Wußtest Du, daß Anne zurückgekommen ist, Ole?"

Er warf ihr einen kurzen Blick zu.

„Ne — e", sagte er und drehte sich um.

Gleich darauf aber ging er lange am Strande auf und ab und warf Steine ins Wasser.

So peinlich der erste Theil des Besuches dem Pastor erschienen war, ebenso gehoben fühlte er sich nach dem letzteren. Man konnte das schon an seinem Gange sehen; er war weit entschiedener und fester, der Kopf ragte hoch empor und bei jedem Schritt stieß er den Regenschirm fest in die Erde. Die Predigt zum Sonntag wollte ihm nicht ordentlich gelingen, das „Blinkfeuer" trat fortwährend dazwischen.

Denn Pastor Oestrup besaß, was die Schwester mit Stolz „eine poetische Ader" nannte, welche als „geistliche Gesänge" ins Missionsblatt flossen; und es fehlte ihm keineswegs an Sinn für die eigenthümlichen Züge des Volkslebens, als etwas „höchst Kurioses und Interessantes".

Auf dem Heimwege konnte er daher nicht unterlassen, sich in das Leben dieser wunderlich freimüthigen Menschen da draußen auf dem einsamen, ärmlichen Strande hineinzudichten. Er dachte an Ole's rührenden Stolz auf sein schiefes Haus; er dachte an Karen, die so ungenirt mit dem Kleinen saß; er dachte an ihr mühseliges Dasein und ihre frohen Gesichter, und je mehr Bilder er sich aus ihrem Leben da draußen im Sande malte, desto lieber wurden sie ihm.

Es war fast, als ob der Pastor Oestrup von der Seeluft und den meeresfrischen Menschen angesteckt worden war; er rief Jens Peter, als er in den Hof trat, und daß dieses etwas Ungewöhnliches war, empfand er bald genug selbst.

Es gab sonst nichts, was Jens Peter ferner lag, als Laufen, und doch sagten seine Holzschuhtritte im Stalle deutlich, daß er sich beeilte. Die Hühner schlugen mit den Flügeln, der Kettenhund fuhr auf und ward unruhig und Fräulein Kathinka öffnete ein Fenster und fragte erschrocken:

„Mein Gott! Rudolf! Ist hier Feuer?"

„Durchaus nicht, meine Beste! Jens Peter! Willst Du so gut sein, mir zu folgen!"

Sie gingen um den Düngerhaufen herum, wo ein Stapel rother Mauer- und Ziegelsteine vom letzten Bau stand.

„Höre, lieber Jens Peter, Du mußt so bald wie möglich diese Steine, etwas Kalk und was wir sonst an derartigen Baumaterialien haben, auf den Wagen laden und nach dem „Feuer" hinausbringen, Du weißt ja. Sage nur, nein, Du brauchst gar nichts zu sagen."

Es geschah sonst selten, daß der Pastor Jens Peter um etwas bat, ohne daß Jens Peter Einwendungen machte oder wenigstens etwas in den Bart brummte. Dieses aber wurde in einem so ungewöhnlich entschiedenem Tone gesagt, daß er sich vollständig konsterniren ließ.

Jens Peter war ein kleiner unbarbierter Mann in mittleren Jahren, mit einer Reihe gelbbrauner Zähne, deren große Zwischenräume mit hellrothem Gaumenfleisch ausgefüllt war; mit einem breiten Gesicht und jener mürrischen Verschlossenheit, in welcher man vielfach eine Bürgschaft für unbedingte Ehrenhaftigkeit erblickt.

Der Pastor war zu „unpraktisch" und mußte die Leitung des ganzen Betriebes Jens Peter überlassen, der nur jeden Monat eine sogenannte „Rechenschaft" ablegte, welche in einem Stück schmutzigen, befleckten Papier, kreuz und quer mit einigen unmöglichen Karrikaturen überkratzt bestand, hinsichtlich welcher er sogar ungern Aufklärungen gab.

Der Pastor sah sie an, schien bei dem einen oder anderen zu verweilen und ein wenig nachzudenken. In Wirklichkeit aber stierte er in ein sinnverwirrendes Chaos von unbegreiflichen Zahlen, welche entziffern zu wollen durchaus fruchtlos gewesen wäre. Dann reichte er das Papier mit den Worten zurück:

„Ja, ja, Jens Peter! Du handelst gewissenhaft und ökonomisch mit meinen Sachen. Ich selbst kann ja nicht — na, ich verlasse mich daher auf Dich.“

Hierbei schnitzte Jens Peter ein noch mürrischeres Gesicht, murmelte etwas und ging.

Es sind auch wohl niemals Zweifel hinsichtlich der ökonomischen Talente Jens Peters erhoben worden; sie müssen untadelhaft gewesen sein. Denn wie die Leute wissen wollten, konnte er jährlich von seinem Lohn, der zweihundert Kronen betrug, fünfhundert zurücklegen.

Mit einem wunderlichen Beerdigungsgefühle brach Ole seinen Schweinestall nieder, der sein Stolz gewesen war. Er nahm so leise jedes Stück Holz auf, legte es so vorsichtig neben die anderen nieder, als ob es ein theurer Todter sei. Er sang nicht, flötete auch nicht, abends aber, als alles in einem einzigen Haufen dalag, sah er lange darauf und seufzte.

Schnell aber entstand auf dem alten Platze ein neues Gebäude, das nicht im mindesten an das Ständerwerk erinnerte, dessen sinnreiche Konstruktion ihm so viel Kopfzerbrechens gemacht hatte. Nur die glückliche Idee mit dem Mauerloch ins Zimmer hinein, konnte er nicht aufgeben.

Aber in Elleby!

„Es ist unmöglich. Wie kann das geschehen sein? Kann es niemals glauben. Die reizende, poetische kleine Hütte. Undenkbar! Unmöglich!“

Und es war doch wahr. Der Schöngeist war auf Videnaes gewesen und in der aufgeregtesten Gemüthsstimmung nach Hause gekommen. Vom östlichen Giebel war ein stattlicher, gemauerter Flügel gebaut, nicht einmal ein wenig schief, und aus richtig feuerrothen Mauersteinen, mit einem Halbdach von richtig feuerrothen Dachpfannen — o, es war schändlich! Alle Poesie verschwand aus der Welt! — es war milde gesagt die unbarmherzigste Mißhandlung von etwas Erhabenem und Edlem!

VI.

Es war eines Abends im September; trüb und dunkel.

Der Wind war nördlich, fast stürmisch.

Er sauste über die Bäume im Garten dahin, klapperte im Dach, setzte den Mund an den Schornstein und hauchte in Klagetönen aus.

Ove saß oben in seiner Kammer.

Es war eine von jenen altmodischen, räumlichen Dachkammern, weit von allen anderen Wohnräumen entfernt, mitten in einem großen, kalten und dunkeln Dachraume, vergessen inmitten einer unheimlichen Einsamkeit und finsteren Stille, welche nur dann und wann vom Krachen und Knarren der alten wurmigen Balken unterbrochen wurde. Die schleichenden Schritte der Katze über die Bretter der Dachkammer, das plumpe Kratzen der Ratten, das Nagen und klägliche Pfeifen der Mäuse hinter der Bretterverkleidung war klar und deutlich zu vernehmen. Große fette Spinnen und ekelhafte Holzwürmer liefen eilig über den Tisch und das Betttuch.

Ove saß am Tische vor dem Fenster. Sein Kopf ruhte auf dem Arme, der Mund war halb geöffnet, die Augen waren geschlossen und das Lehrbuch lag vor ihm. Er würde gesagt haben, daß er „sich selbst höre".

Sein Gedächtniß muß untadelhaft gewesen sein. Die krummen, glühenden Dochte des Talglichtes bekundeten, daß er sich seit längerem nicht mit dem Buche beschäftigt hatte. Und der Wind klopfte an die Fenster, aber er hörte es nicht. Er schlief.

Ein trauriges und trübes Halbdunkel ruhte auf dem großen und kalten Zimmer, welches der Mobilien entbehrte. Ein mächtiges Schattenbild von Ove's Kopf zeichnete sich schwach und grau auf der Hinterwand ab, in den vielen tiefen, schwarzen Ecken und unter der schrägen Dachbekleidung hingen dichte, schwarze Schatten. Nur auf den Tisch und auf das blonde, gekräuselte Haar Ove's fiel ein scharfer Schein aus der niedrigen, erlöschenden Flamme.

Eine große Schmeißfliege summte unruhig im Zimmer herum; bald in einer Ecke, bald um das Licht kreisend und mit den surrenden Flügeln an den Fensterscheiben auf und nieder streifend. Oben in der Ecke vom Fenstersims aber saß eine gemästete Spinne und that als ob sie schliefe, wartete aber auf das summende Ungeheuer, ob es nicht geneigt sein sollte, sich fangen zu lassen.

Ove war hier oben bange geworden; das wurde er gewöhnlich abends; daher schlief er.

Jetzt aber erwachte er.

Was war das?

Er rieb erschrocken seine Augen, rieb abermals und horchte.

Aber was war denn das?

Es war Unruhe unten im Wohnzimmer, Schieben mit den Stühlen und lautes Reden. Namentlich war dort eine kräftige fremde Stimme und Gelächter, Gelächter! Es war fast unglaublich, — aber. Gleich darauf hörte er das Klirren von Gläsern.

Es mußte etwas ganz Außerordentliches und spät sein. Das Licht war im Leuchter fast niedergebrannt. Kirsten war noch nicht oben bei ihm gewesen, er also auch noch nicht unten, um gute Nacht zu sagen; sonst geschah es stets präcise neun Uhr.

Was in aller Welt konnte das denn sein?

Ganz leise schlich er sich vom Stuhle hinab, legte sich so lang er war auf den Fußboden und das Ohr auf denselben. Bald aber erhob er sich wieder und warf sich auf den Tisch.

Armer Ove! Er war ganz verdrießlich und sein Herz klopfte. Er hatte sie dort unten so vergnügt sprechen, so festlich anstoßen und so herzlich lachen hören. Zum ersten Male war Freude und Becherklang im Pfarrhofe zu Söby, und er saß dort oben, ganz allein, vergessen und verlassen.

Er fühlte sich sehr unglücklich. Ihm bangte vor all' den schrecklichen Bildern, die ein so kleines schreckhaftes Kind sich ausmalen kann, wenn es sich aus der Welt und der Erinnerung der Mitmenschen gestoßen fühlt, verwahrt und vergessen. Niemand würde ihn entbehren, wenn er fortblieb. Niemand würde sich grämen, wenn er erkrankte

und hier oben stürbe; er könnte am Tische Tage und Jahre sitzen, bis Moos auf ihm wüchse, ohne daß jemand sich seiner erinnerte.

Und unter solchen Gedanken schlief er wieder ein und träumte von einem großen Meere mit Millionen von Kofferdeckeln, wo man sich nicht mit kleinen Papierböten im Wasserfaß zu begnügen brauchte.

Diesmal aber wurde er von einem Kuß und einem Strich über die Stirn wach.

Es war seine Pflegemutter.

Mit einem geheimnißvollen Nicken setzte sie einen Teller mit zwei kleinen Gläsern Wein und einem großen Stück Apfelkuchen vor ihn hin.

„Du warst wohl eingeschlafen, kleiner Ove!" sagte sie und strich die niederhängenden Haarsträuße aus seiner Stirn, um ihn ordentlich wach zu erhalten.

Er zögerte ein wenig und blickte sie an.

Dann fragte er weinerlich: „Mutter, hattet Ihr mich vergessen, Mutter?"

„Nein, mein Kind, aber wir haben Fremde, einen Freund vom Vater. — Aber was ist das, mein bester Ove, hast Du geweint?"

Ove schlug die Augen nieder und kratzte mit den Nägeln auf dem Tische. Dann stieß er das Lehrbuch von sich und ließ den Kopf heftig und weinend auf den Arm niederfallen: „Ich kann es nicht mit dem da aushalten, Mutter!"

Armer Junge! dachte sie und setzte sich auf die Ecke des Stuhles, den Arm um seine Schulter geschlagen und die Wange an seinen Kopf gelehnt.

„Mein eigener kleiner Ove, sei nicht verdrießlich; Du darfst nicht weinen, hörst Du! O nein, sei vergnügt und froh, fällt es auch zuweilen schwer für Dich, Du Kleiner! Aber es muß so sein. Versprich es mir, mein Junge, stets zu thun, was Vater sagt. Er versteht es besser als wir Beide und Du sollst sehen, daß sich alles zum Besten für Dich wendet, damit Du klug und groß werden kannst, Ove!"

„Dann frage ich nicht darnach groß zu werden; dann will ich nicht groß werden", heulte Ove und schuppte sich.

„Ja, Du, — ja! Groß und stark, stark, Ove!" sagte sie gedämpft, aber innerlich bewegt und drückte seinen Kopf heftig an sich. „Warte nur, Ove, sei geduldig, dann kommt es alles, all' das Große und Schöne, welches Deiner draußen wartet."

„Wo, Mutter?"

Er hatte sich ganz zu ihr hinübergebeugt; der Kopf ruhte an ihrer Brust mit geschlossenen Augen.

„Wo? Ach, Ove! Das Glück findet sich überall oder nirgends, es kommt auf jemanden selbst an. Wenn Du aber jetzt ein richtig flinker und kecker Junge sein willst, dann wird es schon zu Dir kommen."

„Aber wann, Mutter?"

„Früher als Du glaubst. Der Tag kommt zum Tage, das Jahr zum Jahre, und bevor ich es weiß, gleitest Du aus meinen Armen in die große, bewegte Welt hinaus."

„O, Mutter!"

„Aber dann gilt es, Ove! Dann gilt es eben, ob Du es bis zu einem Manne bringen kannst, ein richtiger Mann soll es sein, mit Muth und Mark, hörst Du? Ach Ove, dann wartet die Welt und das Glück auf Dich."

„Aber Du, Mutter?"

„Ich? O, ich bleibe beim Vater."

„Arme Mutter!"

„Aber Kind! Na, na, leg' Deinen Kopf wieder hier hin, mein Bester. So. Kümmere Dich nicht um mich, Ove. Aber Du darfst mich da draußen auch nicht vergessen. Denke stets daran, daß Deine alte Mutter daheim sitzt und nach Dir ausseht. Wo Du Deinen Fuß hast, habe ich meine Gedanken. Und Gott sei gelobt, Du kannst nicht weiter reisen, als der Dir folgen kann. Wohin Du auch gehst, ich bin bei Dir. Ich falte Deine Hände morgens zu Deinem Gebet, und wenn Du Dich abends legst, dann setze ich mich auf die Bettseite, sehe wie sicher Du schläfst mit dem Arme um Deinen Kopf, horche nach Deinem Athemzug und lege mein Ohr an Dein Herz, bis ich an dessen Schlag höre, daß Du von Deiner alten Mutter träumst, die daheim sitzt und Dir ein Wiegenlied singt."

„Aber Mutter! Du weinst."

„Kümmere Dich nicht um mich. Sei aber treu Deinem Gott und Dir selbst, mein Kind. Kämpfe für das Große und Wahre bis zu Deinen äußersten Kräften, dann findest Du das Glück, von welchem wir sprachen. Bewache nur Dein Herz, mein Sohn, und sei stark in Deiner Seele. Gehe mit offener Stirn vor; hasse, was Du hassest, aber, was Du liebst, liebe mit Deiner ganzen Seele, so voll, so untrüglich fest mit allem, was in Dir bis zum geringsten Blutstropfen geschaffen ist. Werde glücklich, tausendfach glücklich, Du mein Kind, Du mein geliebtes Kind!"

„Aber Mutter! Mutter!"

Ganz ängstlich hatte er zu ihr aufgeblickt; denn sie hatte ihn so heftig gedrückt, daß er kaum Athem holen konnte.

„Wohlsein, Ove! Auf das Glück Deines Lebens, mein Sohn!"

* * *

Unten im Wohnzimmer war eine saubere, schneeweiße Decke mit scharfen Falten vom Zusammenlegen über den ovalen Tisch vor dem Sopha ausgebreitet. Die große feine Lampe war etwas aus der Mitte gerückt, um dem Apfelkuchen Platz zu machen. Die geschliffene Karaffe, die Krystallgläser, die goldrandigen Dessertteller, die silberne Zuckerschale und die mit Fransen besetzten Servietten waren nach mehrjähriger Ruhe im Silberschrank in Gebrauch genommen. Und der rosarothe Seidenschirm der Lampe trug dazu bei, durch ihren festlichen Schein einen magischen Zauber über die geschmackvolle Einrichtung und den gemüthlichen kleinen Freundeskreis zu breiten.

Das Ganze war so niedlich und hübsch arrangirt, weil ein fremder Gast etwas ganz ungewöhnliches war. Gesellschaftlichkeit kannte man nämlich im Pfarrhof zu Söby sehr wenig. Die Bewohner des Pfarr-

hofes selbst machten keine Besuche und die Familien der Umgegend hatten sich nach und nach ganz zurückgezogen; denn die Frau sei ja „halb blödsinnig", sagte man.

Herr Möller saß in dem großen Lehnsessel und trommelte mit den Fingern auf dessen Armstücke, während er sprach. Er war klein, halb kahlköpfig und mit einem kleinen kugelrunden Bauch behaftet, den er stramm und leicht trug, ohne im geringsten von ihm genirt zu werden. Im Gegentheil hatte seine ganze Person etwas unendlich Bewegliches. Er warf sich im Lehnstuhle nach vorne und hinten und wenn er lachte — mit seinem herzlichen, sanft trillernden Lachen — hüpfte er gemüthlich auf den Federn, gleich einem elastischen Balle.

Die kleinen lebhaften, etwas stechenden Augen bewegten sich hinter der Goldbrille hin und her, und die fleischigen Backen waren in einer ununterbrochen zitternden Bewegung. Die Existenz der Kniee schien durch ein beständiges Gegeneinanderschlagen bedingt zu sein, gleichwie es für die Finger absolut nothwendig zu sein schien, auf allem, mit dem sie in Berührung kamen, zu trommeln.

Dazu sprach er unablässig, gleichgiltig über was, stets lebhaft und munter. Seine schnelle Rede glich einem plätschernden Wasserfall. Es schien, als ob die Worte um die Wette liefen und sich übereinander wälzten. Und wenn er inzwischen einmal anhielt, verbarg er seine Athemnoth durch Anstoßen mit seinem „theuren, alten Freund Oestrup", mit einer so herzlichen Innigkeit und überströmenden Wärme, daß der Pastor ganz gerührt wurde.

Und indem er begeistert versicherte, daß er sich niemals so wohl befunden und ihm niemals ein Glas Wein so vortrefflich geschmeckt habe, als an diesem Abend, nahm er einen guten Schluck aus der Flasche „alten Kirchenweins", welche der Pastor gespendet hatte.

Pastor Oestrup nippte nur an sein viertelvolles Glas, machte aber stets dieselben Bemerkungen über den „lebhaften Klang in den seltenen Pokalen". Und obgleich Möller sofort bereitwillig einräumte, daß er niemals zuvor in seinem Leben einen so lebhaften Klang gehört oder so seltene Pokale gesehen habe, stieß der Pastor doch zur weiteren Bekräftigung noch einmal mit den Gläsern — unendlich leise — an und folgte dem sanften, langsam hinsterbenden Tone mit einer lauschenden Grimasse.

„Unvergleichlich! Ausgezeichnet!" rief Möller und schien vor Entzücken der Ohnmacht nahe, während er sich in den Lehnsessel zurückfallen ließ.

„Ja, nicht wahr!" nickte der Pastor vergnügt.

Fräulein Kathinka — welche in der Sophaecke, aber ganz vorne auf der Kante saß — hatte sich mit einer großen brandgelben Schleife unter den langen, spitzen Zipfeln des Halskragens geschmückt. Und ihr Gesicht hatte eine hochrothe, lächelnde Festesstimmung angenommen. Sie hatte Herrn Möller durchaus nicht erlauben wollen ins Studirzimmer zu gehen, um zu rauchen; sie konnte — allerdings gegen die Gewohnheit — vorzüglich gut Tabaksrauch vertragen, ja, sie versicherte, daß es ihr beinahe eine Annehmlichkeit sei. Denn im stillen mußte sie einräumen, daß Herr Möller der nobelste und interessanteste Kavalier sei, den sie je angetroffen habe.

Aber sie konnte dieses Geständniß nicht ohne einen wehmüthigen Blick in die Vergangenheit und einen anderen auf eine kalte und öde Wüste machen, wo ein schwermüthiger Pilger mit den Furien der Verzweiflung im Gehirn breite Fußspuren in den Sand setzte.

Herr Möller hatte ihr das Garn gehalten, o, so unbeschreiblich interessant. Zuerst hatte sie ihm auf keine Weise begreiflich machen können, wie er die Hände halten sollte. Er steckte die rechte Hand dahin, wo die linke sein sollte und die linke auf den Platz der rechten; oder er legte die Hände zusammen, über das Kreuz, faltete sie — auf die lächerlichsten Arten, ausgenommen die richtige.

Als er dann endlich das Garn richtig angebracht hatte, hielt er es possirlich ängstlich und gab sich in so komischer Weise Mühe, die Daumen rechtzeitig zu heben, daß er jeden Augenblick mit der liebenswürdigsten Unbeholfenheit die Hälfte vom Garn aus der einen Hand verlor, bis schließlich die verzweifeltste Verwirrung entstand.

Er hatte mittels der Finger Schattenbilder hergestellt, Kunststücke mit Schwefelhölzern gemacht, die Gläser zum Singen gebracht, „Zauberei" gemacht, indem er ein Goldstück durch den Tisch schlug, und zum ungeheuren Vergnügen des Fräuleins verlorene Zähne aus Apfelsinen bereitet.

Sie lachte unausgesetzt, während der Oberkörper hin und her gewiegt wurde und die Thränen aus den Augen rannen.

Jedes Mal, wenn sie etwas aus ihrem Nähschrank bedurfte, war er es, der es in seinem gesellschaftlichen Eifer und seiner vergnügten Gedankenlosigkeit herbeischaffte. Sie konnte nicht das Geringste auf den Fußboden fallen lassen (und sie war ungewöhnlich unbeholfen gewesen), ohne daß er es im Nu mit der Behendigkeit eines Jünglings aufhob. Und sie konnte kaum sagen: „Gott! Das ist eine Schande!" bevor er es ihr mit einer ausgesuchten Verbeugung überreichte, und so liebenswürdig höflich sagte: „Gott! Es ist mir ein Vergnügen, Fräulein!"

Herr Möller bekleidete einen „unverheirateten Bevollmächtigtenplatz" auf dem Polizeibureau in der Stadt. Er verdankte das seinem juristischen Examen und seinen vortrefflichen Fähigkeiten, Spitzbuben auf eine eigenthümlich gemüthliche Weise, die niemals ihre Wirkung verfehlte, zu behandeln.

Nebenbei besaß er ein seltenes Talent, mit den Menschen umzugehen und gutmüthig zu sein. Und hierdurch hatte er es dahin gebracht, die erste Violine in den Klubs der Stadt zu spielen, er war Vorsitzender im Handels- und Comptoiristenverein und Vorstandsmitglied einer Anzahl anderer Vereine, Gesellschaften und Klubs zum Schutze der Menschen, Thiere und gefallenen Weiber. woran unsere Provinzstädte so überaus reich sind.

Und durch seine niemals nachlassende Gemüthlichkeit war „Onkel Möller" (so wurde er besonders von den jungen Damen genannt) ein so gut wie unentbehrlicher Gast in allen Privatgesellschaften der Stadt geworden. Er hielt ausgezeichnete Tischreden, stets zwei, erst eine ernste, später eine witzige. Am allerliebsten sang er zur Guitarre und konnte auf der Flöte mit der Nase spielen. Er war ein interessanter Tisch- und Ballkavalier, welcher mit Anstand und Balleleganz tanzte. und pikante Verbrechergeschichten mit einer leichten Schlüpfrigkeit

erzählte — alles je nachdem das Publikum war. Nur ein Schelm konnte ihm sagen, daß er je einem Menschen widersprochen oder eine widerstreitende Ansicht gehabt habe; kurz gesagt, er verstand es, seinen glatten, runden Bauch zwischen Leute aller Art, vom Amtmann bis zum Speckhöker, hindurch zu winden.

Herr Möller stieß an und trank wieder.

Der Pastor lachte vergnügt.

Herr Möller sprach bewegt seinen tiefgefühlten Dank für die gastfreie Aufnahme aus und versicherte, daß es stets sein höchstes Ziel gewesen sei, seinen theuren, alten Kameraden wiederzusehen, der stets als ein liebes und leuchtendes Beispiel vor ihm gestanden habe.

Der Pastor dankte gerührt.

Das Herz des Fräuleins klopfte.

Die Stimmung stieg.

Geschichte folgte auf Geschichte, Erinnerung auf Erinnerung. Möller gab komische Situationen und Karikaturzeichnungen aus den Schultagen zum besten, verdrehte sein Gesicht wie der Fuchs, sprach wie der Rektor und hinkte wie der Pedell. Schließlich trug er ein „Lied für die Damen" vor, welches er seiner Zeit zu einem Studentenball verfaßt hatte, und Oestrup „Lied für die Lehrer", von welchem er des Meisten sich noch erinnern konnte.

Fräulein Kathinka saß und wiegte sich in athemlosem Entzücken und lachte zuweilen mit einer solchen Herzlichkeit, daß sie unmöglich weit davon entfernt sein konnte, mitten durchzubrechen. Selbst der Pastor lachte — ein genirt feines, verschämtes und verwachsenes Lachen.

Herr Möller war nach Söby anläßlich einer Reihe frecher Diebereien verschiedener Art, sowohl von Feldern wie durch Einbruch gekommen. Schon im Postwagen hatte er sämmtliche Passagiere im Verdacht gehabt, durch das freundschaftliche Verhör aber, welches er sofort mit ihnen anstellte, kam die Rede auf den Prediger in Söby, und seine Gedanken wandten sich dann plötzlich der angenehmen Aussicht zu, alle seine Diäten verdienen zu können.

Denn der Pastor Oestrup konnte nach allem zu urtheilen kein anderer, als sein alter Schulkamerad sein: „Der artige Mädchenjunge", „Der Alte, der niemals jung gewesen war". Und als der Diligencekutscher das bestätigte, ließ er vorm Pfarrhofe halten und flog freudestrahlend, mit offenen Armen und dem Ausrufe: „Alter, theurer Freund!" dem erstaunten Pastor entgegen.

* * *

Am selben Abend aber war Kummer und Verzweiflung im Blinkfeuer.

Es war bei Sonnenuntergang.

Das Meer lag in zitternder Glut mit schaumweißen Schlacken, dunkelblau im Schatten der Wellen. „Snap", das schwarze Boot, der flinkste Segler der Küste und das Erbe Karen's vom Vater, lag am Strande und stieß, vom naßkalten Seewind getrieben, der sich draußen vom Meere heranschlich und das Feuer mit einer rüttelnden Umarmung begrüßte, in den Sand.

Karen saß mit dem Kleinsten auf der Thürschwelle. Die andern beiden Kleinen spielten hinter ihren Kleidern Versteck.

„Mutter! Willst Du Buchmann sein, Mutter?“ baten sie und sprangen an ihr hinauf.

Aber Mutter war nicht zum Spielen aufgelegt.

„Du willst gar nicht mehr, Mutter!“

„Ach nein, Kinder!“

Sie saß, den Kopf in der Hand ruhend und sah besorgt nach Ole, der mit langen, bedächtigen Schritten am Strande auf und nieder ging.

Die lange Anne war soeben von ihm fortgegangen.

Herr Gott, was geht mit Dir vor, Ole? dachte sie und athmete schwer, als ob es sie schmerzte.

Sie war fast krank vor Vermuthungen und Spannung; aber fragte sie, dann schwieg er, und wollte sie ernstlich mit ihm sprechen, dann verließ er das Zimmer. Er ging gleichsam wie im Schlafe umher, aß fast nichts und sprach wirr im Traume. Gewiß in einem vollen Monat hatte sie kein Lächeln in seinem Gesichte gesehen, die Kinder stieß er von sich und er hatte ganz vergessen: „Schlaf wohl, Karen!“ zu sagen und ihr die Hand unter den Federn zu drücken.

In den letzten Tagen aber hatte sie ihn noch ängstlicher angeblickt. Er hatte Fieber, oder Schlimmeres als das; und am schlimmsten, wenn Anne bei ihm gewesen war. Er konnte plötzlich zornig auffahren, weil es ihre Schuld sei, daß er arm sei, und brauste mit einem Wortschwall auf, in welchem weder eine gesunde Meinung noch Fassung war. Er rührte keinen Riemen, sondern ging dort unten am Strande — wie jetzt — mit langen, bedächtigen Schritten — wie jetzt — auf und nieder, auf und nieder.

Herr, mein Gott, was geht mit Dir vor, Ole?

Dann eilte er hastig dem Hause zu, umkreiste es einen Augenblick, aber stellte sich schließlich an den Thürpfosten seitwärts vor ihr; stopfte seine kurze Kalkpfeife, zündete sie in der Mütze an und blickte eine Weile die Tabakswolken an.

Dann räusperte er sich einige Male und begann vor ihr auf und ab zu spazieren.

„Höre, Du, Karen! Es ist weiß Gott ein verteufelt hübscher Schweinestall, es —“, sagte er, indem er sich vergnügt herumdrehte und vor demselben mit den Händen in der Tasche und weit gespreizten Beinen stillstand.

Sie antwortete nur mit einem kurzen „Ja“ und blickte nicht auf. Sie erkannte schon an dem Ton, daß es nur eine Einleitung war; in dieser Beziehung waren sie stets einig gewesen.

Ole stellte sich wieder an die Mauer in einer sehr schrägen Stellung, die Füße weit vorgestreckt.

„Es ist eigentlich etwas Faules dabei“, sagte er, gleichsam vor sich hin. „Das Eine ist so neu, das Andere ist so alt; es stimmt weiß Gott nicht ganz. Es ist ärmer, als wir zu sein brauchen, nicht wahr, kleine Karen?“

Sie sagte nichts. Es war die alte Melodie, die er jeden Tag gepfiffen hatte.

„He, he, he!“ lachte er und sah in die Ferne, als ob er etwas sehr Erfreuliches da draußen gefunden hatte. „Es wäre weiß Gott nicht so schlecht, wenn wir das Ganze neu aufbauen könnten, wie, kleine Karen? Mit so einem hübschen kleinen Garten und einer Flaggenstange. Es könnte ja ganz gut passiren, daß es schließlich so leicht ginge, he he-he!“

Ole blickte verstohlen auf sie herab.

Sie saß fortwährend in Gedanken, den Kopf in der Hand ruhend, und ließ das Schoßkind nach einem langen Haarzopf fangen, der über die Stirne herabhing.

„Was! Seid Ihr da, Ihr kleinen Hauptschelme!“ sagte Ole scherzend zu den beiden anderen Kleinen und nahm sie zu sich, eins auf jeden Arm. Er spielte mit ihnen und gab ihnen so viele zärtliche Namen, wie sie in ihrem ganzen Leben noch nicht von ihm gehört hatten. Inzwischen schielte er auf Karen herab und sagte dann, mit dem freundlichsten Tone, den er besaß:

„Hast Du es gehört, kleine Karen? Es liegt eine Galeasse in der Bucht, es ist die, welche zur Lichtmessezeit strandete. Jetzt ist sie wieder von Madame Olsen in der Stadt — von ihr im „kleinen Schifferhause“ — ihr, der großen Madame, Du weißt ja — in den Stand gesetzt worden. Jetzt ist sie als Schooner getakelt worden, sagt man, ja, das ist so. Ist das nicht interessant, das? Wie? Scheint Dir nicht? Dann scheint es mir, der Teufel hole mich!“ sagte er und setzte die Kinder heftig in den Sand.

Es wurde einen Augenblick still.

Und als ob ihm in demselben Augenblick ein Gedanke käme, sagte Ole dann: „Es könnte weiß Gott lächerlich genug sein, Antheil an einer solchen hübschen kleinen Galeasse zu haben, nicht Karen? Ich weiß eben, daß sie ein wenig Geld gebrauchen. He, he!“

Darauf aber hielt er eine lange und weitschweifige Rede, welche keineswegs improvisirt zu sein schien, über alle Vortheile, welche aus einem solchen „kleinen Antheil“ fließen, darüber, wie sie im Laufe einer ganz kurzen Zeit wohlhabende Leute, die sich Haus und Hof bauten, werden könnten, darüber, daß man sich nicht selbst im Wege stehen, sondern den Augenblick benutzen solle — und mehr derartiges.

Karen hatte ihn schwach angeblickt, während er sprach. Es kam offenbar nicht aus ihm selbst; das war leicht zu hören.

Und während sie wieder den Kopf in die Hand legte, athmete sie heftig und glättete die kleinen, feinen, seidenweichen Haare vom Scheitel bis zur Stirn herab; „Du weißt gewiß gar nicht, wie viel ein solcher Antheil kostet, Ole; sonst würdest Du nicht so sprechen“, sagte sie leise.

„Ja, das weiß ich ganz gut. Und deswegen steht nichts im Wege.“

Sie sah ihn ängstlich, fast bittend an: „Herr Gott, bester Ole! Wie kannst Du das nur glauben?“

Ole wurde roth übers ganze Gesicht, bis herab zum Halse und schmauchte gewaltig: „Ja, wenn wir „Snap“ verkaufen.“

„Ach! Ich dachte mir schon, daß das Ganze nur Narrheit sei“, lachte sie entzückt und küßte den Kleinen vielmals rasch auf Augen, Nase und Mund und begann mit dessen Händchen Kuchen zu klappen.

„Nein! Gott bewahre, das ist's nicht!" rief jetzt Ole und begann wieder schnell vor ihr hin und her zu gehen. „Was Teufel! Glaubst Du, ich will stets so gehen — und — und — und ein Narr sein, nichts für das Alter haben und von der Art, nein, man muß aufpassen — und —"

„Ole! Du bist ja — Ach!"

Sie erhob sich, nahm die Kinder und ging hinein.

Da es an der Zeit war, zu der Ole Aale zu stechen pflegte, setzte sie das Nachtmahl auf den Tisch.

Er rührte es nicht an, sondern nahm ein kleines Buch aus seiner Brusttasche und bat um Licht.

Als sie es für ihn anzündete, fragte sie still und tonlos: „Mußt Du nicht hinaus und stechen, Ole?"

Er antwortete nicht und daher wiederholte sie es.

„Kümmert es Dich? Hast Du vielleicht Lust, dann hast Du Erlaubniß."

„O ja, Ole!"

Sie wollte ernstlich mit ihm sprechen, sah aber seine geschwollenen Adern über den Schläfen stark pulsiren. Und das war ein böses Zeichen.

Still legte sie die Kinder ins Lager; sie waren so froh und baten — wie gewöhnlich — die Mutter, ob sie morgen gutes Wetter bekämen. Und als sie das Kleinste schließlich in den Schlaf gewiegt hatte, setzte sie sich mit ihrem Strickstrumpf an den Tisch, während die drei Kleinen so fest und stille schliefen und so ruhig und gesund athmeten, als ob die Luft da drinnen lauter Frieden und Segen sei.

Karen saß ganz still und that als ob sie strickte. Durch einige große Thränen aber, die unter den Augenlidern sitzen blieben, blickte sie auf Ole, der am anderen Ende des Tisches mit den Ellbogen auf der Tischplatte und beiden Händen vor den Ohren saß und in das Buch stierte, während er mit dem Munde mimte, wie Leute, die nicht gewohnt sind zu lesen, es zu thun pflegen.

Das rothe, ungekämmte Haar hing über die Stirn herab und bewegte sich hin und her, wenn ein Windstoß gegen die Fenster schlug und durch die Sprossen pfiff. Es hämmerte beständig in den bösen Schläfen, und wenn er so ruhig wie jetzt dasaß, zitterten seine Hände wie bei alten Leuten.

Karen weinte sonst nicht leicht; jetzt aber rollte eine warme, schwere Thräne nach der anderen über die Backen auf ihre Hände herab. Aber sie hatte auch niemals wie in diesem Augenblick gefühlt, wie innig sie an ihn gebunden war und wie viel sie von ihm hielt.

Das Licht stand mitten auf dem Tische und flackerte vom Winde; es brannte ganz schief nach der einen Seite, wo der Talg in langen Zapfen bis ganz zum Leuchter hinunterhing. Denn der Wind war draußen ganz rasend geworden. Er pfiff um den Schweinestall herum, klapperte mit Thüren und Fenstern und spritzte den Schaum der Wellen bis zu den Scheiben hinauf.

Es war ein Stoßwind. Einige Male kam er gleich einem wahnsinnigen Orkan brüllend aus dem Meere heraus, jagte die Wellen hoch über den Strand, wälzte sich mit einem Krach über das arme Haus und schüttelte es, daß es von oben bis unten bebte. Gleich darauf aber war es einen Augenblick so still, daß man nur hörte, wie die Stubenuhr ihre friedliche Weise sang.

Ole hob rasch den Kopf.

Es näherten sich Tritte draußen auf dem Sande.

Sie blickten sich eine Weile an. Ole sah wieder ins Buch, aber Karen wurde bleich und wandte sich nach dem Fenster.

„Rette!"

Ein düsteres, bleiches und flaches Gesicht war an der Scheibe sichtbar.

Ein kurzes Lachen antwortete draußen: „Ho, ho! Madame!"

Dann kamen sie herein. Es war die lange Anne und mit ihr ein kleiner schweinsäugiger, kupferfarbener Mann mit der flachen Nase und den großen Nasenlöchern der Schoonen, die flache Schoonen'sche Mütze tief ins Gesicht gedrückt.

Anne eilte auf Ole zu und flüsterte ihm rasch etwas in die Ohren.

„Ich will nichts damit zu thun haben", sagte Ole und wandte sich von ihr.

„Was! Herr Kapitän!" sagte der Schwede und hinkte zu ihm hin.

Anne blickte nach Karen: „Ist das alter Weiberschnack? Bist Du ein Wicht, Ole? Das warst Du in Deinen jungen Tagen nicht, damals warst Du Herr Deines Hutes, meine ich. Na, Du meinst es auch nicht so; aber Du mußt uns sofort folgen; es eilt, sonst gehen wir zu Christensen, er ist fertig."

Der Schwede zog die Schultern bis zu den Ohren, stemmte die Hände in die Seite und lispelte Karen zu: „Ach, Madame, jagen Sie den Herrn Kapitän fort!"

„Der Teufel hole mich!" rief Ole verwirrt und schlug auf den Tisch, indem er sich erhob; anstatt aber fortzufahren, ging er zwischen der Thüre und dem Bette rasch hin und her.

Karen verzog keine Miene; aber ihr Gesicht war ganz weiß, die großen und schwarzen Augen stets steif auf Ole geheftet.

„Bist Du bange, Geld zu verdienen, Ole? Hei! Kleiner August, willst Du einen Kerl sehen, der erster Gast auf einer langen Fahrt war und jetzt Schürzenträger ist?" rief Anne.

Der Schwede lachte.

„Na, Ole! Muth gefaßt, wir haben Branntwein an Bord!"

„Und Cognac, Herr Kapitän!"

„Na ja, dann gehen wir, August, komm!"

„Anne!" rief Ole und hielt sie an.

„Ja!"

„O — nein, nein!"

„Höre 'mal, Ole!"

Sie zog ihn an seine Seite und flüsterte von neuem. Er entwand sich ihr und schritt wieder auf und nieder. Alsdann aber stand er plötzlich still, sah zunächst auf Anne, dann auf den Schweden. Sie nickten beide und winkten.

Dann setzte er den Südwester auf.

„Ole!" flüsterte Karen.

Aber er hörte es nicht, zog das Oelzeug und die großen Wasserstiefeln über. Dann ergriff er den Thürdrücker.

„Ole!" bat es wieder.

„Steuermann!"

„Bravo! Herr Kapitän!“ rief der Schwede und winkte dem „Proviantverwalter“ — es war Anne. „Adjes, Madame!“

Anne aber wandte das Gesicht Karen zu und schlug ein heiseres Gelächter an. „Adjes, Madame!“ sagte sie und machte die Thüre hinter sich zu.

Karen hätte sich erhoben und wankte nach der Thüre, suchte aber im Finstern den Drücker, bis sie hinsank.

„Ole!“ rief sie noch einmal.

„Leg' los!“ erscholl es draußen aus dem Boot.

(Schluß folgt.)

Blumenschicksal.

Des Frühlings heller Sonnenstrahl
Lacht über allen Triften,
Und wo du wandelst, wo du weilst,
Tönt Jubel in den Lüften.

Zwei schöne Blumen auf der Au,
Die lang sich liebgewonnen,
Sie flüstern, wie der Lenzestraum
So selig sie umsponnen:

„Nun wollen wir im Sonnengold
Uns an die Herzen sinken
Und all' die Frühlingsseligkeit
In vollen Zügen trinken!“

Doch wie sie so in höchster Lust
Im duft'gen Blütenreigen,
Beim hellen, frohen Vogelsang,
Sich zu einander neigen —

Da kommt mit plumpem, schwerem Schritt
Just eine Kuh gegangen,
Und ach! — schon hat die beiden sie
In ihrem Schlund gefangen.

Sie schlingt das schöne Blumenpaar
Herab in ihren Magen —
Man sagt, das hab' auf Erden sich
Schon öfters zugetragen! . . .

Max Vogler.

Der Traum ein Arzt.

Von

Karl du Prel.

Es sagen die Tüchtigen unter den Aerzten, daß man sehr acht haben müsse auf Träume.
Aristoteles: V. d. Weissagung im Traume. Kap. 1.

I. Die Traumbilder als symbolische Darstellung körperlicher Zustände.

Im Schlafe sind unsere Sinne gegen die Außenwelt verschlossen; das normale Bewußtsein, auf den äußerlichen Erregungen dieser Sinne beruhend, schwindet daher, weil es keine Zufuhr mehr erhält. Es findet aber im Schlafe ein inneres Erwachen statt: der Traum. Irgend eine Erregungsursache müssen auch die Traumbilder haben, und wenn diese nicht in der Außenwelt liegt, von der wir abgeschlossen sind, so muß sie in unserem eigenen Innern gesucht werden.

So entsteht also die Frage: In welcher Beziehung stehen unsere Träume zu unserm Inneren? Diese Frage ist offenbar noch nicht gelöst, indem man von freier Thätigkeit unserer Phantasie redet. Frei kann die Traumphantasie zwar insofern genannt werden, als kein bewußter Wille, keine Aufmerksamkeit, kein nach einem bestimmten Ziele gerichtetes Nachdenken im Traum vorhanden ist; aber eine Freiheit im Sinne der Ursachlosigkeit anzunehmen, das verbietet uns die Allgemeingiltigkeit des Kausalitätsgesetzes: der Ablauf unserer Vorstellungen im Traume wie im Wachen muß getragen sein von unseren körperlichen Zuständen und physischen Stimmungen. Mit anderen Worten: die Traumbilder müssen verhüllte Andeutungen enthalten über Gesundheit und Krankheit des Körpers und der Seele. Der Zusammenhang zwischen unserem Befinden und unseren Träumen muß ferner ein gesetzmäßiger sein, d. h. bestimmte Zustände unseres Innern müssen auch bestimmt gefärbte Träume nach sich ziehen, wenigstens muß die allgemeine Richtung der Traumphantasie davon bestimmt werden.

Der Traum ist also eine symbolische Darstellung innerer Zustände des Träumenden; er ist ein Symptom von Gesundheit oder Krankheit; daß dieses Symptom von unseren Aerzten vernachlässigt wird, weiß jeder aus eigener Erfahrung. Vielleicht ist keiner meiner Leser je einem Arzte begegnet, der ihn nach seinen Träumen gefragt hätte. Im nachfolgenden soll nun gezeigt werden, daß diese Vernachlässigung sich

nicht rechtfertigen läßt und daß der Traum als Symptom trotz seiner symbolischen Verhüllung oft feiner und zuverlässiger ist, als der Schlag unseres Pulses und die Beschaffenheit unserer Zunge.

Es ist allgemein anerkannt, daß die schwierigste Aufgabe des Arztes die Diagnose ist. Die meisten Irrthümer werden in jenem Verstandesprozesse begangen, in welchem aus den körperlichen Symptomen auf die innere Ursache der Krankheit geschlossen wird. So wurde kürzlich eine jungverheiratete Frau meiner eigenen Verwandtschaft von den englischen Aerzten in Indien an Unterleibskrebs behandelt und ihr schließlich die Rückkehr nach der Heimat verordnet; aber schon auf der Ueberfahrt nahm der schreckliche Krebs die Gestalt eines holden Kindes an, das leider und begreiflicher Weise nicht am Leben blieb. So drastische Fälle sind allerdings sehr selten; aber daß in der ärztlichen Diagnose viele Irrthümer begangen werden, läßt sich nicht leugnen und ist sehr begreiflich, weil diese Aufgabe des Arztes die schwierigste ist. Ist dagegen die Diagnose richtig gestellt, so ist auch die Bemühung des Arztes meistens von Erfolg gekrönt, und wo sie gar überflüssig ist, weil der bloße Augenschein die nöthigen Aufschlüsse ertheilt, wie z. B. in chirurgischen Fällen, da feiert die Medizin ihre höchsten Triumphe.

Wenn nun aber in unseren Träumen sich die Zustände des Innern spiegeln, wenn der Traum ein Symptom ist, dann ist seine Beachtung umsomehr am Platze, als er den Arzt gerade in der schwierigsten seiner Aufgaben zu unterstützen vermag: in der Diagnose. Die Aufgabe des Arztes ist nun aber eine doppelte: er hat nicht nur die Krankheit zu erforschen, sondern muß auch noch die geeigneten Heilmittel zu verordnen. Die nachfolgende Untersuchung wird nun das einigermaßen befremdliche Resultat ergeben, daß auch der Traum in beiderlei Hinsicht ein Arzt ist, daß er sowohl für die Diagnose, wie für die Therapie Anhaltspunkte bietet.

Der Traum beruht auf inneren Empfindungen des Organismus, welche die allgemeine Qualität der Traumbilder bestimmen. Eine andere Ursache läßt sich nicht denken. Diese inneren Empfindungen sind zwar im Wachen ebenfalls vorhanden, kommen aber nicht zum Bewußtsein, weil das Gehirn von den energischeren Eindrücken der Außenwelt in Anspruch genommen ist. Wie das Sonnenlicht alle Sterne so sehr überstrahlt, daß sie optisch verschwinden, so drängen die Empfindungen des Tagesbewußtseins jene inneren Empfindungen zurück; und wie, wenn die Sonne untergegangen ist, das mildere Licht der Sterne wieder wahrnehmbar wird, so gelangen auch im Schlafe verschiedene innere Empfindungen zur Wahrnehmung, die im Wachen ganz unbeachtet bleiben. Durch das Nervensystem steht nun aber das Gehirn mit allen Theilen des Organismus in Verbindung, so daß jeder innere Reiz eines Körpertheils bis zum Gehirn fortgepflanzt wird, wo er im Schlafe seine symbolische Darstellung durch ein entsprechendes Traumbild erfährt. So werden diese Traumbilder zu Symptomen innerer Zustände, und sie sind um so werthvoller, weil der Patient im Wachen nichts oder sehr wenig davon erfährt, so daß sie für die Diagnose verloren gehen. Innere Empfindungen müssen schon ziemlich grober Art sein, wenn sie auch im Wachen zum Bewußtsein kommen

sollen. Dagegen bringt es die gesteigerte Empfänglichkeit für innere Reize im Schlafe mit sich, daß krankhafte Reize schon bei viel schwächerem Grade ins Traumbewußtsein gelangen, als ins Tagesbewußtsein, daß also Krankheiten früher angekündigt werden, als das Tagesbewußtsein etwas davon verspürte. Symptomatische Träume sind also gleichsam prophetischer Natur, und während wir wachend noch immer gesund zu sein glauben, verräth der Traum schon die ersten Anzeichen beginnender Krankheit. Widerwärtige Ereignisse im Traum beruhen oft auf körperlichen Zuständen, die im Wachen ganz dunkel bleiben, von der Traumphantasie aber, welche die Reizobjekte symbolisch darstellt, wahrgenommen werden.

Der Traum ist also ein feineres Mittel der Diagnose, als die Symptome im wachen Zustande, und er verräth schon frühere Stadien sich vorbereitender Krankheiten, als das Wachen. Maudsley sagt: „Träume haben in der That zuweilen eine prophetische Bedeutung in Bezug auf gewisse Affektionen des Körpers, deren früheste dunkle Symptome nicht mächtig genug sind, um im Laufe des wachen Seelenlebens die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, oder mehr als ein vages, unbestimmtes Gefühl von Unbehagen zu erzeugen; sie offenbaren sich dann während der Seelenthätigkeit im Traume, wo andere Eindrücke ausgeschlossen sind. Wenn dann endlich die Krankheit bestimmt zu unserem wachenden Bewußtsein kommt, dann erinnern wir uns mit Staunen an den prophetischen, warnenden Traum.“ [1])

Jede Krankheit hat ihre sogenannte Inkubationsperiode, während welcher der Patient anscheinend noch ganz gesund ist. In dieser Zeit gewahrt die ärztliche Diagnose noch gar keine Symptome, weil dieselben nur in sehr schwachen Empfindungen bestehen, die nicht zum Bewußtsein kommen und nur etwa im Traume sich in Bildern darstellen. Diese Diagnose wird noch erleichtert durch den Umstand, daß dem Traume die Uebertreibung eigen ist, so daß die inneren Empfindungen durch die Traumbilder gleichsam mikroskopisch vergrößert werden. So erzählte der alte Arzt Galenus [2]) von einem Manne, welcher träumte, sein Schenkel sei zu Stein geworden und wenige Tage darauf wurde dieser Schenkel paralytisch. Macario träumte von heftigem Halsweh, befand sich aber nach dem Erwachen ganz wohl; wenige Stunden später jedoch befiel ihn eine heftige Mandelentzündung. [3]) Teste, Minister unter Ludwig Philipp, träumte, daß ihn der Schlag getroffen, der ihn nach drei Tagen in der That traf. [4]) Wenn Teste diesen Traum jemandem erzählt hätte, der zum Aberglauben geneigt gewesen wäre, so würde dieser aus dem nachträglichen Eintreffen auf die prophetische Natur unserer Träume im spiritualistischen Sinne geschlossen haben, während dieser Wahrtraum offenbar nur im physiologischen Sinne zu deuten ist. Hätte dagegen Teste seinen Traum einem intelligenten Arzte erzählt, so hätte dieser das Eintreffen vielleicht verhindern können.

---

[1]) Maudsley: Physiologie und Pathologie der Seele. Deutsch von R. Böhm. S. 254. [2]) Galenus: Von der Weissagung im Traume. [3]) Herbey: Les rêves etc., Paris, Amyot, 1867. S. 232. [4]) Herbey. 232.

Auch äußeren Eindrücken gegenüber haben wir im Traume oft jene gesteigerte Empfindlichkeit, auf welcher die Uebertreibung der Traumbilder beruht. Die Wärmflasche an der Fußsohle läßt uns träumen, daß wir durch Feuer schreiten; wenn dagegen die Bettdecke sich verschiebt und unseren Fuß frei läßt, träumen wir von einem kalten Bache, durch den wir waten. Hervey träumte einst, daß sein Kamin rauche, bemerkte jedoch nichts davon beim Erwachen. Nach einer Stunde erwachte er wieder, nachdem inzwischen der Rauch schon sehr heftig geworden war.[1])

Simon Scholzius, ein gelehrter Arzt, erzählt von einem Manne, welcher träumte, es trete ihm ein langer, polnisch gekleideter Mann entgegen, der ihm einen Stein auf die Brust warf; mit Schrecken erwachend empfand er in der That einen starken Schmerz mitten auf der Brust, machte Licht und gewahrte eben dort einen handgroßen schwarzen Fleck, der durch Schröpfen und zertheilende Pflaster nach und nach verschwand.[2]) Friedrich erzählt, er habe als Kandidat der Medizin bei einem Kranken gewacht, der am Schenkel ein Geschwür hatte, das er aus Furcht vor dem Messer nicht öffnen lassen wollte. Plötzlich erwachte er schreiend aus einem Traume, daß man ihm mit Gewalt sein Geschwür aufgeschnitten habe, das, wie sich bei der Untersuchung herausstellte, von selbst geborsten war.[3])

Eine solche dramatische Motivirung innerer Empfindungen durch Traumereignisse nimmt die Phantasie sehr häufig vor. So träumte der Redner Aristides im Tempel des Aeskulap, ein Stier gehe auf ihn los und verwunde ihn am Knie; nach dem Erwachen fand sich dort eine Geschwulst. Arnold de Villa nova träumte, er werde von einer schwarzen Katze in den Fuß gebissen, am andern Tage entstand an der gleichen Stelle ein krebsartiges Geschwür. Conrad Goßner träumte, er werde von einer Schlange gestochen, und wenige Tage darauf entstand eine Pestbeule auf der Brust, an der er starb.[4]) Krauß machte an sich die Erfahrung, daß Träume von Zahnoperationen die Vorläufer heftiger Zahnschmerzen waren, und daß geträumte Bisse eines Tigers oder einer giftigen Schlange die Hautstellen anzeigten, wo bald nachher ein Geschwür hervorbrach.[5]) Nicht bloß in den Vorstellungen des Traumes, sondern auch in den Wahngebilden der Irrsinnigen sieht Krauß den symbolischen Ausdruck physiologischer Vorgänge und er nimmt für beide die gleichen erregenden Organe an. Bei der sonstigen nahen Verwandtschaft zwischen Traum und Irrsinn scheint dieser Schluß von gleichen Vorstellungen auf gleiche Erregungsursachen nicht ungerechtfertigt zu sein. So erzählt Maury von einem Irrsinnigen, der an dem Wahne litt, er sei Frau geworden und guter Hoffnung; diese gleiche Vorstellung hatte Maury selbst in einem Traume, und wie sie bei diesem hervorgerufen war durch nervöse Schmerzen in den Eingeweiden, so war es vielleicht auch bei jenem Irrsinnigen der Fall.[6]).

---

[1]) Hervey 352. [2]) Hennings: Ueber Träume und Nachtwandler. Weimar, 1802. S. 245. [3]) Radestock: Schlaf und Traum. 119. [4]) Perty: Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. II. 365. 378. [5]) „Zeitschrift für Psychiatrie". 1858 und 1859: Der Sinn im Wahnsinn. [6]) Maury: le sommeil et les rêves. 141,

So werden also im Traume die Wahrnehmungen des Gemeingefühls geschärft und schon jene leisen Umstimmungen des Organismus, die der Wahrnehmung im Wachen entgehen und wodurch krankhafte Zustände sich erst vorbereiten, werden oft lange vor Ausbruch der Krankheit in symbolischer und meistens dramatischer Form dargestellt. Dies ist besonders der Fall, wenn die beständige Anlage einer Krankheitsform im Organismus steckt; daher besonders Träume, welche mit gleichmäßigem Charakter häufig wiederkehren, auf eine solche Anlage schließen lassen. So sagt der französische Arzt Virey, daß entstehende Blutflüsse durch Träume von rother Farbe, lymphatische Ergießungen durch Ueberschwemmungsträume, innere Entzündungen durch geträumte Feuersbrünste sich ankündigen.[1]) Vor der Wiederkehr seiner Brustkrämpfe träumte jemand regelmäßig von wilden Katzen; dagegen stellten sich bei einem anderen vor Fieberanfällen immer Träume von Menschengewimmel ein.[2]) Carus berichtet, daß ein Mann mit Anlagen zu schmerzhaften, plötzlich eintretenden Brustkrämpfen vor seinen Anfällen regelmäßig träumte, er würde von Katzen verfolgt und gebissen; einem anderen kamen Stiere im Traume entgegen, wenn ihm Anfälle von heftigem Kopfweh bevorstanden.[3]) In allen diesen Fällen liegt der Werth der Träume für die Diagnose hauptsächlich darin, daß sie nicht nur aktuelle, sondern schon potentielle Krankheiten anzeigen, also als rechtzeitige Warner benützt werden können.

Oft spielt auch die Association der Vorstellungen eine Rolle: Bonatus führt eine Dame an, welche ganz regelmäßig und zuverlässig den Eintritt ihrer Krankheiten einige Tage vorher ankündigen konnte, weil sie jedesmal von ihrem Arzte träumte.[4]) Es ist nicht nöthig, hier ein Fernsehen anzunehmen; auch diese Träume waren wohl nur symptomatisch, und wenn auch dabei nicht deutlich auf den leidenden Theil verwiesen wurde, so konnte doch für die gesteigerte Empfänglichkeit des Schlafes ein unbestimmtes Unbehagen zur Wahrnehmung kommen, und das Traumbild des Arztes durch bloße Association der Vorstellungen sich einstellen, die ja im Traume so gut gilt, als im Wachen. Einen interessanten Traum dieser Art erzählt auch Hervey. Ein Reisender war auf der Fahrt zu den Nilquellen von einer heftigen Augenentzündung befallen worden, die erst nach seiner Rückkehr nach Frankreich wich. Zehn Jahre später bemerkte er zu seiner Verwunderung, daß immer häufiger in seinen Träumen Landschaften und Episoden jener Reise auftauchten. Das steigerte sich sechs Wochen hindurch, bis er endlich von jener Augenentzündung, von der er zehn Jahre befreit geblieben war, wieder in heftigster Weise befallen wurde.[5]) In diesem Falle wurden also sechs Wochen vor Ausbruch der Entzündung schon die ersten Anfänge derselben im Traume empfunden und erweckten jene Vorstellungen, womit sie zehn Jahre früher associirt waren.

Es ist beobachtet worden, daß dem Ausbruch des Wahnsinns sehr aufgeregte Träume vorangehen, z. B. schmerzliches Alpdrücken, daß

---

[1]) J. H. Fichte: Psychologie. I. 540. [2]) Siebock: Traumleben der Seele. 31. [3]) Carus: Psyche. 288. [4]) Hennings: Ahndungen und Visionen. Leipzig, 1777. S. 214. [5]) Hervey 360.

aber auch nach der Genesung noch in den Träumen die Zustände des Irrsinns sich geltend machen. Das gilt wohl auch von anderen Störungen des Organismus, und was wir Krankheit nennen, ragt in seinem Verlaufe über jene Empfindungsschwelle des Wachens hinaus, diesseit und jenseit welcher wir von Gesundheit reden, weil wir nur die gröberen Symptome gewahren. Pathologische Träume, welche immer wiederkehren, sind mit den konstanten Wahnideen der Irrsinnigen in Parallele zu stellen. So berichtet Burdach von einem Manne, der von einem mit seinem Herrn auf- und abziehenden Feldherrn delirirte. Bei der Sektion fand sich im Gehirne eine hin und herrollende Hydatide (mit Flüssigkeit gefülltes Bläschen), deren mechanische Reizung demnach, gleichwie in einem Traume, ihre symbolische Darstellung gefunden hatte. Ein anderer Wahnsinniger glaubte in seinem Leibe die Köpfe von drei Fröschen zu fühlen und bei der Sektion zeigte sich, daß drei verhärtete skirrhöse Drüsen des Netzes diesen Wahn erzeugt hatten [1]) So kann man also im Wahnsinn wie in Träumen aus der Besonderheit der Vorstellungen auf den Sitz und die Qualität des Leidens schließen.

Wir verwechseln also die Ursache mit der Wirkung, wenn wir Athmungsbeschwerden, infolge deren wir erwachen, auf ängstliches Alpdrücken, oder Herzklopfen auf schreckenerregende Traumbilder zurückführen, oder wenn wir leibliche Störungen der Irrsinnigen durch ihre Wahnideen erklären. Vielmehr sind umgekehrt die körperlichen Affektionen die Ursachen der Vorstellungen im Traume und Irrsinn. Nachträglich allerdings wirken die hervorgerufenen Bilder vermöge der in ihrer Anschaulichkeit liegenden Kraft wiederum steigernd auf die ihnen zu Grunde liegenden organischen Affektionen zurück; in dieser Wechselwirkung und indem auch diese Steigerung wiederum symbolisirt wird, liegt der Grund, warum die Traumbilder nicht gleichartig bleiben, sondern in dramatischer Steigerung sich verwandeln, bis wir schließlich davon erwachen. Wie es scheint, tritt dieses Erwachen meistens dadurch ein, daß die Erregung der sensiblen Nerven jenen Grad erreicht, bei welchem auch das motorische Nervensystem in Spannung und irgend eine Muskel unseres Körpers in Bewegung versetzt wird. Schon ganz leise Spannungen der Muskeln erregen uns sofort korrespondirende Traumbilder, indem wir alsdann zu laufen, fliegen oder auch zu fallen meinen; aber sie erreichen nur selten den Grad, daß daraus eigentliche Gliederbewegungen entständen. Unser Schlaf ist im allgemeinen bewegungslos; dann und wann nur verräth ein Zucken eines Gliedes, oder auch der Lippen, daß der Nervenreiz sich bis in das motorische Nervensystem fortpflanzt und adäquate Traumbilder hervorruft. In dem Gliederzucken und unterdrückten Bellen träumender Jagdhunde zeigt sich das sehr häufig. Einen solchen Erregungsprozeß der motorischen Nerven brauchen wir uns nur gesteigert zu denken, so haben wir das Phänomen des Nachtwandelns. Beim Nachtwandler bleibt es nicht bei der bloßen Traumvorstellung, sondern er übersetzt seinen Traum in Handlung.

In Bezug auf körperliche Empfindungen können wir das Bisherige in dem Worte des alten Hippokrates zusammenfassen, daß die Seele

[1]) Perty: Mystische Erscheinungen ꝛc. I. 61.

im Traume die Krankheitsursache, wenn auch nur im Bilde, erkennt. Indem wir dieses noch etwas näher ins Auge fassen, werden wir nun aber den Schlüssel gewinnen zum Verständnisse einer im höchsten Grade merkwürdigen Erscheinung des somnambulen Schlafes, die, obwohl sie schon von Hunderten von Aerzten konstatirt wurde, doch noch immer dem Zweifel begegnet, weil sie eben für sich allein betrachtet unverständlich ist und erst verständlich wird, wenn man ihre elementare Form im gewöhnlichen Schlafe gefunden hat, wovon sie eine bloße Steigerung ist.

Unsere Traumbilder weisen nämlich nicht bloß im allgemeinen auf den Sitz innerer Empfindungen hin, sondern stellen häufig das leidende Organ selbst mehr oder minder plastisch hin. In solchen Träumen tritt das räumlich konstruirte Organ der Empfindung in das Bewußtsein des Träumers; zwar findet auch dabei noch Symbolisirung statt, aber in solchen Bildern des gewöhnlichen Schlafes erkennt man doch bereits die Grundlage jener Durchfühlung des Leibes nach seinen krankhaften Symptomen, wovon in der Literatur über den Somnambulismus so wunderbare Berichte niedergelegt sind.

Unter den neueren Forschern ist es Scherner[1]), der sich am meisten Mühe gegeben hat, den Zusammenhang zwischen organischen Nervenreizen und den Traumbildern nachzuweisen, wobei oft die plastische, wenn auch phantastische Darstellung des Organs erreicht wird. Er stellt folgendes Programm auf: „Dem Wachen unerreichbar bildet der Traum an den Nervenreizen aus dem Inneren des Leibes unmittelbare Anschauungen der inneren Gestaltung des Leibes; die plastische Formation tritt nüchtern und klar, oder mit symbolischen Verzierungen bemalt in die wissende Seele." (62.) „Daher fließen mit jedem specifischen Nervenreize, welchem nach sich die entsprechende Traumart bildet, auch die architektonischen Abbildungen der dem Nervenreiz zugehörigen Leibessphäre in den Traum ein und die Phantasie hat äußerst zu thun, um nur alle ihr zuströmenden Formrisse in entsprechender Symbolik auszumalen. Entspringt der Nervenreiz dem Gesichtsorgan, wie so häufig vor dem Erwachen, so bilden sich damit die Strukturen der Netzhaut anschaubar in den Traum; gehört der Reiz dem Magen und dem Gedärm, so staunt man über die Fruchtbarkeit, mit welcher die Phantasie, der unmittelbaren Reception nach, die großen und die kleinen Umfänge dieser Organe, die Windungen und den Längslauf derselben darzustellen sich überbietet; war der Reiz dem Herz- oder Lungenleben entsprungen, so erfreut die Deutlichkeit, mit welcher sich die Formrisse dieser organischen Bewegungen zeichnen. (96.) Den richtigen Gesichtspunkt für die Deutung der Träume hat Scherner damit jedenfalls gefunden; wo er aber zur Anwendung übergeht, dürfte sich häufig zeigen, daß der Rahmen zu eng ist, weil eben noch andere Faktoren mitspielen und der Traum kein reines Produkt dieser inneren Durchfühlung des Leibes ist. Wir müssen auch die spontane Thätigkeit der Phantasie in Anschlag bringen, welche nicht nur die Symbolisirungsweise des Empfindungsmaterials bestimmt, sondern auch fremde Bestandtheile nach den Gesetzen der Association einführt. Wir

[1]) Scherner: Das Leben des Traumes. Berlin, 1861.

dürfen daher nicht alle Bestandtheile unserer Traumbilder als solche betrachten, worin sich unsere körperlichen Zustände wie im Spiegel reflektiren.

Unser Befinden liefert in der Regel nur den Grundton unserer Träume und giebt den geschauten Bildern einen einheitlichen Charakter, während die Detailmalerei oft ganz von der Phantasie abzuhängen scheint. Einen interessanten Traum dieser Art, wobei das körperliche Befinden nur das allgemeine Stichwort liefert und einen einheitlichen Zug in die Vorstellungsreihe der im übrigen selbstständig thätigen Phantasie bringt, erzählt Volkelt: „An einem Abend hatte ich in heiterer Gesellschaft mehr Bier als gewöhnlich getrunken und fühlte daher am nächsten Morgen eine gewisse Mattigkeit und bleierne Schwere in allen Gliedern. In der dazwischenliegenden Nacht träumte mir, ich gehe auf der Hauptstraße in meiner Vaterstadt spazieren, aber nicht in meinem gewöhnlichen Anzuge, sondern mit meinem schweren Reisemantel belastet, die Pelzmütze auf dem Kopfe, Tuchschuhe an den Füßen. Langsam schleppe ich mich dahin, mit dem beschämenden Gefühl, daß diese Schwere in der Bewegung von zu reichlichem Biergenusse herrühre. Plötzlich finde ich mich auf dem Trottoir sitzend; über meine Füße ist ein ganzer Haufen von Mänteln ausgebreitet. Ich trete den Heimweg an und trage nun den Mantel über die linke Achsel zusammengelegt. Da tritt ein mir unbekanntes Mädchen an mich heran und muthet mir zu, ihren ziemlich großen Korb zu tragen. Ich weise dies ab, da ich doch mit ihrem Korbe in gar keiner „Verknüpfung“ sei. Dann sehe ich einen alten Schulkameraden neben mir und schon hat sich mein Mantel in einen mir auf den Rücken geschnallten Schulranzen verwandelt. Jener will mir noch etwas daranhängen. Endlich vertritt er mir an einer Straßenecke den Weg, indem er sich gegen das Haus stützt und mit seinen Händen um sich schlägt, worüber ich erwache. Das Gefühl der körperlichen Mattigkeit und Schwere kommt in jedem Zuge des Traumes (Bekleidung mit Reisemantel, Pelzmütze, Tuchschuhen, das belastete Sitzen, die Zumuthung, den Korb zu tragen, der Schulranzen, der Schulkamerad, der mich noch mehr belasten will und mich zum Stehenbleiben zwingt) zu sprechendem Ausdruck. Jenes Gefühl ist allerdings der Richtung gebende Reiz des Traumes und bildet insofern das zusammenhaltende Band. Aber nur das geheime, hinter der Phantasie liegende. Denn innerhalb der Traumphantasie, die durch und durch schauend ist, kann der Reiz nicht in seiner ursprünglichen, unverhüllten Gestalt existiren. Hier wird er sofort in jener Reihe von Bildern symbolisirt.“ [1])

Wenn nun eine Traumdeutekunst in diesem physiologischen Sinne möglich wäre, so würde das unserer Wissenschaft vom Leben sehr zustatten kommen, indem der Prozeß selbst des Lebens in unseren Träumen sich reflektiren würde, während unsere derzeitige Physiologie für ihre Behauptungen fast nur Leichenbefunde ins Feld führen kann.

Vorerst nun hat sich ergeben, daß das Bewußtsein unserer Leiblichkeit im Traume viel ausgedehnter und deutlicher ist, als im Wachen. Was bei Tage entweder gar nicht oder nur als Gemeingefühl empfun-

[1]) Volkelt: Die Traumphantasie. Stuttgart, 1875. S. 88.

den wird, wird im Traume in seine einzelnen Bestandtheile aufgelöst und symbolisirt. Da nun das Sistiren der Eindrücke der Außenwelt, d. h. das Schwinden des empirischen Bewußtseins, die Bedingung ist, unter welcher jene deutlichere Durchfühlung des Leibes eintreten und die Empfindungsschwelle der Art verschoben werden kann, daß ein für den wachen Menschen unbewußter transcendentaler Bewußtseinsinhalt auftauchen kann, so läßt sich vermuthen, daß die Steigerung dieses Inhalts gleichen Schritt hält mit der Tiefe des Schlafes. Wir würden also ohne Zweifel sehr werthvolle Aufschlüsse erhalten, wenn wir eine Erinnerung an unsere Traumbilder des tiefen Schlafes bewahren könnten, oder wenn wir während des tiefen Schlafes zum Reden über unseren Zustand gebracht werden könnten. Es ist nicht undenkbar, daß es der noch kaum geborenen Experimentalpsychologie nicht gelingen wird, Anleitungen hierzu zu geben; vorläufig aber ist die eine der beiden Bedingungen nur beim Somnambulismus einigermaßen gegeben. Der somnambule Schlaf ist viel tiefer als der gewöhnliche Schlaf, er wird also auch klarere Durchfühlung des Leibes mit sich bringen. Somnambule Personen können ferner zum Sprechen veranlaßt werden; ja gerade über ihr leibliches Befinden sprechen sie oft aus freiem Antriebe. Es läßt sich daher vermuthen, daß wir aus den Erscheinungen des Somnambulismus eine werthvolle Ausbeute für den Beweis gewinnen werden, daß der Traum ein Arzt ist.

II. Die innere Selbstschau im somnambulen Schlafe.

Derjenige Forscher ist für die Wissenschaft verloren, der die Erscheinungen der Natur nur mit dem Bestreben durchforscht, Bestätigungen für seine mitgebrachten Theorien zu finden und der seinen Erkenntnißhorizont, mit dem Horizont der Dinge verwechselnd, nur das für möglich hält, was innerhalb des ersteren Platz hat. Wenn wir mit aprioristischen Vorurtheilen an die Natur herantreten, laufen wir die doppelte Gefahr, Erscheinungen, die unsern Hypothesen widersprechen, entweder zu übersehen, oder sie falsch, nämlich im Sinne der Hypothese auszulegen.

Die Psychologie ist die schwierigste aller Wissenschaften, in der wir uns daher nur eines geringen Besitzes gesicherter Kenntnisse erfreuen. Hier vor allem thut es demnach Noth, von der herrschenden Tagesmeinung uns nicht verblenden zu lassen, vorläufig noch jedes abschließenden Urtheils uns zu enthalten und uns einfach an die Thatsachen zu halten; denn die Thatsachen bleiben unerschütterlich, die Hypothesen aber sind entwickelungsfähig, haben von jeher gewechselt. Nur wer allwissend wäre, dürfte a priori darüber urtheilen, welche Erscheinungen möglich sind, welche nicht; in einem so wenig durchforschten Gebiete aber, wie die Psychologie ist, müssen wir vielmehr a priori darauf gefaßt sein, Unbegreiflichem zu begegnen. Der Mensch ist uns das größte aller Räthsel; wir wissen nicht, was das Leben ist, wie ein Organismus entsteht und sich erhält, und die Erfahrung allein wird uns allmählich darüber belehren, welche Kräfte und Anlagen in unserer Seele schlummern.

Für den gesunden Menschenverstand klingt es ungemein plausibel,

ja von selbst verständlich, daß ein durch jahrelange Studien und Erfahrungen gebildeter Arzt über eine Krankheit und deren Heilmittel im Wachen besser zu urtheilen vermag, als eine ungebildete Person im Schlafe. Aber das Plausible ist nicht immer das Wahre, und der gesunde Menschenverstand ist es nicht, der die Wahrheit findet. Die Geschichte der Wissenschaften beweist vielmehr, daß jeder geistige Fortschritt eine bis dahin paradoxe Ansicht zur Geltung bringt, und die Niederlage des gesunden Menschenverstandes zieht sich wie ein rother Faden durch die Entwickelungsgeschichte des Geistes. Es liegt kein logischer Widerspruch in der Behauptung, daß Personen im somnambulen Schlafe über Krankheiten richtiger urtheilen, als der besonnene Arzt; die Erscheinung ist also vorerst möglich, und da sie schon tausendmal von Aerzten selbst konstatirt wurde, so ist sie auch wirklich. Wenn nun aber diese Thatsache ganz und gar unseren physiologischen Systemen widerspricht, so kann man nur sagen: desto schlimmer für unsere Systeme! Denn schließlich sind es immer diese, welche den Thatsachen weichen müssen, nicht umgekehrt.

Schon aus der vorigen Untersuchung hat sich ergeben, daß der Traum ein Mittel der Diagnose ist. Da nun der somnambule Schlaf ungleich tiefer ist, als der gewöhnliche, so läßt sich vermuthen, daß Fähigkeiten, die im gewöhnlichen Schlafe nur in elementarer Form sich zeigen, bei Somnambulen gesteigert auftreten werden.

Der Schlaf bringt inneres Erwachen mit sich, den Traum, und zwar in dem Maße, als er unsere Sinne von der Außenwelt abschließt. Diese Abschließung ist eine gesteigerte bei den Somnambulen, daher ist auch ihr inneres Erwachen ein helleres. Da nun schon im gewöhnlichen Traume das innere Empfindungsmaterial seine mehr oder minder deutliche, meistens aber nur symbolisch unscheinbare Darstellung findet, so wird der hellere somnambule Traum ein noch deutlicheres Bewußtsein der Leiblichkeit mit sich bringen; da ferner die Personen, die sich im somnambulen Schlafe befinden, der auch der Mesmersche oder magnetische genannt wird, zum Sprechen über ihre Zustände gebracht werden können, so ist es leicht begreiflich, daß sie über eine Krankheit, die sie schauen, besser sprechen können, als oft der Arzt, der nur urtheilt, d. h. aus den Symptomen auf die Ursachen schließt.

Die Erscheinung des magnetischen Schlafes war schon dem Alterthume bekannt. Gar manches Wunderbare, was die alten Aerzte und Philosophen vom Schlafe erzählen, gilt nur von magnetischem, zwischen welchem und dem gewöhnlichen Schlafe sie nicht unterschieden. In neuerer Zeit ist der sogenannte thierische Magnetismus als Ursache des Somnambulismus von Mesmer gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wieder entdeckt worden; aber erst der nach ihm auftretende Puységur ist es gewesen, der die große Bedeutung des Mesmerschen Schlafes für die Diagnose von Krankheiten erkannt hat. Zwar finden sich in den Memoiren und Aphorismen von Mesmer ein paar Stellen, die zu beweisen scheinen, daß auch er diese Erscheinung kannte; aber er lehrte darüber nichts, scheint sie also als Geheimniß bewahrt zu haben, wie es ja auch im Alterthum Bestandtheil der Mysterien blieb.

Puységur nun hatte einen kranken jungen Menschen in magnetischen Schlaf versetzt, der innerlich erwachend und den Krankheitsherd

Von holder Lippe.

Nach dem Originalgemälde von J. Herterich.

No 5

erkennend von selbst die Worte aussprach: „ich habe einen Abscess im Kopfe; er wird mich ersticken, wenn er auf die Brust fällt." Durch die geringe wissenschaftliche Bestimmtheit der gemurmelten Worte hätte Puységur leicht veranlaßt werden können, auf Fieberdelirien des Kranken zu schließen. Aber weil er in keinem Systeme befangen war, besaß er die Gabe, Thatsachen neuer Art als solche gelten zu lassen, verfolgte die Sache weiter und wurde so der Entdecker einer der wichtigsten Erscheinungen im Gebiete der Seelenkunde.[1]) Er fand bald, daß alle Somnambulen, wenn ihr Schlaf die gehörige Tiefe erreicht, die Fähigkeit der inneren Selbstschau besitzen. Mit Bezug auf diese Durchfühlung und Diagnose des eigenen Organismus kann der Somnambule als sein eigener Arzt betrachtet werden. Wie das Stethoskop zur Erforschung des inneren Organismus gebraucht wird, so kann man den Somnambulen gleichsam als lebendiges Stethoskop verwerthen.

Auch im magnetischen Schlafe findet daher, wie im natürlichen, inneres Erwachen statt, aber es erreicht einen größeren Helligkeitsgrad. Es scheint, daß in diesem tiefen Schlafe die inneren Organe nicht mehr in der Form phantastisch umgestalteter Symbole geschaut werden, sondern als plastisch dargestellte Wirklichkeit, wobei innerhalb dieses anschaulichen Bildes insbesondere die krankhaft afficirten Stellen wahrgenommen werden. Schon der gewöhnliche Traum beschäftigt sich viel weniger mit den gesunden Organen, als mit den kranken; die letzteren sind es, die sich in den Bildern immer wieder aufdrängen und diesen ihren konstanten Charakter verleihen. Wenn aber dabei die Krankheitsursache nur indirekt erkannt wird, nämlich aus den symptomatischen Traumbildern, die sie hervorruft, so stellt dagegen der magnetische Traum die Ursache selbst und das innere Getriebe des Organismus anschaulich vor. Dies hat schon der alte Hippokrates in seiner Abhandlung über die Träume ausgesprochen: „Nachdem die Seele durch den Schlaf nicht geradezu vom Körper, aber doch von dem groben Dienste seiner Theile sich losgebunden, so zieht sie sich in sich selbst zurück, gleichsam wie in einen Hafen, um sich vor Ungewitter zu schützen; sie sieht und erkennt dann alles, was im Innern vorgeht, und malt sich diesen Zustand aus mit verschiedenen Figuren und Farben und erklärt sich deutlich den Zustand des Körpers."

Die innere Selbstschau der Somnambulen beruht keineswegs auf einem abstrakten Wissen, sondern lediglich auf einer gesteigerten Fähigkeit zu inneren Empfindungen, welche bis zur anschaulichen Vorstellung und plastischen Darstellung der inneren Leibessphäre sich entwickelt, welche nach Scherner schon im gewöhnlichen Traume vorkommen kann. Die Klarheit dieser Vorstellungen erreicht sehr verschiedene Grade, steigert sich aber durch die Uebung, und während die Somnambulen anfänglich oft nicht über bloße innerliche Gefühle hinauskommen, erreichen ihre Aussagen häufig die Genauigkeit anatomischer Beschreibungen, wie solche etwa ein Laie ohne abstrakte Kenntnisse auf Grund der bloßen Anschauung liefern könnte. Frau von U., von einem Geistlichen magnetisirt, beschrieb ihr Ohr, sah vier kleine

[1]) Puységur: Recherches physiologiques sur l'homme dans l'état de somnambulisme. Paris, Dentu 1811. S. 45.

Knöchelchen, den einen wie einen Hammer, den anderen wie einen Steigbügel, den dritten rund, den vierten klein; in einer Röhre sei Wasser.[1]) Zu Petetin sagte eine Kataleptische: „Ein Arzt würde sich glücklich schätzen, wenn er auf eine Viertelstunde meine Krankheit hätte; die Natur würde ihm alle ihre Geheimnisse enthüllen und wenn er seine Wissenschaft liebte, würde er nicht so, wie ich, wünschen, rasch wieder gesund zu werden.[2])

Gerade daraus nun, daß diese innere Selbstschau ohne abstraktes Wissen vor sich geht, erklärt es sich, daß die anatomischen Beschreibungen der Somnambulen an Gelehrsamkeit oft sehr viel zu wünschen übrig lassen. Das wäre bei jedem ärztlichen Anfänger ebenso der Fall, wenn er bei noch sehr mangelhaften Kenntnissen etwa einen Sektionsbericht geben müßte. Die Mangelhaftigkeit in der Beschreibung ihres Inneren kann demnach die Aussagen der Somnambulen nicht verdächtigen. Der Schlaf kann die innere Empfindungsfähigkeit steigern, und das kann bis zur Vorstellung der bezüglichen Organe führen; aber es ist auf keine Weise einzusehen, wie er abstrakte Kenntnisse erwecken sollte, die vorher nicht da waren. Als der Arzt Deleuze einen seiner Kollegen in Somnambulismus versetzt, sprach dieser von seiner inneren Krankheit in ganz wissenschaftlichen Ausdrücken.[3]) Wenn aber Somnambulen wie Professoren reden würden, so wäre das im höchsten Grade verdächtig; nicht aber sind es die anatomischen und physiologischen Verstöße, die so häufig in ihren Aussagen vorkommen.[4]) Geradezu trügerisch aber werden ihre Aussagen, wenn sich ihre eigenen Reflexionen in ihr Anschauungsvermögen einmischt, und diese Gefahr liegt besonders nahe, wenn ihnen mit Fragen zugesetzt wird, welche zu beantworten die innere Selbstschau nicht ausreicht. Rationelle Aerzte bestehen daher auf der Vorschrift, spontane Aeußerungen der Somnambulen abzuwarten, die dann meistens auch mit Bestimmtheit gegeben werden. Damit ist der Zeitpunkt angedeutet, daß nun die Empfindungsfähigkeit bis zur inneren Selbstschau sich gesteigert hat. Erst dann ist es für den magnetisirenden Arzt empfehlenswerth, durch eine rationelle Frageweise der inneren Selbstschau eine bestimmte Richtung zu geben. Ein verfrühtes Fragen dagegen kann die Selbstschau nicht erwecken, und nicht bloß die Gefahr besteht alsdann, daß die Somnambulen nach Antworten suchen, die falsch sind, weil ihnen die Unterlage der Selbstschau fehlt, sondern bei dem eigenthümlichen Rapport, in dem sie zu dem magnetisirenden Arzt stehen, können auch Vorstellungen und Reflexionen desselben in ihr Bewußtsein übergehen, so daß sie zum bloßen Echo des Arztes werden. Es hängt daher sehr viel von der geschickten Fragestellung des Arztes ab. Van Ghert's Somnambule sagte, daß sie in ihrem Körper alles deutlich sehe, wenn der Arzt selbst mitsehe und durch seine Gedanken helfe; alles würde dann heller und deutlicher.[5]) Eine andere rühmte den Einfluß, den die Fragen des Arztes auf ihr Anschauungsvermögen haben: wenn er wünsche, oder

[1]) Kieser: Archiv für den thierischen Magnetismus. VII. 1. 73. [2]) Deleuze: Mémoire sur la faculté de prévision. Paris, Crochard. 1836. [3]) Delenze: hist. critique du magn. animal. I. 178. [4]) Beispiele davon bei Morin: Du magnétisme et des sciences occultes. Paris, Baillière, 1860. S. 196. [5]) Kieser's Archiv II. 1. 69.

das Verlangen äußere, daß sie nach der Lunge oder einem anderen Organ sehe, thue sich alles vor ihren Augen auf.[1]) Wieder eine andere sah nur diejenigen Organe ihres Körpers deutlich, über welche der Magnetiseur seine Hände legte.[2])

Sehr merkwürdig ist die Fähigkeit der Somnambulen, den künftigen Verlauf ihrer Krankheiten zu erkennen. So sehr auch der Skeptiker geneigt sein möchte, eine solche Fähigkeit zu bezweifeln, so ist sie doch von einer ungeheuren Anzahl von Aerzten mit größter Sicherheit konstatirt worden. Hier mag es genügen, auf das Gutachten der medizinischen Fakultät der pariser Akademie zu verweisen; sie hatte eine aus elf Aerzten bestehende Kommission zur Untersuchung der verschiedenen Phänomene des Somnambulismus niedergesetzt, die nach mehrjährigen Beobachtungen einstimmig erklärten, daß nicht nur die innere Selbstschau der Somnambulen, sondern auch ihr Vorhersehen des Krankheitsverlaufes als Thatsachen feststehen.[3]) Der Arzt Delpit berichtet von einer Epileptischen, welche während eines Anfalls ihre Genesung auf die Minute vorhersagte.[4]) In Bertrand's „Traité somnambulisme" sind mehr als sechzig konvulsivische Anfälle gefährlicher Art erwähnt, welche von den Somnambulen vorhergesehen wurden und deren Eintritt und Dauer auf die Minute bestimmt war. Der gleiche Arzt berichtet von einer Somnambulen, welche ein Delirium von dreiundvierzig Stunden vierzehn Tagen vorher angekündigt hatte, wovon sie in der Zwischenzeit nichts wußte.[5]) Dr. Bandsen's Somnambule gab genau die Zeit an, wann sie von einem Wurm befreit sein würde, und sogar die genaue Länge desselben.[6]) Auch das Vorhersehen des Todes kommt bei Somnambulen vor, ohne daß sie in der Zwischenzeit des wachen Bewußtseins eine Erinnerung daran hätten. Sauvages behandelte vier Personen, welche Tag und Stunde ihres Todes richtig vorhersagten, und einen sechzigjährigen Mann, der seinen Tod einen Monat vorhersagte und an einem Frostfieber starb.[7])

Das Organ des Traumes bleibt immer die Bilder schaffende Phantasie, wenn auch zugegeben werden muß, daß es nicht die Phantasie ist, die wir im Wachen besitzen und welche darin nicht annähernd die Fähigkeiten besitzt, wie im Traume. Demnach werden auch solche Vorhersagungen nicht als abstraktes Wissen ins Bewußtsein treten, sondern als Bild, obwohl die oft ungemein genauen Zeitangaben dem zu widersprechen scheinen. Eine Somnambule, welche den Zeitpunkt eines starken Krampfanfalles vorhersagte, fügte die Worte bei: „Ich sehe mich jetzt zum Bett hinlaufen."[8]) Nicht bloß das Innere des Körpers, sondern auch die Ereignisse der Zukunft schaut sie in Bildern. „Was ich von mir spreche, das ist ganz, als sehe ich es; . . . und so sehe ich meine verschiedenen Lagen in diesem Tage ganz klar wie ein Bild. Es ist gerade so, als hingen Gemälde vor mir, in denen meine Lagen abgebildet wären, und so kann ich sie zum Voraus beschreiben.[9])

[1]) Kieser's Archiv II. 1. 86. [2]) Fr. Fischer: Der Somnambulismus. III. 271. [3]) Dupotet: Traité complet de magnétisme animal. Paris, Baillière, 1879. 8. 154. 157. [4]) Bibl. méd. LVI. 308. [5]) Dupotet. 440. [6]) Kieser's Archiv XI. 1. 161. [7]) Sauvages: Nosologie II. 738. [8]) Kerner: Geschichte zweier Somnambulen. Karlsruhe, 1824. S. 100. [9]) Ebendort 67.

Wie also im gewöhnlichen Traum Gedanken nicht abstrakt bleiben, sondern sofort zur Vorstellung der Dinge werden, so auch bei den Somnambulen. Ein weiterer Beweis dafür, daß zwischen Traum und Somnambulismus lediglich Grundunterschiede bestehen, liegt darin, daß in beiden die Formen der Bilder häufig übereinstimmen; oft sind dieselben allegorisch und oft findet gleichsam eine dramatische Spaltung des Individuums statt, indem wir Gedanken, die uns im Traume erweckt werden, einer anderen Person in den Mund legen, die zu uns spricht — so treiben wir im Traume gleichsam Bauchrednerei — und alle Traumvorstellungen, die doch in unserem eigenen Innern ihren Sitz haben, uns immer von außen aufgenöthigt werden. Durch die ganze Krankengeschichte der Witwe Peterson zieht sich die allegorische Bilderform. Sie sieht verschiedene Situationen voraus, denen sie in ihrer Krankheit entgegengeht; aber dieses Wissen ist bildlich und allegorisch, d. h. sie ist von einer Taube begleitet, die entweder durch ihr Verhalten die Zukunft anzeigt oder geradezu zu ihr spricht, oder einen Brief im Schnabel hält.[1]) In dieser dramatischen Selbstbesinnung treten bei den Somnambulen auch oft ihre Führer oder Schutzgeister auf, welches zu vielfachem Aberglauben Anlaß gegeben hat.

Wenn die Somnambulen die künftige Entwickelung der Krankheit in Bildern vorhersehen und dabei häufig den Antheil bestimmen, den die magnetische Behandlung an der Besserung ihres Zustandes hat, so sind sie andererseits häufig befähigt, diesen Antheil wieder in Abzug zu bringen, und sehen dann in Bildern, was sich ereignet hätte ohne die magnetische Behandlung. So erklärt eine Kranke, daß ohne den Magnetismus durch Bersten eines größeren Gefäßes bei einer heftigen Kongestion ein Schlagfluß eingetreten wäre, der binnen einem Jahre ihrem Leben ein Ende gemacht hätte.[2]) Eine andere sieht, daß sie nach achtzehn Monaten gestorben wäre, indem ohne die magnetische Behandlung fünf unheilbare Geschwüre entstanden wären.[3]) Es ist klar, daß der Wahrheitsgehalt solcher Aussagen nicht kontrollirt werden kann, daher nur von nebensächlichem Werthe ist. Aber nicht nur die Wirkungen, sondern auch die Ursachen ihrer Krankheiten erkennen die Somnambulen in verschiedenem Grade von Klarheit. Oft entsteht ihnen nur das instinktive Gefühl der Ursache, oft sehen sie in dem Organismus fremdes Reizobjekt in ihrem Innern. So die Somnambule Kerner's, die ein vor Jahren durch Unvorsichtigkeit verschlucktes Stück Perlmutter in ihren Magen eingewachsen sah, das sieben Sprünge zeigte; in der That kamen dieselben gelegentlich einer Entleerung zum Vorschein.[4]) Oft finden die Somnambulen die Veranlassung ihrer Krankheit weit in die Vergangenheit zurückgreifend. So jene, welche ihr jahrelanges Kopfleiden auf einen Schrecken zurückführte, den sie vor fünfzehn Jahren erfahren, als ihr Bruder in einen verdeckten Brunnen einbrach.[5])

Wer nun aber hieraus dennoch auf ein abstraktes Wissen der Somnambulen schließen und behaupten möchte, daß sie vermöge ihrer

---

[1]) Kieser's Archiv XI. 2. 82. XI. 3. 67. [2]) Kieser's Archiv XI. 1. 22. [3]) Puységur: recherches etc. 171. [4]) Kerner: Geschichte zweier Somnambulen 94. [5]) Kieser's Archiv VII. 1. 100.

gesteigerten Empfindungsfähigkeit von ihrem jeweiligen Zustande aus auf die vergangene Ursache und künftige Wirkung logisch zu schließen vermögen, der würde seinen Zweck, hierdurch ein eigentliches Hellsehen der Somnambulen zu einer entbehrlichen Hypothese zu machen, doch nicht erreichen; denn die Vorhersagungen der Somnambulen erstrecken sich häufig auf Ereignisse, die, wenn sie auch in ihrer eigenen Lebenslinie liegen, doch in ihrem Organismus gar nicht vorbereitet sind, sondern durch äußerliche Zufälle herbeigeführt werden. Meißner's Somnambule träumte, sie schwanke auf Wellen und kämpfe mit größter Anstrengung gegen das Ertrinken; am Tage darauf fiel sie im Bade in Ohnmacht und da sie allein war, kam sie in Gefahr zu ertrinken.[1]) Eine andere sah im Traum einen Mann zu ihr treten mit den Worten: „So lange ist sie krank?" und dann magnetische Striche vom Kopf zu den Füßen über sie machen. Drei Tage später wurde sie ins Pfarrhaus gerufen, wo sich dieses zweite Gesicht erfüllte.[2]) Eine Somnambule, Hortense, hatte im Traum vorausgesagt, daß sie zu einer bestimmten Stunde einen Fall thun würde. Zur gegebenen Zeit waren, um sie davor zu behüten, ihr Mann und der Arzt gegenwärtig, und ihr Mann nahm sie unter den Arm, als sie das Zimmer verlassen mußte. Aber plötzlich sprang eine Ratte an ihr vorbei und sie sank mit einem Aufschrei zu Boden.[3]) Etwas ähnliches berichtet Medizinalrath Klein von der Somnambule Auguste Müller. Am 14. Januar 1817 eröffnete sie ihrem Magnetiseur, sie würde am 12. Februar nachmittags 3—4 Uhr eine Nadel verschlucken, wenn man sie nicht davor bewahre. Man ließ sie daher an diesem Tage nicht aus den Augen und entfernte alle Nadeln. Es geschah gleichwohl, daß sie aufstand und, den Beobachtern den Rücken zukehrend, ihre goldene Vorsteknadel in den Mund führte, die ihren Fingern entschlüpfte und zwar durch Husten wieder ausgeworfen wurde, aber einen kleinen Riß im Zäpfen zurückließ.[4]) Derartige Fälle, die noch beliebig vermehrt werden könnten, beweisen zur Genüge, daß die Aussage der Somnambulen auf eigentlichem Hellsehen beruhen, und nichts zu thun haben mit logischen Verstandesoperationen. Es scheint gleichwohl, daß bei vielen dieses Hellsehen auf die Entwickelung der Krankheit beschränkt bleibt, und Ereignisse, die der Zufall herbeiträgt, nicht umfaßt. Dies war z. B. der Fall bei jenem von den Aerzten der pariser Akademie beobachteten Somnambulen, der eine Reihe seiner epileptischen Anfälle vorhersagte, wovon aber nur die ersteren sich erfüllten, indem der letzte durch das zufällige Zwischenereigniß verhindert wurde, daß der Somnambule beim Versuche, ein durchgehendes Pferd aufzuhalten, erschlagen wurde.[5])

Es ist ein Wink, den uns die Natur selbst ertheilt, daß die spontanen Aeußerungen der Somnambulen fast immer nur auf ihre Krankheit bezug haben. Der Arzt soll sich daher begnügen, ihnen nur das zum Bewußtsein zu bringen was ihnen gleichsam schon auf der Zunge

---

[1]) Kieser's Archiv XI. 2. 101. [2]) Werner: Die Schutzgeister. Stuttgart, 1839. S. 316. [3]) Charpignon: Physiologie, médecine et metaphysique du magnétisme. Paris 1848. 8. 344. [4]) Meier und Klein: Geschichte der hellsehenden Auguste Müller. Stuttgart, 1818. S. 96. [5]) Dupotet 144.

liegt, so, wie Sokrates seinen Schülern gegenüber sich als bloße Hebamme ihres Geistes verhielt. Wer Antworten anderer Art erzwingen will, wird die Erfahrung machen, daß seine eigenen Gedanken in die Somnambulen übergehen, und wird, ohne es zu wissen, im Grunde nur eine Art von Bauchrednerei treiben, oder er wird in ihnen ein reflektives Ingrediens erwecken, das ihrem Zustande fremd und jedenfalls die gewünschten Aufschlüsse zu finden ganz ungeeignet ist. Solche Versuche können sogar bis zur geistigen Desorganisation der Somnambulen führen.

Wenn nun aber dieser hellsehende Blick in der Regel auf die innere Leibessphäre und die Entwickelungslinie der Krankheit beschränkt bleibt und die Aeußerungen der Somnambulen in dem Maße an Zuverlässigkeit verlieren, als sie diese Sphäre überschreiten, so hat man doch von jeher und schon im Alterthume immer wieder Versuche gemacht, aus den Somnambulen Wahrsager zu machen, oder gar über metaphysische Fragen von ihnen Aufklärung zu erhalten, die aber als ganz werthlos angesehen werden müssen, weil sie eben nicht dem natürlichen Instinkt entspringen, sondern der Reflexion, daher nur mit Phantastik vermischte Darstellungen der religiösen Vorstellungen enthalten, worin sie aufgewachsen sind.

Daß die innere Selbstschau der Somnambulen und ihr Hellsehen in der Linie der Krankheitsentwickelung in der That nur ein natürlicher Instinkt ist, den die magnetische Behandlung nicht erzeugt, sondern nur weckt und entfaltet, das zeigt sich am besten darin, daß diese Fähigkeit nicht nur im künstlichen Somnambulismus auftritt, sondern oft noch reiner im natürlichen, der sich im Verlauf der Krankheiten oft von selbst einstellt. Einen solchen Fall erzählt ein Florentiner Arzt, Antonius Bonovenius: Ein junger Florentiner, namens Gasparo, durch einen Pfeil verwundet, wollte diesen aus der Brust ziehen, behielt aber das Holz in Händen, während die Eisenspitze zurückblieb.

Bald darauf fing er zu prophezeien an, nannte die Personen, die ihn zu besuchen kamen, lange vor ihrem Eintreffen, bestimmte die Stunde seiner Wiederherstellung, sagte aber, daß er später nach Rom reisen und dort seinen Tod finden würde. Bonovenius versichert, daß zur angegebenen Stunde die Pfeilspitze herauskam, damit aber auch die prophetische Gabe aufhörte, daß ferner Gasparo in der That später in Rom starb.[1])

Im Wachen funktioniren also unsere gesunden Organe unwahrnehmbar für unser Bewußtsein und nur die krankhaft erregten Organe empfinden wir. Im gewöhnlichen Traume ist diese innere Empfindung gesteigert, besonders gegenüber den kranken Organen, und die Erregungsursache stellt sich in symbolischen Bildern dar. Im Somnambulismus endlich gehört die innere Selbstschau zu den konstantesten Erscheinungen, lenkt sich aber ebenfalls vorzüglich auf die kranken Organe, oft ohne alle Symbolisirung. Aber wie der gewöhnliche Traum die inneren Empfindungen oft dramatisirt und eine Spaltung

[1]) Colquhoun: Die geheimen Wissenschaften aller Zeiten und Völker. Deutsch von Hartmann. Weimar, Voigt, 1853. S. 233.

des träumenden Subjekts eintritt, so auch bei den Somnambulen, indem das Resultat der inneren Selbstschau ihnen von dem erscheinenden Schutzgeiste oder dem eines Verstorbenen, mit dem sich ihr Gemüth viel beschäftigt, mitgetheilt wird. Auch der Prozeß, durch welchen die gestörten organischen Kräfte ihr Gleichgewicht wiederherzustellen suchen, nimmt oft die dramatische und symbolische Form eines Kampfes zwischen einem guten und einem bösen Genius an. Es geht nicht an, auf diese Form Gewicht zu legen und daraus auf die wirkliche Existenz solcher Genien zu schließen, die nicht mehr Realität haben, als die Personen, in die sich im gewöhnlichen Traume unser Ich dramatisch spaltet; es geht aber ebensowenig an, wegen dieser bloßen Form, die dem Skepticismus anstößig ist, das Kind mit dem Bade auszuschütten und die Fähigkeit der Somnambulen zur inneren Selbstschau zu leugnen. Dieser Fehler, den Accent auf die Form zu legen und das Wesen der Sache für untrennbar von dieser Form zu halten, ist in der Geschichte des Somnambulismus sehr verderblich geworden, indem bei den alten Griechen in der dramatischen Spaltung der somnambulen Schläfer Apollo und Aeskulap auftraten und das darauffolgende Christenthum, indem es diese Götter absetzte, die ganze Institution des Tempelschlafes preisgeben zu müssen glaubte.

Es dürfte gerathen sein, hier anzuhalten, um den bisher betrachteten Thatsachen des Somnambulismus den Versuch einer erklärenden Theorie folgen zu lassen; denn da wir im Nachfolgenden noch viel merkwürdigeren Dingen begegnen werden, so könnte dem skeptischen Leser leicht die Geduld mangeln, sich durch eine Reihe von Erscheinungen hindurchzulesen, die er a priori für unmöglich hält, wenn ihm nicht schon vorher der Beurtheilungsmaßstab in die Hände gegeben und die Möglichkeit solcher Erscheinungen ihm klar gemacht wird.

Wir sehen, daß die menschliche Seele beim innern Erwachen im Somnambulismus sich erkennend und wollend verhält, wie im Wachen, sind aber gemäß unserer Normalerfahrung geneigt, im Erkennen und Wollen Funktionen zu sehen, die nur im Wachen eintreten und an gewisse Veränderungen der Sinnesnerven und ihres Centralherdes, Gehirn, gebunden sind. Da nun im tiefen Schlafe thatsächlich keine Beziehungen dieses cerebralen Nervensystems zur Außenwelt stattfinden und das Bewußtsein schwindet, gleichwohl aber ein inneres Erwachen eintritt und die Seele des Schlafenden Einwirkungen erfährt, zunächst aus der Sphäre seines innern Organismus, oft aber auch von jenseit der Grenze desselben, so folgt daraus unmittelbar, daß eben das cerebrale Nervensystem nicht das einzige Verbindungsmittel der Seele mit der Außenwelt ist, sondern daß wir noch auf einem andern gleichsam unterirdischen Wege mit der Natur im Zusammenhange stehen. Wenn wir nun nicht sofort zur leibfreien Psyche der Spiritualisten greifen, sondern auch für diese unterirdische Verbindung nach einem materiellen vermittelnden Organe suchen wollen, so verweist uns die physiologische Kenntniß des menschlichen Organismus an das sogenannte sympathische Nervensystem — wegen seines Reichthums an Nervenzellen auch Gangliensystem genannt — ein noch sehr geheimnißvolles Gebilde, wovon die Physiologen nicht viel mehr wissen, als daß

es dem vegetativen Lebensprozeß des Organismus vorsteht. Wie das cerebrale Nervensystem im Gehirn seinen Centralherd besitzt, so das Gangliensystem im sogenannten Sonnegeflechte. Es ist dies eine Ansammlung größerer und kleinerer, miteinander verbundener Nervenknoten in der Brusthöhle, in der Gegend der Herzgrube, hinter dem Magen. Die Funktionen dieser beiden Nervensysteme, Gehirn und Ganglien, gehen unabhängig voneinander vor sich; Herzschlag, Verdauung, Gallenabsonderung ꝛc. sind unserem bewußten Willen nicht unterworfen und nehmen auch im Schlafe ihren Fortgang. Aeußerlich für das Auge des Anatomen drückt sich diese gegenseitige Unabhängigkeit der beiden Nervensysteme darin aus, daß sie voneinander fast vollständig isolirt sind.

Dieser sichtbare Gegensatz zwischen Gehirn- und Gangliensystem muß nothwendigerweise irgendwie im innern Wesen des Menschen begründet sein und zwar erfordert die Thatsache des innern Erwachens im Schlafe, daß auch diesem sympathischen Nervensystem nicht nur Empfindungsfähigkeit, sondern auch Bewußtseinsfähigkeit zukommt. Eine solche Annahme ist durchaus nicht willkürlich. Nach den Experimenten, welche schon verschiedene Forscher mit enthaupteten Fröschen angestellt haben, und nach den Versuchen Pflüger's über die sensoriellen Funktionen des Rückenmarks, unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß wir einer jeden Nervenzelle Bewußtseinsfähigkeit zusprechen müssen, und umsoweniger werden wir uns davon abhalten lassen, als ja in neuerer Zeit sogar Physik und Chemie, durch die Thatsachen der Natur selbst getrieben, sich genöthigt sehen, den Begriff der todten Materie über Bord zu werfen und den Atomen selbst Empfindungsfähigkeit, also die Grundanlage des Bewußtseins zuzusprechen.

Wenn nun aber die materiellen Veränderungen im sympathischen Nervensystem von einem Ganglienbewußtsein begleitet sind, so ist dasselbe doch unabhängig von unserm Hirnbewußtsein. Die Physiologie hat den Begriff der „psycho-physischen Schwelle" eingeführt zur Bezeichnung der Grenzlinie zwischen jenen materiellen Veränderungen im Organismus, die von uns empfunden werden und ins Bewußtsein gelangen, und jenen Veränderungen, welche ohne begleitendes Bewußtsein vor sich gehen. Ob das erstere oder letztere geschieht, hängt von der Reizstärke dieser Vorgänge auf das cerebrale Nervensystem ab. Diese psychophysische Schwelle begrenzt aber lediglich die Sphäre des Hirnbewußtseins, und solche Reize, welche unterhalb dieser Schwelle bleiben, können gleichwohl von einem Ganglienbewußtsein begleitet sein. Daß dieses in der That der Fall ist, beweist der Schlaf, insbesondere der somnambule Schlaf. Das innere Erwachen besagt nichts anderes, als daß Vorgänge im Organismus, die im Wachen unbewußt bleiben, nun wahrgenommen werden. Diese Thatsache aber läßt sich durch zweierlei Hypothesen erklären: entweder hat dieses innere Erwachen mit dem Gehirnnervensystem gar nichts zu thun, dann muß das sympathische Nervensystem als Träger des Bewußtseins im Schlafe angesehen werden; oder das sympathische Nervensystem vermittelt nur das Schlafbewußtsein, indem es die empfangenen Reize bis zum Gehirn fortleitet, dann muß nothwendigerweise wenigstens die psychophysische Schwelle im Schlafe verschoben sein und zwar umsomehr, je

tiefer der Schlaf ist. Zwischen diesen beiden Hypothesen haben wir jedoch nicht zu wählen, sondern die Erscheinungen des Somnambulismus scheinen dafür zu sprechen, daß beide Vorgänge stattfinden und daß im Schlafe die Isolation des cerebralen Nervensystems vom Gangliensystem theilweise aufgehoben wird.

Wenn der Mensch das Wort Ich ausspricht, so faßt er damit alle Empfindungen zusammen, welche diesseit der psychophysischen Empfindungsschwelle liegen; indem er dieselben auf einen einheitlichen Träger bezieht, beruht auf ihnen sein persönliches Bewußtsein. Reize unterhalb der Empfindungsschwelle bleiben unbewußt. Daß solche Reize stattfinden, wissen wir bestimmt, und das allein schon nöthigt uns, zwischen unserer Person und unserem Subjekt, zwischen Bewußtsein und Seele insofern zu unterscheiden, als Subjekt und Seele hinausragen über die Grenze unseres persönlichen Bewußtseins. Der Faden, der die Einzelempfindungen zusammenfaßt und dadurch ein persönliches Bewußtsein möglich macht, ist die Erinnerung; ohne Erinnerung gäbe es keine Identität der Person. Wenn nun aber bewiesen werden könnte — und der Somnambulismus beweist es bis zur Evidenz —, daß auch die unbewußten Nervenreize von einem einheitlichen Träger zusammengehalten werden und miteinander durch den Faden der Erinnerung verknüpft sind, so wäre das dieselben begleitende Bewußtsein ebenfalls ein persönliches Bewußtsein, aber diese Person wäre eine andere, als die des cerebralen Bewußtseins, das sich aus den oberhalb der Empfindungsschwelle liegenden Nervenreizen zusammensetzt. Unser Subjekt, unsere Seele, zerfällt demnach in zwei Personen, die allerdings nicht an sich verschieden, sondern nur dadurch getrennt sind, daß sie sich gegenseitig unbewußt sind. Würde die Erinnerung, welche die Empfindungsreihen jeder einzelnen Person verknüpft, auch die der beiden Personen verknüpfen; gäbe es keine Empfindungsschwelle, welche die eine Person von der andern abgrenzt, so würden die beiden Personen in eine zusammenfließen, welche identisch wäre mit dem die beiden Wesenshälften umfassenden Subjekt; Bewußtsein und Seele würden alsdann zusammenfallen. Dies ist aber nicht der Fall. Aus dem somnambulen Schlafe erwachen wir erinnerungslos; es fehlt die Verbindungsbrücke, über welche die beiden Personen verkehren könnten.

Medizinalrath Klein sagt von seiner Somnambule, Auguste Müller in Karlsruhe, daß wenn sie über ihren eigenen Zustand oder den anderer Kranken nachdachte, jedesmal die Respiration aufhörte. Sie glich dann einem Marmorbilde, alle Farbe wich aus ihrem Gesichte und kein Lebenszeichen ließ sich bemerken als schwache Pulsschläge an den Händen.[1]) Hier zeigt sich also recht deutlich das Zurücksinken der Tagesseele als Kehrseite des inneren Erwachens. Die übereinstimmenden Aussagen der Somnambulen weisen aber auf das Gangliensystem hin als den materiellen Träger des inneren Sinnes. Sie sprechen oft von dem Magen als dem Sitze ihres Vorstellens, daher manche Berichterstatter von einem „Sehen mit dem Magen" sprechen. Aber von einem Sehen im physiologischen Sinne läßt sich hier überhaupt

[1]) Meier und Klein: Geschichte der hellsehenden Auguste Müller. Stuttgart, 1818.

nicht reden, wohl aber findet beim innern Erwachen ein Vorstellen statt, das entweder wirklich die Form eines anschaulichen Bildes hat, oder zu dessen Beschreibung sich die Somnambulen wenigstens der Ausdrucksweise des sinnlichen Bewußtseins bedienen. Kerner's Kranke sagte, daß sie alle Theile ihres Körpers sehe, nur nicht den Magen (gleichsam als dem Sehfocus zu nahe gelegen); vor allem hell sehe sie das Mark und das Blut, wie durch ein auf der Herzgrube liegendes Glas, das bald hell, bald dunkel würde.[1]) Eine andere Somnambule, befragt, welche Theile sie sehe, antwortete: „Alle, welche ich will, mit Ausnahme des Magens und desjenigen Theiles der Stirn über der Nase, mit welchem der vom Magen ausgehende Anschauungsstrahl in Verbindung steht[2]). Gleichwohl wird häufig auch der Magen zum Objekt des inneren Sinnes, bei der Seherin von Prevorst sogar das Sonnegeflecht; sie beschreibt es als eine Sonne, die sich langsam bewege, ihre Nerven sieht sie leuchtend und beschreibt von mehreren derselben den Lauf anatomisch ganz richtig.[3])

Die im Somnambulismus eintretende Ablösung unserer sinnlichen Person durch die transcendentale Person erklärt auch sehr gut, daß der Krankheitszustand nicht bloß seiner Qualität nach, sondern auch als Thatsache, als Schicksalsfügung eine durchaus verschiedene Auffassung erfährt. Während das transcendentale Bewußtsein mit größter Sicherheit die Genesung erwartet, will im Wachen die Verzweiflung an derselben nicht weichen. Eine Kranke, die wachend immer sehr betrübt war und vom Sterben sprach, wurde im magnetischen Schlafe ganz munter und verlachte alsdann die Furcht, wovon sie im Wachen beängstigt wurde.[4]) Eine andere hielt sich im Wachen für verloren, war aber voller Hoffnung im Schlafe.[5]) Die Somnambulen bestehen aber auch auf energischer Bekämpfung des Uebels durch den Arzt und fühlen das Zagen nicht, womit sie wachend seinen Maßregeln entgegensehen; sie warnen ihn vor einem gelinden Verfahren.[6]) Nur auf vollständiger Ablösung des sinnlichen Bewußtseins durch das transcendentale, auf dem Dualismus von zwei Personen eines Subjekts kann es beruhen, wenn eine Somnambule von ihrem im fünfundzwanzigsten Lebensjahre ihr bevorstehenden Tode in demselben vergnügten Tone spricht, wie von anderen Dingen.[7])

Nicht immer ist diese Ablösung eine vollständige; oft erhält sich im Somnambulismus ein Gegensatz zwischen dem sinnlichen und dem magnetischen Ich, der sich alsdann in der dramatischen Form wiederspiegelt, welche die innere Selbstschau annimmt. Eine französische Idiosomnambule, d. h. bei welcher der Somnambulismus von selbst, ohne magnetische Behandlung eingetreten war, erzürnte sich über die heftigen Magenschmerzen, die sie litt, wie über eine fremde sich aufdrängende Person, und bat dieselbe fortwährend, zu schweigen und sich zu entfernen.[8]) Deutlicher noch war es der Fall bei der bereits erwähnten Witwe Petersen, bei welcher eine symbolische Taube die

[1]) Kerner: Geschichte zweier Somnambulen. 75. [2]) Kieser's Archiv IX. 2. 171. Kerner: Die Seherin von Prevorst. 82. Stuttgart 1877. [3]) Kieser's Archiv II. 1. 101. [4]) Reichel: Entwickelungsgesetz des magnetischen Lebens. 107. Leipzig 1829.) Aubin Gauthier: histoire du somnambulisme. II. 359. [6]) Kieser's Archiv II. 1. 174. [7]) Archiv VI. 2. 38. [8]) Archiv II. 2. 159.

innere Selbstschau dramatisirte. Ihre Aeußerungen, die wie sinnlose Phantasmen klingen, gewinnen Licht, wenn sie als Darstellung jener Spannung zwischen dem magnetischen und antimagnetischen Ich angesehen werden. Die innere Selbstschau hat noch keine klare Anschauung erlangt, wenn sie sagt: „Da kommt die Taube mit einem versiegelten Briefe, den sie öffnen will." Dann macht sich die Neugierde des sinnlichen Bewußtseins geltend, wenn sie fortfährt: „Ei, da sehe ich eine zweite kleinere Taube, welche mit dem Schnabel auf das Siegel pickt." Das magnetische Ich wiederum drängt sich vor in den Worten: „Weiche zurück, sagt die größere, das darf noch nicht sein; ich sehe für die Kranke, Du hast die Kraft dazu nicht. Ist das nicht demüthigend für die kleinere Taube, die es doch so gut mit mir meint, als die große? Aber die alte bleibt unerschütterlich; sie ist eben eine gründliche Denkerin und dabei standhaft. Jetzt hat die Taube drei Briefe, einen im Schnabel und einen unter jedem Flügel . . . , in acht Tagen erfahre ich den Inhalt des einen, später den des zweiten. Der dritte wird mir erst in der Neujahrsnacht geöffnet."[1]) So fand also die innere Selbstschau erst später statt, die hier wegen mangelhaften Emportauchens des transcendentalen Bewußtseins noch nicht gelang.

Die innere Selbstschau ist nur denkbar auf Grundlage eines veränderten Verhältnisses unseres normalen Bewußtseins zum Organismus durch Verschiebung der Empfindungsschwelle. Da wir hierdurch Kenntnisse unseres Inneren erworben, die uns im Wachen fehlen, weil die Nervenreize, welche die Orientirung über das Innere liefern, unter der Empfindungsschwelle bleiben, so geht daraus hervor, daß unser sinnliches Bewußtsein nicht den Empfindungsinhalt unseres ganzen Subjekts umfaßt, d. h. daß das Normalbewußtsein seinen Gegenstand, die Seele, nicht erschöpft.

Eine Seelenlehre, die sich beschränkt auf die Analyse unseres bewußten Vorstellens und Denkens ist demnach eine Halbheit und es wird ihr niemals die Lösung des Menschenräthsels gelingen. Wir müssen also diejenigen Zustände des Menschen studiren, bei welchen sich die Sphäre des Bewußtseins erweitert. Das geschieht im gewöhnlichen Schlafe und im Somnambulismus, zunächst in Bezug auf das Innere des Leibes, und zwar besonders auf die kranken Theile desselben, wie ja schon im Wachen zwar die gesunden Organe nicht gefühlt, wohl aber die erkrankten sofort Objekt des Bewußtseins werden. Indem aber bei der inneren Selbstschau der lebendig thätige Organismus beobachtet wird, und der Prozeß, in welchem die Naturheilkraft das gestörte Gleichgewicht der organischen Kräfte wiederherzustellen sucht, sich in symbolischen Bildern und oft in dramatischer Form darstellt, verspricht das Studium des Somnambulismus sehr werthvolle Aufschlüsse über den Menschen.

(Schluß folgt.)

[1]) Archiv XI. 3. 67.

Um ihr Kind.

Novelle von **Hans von Spielberg.**

I.

„Beunruhigen Sie sich nicht, Herr Hauptmann, ich stehe für alles“, hatte der Hausarzt gesagt und gemächlich den letzten Schluck Burgunder geschlürft, „beunruhigen Sie sich nicht und bleiben Sie ruhig hier sitzen! Ihre Frau Schwiegermama wird mir Recht geben, nicht wahr, gnädige Frau?“ Und die Schwiegermama neigte zustimmend das majestätische Haupt und rauschte hinaus, gefolgt von dem kleinen Manne mit der großen goldenen Brille auf den scharf blickenden Augen.

Da saß er nun allein und lauschte auf jeden Ton, der aus dem Hinterzimmer an sein Ohr drang. „Beunruhigen Sie sich nicht!“ Mein Gott, wie leicht das gesagt war — welche Phrase in dieser Stunde! Und ruhig hier sitzen bleiben, während drinnen die Geliebte leidet?! Kaum möglich — mindestens eine schreckliche Tortur.

Horch, was war das? Ein Aufschrei! Fernau sprang auf und legte das Ohr an die Thüre. Wieder alles still — still wie das Grab. Da — wieder ein Schrei — ein tiefes, schmerzliches Stöhnen. „Armes, süßes Weib, daß ich nicht bei Dir bin in dieser Stunde — Dir nicht wenigstens in die Augen schauen und mit einem Druck der Hand Dir Trost einflößen darf!“

Er warf sich auf den Sessel und drückte die heiße Stirn auf die Marmorplatte des Tisches. Die Schwiegermama schob leise den Kopf durch die Thüre. „Es geht alles vortrefflich“, flüsterte sie. „Nur ruhig, lieber Sohn, ruhig.“ Dann war er wieder allein.

Ihr Bild stand vor ihm. Er nahm es in die Hand und betrachtete es zärtlich. Ja, das ist sie, so ähnlich und treu, wie sie lieb und gut und schön ist! Es war ein kleines Pastellbild — sie hatte sich für ihn malen lassen in dem Kleide, in dem er sie vor zwei Jahren kennen gelernt, mit den lang herabhängenden Mädchenzöpfen und dem kleinen Feldblumenstrauß, den er ihr an jenem Tage überreicht, an dem er ihr zuerst auf der Partie nach dem Niederwald vorgestellt wurde. Das waren ihre lieben träumerischen Augen, die er so oft geküßt, das war der jungfräulich herbe Zug um den zarten Mund, das ganze feingeschwungene Oval des Gesichtchens. Er faltete seine Hände wie zum Gebet und seine Lippen flüsterten leise.

Wieder ein unterdrückter Aufschrei — Gott, hat denn die Qual kein Ende. Warum muß die süßeste Liebespflicht des Weibes mit solchen Schmerzen gepaart sein! Wie sie drinnen flüstern! Ob der Arzt auch wirklich die Wahrheit gesagt hat?

Da — da — noch ein heftiger Schmerzenslaut, dann ein krampfhaftes Stöhnen und wahrhaftig, ist's möglich, ist's wirklich wahr — ein leises Wimmern, wie von süßem Kindesmund! Er fällt auf die Kniee und bedeckt das Bild der Geliebten mit heißen, inbrünstigen Küssen und schwere Thränen rinnen über seine gebräunten Wangen.

Leise thut sich die Thüre auf und eine Hand legt sich auf seine Schulter. „Es ist vorüber, bester Karl — ich wünsche Dir Glück zu Deinem Erstgeborenen!"

„Ist's ein Sohn, Mutter?"

„Ein Prachtjunge — ganz der Vater! Gieb mir einen Kuß! Willst Du denn der Großmutter nicht gratuliren?"

„Kann ich zu ihr herein?"

„Noch nicht — nur noch zehn Minuten Geduld!"

Zehn Minuten — eine Ewigkeit. Endlich tritt der Arzt heraus und winkt.

Er folgt ihm bebend vor Erwartung und Freude; kaum die Fußspitzen wagt er auf die dicken Teppiche aufzusetzen. Das Zimmer ist verdunkelt, nur durch den einen Vorhang fällt ein schmaler Lichtstreif und spielt bis zu dem zurückgeschlagenen Himmel hinüber, unter dem sein Weib ruht. Da liegt sie, die Augen halb geschlossen, um den Mund noch einen schmerzerfüllten Zug, aber in den Augen ein seliges Lächeln.

„Margarete, Margarete!" ruft er mit unterdrücktem Jubelton und stürzt vor das Bett, das sein Liebstes trägt. „Ich danke Dir, Margarete" und er bedeckt ihre weißen, zarten Hände mit glühenden Küssen.

Sie neigt das Haupt und blickt schweigend auf ihn nieder, leicht nur biegt sie ihre Hand, seinen Druck zu erwidern.

„Und willst Du Deinen Sohn nicht sehen?" lächelte sie dann.

„Meinen Sohn, meinen Sohn!"

Und er wird ihm gebracht, das süße Ding in seinen weißen Hüllen und Decken, aus denen der kleine Kopf so sonderbar in die neue Welt hinausblickt. Kaum wagt er ihn auf die Arme zu nehmen — 's ist ihm gar zu merkwürdig um's Herz, daß das zierliche Wesen nun sein eigen Fleisch und Blut, sein Kind ist, und doch zieht's ihn wieder mit geheimnißvoller Kraft zu ihm hin und vorsichtig, ganz vorsichtig spitzt er die Lippen, dem Kleinen den ersten Kuß zu geben.

Der Neugeborene verzieht das Gesicht und fängt an zu wimmern, wie der Bart ihn berührt — erschrocken hebt der Vater das Haupt, er ist kreidebleich geworden. Der Arzt und die Schwiegermutter lachen leise und die Wartefrau nimmt ihm den Kleinen wieder ab und bettet ihn in den Korbwagen, der neben Margaretens Bett steht, so daß ihr Blick das Kind stets erreichen kann.

Sie lächelt glücklich. „Gieb mir noch einmal Deine Hand", flüstert sie matt. Er setzt sich zu ihr und küßt sie auf die bleichen Lippen. „Wirst Du mich nun auch noch ebenso lieb haben, wie bisher,

nun Du den Jungen da hast?" fragte sie leise und ihre Augen strahlen, der guten Antwort sicher, zu den seinen hinüber.

„Mein Weib — mein Alles!"

* * *

Karl Fernau war seit zwei Jahren verheiratet. Seine Haare färbten sich bereits verrätherisch grau, als der unverbesserliche Hagestolz, wie er im Regiment hieß, sein Herz schlagen fühlte. Auf einer Rheinfahrt war es gewesen, wo er sie kennen lernte. Sie reiste allein mit ihrem Vater und der weltgewandte Offizier hatte sich schnell mit dem alten Herrn befreundet und wahrhaft im Fluge seine Gunst erobert. Man hielt einige Tage zueinander, machte gemeinschaftliche Partien, scherzte und lachte und trennte sich dann wieder, nicht ohne daß der Fabrikbesitzer Kestner seinem heiteren, lebensfrischen Kameraden, wie er den Hauptmann lachend zu nennen liebte, weil auch er eine Offiziersstelle bei irgend einem Schützenverein bekleidete, das Versprechen abnahm, ihn bald, möglichst bald einmal in Worms, seiner Heimat, zu besuchen. Und Fernau hielt Wort; es zog ihn mit Allgewalt zu den braunen Augen hin, die so träumerisch in die Welt blickten und ein Meer von Glück und Liebe zu bergen schienen. Im Herbst, als die Blätter sich roth färbten und von allen Hügeln fröhlicher Winzergesang tönte, sprach er plötzlich in der alten sagenumwobenen Nibelungenstadt bei seinem Reisegefährten vor.

Er war überrascht — und kaum angenehm überrascht. Herr Kestner hatte ihm wohl den Eindruck eines gut situirten Mannes gemacht, aber sein Auftreten und seine schlichte Erscheinung ließ ihn nicht vermuthen, daß er in das Haus eines Fabrikherrn kommen würde, der Hunderte von Arbeitern beschäftigte und über Hunderttausende kommandirte. Der fürstliche Luxus, der Fernau in der Kestner'schen Villa empfing, blendete ihn nicht, aber er behagte ihm noch weniger und die aufrichtige herzliche Aufnahme, die er fand, konnte den leisen Mißton seines Herzens kaum verklingen machen. Er hatte sich das alles so ganz, ganz anders gedacht und seine Hoffnungen auf Fundamenten aufgebaut, die sich nun als trügerisch erwiesen. Gerade weil er Margarete mit der vollen Liebe seines Herzens auch ein Auskommen bieten konnte, daß für einen bescheidenen aber standesgemäßen Haushalt genügte, hatte er keinen Anstand genommen, aus der freundlichen Einladung des Vaters die Möglichkeit einer weiteren Annäherung herzuleiten, nun er die Verhältnisse kennen lernte, in denen sie aufgewachsen war, schreckte ihn der Gedanke ihrer möglichen Ansprüche an das Leben zurück — das reiche Mädchen erschien ihm nicht weniger liebenswerth, aber daß man ihm einst vorhalten, daß man nur denken könne, er habe sein Weib um schnöden Mammons willen geheiratet, trieb ihm die Röthe des Zornes und der Scham in die Stirn.

Es hatte der ganzen Natürlichkeit des jungen Mädchens bedurft, seine vielleicht sehr thörichten Gedanken zu zerstreuen. Was wußte sie von Reichthum? Konnte sie dafür, daß sie selbst im Glanz aufgewachsen, vom Glanz umgeben war? Ihr junges Herz dachte an alles andere eher, als an den äußeren Schein — in aufkeimender

Frische hatte es zum ersten Male sein eigenes Regen gefühlt und war in sich froh und glücklich darüber, ohne jeden klaren Gedanken an eine Zukunft, die ihr geheimnißvoll verschleiert, aber süßer Wonnen voll erschien. Sein männliches Wesen, ernst und frohsinnig zugleich, fesselte sie und sie wäre kein Mädchen gewesen, wenn die stattliche Erscheinung des Mannes, wenn sein feuriges und doch so gut und treu blickendes Auge sie nicht in Bann genommen hätte. Daß er nicht mehr ganz jung war, was thut das? Der jungen, geschniegelten Courmacher hatte sie bereits hinreichend kennen gelernt und sie war klug genug, um sich zu sagen, daß die wahre Jugend nicht nach den Jahren, sondern nach der Frische des Herzens und des Geistes rechnet.

Der Tag, der für Fernau's Abreise festgesetzt war, rückte immer näher und er hatte sich noch nicht erklärt, obwohl er fühlte, daß ihn Margarete gern habe, und aus der steten Freundlichkeit ihrer Eltern schließen konnte, daß er auch ihnen als Schwiegersohn willkommen sein würde. Das Herz war ihm schwer. Er sah die Stunden entschwinden, ohne zu einem Entschluß kommen zu können, und scheiden, scheiden von ihr, ohne Hoffnung und ohne Aussicht sie wiederzusehen, das dünkte ihm unmöglich.

Sie standen an der Brüstung des Rheingartens und schauten schweigend auf den blauen Strom. Er war gekommen, Abschied zu nehmen, der Diener hatte ihn nach dem Garten gewiesen, dort fand er Margarete allein.

„Ich wollte Lebewohl sagen, mein Urlaub geht zu Ende, ich reise morgen, gnädiges Fräulein!"

Sie schwieg.

„Und ich wollte vor allem Ihren Eltern und — Ihnen, Fräulein Margarete, herzlichst für die glücklichen Stunden, für alle Freundlichkeit und Güte danken!"

„Sie wollen uns wirklich verlassen?" Ihre Hand bebte leise und die Spitze des kleinen Sonnenschirms, den sie trug, bohrte sich tiefer in die Erde.

„Ob ich will? Ich muß — die Stunden der Freiheit sind gezählt! — Werden Sie meiner bisweilen freundlich gedenken, Fräulein Margarete?"

Sie blickte ihn offen an. „Wie Sie so fragen können, Herr Hauptmann? Gedenkt man guter Freunde nicht immer gern?!"

„Und Sie betrachten mich wirklich als einen guten Freund?"

„Als meinen besten!" Wie zur Bekräftigung streckte ihm Margarete die kleine Hand hin, er küßte die zarten Finger leise und hielt sie fest umspannt; sie zog die Hand nicht zurück, obwohl ihr das Blut in's Gesicht stieg.

„Ich hatte einen Traum, Fräulein Margarete, einen schönen, herrlichen Traum, wie — nun wie eben Träume sind. Ich träumte, ich hätte ein Veilchen am Wege gefunden und wie ich es aufnahm und an mein Herz lege, überkommt mich ein wunderbares Glück, ich fühle mich wieder jung und lebensfrisch und — alles im Traum, Fräulein Margarete — sah mich daheim nicht mehr allein und einsam, sondern ein angebetetes Wesen ist um mich, das mich liebt und das ich liebte! O, er war schön, der Traum!"

Seine Stimme versagte, er schwieg. Sie sah zu Boden. „Und ist der Traum damit zu Ende?“ fragte sie endlich leise.

„Nein, Fräulein Margarete, aber sein Schluß ist nicht mehr heiter und froh — er ist schmerzlich und hat mir weh, sehr weh gethan. Das liebe, bescheidene Veilchen verwandelte sich plötzlich in eine Rosenknospe und ich sah deutlich, daß es auf goldenem Boden gewachsen war und goldener Hülle bedurfte, um zu leben. Und weil ich der süßen Blume die kostbaren Gaben nicht bieten konnte, siechte sie dahin und — verschwand! Nur ein duftender Hauch der Erinnerung blieb zurück, ich war wieder allein und einsam, wie zuvor.“

Margarete sah ihn groß an. Sie verstand erst jetzt, was ihn in den letzten Tagen so ernst gestimmt, so zurückhaltend gemacht hatte. Einen Augenblick sann sie nach, dann erwiderte sie, zuerst zögernd, aber bald im Tone ernster Ueberzeugung: „Es war eben nur ein Traum. Was fragt eine bescheidene Blume, wie ein armes Veilchen, nach äußerem Schein, sie ist froh und glücklich, wenn sie gehegt und gepflegt — wenn sie geliebt wird!“

„Margarete!“

Und sie wehrte nicht, daß er sie an seine Brust zog und wieder und immer wieder in wonniger Lust ihre bebenden Lippen küßte und ihr leise Schmeichelworte der Liebe zuflüsterte. „Mein Veilchen, meine geliebte Margarete!“

Selige Brautzeit! Im Herzen das Glück der sonnigen Gegenwart — das höhere Glück der Zukunft vor Augen — was gleicht Dir?! Im Traum verrauschen die Tage, jeder einzelne voll neuer Freuden und neuer Liebe, jeder einzelne ein Gedicht, wie es allein die Poesie des Herzens singt! Glückliche Brautzeit, unberührt von der Bitterkeit des Lebens, ohne Zweifeln, ohne Sorgen, was gleicht Dir?

Ja, es war eine selige, eine glückliche Zeit und ihr fröhlicher Schimmer erfüllte das ganze Haus. Voll inniger Freude legten die Eltern die Hände ihrer Kinder ineinander und besonders der Vater hieß Fernau mit seiner ganzen biederen Herzlichkeit als Schwiegersohn willkommen. Frau Gertrud war zwar sichtlich nicht weniger erfreut, ihr schmeichelte es sogar ein wenig, den schönen, stolzen Offizier an der Seite der Tochter zu sehen, aber sie blieb zurückhaltender. Fast schien es dem glücklichen Bräutigam bisweilen, als läge ein Schatten auf ihrer Stirn, als halte sie gewaltsam eine Frage an ihn, ein Anliegen zurück, aber was konnte das sein? Jetzt schüttelte er alle Bedenken ebenso schnell und leicht ab, wie er sich früher mit ihnen fast zu ernst gequält hatte — ein Blick in Margaretens Augen und jede Sorge zerstob ja wie der Aprilschnee im Schein der Frühsonne!

Im Frühjahr sollte die Hochzeit sein. „Nur kein langes Hin- und Herziehen“, hatte der alte Herr gesagt, „ich habe selbst auf die Trude zwei Jahre warten müssen und weiß, wie das thut!“

Wie verging doch die Zeit. Drei Wochen war er zu Weihnachten auf Urlaub in Worms, dann kamen die Eltern mit Margarete nach seiner Garnisonstadt, um die zukünftige Wohnung zu inspiciren und einzurichten und dann war auch schon der März da — sie hatten kaum gemerkt, wie schnell der Winter diesmal zu Ende geeilt war.

Acht Tage vor der Hochzeit traf er wieder in Worms ein. Margarete

kam ihm lieblicher und fröhlicher als je entgegen und der erste Abend im Hause der Schwiegereltern schien ihm der glücklichste seines ganzen Lebens. Nur der Papa war etwas verdrießlich. „Aerger im Geschäft", meinte er wie entschuldigend. Als Fernau endlich Abschied nahm, griff auch er zu Hut und Stock. „Ich begleite Dich noch bis zum Hotel, Karl!"

Sie gingen zuerst stumm nebeneinander her. Fernau nahm endlich das Wort, ihm behagte dies eigenthümliche Stillschweigen des sonst so redseligen alten Herrn nicht. „Verzeih, Papa, hast Du wirklich nur Aerger im Geschäft gehabt — oder, es will mir fast so scheinen, hast Du mit mir irgend etwas zu besprechen?"

Der Alte schlug mit seinem Stock einige Quarten in die Luft. „Es ist so, mein Junge", sagte er endlich, „ich wollte es Dir daheim nicht sagen. Eine unangenehme Geschichte. Du mußt sie mir nicht übelnehmen!"

„Aber, Papa, wie kannst Du nur so etwas glauben?" Fernau war doch etwas erschrocken, faßte sich aber schnell. „Ich dächte, ich wäre alt genug, um auch einmal etwas Unangenehmes hören zu können — ich hoffe nur, es ist nichts allzu Ernstes."

„Wie Du's nehmen willst! Aber nur heraus mit der Sprache, es würgt mir schon den ganzen Tag die Kehle ab. Ich war also gestern bei dem Pfarrer, um wegen Eurer Hochzeit das Nöthige zu bestellen — er macht Schwierigkeiten!"

„Ja, Papa, das habe ich Dir aber schon als Ihr in Kassel waret gesagt, Du wolltest es mir durchaus nicht glauben, weil der Pfarrer ein so alter Freund Eures Hauses und, nun, ich kenne ihn ja selbst, ein so prächtiger Mensch ist. Du wirst es begreifen, ich kann und ich darf die Verpflichtung nicht abgeben."

Kestner legte die Hand in den Arm seines Schwiegersohnes. „Du kennst ja meine Ansichten, lieber Karl, ob Katholik, ob Protestant — ich denke, wir glauben alle an Einen Gott. Aber —"

„Nun aber —"

„Aber die Frauen, mein Junge, die Frauen! Ich habe offen gestanden mich noch gar nicht getraut, mit der Mama darüber zu reden, von Margarete ganz abgesehen, mit der die heikle Frage ja kaum zu erörtern ist."

„Für Margarete kann ich stehen, Papa! Ich weiß, ihre Liebe zu mir ist zu tief und zu groß, als daß sie auch nur einen Augenblick zögern sollte — o, da bin ich ganz unbesorgt."

Der alte Herr schüttelte bedenklich mit dem Kopfe. „Ich glaube, Karl, Du unterschätzest die Frauen, oder vielleicht auch: Du überschätzest sie! Ich sage Dir, wenn erst die Thatsache, daß der Pfarrer Euch nicht trauen will, an die ich übrigens bei seiner sonstigen Toleranz nie geglaubt hätte, an sie ernstlich herantritt, wird es harte und schwere Kämpfe kosten. Darum möchte ich Dich bitten, überlege Dir nochmals ernstlich, ob Du wirklich das Versprechen nicht geben willst."

„Des Ueberlegens bedarf es nicht: Ich will nicht und ich kann auch nicht. Du kennst ja den Inhalt der Kabinettsordre, nach der jeder Offizier evangelischen Glaubens, der sich bei Eingehung einer Ehe mit einer Katholikin verpflichtet, seine Kinder katholisch taufen und erziehen

zu lassen, aus dem Heere ausgestoßen werden soll. Und schließlich: Es erscheint mir diese Verpflichtung auch wahrhaftig unwürdig, nicht um der religiösen Folgen willen, sondern weil sie gegen die Ehre des Mannes verstößt."

Kestner seufzte leise. „Ich kann Dir nicht Unrecht geben, würde an Deiner Stelle wohl ebenso denken und handeln. Aber versetze Dich andererseits in die Seele eines Mädchens, die in unserer Religion erzogen und, wie bei solch' jungem Gemüth ja natürlich, auch ganz in ihr aufgegangen ist, sich nun plötzlich um ihrer Liebe willen herausreißen soll aus all' den hundert Beziehungen, die sie mit ihrem Glauben verknüpfen!"

„Ich wüßte nicht, inwiefern das nöthig wäre. Ich bin doch wahrhaftig kein Proselytenmacher und der Gedanke, daß Margarete um mich auch nur einen Theil ihrer Religion abstreifen sollte, liegt mir sehr fern, er berührt mich sogar sehr unangenehm."

„Und doch ist es unumgänglich, die natürliche Folge des Mangels der kirchlichen Trauung. Ich mache mir darüber keine Illusionen, Karl, und will Euch und Dir besonders nur wünschen, daß sich nicht später die Stunde einstellen möge, wo sie bereut — verzeihe mir, lieber Sohn — auf jene verzichtet zu haben."

„Diese Stunde wird niemals eintreten, Papa! Ich glaube fast, ich kenne Deine Tochter besser als Du selbst!"

Kestner blieb stehen und stützte sich nachdenklich auf seinen Stock. „Nun, wie gesagt, ich will es Euch wünschen! Aber die Hauptsache — was soll nun geschehen?"

„Was einzig geschehen kann; Du redest heute noch mit Mama, ich werde morgen mit Margarete sprechen, nachdem Mama sie vorbereitet hat, und wir werden, anstatt doppelt, nur in der evangelischen Kirche getraut. Da Du einverstanden bist und Margarete wirklich zu vernünftig ist und mich hoffentlich zu sehr liebt, als daß sie etwas dagegen haben sollte, sobald sie die Nothwendigkeit eingesehen hat, so hat die Sache ja gar keine Schwierigkeiten."

Und Margarete hatte wirklich keine Bedenken geäußert; sie war es im Gegentheil, welche die Mutter soweit umstimmte, daß auch Frau Gertrud, zwar nicht ohne bittere Thränen, aber doch einwilligte. Hatte Margarete wirklich auch kein Bedenken gefühlt, weil sie es nicht äußerte? War sie sich der Bedeutung des Schrittes ganz klar geworden? Hatte ruhige Ueberlegung ihr seine Nothwendigkeit vorgestellt oder wirklich allein die Allmacht der Liebe sie das Opfer bringen lassen? Wer kann ein junges Mädchenherz ergründen!

Genug, Fernau wurde nur evangelisch getraut. Als er aber am Hochzeitsabend dem Trubel des Festes entronnen, nach dem Bahnhof fuhr und gerade vom Dom herab die ehernen Zungen das Ave läuteten, da faßte sein junges Weib plötzlich nach dem Herzen, so daß er erschreckt fragte: „Was ist Dir, mein Liebling?"

Aber sie lächelte schon wieder und suchte mit innigem Druck seine Hand. „O, nichts, nichts, mein Bester, gar nichts!"

II.

Acht Tage nach der Geburt seines Sohnes hatte Fernau Weib und Kind allein lassen müssen. Ein bitteres Muß — aber die Pflicht rief. Das ist Soldatenlos und schließlich war auch eine vierwöchentliche Trennung keine Ewigkeit, zumal da er die geliebte Frau ja während der Manöverzeit unter der Obhut der Schwiegermutter und deren von ihr zur Unterstützung herbei beorderten Schwester Julie — einer unverheirateten älteren Dame — gut aufgehoben wußte. Anfänglich hatten die Nachrichten aus der Heimat sehr gut gelautet. „Margarete ist wohl und möchte Dir am liebsten selbst schreiben, der Arzt erlaubt es aber noch nicht. Der Kleine gedeiht prächtig, er schreit, daß man ihn durch zwei verschlossene Thüren hört", schrieb die Mama und unten am Rande hatte trotz des ärztlichen Verbots die Wöchnerin doch eine Zeile hinzugefügt: „Sei ohne Sorge, liebster Karl, mir geht es gut und unserm Wurme gottlob auch! Es küßt Dich Deine sehnsüchtige Margarete!" Dann waren leider weniger günstige Nachrichten gekommen, nicht gerade schlechte zwar, aber doch beunruhigend. „Margarete muß noch immer das Bett hüten und ist recht schwach. Aengstige Dich nicht, lieber Karl, Doktor Heimerdinger sagt, es wäre keine Spur von Gefahr. Mit dem Kleinen geht es gut." Und zwei Tage darauf: „Könntest Du Dich nicht wenigstens auf drei bis vier Tage frei machen. Es würde für Margarete sicher eine große Beruhigung sein und besser auf ihren Zustand einwirken, als alle ärztlichen Verordnungen. Ich will Dich nicht besorgt machen, aber sie ist wirklich recht elend und vor allem von einer Nervosität, die ihr früher ganz fremd war. Ich habe auch an Papa geschrieben, ob er nicht auf einige Tage hierher kommen kann."

Fernau verschaffte sich sofort Urlaub und eilte mit dem nächsten Zuge nach Hause. Er fand Margarete allerdings sehr leidend und fieberhaft aufgeregt. Sie streckte ihm sehnsüchtig beide Arme entgegen. „Kommst Du endlich, Karl? Ich bin fast gestorben vor Sehnsucht. Du darfst nicht von mir", fuhr sie fort und zog ihn zu sich auf das Bett. „Du mußt immer bei mir bleiben. Wenn Du nicht hier bist, dann kommen alle möglichen Gedanken, die mich peinigen und mir wehe thun und sie weichen erst, wenn ich Deine Hand fest in der meinen halte. Nun bleibst Du hier, nicht wahr, Karl?"

Vergebens versuchte er sie zu beruhigen. „O, ich bin ja ganz ruhig, seit Du hier bist, Liebster, Du hast mir allein gefehlt. Frag' nur Mama, wie ich mich gesehnt habe, selbst im Schlafe hab' ich immer nach Dir gerufen! Nun ist ja alles gut, nun ich Dich habe und Du bei mir bleibst." Dabei glühten aber ihre Wangen und in ihren Augen strahlte ein fiebrischer Glanz. So saß er bei ihr stundenlang, ihre Hand in der seinen und redete ihr gut zu, wie man einem kleinen Kinde zuspricht. Sie nickte dann mit dem Kopfe und versprach ganz ruhig sein zu wollen, aber immer wieder fing sie an von dem entsetzlichen Angstgefühl zu sprechen, das sie unablässig quäle und vor dem allein seine unmittelbare Nähe ihr einigermaßen Schutz gebe. Endlich schlummerte sie ein wenig ein und er fand Muße, den Arzt und die Schwiegermama ausführlicher zu sprechen, als es ihm in der Stunde seiner Ankunft möglich gewesen war. Jener zuckte die Achseln. „Es

... hielt inne. Er preßte die Hände gegen die Stirn und ... Seufzer entrang sich seiner Brust. Endlich fuhr er fort: ... dann meine geliebte Margarete um Weihnachten das be... Geständniß machte, daß auch jener einzige Wunsch in Er... gehen sollte und ich ihr süßes Gesicht in dieser seligen Gewiß... sah, glaubte ich, mein Herz sollte mir vor Wonne springen ... freilich, ich war eben dem Gipfel meines Glücks so nahe, daß ... bald bergab gehen mußte. Es war, als wir uns bei Euch auf Urlaub befanden, daß mir Margarete zuerst etwas verändert vorkam. Nicht als ob sie weniger gut und lieb und hingebend zu mir gewesen wäre, im Gegentheil, aber sie war zeitweilig ernster, nachdenklicher als je, fast möchte ich sagen niedergeschlagen. Ich erklärte mir diese Veränderung natürlich aus ihrem Zustande und suchte sie auf alle Weise aufzuheitern und zu zerstreuen; sie ging dann auch wohl augenblicklich auf meine Bemühungen ein, aber die Momente ihrer Abspannung, ihres Trübsinns kamen immer wieder und wurden immer häufiger. Eines Abends endlich, sie war mit Dir im Dom gewesen, setzte sie sich zu mir, nahm meine Hand, küßte mich zärtlich und fragte dann: „Ob ich sie denn auch noch recht, recht lieb habe?" Ich lachte, sie umklammerte mich aber fast krampfhaft und zog mich fest an sich: „Ob ich sie wohl auch so lieb habe, daß ich ihr ein Opfer, ein wirkliches Opfer bringen könne?" Du kannst Dir denken, Mama, daß ich mich zu sorgen begann, ich versuchte sie zu beruhigen, bat sie, sich doch auszusprechen, sie zögerte lange und endlich — nun endlich erfuhr ich denn, was die Ursache ihres ganzen veränderten Wesens sei. Du wirst es vielleicht schon errathen haben, Mama, sie flehte mich an, unser Kind katholisch erziehen zu lassen!"

Frau Gertrud hatte schweigend zugehört, sie war sichtlich ergriffen von der tiefen, schmerzlichen Erregung des starken Mannes, eine Thräne perlte in ihrem Auge. Jetzt neigte sie das Haupt und winkte ihm fortzufahren.

„Du weißt, ich kann und darf und ich will auch aus eigener innerster, von allen religiösen Anschauungen ganz unabhängiger Ueberzeugung mein Kind nicht katholisch werden lassen, ich habe daraus nie ein Hehl gemacht und Margarete hat es gewußt. Ich setzte ihr alles das in der größten Ruhe und mit aller der großen Liebe auseinander, die ich für sie im Herzen trug und noch jetzt empfinde; glaube mir, es ist mir das schwer, furchtbar schwer geworden, aber es ging nicht anders, es mußte sein! Sie war augenblicklich sehr niedergeschlagen, weinte heftig, aber beruhigte sich doch und ich glaubte wahrhaftig, daß sie um unserer Liebe willen den Gedanken, der mich fast zur Verzweiflung brachte, aufgegeben habe. Aber es war ein Irrthum. Ich will niemand einen Vorwurf machen, ich bin sogar überzeugt, es hat niemand auf sie einzuwirken versucht, wahrscheinlich, ja gewiß arbeitete ihr eigener Geist allein an der Umgestaltung ihres Denkens, thatsächlich aber richtete sich jedenfalls ihr ganzes Fühlen und Thun jetzt ausschließlich auf die Idee, mich doch noch zur Nachgiebigkeit zu veranlassen. Sie war vielleicht noch liebevoller, noch aufmerksamer als zuvor, aber ich konnte dennoch das Gefühl nicht abschütteln, daß alles, was sie that, allein nur in der einen Absicht geschah. Ich wich lange jeder

Erörterung über die unerquickliche Angelegenheit, die für mich nun einmal unabänderlich sein mußte, aus, endlich kam es dennoch nochmals zu einer ernsten Aussprache, in der ich ihr allerdings bestimmt und mit aller Entschiedenheit erklärte, daß mein Kind unter allen Umständen in meiner Konfession getauft und erzogen werden würde und kein Markten und Handeln darüber möglich sei. Es war dies ungefähr sechs Wochen vor der Geburt des Kleinen, ich werde den Augenblick nie vergessen, in dem sie ihre Thränen gewaltsam zurückdrängend sich still von meiner Seite erhob und das Zimmer verlassen wollte, ohne ein Wort, ohne eine Silbe für mich, dem der Schmerz, ihr gegenüber gerade jetzt hart sein zu müssen, fast das Herz zerriß. Ich hielt sie zurück, ich bat, ich flehte — vergebens! „Du hast es gewollt, Karl", sagte sie endlich tonlos, „ich weiß, ich muß mich fügen. Wozu noch Worte, die doch nichts ändern und bessern!" Ja, Margarete fügte sich, aber diese Fügsamkeit wurde eine Quelle entsetzlichen Leidens für sie und für mich und doch vermochten wir beide nichts daran zu ändern, wie sie's selbst gesagt hatte. Es war eine schwere Zeit und ich trug sie nur in der Hoffnung, daß es besser werden müsse, wenn sie erst ihr — unser Kind im Arme haben würde. Wenn ich vom Dienst nach Hause kam, umfaßte sie mich wohl mit leidenschaftlicher Liebe, aber es lag ein bitterer Wermuthstropfen in dieser Zärtlichkeit, Mama, es war wie die Zärtlichkeit — beim Abschied!"

Fernau's Stimme bebte, er barg sein Gesicht in beide Hände und weinte leise. „Du bist gut, Mama", fuhr er dann fort und küßte die Hand, die leicht über seine heiße Stirn hinabgeglitten war. „Ich danke Dir. Aber höre weiter. Ich bezwang meinen Schmerz vor ihr mit aller Anstrengung und suchte heiter und froh zu erscheinen, um ihren Ideen gewissermaßen ein Gegengewicht zu geben; aber die Zeit, in der ich wirklichen Einfluß auf ihr Denken gehabt hatte, war vorüber, ihr Herz hing noch an mir und sträubte und wehrte sich gegen sie selbst, aber ihr Sinnen löste sich mehr und mehr von mir los. Ich hatte selbstverständlich niemals auch nur ein Wort darüber verloren, wenn sie nach der katholischen Kapelle ging, ich hatte sie sogar dorthin begleitet, jetzt fiel es mir doch auf, daß sie jeden Morgen die Messe besuchte, ich schwieg aber, weil ich wohl wußte, daß der leiseste Widerspruch sie nur reizen würde und weil mir jeder Widerspruch gegen ihr religiöses Gefühl auch selbst widerwärtig war. Wenn ich dann um die Mittagsstunde heimkehrte, hörte ich sie oftmals im Nebenzimmer schluchzen und weinen; trat ich aber zu ihr herein und zog sie an meine Brust, dann flehte sie mich an, sie doch nicht allein zu lassen. Nun, Du hast ja gehört, wie sie in den letzten Tagen und heute sich aussprach. So ging es die ganze Zeit fast bis zur Geburt unseres Kindes und es ist sicher unrecht gewesen, daß ich Dir von dieser Veränderung in unserer Stellung zueinander keine Mittheilung gemacht habe, Du wirst es aber andererseits natürlich finden, Mama, weil mein Stolz und meine Liebe sich dagegen sträubten, selbst Dir irgend etwas darüber zu sagen und Margarete wird wohl aus demselben Grunde geschwiegen haben. Dann besserte sich das ganze Verhältniß unmittelbar vor ihrer Entbindung auch unverkennbar; sie war in Anspruch genommen durch die tausend kleinen Sorgen, die der Ankunft eines kleinen Weltbürgers

Fernau hielt inne. Er preßte die Hände gegen die Stirn und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. Endlich fuhr er fort: „Als mir dann meine geliebte Margarete um Weihnachten das beglückende Geständniß machte, daß auch jener einzige Wunsch in Erfüllung gehen sollte und ich ihr süßes Gesicht in dieser seligen Gewißheit erröthen sah, glaubte ich, mein Herz sollte mir vor Wonne springen — ja freilich, ich war eben dem Gipfel meines Glücks so nahe, daß es bald bergab gehen mußte. Es war, als wir uns bei Euch auf Urlaub befanden, daß mir Margarete zuerst etwas verändert vorkam. Nicht als ob sie weniger gut und lieb und hingebend zu mir gewesen wäre, im Gegentheil, aber sie war zeitweilig ernster, nachdenklicher als je, fast möchte ich sagen niedergeschlagen. Ich erklärte mir diese Veränderung natürlich aus ihrem Zustande und suchte sie auf alle Weise aufzuheitern und zu zerstreuen; sie ging dann auch wohl augenblicklich auf meine Bemühungen ein, aber die Momente ihrer Abspannung, ihres Trübsinns kamen immer wieder und wurden immer häufiger. Eines Abends endlich, sie war mit Dir im Dom gewesen, setzte sie sich zu mir, nahm meine Hand, küßte mich zärtlich und fragte dann: „Ob ich sie denn auch noch recht, recht lieb habe?“ Ich lachte, sie umklammerte mich aber fast krampfhaft und zog mich fest an sich: „Ob ich sie wohl auch so lieb habe, daß ich ihr ein Opfer, ein wirkliches Opfer bringen könne?“ Du kannst Dir denken, Mama, daß ich mich zu sorgen begann, ich versuchte sie zu beruhigen, bat sie, sich doch auszusprechen, sie zögerte lange und endlich — nun endlich erfuhr ich denn, was die Ursache ihres ganzen veränderten Wesens sei. Du wirst es vielleicht schon errathen haben, Mama, sie flehte mich an, unser Kind katholisch erziehen zu lassen!“

Frau Gertrud hatte schweigend zugehört, sie war sichtlich ergriffen von der tiefen, schmerzlichen Erregung des starken Mannes, eine Thräne perlte in ihrem Auge. Jetzt neigte sie das Haupt und winkte ihm fortzufahren.

„Du weißt, ich kann und darf und ich will auch aus eigener innerster, von allen religiösen Anschauungen ganz unabhängiger Ueberzeugung mein Kind nicht katholisch werden lassen, ich habe daraus nie ein Hehl gemacht und Margarete hat es gewußt. Ich setzte ihr alles das in der größten Ruhe und mit aller der großen Liebe auseinander, die ich für sie im Herzen trug und noch jetzt empfinde; glaube mir, es ist mir das schwer, furchtbar schwer geworden, aber es ging nicht anders, es mußte sein! Sie war augenblicklich sehr niedergeschlagen, weinte heftig, aber beruhigte sich doch und ich glaubte wahrhaftig, daß sie um unserer Liebe willen den Gedanken, der mich fast zur Verzweiflung brachte, aufgegeben habe. Aber es war ein Irrthum. Ich will niemand einen Vorwurf machen, ich bin sogar überzeugt, es hat niemand auf sie einzuwirken versucht, wahrscheinlich, ja gewiß arbeitete ihr eigener Geist allein an der Umgestaltung ihres Denkens, thatsächlich aber richtete sich jedenfalls ihr ganzes Fühlen und Thun jetzt ausschließlich auf die Idee, mich doch noch zur Nachgiebigkeit zu veranlassen. Sie war vielleicht noch liebevoller, noch aufmerksamer als zuvor, aber ich konnte dennoch das Gefühl nicht abschütteln, daß alles, was sie that, allein nur in der einen Absicht geschah. Ich wich lange jeder

Erörterung über die unerquickliche Angelegenheit, die für mich nun einmal unabänderlich sein mußte, aus, endlich kam es dennoch nochmals zu einer ernsten Aussprache, in der ich ihr allerdings bestimmt und mit aller Entschiedenheit erklärte, daß mein Kind unter allen Umständen in meiner Konfession getauft und erzogen werden würde und kein Markten und Handeln darüber möglich sei. Es war dies ungefähr sechs Wochen vor der Geburt des Kleinen, ich werde den Augenblick nie vergessen, in dem sie ihre Thränen gewaltsam zurückdrängend sich still von meiner Seite erhob und das Zimmer verlassen wollte, ohne ein Wort, ohne eine Silbe für mich, dem der Schmerz, ihr gegenüber gerade jetzt hart sein zu müssen, fast das Herz zerriß. Ich hielt sie zurück, ich bat, ich flehte — vergebens! „Du hast es gewollt, Karl", sagte sie endlich tonlos, „ich weiß, ich muß mich fügen. Wozu noch Worte, die doch nichts ändern und bessern!" Ja, Margarete fügte sich, aber diese Fügsamkeit wurde eine Quelle entsetzlichen Leidens für sie und für mich und doch vermochten wir beide nichts daran zu ändern, wie sie's selbst gesagt hatte. Es war eine schwere Zeit und ich trug sie nur in der Hoffnung, daß es besser werden müsse, wenn sie erst ihr — unser Kind im Arme haben würde. Wenn ich vom Dienst nach Hause kam, umfaßte sie mich wohl mit leidenschaftlicher Liebe, aber es lag ein bitterer Wermuthstropfen in dieser Zärtlichkeit, Mama, es war wie die Zärtlichkeit — beim Abschied!"

Fernau's Stimme bebte, er barg sein Gesicht in beide Hände und weinte leise. „Du bist gut, Mama", fuhr er dann fort und küßte die Hand, die leicht über seine heiße Stirn hinabgeglitten war. „Ich danke Dir. Aber höre weiter. Ich bezwang meinen Schmerz vor ihr mit aller Anstrengung und suchte heiter und froh zu erscheinen, um ihren Ideen gewissermaßen ein Gegengewicht zu geben; aber die Zeit, in der ich wirklichen Einfluß auf ihr Denken gehabt hatte, war vorüber, ihr Herz hing noch an mir und sträubte und wehrte sich gegen sie selbst, aber ihr Sinnen löste sich mehr und mehr von mir los. Ich hatte selbstverständlich niemals auch nur ein Wort darüber verloren, wenn sie nach der katholischen Kapelle ging, ich hatte sie sogar dorthin begleitet, jetzt fiel es mir doch auf, daß sie jeden Morgen die Messe besuchte, ich schwieg aber, weil ich wohl wußte, daß der leiseste Widerspruch sie nur reizen würde und weil mir jeder Widerspruch gegen ihr religiöses Gefühl auch selbst widerwärtig war. Wenn ich dann um die Mittagsstunde heimkehrte, hörte ich sie oftmals im Nebenzimmer schluchzen und weinen; trat ich aber zu ihr herein und zog sie an meine Brust, dann flehte sie mich an, sie doch nicht allein zu lassen. Nun, Du hast ja gehört, wie sie in den letzten Tagen und heute sich aussprach. So ging es die ganze Zeit fast bis zur Geburt unseres Kindes und es ist sicher unrecht gewesen, daß ich Dir von dieser Veränderung in unserer Stellung zueinander keine Mittheilung gemacht habe, Du wirst es aber andererseits natürlich finden, Mama, weil mein Stolz und meine Liebe sich dagegen sträubten, selbst Dir irgend etwas darüber zu sagen und Margarete wird wohl aus demselben Grunde geschwiegen haben. Dann besserte sich das ganze Verhältniß unmittelbar vor ihrer Entbindung auch unverkennbar; sie war in Anspruch genommen durch die tausend kleinen Sorgen, die der Ankunft eines kleinen Weltbürgers

vorausgehen, außerdem zerstreute auch wohl Deine Ankunft sie und nach der Geburt, nun Du weißt ja, wie das Glück der ersten Tage auch nicht der leiseste Schatten trübte, so daß selbst Dein Mutterauge nichts, gar nichts bemerkte. Der Mensch denkt und hofft ja so gern das Beste, so glaubte auch ich denn, daß alle meine Befürchtungen unnütz gewesen seien — ich habe mich schmählich betrogen — der leiseste Anstoß genügte, um mein Weib wieder aus dem rechten Geleis zu bringen.

Frau Gertrud reichte ihm die Hand. „Zürne mir nicht, mein lieber Sohn, wenn das, was Du den leisesten Anstoß nennst, unabsichtlich von mir ausging. Ich bin eine treue Anhängerin unserer Kirche, das weißt Du, und der Gedanke, daß meine Enkel nicht in unserer Konfession erzogen werden sollen, ist mir schwer genug geworden, niemals aber würde ich mich entschließen können, auch nur durch ein Wort die böse Saat ernstlicher Meinungsverschiedenheit in Eure Herzen zu säen. Ich habe Dich und Margarete selbst viel zu lieb dazu!"

Er schüttelte leise den Kopf. „Ich habe nie daran gedacht, Dir eine Schuld zumessen zu wollen, Mama, und ich bin überzeugt, daß selbst Tante Julie nicht geahnt hat, um was es sich handelt, wenn sie vielleicht ein unbedachtes Wort aussprach. Nein, in Margarete hat sich der Umschwung ihres Empfindens und Denkens ganz selbstständig entwickelt und — leider wird sie gerade darum um so hartnäckiger an ihm festhalten. Und ich kann wohl mit empfinden, was sie empfindet, mir liegt jedes harte einseitige Urtheil über ihr Denken, wie ihr Handeln fern — ich fühle sogar, daß jeder Versuch, ihr jetzt mit logischen Gründen und Vernunftschlüssen entgegentreten zu wollen, vergeblich, ja unmöglich sein würde, wir müssen abwarten und hoffen, daß ihr Herz mit seiner Liebe zu mir den Sieg behält."

„Und das wird es, mein lieber, armer Sohn."

Es klopfte an der Thüre. „Die gnädige Frau wünscht den Herrn Hauptmann zu sprechen."

Sie erhoben sich. „Geh' zu ihr, Karl, Deine Nähe allein beruhigt sie ja und das mag Dir ein Zeichen sein, wie sie Dich trotz alledem liebt!"

Fernau seufzte leise. Dann küßte er schweigend die Hand seiner Schwiegermutter und verließ das Zimmer.

III.

Der alte Kestner war angekommen. Margarete hatte sich herzlich gefreut ihn begrüßen und ihm seinen Enkeljungen, wie er den Kleinen nannte, entgegenstrecken zu können. Sie erholte sich körperlich sichtlich und war auch geistig ruhiger geworden, die mannigfachen Anregungen, der frische, gesunde Humor ihres Vaters wirkten belebend und zerstreuend auf sie ein. Der Arzt lächelte zufrieden, nur der Gatte blickte schärferen Auges hinter den Vorhang, der augenblicklich sein Unglück verhüllte, dessen Emporrollen er jedoch beim leisesten äußeren Anstoß mit Angst und Sorge vorhersah. Aber mehr noch, was jedem Anderen

verborgen bleiben mußte: er fühlte es instinktiv, wie seine Frau gerade mit ihrer fortschreitenden körperlichen Besserung sich ihm mehr und mehr geistig entfremdete; nur er konnte es schmerzlich empfinden, daß jene Momente, in denen Margarete ihn fast krampfhaft, mit dem Angstgefühl der Verzweiflung zu sich rief, immer seltener wurden, nur er verstand in ihrem Auge zu lesen, wenn es oft forschend und zweifelnd auf ihm ruhte, bis sich langsam die braunen Wimpern über die fragenden Sterne senkten, als wollten sie hinter ihrer schützenden Hülle ein geheimnißvolles Räthsel lösen. Wohl kamen dann wieder Stunden, wo das liebende Weib in ihr erwachte, wo sie sich mit aller Zärtlichkeit an ihn schmiegte und die süßen Schmeicheltöne der alten Liebe wieder erklangen, aber mitten in solchen seligen Augenblicken war's oft, als krampfe ihr Herz zusammen und wolle in einem Beben des ganzen Körpers gewaltsam erstarren. Und was vielleicht das Schrecklichste: Margarete konnte sich nicht mit ihm gemeinsam des süßen Pfandes ihrer Liebe erfreuen, sie vermied sogar sichtlich jedes gleichzeitige Zusammensein mit dem Kinde und ihm. An ihrer Thüre hatte er mit heimlichem Entzücken gelauscht, wie sie mit dem Kleinen tändelte und koste, als er eintrat, sah sie ihn groß an und reichte das Kind der Wärterin. „Tragen Sie den Kleinen hinaus, es wird Zeit, daß er zur Ruhe kommt", hatte sie kalt gesagt, und als er den aus seinen weißen Hüllen munter hervorblickenden Buben dann auf den Schoß nahm und küßte, da zuckte ein Blitz zu ihm herüber, der ein Gefühl schmerzlichen Zornes in seiner Brust emporsteigen ließ, das er nur mit Mühe unterdrücken konnte.

Der Schwiegervater wollte durchaus „der Grete den Tollkopf zurechtsetzen". Nur mit Mühe vermochte ihn Fernau selbst davon abzubringen; der Gedanke, daß er seiner Frau gegenüber fremde Hilfe — und käme sie von den eigenen Eltern — in Anspruch nehmen solle, war ihm widerwärtig, er achtete sein Weib ebenso sehr wie er sie liebte und er konnte fast gegen den eigenen Willen nicht umhin, ihre Ueberzeugung selbst da zu ehren, wo sie das Glück seines Lebens zu bedrohen schien. Und daß sie aus tief innerer, selbstgewonnener Ueberzeugung handele, davon war er überzeugt, so fest überzeugt, daß er einige halb spöttische Bemerkungen seines Schwiegervaters so im Genre von: „Möchte nur wissen, welcher Beichtpfaffe ihr den Floh ins Ohr gesetzt hat", entschieden zurückwies. Es dünkte Fernau freilich nicht unmöglich, daß Margarete von irgend einer autoritativ kirchlichen Seite her den ersten Anstoß zu ihrer hartnäckigen Stellungnahme bekommen habe, aber er nahm bei seiner scharfen Kenntniß von ihrer ganzen Denkweise für sicher an, daß sie ebensowohl befähigt gewesen wäre, jedem Einfluß von außen her energischen Widerstand zu leisten, wenn er ihrer persönlichen Ueberzeugung widersprochen hätte, wie sie jetzt an dieser selbst mit aller passiven Zähigkeit ihres träumerischen Charakters festhielt. Kestner zuckte die Achseln, als der Hauptmann ihm diese seine Ansicht entwickelte. Ihm war Margarete noch das ein wenig verzogene Kind von früher, das der Leitung bedurfte und dessen Eigenwille auch wohl gebrochen werden mußte, wenn er sich nicht im Guten beugte; schließlich sah er die ganze Angelegenheit auch nicht so gar ernst an, sein altbewährtes Lieblingswort: „Kommt Zeit, kommt Rath",

schien ihm auch hier angebracht und er sprach es auch wohl lächelnd aus, daß Margarete, wenn sie sich nur erst an das Unvermeidliche gewöhnt hätte, bald genug wieder „verständig" werden würde.

So sorgfältig jeder Anlaß vermieden wurde, der jungen Frau irgendwie die Differenz zwischen ihr und dem Gatten schärfer empfinden zu lassen, gab es doch einen Punkt, der aufs neue zu einer Aussprache führen mußte. Fernau konnte sich mit der standesamtlichen Anmeldung nicht begnügen, der Kleine mußte getauft werden. Als ihr die Mutter auf seine Bitte andeutungsweise diese Nothwendigkeit ins Gedächtniß rief, lachte Margarete zuerst schroff auf, um dann sofort in ein heftiges Weinen auszubrechen. „Karl getraut sich wohl nicht, mit mir davon zu sprechen — er braucht sich nicht zu geniren — ich bin ja gesund genug, um keinen Anspruch mehr an seine Schonung machen zu dürfen", hatte sie endlich hervorgestoßen. Fernau zögerte noch einige Tage; nachdem ihm aber auch der Arzt volle Beruhigung über das körperliche Befinden seiner Frau gegeben, setzte er ihr in aller Ruhe, aber auch mit aller Entschiedenheit seine Gründe auseinander, mahnte sie daran, wie sie selbst bei ihrer Verheirathung ja bereits gewußt habe, daß er seine Kinder nicht katholisch erziehen könne und wolle, und bat sie nochmals um ihre Einwilligung. Sie hatte schweigend zugehört, ihr Gesicht schien wie versteinert, ihre Augen blieben, wie jetzt so oft, wenn ihr Mann zu ihr sprach, geschlossen. Als er sie aber dann schließlich an die süßen Stunden ihrer Liebe erinnerte und ihr im Spiegel der Vergangenheit seine Hoffnungen für die Zukunft ausmalte, als er ihr vorstellte, wie doch wahrhaftig die Verschiedenheit der Konfessionen nicht so groß wäre, um zwei sich liebende Menschenherzen voneinander zu trennen, stöhnte sie tief und schmerzlich auf und ihre Augen öffneten sich einen Augenblick, um mit dem Ausdruck unendlicher Zärtlichkeit auf ihm zu ruhen. Schon wagte er zu hoffen und wollte sie selig an sein Herz ziehen, da durchlief ein Zittern ihre schlanke Gestalt und sie erhob sich heftig, wie von einem plötzlichen Entschluß gefaßt. „Daß Du unserm Kinde die Religion seiner Mutter rauben mußt, ist nicht wahr, denn nichts hindert Dich, Deinen Abschied zu nehmen. Daß Du es aber nicht katholisch werden lassen willst, wo Du doch sagst, daß Dir die Verschiedenheiten unserer Konfessionen verschwindend erscheinen und wo Du siehst, wie ich mich darum gräme, beweist mir, daß Deine Liebe zu mir ein Phantom war, das bei der ersten Prüfung in ein Nichts zerfließt." Fernau wollte auffahren, sie streckte ihm abwehrend die Hand entgegen. „Ich bitte Dich, laß mich ausreden, ich werde Dir wohl sobald nicht wieder lästig fallen. Ich weiß nicht, ob Du ganz fühlst, wie ich in diesen Wochen gekämpft und gelitten habe, denn, Karl, ich habe Dich sehr geliebt und bin so glücklich mit Dir gewesen, daß mir ein höheres Glück unmöglich erscheint. Dafür, Karl, werde ich Dir ewig dankbar sein und keine Bitterkeit soll mir diese süße Erinnerung trüben, aber jetzt, jetzt ist ja alles vorüber."

Ihre gewaltsam aufrecht erhaltene Festigkeit erlag auf einen Augenblick, ihre Stimme bebte, als sie fortfuhr. „Und wenn ich Dich auch beschwören, Dich auf den Knieen anflehen wollte, Karl, mir mein Kind zu lassen, ich weiß ja, Du würdest es nicht thun, ich fühle, Du

verständest mich nicht einmal, wenn ich Dir sagte, daß Du mir mein Kind nimmst, wenn Du ihm eine fremde Religion giebst! Darum, Karl, hat sich eine Scheidewand zwischen uns aufgebaut, die uns trennt und die keiner von uns niederreißen kann, keiner, keiner!"

Fernau hatte sich auf einen Sessel geworfen und barg das Gesicht in den Händen. Was sollte er ihr noch sagen, gab es Gründe des Verstandes, die er ihr nicht schon angeführt, gab es Regungen des Herzens, die er nicht schon berührt hatte? Und doch mußte es versucht werden!

„Margarete, Du betrügst Dich selbst, nur Deine Einbildungskraft baut jene Scheidewand auf! Liebe ich Dich nicht wie zuvor, mehr wohl noch denn je? Und was sprichst Du von einer fremden Religion? Sind wir nicht alle Christen, ist unser gemeinsamer Glaube nicht der Glaube der Liebe? Margarete, mein Weib, denke an Dein eigenes Herz, denke an unser Kind, Margarete, denke an mich!"

Sie schüttelte leise, aber entschieden den Kopf. „Und wie ich alles bedacht, wie ich mir das Hirn gemartert habe in fruchtlosem Ringen und Kämpfen! Es ist vergebens gewesen! Ich bin Dir nicht mehr, was ich Dir einst galt, Du stellst Deinen Willen, die Durchführung eines todten Prinzips höher denn meine lebendige Liebe, Du, Karl, Du allein bist es, der Dich selbst betrügt, der mich betrügt um das Glück meines Lebens und unser Kind um seine Seligkeit."

„Margarete — —"

„Kein Vorwurf soll Dich treffen, Karl! Du kannst nicht anders, weil Dein Verstand stärker ist, als Dein Herz und daß dem so ist, daß Du nicht anders kannst, bleibt mein Trost, mein einziger Trost, — wenn ich nicht mehr bei Dir sein werde."

Fernau sprang auf und faßte mit beiden Händen sein Weib heftig an den Armen. „Du willst —" rief er außer sich, „Du wolltest von mir gehen?! Margarete, Du bist von Sinnen! Mich, Deinen Mann, willst Du verlassen, verlassen um eines Nichts willen, um einen Wahn, der vor keinem Augenblick ruhiger Ueberlegung Stich halten kann, den selbst Deine Eltern, die doch auch gläubige Katholiken sind, verurtheilen!"

„Ich setze nur Willen gegen Willen oder, wenn Du es lieber hörst, Müssen gegen Müssen! Ich kann nicht mehr mit Dir leben, denn", die Worte erstickten fast in einem herzzerreißenden Schluchzen, „denn ich liebe Dich nicht mehr!"

Seine Arme glitten schlaff am Körper herunter, der Schlag war zu heftig gewesen. Tiefe Stille, nur von dem angstvoll schweren Athmen der beiden Unglücklichen unterbrochen, herrschte im Zimmer. Endlich faßte sich Fernau. „Gott verzeihe Dir das Wort", sagte er und seine Stimme klang hohl und tonlos, „wie ich versuchen will es Dir zu verzeihen, armes, armes Weib. Ich vermag Dich nicht zu zwingen: Geh' also, geh' und verlasse mich und Dein Kind!"

Margarete schrie auf. „Mein Kind? Ich mein Kind verlassen?! Nie, niemals. Bist Du ein Barbar, der einer Mutter ihr Einziges, ihr Alles nehmen will?"

„Und glaubst Du, daß ich mich von meinem Sohne trennen würde? Zweifeltest Du auch nur einen Augenblick, daß er nicht bliebe

wo ich bin? Soll ich ihn Dir lassen, der er ein Fremdling sein wird, weil er den Glauben des Vaters und nicht den Deinen hat, die Du ihn vorhin schon um dessen willen Dir geraubt nanntest!"

Sie schwieg. Dann warf sie sich plötzlich zu seinen Füßen und umklammerte seine Kniee. „Karl, wenn Du mich je geliebt, wenn ein Funken von Erbarmen in Dir ist, laß mir mein Kind!"

Er hob sie empor. „Es ist mein Kind, wie das Deinige und es bleibt, wo ich bleibe", sagte er fest und bestimmt. „Nur Deine erregte Phantasie konnte etwas anderes für möglich halten."

Margarete sah ihn forschend an. „Es ist nicht edel von Dir, mich zwingen zu wollen, um des Kindes willen an Deiner Seite weiter zu leben, nicht als Dein Weib, als eine Fremde!"

„Und ist es edel von Dir, mir auch mein Kind nehmen zu wollen, weil Du mich selbst, Deinen Mann, dem Du Treue und Liebe geschworen hast, verlassen willst?"

Sie war kalt und ruhig geworden. „Wiederhole mir noch einmal: Du giebst mir das Kind nicht?"

„Nein und abermals nein!"

„So bleibe ich, um seinetwillen. Es wird sich wohl ein Platz in Deinem Hause finden, nicht mehr für Deine Gattin, aber doch für die Mutter Deines Kindes!"

„Margarete!"

Sie wandte sich wortlos ab und verließ das Zimmer, ohne zu sehen, wie ihr Mann sehnsüchtig die Arme nach ihr ausstreckte. „Nicht mehr für Deine Gattin", flüsterte er leise. „Nicht mehr für Deine Gattin!"

IV.

Bald nach der Taufe des Kindes, die in aller Stille stattgefunden hatte und bei der die junge Mutter sich wegen Unwohlseins entschuldigen ließ — sie hütete allerdings das Bett und fieberte heftig — reisten die Schwiegereltern ab. Frau Gertrud wollte Margarete und den kleinen Arthur zwar auf einige Wochen mitnehmen, aber Fernau widersprach dem mit einer Heftigkeit, die ihm sonst fremd war, und Kestner stimmte ihm, nachdem sie nochmals eine Unterredung unter vier Augen gehabt hatten, bei. Margarete war unverändert, sie setzte den eigenen Eltern, wie dem Gatten den immer gleichen schweigenden Widerstand entgegen und hüllte sich ihnen und der ganzen Welt gegenüber in eine Maske kalter Gleichgiltigkeit, die ihr inneres Feuer nur in unbewachten Momenten durchbrach, sobald sie mit ihrem Kinde allein war oder sich doch unbeobachtet glaubte. Es war ja jetzt, wie sie selbst gesagt, ihr Ein und ihr Alles; mit sorgsamster Mutterzärtlichkeit pflegte und hegte sie ihr Kleinod, mit leidenschaftlicher Liebe koste und tändelte sie mit dem kleinen Buben. Wenn die süßen Kinderpatschen ihre blassen Wangen im unbewußten Spiel leise berührten und die ersten Versuche eines Lächelns um das Grübchen am Kinn zuckten, wenn der rosige Mund vergnügt lallte, dann mochte sie wohl auf Augenblicke alles Weh und Leid vergessen. Aber es waren eben auch nur Augenblicke des Frohsinns; oft unterbrach sie sich selbst mitten im

Spiel und im Rausche ihrer Zärtlichkeit und blickte das Kind mit einem Ausdruck an, in dem tiefes Mitleid mit einem Anflug von Fremdheit, ja von Haß gemischt schien, sie vermochte den Kleinen nicht mehr um sich zu behalten und mußte ihn hinausschicken; kaum war aber die Portière hinter der Wärterin zugefallen, so warf sich die unglückliche Frau wie eine Rasende auf die Kniee und rang verzweiflungsvoll die Hände. Es war natürlich, daß sie sich fester als je an die Religion anschloß und in ihr Trost suchte; aber sie wandelte auch hierin ihre eigenen Wege. Obwohl sie wie früher schon die äußeren Formen ihrer Kirche streng erfüllte, ging ihr Wesen doch nicht in ihnen auf. Vielmehr suchte sie in selbstständigem Denken ihre Ueberzeugung zu festigen und die Stürme, die in ihr tobten, zu beruhigen. Sie las viel und angestrengt geistliche Werke und sann und grübelte stundenlang; dann wieder, wenn ihr irgend ein Zweifel, ein Bedenken kommen mochte, schob sie die Bücher wie verachtungsvoll bei Seite und betete inbrünstig. Der Hausarzt schüttelte den Kopf, seinem scharfblickenden Auge war die totale Veränderung im Wesen der jungen Frau nicht verborgen geblieben, er erbat endlich von dem Gatten eine Aufklärung, da er eine ernste Nervenzerrüttung fürchte und ihr ohne Kenntniß der Ursachen nicht entgegentreten könne. Fernau theilte dem bewährten Freunde schonungsvoll sein Unglück mit, als aber der Arzt eine Luftveränderung, einen Aufenthalt Margaretes bei den Eltern empfahl, begegnete er ihm mit entschiedenem Widerspruch; er lasse sein Kind gerade jetzt unter keinen Umständen von sich, sagte er, und daß seine Frau sich von Arthur nicht trennen würde, empfanden beide.

Im Hause ging äußerlich alles seinen gewohnten Gang. Fernau sowohl wie Margarete waren viel zu stolz der Welt einen Einblick in ihre Herzensleiden zu gestatten. Die Ehegatten begegneten sich in den Formen des guten Tones, sie nahmen die Mahlzeiten zusammen ein und zwangen sich sogar bisweilen zu einem gemeinschaftlichen Spaziergang. Beide vermieden geflissentlich jede Gelegenheit zu einer neuen Aussprache, die, sowie die Sachen lagen, doch resultatlos bleiben mußte, in den kurzen Stunden, in denen sie sich überhaupt täglich sahen, saßen sie sich meist schweigend gegenüber oder tauschten doch nur die nothwendigsten Begrüßungen und die unumgänglichen kargen Bemerkungen über den Haushalt, dessen Leitung freilich mehr und mehr von Margarete an den Hauptmann überging. Fernau war ein einsamer, stiller Mann geworden; die Kameraden, denen er sich ferner hielt als je, erkannten ihn kaum wieder, seine Untergebenen, die ihn früher fast abgöttisch verehrt hatten, begannen über seine ihm früher fremde Launenhaftigkeit zu klagen. Seinen Hausstand schränkte er, soweit es anging ohne Margarete zu beleidigen, aufs äußerste ein; er schickte sogar die bedeutende Zulage, die ihm der Schwiegervater gab, zurück, und als Kestner ihm darauf empfindlich und verletzt schrieb, antwortete er, daß er unter den veränderten Verhältnissen von seiner Güte keinen Gebrauch machen könne, wenn der Großpapa das Geld für sein Enkelkind anlegen wolle, stehe ihm dies ja frei. Fernau war von jeher ein leidenschaftlicher Reiter gewesen, jetzt fröhnte er dieser Passion mit einem an Raserei grenzenden Eifer; halbe Tage lang durchstreifte er die Berge und Wälder der Umgegend auf seinen feurigen Rossen,

immer die einsamsten Wege aufsuchend und zugleich mit einer wahren Lust an der Gefahr die schwierigsten Hindernisse nehmend. Seine Bekannten warnten ihn schließlich, als er wieder einmal auf seinem schweißbedeckten Engländer, dem die Sporen die Weichen blutig gerissen hatten, in die Kaserne zurückkehrte und auf Befragen erzählte, das Pferd habe den Elzgraben refüsirt, er habe es aber doch gezwungen. Es sei ein Unsinn, er werde noch den Hals brechen, er solle an Weib und Kind denken! „Bah", sagte er, „laßt's gut sein!" und wandte sich ab. Zu Hause saß er meist arbeitend an seinem Schreibtische und vergrub sich in Karten und Büchern, aber sein Blick schweifte nur zu oft über die todten Buchstaben hinweg und folgte sinnend und träumend dem Zug der Wolken, die rastlos und ohne Wiederkehr an dem Fenster vorbeiflogen. Ohne Wiederkehr, das war es!

Nur die Stunde, wenn die Wärterin den Kleinen bringen mußte und das Kind ihm mit den zarten Händchen in dem grauen Bart zauste, fühlte er sich glücklich. Ein schmerzvolles Glück! In den Zügen Arthurs erkannte er ja stets das Bild Margaretes wieder und die braunen Augen des Kleinen erinnerten ihn täglich mehr an die versunkenen Sterne, die er so sehr geliebt hatte, die er immer noch heiß liebte! Wenn er den Buben auf den Knieen schaukelte und sich herabbeugte, ihn zu herzen und zu küssen, dann überkam ihn ein gewaltiges Sehnen, daß er laut hätte aufschreien mögen vor tödtendem Schmerz und den Thränen nicht wehren konnte, die sein Auge feuchteten. Ja, es war ein qualvolles Leben, ein Dasein ohne Werth, eine leere Hülle, die er lieber heute als morgen abgestreift hätte!

Und kam der Abend und entfernte sich nach Tisch Margarete mit ihrem tonlosen, fühllosen „Gute Nacht!" — welche Pein, welcher Schmerz! War's ihm nicht oft als müsse er das Weib, das er liebt, sein Weib, mit Gewalt zurückhalten, war's ihm nicht oft, als jage er doch nur einem wesenlosen Schemen nach? Um was hatte er schließlich das Glück seines Seins dahingegeben? Um seine Ueberzeugung, um sein Selbstbewußtsein, um seine männliche Ehre! Und was galt das alles gegen das Leben an der Seite des schönen geliebten Weibes gegen ein ganzes, langes Leben voll Eintracht und Glück, voll Sonnenglanz und Wonnen? War er nicht ein Narr, daß er den Tausch verschmähte? Und wenn er dann hinausschritt in die kalte Sternennacht und sich den Fenstern seiner Frau gegenüber in eine Thürnische drückte und hinüberspähte, bis drüben die Vorhänge zusammenfielen und die Lampe verlosch und er wie ein rechtloser Verliebter in sein einsames Zimmer zurückschlich, war's wunderbar, daß er die Hand fest auf das Herz drücken mußte, um nicht schwach und wankelmüthig zu werden, um ein Mann zu bleiben, werth unter Männern zu kämpfen und zu siegen?

So schlichen die Wochen, die Monde dahin. Der Christbaum hatte ihnen beiden geleuchtet, aber seine goldenen Strahlen hatten ihr Herz nicht erwärmt. Kühlen Blickes waren ihre Augen über die reichen Geschenke aus dem Elternhause dahingeglitten, denen auch er immer noch süßen Wahnes voll ein Angebinde hinzuzufügen gewagt hatte. Es war eine kleine Aquarelle in schmuckloſem Rahmen gewesen, welche die Stelle im elterlichen Garten darstellte, in der sie sich verlobt hatten.

halb versteckt unter anderen Sachen hatte er das einfache Bildchen auf ihren Tisch gestellt und war angstvoll hoffend ihrer Hand gefolgt, als sie mechanisch die Geschenke auseinanderlegte! Vergebens, sie schien die kleine Gabe gar nicht zu bemerken, am nächsten Morgen fand er das Bild auf seinem Schreibpult.

Der Schnee verschwand von den Fluren, das Frühjahr brach herein und junges Grün sproßte nach der langen kalten Winternacht in Flur und Hain. Sie hatte die Veilchen über alles geliebt und in der Erinnerung an die kleine Mythe, die er ihr am Tage ihrer Verlobung erzählt, war ein Veilchenstrauß sein steter Frühlingsgruß gewesen, der nie in ihrem Zimmer fehlen durfte. Fernau zögerte lange, endlich fand Margarete aber doch auf ihrem Tisch einen Korb mit den duftenden Blumen. Er hatte an ihrer Thüre gelauscht, um zu hören, wie sie das neue Zeichen seiner Liebe aufnehmen würde, er hörte, wie sie schellte, die Dienerin trat ein. „Nehmen Sie die Blumen dort und stellen Sie den Korb in den Salon, ich kann den starken Duft nicht vertragen", befahl sie. Die helle Röthe des Zornes stieg ihm in das Gesicht und er konnte sich nicht enthalten, die unschuldigen Frühlingskinder entgelten zu lassen, was Margarete verschuldet: in fieberhafter Hast zerpflückte und zerriß er die Blütenkränze und trat sie unwillig mit den Füßen. Konnte er wissen, wie das arme Weib drinnen im Nebenzimmer auf dem Sopha lag und bitterlich weinte?

Ostern stand vor der Thür, als Margarete eines Tages, zu seiner Verwunderung, plötzlich bei Tische das Wort ergriff. „Ich habe heute einen Brief von Mama gehabt", sagte sie, „ich reise übermorgen nach Worms."

„Arthur bleibt hier!" Fast unwillkürlich war ihm das Wort entschlüpft.

Margarete lächelte kalt. „Ich weiß es." Sie zögerte einen Augenblick, dann setzte sie hinzu: „Mache Dir keine Illusionen. Ich kehre zurück —; wo mein Kind ist, bleibe auch ich. Ich will die Eltern nur auf einige Tage besuchen, weil es ihr größter Wunsch ist."

Fernau schwieg.

„Mama schreibt allerdings, ich solle Arthur mitbringen, aber ich habe ihr bereits ablehnend geantwortet", fuhr sie fort. „Ich weiß ja, daß Du es nicht zugeben würdest."

Er zögerte mit der Erwiderung, die ihm auf den Lippen schwebte.

„Ich kann es den Großeltern nachfühlen", sagte er endlich, daß sie den Kleinen gern wiedersehen möchten. Ich könnte ja mit Dir und Arthur reisen, einige Tage Urlaub würde ich leicht erhalten."

Margarete schlug einen Augenblick die Augen nieder. Dann blickte sie plötzlich mit einem spöttischen Lachen auf. „Thue Dir keine Gêne an, es ist wohl besser, ich reise allein und meine Eltern besuchen ihr Enkelkind später hier."

Er biß sich auf die Lippen und blieb die Antwort schuldig; damit war die Sache abgethan.

Drei Tage vor Ostern wollte Margarete abreisen; sie war gerade im Begriff ihre Koffer zu packen, als die Wärterin plötzlich meldete, daß das Kind die Nahrung versagt habe und heftig zu fiebern scheine. Erschreckt, aber doch ohne ernstere Sorge eilte die junge Mutter an

das Bettchen ihres Lieblings und fand den kleinen, der noch vor wenigen Stunden munter in ihrem Zimmer gespielt hatte, mit glühender Stirn und brennend heißen Händchen. Er lag still auf seinen weißen Kissen und schien ihre Schmeichelworte gar nicht zu hören.

Fernau war nicht im Hause anwesend, sie schickte daher aus eigenem Antriebe sofort zum Arzt, der glücklicherweise bald zur Stelle war. Der Bursche eilte von selbst nach der Kaserne, den Hauptmann zu benachrichtigen.

Während Dr. Heimerdinger den kleinen Patienten untersuchte, stand sie wortlos neben ihm. Sie schien wie gelähmt, nur aus ihren großen Augen zuckte ein schmerzlich wildes Feuer. Als der Arzt sich endlich erhob und ihr angstvolles „Nun?“ mit einem bedenklichen Achselzucken beantwortete, schwankte sie einen Moment und faßte krampfhaft nach dem Herzen, so daß jener beruhigend flüsterte: „Für den Augenblick ist keine Gefahr, gnädige Frau!“

„Für den Augenblick, sagen Sie, Herr Doktor, für den Augenblick?“ Ihre Stimme bebte in angstvoller Erregung.

„Sorgen Sie sich nicht, gnädige Frau. Es scheint eine heftige Erkältung zu sein, die sich vielleicht, ich sage vielleicht, zu einer ernsteren Krankheit entwickeln, die aber ebensogut einen harmloseren Verlauf nehmen kann. Ich bitte — ein wenig Papier, um ein beruhigendes Mittel zu verschreiben.“

Margarete führte ihn zum Schreibtisch und ging dann schweigend an das Bett des Kleinen zurück, neben das sie sich ein niedriges Taburett zurechtrückte und, mit den Augen jede Bewegung des Kranken verfolgend, sitzen blieb, bis Fernau kam.

Er trat leise herein, aber sie schreckte doch zusammen und erhob sich scheu, um ihm Platz zu machen. Während jedoch der besorgte Vater sich über Arthurs Lager beugte, schien sie plötzlich wieder anderer Meinung geworden zu sein, sie maß ihn mit einem kurzen fast eifersüchtigen Blick und setzte sich neben das Kopfende des Bettchens.

„Was hat der Arzt gesagt?“ fragte Fernau bittend. „Ich hörte, daß er bereits hier war.“

Margarete berichtete kurz. Er nickte nur dankend mit dem Kopfe und zog auch sich einen Stuhl heran. So saßen sie sich schweigend gegenüber, ohne sich anzuschauen; nur wenn das Kind irgend eine Bewegung machte, begegneten sich momentan ihre Augen, in denen sie fühlten, daß beiden, unbewußt, hier zuerst wieder ein gemeinsames Gefühl, freilich das traurige Gefühl angstvoller Sorge, schimmerte. Fernau hatte seine Taschenuhr an der Bettwand aufgehangen, um das Eingeben der Medizin genau zu kontroliren; wenn die Stunde kam, zeigte er wortlos auf den vorrückenden Zeiger, dann stand Margarete auf, füllte den Löffel mit dem braunen Trank und reichte ihm den kleinen Patienten, während er den Kopf desselben etwas aufrichtete. Das hatte sich alles ohne ein Wort von selbst so gemacht, weder Margarete noch Fernau überlegten sich, daß in diesen Augenblicken die ersten Berührungen zueinander wiedergefunden wurden, die seit Monden unterbrochen gewesen waren, nur als ihre Hand zum ersten Mal leise die seine traf, zuckte er leicht zusammen in einem wonnigen Schauer.

Das Eigenthumsrecht ist von Recht von Bremen.

Ein Gruß.

Nach einer Original-Photographie aus dem Verlage der Photographischen Gesellschaft zu Berlin.
Das Originalgemälde ist von Meyer von Bremen.

In den Abendstunden kam Dr. Heimerdinger nochmals. Er fand den Zustand unverändert und bat Margarete, sich niederzulegen, sie würde ihrer Kräfte in diesen Tagen sicher noch bedürfen. Sie schüttelte leise den Kopf. Als der Arzt das Zimmer verlassen hatte, wandte sie sich zum ersten Mal an ihren Mann. „Ich möchte Arthurs Bett nicht gern verlassen. Würdest Du wohl die Güte haben, den Eltern zu schreiben, daß das Kind krank ist und ich deshalb nicht reisen kann." Fernau erhob sich, um in aller Eile ihrem Auftrag mit wenigen Zeilen zu entsprechen. Dann kam er sofort zurück, gab den Brief seiner Frau zum Durchlesen und nahm schweigend den alten Platz wieder ein.

Die Nacht verlief ohne Zwischenfall. Arthur schlief nur wenig, meist lag er mit halbgeschlossenen Lidern still zwischen seinen weißen Kissen, nur ab und zu stöhnte er leise. Als das Morgenlicht bereits grau durch die Vorhänge dämmerte, bat Fernau in dringendem herzlichen Ton Margarete, sich noch einige Stunden zur Ruhe zu legen; sie schüttelte dankend das Haupt, aber duldete doch, daß er ihr einen bequemeren Lehnstuhl heranrollte, und nahm auch eine Decke an, die er ihr brachte, da sie leicht fröstelte. Ermüdet, weniger vielleicht vom Wachen als von der Aufregung, schlummerte sie endlich ein wenig ein. Schweigend saß er ihr gegenüber, seine Augen schweiften von dem Kinde hinüber zu ihr und zurück zu dem Kleinen, dem einzigen Bindeglied zwischen ihnen! Wenn das Kind starb, war auch sie ihm ja auf ewig verloren, war die letzte Hoffnung entschwunden, die Kluft müberbrückbar geworden, das fühlte er. Und wie liebte er sein Weib! Schöner und lieblicher schien sie ihm denn je, wie sie zurückgelehnt im Sessel lag, das feine Profil ihm zugewendet, den Mund ein wenig geöffnet, so daß die weiße Perlenreihe der Zähne schmal hindurchschimmerte; ihre schweren Zöpfe hatten sich gelöst, in braunen Wellen hing der eine über die Lehne des Stuhles, er konnte sich nicht enthalten, das duftende Haar empor zu heben und mit seinen Lippen zu berühren. Und als ob sie gleichzeitig eine magnetische Kraft durchströme, lispelte sie leise im Schlaf: „Arthur — Arthur", und bald darauf, nein, er täuschte sich nicht, auch seinen Namen, den er seit Monaten nicht von den süßen Lippen gehört!

Als er sich leise erhebt, dem Kleinen die Medizin zu reichen, wacht sie auf. Erschrocken sieht sie sich um, es ist als ob sie sich Vorwürfe mache, daß sie geschlummert. Dann aber streicht sie sich die braunen Haare aus der Stirn und beugt sich über das Bettchen: „Ich träumte unser Kind wäre gesundet", flüsterte sie. Unser Kind! Wie ihn die wenigen Worte beglückten, hatte sie doch seit langer, langer Zeit jede Gemeinsamkeit mit ihrem Manne zu betonen, geflissentlich vermieden.

Endlos lang ist der Tag. Der Arzt kommt mehrere Male und scheint immer bedenklicher. Arthur wird unruhig, hustet viel und leidet unter heftigen Schluckbeschwerden, in den Abendstunden steigert sich das Fieber zu immer größerer Heftigkeit, die kleinen Händchen greifen krampfhaft in die Decken, die trockenen, brennenden Lippen röcheln leise. Als Dr. Heimerdinger den Kleinen aufs neue untersucht hat, nimmt er Fernau bei Seite. „Erschrecken Sie nicht, Herr Hauptmann, ich befürchtete es schon heute Morgen, es ist Diphtheritis."

Margarete hatte die Worte des Arztes mit angstvollem Schweigen

verfolgt, sie schien ihre Bedeutung von seinen Lippen ablesen zu wollen. Jetzt stürzte sie auf ihn zu und faßte seine Hand: „Sagen Sie mir alles, Herr Doktor, ich will stark sein", flüsterte sie in fieberischer Hast. Er wechselte einen schnellen Blick mit Fernau, der leise den Kopf neigte.

„Ich bin die Mutter, Herr Doktor, ich habe ein Recht zu wissen, wie es mit meinem Kinde steht, ich will es wissen", stieß Margarete heftig hervor.

„Gnädige Frau, Sie versprachen soeben ruhig sein zu wollen", sagte Heimerdinger. „Verzeihen Sie, daß ich Sie daran erinnere, wir werden aber der Ruhe und des Gefaßtseins in den nächsten Stunden sehr bedürfen."

Die junge Frau drückte ihm krampfhaft die Hand. „Ich bin ja ruhig, lieber Doktor! Aber so reden Sie doch, mein Gott, können Sie sich denn meine Angst nicht vorstellen?"

„Sorgen Sie sich nicht vor der Zeit, gnädige Frau. Es ist ein unheimlicher Gast bei Ihnen eingekehrt, aber wir werden ihn bekämpfen und, will's Gott, besiegen: Der Kleine hat die Diphtheritis!"

Die schlanke Gestalt bebte, Margarete griff mit den Händen nach dem Gesicht. „Mein Gott, mein Gott, hab' Erbarmen", stöhnte sie tief und schmerzlich.

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, es scheint kein allzu gefährlicher Anfall", versuchte Heimerdinger zu trösten.

Sie faßte seine beiden Hände. „Retten Sie mein Kind, Doktor, retten Sie mein Kind!" Dann sank sie wie zerschmettert auf ihren Sessel und weinte still.

Der Zustand des Kranken besserte sich in der Nacht trotz aller energischen ärztlichen Mittel nicht. Als Heimerdinger nach Mitternacht nochmals versprach, um das Coupiren der Membrane zu wiederholen, fand er die Krankheit im Gegentheil im Vorschreiten begriffen und die Temperatur des Patienten so gesteigert, daß er Eisumschläge verordnete.

Margarete und Fernau wichen nicht vom Lager ihres Lieblings, schweigend saßen sie sich gegenüber und tauschten nur die nothwendigsten Worte, welche die Pflege Arthurs erforderten. Jeder selbstische Gedanke war in ihnen jetzt von der Sorge um ihr ein und alles zurückgedrängt, in der Angst um das Kind schwanden die Erinnerungen an die letzten Monate, schwand für den Augenblick jede bittere Erregung. Wenn Margarete ohne ihres Mannes Anwesenheit zu beachten auf die Kniee sank und inbrünstig um die Rettung des Sohnes flehte, faltete auch er die Hände zum Gebet und keiner von ihnen fragte, an wen der Schmerzensschrei der gequälten Elternherzen gerichtet sei!

Auf die schreckliche Nacht folgte der schrecklichere Morgen. Der arme Kleine litt entsetzlich, das angstvolle Röcheln seiner müden Brust bohrte sich wie ein schneidendes Schwert in die Herzen der Eltern, die keine Mattigkeit, kein Bedürfniß nach Ruhe fühlten. Vergebens suchte der Arzt wenigstens Margarete zu bewegen, sich eine Stunde Schlafs zu gönnen, vergebens bat Fernau sie, sich zu schonen, wortlos deutete sie auf das Lager ihres Kindes und blieb. Und wieder kam der Abend und wieder steigerte sich die Fieberglut des Kranken, aber

Heimerdinger achtete nicht auf sie: als er den Kleinen untersucht hatte, drückte er schweigend den Eltern die Hand und sagte nur: „Hoffen Sie!“

Die Hoffnung ist in Wahrheit schon der Anfang des Glücks, das sie verspricht! Margaretes blasse Wangen belebten sich und in Fernaus Auge schimmerte ein feuchter Glanz, er fand die erste Thräne seit des Kindes Erkrankung. Ein wonniges zuversichtliches Gefühl fand Einlaß in sein Herz, er konnte nicht anders, er mußte die Hand seines Weibes ergreifen und sie — zog sie nicht zurück, sie duldete den langen Kuß, den seine glühenden Lippen auf die zarten Finger drückten.

Es war gegen Morgen, dem Morgen des Ostersonntages, als das Kind ruhiger wurde; das krampfhafte Aechzen verstummte mehr und mehr, die Brust hob sich in ebenmäßigen Zügen, die Augen schlossen sich, er schlummerte. Vorsichtig den Athem anhaltend lauschten sie. Wahrhaftig, er schlief. Eine leichte aber nicht mehr fieberhafte Röthe lag auf der kleinen Stirn, die abgemagerten Aermchen waren ruhig ausgestreckt, der halbgeöffnete Mund hatte den Schmerzenszug, der in den ganzen Tagen auf ihm geruht, verloren. Leise, ganz leise setzten sich beide wieder. Sie sprachen kein Wort zueinander, nur ihre Augen suchten und fanden sich in dankbarer Herzensfreude.

Der erste Frühstrahl brach durch die Vorhänge, als der Arzt eintrat. Ein Blick auf den Kleinen genügte ihm: „In einer Stunde komme ich wieder“, wandte er sich zum Gehen, „danken Sie dem Himmel: Arthur ist gerettet!“

Fernau glitt auf die Kniee und barg seinen Kopf in Margaretes Schoß und sie beugte ihr Haupt und küßte sein ergrautes Haar und beide weinten frohe und stille Freudenthränen. Dann zog sie ihn empor und suchte seine Lippen und sah ihm lange, in die Augen. „Verzeih' mir, Karl“, flüsterte sie endlich. „Verzeih' mir um unseres Kindes willen!“

„Mein Weib, mein Glück — mein Alles!“

Und vom Dome tönte der eherne Klang der Glocken herüber und kündete den frohen Ostersang: „Christus, der Gott der Liebe, Christus ist erstanden!“

Das amerikanische Duell.

I.

Baron Sandow saß auf dem Balkon seines Schlosses; man genoß hier eine herrliche Aussicht auf ein üppiges Flußthal. Singende Vögel wiegten sich in den Kronen der blühenden Kirschbäume hart vor der schwarz angestrichenen Holzbrüstung des Balkons, ein köstlicher Wohlgeruch erfüllte die frische, reine Luft des sonnigen Frühlingsmorgens.

Der Baron rauchte eine feine Cigarre und stützte das blonde, von einem schönen Vollbarte geschmückte Haupt auf die Hand. Er lag in einem Schaukelstuhl und blickte träumerisch in die blühende, lächelnde Landschaft hinaus.

Heute war der achtundzwanzigste April. Es blieben ihm noch drei Vierteljahre; eine hübsche Zeit. Das war der letzte Frühling für ihn, und zwar ein recht holder Frühling. — Er wollte das Leben noch recht genießen. Es war eigentlich viel unterhaltlicher, in der Jugend zu sterben, als das jämmerliche Alter ertragen zu müssen; es war auch viel angenehmer, rasch aus der Welt zu gehen, als infolge einer langen Krankheit. Früher oder später, einmal mußte es ja doch sein. Er hatte keine Frau, keine Kinder. Auch seine Eltern waren todt. Die Wissenschaft verlor nicht viel an ihm.

Es gab gegenwärtig sehr bedeutende Talente auf dem Gebiete der Botanik und vollends seit er nach dem Tode seines Vaters das Gut seiner Ahnen übernommen, entsprach ihm die Existenz eines Gutsherrn und dessen behagliche Thätigkeit viel besser, als das Wirken eines Docenten der Botanik an der Universität.

Und dennoch, je länger er, träumerisch rauchend, die gekreuzten Beine weit von sich gestreckt, in seinem Schaukelstuhle lag, je schwerer wurde ihm um's Herz. „Wie verbring' ich die Zeit bis zum achtundzwanzigsten Januar?" dachte er endlich mit einem Seufzer. — Er wollte eine Reise machen, das war doch das Beste; eine recht weite Reise, eine Reise um die Welt. Sein Verwalter konnte für das Gut sorgen. Aber jetzt noch nicht; jetzt wollte er den schönen Frühling auf seinem herrlichen Schlosse in goldener Einsamkeit und stiller Geistesthätigkeit verleben. Er besaß eine reichhaltige Bibliothek, doch der mehrwöchentliche Besuch zweier Freunde, die erst gestern Abends abgereist waren, hatten ihm bis jetzt das Studium unmöglich gemacht.

Sandow erhob sich, verließ den Balkon, schritt durch einen hohen eleganten Saal und suchte das Bibliothekzimmer auf. Aber er vermochte seinen Geist nicht zu sammeln. Das Ticken einer großen Wanduhr erinnerte ihn daran, daß jede Minute ihn seinem Todestage, dem achtundzwanzigsten Januar, näher brachte. Nein, er konnte nichts lesen, nichts studiren; er wollte spazieren gehen, nein, fahren, oder noch besser, reiten.

Nach kurzer Zeit sprengte der jetzige Schloßherr und frühere Gelehrte den Berg hinab, durch grüne Wiesen, lauschige Wäldchen, durch Schluchten und über Hügel hin, „immer zu, immer zu, ohne Rast und Ruh'." „Das Leben wird immer köstlicher, je weniger davon übrig bleibt", sagt Goethe. Das dachte sich Sandow, als er einer wunderschönen Reiterin ansichtig wurde, die eben aus einem dichten Forst herausgaloppirte und, von einem alten Lakai gefolgt, an ihm vorüberflog. Herbert Sandow kannte sie wohl. Es war die stolze Komtesse Karoline von Ergoltsheim, die einzige Tochter seines Gutsnachbarn. Auch sie hatte ihn erblickt, erwiderte kurz seinen artigen Gruß und trieb zugleich ihr Pferd immer heftiger und heftiger an. Es war, als wollte sie vor ihm fliehen. Das Thier setzte über einen Zaun und scheute plötzlich vor einem Leiterwagen mitten auf dem Wege. Der Renner bäumte sich hoch auf. Karoline schwankte im Sattel. Sandow war wie der Blitz an ihrer Seite. Mit einem kräftigen Ruck brachte er die schlanke, geschmeidige Gestalt der jungen Komtesse wieder in eine feste Lage, auch das Pferd beruhigte sich schnell. Sie dankte ihm verbindlich und ritt weiter. Er hatte gerade nur einen Blick auf ihr liebliches, vom grünen Filzhütchen beschattetes Gesicht, auf ihre glänzend schwarzen Augen und Locken werfen können. „O, Königin, das Leben ist doch schön", dachte er wieder mit einem Seufzer, hielt sein Pferd an und sah ihr nach.

II.

Herbert Sandow stand in seinem Ankleidezimmer vor dem Spiegel und betrachtete sich mit fast weiblicher Selbstgefälligkeit. Der Ballanzug, sogar der unvermeidliche Frack, ließ seine hohe Gestalt vortrefflich erscheinen. Die untergehende Sonne beleuchtete das Gemach. „Warum soll ich mich nicht an meinem Aeußern erfreuen?" dachte er. „Nie wird das Alter mich entstellen, und das ist eine angenehme Aussicht."

Herbert schritt nachdenklich im Zimmer auf und ab. Beging er nicht einen Fehler? — Einen Fehler? Warum? Er selbst hatte dieses Verhältniß nicht angeknüpft. Es war ohne sein Zuthun entstanden. — Er rettet einer jungen schönen Dame gewissermaßen das Leben. Ihr Vater, sein Gutsnachbar, sucht ihn auf und bedankt sich bei ihm. Er ladet ihn auch ein, auf sein Schloß zu kommen. Herbert geht natürlich hin. Mutter und Tochter sind sehr liebenswürdig. Die Komtesse Karoline ist geistvoll und ihre Schönheit übertrifft noch ihren Geist. Herbert braucht Zerstreuung. Woher kam seine Melancholie in der letzten Zeit? — Nur daher, daß zwei seiner Freunde, die ihm bis jetzt auf seinem einsamen Gute Gesellschaft geleistet, ihn verlassen

hatten und daß er, mit sich selbst allein, immer an die kurze Frist denken mußte, während welcher er noch im Lichte des himmlischen Gestirns auf der grünen Erde verweilen durfte.

Aber es schien ihm, als wenn die hübsche Gräfin Ergoltsheim nicht ganz gleichgiltig gegen ihn wäre. „Ist es denn gewissenhaft von mir", rief er plötzlich aus und blieb am hohen Fenster stehen, „ist es gewissenhaft von mir, wenn ich den Ball in Tiefenbach besuche und die heimliche Glut in meinem und ihrem Herzen schüre? — Ach was! Gewissenhaft! Ich will leben und genießen, da ich ja doch nicht dauernd glücklich sein darf."

Das Herrenhaus von Tiefenbach, das stattliche Besitzthum des Grafen Ergoltsheim, wandte seine Hauptfaçade einem weiten freien Platze zu; seine Rückseite grenzte an einen großen herrlichen Park. Von den Gesellschafts- und Tanzsälen zu ebener Erde gelangte man unmittelbar in die Alleen dieses Waldes hinein. Heute, an dem köstlichsten Maiabend, der je durch einen Ball verschönert worden war, erglänzte der ausgedehnte Park im Lichte zahlloser buntfarbiger Lampions, die an den Zweigen der Bäume befestigt waren. Eine rauschende Musik tönte aus den geöffneten Thüren und Fenstern der Säle hinaus und verhallte unter den hohen Buchen und Tannen des nächtlichen Haines.

Während der Tanzpausen promenirten einzelne Paare durch die geheimnißvoll beleuchteten Alleen und manch' zärtliches Geflüster verrieth eine keimende Leidenschaft.

Auf einer einsamen Waldwiese, wo eine Fontäne mit sanftem Rieseln die Stille unterbrach, wo nur mehr einzelne Lampions funkelten und wo der Mond und die Sterne feierlich herniederschimmerten, stand Herbert von Sandow und an seinem Arme hing die schöne Gräfin Karoline in Balltoilette. Frische Rosen dufteten in ihrem schwarzen Haar und wanden sich in Guirlanden um ihr weißes, tief ausgeschnittenes Kleid. Ihre schwarzen, ausdrucksvollen Augen waren auf ihren Begleiter geheftet, dessen blondes Haupt und stattliche Gestalt nicht minder vornehm schienen, als das reizende Mädchen an seiner Seite.

„Wie prachtvoll ist es hier!" rief sie endlich mit aufrichtigem Entzücken aus. „Der Mond, die Sterne am wolkenlosen Himmel, der einsame buntbeleuchtete Wald, der rauschende Springbrunnen, die verlockende Musik in der Ferne, kann man sich etwas Holderes denken! O, jetzt möchte ich sterben! Jetzt wäre der rechte Moment!"

„Warum sterben?" fragte Herbert und wechselte die Farbe, denn er hatte sich soeben heimlich dasselbe gewünscht. — Ach, er liebte sie ja schon, liebte sie feurig und hätte so gern um ihre Hand geworben.

Die Komtesse lächelte und versetzte: „Es ist das eine Gewohnheit von mir. Wenn ich mich recht glücklich fühle, möchte ich sterben. Als kleines Mädchen vor dem glitzernden Weihnachtsbaum wünschte ich mir einst den Tod. Wie ich zuerst auf einem hohen Berggipfel stand, wünschte ich zu sterben, einfach deswegen, weil ich mich glücklich fühlte und die Furcht hegte, dies Glück möchte mir allzubald entschwinden."

Herbert war nicht im Stande etwas zu erwidern; er war zu tief ergriffen. Ihre feine Hand ruhte auf seinem Arm. — Sie waren ganz allein. — Immer verlockender tönten die Klänge der Musik vom Schloß herüber.

„Ich leichtsinniger, ich gedankenloser Mensch!“ sagte er zu sich selbst. „Was habe ich gethan! Ich habe mich in ein Netz verstrickt. Ich habe nur mehr eine kurze Frist zu leben. Ich weiß gewiß, ich muß sterben und verliebe mich in dies reizende Kind, gehe der Versuchung nicht aus dem Wege und stürze mich und sie ins Verderben.“

„Ich begreife Ihre Empfindung vollkommen, Gräfin“, begann er endlich mit einiger Anstrengung. „Das Leben gewinnt selten durch seine Dauer. Was nachkommt ist selten schöner als die Gegenwart und deshalb dächte ich, wir suchten wieder die Gesellschaft auf und amüsirten uns den Rest des Abends über. Ich genieße heute zum letzten Male das Glück Ihrer Nähe Gräfin; denn ich reise morgen ab.“

Er fühlte, wie ihre Hand auf seinem Arme leise zitterte. Er zog das schöne Mädchen mit sich fort durch die buntglänzenden Alleen dem hellerleuchteten Saale, der rauschenden Musik entgegen. Eine dumpfe Sehnsucht, ein brennender Schmerz durchwogte seine Seele. Ach, nur noch ein paar Stunden der Glückseligkeit und dann auf ewig Lebewohl!

III.

Der Mond und die Sterne fuhren fort auf den stillen Waldplatz herabzuschimmern und die Fontäne fuhr fort zu flüstern und zu rieseln. Von der Nachtluft getragen, schwebten die fernen harmonischen Klänge über den Wipfelkronen der Bäume. Ein Schritt rauschte durch das Dickicht; eine hohe Gestalt betrat das friedliche Versteck. Es war Herbert, der hierher zurückkehrte. — Von den Qualen der Reue gepeinigt, vermochte er nicht länger mehr im Ballsaal und an der Seite des lieben Mädchens zu bleiben. Er wollte fort und zwar jetzt gleich, ohne Abschied fort, fort von ihr! Nur diesen zauberhaften Platz wollte er noch einmal wiedersehen, diesen Platz, wo er vorhin mit ihr gestanden.

Er kniete nieder und preßte die glühenden Lippen auf das Moos, das ihr zarter kleiner Fuß vor einigen Augenblicken berührt hatte. Dann erhob er sich rasch und versuchte wie ein Schatten durch das Dickicht zu schleichen, als Stimmen und Worte an sein Ohr drangen und ihn nöthigten, stehen zu bleiben und zu lauschen.

Frau von Mackendorf, eine alte verwitwete Gutsherrin aus der Nachbarschaft, promenirte mit ihrer Gesellschaftsdame, von Herbert nur durch eine Baumgruppe getrennt, an ihm vorüber und sagte soeben: „Dieser Ball wird wieder manches Unheil, oder vielmehr manches Glück stiften. Dergleichen Sommerbälle sind die aller gefährlichsten, oder vielmehr die aller nützlichsten. Einige Verlobungen werden die unmittelbare Folge sein.“ Zugleich nannte die alte Frau die Namen verschiedener junger Leute, die sich unter den Tanzenden befanden, unter anderen auch Baron Sandow und Gräfin Ergoltsheim.

„Wirklich?“ fragte die Gesellschaftsdame. „Ist das auch schon so gewiß?“ „Wenn Sie das nicht bemerkt haben, so haben Sie eben die Augen nicht aufgemacht“, war die Antwort. „Was für feurige Blicke haben die Beiden nicht miteinander gewechselt! Nichts ist natürlicher; er hat ihr vor einigen Wochen gleichsam das Leben gerettet. Ihr Pferd wollte sie aus dem Sattel schleudern. Sie hätte sich im Sturze

wahrscheinlicherweise an den großen Steinen des Weges die Hirnschale zerschmettert. Er kam ihr zufällig zu Hilfe. Seitdem ward er ein gerngesehener Gast in Tiefenbach. Sie passen auch sehr gut zusammen. Er ist reich; sie ist reich und an äußeren Vorzügen fehlt es beiden nicht." „Liebte Baron Sandow die reizende Komtesse vielleicht schon früher?" forschte die Gesellschaftsdame. „Sie sind ja immer Nachbarn gewesen; hat er vielleicht deswegen den Doktorhut an den Nagel gehängt und ist aus einem Professor an der Universität ein Gutsherr geworden?"

„Ach nein", entgegnete Frau von Mackendorf. „Sein Vater starb im vorigen Herbst und da übernahm er natürlich das Besitzthum seiner Ahnen. Indessen ist es immerhin möglich, daß sich die Beiden schon früher gern sahen; jedenfalls fängt die Sache jetzt an, bemerkt zu werden, und es ist um Karolinens Ruf willen höchst nothwendig, daß sie sich heiraten."

Man kann sich leicht denken, was Herbert empfand, als er die alte Dame sich in solchen Worten ergehen hörte. „Ich Gedankenloser, ich Grausamer!" wiederholte er bei sich selbst und eilte planlos durch den großen von vielen Alleen durchschnittenen Wald. Auf's Neue tönten Stimmen an sein Ohr, jugendliche, weibliche Stimmen. Ach, er täuschte sich nicht; ihre Stimme war es. Die Komtesse saß mit einer ihrer Freundinnen auf einer Bank im Scheine der bunten Lampions, die an den Zweigen der Bäume befestigt waren. Das feenhafte Licht ruhte auf dem üppigen blumengeschmückten Haare, den marmorweißen Schultern und vollen runden Armen der beiden schönen jungen Mädchen.

„Du kannst mich nicht trösten, Emma", flüsterte Karoline von Ergoltsheim; „es ist alles vergebens. Er reist morgen ab; er hat es mir selbst gesagt. Ach, wie werd' ich den morgigen Tag und die folgenden Wochen ertragen können! Es freut mich nichts mehr; es beschäftigt mich nichts mehr. Ich mag nicht lesen, nicht sticken, nicht zeichnen und nicht musiziren. Ich muß immer an ihn denken und, ach, er liebt mich nicht!" — „Vergiß ihn doch", ermahnte Emma scherzend. „Du hast so viele andere angenehme, liebenswürdige Freier. Du brauchst nur zu winken."

„Ich will aber keinen anderen als Sandow", erklärte die Komtesse und ihre großen schwarzen Augen funkelten; „ich habe ihn nun einmal in mein Herz geschlossen; ich weiß selbst nicht warum. O, wie hasse ich das Leben ohne ihn! Ach nur ein Jahr an seiner Seite wiegt sechzig Jahre einer langweiligen öden Existenz, einer von ihm getrennten Existenz auf! Was sage ich, ein Jahr! Nur wenige Monate, nur einige Wochen!"

„Du bist wirklich recht thöricht, Karoline", bemerkte Emma mit einer gewissen Ungeduld. „Horch, hat nicht die Musik wieder begonnen? Komm, komm, Du mußt Dich zerstreuen!" — „Ich will mich nicht zerstreuen. Laß mich allein! Ich bitte, ich beschwöre Dich!"

Emma zögerte; doch man harrte ihrer; sie war für die meisten Touren engagirt. Schmollend eilte sie hinweg.

Karoline blieb unbeweglich auf der Bank. Unbeweglich stand Herbert hinter den Bäumen. Berauschender Wohlgeruch durchduftete

die lichte Mainacht und ein sanfter Hauch strich über die hohen Wipfelkronen des Waldes hin. Heiße Sehnsuchtsseufzer drangen aus des schönen Mädchens zarter Brust. „Ich will glücklich sein, oder sterben", flüsterte sie. „Nun, so sei glücklich, werde mein Weib und laß mich dann sterben", rief Herbert leidenschaftlich aus und sank zu ihren Füßen nieder. „Gott verzeihe mir. Aber ich kann Dich nicht länger so klagen hören. Ich habe gelauscht. Du liebst mich; allein ich passe nicht recht zur Ehe. Ein Arzt prophezeite mir ein kurzes Leben. Deshalb zögerte ich, aber jetzt — —." Karoline hatte sich erstaunt von der Bank erhoben. Auch er stand nun vor ihr. Sie betrachtete ihn eine Weile stumm; dann warf sie sich an seine Brust: „Liebster, bester Mann, welche Thorheit sprichst Du da aus! Du wirst lange leben; doch ich werde sterben; ich habe es ja vorhin erklärt, daß ich glücklich sein und dann sterben will."

IV.

Majestätisch fuhr das Dampfschiff über den malerischen See von Lugano. Ein frischer Wind bewegte die blauen, schäumenden Wellen. Liebliche Uferlandschaften flogen vor den Blicken der zahlreichen Passagiere vorüber, die auf dem Verdeck des Schiffes versammelt waren. Man unterhielt sich sehr lebhaft. Englisch, Deutsch, Italienisch und Französisch schwirrte durcheinander. Mehrere schöne junge Paare saßen zärtlich plaudernd auf den schmalen Sitzbänken an den Langseiten des Schiffes oder auf zierlichen hier und dort bereitstehenden Klappstühlen. Unter diesen jugendlichen Ehepaaren befanden sich auch Herbert und Karoline. Er war ganz in das Bild des Sees und seiner holden Begleiterin vertieft, deren schwarze Augen und glänzende Haare hinter einem dichten grünen Schleier hervorschimmerten.

Sie waren in Porlezza eingestiegen und fuhren jetzt nach Lugano. Auf der Treppe, welche von der Kajüte zum Verdeck hinaufführte, erschienen soeben ein Herr und eine Dame, denen ein Kindermädchen mit einem Säugling auf den Armen folgte. Beim Anblick dieser kleinen Gesellschaft erröthete die junge Baronin Sandow und Herbert bemerkte es trotz ihres Schleiers. Ein Schauer durchrieselte ihn. — Da der frische Wind sich immer mehr in einen Sturm verwandelte, so suchte der Baron mit Karoline die Kajüte auf. Kaum hatten sie in dem etwas düstern, doch eleganten mit Spiegeln und Sophas geschmückten Raume Platz genommen, sank die anmuthige junge Frau, den grünen Schleier zurückschlagend, an Herbert's Brust und hauchte ihm zu: „Nächstes Jahr um diese Zeit werden wir, wenn Gott seinen Segen und seinen Beistand leiht, nicht mehr zu Zweien sein, sondern zu Dreien."

„Nächstes Jahr um diese Zeit", wiederholte Herbert mechanisch und starrte vor sich hin. „Nächstes Jahr um diese Zeit", dachte er dann, „werde ich nicht mehr unter den Lebenden sein." — „Du freust Dich ja gar nicht", rief Karoline vorwurfsvoll." „Ich freue mich so sehr, daß ich es nicht mit Worten ausdrücken kann", erwiderte er tonlos.

Sie hatten tags vorher einen weiteren Spaziergang an den Ufern des Comersees gemacht und waren heute früh von Menaggio nach

Polezza gefahren. Es war so heiß gewesen. Die junge Frau war ermüdet und entschlummerte bald auf einem Sopha der Kajüte.

Herbert schlich sich hinauf unter die bunte, plaudernde Menge. Engländerinnen hatten Pflanzen gesammelt und ordneten sie jetzt in ihren Herbarien. Sandow war ja selbst Botaniker. Die Namen der Blumen drangen an sein Ohr, wie ferne Erinnerungen aus vergangener Zeit. Er stand und hörte und schaute in die blauen Wellen. Er näherte sich dem Steuermann und verfolgte die Bewegungen seiner Hände, die das Rad bald so, bald so drehten. Fröhlich blickte der schwarzäugige Italiener über die glitzernde Seefläche hin.

„Soll ich warten bis zum achtundzwanzigsten Januar?" dachte Herbert, „oder soll ich nicht vielmehr jetzt gleich im Wellenschoß meinen Tod suchen? „O Erd', o Sonne, o Glück, o Lust", so ruft Goethe einmal aus. Ach, wie schrecklich ist mein Los! Das Kind, das mein Weib unter dem Herzen trägt, werd' ich nicht mehr schauen können. O, hätt' ich mich niemals Karolinen genähert! Und doch, o wie süß ist das Leben an ihrer Seite! Wie süß ist das Leben überhaupt!" Und seine Augen hingen an den lachenden Ufern und eh' er noch länger an den Tod denken konnte, ertönte die Schiffsglocke mit heitern, taktmäßigen Klängen.

„Lugano, Lugano, Signori", riefen die Matrosen und die herrliche kleine Stadt lag, vom Bahnhofshügel überragt, vor den Blicken der Passagiere.

Im glänzend erleuchteten Speisesaal des „Hotel Lugano" saßen Gäste aus aller Herren Ländern an der Abend-Table-d'hôte. Karoline an der Seite ihres Gatten amüsirte sich köstlich, indem sie das bewegte Treiben um sich her beobachtete. Die Kellner eilten hin und wieder, sprudelten ihr Italienisch hervor, oder radebrechten Französisch, je nachdem die Gäste das eine oder das andere besser zu verstehen schienen.

Sandow starrte mit verschleierten Augen auf das lichtvolle Bild; da blieb sein Blick plötzlich an einer Gestalt haften, die weit von ihm entfernt an einem der Tafelenden saß; es war ein kleiner Mann mit großem Kopf und blauer Brille; er war ganz verwachsen und überhaupt sehr häßlich. „Er ist es", dachte Herbert. „Es ist Doktor Golking. Gott, o Gott, mein Leben liegt in seiner Hand. O, wenn er nur ein Wort spräche, wenn er sich um Karolinens willen erbarmte! — Doch nein! Pfui über mich Feigling! Aber er hat mich bemerkt; er schaut durch seine Brille zu mir herüber."

In der That, der Verwachsene blinzelte durch seine blaue Brille hinüber zu dem jungen Paare und dachte seinerseits: „Der Elende, er scheint geheiratet zu haben, obgleich er weiß, daß er keine neun Monate mehr zu leben hat! Und ein sehr schönes Weib hat er sich gewählt. Es ist schade um sie. Schade, daß sie so bald schon Witwe werden muß."

Die beiden Gegner beobachteten sich; Herbert fühlte mehr als je das Bedürfniß, sich irgend jemand gegenüber auszusprechen. Sein Herz pochte rascher, seine Brust wogte. Wie gern hätte er seiner harmlos um sich blickenden Karoline alles erzählt. Im Geiste begann er ein Gespräch mit ihr: Siehst Du den buckeligen, krummbeinigen

Menschen dort drüben? Es ist ein junger Arzt. — In einer Gesellschaft that ich vorigen Winter den unüberlegten Ausspruch: „Alle Attentäter seien Schurken und verkommene Subjekte.“ Golking hörte meine Worte und erklärte sehr heftig, das ginge zu weit; Menschen, die so sehr in der Idee lebten, die so bereitwillig ihre Existenz um eines höheren Zweckes willen auf's Spiel setzten, verdienten diese Benennung nicht. Er selbst wäre gar wohl bereit, unter gewissen Umständen ein Attentat zu begehen. — Ein hitziges Wort folgte dem andern und das Ende war eine Herausforderung von seiner Seite. Golking ist sehr kurzsichtig, sehr schwächlich und ganz verwachsen. Ich bin ein Hüne durch angeborene Kraft und durch Uebung. Er schlug mir ein amerikanisches Duell vor und ich nahm seinen Vorschlag an; ich verlor. Die Frist, die man festgesetzt hatte, war ein Jahr. Und dennoch, liebste Karoline, bin ich so gewissenlos gewesen, um Deine Hand zu werben! Sage mir, mein Kleinod, kann ich mich ihm nähern und ihn — —? — Nicht wahr, ich kann es nicht, ich muß sterben? Ich wäre ein Feigling, wenn ich, sogar um Deinetwillen — wenn ich ihn anredete?“

Während der arme Mann in solcher Weise dachte und von der abstoßenden Gestalt seines Gegners auf seinen schönen Liebling schaute, hing der Blick des kurzsichtigen Arztes sinnend an dem jungen Paare. „Ich gönne ihnen ihr Glück nicht; ich selbst werde nie von einem Weibe geliebt werden, gleichwohl dauert mich diese Frau. Dennoch hat ihr Mann sein Los verdient. „Alle Attentäter sind ja Schurken und verkommene Subjekte“, also auch ich, der ich sehr wohl eines Attentates fähig wäre. Ein Schurke braucht kein Mitleid zu fühlen. — Allein ich fühle es doch. — Sollte ich vielleicht — —. Da müßte ich morgen nicht abreisen, wie ich vor hatte, sondern hier bleiben und ihm einen Besuch machen. Das stört meinen Reiseplan. Ich kann immer später noch, wenn ich will. Er soll sich nur härmen und ängstigen, er verdient es nicht besser, der Fürstenbeschützer!“

In diesem Augenblicke näherte sich ihm der Kellner und präsentirte ihm auf einem Teller die kurz vorher verlangte Rechnung. „Wann fährt das Dampfschiff morgen früh ab?“ fragte Golking auf Italienisch. „Alle cinque, signor“, versetzte der dienstfertige Kellner. „Um fünf Uhr“, wiederholte der Verwachsene. „Da muß ich machen, daß ich in's Bett komme, sonst kann ich morgen früh nicht aus den Federn.“

V.

Sandow befand sich in seinem Studierzimmer auf Thurmfeld, dem Schlosse seiner Ahnen. Es war ein unfreundlicher Herbstmorgen; der Regen rauschte und klopfte beständig an die breiten hohen Fensterscheiben. Das melancholische Sausen und Singen einer Dreschmaschine drang aus dem Wirthschaftshof herauf. Sandow stützte das blonde Haupt auf die Hand und starrte düster vor sich hin. Wie traurig, wie trübselig waren diese Oktobertage! Ach, und doch nur deshalb, weil sie ihn dem achtundzwanzigsten Januar näher und näher brachten. „Wohin soll das führen?“ fragte sich Herbert. „Ich zähle die Stunden, die Minuten. Der Schlag der Uhr erschreckt mich. Das Lächeln meiner Frau, ihr Gesang, ihr Klavierspiel, nichts vermag mich mehr zu erheitern.“

Hätte er vielleicht noch länger reisen sollen? — Wozu? Er hatte Rom, Paris, London gesehen. Karoline sehnte sich nach Hause; die Ahnungslose! „Ich weiß schon, was mir eigentlich fehlt", rief er plötzlich aus. „Mir fehlt es an geistiger Anregung und Beschäftigung. Ich will mich wieder in meine Studien versenken; ich will nach München zu meinen Freunden, zu meinen früheren Berufsgenossen, will lernen und lehren, Vorlesungen hören und Vorlesungen halten! Nur nicht hier bleiben, wo ich beständig das drohende Gerippe des Todes langsam mir entgegenschreiten sehe."

Herbert suchte augenblicklich seine Frau auf. Sie ruhte in einem Fauteuil und las eben Spielhagens „Qui si sana." Sie war sogleich mit seinem Vorschlage einverstanden und umarmte ihn zärtlich: „Ja, das ist es, was Dir fehlt; ich merke es schon lange. Du bist hier nicht in Deiner Sphäre. Wir brauchen nicht länger hier zu bleiben. Du hast einen tüchtigen Verwalter und Papa wird sich Deiner Angelegenheiten hier sehr gern annehmen. Wir bleiben dann in München bis — ach — bis wir nicht mehr bloß Gatten, sondern Eltern sind." — Ihre Augen strahlten vor Vergnügen, während sie so sprach. Aber Herbert mußte sich abwenden, um seine Seelenqualen zu verbergen.

Mit stürmischer Hast betrieb er die Abreise. Die Vorbereitungen gingen ihm viel zu langsam vor sich. Als er im Wagen saß, der die Reisenden zur Eisenbahnstation bringen sollte, sehnte er sich in den Waggon; im Waggon sehnte er sich nach der Ankunft in der Hauptstadt.

In München konnte er nicht rasch genug seine früheren Verbindungen wieder anknüpfen; eifrig verkehrte er mit geistreichen Männern, mit den Gelehrten verschiedener Wissenszweige. Er versenkte sich wieder in das Studium der Botanik, oder vielmehr, er bemühte sich es zu thun. Doch es gelang ihm nicht. Was interessirten ihn die zahlreichen Pflanzenfamilien! Ihn interessirte gar nichts mehr. Er zählte nur immer die Tage, die Stunden, die Minuten. War er bei Karoline, so sehnte er sich fort, um sich nicht zu verrathen; denn er fühlte immer einen lebhaften Drang, ihr alles zu gestehen. War er von ihr getrennt, so sehnte er sich zu ihr zurück. Es war ihm doch immer noch am wohlsten bei ihr.

An einem der letzten Tage des Oktober, als die herbstliche Sonne sich eben zum Untergang neigte, durchschritt er mit seinem holden Liebling den Münchener Korso, die Maximiliansstraße. Er gab sich alle Mühe, an nichts als den gegenwärtigen Moment zu denken. Er betrachtete die eleganten Leute, die vorübergingen, er schaute nach den ansehnlichen Gebäuden zu beiden Seiten der Straße empor, er heftete den Blick auf den stattlichen Palast des Maximilianeums ihm gegenüber im Osten jenseit der Isar. Er bewunderte seine schöne Frau, ihre reizende Gestalt; sie trug einen so anmuthig eng anliegenden Paletot. Ein Filzhütchen mit dunkler Feder saß so zierlich auf dem schwarzen, glänzenden Haar. Eben bemerkte er, wie ihre munteren Augen sich fest auf einen Punkt richteten. Sie lächelte spöttisch und griff nach ihrer Lorgnette.

Herbert folgte der Richtung ihrer funkelnden Augen. Sie ruhten auf einer buckeligen, krummbeinigen kleinen Männergestalt, in einer Gruppe von Herren, an welcher Sandow seine Frau eben vorüber-

führte. „Was für ein häßlicher Mensch!“ rief Karoline, ohne ihr Lächeln zu verbergen. „Ich bitte Dich, lache nicht!“ versetzte Herbert aufgeregt. „Ich kenne den Mann, es ist ein tüchtiger junger Arzt.“ „Er ist wirklich lächerlich häßlich“, bemerkte die hübsche Baronin und wandte das graziöse Köpfchen nach einer anderen Seite.

Golking stand nahe genug, um, trotz seiner Kurzsichtigkeit, Karolinens Geberdenspiel beobachten zu können. Jedes versöhnliche Gefühl verschwand aus seiner Seele. „Wenn sie an seiner Bahre steht, dann wird sie nicht mehr lachen“, dachte er.

VI.

Der Christbaum leuchtete und duftete auf geschmückter, von Geschenken bedeckter Tafel. Draußen jagte das Schneegestöber durch die nächtlichen Straßen. Wie behaglich war es im vornehm eingerichteten warmen Salon beim knisternden Feuer! Herbert und Karoline standen Arm in Arm vor dem glitzernden Tannenbaum. Er dachte an seine Kindheit, an viele goldene Stunden, und die Bilder seines vergangenen Lebens zogen in langer Reihe an seinem geistigen Auge vorüber. „Liebster“, rief Karoline aus, „nächstes Jahr um diese Zeit werden wir nicht mehr allein sein. Ich werde ein zartes Kindchen auf den Armen tragen und wir werden ihm auch ein Bäumchen schmücken. Und im Laufe der Jahre werden Söhne und Töchter immer zahlreicher und zahlreicher uns umgeben und endlich, ach, werden holde Enkel zu unsern Füßen spielen. O, welche Aussicht, o, welche Hoffnung! Wie ist doch das Leben so schön und so trostreich!“

Herbert stimmte ein in ihre Freude. Doch eigentlich wußte er nicht, was er sagte; draußen heulte der Sturm und die Schneeflocken schlugen dumpf an die Fensterscheiben. „Ich ertrag' es nicht mehr länger“, dachte er endlich und mit raschem Entschluß sagte er zu ihr gewandt: „Ich möchte Dich gern um etwas bitten, mein Engel. Ich verschob es bis jetzt immer. Aber es muß nun doch einmal sein. Ich arbeite an einem botanischen Werke und bedarf der Ruhe und Sammlung. Ich will mich auf eine Woche nach Thurmfeld zurückziehen in die Stille des Landlebens.“

„Gut, ich werde Dich begleiten“, entgegnete sie freundlich. „Nein, das darfst Du nicht“, war die entschiedene Antwort. „Dein Anblick, Deine funkelnden Augen, Dein liebliches Gesichtchen, Dein rastloses Geplauder lassen mich nicht zur innern Thätigkeit kommen. Du bist mir eine beständige süße Störung; Du darfst nicht mit.“

Sie schmollte; aber sie fügte sich. Nach den Weihnachtsfeiertagen reiste er ab. Sie wußte nicht, wie sie die Zeit hinbringen sollte. Sie sah zum Fenster hinaus und in ihrem Glücke bemerkte sie mitleidig die vielen frierenden ärmlichen Gestalten auf den von eiskaltem Nordsturm durchwehten Straßen.

Sogleich befahl sie anzuspannen. In kostbare Pelze gehüllt, fuhr sie aus und kaufte in großer Hast alles Mögliche. Kleider, warme Decken, Wäsche, Spielsachen, Eßwaren. Dann hieß sie den Kutscher in eine abgelegene Vorstadtstraße fahren. Da die Baronin einigen

Wohlthätigkeitsvereinen angehörte, so kannte sie mehrere hilfsbedürftige Familien. Bei der Wohnung einer kinderreichen Witwe ließ sie anhalten und ihr Lakai mußte die prächtigen Geschenke die engen, knarrenden Treppen hinauftragen.

Wie erstaunte Karoline, als der verwachsene kleine Doktor Golking am Bette der erkrankten Witwe stand! Sie schämte sich ihres spöttischen Lächelns von damals; sie erwiderte sehr artig seinen zurückhaltenden Gruß. Golking beobachtete sie schweigend. Die Freundlichkeit, die Sorgfalt, mit welcher sie ihre reichlichen Geschenke unter Mutter und Kinder vertheilte, die tröstenden Worte, die sie an dieselben richtete, die innere Heiterkeit, die ihr ganzes Wesen zu verklären schien, ihre Anmuth, ihre Holdseligkeit, das alles gefiel ihm ausnehmend gut. „Es ist schade um sie", dachte er, „schade, daß sie so bald schon Witwe werden muß! Und, wie ich sehe, steht ihr in den nächsten Monaten ein Kindersegen bevor. Ich bin doch ein recht hartherziger Mensch, wenn ich so ruhig zuschauen kann, wie ihr Gatte seinem Tode entgegen geht. Die schöne junge Frau! — Sie dauert mich. Ich will es mir überlegen. Wer barmherzig ist wie sie, verdient wieder Barmherzigkeit. Doch ich habe noch einen Monat Zeit. Ich will es mir noch überlegen, ihm dann vielleicht einen Besuch machen und ihm sein Wort zurückgeben, übrigens nur um ihretwillen, denn er hat es nicht verdient, er, der alle Attentäter, der muthige Männer, die oft für eine erhabene Idee ihr Leben freudig in die Schanze schlagen, „Schurken und verkommene Subjekte" genannt hat!"

VII.

„Wie prachtvoll ist doch eine Schneelandschaft! Wie königlich beleuchtet die Sonne das silberne Gefilde und die feenhaft glänzenden Bäume! Daure noch, Leben, daure noch ein wenig! Zwanzig Tage, welche lange Zeit! Was kann sich nicht innerhalb dieser Frist noch Glückliches, noch Hoffnungsvolles ereignen!" Das waren Sandow's Gedanken, während er auf dem Balkon seines Schlosses stand und sehnsüchtig umherblickte. Heute war der achte Januar; in zwanzig Tagen war die Frist aus. Er suchte dieser Vorstellung einigen Geschmack abzugewinnen. Er starb ohne vorausgegangene Krankheit; das war angenehm. Er liebte und wurde geliebt; das war süß.

Er war jetzt überhaupt ruhiger. Denn der Anblick Karolinen's hatte ihm seinen Entschluß unendlich erschwert. Er bemühte sich so viel als möglich, nicht an sie zu denken. Auch seine Schwiegereltern sah er wenig, alles unter dem Vorwande der wissenschaftlichen Arbeit, welche seine besten Geisteskräfte in Anspruch nähme. — Er schrieb allerdings — er schrieb Abschiedsbriefe an seine Frau. Nach seinem Tode sollte sie dieselben lesen.

So stand er nun in der kalten Luft des frostigen aber sonnenhellen Winternachmittags und die fröhlichen Stimmen seiner Knechte und Mägde schallten vom Hofe zum Balkon herauf. Schon gestern hatte er einige Zeilen von Karoline erhalten und nicht gewagt, sie zu lesen, denn ihre letzten Briefe athmeten eine solche Sehnsucht nach ihm,

daß sie ihn jedes Mal in große Aufregung versetzten. — Endlich öffnete er doch ihren kleinen Brief und las: „Heißgeliebter, harter Mann! Auf eine Woche nur wolltest Du mich verlassen und nun sind es schon vierzehn Tage! Weißt Du, daß ich die Minuten zähle, bis ich Dich wiedersehe? Ich kann nicht leben ohne Dich. Bedenke, meine schwere Stunde naht heran! Du allein kannst sie mir ertragen helfen. Du bist für mich, was der Sonnenschein für die Blumen. Vergebens strebe ich darnach, mich zu zerstreuen. Die Männer gefallen mir nicht und die Frauen auch nicht. Alles ist langweilig ohne Dich. Komm bald, ich beschwöre Dich! Wenn nicht, so werde ich Dir zum ersten Male in meinem Leben ungehorsam sein und zu Dir eilen. O, ich werde Dich nicht stören, ich werde ganz stumm sein, Du wirst sehen. Sei innig geküßt von Deiner Karoline!"

Herbert küßte seinerseits den Brief, barg ihn an seiner Brust und verließ den Balkon. Er schritt im großen Saale auf und nieder. — Nein, das durfte nicht sein, er durfte sie nicht sehen. Das konnte er nicht mehr ertragen. Wenn sie ihr weiches, glänzendes Haar so eng an sein Herz schmiegte, wenn sie mit den großen schwarzen ausdrucksvollen Augen zu ihm aufblickte, wenn sie ihre runden, weißen Arme um seinen Nacken schlang, dann konnte er nicht sterben, dann nicht.

Seine Pulse flogen, seine Hände glühten; er ging wieder auf den eisigumwehten Balkon hinaus und starrte auf die sonnige Winterlandschaft. — Dort im Osten tief unten im Thale kam ein Schlitten herangefahren. Er kam sehr rasch heran. Aber das war nicht das Gespann seines Schwiegervaters, noch eines anderen seiner Gutsnachbarn; das war ein gemietheter Schlitten; er kam gewiß von der nächsten Eisenbahnstation. — Ach, darüber bestand kein Zweifel: Karoline saß in jenem Schlitten. Sie war ungehorsam gewesen und eilte zu ihm. Das war ja ganz leicht möglich; er hatte ja ihren Brief schon gestern erhalten und nicht geöffnet. Gott, o Gott, wie vermochte er ihren Anblick zu ertragen! Er ertrug ihn nicht. Er mußte ein Ende machen.

Starr schaute er auf den Schlitten, der näher und näher kam. Dann schaute er noch einmal rings umher und nahm Abschied von den Gefilden seiner Heimat. „Es war ein König in Thule", summte er vor sich hin, „gar treu bis an das Grab, dem sterbend seine Buhle einen gold'nen Becher gab."

Der Schlitten verschwand jetzt in einem Hohlwege, um von dort aus auf wenig steiler gewundener Bergstraße die Burg zu erreichen. Herbert zog sich in sein Schlafzimmer zurück. Es war nach dem Schloßhof zu gelegen; wartend saß er da. Er berechnete die Zeit, welche die Pferde brauchen würden, um bis zum Portal zu gelangen. Die Wanduhr tickte; das Feuer knisterte im alterthümlichen Kamin. — Aus einem Pistolenkästchen hatte er sich schon herausgenommen, was er bedurfte. Es lag bereit. Vor seiner Seele stand das Bild seiner schönen Gemahlin. Er sah sie, wie sie in Pelze gehüllt auf den Polstern des Schlittens ruhte. Jetzt ertönten die Schellen der Pferde im Schloßhof. — „Wenn ich sie wiedersehe, kann ich nicht sterben", rief Herbert; „also nicht mehr gezögert — —"

Der Schlitten hielt im Hofe und ein kleiner, buckeliger Mann stieg eilfertig heraus. „Ist Baron Sandow zu sprechen?" fragte er einen

Bedienten, der sich dem Gefährt genähert hatte. „Wen darf ich melden?“ war die Antwort. „Doktor Golking“, versetzte der Verwachsene ungeduldig. „Hier ist meine Karte. Bringen Sie — —. Was war das für ein Schuß?“ unterbrach er sich selbst. Der Lakai entgegnete verwundert, daß er nicht wisse, was das für ein Schuß gewesen sei und ging dem Ankömmling voraus, die breiten Treppen hinauf. „Bin ich etwa zu spät gekommen?“ sagte sich Golking voll Unruhe. „Warum habe ich einige Tage gewartet und bin nicht gleich in seine Wohnung gegangen, nachdem ich die Baronin bei der kranken Witwe getroffen hatte? Warum bin ich, nachdem ich erfahren, daß er auf seinem Schlosse sei, nicht gleich hierher gereist? — Warum habe ich gezögert und immer gezögert? — Es kann aber nicht sein. — Wir haben noch zwanzig Tage bis zum entscheidenden Moment. — Vielleicht macht er Schießübungen —.“

Der Bediente hatte den Doktor in den Salon geführt und ging, um ihn bei seinem Herrn zu melden. Doch den Ankömmling litt es nicht in dem stillen, hohen, vornehmen Raume. Er folgte dem Diener auf dem Fuße und betrat hinter ihm das Schlafzimmer des Barons.

Sandow lag lang ausgestreckt auf dem Teppich, neben ihm ein abgefeuerter Revolver. Bei diesem Anblick stieß der Diener einen Schreckensruf aus, doch Golking vermochte kein Wort hervorzubringen. Der Sterbende röchelte noch und öffnete jetzt die schon halb verglasten großen blauen Augen; er heftete sie sekundenlang mit seltsamem Ausdruck auf seinen Gegner und schloß sie dann auf ewig.

Weihnachtsgrüße.

Eine Erinnerung an das Jahr 1870.

Von

Bernhard von Walther.

Es war der Weihnachtsabend des Jahres 1870. Wolkenlos und rein glänzte der dunkle Himmel im Schmuck der schimmernden Sterne.

Eins dieser Himmelslichter löste sich vom Firmament und sank zur Erde nieder.

Der Weihnachtsengel war's, der wiederum des treuen Amtes pflegte, in Schloß, in Haus und Hütte den wundervollen Himmelsgruß zu tragen: „Friede auf Erden."

Doch unten gab es Krieg!

Des Engels Auge wurde trüb durch brennende Dörfer. Sein Ohr hörte wildes Geschrei kämpfender Männer und lauten Donner der Geschütze. Er vernahm das Aechzen der Verwundeten, das Stöhnen der Sterbenden, das Klagen der Witwen und Waisen.

„Herr! Wie soll ich diesen Menschen Frieden bringen?" seufzte der Engel.

* * *

Der Winter von 1870 zu 1871 war bitter kalt. Dickes Eis bedeckte die norddeutschen Ströme. In unfreiwilliger Ruhe lagen die Schiffe, ihrer zierlichen Takelage entkleidet, an den Landungsplätzen. Selbst für die unruhigen großen Seedampfer konnte kein schmales Fahrwasser offen gehalten werden. Eiszapfen hingen vom Bord der Schiffe herab und glänzten Diamanten gleich im Sonnenstrahl. Eis umgab das steif gefrorene Tauwerk und drang sogar bis in die Kesselräume ein, in welchen sonst die heißen Wasserdämpfe ihre forttreibende Kraft fühlbar zu machen pflegten.

Und dennoch herrschte trotz der Kälte auf den Straßen der alten guten Stadt Danzig reger Verkehr.

Zwar blickten die reich verzierten Giebel der hohen Häuser in weißem Schneeschmuck, so daß die Umrisse der schönen Steinbildwerke auf dem dunklen Hintergrunde der Gebäudewände besonders klar und scharf hervortraten. Der hartgefrorene Schnee knirschte unter den Sohlen der Dahineilenden, ihr Athem glich einer Rauchwolke, Bart und Schleier wurden steif und schwer. Selbst die Verkäufer in den

hell erleuchteten Buden auf dem Langenmarkte vor dem Artushofe vergaßen mitunter des Geschäftes, schlugen heftig die Arme ineinander und wärmten die erstarrten Hände an kleinen, für den augenblicklichen Bedarf im Freien aufgestellten Oefen oder Kohlenpfannen. Doch es war ja der vierundzwanzigste Dezember und an diesem gab es noch zu später Abendstunde, kurz vor der Festbescherung, vieles zu besorgen, was für den Weihnachtstisch und für den Lichterbaum vergessen oder übersehen war.

„Eine Hundekälte", brummte ein alter Mann vor sich hin, als er mit vorgebeugtem Oberkörper durch die Straßen der Stadt eilte.

Der ehemalige Sergeant, jetzt wohlbestallter Briefträger, war an Wind und Wetter gewöhnt und konnte sonst Frost und Hitze, Schnee und Regen mit Geduld ertragen. Heute aber war es wirklich gar zu kalt.

„In Frankreich soll es wärmer sein", murmelte er. „Verdammte Gesellschaft, daß sie es besser haben als wir hier oben. Nun, dafür kommt's jetzt unseren Jungens drüben auch zu gut. Ist doch ein Nutzen bei der Sache."

„Hab' hier so viele Briefe von den Unsrigen aus Frankreich in der Tasche, die heute alle noch bestellt werden müssen. Er aber hat nicht geschrieben. Meine arme Alte wird sich grämen. Wenn dem Jungen nur nichts zugestoßen ist, es soll dort drüben wieder heiß hergehen."

An der nächsten Straßenecke blieb der Briefträger einen Augenblick stehen und blickte zum sternenklaren Himmel auf. Er fuhr mit der Rückfläche der Hand über die feuchten Augen und seufzte: „Herr, unser Gott und Vater dort oben, erbarme Dich. Stärke meinen Jungen in Gefahr, schütze ihn in Noth, behüte ihn vor Unrecht und sende ihn gesund heim. Er ist ja unser einzig Kind und unsere einzige Freude auf dieser Welt!"

Hastig aber, als hätte er sich auf einer Pflichtversäumniß ertappt, eilte der Briefbote, die Regungen seines Gefühls überwindend, weiter durch die Straßen. „Hab' keine Zeit zu verlieren", murmelte er vor sich hin. „Die Weihnachtsgrüße dürfen nicht verspäten und meine Alte wird auch auf mich warten."

An einem stattlichen Hause machte er Halt, zog die Glocke und rief dem Mädchen, welches die schwere Thüre öffnete, in heiterem Tone zu: „Gut' Glück zum Christfest. Hier ein Brief vom Herrn Hauptmann aus Frankreich!"

Der brave Mann vergaß der eigenen Sorge um den fernen Sohn über der Freude, welche er durch seine Briefe anderen Mitmenschen bereiten durfte.

Auf dem Treppenabsatz im Hausflur stand eine Frau. Ihr Haar schimmerte weiß, ihr Auge glänzte aber hell. Sie war beim Schall der Glocke dem Mädchen nachgeeilt, denn ihr Herz rief laut: „Gewiß ein Brief von meinem Sohn!"

„Gieb schnell her!" —

„Richtig! Von Bernhard aus Rouen an Marie. Welche Ueberraschung, welche Freude wird ihr dieser Weihnachtsgruß bereiten. Er konnte zu keiner passenderen Zeit hierher gelangen! Doch husch damit, daß sie vorher nichts merkt, auf ihren Platz am Weihnachtstisch."

Behender als die vorgerückten Jahre es erwarten ließen, stieg die Frau die Treppenstufen hinauf, öffnete nur wenig eine Thür, schlüpfte in's Gemach und schloß vorsorglich hinter sich zu, damit nichts, nicht einmal ein vorwitziger Lichtstrahl, das süße Geheimniß verrathen möchte, welches in jenem, dem Christfest geheiligten Raume waltete.

Im Nebenzimmer aber saß, ganz wider die Gewohnheit, im Sorgenstuhl des Schwiegervaters eine junge Frau. Ihre dunkelbraunen Augen schimmerten in Thränen und die Gedanken zogen fort in weite, freudenlose Ferne. — Leise sprach sie vor sich hin: „Der Briefbote muß lange schon vorüber sein. Rudolf hätte zum heutigen Tage wohl eine Nachricht an mich gelangen lassen können und wär's auch nur das kurze Wort: Ich bin gesund. Er mag bei diesen unaufhörlichen Märschen hin und her kaum Zeit gefunden haben, an Frau und Kinder zu denken und gar an sie zu schreiben. Doch nein! Gedacht hat er gewiß an uns. Die Liebe kennt nicht Schranken und findet immer einen freien Augenblick, sich mitzutheilen. Es kommt wohl noch ein Brief von ihm, wenn auch vielleicht erst morgen."

Achtlos wickelte sie eine Stickerei zusammen, die, für die Schwiegermutter als Festgeschenk bestimmt, soeben vollendet worden war.

Da eilte ein siebenjähriges Mädchen auf sie zu, schlang die kleinen Arme um ihre Kniee und rief fast leidenschaftlich aufgeregt: „Muschchen! Liebe Mutter! Der Kurt hat sich die Fußbank an die Thür gestellt, schaut durch das Schlüsselloch und sagt, drinnen sei sehr heller Schein, für mich wäre nichts da, aber den Schecken habe er ganz genau gesehen, den ihm das Christkind gebracht hätte."

Die Mutter lächelte und strich dem besorgten Töchterchen sanft über das Haupt.

Der dreijährige Verklagte guckte sich um, stieg bedächtig von dem Schemel, trug ihn zu der Mutter Füßen und flüsterte ihr schelmisch zu: „Kurt hat gar nichts sehen können. Der Schlüssel steckte im Schlüsselloch. Er hat die Liese nur necken wollen."

Bevor jedoch die Mutter etwas hierauf sagen konnte, erschollen aus dem Nebenzimmer die gedämpften Klänge des Chorals:

Lobt Gott Ihr Christen, freuet Euch!
Vor seiner Himmel Thron
Beruft er uns zu seinem Reich
Und sendet seinen Sohn.

Mutter und Kinder horchten auf. Unwillkürlich falteten sich ihre Hände zum Gebet und der Mund öffnete sich zu leisem Gesang.

Der Schlußaccord verhallte. Ein Glöckchen tönte einmal, — wiederum — zum dritten Male. Von unsichtbarer Hand bewegt, öffneten sich die Flügelthüren. Glänzendes Licht strahlte von einem Tannenbaume aus, auf dessen höchstem Zweige der Weihnachtsengel thronte. Er hatte die Arme entgegengebreitet und schien den wohlbekannten Gruß zu winken: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Reich Gottes.

Zu beiden Seiten des weißgedeckten Tisches, auf dem der Weihnachtsbaum und zahlreiche Geschenke prangten, standen Großvater und Großmutter. Mit freundlicher Geberde luden sie zum Nähertreten ein.

Schüchtern wagten sich, vom Glanze geblendet, zuerst Elisabeth und Kurt in den Festsaal. Ein wenig schob mit sanfter Hand sie ihre Mutter vorwärts über die Schwelle und trat dann selbst hinein. Neben ihr ging das treue Johannchen, eine Verwandte und langjährige Stütze der Großmutter im Haushalt. Dann folgte Karoline, die Köchin, welche schon sechsundzwanzig Jahre in dem Hause diente und nur in jüngeren Jahren bisweilen die Suppe versalzen hatte. Ihr schritt nach das Stubenmädchen und Martin, der Diener. Ihm hatte die Vorsehung mehr guten Willen als Verstandeskräfte zuertheilt.

Scheu blieb an der Thüre stehen eine arme Witfrau mit zwei Kindern an der Hand. Sie wusch und nähte schon seit Jahren für das Haus und hatte sich stets brav bewiesen. Und über ihrer Kinder Schultern blickten freudestrahlend drei Augenpaare. Sie gehörten zwei Knaben und einem Mädchen an, die nichts besaßen als des Höchsten Schutz und der Mitmenschen theilnahmsvolle Liebe; denn Vater und Mutter deckte lange schon der kühle Rasen; kaum konnten sich die Kleinen ihrer Eltern noch entsinnen.

Einen Augenblick herrschte heilige Stille, dann brach der laute Kinderjubel los.

Kurt hatte seinen Platz am Weihnachtstisch gefunden. Es konnte kein anderer sein, denn dort stand in Wahrheit der so ersehnte Schecken, reich aufgeschirrt, mit weichem Fell, wirklichen Pferdehaaren in Schweif und Mähne.

Der Knabe kniete vor dem Rößlein nieder, streichelte den Hals desselben und küßte die glänzenden Augen, welche Muth verhießen.

Elisabeth's Puppe aber war nicht minder schön. Sie wurde in den linken Arm genommen und froh an's warme Herz gedrückt. Dort lag jedoch noch außerdem ein reizendes Kleid von weichem, dunkelbraunem Wollenstoff mit Weiß besetzt. Ach wie schön! Das Mädchen streichelte mit liebevoller Hand das Kleidchen und freute sich desselben. Elisabeth war ja schon sieben Jahre alt — da darf ein Mädchen doch wohl daran denken, ob der Anzug paßt und gut steht.

Es fand sich manches noch, was später Freude machte. In diesem ersten Augenblicke aber hatten die Kinder nur Sinn für die Erfüllung ihres Hauptwunsches. Selbst die bunte Schüssel mit Nüssen, Thorner Pfefferkuchen, Danziger Marzipan von dem berühmten Konditor Grenzenberg und den beliebten Traubenrosinen machte jetzt noch keinen Eindruck.

Da plötzlich löste sich der Bann.

Kurt, seinen Schecken an der Hand, Elisabeth, die Puppe fester an die Brust gedrückt, liefen zu den gütigen Großeltern und der geliebten Mutter mit einem einzigen Gefühl im warmen Kinderherzen, mit dem des tiefgefühlten Dankes.

Als der erste Sturm der Freude vorübergerauscht war, wandte sich die Großmutter zu den anderen und zeigte, freundliche Worte spendend, jedem seinen Platz am Weihnachtstisch.

Hier Zuckerwerk und ein warmer Rock für das arme Mädchen, dort ein neuer Anzug für den Knaben. „Ein blaues Kleid", sprach mit Entzücken leise vor sich hin das blondhaarige Waisenkind und „hohe Stiefel" jubelten ihre Brüder.

Das war ein Glück rings in dem Kreise! Die Augen aller leuch-

teten vor Freude, denn jeder fühlte den warmen Schlag des Herzens, welches bei der Gabenauswahl an ihn, an seinen stillen Wunsch gedacht. Ja tausendfach beschenkt, wer es versteht, mit warmer Hand von Herz zu Herz zu reichen!

Großmütterchen warf einen verständnißvollen Blick hinüber zu ihrem Manne.

Dieser faßte seiner lieben Schwiegertochter Hand mit den Worten: „Willst Du nicht auch suchen, was Dir das Christkindlein beschert hat? Hebe dieses weiße Tuch auf, darunter liegt wohl etwas, das Dir Freude macht."

Ein leichtes Lächeln zuckte um die Mundwinkel des alten Herrn und seine blauen Augen blickten mit besonderm Ausdruck, liebreich und schalkhaft zugleich, auf die junge Frau, welche zögernd näher trat.

Sie hob das weiße Tuch.

Ein pelzverbrämter Sammetmantel, mit Nerz gefüttert, zum Schutz gegen die schneidende Winterkälte, offenbarte sich. Beim Auseinanderbreiten des Gewandes fiel ein weißer Gegenstand zu Boden. Hastig bückte sich Marie danach und hob das Papier auf. Unter hervorquellenden Thränen rief sie: „Kinder! Ein Brief! Ein Weihnachtsgruß vom Vater! — Hört! Hört! Er lebt, er ist gesund — — Gott schütze ihn auch fernerhin!"

Von dem Gefühl der Freude überwältigt, barg sie das Haupt an ihres Schwiegervaters Brust.

Der Weihnachtsengel hob die Schwingen. Mit Freuden flog er aus dem Zimmer, wo er so viele Glückliche verließ. Er hatte heute noch viel zu thun und durfte nimmer lange rasten.

Im Weiterschweben erblickte er unter sich einen Eisenbahnzug. Der brauste das Schienengleis von Rouen nach Amiens entlang. Auf der Lokomotive standen mit zusammengekniffenen Lippen zwei angesehene Franzosen unter militärischer Bewachung. Sie dienten mit ihrer Person als Schutz gegen das Beginnen der Franctireurs, welche erst vor wenig Tagen in einen Zug hineingeschossen und die Schienen aufgerissen hatten. Dort am Fuß des Eisenbahndammes lag noch die zertrümmerte Lokomotive nebst einigen Wagen, als stumme Zeichen rohesten Hasses.

Eng aneinander gedrängt saßen in dem dahineilenden Zuge kampfesmuthige Männer, darunter auch Marien's Gatte, Elisabeth's und Kurt's Vater. Es galt in größter Schnelligkeit Amiens und die Hallue zu erreichen, um den Brüdern zu helfen, die gestern und heute gegen Uebermacht mit Todesverachtung kühn gestritten hatten.

Die Stimmung der Offiziere und Mannschaften war ernst, dem Dunkel draußen entsprechend. Kein Sang, kein lustiger Soldatenwitz erheiterte die Gemüther.

Heute war Christabend, das Fest, welches in Deutschland mit besonderer Feier selbst in der ärmsten Familie begangen wird. Wie weit war man von seinen Lieben entfernt. Und der Morgen des heiligen Tages — — was verhieß er? — Voraussichtlich ein scharfes Ringen um den Siegespreis, einen harten Kampf auf Tod und Leben.

Zwei Brüder saßen nebeneinander. Der Aeltere, ein Reservist, hatte auf kleinem Besitz zu Hause Weib und Kind, der jüngere Bruder

war noch ledig. Wenn er aber aus dem Kriege zurückgekehrt und von den Soldaten entlassen war, dann hoffte auch er mit des reichen Bauern Stanaitis' Tochter in Litthauen ein eigenes Heimwesen gründen zu können. Bisher hatte er als Knecht auf dem Gute gedient, welches dem Vater seines jetzigen Hauptmanns angehörte. So war es von Alters her immer gehalten worden und engere Bande als nur Pflicht und militärischer Gehorsam verknüpften die Vorgesetzten mit vielen ihrer Untergebenen.

„Du, denkst Du noch an die Erzählungen der Großmutter von dem wüsten Thun und Treiben der Franzosen, als sie nach dem unglücklichen Kriege bei uns zu Haus die Herren spielten?" begann im Flüsterton der Reservist.

„Franz", erwiderte der jüngere Soldat beinahe heftig: „Ich, ein Preuße, könnte vergessen in jenen bösen Jahren, daß der Feind ohne Schonung die letzte Kuh aus dem Stalle gezogen, das Stroh vom Dach herabgerissen und verbrannt, die Betten und die Wäsche in Uebermuth zerschnitten, die Federn auf die Erde gestreut hat, daß ——"

„Ja", fiel ein dritter Soldat ein, der dem Gespräch gelauscht hatte, „als diese Franzosen — Gott verdamme sie dafür! — die frischgebackenen Brote aushöhlten und wie Ueberschuhe anzogen, damit, — so haben sie höhnisch gerufen — preußischer Dreck nicht die weißen französischen Gamaschen beschmutze —"

Nun rief es durcheinander.

„Meinen Großvater haben sie halbtodt geprügelt, weil er ihnen während der Schlacht bei Friedland den nähern Weg durch den Sortlacker Wald nicht zeigen wollte."

„Der alte Sbiorczek wankt noch heute an der Krücke herum. Sie zerschlugen ihm das Bein und zündeten das Haus seines Vaters an, weil der Junge die Fohlen des Herrn von der Koppel in den Wald zu flüchten versuchte."

„Die herrschaftlichen Fräuleins, welche sehr hübsch ausgesehen haben sollen, wurden gezwungen, auf einem Ball zu tanzen, den französische Offiziere von der Garde veranstaltet hatten. Nur um diesen Preis retteten sie des Vaters Leben, von dem es hieß, er habe die Königin und die Prinzen auf der Flucht nach Königsberg selbst gefahren."

„Und unsere engelsgute Königin Luise", fügte ein junger Mann hinzu, der als Einjährig-Freiwilliger in das Regiment eingetreten war, „wie wurde sie von dem rohen Emporkömmling, den die Franzosen als Kaiser ehrten, so lange ihn das Glück begünstigte, verhöhnt und beschimpft!"

Die Stimmen wurden lauter und die Erregung theilte sich auch den übrigen mit, die in dem Wagen saßen. Viele waren von den Sitzen aufgesprungen und ein böses Wort über die Franzosen folgte dem andern: „Verdammtes Volk!" —

„Wir sind viel zu gut gegen sie! — Für jeden Schlag und jedes Schimpfwort sollen sie büßen! — Es muß vergolten werden, was sie uns gethan!" So schwirrte es durcheinander.

Da klang aus dem Dunkel einer Wagenecke klar, männlich stark und doch mild eine Stimme hervor: „Haben Euch Eure Großeltern

nicht erzählt, wie Gottes Zorn und Strafe die übermüthigen Feinde getroffen, in welchem erbarmungsvollen Zustand das große Heer und Napoleon selbst aus Rußland zurückgekehrt?"

„Wißt Ihr nichts von den deutschen Siegen in den Jahren 1813 bis 1815, nichts mehr von Leipzig, Waterloo und von dem Einzug in Paris? — Und nun, nachdem der Feind von neuem das alte Spiel begann, den König schmähte und das Volk bedrohte, wer hat's vollbracht, daß Neid und Hader schnell vergessen, daß ein einig deutsches Volk in Waffen fertig stand, bevor der übermüthige Feind nur bis zur Grenze kam? Ihm fehlte bei Ausbruch des Krieges kein Gamaschenknopf, behauptete der Minister, aber ihm fehlte das gute Recht und Gottes Beistand. Gedenkt des Blutes, das geflossen, der langen Reihe großer Schlachtentage und Erfolge, die selbst die fernsten Völker unserer Erde staunen machte."

„Mein ist die Rache, spricht der Herr. Er hat sie wahrlich ausgeübt mit aller Strenge. Wir haben nicht das Recht, dieselbe darüber hinaus noch zu verfolgen. Setzt freudig Euer Leben für den König und die gute Sache ein, für die Ihr kämpft, bleibt aber Menschen, auch dem Feinde gegenüber."

Die Soldaten waren still geworden. Sie setzten sich auf ihre Plätze nieder. Der Haß wich aus den Gemüthern.

„Das war die Stimme des Herrn Divisionspfarrers", sprach leise der Reservist zu seinem Bruder. „Ich habe sie gleich wiedererkannt, obwohl ich ihn in der Dunkelheit nicht sehen kann. So ähnlich predigte er auch auf dem Felde bei Les Etangs am 14. August vor Metz, kurz bevor wir dem Feinde zuerst entgegentraten. — Es ist doch hübsch von diesem Herrn, daß er sich nicht scheut, mit unsereins auf einer Bank zu sitzen, statt im bequemeren Offizierswagen."

Der brave Soldat, welcher schon in Dänemark und in Oesterreich für seinen König gefochten hatte, erhob sich ein wenig und rief hinüber: „Herr Pfarrer, wir danken Ihnen für die Ermahnung zu so rechter Zeit und wollen daran denken, wenn es gilt."

In diesem Augenblicke ertönte von der Lokomotive ein greller Pfiff. Die Fahrgeschwindigkeit ließ nach.

„Was giebt es?" fragte jeder. „Sind wir schon an Ort und Stelle?" — Doch nein, hier ist ja alles dunkel, das kann doch nicht Amiens sein! — Sind etwa die Unsrigen zurückgeworfen? — Geht es jetzt zur Nacht noch in den Kampf?"

Jeder der Männer griff unter den Sitz nach Helm und Tornister. Das Gewehr zwischen den Knieen und die Patronen in den Taschen waren handbereit. Noch ein Pfiff! Der Eisenbahnzug hielt.

„Aussteigen! Gepäck und Waffen im Wagen lassen!" ertönte der laute Kommandoruf.

Alle sprangen aus den Wagen und stellten sich trotz der Dunkelheit schnell in gewohnte Ordnung. Einige kurze Befehle unterbrachen die geheimnißvolle Stille. Erwartungsvoll stand das Bataillon gleich darauf vor dem Bahnhofsgebäude. Die Thüren desselben öffneten sich und ein heller Lichtglanz strahlte den Ueberraschten von einem Weihnachtsbaum entgegen.

Ein junger Offizier des Bataillons, der zur Etappe auf diesem

Bahnhof abkommandirt war, hatte sich die Freude von seinem Vorgesetzten erbeten, den Kameraden auf der Durchfahrt einen Weihnachtsgruß zu spenden.

Aller Augen wurden feucht. Auch der Roheste der hier versammelten Leute fühlte den tiefen Werth dieses heimatduftigen, von uneigennütziger Hand gereichten Festgrußes. Wer konnte wissen, ob ihnen im nächsten Jahr ein Weihnachtsbäumchen blinken würde.

Erstaunt blickten die beiden Franzosen drein. Sie begriffen wohl kaum den ganzen Zauber dieses kameradschaftlichen Festgrußes. Doch nahmen sie mit Dank einen Schluck heißen Punsches an, der in Gläsern und Gefäßen jeglicher Art und Form eingeschenkt von Mund zu Mund gereicht wurde. Im Kriege ist man nicht verwöhnt.

Doch die Zeit drängte. Der Kommandeur reichte dem liebenswürdigen Kameraden die Hand und dankte ihm im Namen aller. Darauf wandte er sich um und rief: „Einsteigen!“

Mit schwerem und doch froh erregtem Herzen wurde pünktlich dem Befehl gehorcht und fort brauste der Zug seiner Bestimmung zu.

Der Weihnachtsengel aber sammelte die still vergossenen Thränen, die ungesprochenen Grüße an die fernen Lieben und trug sie in die Heimat dieser Männer. Die Gegengrüße brachte er mit des Gedankens Schnelligkeit zurück und an dem eigenartigen Schlag des Herzens wurde hier in Frankreich wie in dem deutschen Norden das Zusammenklingen der Liebesgefühle tief empfunden.

Noch eine schwere Pflicht lag dem Weihnachtsengel ob. Sie forderte die höchste Eile.

Drüben an der Hallue lag mancher Mann, dessen rothes Blut den weißen Schnee färbte und dessen letzte Segenswünsche nach der Heimat strebten.

Der Engel flog den steinernen Heiligen vorüber, welche in fast unzählbarer Menge das Aeußere der Kathedrale von Amiens schmücken, dem Denkmal jenes Mönches, der hier statt Liebe Haß, und Krieg anstatt des Friedens gepredigt hatte, ad majorem dei gloriam, vorüber, an der Citadelle und den Häusern, wo die frischen Kugelspuren Zeugniß von der Leidenschaft und Wuth der Menschen ablegten.

Auf einem Hügel, der sich nach dem Thale abflacht, in welchem die Hallue, ein kleiner aber blutgetränkter Bach bei Querrieux, Bussy und Daours vorüberfließend der Somme zuströmt, lag vor Kälte erbebend ein Mann in geistlichem Gewand. Er war verwundet worden, als er Tröstung spendend das Schlachtgefilde durchschritt.

Die frühe Dunkelheit ließ ihn das Schlimmste erwarten, denn die Kälte brachte dem Verletzten sichern Tod, wenn er nicht noch im letzten rechten Augenblick gefunden und zurück in Obdach und in ärztliche Behandlung gebracht wurde.

Der brave Mann erkannte dies wohl. Er wußte auch, daß bei den Vorbereitungen zum dritten Kampfestage nur wenig Hoffnung auf Erlösung aus der schlimmen Lage für ihn sei. Dennoch vergaß er seiner eigenen Leiden und hegte nur den Wunsch, dem armen Mitmenschen helfen zu können, dessen unterdrücktes Stöhnen er vernehmen konnte.

Da horch! Gedämpft durch den Schnee wurden Männerschritte hörbar.

Waren es Freunde, die näher kamen, oder unbarmherzige Feinde?

Der Mond brach durch die Wolken und warf sein mildes Licht auf die Stätte, wo noch vor kurzer Zeit die heftigste Erbitterung gewüthet hatte.

Der Pfarrer stieß einen Schrei aus.

„Fürchte Dich nicht", erklang die Antwort aus der Nähe. „Ich bin Johanniter. Wenn Du der Hilfe bedarfst, soll sie Dir werden, gleichviel ob Du Franzose oder Deutscher bist."

Das war ein tröstlicher Weihnachtsgruß.

Die hohe Gestalt des Johanniterritters trat näher und beugte sich über den Verwundeten.

„Selbst Sie, Herr Pfarrer", sprach er ernst, „sind vom Feinde nicht verschont worden, trotz Ihres friedlichen Berufs und menschenfreundlichen Wirkens? Gott gebe, daß die Wunde nicht gefährlich ist, oder sich durch die Kälte verschlimmert hat. Aber guten Muth, dort naht schon der Arzt mit den Krankenträgern."

Der Pfarrer erkannte seinen Retter.

„Ach, Herr Graf", bat er, „lassen Sie mich vorläufig noch hier. Ich bin nur leicht verletzt. Dort aber etwas weiter abwärts liegt ein Mann, der brav gefochten und dem, wie ich glaube, schleunigste Hilfe Noth thut."

Der Johanniter grüßte artig, rief den Krankenwärtern seine Befehle zu und wandte sich nach der Stelle, von woher Aechzen an sein Ohr drang.

Bald sah er einen jungen Mann vor sich im Schnee liegen. Eine große Blutlache, das starre Antlitz und die vor Schmerz geballten Fäuste ließen auf eine schwere Verwundung schließen. Ringsum war der blutgefärbte Schnee zertreten, der Boden mit Waffen, Ausrüstungsgegenständen und mit Todten bedeckt. Hier hatte augenscheinlich ein harter Kampf Mann gegen Mann gewüthet.

Der Graf kniete nieder, hob den Oberkörper des Verwundeten in die Höhe und stützte den Kopf desselben mit der Hand. Blut, welches aus dem Munde des Armen quoll, schien ihm Erleichterung zu verschaffen.

„Dank", stöhnte er, „ich glaubte ersticken zu müssen."

„Herr Doktor", rief der Johanniterritter laut, „schnell herbei, wenn Sie dort fertig sind, und schicken Sie einen Träger nach dem Krankenwagen. Er soll sich eilen."

Der Verwundete schlug die Augen auf und seufzte: „Es ist wohl aus mit mir. Ich fühle, daß die Kräfte schwinden. Hier die Tasche mit den Papieren für den Hauptmann. — Das Kreuz an den Vater und schreibt ihm, daß ich Feldwebel geworden bin. Es wird ihn freuen. — Die beiden Briefe in der Seitentasche schickt meiner Mutter und meiner Braut — wenn sie die Kugel der Feinde nicht zerrissen hat." — Ein schmerzliches Lächeln spielte um seinen Mund, als er hinzufügte: „Sie fuhr gerade an dieser Stelle in meine Brust." — Schwer sank des Kranken Haupt zurück. Die Augen schlossen sich.

Der soeben hinzugeeilte Arzt untersuchte schnell, so viel es Ort und Zeit erlaubten, mit kundiger Hand die Wunde und legte einen

Nothverband an. „Hoffentlich kommt der Krankenwagen bald herbei", flüsterte er dem Grafen zu, „sonst kann die Kunst hier kaum noch etwas helfen, besonders bei dieser Kälte."

Ruhig erwiderte der Johanniter: „Ich habe meine Hände nicht frei. Bitte nehmen Sie mir den Mantel von der Schulter und bedecken Sie damit den Verwundeten."

Der junge Arzt rief: „Aber Herr Graf, Sie und die Kälte" — — Der Johanniter schnitt ihm jedoch jedes weitere Wort ab, mit einem sehr bestimmten: „Ich bitte, Herr Doktor!"

In diesem Augenblicke wurde das Rollen eines Wagens hörbar, der sich schnell zu nähern schien. Es war aber auch wirklich die allerhöchste Zeit, daß Hilfe kam, denn der Verwundete wurde unruhig, suchte sich zu erheben, rief in fieberhafter Aufregung: „Gott segne die Eltern und meine Anna! Hoch lebe der König!" — und sank dann einem Todten gleich schwer in des Johanniters Schoß zurück.

Der Engel berührte leise die Lippen des mit dem Tode Ringenden, nahm dessen Segenswünsche an sich und flog damit von dannen.

In einer engen Straße Danzig's blickte er durch das Fenster in ein kleines aber behäbiges Zimmer. Auf dem runden Tische in der Mitte desselben stand ein zierlich geputztes Christbäumchen. Die Lichter waren aber noch nicht angezündet. Eine Lampe nur verbreitete matten Schein.

In der Ecke am Thonofen, der reichlich Wärme spendete, saß der Briefbote auf einem altmodisch mit Leder beschlagenen Lehnstuhle. Filzpantoffeln waren zu beiden Seiten vorsorglich und handgerecht hingestellt und aus der Ofenröhre schauten zwei wohldurchwärmte wollene Socken heraus. Vor dem Alten aber kniete seine Frau, damit beschäftigt, ihm die naßen, schweren Stiefel auszuziehen.

Der Briefträger strich mit den Fingern durch den Bart, um die Eiszapfen zu entfernen, welche sich an den Spitzen der langen Haare gebildet hatten. Er war stolz auf diesen mächtigen Bart, der bis auf die halbe Brust herabhing, und er pflegte ihn mit doppelter Sorgsamkeit, seitdem sein König ihn mit wohlbekannter Güte ein lobendes Wort darüber gesagt hatte.

„Wo bleibt die Anna?" fragte er.

„Sie war mit dem Putz für die Kommerzienräthin noch nicht ganz fertig", erwiderte seine Frau, „wird aber wohl bald kommen."

„Dann laß mich nur, liebe Alte, ich werde schon allein fertig. Mache alles bereit und zünde die Lichter des Christbaums an. Die Helle wird dem armen Dinge beim Eintritt wohl thun. Es mag ihr schwer genug im Herzen und dunkel vor den Augen sein."

Einen Augenblick schwiegen beide. Dann fragte die Mutter leise: „Kein Brief vom Karl?"

„Nein", erwiderte ihr Mann kurz. Fast konnte es hart klingen; doch seine Frau wußte ganz wohl, daß sich hinter diesem rauhen Soldatenton das wärmste Gefühl verbarg.

Jetzt klopfte es leise und durch die Thür trat mit gerötheten Wangen ein liebliches Mädchen.

In den Händen trug Annchen einen selbstgebackenen Kuchen, um

welchen rings eine Menge kleiner Lichte und in der Mitte eine dicke Kerze flammte, welche das Lebenslicht bedeuten sollte.

„Gott zum Gruß!“ rief sie. „Hier bringe ich zum Christbaum auch den Geburtstagskuchen. Den wollen wir unserm Karl in's Feld senden, damit er sich nicht wieder darüber beklagen darf, ihm sei eigentlich ein Festtag in seinem Leben dadurch entzogen, daß er in der heiligen Nacht geboren worden.“

Da rauschte es leicht durch die noch geöffnete Thür. Die Lichter flackerten, das Lebenslicht drohte zu verlöschen.

„Ach!“ riefen schmerzlich Annchen und die Mutter aus, „das Lebenslicht erlischt! — Er stirbt!“ — Selbst der alte Briefträger sprang ob der bösen Vorbedeutung auf. „Der Herr hat es gegeben“, murmelte er, „der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“

Der Weihnachtsengel aber breitete seine Schwingen leicht und leise aus, damit kein Zugwind nahe.

Das Lebenslicht erholte sich und flammte kräftig wieder auf.

„Er lebt!“ jubelten die drei glücklichen Menschen. „Er lebt!“ —

Einige Tage später erhielt der Briefträger einen dicken Brief, der für ihn selbst bestimmt war. Als er mit bebender Hand das Wappensiegel erbrach, fielen ihm zunächst zwei zerrissene blutbefleckte Stücke Papier in die Augen.

Den alten Mann überlief ein Schauder. Das war gewiß das Herzblut seines Sohnes, was er hier vor sich sah.

Thränen strömten aus den Augen des Vaters. Fast hätten sie ihn übersehen lassen, daß noch ein Brief in der Umhüllung lag. Er riß denselben heraus und entfaltete ihn, denn besser ist es, auch das Bitterste zu wissen, als in der Pein der Ungewißheit zu verharren.

Mit einem Freudenschrei sprang er aber von der Bank auf, bat den Vorgesetzten um Urlaub für heute und stürzte dann nach Hause.

„Frau! Anna!“ schrieb er, das Papier hoch in die Luft erhebend, „hört, was ein fremder Graf mir schreibt“:

Gott hat ein Wunder gethan! Ihr Sohn wurde in der Christnacht an der Hallue schwer verwundet. Er war dem Tode nahe. In letzter Stunde kam er noch in gute Pflege und liegt jetzt zu Rouen im Johanniterlazarett. Wenn Gott weiter hilft, ist nach Ausspruch der Aerzte an seiner völligen Genesung nicht zu zweifeln. Er hat sich brav für König und Vaterland geschlagen, ist Feldwebel und hat sich für seine Tapferkeit das Eiserne Kreuz erworben. Die Einlagen sind nach Ihres Sohnes Wunsch für seine Mutter und für seine Braut bestimmt.

„Da nehmt sie“, rief der Briefträger, „und bewahrt die Briefe gut. Sie wären fast die letzten Weihnachtsgrüße unseres Karl gewesen.

Stille herrschte im Gemach, denn große Freude und tiefer Schmerz machen stumm.

Der Engel, dessen Botschaft jetzt erfüllt, hörte den Dank, der ungesprochen aus den Herzen der Beglückten quoll.

Er fing ihn auf, trug ihn nach oben und legte ihn dort nieder, wo Freud' und Leid versöhnt in eins zusammenklingen.

Kastor und Pollux.

Novelle
von
Heinrich Köhler.
(Schluß.)

„Sie liebt Dich nicht — das wagst Du zu sagen, nachdem sie Dir eben den untrüglichsten Beweis eines großen weiblichen Herzens gegeben hat?“ sagte Erich. Seine tiefe, sonore Stimme bebte wie im heiligen Zorn. Er trat dicht an Max heran.

„Eben deshalb, sie nahm es sehr unbefangen. Ich sagte Dir schon früher, daß es mir schiene, als liebte sie die Todte mehr als den Lebenden. Ob das der Fall ist, weiß ich nicht, nur so viel, daß ich ihr nichts weiter als ein Freund, ein Bruder bin.“

„Max“, sagte Erich, dem andern die Hände auf die Schultern legend und ihm mit forschendem warmen Blick in die Augen sehend, „Du leidest an einer krankhaften Einbildung, Du quälst Dich selbst und beleidigst das Mädchen in einer Weise, die niemals wieder gut zu machen ist. Du bist ein Sanguiniker, eine ideal gestimmte Natur, die sich von der Liebe, von der Verschmelzung zweier Seelen die hochgespanntesten Erwartungen gemacht hat. Du hast nicht bedacht, daß uns von sterblichen Weibern Geborenen eine volle Erfüllung nicht beschieden ist, daß unser Seelenflug, unser höchstes Wollen eine Grenze in unserer menschlichen Konstitution findet. Dir ist ein hoher, ein unermeßlicher Preis zu theil geworden, und Du mäkelst daran herum, weil vielleicht das Ideal Deiner Phantasie Dir nicht bis aufs letzte Pünktchen erfüllt scheint und willst Dich nun gar des hohen Gutes entäußern. Fordere nicht den Zorn der Götter heraus, die Dir so gnädig waren, die Dich als ihren Liebling behandelten. Verwunde diese edle weibliche Seele nicht bis auf den Tod, ich beschwöre Dich. Komm, wir wollen beide stehenden Fußes zu ihr gehen, ich will Dein Fürsprecher sein, laß nicht die Sonne über diesem Mißverständniß untergehen.“

Max warf sich plötzlich schluchzend an die Brust des Freundes, der mit so eindringlichem, beschwörendem Tone zu ihm sprach, daß an seiner Aufrichtigkeit kein Zweifel walten konnte.

„Du meinst es gut, Du bist ein edles großes Freundesherz, wie ich es stets erkannt habe. Aber sage nichts weiter, ich kann darauf nicht hören, es wäre eine Sünde wider den heiligen Geist.“

„Du kannst ja ohne sie nicht leben“, sagte Erich wie mit einem prophetischen Ton.

Max ließ den Kopf auf die Brust sinken, er starrte düster vor sich hin.

„Ich muß es", sagte er mit einem Seufzer, „auf das wie kommt es nicht an."

„Komm mit mir, es ist ja alles Unsinn, Einbildung, komm zu Margarete, sie wird —"

„Margarete ist hier", sagte da eine sanfte Altstimme an der Thür. Unbemerkt von den beiden war sie eingetreten, sie war erst in Maxen's Zimmer gewesen und hatte dann an die Verbindungsthür geklopft. Vor dem lauten Sprechen hatten es die Freunde überhört, nun stand sie plötzlich vor ihnen in dem Rahmen der Thür. Ein ergreifend rührendes Bild sanfter Schönheit. Die edlen weichen Linien der dunkeln geschmeidigen Gestalt zeichneten sich plastisch gegen den hellen Hintergrund, einige schrägfallende Sonnenstrahlen kosten mit dem blonden Haar. Ein milder Schmerzenszug lag in dem bleichen Gesicht und die Augen, diese wunderbar innig süßen, blauen Augensterne waren mit einem Ausdruck auf Max gerichtet, in dem es wie bange Schwermuth, sanftes Zürnen, stilles Flehen lag. Und über dem allen in Haltung und Blick der Ausdruck hoheitsvoller, zur Verehrung zwingender Würde. Eine mater dolorosa für den Pinsel eines Rafael.

Max war von dieser Erscheinung und ihrem Eindruck tief ergriffen, er wich einige Schritte zurück und streckte ihr abwehrend die Hände entgegen.

„Max!" sagte sie mit einem unbeschreiblichen Ton.

Er verhüllte das Gesicht mit den Händen, und dahinter klang es wie krampfhaftes Athmen oder Schluchzen.

„Max, wie konntest Du mir das thun?"

Er verharrte noch immer schweigend.

„Habe ich Dich gekränkt, vernachlässigt, hast Du Dich irgendwie über mich zu beklagen, so ist es unabsichtlich geschehen und ich bitte Dich um Verzeihung."

Der rührende sanfte Ton, mit dem sie das sagte, raubte ihm den letzten Rest von Fassung. Er stürzte sich ihr zu Füßen und bedeckte ihr Kleid, ihre Hände mit seinen Küssen.

„O, Du — Du, zerreiße nicht mein Herz! Du bist ohne Schuld, wie überhaupt von einer Schuld keine Rede ist. Du bist ein Engel, eine Heilige, eine Göttin, nein, nicht doch! das herrlichste Weib auf der Welt."

„Wie wenig ich das bin", sagte sie mit einem Tone sanfter Trauer, „beweist mir, daß Du mich verschmähst."

„Verschmähst — verschmähst? O nimm das Wort zurück", entgegnete er fast heftig. „Ich bin Deiner nicht würdig, darum gab ich Dir das Wort zurück, das nicht einmal Du mir gabst."

„Und wer gab es denn?"

„Es war der Wunsch Deiner Mutter und ich war so verblendet, so selbstsüchtig, zu glauben, daß es auch der Deine war. Du thatest, was der Sterbenden eine Beruhigung und mir selbst ein Glück war. Aber Du sollst mich nicht an Großmuth übertreffen, nein, eine so kleine Seele bin ich nicht."

„Nein, das bist Du nicht, Du bist eben mehr wie das Gegentheil,

Du bist zu überschwenglich in Deinem Zartgefühl, in dem, was Du für Deine Pflicht hältst. Weißt Du nicht, daß das auch ein Hochmuth, ein Stolz ist?"

Er stand auf und ging mit einem traurigen Lächeln von ihr fort.

„Stolz, Hochmuth, verkennst Du mich so?"

„Nein, nein, ich verkenne Dich nicht, Deine liebe edle Seele liegt vor mir wie ein aufgeschlagenes Buch! Max, sei nicht thöricht, ich bitte Dich, weise mich nicht zurück. Kann Dein ritterliches Herz es denn ertragen, daß ein Weib, ein zartfühlendes Weib Dich in solcher Weise bittet?" setzte sie mit einem wehmüthigen Blick hinzu.

„Margarete, Margarete", sagte er verzweifelt, „Du prüfst mich schwer."

Sie trat an ihn heran und ihre weißen Hände faßten die seinen, und der rührend demuthvolle Ton, mit dem sie unter einem traurig-innigen Blicke das Folgende sagte, hatte etwas Erschütterndes.

„Sieh, wenn ich Dich nicht lieben sollte, wie Du meinst, daß ich es müßte, habe Nachsicht, habe Geduld mit mir. Ich will Dir ja stets eine treue, sorgsame Gattin sein. Du sollst nie über mich zu klagen haben und ich werde Dich gewiß immer mehr lieben lernen. Sind nicht Ehen schon aus viel materiellerem Gesichtspunkte geschlossen, als es diese würde, und glückliche geworden?"

„Du machst mich wahnsinnig!" sagte er mit brechender Stimme.

„Wenn ich Dein Glück, Deinen Frieden will?"

„Auf Deine Kosten! Nein, nein, nein, und tausendmal nein! so unedel bin ich nicht", sagte Max sich losreißend wie mit einem gewaltsamen Entschluß. „Es würde eine gute Ehe werden, ohne Zweifel, eine Musterehe. Aber Dein engelhaftes Wesen würde jeden Augenblick für mich ein Vorwurf sein, ich würde mir sagen müssen, daß es eine Lücke in Deinem Herzen giebt, die ich nicht ausfülle, und ein Gatte muß dem Weibe mehr sein, als ein Freund, ein Bruder."

„Du bist es mir. Und ich habe an Dich ein Recht, wie Du eine Pflicht gegen mich."

„Vor der Welt, vor der Welt, nicht vor Gott, nicht vor einem moralischen Richterstuhl, da haben die Formen der Gesellschaft keine Bedeutung. Und wir denken zu groß, um uns an diese zu binden. Sage, Erich, ist das unser Gesichtspunkt nicht, habe ich es Dir nicht einmal früher schon gesagt, daß ich in der Liebe, in dem Verhältniß zum Weibe nur volle moralische Freiheit anerkenne?"

„Frage mich nicht, rufe mich nicht zum Zeugen an", sagte Erich, der bisher schweigend, düster an der Fensterbrüstung gelehnt hatte, „Du weißt —"

Es entstand eine kurze Pause, nur erfüllt von den lauten Herzschlägen, den ringenden Athemzügen der drei; da hob Margarete mit einem schüchtern fragenden Blick die dunkeln Wimpern und sagte zögernd:

„Du sagst immer, ich liebte Dich nicht, Du wärst meiner nicht würdig, woraus schließest Du denn das und weißt Du denn bestimmt, daß ich mit einem Andern ein größeres Glück finden würde?"

Eine momentane Pause entstand, Erich und Margarete blickten

gespannt auf Max, dieser preßte wie in verzweiflungsvoller Qual die Hände vor's Gesicht, dann sagte er leise, dumpf:

„Darüber steht mir keine Entscheidung zu. Ich habe nur zu handeln, wie es mir die Pflicht gebietet."

Darauf ging er schnell nach der Verbindungsthür, trat in sein Zimmer und schob den Riegel vor.

Margarete und Erich standen sich einige Sekunden regungslos gegenüber, sie sahen sich nicht an. Dann nahm sie Hut und Handschuhe, die sie vorhin auf einen Stuhl gelegt hatte und sah mit einem schmerzlichen Nicken zu Erich auf.

„Mein Gott, mein Gott!" sagte sie mit einem Tone tiefster Qual und wie sterbensmüde, „welch' Geschick! Mein Wille, meine Kraft verlassen mich, ich bin ja auch nur ein Weib."

Sie wandte sich zum Gehen, Erich wollte ihr folgen, sie trösten, stützen, seine ganze Seele lag in seinem Blick, aber sie winkte abwehrend mit der Hand und er ließ sie gehen.

Am andern Tage war Erich zeitig ausgegangen und mehrere Stunden fortgeblieben. Als er wieder in seine Wohnung zurückkehrte, begegnete ihm seine Wirthin auf der Treppe. Er wollte mit einem freundlichen Gruß an ihr vorüber, aber Frau Lenz blieb stehen und fragte:

„Nun, Herr Balder, ist Ihr Freund glücklich abgereist?"

Erich blickte sie befremdet an.

„Abgereist?"

„Nun ja, ich glaubte, Sie würden sich auf dem Bahnhof noch einmal treffen; vor einer guten Stunde ist Herr Träger mit seinem Koffer nach der Bahn gefahren."

„Ja so", sagte Erich, sich unbefangen stellend, „ja wohl, natürlich, er ist nun unterwegs."

„Es wäre sehr zu wünschen, daß ihm der Aufenthalt im Süden gut bekommt, er sah recht blaß aus, der liebe Herr, und der Abschied schien ihm recht schwer zu werden. Ein Gemüth wie ein Kind."

Sie ging nach diesem weiter und Erich trat in sein Zimmer. Die Nachricht von der heimlichen Abreise hatte ihn überrascht, aber sie war nach dem Vorangegangenen sehr erklärlich. Es hätte in diesem Augenblicke doch nur ein unerquickliches Zusammenleben sein können. Die Eindrücke der Reise, die mannigfachen Veränderungen, die sich dabei ergaben, waren für den Gemüthszustand des Freundes jedenfalls heilsam und er kehrte als ein neuer Mensch zurück. Vielleicht — vielleicht auch nicht! Und was dann? Erich seufzte tief auf bei dem Gedanken an alle diese Kämpfe — Gegenwart und Zukunft, sie lagen Grau in Grau vor seinem geistigen Blick.

Indem er sich an seinen Schreibtisch setzen wollte, sah er auf demselben ein Couvert liegen, das eine Aufschrift trug. „An Erich und Margarete" lautete sie und war von Max geschrieben. Noch ein Abschiedswort, es war natürlich, es war ja von der Reise selbst, ihrer Dauer ꝛc. gar nichts Näheres gesprochen worden. Er las:

„Ich habe mit mir gekämpft, die ganze lange schlaflose Nacht und bin endlich zu dem Resultat gelangt, daß Offenheit zwischen uns das

Richtigste ist. Ich glaubte ohne diese alles fügen zu können, wie es kommen muß, aber ich sehe, daß es nicht möglich ist, daß Euer Edelmuth größer ist als der meine, daß es auf so einfache natürliche Weise nicht geht. O unseliger Konflikt gegenseitig aufopfernder Liebe und Freundschaft! So muß ich Euch denn sagen, was mich zu meinem Zurücktritt von Margarete bewogen hat. Ich habe Euer Gespräch an jenem Abend, da Ihr mich schlafen wähntet, gehört und es ist mir damit wie eine Binde von den Augen gefallen, unter der ich wie ein Nachtwandler arglos am Verhängniß ging. Ich hatte unter den lange entbehrten Tönen voll genießend die Augen geschlossen und war so auch wirklich bis an die Grenze des Traumlandes entrückt, aber das Aufhören der Musik ermunterte mich. So hörte ich denn das Unselige mit an und bin dem Schicksal dankbar dafür. Als Margarete gegangen, holte ich mir den Brief und las ihn, den ganzen Zusammenhang zu kombiniren war nicht schwer. Nachdem ich Euch dies offen gestanden habe, werdet Ihr, wenn ihr mich kennt, einsehen, daß von einem Verhältniß zwischen mir und Margarete keine Rede mehr sein kann. Erich, Du hast ältere, heiligere Rechte an sie, ihre Seele gehörte Dir, bevor sie mich kennen lernte, sie hat in mir nie mehr als einen Bruder gesehen und nur die besonderen Umstände haben sie mir angelobt. Ein solches Gelöbniß ist von keiner Geltung; bei dem heiligen Geist der Freundschaft beschwöre ich Euch, macht daraus keine bindende Pflicht. Ihr seht, daß ich sie nicht anerkenne. Ich wiederhole es noch einmal, daß ich jeden Anspruch an Margarete aufgebe und niemals meine Ansicht darin ändern werde. Ich bleibe auf unbestimmte Zeit fort und schneide jede Verbindung mit Euch ab. Erst nach Eurer glücklichen Vereinigung kehre ich zurück und an Euch wird es also liegen, wie lange meine Verbannung dauern soll. Ein Freund, ein Bruder komme ich dann, Euch zu bitten, mir einen Platz an Eurem Herzen zu gewähren, die Ihr mir das Theuerste auf der Welt seid. O Ihr Lieben, Guten, Einzigen, laßt mich nicht zu lange darauf warten! Seid glücklich — Erich, es wird eine volle Erfüllung für Dich sein — und von dem unermeßlichen Reichthum wird auch für mich ein angemessener Theil abfallen."

Erich saß eine Weile brütend über dem Briefe. Er schwankte, nicht in dem, was er dem Freunde gegenüber thun wollte, mußte, sondern ob er Margarete davon in Kenntniß setzte. Es warf nur neue Kämpfe in ihre Brust, aber er sah ein, daß es nicht anders ging. Sie mußte den Kelch bis auf die Hefe leeren, er konnte es ihr nicht ersparen, so tief es ihm das Herz zerriß. Er wußte auch, daß sie ihn verstehen werde, daß sie selbst nicht anders dachte wie er. So schrieb er denn nur die wenigen Worte unter den Brief von Max, den er ihr durch einen Boten zustellen ließ:

„Nehmen Sie das von Max Zurückgelassene hiermit in Empfang. O Margarete! Lassen Sie mich schweigen, ich weiß, Sie verstehen mich auch ohne ein ferneres Wort. Nur das eine: Ist es nicht, um vor Jammer zu sterben, daß drei Menschen, von denen Jeder für den andern sein Herzblut verspritzen möchte, sich eben durch ihr gleiches Empfinden gegenseitig unglücklich machen müssen und jeder allein ohne die stützende Hand des andern den furchtbaren Kampf durchringen

Eine ſchwierige Situation.

Von J. Leiſten.

muß? O Margarete, arme verlassene Dulderin, kann denn selbst Ihre Engelsgüte mir und ihm verzeihen das unselige Verhängniß, das unsere Freundschaft in Ihr Leben geworfen?"

VII.

Mitten im Dezember war's. Der Winter, der unheimliche Gast, hielt mit seinen eisigen Armen die Erde umklammert. Erst hatte er alles Leben in der Natur erstarren gemacht und dann eine weiße, glänzende Decke, wie ein Leichentuch, darüber gebreitet. Tod, Erstarrung darunter — Leben, vollpulsirendes, fröhliches, klingendes Leben darüber — ein Tanz auf einem großen Grabe, das ist ja überhaupt die Signatur der großen Tragikomödie Leben auf dieser Erde. Das Schlittengeläute ertönte den ganzen Tag und die „glücklichen" Besitzer eigener Equipage überboten sich in der Eleganz der Geschirre, der phantastischen Formen der Schlitten und — der Eleganz der Insassen, das heißt äußerlich. Die oft mangelnde innere Eleganz, die verbirgt gnädig der sogenannte Weltschliff, der die fashionable Welt wie ein Firniß überzieht, allerdings oft etwas sehr durchsichtig. Auf dem Flusse, der bei der Stadt vorbeifloß, fand das fröhliche Wintertreiben seinen Höhepunkt. Dort tummelte sich tagsüber alles durcheinander, was den Sport auf Eisenschuhen verehrte und die Zeit dazu hatte. Nachts fror es und am Tage spiegelte sich die Sonne in den unzähligen Krystallen, in die des Winters Macht das feuchte Element allenthalben umgewandelt hatte. Es war ein prächtiges Winterwetter und versprach ein noch prächtigeres Weihnachtsfest zu werden.

Erich saß an seinem Schreibtisch und arbeitete an einem Manuskripte, neben ihm lagen aufgeschlagen dickleibige Bücher mit Zetteln darin, denen er ab und zu eine Notiz entnahm. Er war so versunken in seine Arbeit, daß er ein kurzes Klopfen an der Thür überhörte und auch als diese nun geöffnet wurde, blickte er nicht gleich auf, weil er glaubte, daß es Frau Lenz wäre. Im nächsten Moment aber fiel es ihm auf, daß die Oeffnende nicht näher ins Zimmer trat; er hob die Augen, da —

„Max!"

Der Gerufene war an der Thür stehen geblieben und hatte von dort den Freund mit einem langen Blick betrachtet, wie jemand, der nach vielen Jahren in die Heimat zurückkehrt, mit wehmüthig innigem Blick sein Auge auf den lieben bekannten Gegenständen weilen läßt, um das alte, schmerzlich entbehrte Heimatsgefühl mit vollen Zügen in die sehnsuchtstrunkene Seele zu schlürfen. Er war in Reisekleidern. Um das schmaler gewordene bleiche Gesicht, in dem nur die Augen von lebhaftem Glanze waren, hatte er den Bart ohne besondere Sorgfalt voll stehen lassen, wodurch seine Erscheinung etwas Fremdes erhielt. Er schien seit den sechs Monaten seiner Abwesenheit um zehn Jahre älter geworden zu sein. Nach dem Anruf Erichs, der sich schnell erhoben hatte, eilte er mit ausgebreiteten Armen auf diesen zu und fiel ihm schluchzend um den Hals.

„Da bin ich — da bin ich! Ich konnte es nicht länger ertragen. Ich kam mir in der weiten Welt wie ein Geächteter vor. Wenn die

Verbannung dem Athener und Römer eine größere Strafe erschien, als der Tod, so habe ich in dieser Zeit begriffen wie das möglich ist."

„Ich habe es gewußt", sagte Erich einfach, „und darum Deine Rückkehr hier erwartet."

„Und Margarete?" fragte Max, „wie geht es ihr?"

Erich zuckte die Achseln.

„Du weißt es nicht?" fragte der Angekommene befremdet.

„Ich habe sie seit jenem Nachmittag, wo wir drei hier zuletzt miteinander sprachen, nicht gesehen."

Ein unsäglich schmerzliches Gefühl spiegelte sich in Maxen's Gesicht. „So ist das ganze Opfer nutzlos gewesen?" sagte er mit halber Stimme.

„Allerdings."

„O Erich — Erich, warum willst Du nicht einsehen, daß es so, wie ich Euch in meinem hinterlassenen Briefe schrieb, das Richtige sei? Ihr gehört beide zueinander."

„Und Du?"

„Was fragst Du nach mir? Hätten wir daran gedacht, nach Dir zu fragen, wenn ich nicht das Geheimniß, das Euch verband, zeitig genug erfuhr?"

„Das ist eine andere Sache."

„Nein, durchaus nicht."

„Und doch, insofern als ich es überwunden haben würde, während Du daran zu Grunde gehst. Deine Rückkehr beweist es ja am besten, daß Du ohne sie nicht leben kannst."

Max ließ den Kopf auf die Brust sinken und starrte düster vor sich hin.

„Ich bleibe ja Euer Freund, Euer Bruder — Margarete entzieht mir durch die Verbindung mit Dir nichts — ich bleibe ihr, der ich ihr war."

„Das ist eben der Irrthum, dem Du Dich hingiebst, dieser Bund zu drei. Glaube mir, es ist eine Utopie, eine Phantasie. Muß ich Dich an Deine eigenen Worte erinnern: „O daß wir in diesem einen Punkt nicht theilen können!" Es wäre für Dich ein ewiges Wühlen in der Wunde, an der Du unfehlbar verbluten müßtest."

„Wie unerbittlich Deine Logik ist!" sagte Max schmerzlich. Und mit einem Versuch zum Scherzen, der in dieser Situation etwas unendlich Trauriges hatte, fügte er hinzu: „Würdest Du denn eifersüchtig auf mich sein?"

Die dunkeln seelentiefen Augen Erichs wandten sich mit einem vollen Blick dem Sprecher zu, einer jener Blicke, von denen Margarete gesagt hatte, daß sie unter ihrem Schweigen bedeutender wären, als die geistreichste Rede.

„O, ich verstehe Dich wohl", sagte Max, „Du meinst es ja nicht Deinet- sondern meinetwegen." Nach einer ganzen Weile tiefen, schmerzlichen Sinnens setzte er leise hinzu: „So wäre denn einer von uns beiden wirklich zu viel?"

„Es ist mir lieb, wenn Du zu der Erkenntniß kommst; an meinem Entschluß ist nichts zu ändern. Glücklich sein, während ich Dich in

Gram verzehrend wüßte, niemals! Auch Margarete würde, soweit ich sie kenne, das nicht vermögen. Es ist zwar ein alter Erfahrungssatz, daß in dieser sogenannten Weltordnung immer des Einen Unglück des Andern Glück ausmacht, der Lebende auf den Todten seine Zukunft aufbaut."

„Der Lebende auf den Todten, ganz recht", nickte Max zustimmend mit einem verlorenen Blick.

„Aber in diesem Falle soll der Erfahrungssatz zu schanden werden."

„So vermeinst Du die Weltordnung umstürzen, das Gesetz der Kausalität verneinen zu können?" sagte Max mit einem wehmüthigen Lächeln.

Erich zuckte die Achseln.

„In der moralischen Welt —"

„Gilt es auch, wie überall; es ist Deine eigene Lehre."

Erich sagte nichts darauf. Ein Geist, der nach der Wahrheit strebt, wendet sophistische Ueberredung selbst da nicht gern an, wo es sich um das Glück Nächststehender handelt, für sich selbst thut er es nie.

„Welch' seltsam psychologisches Phänomen! ob es wohl ein Beispiel dafür giebt?" sagte Max nach einer Weile des Brütens. „Zwei Männer lieben gleichzeitig ein weibliches Wesen, das nach ihrer Ueberzeugung auf der Welt nicht ihresgleichen hat. Und obgleich mit jeder Fiber ersehnt, verschmäht doch jeder ihren Besitz. O Margarete, stehst Du so gering oder so hoch im Preis?"

Es trat nach dieser Reflexion wieder eine inhaltsschwere Pause ein, dann sagte Erich:

„Seit Oktober habe ich mich als Privatdocent an der benachbarten Universität installirt und werde nun, da Du wieder hier bist, zu Neujahr ganz nach dort übersiedeln, da der Eisenbahnverkehr immerhin seine Unbequemlichkeiten hat. Ich denke, Du wirst nun auch mit dem Besitzer wegen Uebernahme der Apotheke definitiv in Verhandlung treten, ehe Dir ein Anderer zuvorkommt."

Max sagte nichts auf diese nicht mißzuverstehende Andeutung. Er machte sich nach einiger Zeit wieder zum Gehen bereit.

„Ich will zu Margarete", sagte er, „begleitest Du mich?"

„Nein."

Einige Sekunden stand er sinnend, zögernd, dann nahm er seinen Hut.

„Nun denn, adieu inzwischen! Vielleicht benachrichtigst Du unterdessen Frau Lenz von meiner Rückkehr, ich werde wieder in dem Zimmer nebenan wohnen."

„Aber du hättest doch wenigstens erst etwas essen können."

„Ich danke", sagte er abwehrend. Mit einem stillen, philosophischen Lächeln setzte er hinzu: „Es ist merkwürdig, wie wenig es zur Erhaltung meiner Maschine jetzt bedarf."

Erich sah ihm mit einem Kopfschütteln nach. Sein Benehmen hatte etwas sehr Sonderbares und er sah nicht gut aus. Andererseits aber hatte er doch die beste Hoffnung, er ging ja zu Margarete.

Auf der Straße winkte Max einem vorüberfahrenden Schlitten

und stieg in diesen ein, es war jetzt etwas Hastiges, Ungeduldiges in sein Wesen gekommen. Ein halbes Jahr lang hatte er die Abwesenheit ertragen, nun schienen ihm die wenigen Minuten zur unerträglichen Qual zu werden. Er feuerte den Kutscher zur Eile an und das leichte Gefährt überholte mit hellem Schellengeklingel manche der vor ihm dahingleitenden. Draußen in der Allee war die Scenerie überhaupt eine belebte, die zahlreichen auf und ab fahrenden Schlitten bildeten eine Art Winterkorso. Etwa hundert Schritte von dem kleinen Hause entfernt ließ Max den Kutscher halten und stieg aus. Nun plötzlich schien eine Beklommenheit über ihn zu kommen, seine vorherige Hast verkehrte sich in immer zögernderes Langsamgehen. Dort lag das kleine wohlbekannte Haus, das das Seligste und Unseligste für zwei Herzen in sich schloß. Jetzt kein „Dornröschenschloß", sondern wie in märchenhafter Verzauberung zu einer Schneehütte verwandelt. Schnee, Eis, Winterglanz überall, auf dem Dach, im kleinen Vorgarten, wo nur vor der Thür, die aus dem kleinen Salon in denselben führte, ein Fleckchen freigefegt war, auf dem die kleinen Straßenvagabunden, die da „nicht säen und nicht ernten und die der himmlische Vater doch ernährt", ihre Atzung fanden.

Nun stand der Zögernde an der Hecke still und blickte hinüber nach den Fenstern. Ein tiefer, tiefer Athemzug — dort saß sie mit einer Handarbeit halb verborgen hinter der Gardine am Fenster — Margarete. Ganz wie sonst — wie einst. Nein, ach nein — was hätte er darum gegeben, wenn er dieses Einst heraufbeschwören gekonnt hätte! Heißes, unstillbares Heimwehgefühl überkam ihn; in dem Blick, mit dem er unverwandt nach dem Fenster sah, lag mehr wie eine Seele — eine Welt, ein Unbegrenztes. Er wartete, daß sie aufsehen werde — eine, wohl zwei Minuten lang vergebens — aber dann, wie durch magnetische Anziehungskraft bewirkt, hoben sich die schönen Augen zu einem schwermüthigen Blick, erst ziellos in die Ferne schweifend, müde, hoffnungsarm, resignirt. Plötzlich blieb er auf dem Draußenstehenden haften, im ersten Moment wie ungläubig, staunend, fragend, dann voll erkennend und damit in ein leises, freundliches Lächeln übergehend. Sie erhob sich und winkte grüßend mit der Hand. Nun hielt es ihn nicht länger, er stürmte um das Haus; aber an der Thür stand er wieder still; dann ging er ruhigen gemessenen Schrittes über den Flur.

Margarete öffnete die Thür des Wohnzimmers, auf der Schwelle empfing sie ihn. Sie reichte ihm schweigend mit einem herzlichen Blicke die Hand. Einen Augenblick wollte das Gefühl ihn übermannen, er machte eine Bewegung, als wollte er sie stürmisch in die Arme schließen, aber dann nahm er nur die weiche warme Hand in die seine, mit halbabgewandtem Gesicht. Margarete neigte sich zum ihm und küßte ihn. Er zuckte jäh zusammen, ein forschender, scheuer Blick, dann lächelte er wehmüthig und nickte leise vor sich hin. „Ein Bruderkuß", hätte die Uebersetzung seines Gedankens geheißen.

„Ein unerwarteter Gast", sagte er mit stillem Lächeln.

Sie nickte nur.

„Du bist eben erst von der Reise gekommen?" sagte sie dann. Es schien ihr ganz selbstverständlich, daß er sich gleich hierhergewandt.

„Vor einer Stunde kam ich auf dem Bahnhof an, zuerst sprach ich bei Erich vor.“

Eine kleine Pause entstand, Margarete ging einmal hinaus, um der Wirthschafterin Aufträge zu geben, dann ging sie in ihrer geräuschlosen weichen Weise ab und zu und stellte ein Frühstück auf den Tisch vor ihm zurecht. Max betrachtete sie dabei, er wandte kein Auge von ihr ab. Der Gesammteindruck ihrer Erscheinung schien ihm ein noch edlerer, maßvollerer geworden zu sein — diesem Wesen gereichten Glück wie Leid nur zum weiteren Ausbau innerer und äußerer Vollkommenheit. Einmal, als sie dicht bei ihm stand, überkam es ihn doch, er legte seinen Arm um ihren Leib und zog sie auf seine Kniee. Sie ließ es willenlos geschehen.

„Margarete“, sagte er mit weichem, bebendem Tone, „zürnst Du mir?“

Sie wandte den Blick voll ihm zu, wie die sanften blauen sinnigen Augen so aus nächster Nähe ihm ins Herz drangen und zugleich ein Spiegel der eigenen Seele waren!

„Zürnen?“ sagte sie, „wie hätte ich ein Recht dazu?“

Er bedeckte ihren Mund, ihre Augen, ihr Gesicht mit leidenschaftlichen Küssen.

„Nein, nein, das kannst Du ja nicht. Versprich mir, es niemals zu thun.“

Sie strich ihm mit der weißen Hand sanft das Haar aus der Stirn.

„Armer guter Max!“

Er gab sie, wie sich plötzlich besinnend, frei. Sie setzte sich neben ihn auf das Sopha und legte ihm von den Speisen vor. Er aß nur wenig davon.

„Arme Margarete, so hast Du die ganze Zeit verlassen gelebt?“

„Wie sollte es anders sein?“

„Erich!“

„Rede nicht davon“, bat sie.

„O doch — doch! Margarete, Du weißt, was ich Euch schrieb, es gilt noch heute. Warum habt Ihr die Zeit nicht zu einer vollen Verständigung benutzt, warum ist Erich in der ganzen Zeit Dir fern geblieben?“

„Er hat recht daran gethan.“

„Nein, das hat er nicht. Es ist eine Sünde wider unser Glück.“

„Unser?“ sagte sie mit einem bedeutungsvollen Ton.

„Ja, das Eure und — und“, er setzte es leise hinzu, „auch meines.“

Sie sah ihn mit einem schmerzlich innigen Blicke an.

„Ich erkläre noch einmal feierlich vor Dir, wie ich es Erich gegenüber gethan.“

Ihre weiche Hand legte sich sanft auf seinen Mund.

„Sei still, ich bitte Dich“, sagte sie mit dringendem Ton, „Du peinigst mich.“

Er schwieg mit kummervollem Gesicht.

„Erzähle mir von Deinen Reisen“, bat sie dann, „wo Du überall gewesen bist.“

Er strich sich über die Stirn und blickte sinnend vor sich hin.

„Ich weiß es kaum. Unstät, ruhelos, ein Ahasver, habe ich die Welt durchzogen, unsere moderne Reiseart in ihrer ganzen geist- und gemüthlosen „Kulturvollkommenheit“ mir zu nutze machend. Es war überall dasselbe — unter den Trümmern der Antike, auf dem Forum in Rom, am Krater des Vesuv, mit dem Blick auf den Golf, unter den Palmen Aegyptens, wie in den heißen Wüsten Palästinas, die wir auf dem Rücken des Kameels durchzogen — überall Menschenjammer, schreiendes Elend und darüber das wilde, bacchantische Tanzen wie auf einem Vulkan. Tod, schleichende Vernichtung, die ganze Misère des Menschendaseins, das er in die unwirthlichsten wie paradiesischsten Flecke der Erde mit sich schleppt. Aber sie sind wie die Kinder, sie halten sich die Augen zu, heute Du, morgen ich, so rast der wilde Tanz, die ekle Lebensfarce dahin. Die einen häufen Schätze in mammonseliger Dummheit, die andern suchen den Stein der Weisen in den Büchern und gerathen am Ende ihres Lebens schier in Verzweiflung, daß ihre Zeit so kurz ist, daß es sie, bevor sie den Anfang gefunden haben, schon hinwegrafft, die dritten vertändeln ihr Leben in Nichtigkeiten und Spielereien, vielleicht sind sie unbewußt die Weisesten.“

„Und Du?“ fragte Margarete leise, schmerzlich.

„Ich bin ein Thor unter Thoren geblieben, es lohnte sich nicht in die Fremde zu ziehen. Hier und hier“, er deutete auf Kopf und Herz, „das nehmen wir überall mit. Aber doch — eine Erkenntniß hat es mir gebracht oder vielmehr die alte, längstgewonnene befestigt: Eine Hütte, ein Herz, eine weltvergessene Idylle inmitten des großen Trauerspiels, das ist's allein, um was es sich zu leben lohnt.“

Er blickte eine Weile vor sich hin. „Ja so“, sagte er dann und strich sich wieder mit der Hand über die Stirn. Es fiel ihm jetzt erst ein, daß er Margarete sein Inneres in einer Weise bloßgelegt hatte, wie es durchaus nicht seinen Absichten entsprach. Bald darauf ging er dann auch; die Natur forderte schließlich nach der Anspannung geistiger und körperlicher Kräfte ihre Rechte und er sehnte sich nach Ruhe. „Nirvana!“ sagte er mit einem Seufzer, wie traumverloren vor sich hin. Und zuletzt beim Abschied: „Ich komme wieder.“

Er ging auch wieder hin, jeden Tag, und so schien wieder alles in die alten Bahnen einlenken zu wollen. Zwar hatte sein Wesen etwas Seltsames, Eigenthümliches, er machte keine Bräutigamsrechte an Margarete geltend, er gab ihr nur beim Kommen und Gehen die Hand. Oft betrachtete er sie mit schmerzlichen Blicken und schreckte wie aus tiefer Gedankenverlorenheit auf, wenn sie eine Frage an ihn richtete. Dann aber wieder lag ein stilles Lächeln des Glücks in seinem Gesicht. Wenn er dann jeder ihrer Bewegungen mit seinen Blicken folgte, ihrer weichen klangvollen Stimme lauschte wie einer höheren Offenbarung, dann schien er ganz dem Augenblick zu leben, sich gleichsam daran festzusaugen, mit vollen Zügen, wie ein Dürstender den belebenden Trank, den geistigen Quell zu trinken. Vielleicht auch wie einer, der da weiß, daß er nicht lange Zeit mehr dazu hat. Erich ging niemals mit ihm, er sprach mit Bestimmtheit von seiner demnächstigen Uebersiedelung nach der kleinen Universitätsstadt.

Als Max am dritten Tage zu Margarete kam, war er lebhaft angeregt.

„Eben schlagen sie die ersten Buden zum Weihnachtsmarkt auf", sagte er, „und einige auch fingen schon an, ihre großen Kisten auszukramen. Wie mich das gefreut hat! Ich habe mich wohl eine halbe Stunde dazwischen herumgetrieben und fühlte mich schon versucht, Einkäufe zu machen. Mir ist dabei eine prächtige Idee gekommen. Sage, Liebe, könnten wir nicht hier bei Dir am Christabend eine große Weihnachtsbescherung arrangiren? Kennst Du nicht einige würdige Arme denen wir damit eine Freude machen könnten?"

„Die wüßte ich wohl und habe selbst Verschiedenen etwas zugedacht", sagte Margarete mit verlegenem Zögern. Die Armen in der Umgegend wußten allerdings mehr von ihr, wie die gesellschaftlichen Kreise.

„Nun schön, nun schön", sagte er lebhaft, „die bestellen wir alle hierher, wen Du nur kennst, ich werde mich selbst noch bemühen; unsere kleinen Schützlinge vom vorigen Jahre müssen auch dabei sein. Aber es muß etwas recht Feierliches werden. Wir nehmen den Salon dazu, zwei lange Tische und mehrere große mit Lichtern besäete Tannenbäume, die ich selbst ausschmücke. Auch die Mütter sollen mitkommen, es soll für groß und klein eine Freude sein. Aber da werden wir sehr viel einkaufen müssen. Willst Du mit mir gehen?"

„Gewiß, Du lieber Menschenfreund."

In den nächsten Tagen gingen sie denn auch nachmittags, gegen Abend, täglich zu diesem Zwecke nach der Stadt. Der kleine Bursche Margaretes folgte ihnen, und oft nahmen sie noch in der Stadt einen Dienstmann zum Tragen der gekauften Sachen an, soweit sie dieselben nicht aus den Geschäften sich schicken ließen. Jedesmal dann, wenn es dunkel geworden war und die Lichter überall angesteckt waren, zog er sie über den Weihnachtsmarkt. „Weißt woll noch?" sagte er das erste Mal mit einem rührend weichen Ton, in der Mundart seines Lieblingsdichters. Sie sah zu ihm auf und lächelte innig und drückte ihm die Hand, was einen Glücksglanz über sein treues Antlitz goß. Ein glückliches Paar, dachten wohl die Leute, die sie so Arm in Arm vorüberstreichen sahen. Manchmal machte er auch kleine Extempores, wie er es nannte, er kaufte armen Kindern, an denen es dort nie fehlte, dieses oder jenes Stück, das er plötzlich den Ueberraschten in die Hand drückte, um dann schnell mit Margarete weiter zu gehen. Einige bestellte er auch zum Heiligenabend zur Bescherung heraus und gab ihnen eine Karte, auf die er genau die Adresse schrieb. Zuletzt war er an den Ständen so bekannt geworden, daß die Leute schon von weitem nickten und grüßten. „Ein guter Herr", sagten die einen, „ein Sonderling", die anderen, und vielleicht die meisten im Stillen: „Ein Narr!"

VIII.

So war die kurze Zeit bis zum Weihnachtsfest, die schönste, die hoffnungsreichste, wenngleich für viele angestrengteste, schnell verstrichen. Immerhin mochte sie manchem noch zu lange gedauert haben. Es

war am Tage vor Weihnachten, als Max zu Erich vormittags ins Zimmer trat.

„Ich habe eine Bitte, Liebster", sagte er herzlich, „Du darfst sie mir nicht abschlagen. Es soll mein Weihnachtsgeschenk sein. Sagst Du ja?"

„Ich muß ja wohl, wenn Du es so anstellst", entgegnete Erich lächelnd.

„Du sollst mich heute gegen Abend zu Margarete begleiten."

„Lieber —", sagte Erich zögernd.

„Ich halte Dich beim Wort", wehrte Max lebhaft den weitern Widerspruch ab. „Sollen wir nicht diesen Abend in Eintracht zusammen verleben? Ich habe auch ein Geschenk für Dich, das Du dort in Empfang nehmen sollst." Leiser setzte er nach einer kleinen Pause, in der er tief Athem holte, hinzu: „Es soll nun alles in Ordnung kommen."

„Wenn Du es so meinst, in diesem Sinne begleite ich Dich gern", entgegnete Erich. „Das ist das beste Geschenk, das Du mir und Margarete machen kannst."

Max sah den Sprecher mit einem seltsamen Blicke an und nickte mehrere male leise mit dem Kopfe.

„Ich denke auch, daß es so das beste ist, ich habe es hin und her überlegt."

Am Nachmittag gingen sie zusammen hinaus; es war ein prächtiger Wintertag, ein echtes norddeutsches Weihnachtswetter. Drinnen in den Häusern die grünen Tannenbäume von Menschenhänden geschmückt, und draußen in der Natur die viel stattlicheren Pyramiden im Schnee- und Krystallgehänge glänzend. Und wie da drinnen, so fehlten auch hier draußen nicht die Lichter, als es dunkel wurde. Viel zahlreicher waren sie, als die im Palaste des Reichsten, der ganze weite Himmelsdom war von ihnen besäet und ihr Glanz erlosch die ganze Nacht nicht. O Du ewiger Sternenschein, für wie manches leidbeschwerte Herz warst Du der einzige Glanz, der dies Fest der Liebe erhellte!

Ehe die Freunde die Stadt verlassen hatten, begegnete ihnen der frühere Prinzipal von Max, der Besitzer der Apotheke. Er hielt die beiden fest und frug dann auch Max, ob er noch gesonnen wäre, sein Nachfolger zu werden. Er müßte sich aber dann bald entscheiden, es hätten sich schon mehrere gemeldet.

„Morgen schon sollen Sie es ganz bestimmt erfahren", sagte Max zu ihm.

„Du hättest es ihm ja gleich sagen können", bemerkte Erich im Weitergehen.

Max zuckte nur die Achseln. Sie kamen zu Margarete, und das Wiedersehen zwischen ihr und Erich hatte natürlich etwas Beklemmendes, doch half Max und die Beschäftigung mit dem Aufbau der Geschenke bald darüber hinweg. Dies gemeinsame Aufgehen in der Nächstenliebe und das Interesse, das die richtige Vertheilung und das passende Arrangement des Ganzen in Anspruch nahmen, hatte nach kurzer Zeit eine völlige Unbefangenheit unter den dreien hergestellt. Die volle Liebenswürdigkeit eines jeden kam dabei zum Durchbruch,

die sich oft sogar bis zu Scherzen erhob. Besonders Max gab sich mit einer fast kindlichen Freude dem Liebeswerke hin. Es war, als wäre alles zwischen ihnen in bester Ordnung, als läge nicht etwas Unausgesprochenes, Schweres zwischen ihnen, das noch der Klärung bedurfte. Jedenfalls aber lag darin die beste Hoffnung auf eine Verständigung für die Zukunft.

Endlich war das ganze Magazin von Geschenken geordnet und Max ging an das Anzünden der Lichter. Draußen hatte die Hausbälterin die bestellten Kinder und Frauen in Empfang genommen und in zwei Zimmern untergebracht. Unter dem Meer von Licht, das die hundert Kerzen der beiden großen Tannen ausstrahlten, standen die Drei erst einige Minuten ausruhend, lächelnd still. Max legte den Arm um Erich, zog mit dem andern Margarete an sich heran und sah mit einem innigen Blick von dem Gesicht des einen in das des anderen.

„Die Arbeit ist vollbracht, nun kommt die Ruhe, das Behagen", sagte er. „O laßt uns diesen Abend recht traulich, so recht herzensinnig miteinander verleben. Mein Erich — meine Margarete!" setzte er mit weichem Liebeston hinzu. Thränen rannen über sein Gesicht, auch in den Augen der beiden anderen schimmerte es feucht.

Die harrende Schar wurde hereingelassen, schüchtern, geblendet von all' dem Reichthum standen die meisten da. Magere Wohlthätigkeitsvereinsgaben waren es nicht, die da auf den Tischen lagen. Margarete setzte sich ans Pianino, unsicher waren die ersten Griffe, die sie that; sie war so erregt — vor Schmerz, vor Rührung, vor Freude, sie wußte es selbst nicht. Aber dann klang es kräftiger, jubelnd, verheißungsvoll und endlich erhob sich aus den Tonwellen die ewig schöne, in diesem Augenblicke vielleicht von Millionen gesungene Melodie: „Stille Nacht, heilige Nacht", und die Versammelten stimmten anfänglich leise, zagend, dann durch Max ermuntert, voller, lauter ein. Alle drei Strophen jeder Ton ein Weihelaut.

Und dann wurde jeder an seinen Platz geführt. Da gab es Staunen, Jubeln der Kinder, die unter der herzlichen Weise ihrer Bescherer bald ihre harmlose Kindesnatur wiederfanden, und Thränen der Erwachsenen. Max wies sie mit ihren Danksagungen an Margarete und diese wieder an Max, schließlich mußte Erich den Löwenantheil sich gefallen lassen, trotzdem er wiederholt versicherte, ebenfalls nur ein bestellter „Bescherter" zu sein. In kindlich liebevoller Weise beschäftigte sich besonders Max, dem die helle Freude aus dem Gesicht dabei leuchtete, mit den Kleinen. Das kleine Mädchen, dessen Lebensretter er geworden, das mit ihrer Mutter und ihrem Bruder ebenfalls anwesend war, nahm er ein paarmal auf den Arm und liebkoste es. Und das Kind lächelte ihm auch ganz vertraulich zu und schlang die Aermchen um seinen Hals. Es war an alles gedacht, alles vorhanden, was zur Freude und zum Nutzen dienen konnte. Und als die Glücklichen dann mit ihren vollen Herzen und Armen gingen, da hatte sich Max auf den Flur postirt. Was er hier that, war ein letztes heimliches Liebeswerk — er drückte jedem der Erwachsenen ein Goldstück in die Hand.

„Welch' schöner, weihevoller Abend!" sagte er, ins Zimmer zurück-

gekehrt. „Wenn alle Wohlhabenden wüßten, welcher reine Genuß im Geben liegt, es gäbe nicht so viel Armuth auf der Welt.“

„So ist es im Grunde nur ein Egoismus“, sagte Erich lächelnd.

„Aber ein so edler“, bemerkte Margarete, „daß wir ihm eine recht große Verbreitung wünschen wollen.“

In dem Wohnzimmer neben dem Salon hatte unterdessen die Haushälterin ein Abendessen servirt, dort saßen nun die Drei zusammen beim traulichen Mahl. Im Salon war die Luft durch die vielen Lichter etwas drückend geworden und man hatte dieselben bis auf einige ausgelöscht. Jeder gab sich ungezwungen, gemüthvoll, es war ein harmonischer Dreiklang, wie er nicht schöner gedacht werden konnte. Was Erich als eine Chimäre bezeichnet — ein inniger Bund zu dreien, das schien nun doch seine Verwirklichung gefunden zu haben. Besonders angeregt war Max. Er sprach von seinen Reisen, von den Eindrücken, die er da und dort erhalten, von der lieblichen und majestätischen Schöne der Natur, an der er doch nicht so stumpf vorübergegangen war, wie es nach seinen früheren Worten geschienen. Sie, die ewige Mutter, und die Kunst sind ja die einzigen, die den Kämpfen des Menschenherzens gegenüber zeitweise eine erlösende Kraft besitzen. Er war von so hinreißender, kindlicher Liebenswürdigkeit, daß Margarete und Erich ihn manchmal mit einem herzlichen Blick betrachteten, in dem es wie der Gedanke lag: „Du guter, lieber Mensch.“

Nach dem Abendessen setzte sich Margarete in einen Sessel mehr in den Hintergrund des Zimmers und Max holte sich ein kleines Taburett herbei und nahm zu ihren Füßen Platz. Sie wollte sich mit einer feinen Arbeit beschäftigen, aber er hielt mit bittendem Blick eine der weißen Hände fest und führte sie ab und zu kosend an seine Lippen. Sie ließ ihn gewähren. Erich saß in der Sophaecke und sprach von seiner und der Beiden Zukunft, scheinbar so unbefangen, als wäre das Vorhergegangene völlig in der Erinnerung ausgelöscht. So vergingen Stunden trautester Harmonie und der Abend war soweit vorgerückt, daß Erich einmal zum Aufbruch mahnte.

Es war, als würde Max durch diese Mahnung wie aus einem süßen Märchentraum aufgeschreckt. Er fuhr sich über die Stirn, und in seinen Blick kam etwas Unstätes, Scheues. Dann legte er seinen Kopf auf Margaretes Schoß und mit einem innigen Blicke zu ihr aufsehend, sagte er leise, weich:

„Margarete, war ich Dir etwas werth?“

Sie nahm sein Gesicht zwischen ihre weißen Hände und küßte ihn auf die Stirn.

„Spiele nun noch einmal“, bat er.

Margarete erhob sich bereitwillig, er führte sie ans Instrument ins andere Zimmer, auch Erich folgte ihnen dorthin. Während ihre Hände einleitend zu dem Nokturno von Chopin, das Max ihr auf den Notenhalter gelegt hatte, über die Tasten glitten, stand er hinter ihrem Stuhl, auf die Lehne gebeugt, den süßen Duft ihres Haares trinkend. Nun beugt er sich über ihre Schulter, und der Lampenschein, der auf sein Gesicht fiel, ließ es geisterhaft bleich erscheinen.

„Gute Nacht!“ klang es leise wie ein Hauch an ihrem Ohr.

Als Margarete das Stück beendet hatte, wandte sie sich um. Max

ſtand nicht mehr hinter ihr, nur Erich ſaß auf der kleinen Causeuſe, auf die er beim Beginn des Spiels ſich niedergelaſſen hatte. Er hatte den Kopf in die Hand geſtützt und ſchien zu träumen, das Aufhören der Muſik aber ließ ihn aufblicken.

„Wo iſt Max?“ fragte Margarete. Es überkam ſie plötzlich ein ſeltſam, banges Gefühl; ſie hatte ſein „Gute Nacht!“ zu dem Nokturno in Verbindung gebracht — ſollte es ſein Abſchiedsgruß geweſen ſein?

„Er wird als ein echter Gourmand, der er in der Muſik iſt, im Nebenzimmer ungeſtört lauſchen wollen“, ſagte Erich.

Margarete blickte dorthin, die Thür war bis auf eine kleine Spalte herangezogen.

„Mein Gott, es iſt ja dunkel dort“, bemerkte ſie erregt. Sie öffnete weit die Thür, nur ein mattes Licht fiel in das Gemach — Max ſah ſie nicht.

„Max!“ ſagte ſie mit erhobener Stimme.

Es erfolgte keine Antwort.

„Wie ſeltſam!“ ſagte ſie bebend.

„Er macht ſich einen Scherz mit uns“, meinte Erich.

Margarete nahm ein Licht und trat damit ins Nebenzimmer. Plötzlich ſtieß ſie einen Angſtlaut aus.

„Max, mein Gott, was iſt mit Dir?“ fragte ſie beſtürzt.

Nun war auch Erich ſchnell mit einem Lichte ihr gefolgt und ſah, was ſie in Angſt verſetzte. Max lag auf dem kleinen Sopha, ſein Körper zuckte, in ſeinem Geſicht wechſelten Todtenbläſſe mit ſtarker Röthe und manchmal verzerrte es ſich wie in krampfhaftem Schmerz.

Beide waren an das Sopha geſtürzt.

„Max — Max —“ rief Margarete ſchluchzend, „was iſt mit Dir geſchehen?“

Seine Augen wandten ſich ihr zu mit einem innigen Blick, es ſchien, als ob ihr Anblick einen beruhigenden Einfluß auf ihn übte.

„Mein Freund, mein Freund“, ſagte da Erich plötzlich mit erſchütterter Stimme, den Arm ſtützend um den zuckenden Körper legend, „warum haſt Du uns das gethan?“

„Seid ruhig — ſeid ruhig — es iſt gleich vorbei.“

Mit einem lauten Aufſchrei ſank Margarete neben dem Sopha in die Kniee. Erſt jetzt ging ihr die entſetzliche Wahrheit auf. Sie rang verzweifelt die Hände. „Herr mein Gott, nicht das, nur nicht das!“ flehte ſie wie im ringenden, leidenſchaftlichen Gebet. „Nimm mein Leben für das ſeine, wenn es eines Opfers bedarf.“

„Sei ruhig, klage nicht, es war der einzige Ausweg. Verzeiht mir nur den letzten Egoismus, daß ich in Euren Armen ſterben wollte.“

„Max! Max! Max!“ jammerte das Mädchen in vollſtändiger Faſſungsloſigkeit.

Erich ſtürzte hinaus und rief nach der Frau. Sie ſollte ſogleich ihren Sohn nach einem Arzte ſenden, dem nächſten, erſten, aber auf jeden Fall einen Arzt. Er wäre ſelber hinweggeſtürzt, aber wie konnte er in dieſem Augenblick Margarete verlaſſen?

„Die Frau wird ſogleich heiße Milch bringen“, ſagte er zurück-

gekehrt, „verzagen Sie nicht, Margarete, es wird so schlimm nicht sein."

„Es ist umsonst — ich habe gut gewählt", entgegnete Max mit einem Versuch zum Lächeln. Er kämpfte heldenhaft gegen den Schmerz, der seine Eingeweide zerwühlte.

Erich stützte seinen Kopf, Margarete lag über ihm und hielt ihn umschlungen, ihre Küsse, ihre Thränen netzten sein schmerzentstelltes Gesicht. Schon wurden die Zuckungen geringer, sie schöpfte neue Hoffnung.

„Seht", sagte er sanft, abgebrochen, „einer von uns dreien war zu viel — so gehe ich denn, der ich der Ueberzählige war. Es setzen Menschen für viel geringere Dinge ihr Leben ein — sollte ich es nicht für das Glück der Beiden dahingeben, die mir das Theuerste auf Erden sind?"

„Du solltest selber glücklich sein", sagte Erich dumpf.

„Ich hatte kein Recht dazu. Weißt Du nicht, Margarete, daß ich Deiner Mutter gelobte, immer Dein Glück über das meinige zu setzen? Du liebst ihn — sei glücklich mit ihm, in seine Hände lege ich das übernommene Hüteramt."

„Wie magst Du von Glück sprechen — o welch' gräßlicher Hohn!" schluchzte Margarete.

„Einst — o ja — verzeiht — wie gern hätte ich es Euch ohne diesen Kampf gewährt! Weißt Du noch, Erich, wie Du mir sagtest, daß es der Lauf dieser sogenannten Weltordnung zu sein scheine, daß der Lebende auf dem Todten sein Geschick aufbaut?"

„Welch' schreckliche Logik!" sagte Erich stöhnend.

„Wäre ich geblieben — wir wären alle drei unglücklich gewesen — nun darfst Du sie nicht verlassen, nun hast Du eine Pflicht gegen sie. Es ist das Weihnachtsgeschenk, das ich Dir versprach." Er suchte ihre Hände zu vereinen. „Margarete, er ist Deiner würdiger als ich — mein Geist wird Euch umschweben — so bleibe ich mit Euch vereint."

Seine Stimme brach, seine Augen wurden starr, die Zuckungen hatten ganz aufgehört. Ein milder Zug breitete sich über sein Gesicht. Noch einmal raffte sich das entfliehende Leben empor und in einer letzten Aeußerung der Liebe athmete dies weiche opferfähige Herz, das für die Welt zu groß, zu lebhaft schlug, aus.

„Kastor!" seine brechenden Augen suchten mit innigem Blick Erich: „nun hat sich mein Geschick erfüllt. Hielt ich Dir mein Gelübde, Erich?"

Margarete sank mit einem Schrei zurück, ihre Sinne schienen sie zu verlassen. Erich fing sie auf und hielt die Schluchzende an seiner Brust.

„Margarete", sagte er feierlich, „wäre ich mir einer Schuld bewußt, mein Leben flösse hier neben dem seinen dahin. Aber wir sind beide rein. Mein eigenes Leben hätte ich für sein Glück zum Opfer gebracht, nun hat er es für uns gethan. Dieser Arm, dieses Herz soll Dich schützen, eingedenk des Hüteramts, das er in meine Hände gelegt. O vertraue mir!"

Sie schlang in leidenschaftlichem Schmerz die Arme um ihn und ihr thränenüberströmtes Gesicht sank auf seine Schulter.

„Er hat es gewollt, nun bist Du meine einzige Stütze und mein Trost, in Dir liebe ich auch ihn.“

* * *

Am Nachmittag des dritten Weihnachtstages fand das Begräbniß unter einer Betheiligung statt, wie sie der kleine Ort noch nicht erlebt. Die Fama hatte die Ursache und Art seines Todes durch die Stadt getragen. Hunderte kamen, um den in Margaretes kleinem Salon unter Blumen und Blätterschmuck Aufgebahrten zu sehen, Tausende folgten dem Zuge, voran der größte Theil der Studenten der benachbarten Universität, von denen er vielen von seinem Aufenthalt dort persönlich bekannt war. Ihnen folgten schluchzend die Armen, denen er noch am letzten Tage eine Probe seines edlen Herzens gegeben hatte, ein Freudenfest für sie mit seinem Scheiden verbindend. Erich sprach an dem offenen Grabe mit oft brechender Stimme zu den versammelten Tausenden. Was er sagte, war erschütternd — weinende, schluchzende Menschen umstanden das Grab, über das sich die zahlreichen Blumenspenden wie ein grüner Hügel erhoben. „Es geht die Sage“, schloß er mit thränenüberströmtem Gesicht, „daß, wenn ein Mensch auf Erden stirbt, ein Stern am Himmel erlischt. Bei dem Tode dessen, der hier ruht, ist ein neuer, strahlender dort oben aufgegangen, ein ewiges Denkmal seines großen Herzens.“ Noch zwei Redner aus der Studentenschaft ergriffen nach ihm das Wort — dann sang ein Chor von Männerstimmen aus ihrer Mitte ein Requiem. Es war ein erschütternd weihevoller Augenblick.

Ein Jahr später wurde Margarete Erichs Weib. Wie ehrfurchtsvolle heilige Ahnung schwebt es über dem geweihten Bunde — die Seele des für sie dahingegangenen Freundes, die nicht von ihnen geschieden ist.

Eine schwierige Situation.

(Zu unserm gleichbenannten Bilde.)

Daß ich ein Maler geworden war, hatte meine gute Mutter, die mich als Pastor sehen wollte, sehr geschmerzt. Mein Vater war gestorben, als ich noch eine auffallende Vorliebe für kleine Steckenpferde und Zuckernüsse hatte, jedoch zeigten sich meine malerischen Anlagen schon sehr früh. Nicht allein, daß ich mit bewunderungswürdiger Konsequenz meinen Bleistift auf allen Stubenwänden verewigte, daß ich eine unheilvolle Neigung zu bemalten Bilderbogen verrieth, auf denen die in der Kinderwelt wohlrenommirte Künstlerfirma Neuruppin, zu haben bei Gustav Kühn, in kühnen Reimen prangte: nein, ich wagte mich auch frühzeitig, getreu dem Grundsatz: was ein Rafael werden will, pinselt bei Zeiten, an das Porträt meiner alten Großtante, einer würdigen Dame, die, mit Ausnahme eines zahnlosen Mundes, einer durch eine Hakenbrille nicht gerade verschönerten Nase und einer hartnäckigen Neigung, aus einer hörnernen Dose zu schnupfen, eine der würdigsten Damen war, deren Geburtsjahr mit der Zahl 179* begann. Aber als ich größer wurde, setzte ich mein Stück doch durch. Ich ging nach Düsseldorf und lernte hier die Gesetze der Komposition in ihren tiefsten Geheimnissen kennen. Was eine gute Maibowle war und was zu deren Komposition gehörte, war mir bald klar. Ich wurde natürlich Genremaler. Sein Genre ist nicht

groß, sagten die künstlerischen Kollegen, die mich alle gut leiden konnten, weil ich einen guten Spaß und ein gutes Glas vertragen konnte, aber er ist groß in seinem Genre. Das letztere fügten sie hinzu, wenn ich auf das Wohl der Künstlerschaft einen vollen Humpen auf einen Zug austrank. Ein Liebchen hatte ich nicht, trotzdem alle sich wunderten, daß ich, wenn bei der Künstlerkneipe der volle Becher kreiste und der Rundgesang ertönte: „Bruder, Deine Liebste heißt?", wo jeder den Namen seiner Schönen nennen mußte, stumm blieb und pro poena zwei Ganze trinken mußte.

Das sollte aber anders werden. Es war ein junger Frühlingstag, die Quartalmiethe war bezahlt und die Lerchen sangen für mich lauter jubelnde Miethsquittungen, als ich mein Skizzenbuch in die Brusttasche steckte und fürbaß zum Thor hinaus schritt, um Studien zu machen. An einem schattigen Waldrand, der an den Park einer Villa stieß, machte ich Halt, lagerte mich ins junge Moos, zündete mir eine Cigarre an und fing an, die merkwürdigen knorrigen Baumformationen meiner Umgebung zu skizziren. Dazu trällerte ich eine alte Melodie, ich glaube, die Cavatine aus der „Weißen Dame," und als ich soeben mein: „Komm, o holde Dame!" keck, mit ebenso leeren Taschen, aber eben so frischem Jugendmuth wie George Brown hinausgesungen hatte, da rauschte es neben mir und ich hörte leise Schritte in meiner Nähe. Schnell sprang ich auf und sah eine reizende kleine Waldfee vor mir stehen. Ich habe vor Feen nun immer besondern Respekt gehabt, wenn sie auch nicht so brennende, schelmische Augen und so kleine Füße hatten, wie die Waldelfe, die vor mir stand. Zwar glaube ich, daß die Elfen für gewöhnlich ätherischen Baues sind und ihre Taillen durch ein Nadelöhr pressen können, aber diese Elfe, die soeben die Backfischjahre der Elfenwelt quittirt hatte und eine voll aufblühende Mädchengestalt der blühenden Frühlingswelt entgegendrängte, machte gewiß eine Ausnahme. Wir standen beide verlegen vor einander. Mir war die Cigarre und ihr ein feingesticktes Taschentuch aus der Hand gefallen. Aber wir redeten. Sie war aus der nahen Parkthür getreten, um einen Spaziergang im Wäldchen zu machen und war neugierig geworden, was ich skizzirte. Bald wollte sie gar zu gern versuchen, wie ihr Porträt ausfalle, und die Unterredung wurde zwischen uns jungen Leuten, die sich unbefangen und natürlich gaben, so animirt, daß sie mir zuletzt zum Porträt saß. Ich legte ihr meinen Plaid unter, ordnete ihr Haar und berührte dabei zufällig ihre runden Schultern, während sie leicht zusammenfuhr und mich ernst anblickte. Dann lachte sie heiter über die abenteuerliche Situation und blickte mir, während ich die runden Linien ihrer anmuthigen Gestalt auf das Papier warf, unverwandt in die Augen. Und es war in der That sehr merkwürdig, daß sich unsere Augen so oft begegneten, aber es stellte sich für das Gelingen des Porträts immer wieder die dringende Nothwendigkeit heraus, an den Augen fortwährende Aenderungen zu machen. Endlich war das Bild fertig. Es schien mir verpfuscht, denn meine Hand zitterte und mein Blut wallte. Jetzt wollte ich es noch nicht zeigen, so sehr sie auch neugierig darum bat. „Ich bringe es Ihnen selbst, mein Fräulein", sagte ich, „morgen um diese Zeit, wenn Sie wollen." Sie war eine hochmüthige Elfe. Stolz und ärgerlich nickte sie mit dem blonden Kopfe, wies stumm auf die nahe Villa und schritt mit einer leichten Verbeugung von dannen, ohne sich nur ein einziges Mal umzublicken.

„Und wenn ich auch nicht des Bildes wegen bin müßte", sagte ich mir, „so könnte ich doch unmöglich dies Dutzend feiner Battisttaschentücher verderben lassen", und hob das Taschentuch meiner Elfe auf, um es an die Lippen zu drücken. Die Cigarre schmeckte mir nicht mehr, schlaflos verbrachte ich die Nacht und als der Morgen kam, schritt ich gedankenvoll mit heftigem Herzklopfen über den weichen Kies, der auf dem Gartenwege lag, welcher zur Villa führte. Prachtvolle exotische Pflanzen schmückten den Garten. Zu dem stattlichen Wohnhause führte eine steinerne Treppe, an deren Aufgängen üppig blühende Aloen prangten. Wildwuchernde Ranken schlangen sich um das Geländer und ich trat erwartungsvoll in die Sträucher, die zur Seite der Treppe emporschossen. Es lag etwas von Claude Lorrainscher Stimmung auf der Gartenidylle und doch meinte ich eine Watteausche Nymphengestalt herabsteigen zu sehen, als ich wohlbekannte beflügelte Schritte vernahm, die die Treppe herunterreilten. Sie war es und als sie am Boden angelangt war und meiner versteckten Gestalt gewahr wurde, erstickte ich ihren erschreckten Aufschrei mit einem stürmischen Kuß.

Ich weiß, ich war überkeck, und sie nannte mich einen verwegenen Burschen. Sie schalt mich mit herben Worten und die Thränen rollten ihr aus den schönen Augen. Als sie ruhiger geworden war, als ich ihre Hände geküßt, ihr tausendmal meine Verwegenheit abgebeten hatte, legte sie den Finger an den Mund und wies nach oben, nach der halb geöffneten Thür, wo die alte Dienerin lauschte, die ob des frühen

Morgenausfluges argwöhnisch geworden war. Ich aber war glücklich; ich warf der alten Duenna Kußhände zu, und als ich mein Porträt zeigte und wir beide über die große Nase und den unförmlichen Mund lachten, den ich meiner Else gegeben, war sie versöhnt. Die blühende Gestalt in ihrem sommerlichen Morgengewand schmiegte sich an mich und flüsterte mir zu, daß ich ein unverschämter Mensch sei, den sie immerdar verabscheuen würde.

Wohl war ich bisher ein leichtsinniger Thor gewesen, nun aber war der Mann in mir erwacht. Nicht heimlich raubte ich das schöne Elfenkind, sondern ich trat vor ihren Vater und dieser, ein jovialer Landmann, der zwar wußte, daß die Kunst nach Brot, aber auch nach Ruhm geht, willigte lächelnd in unser Glück.

Ich bin nun ein begehrter Maler geworden. Nach wie vor tummle ich den Römer wacker, wenn ich die Palette bei Seite gelegt, und mein junges Weib, dessen glühende Augen mich mit einer reizenden Mischung von Innigkeit und Schelmerei anblitzen, legt mir zu meinem jüngsten Genrebild ein allerliebstes Modell in den Arm, einen rothbäckigen Jungen. Die schwierige Situation aber, da meine Else mir in die sehnenden Arme lief und Amor mit uns Versteckens spielte, habe ich zu Nutz und Frommen aller, die in gleichem Falle, für den „Salon" hier auf das Papier geworfen.

F. H.

Salonpost

Em. W. in B. Daß der deutsche Theaterdichter sich nicht gerade einer sehr zuvorkommenden Behandlung von Seiten der Herren Theaterdirektoren zu erfreuen hat, werden auch Sie nicht leugnen können. Hören Sie hier zwei Beispiele dafür: Im Theater in der Josephstadt in Wien wurde ein Volksstück „Joseph Lanner" von Radler 100 Mal nacheinander gegeben. Zur Feier dieses, in der wiener Theatergeschichte erst zum vierten Male vorgekommenen Ereignisses wurde von dem Direktor, wie gebräuchlich, ein Festbankett veranstaltet, wozu jedoch der Dichter vom Direktor nicht geladen wurde! Einigen verwunderten Anfragen gegenüber antwortete der Direktor durch eine öffentliche Erklärung, daß er den Dichter zu dieser Feier deshalb nicht eingeladen, weil derselbe bezüglich der Gratifikation mit den Theaterarbeitern eine Differenz gehabt habe, weil das Verdienst des Dichters an dem Stück ein ohnehin geringes sei, da er dieses auf Bestellung gemacht habe (eine überdies unwahre Angabe), und weil schließlich das ganze Stück nur ein schwaches Machwerk sei! Und das wagte ein Direktor zu erklären von einem Stück, dessen hundertste Aufführung er feiert und dem erst durch diesen Erfolg wieder auf die Beine geholfen wurde! Ebenfalls in letzter Zeit wurde am Theater an der Wien eine Posse von O. F. Berg gegeben. Wer beim deutschen Theater kennt den Namen dieses erfolgreichen und populären wiener Volksschriftstellers nicht? Und hätte derselbe kein anderes Verdienst, den wiener Theaterdirektoren hat er durch seine in ihrer Art jedenfalls originellen Arbeiten reiche Einnahmen, den Schauspielern der Vorstadtbühnen eine große Anzahl der wirksamsten Rollen und Erfolge verschafft. Bei der letzten Novität dieses Autors entstand nun eine Meinungsverschiedenheit bezüglich der Art der Darstellung zwischen ihm und einigen Schauspielern, welche zu theilweiser öffentlicher Diskussion in den Theaterkreisen Veranlassung gab. Die Darsteller erlaubten sich hierauf den Versuch, den Verfasser in seinem eigenen Stück von der Bühne herab lächerlich zu machen, und weder die Direktion noch die Kritik fand ein tadelndes Wort für diesen Unfug!

B. Sch. in M. Sie haben die Wette verloren. Luise Mühlbach war eine ganz andere Erscheinung, als Sie sich denken. Keinesfalls war sie brünett. Sie erinnerte beim ersten oberflächlichen Anblick unwillkürlich durch die Fülle ihrer Gestalt, die vollen rosigen Wangen und das aschblonde Haar an eine robuste und resolute pommersche oder mecklenburgische Gutspächterin. Nur die funkelnden, scharfen Augen und die große Beweglichkeit ihrer Züge verriethen, daß unter der fast allzu materiellen Hülle sich ein ungewöhnlicher Geist, ein bedeutendes Talent und eine seltene Willenskraft verbarg. Ihr ganzes Wesen athmete eine gesunde Sinnlichkeit und kräftige Leidenschaftlichkeit, die sich in Haß und Liebe, in Schmerz und Freude zu maß-

loser Heftigkeit hinreißen ließ, obgleich ihr keineswegs die Formen der guten Gesellschaft fehlten und eine gewisse Gutmüthigkeit vorherrschte. Nie gab es eine bessere Freundin, aber auch nie eine größere Feindin als Luise Mühlbach; sie konnte die höchsten Opfer bringen aber auch tödtlich hassen und verwunden, wenn auch ihre Stimmungen, wie dies bei ihrem sanguinischen Temperament erklärlich war, ebenso schnell vergingen wie entstanden. Mit diesen Eigenschaften verband sie eine große Lebensklugheit, eine praktische Tüchtigkeit im gewöhnlichen Leben und einen bewunderungswürdigen Fleiß. Dieselbe Hand, welche an einem Tage mehrere Druckbogen eines historischen Romans schrieb, malte des Abends ein vollständiges Porzellan-Service mit anerkennenswerther Geschicklichkeit und bereitete für den Tisch einen Heringssalat oder ein pommersches „Weißsauer von Gänsen" in einer Vollendung, welche selbst einen Feinschmecker, wie den Fürsten Pückler-Muskau, entzückte. Dabei entfaltete Frau Luise in ihrer Unterhaltung einen hinreißenden Geist, eine Fülle von Witz und Humor, eine bei Deutschen seltene Schlagfertigkeit, so daß sie mit Recht für die amüsanteste Dame in Berlin galt.

P. L. in St. Es ist allerdings schwer, sich aus der bunten Fülle von Jugendschriften etwas besonders Herzerfreuendes für den Weihnachtstisch herauszusuchen. Wir betrachten es auch nicht als unsere Aufgabe, den Führer in der Jugendliteratur zu machen. Da Sie uns wiederholt und mit Berufung auf Ihr mehrjähriges Leserthum um Rath bei der Auswahl guter Weihnachtslektüre für Ihre kleinen Töchter bitten, so wollen wir diesmal eine Ausnahme machen und Ihnen zu etwas Gutem rathen. Geben Sie in einen Buchladen und kaufen Sie sich: „Das Musikantenkind", Erzählung für Kinder von elf bis vierzehn Jahren von Emmy von Rhoden (Stuttgart, Verlag von Gustav Weise). Nicht nur daß hier dem Auge ein Buch in splendidem Druck und im Schmuck geschmackvoller Farbendruckbilder geboten wird, es zeigt sich in dieser Erzählung auch die Macht einer reichen aber reinen Phantasie, die dem weichen Kindersinn warm zum Herzen zu sprechen versteht. Lebenswahr, einfach und rührend sind diese Erlebnisse eines verwaisten Kindes geschildert mit der Treue des Lebens und dem mitfühlenden Herzen einer Mutter, denn nur eine solche vermag es, sich in eine Kinderseele so hineinzudenken, wie die Verfasserin. Zwar sind wir dem Namen Emmy von Rhoden noch nirgends begegnet, aber jedenfalls haben wir es hier mit einem vielversprechenden Erzählertalent zu thun. Das beweist auch eine andere Kindergeschichte, die von derselben Verfasserin in demselben Verlage erschienen ist: „Lenchen Braun", so heißt diese Weihnachtsgeschichte, in welcher ein armes Kind alle Leiden einer verkannten und ungerecht beschuldigten Seele durchmacht. Auch hier sind die Vorzüge der Verfasserin erkennbar: farbenfrische Darstellung, tiefe Empfindung und Lebenswahrheit.

Emil von G. in Berlin. Wir können Ihnen leider nicht das betreffende Heft des Salon übersenden, in welchem G. von Mosers Selbstbiographie enthalten ist. Das Heft ist vergriffen und weder Verlagshandlung noch Redaktion besitzen ein Exemplar desselben. Vielleicht aber gelingt es durch Gefälligkeit unserer Leser, das Heft aufzutreiben. Wir bitten also diejenigen unserer verehrten Leser, welche uns gegen Erstattung des Preises das zweite Heft des Salonjahrgangs 1875 überlassen wollen, das betreffende Heft an die Adresse des unterzeichneten Salonredacteurs gefälligst gelangen zu lassen.

L. B. in R. Für Ihren Zweck (Kenntnißnahme von der Kunst des Alterthums) wüßten wir kein besseres Buch als „Die Einführung in die antike Kunstgeschichte" von Dr. Rud. Adamy. (Verlag von Helwing, Hannover, Preis 3 Mark.) Von diesem geistvoll und gründlich geschriebenen Buche, das mit vielen künstlerisch ausgeführten Abbildungen geschmückt ist, kann man rühmen, es sei billig und gut. Nicht nur die Kunst der Griechen ist ausführlich und anschaulich behandelt, sondern auch die der Aegypter, Semiten, Perser und Inder erfährt eine interessante, durch viele Beispiele belegte Besprechung. In Summa ein anregendes belehrendes Buch, das auch als Weihnachtsgeschenk für die reifere Jugend empfohlen werden kann.

Paula Esken in D. Die Verse sind von Heinrich Leuthold und lauten:

Die größte Unbescheidenheit
Ist der Glaube an die Unsterblichkeit,
Die Zumuthung an die Natur,
Diese dürftige Menschenkreatur
Selbst in den mißlungensten Exemplaren
Für Ewigkeiten aufzusparen.

Neueste Moden.

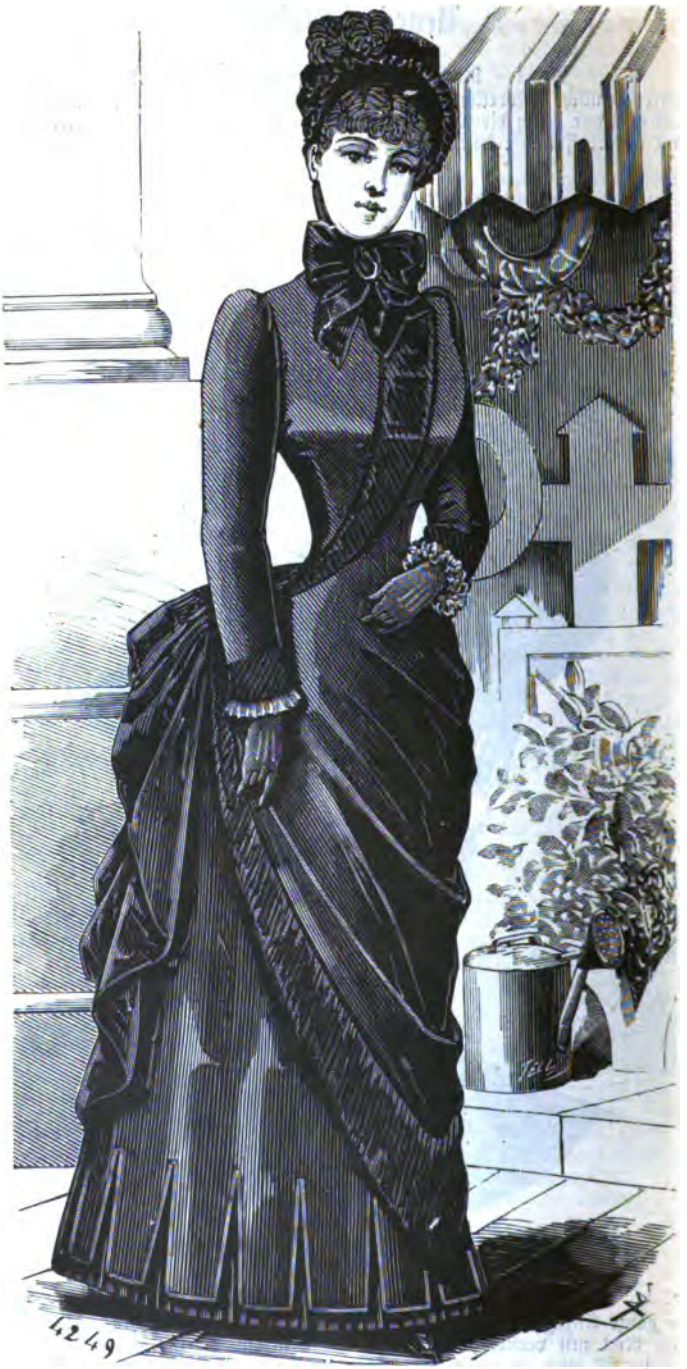
Nr. 1. Runder Hut. (Spanisches Modell.)

Dieser spanische Modellhut ist von maronbraunem Filz mit maronbraunem Sammet gefüttert. Um die Calotte eine Draperie von crêmeweißem Seidendamassé; vorn ein Federtuff und crêmefarbenes Aigrette.

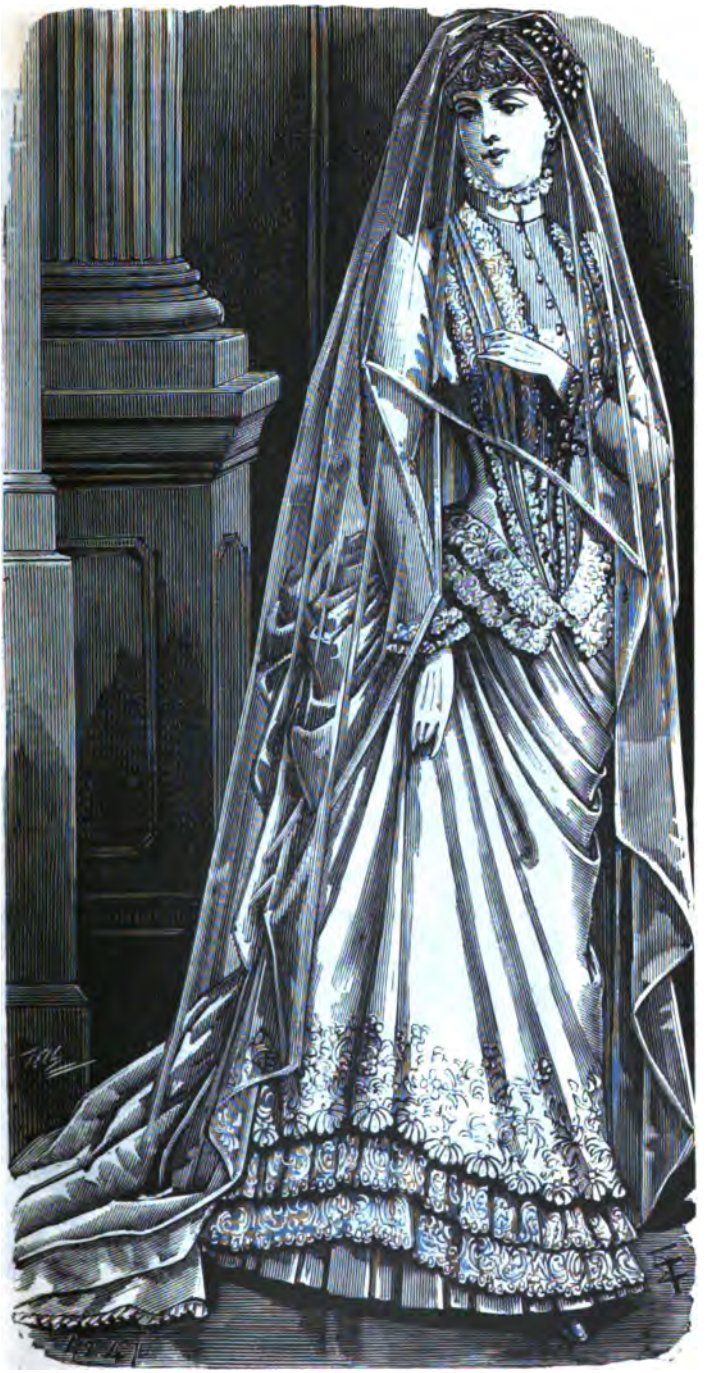
Nr. 1. Runder Hut. (Spanisches Modell.)

Nr. 2. Helenen-Polonaise.

Der ganze Anzug besteht aus Wollen-Ottoman mit Krepp-Schrägstreifen garnirt. Der erste Rock mit vorstoßendem kleinen Plissé ist zinnenartig ausgezackt. Die Helenen-Polonaise wird an der rechten Seite angeheftet und bildet zugleich Taille und



Nr. 2. Helenen-Polonaiſe.



Nr. 3. Braut-Anzug.

Nr. 4 u. 5. Anzüge für Besuch.

Tunika. Zu beachten ist, daß die Vorder- und Seitentheile unter sich in der Länge wesentlich abweichen. Das große, mit einem Krepp-Schrägstreifen garnirte linke Vordertheil, das stattlich drapirt als Shawlspitze herabfällt, tritt weit über das rechte. Der über der Brust als Revers herabgehende Schrägstreifen trifft mit dem Schrägstreifen, der die Schürze garnirt, über der rechten Hüfte zusammen und tritt ersterer etwas über letztere hinweg. Die Seitenränder der hintern drapirten Bahn fallen als Revers zurück Capote von Grosgrain mit Federn und Auszierung von gepufftem Krepp; Bindebänder von Ottoman-Sammet. Die Polonaise kann ebensowohl von Damentuch in allen Nüancen angefertigt und zum Ausputz dann Plüsch oder Ottoman-Sammet genommen werden. In diesem Fall ist sie jedoch als Traueranzug nicht am Platze.

Nr. 6. Damen-Jacket. (Rückansicht.)

Nr. 3. Braut-Anzug.

Der erste in Hohlfalten gelegte runde Rock ist von Atlas und die zu jeder Seite griechisch legère drapirte Tunika von gestickter Crêpe de Chine. Der schöne Effect der Stickerei der Tunika wird noch durch zwei Reihen, als Volants untersetzte Spitze unterstützt. Glatte Schnebbentaille von Crêpe de Chine mit Atlasfaltenlagen und mit Spitze garnirt. Zwei Reihen gleiche Spitze bilden den Schooß der Taille. Angesetzte Atlasschleppe. In die Wellenfalten des Puffs ist eine Schärpe von gesticktem Crêpe de Chine eingeflochten. In den Haaren ein Büschel Orangenblüthen. Großer Brautschleier.

Nr. 4 u. 5. Anzüge für Besuch.

Nr 4. Anzug mit Armida-Taille. — In breite Falten gelegter Rock von Grosgrain; unten sind die Falten etwas offen gehalten, um die Garnirung von Quasten und Kugelfransen daraus hervorquillen zu lassen. Letztere fallen auf die dreifache

gefältelte Balayeuse von Atlas herab. Die Tunika von gepreßtem Sammet bildet an der rechten Seite eine kurze Schärpe mit Besatz von Kugelfranse, die hier sehr in die Augen fällt. Auf der linken Seite ist die Tunika von Grosgrain und ganz abweichend von dem Arrangement auf der rechten Seite, sehr lang in tiefe Falten drapirt, deren unterste sich ziemlich zuspitzt. Auf der Rückseite fällt die kurze, aus Schluppen von Grosgrain und gepreßtem Sammet zusammengesetzte Schleppenbahn als Cascade herab. Die Armida-Taille von gepreßtem Sammet hat vorn eine kleine Schnebbe und auf der Rückseite einen Amazonenschooß. Eine breite Kugelfranse ist rings um den Schooß gesetzt. Spitzenjabot mit Kugelfransenquasten in den Höhlungen der geschlängelten Spitze. Auf der linken Schulter assortirte Passementerie-Fangschnüre mit Quasten. Halblange Aermel mit Spitzenmanschetten und Kugelfransen-Quasten. Hut von Chenillekugeln mit Spitzenrand und Federtuff auf der Passe

Nr. 7. Damen-Jacket. (Vorderansicht.)

Nr. 5. In glatte Falten gelegter Rock von Grosgrain, unten mit einem hohen Spitzenbesatz verziert, unter welchen zwei Plissés, ein heller und ein dunkler, die Balayeuse bilden. Vorn auf der Mitte des Rockes eine Spitzencascade. Der große Ueberrock von gepreßtem Sammet ist vorn offen und auf der Rückseite als voluminöser Puff gerafft. Auf dem Vordertheil der Taille ist eine Art Schärpe von Grosgrain in Längsfaltenlagen drapirt, die von dem Taillenschooß an in etwas breitere Falten ausspringt und dem Rande des Ueberrockes folgt bis hinab zur breiten Spitze, woselbst das Ende dieser Schärpe unter einer hellen Schleife verdeckt ist. Unter einer zweiten dergleichen Schleife ist die Drapirung schon einmal in halber Leibhöhe eng zusammengezogen. Die halblangen Aermel sind an Stelle des Aufschlags mit einer gefältelten Grosgrain-Draperie garnirt, aus welcher ein kleiner Spitzenvolant als Manschette hervortritt. Um den Halsausschnitt eine Spitzenrüsche. Sammethut mit Grosgrainwindung, welche einem prächtigen Federtuff Halt giebt. An der Seite zu knüpfende Bindebänder von assortirtem Band.

Nr. 6 u. 7. Damen-Jacket. (Rück- und Vorderansicht.)

Das Jacket macht vorn durch die Schnebbe den Eindruck eines Gilets, das durch die reiche Stickerei noch besonders auffällig wird. Auf der Rückseite sind die Schöße offen, um den Puff hervortreten zu lassen. Die Schöße werden extra angesetzt und sind mit Taschen versehen, die mit der gleichen Stickerei geschmückt sind, wie der

Nr. 8. Mignon-Casquette.

Kragen und die Aermelaufschläge. Auf der Rückseite über der Oeffnung der Schöße eine große, sich sehr ausbreitende Atlasschleife.

Nr. 8. Mignon-Casquette.

Dieser kleidsame Hut von fischotterbraunem Filz, dessen Rand vorn mützenschirmartig hervorsteht, ist an den zur Seite leicht emporgebogenen Rändern mit fischotterbraunem Sammet drapirt und zeigt auch um die Calotte eine Windung von fischotterbraunem Sammet. Der große Seevogel vorn macht den Ausputz complet

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

5

Die Goldmacherkunst und der Stein der Weisen.

Das Kirchenschiff.

Novelle von H. Pontoppidan.

Autorisirte Uebersetzung von Heinrich Martens.

(Schluß.)

VII.

Der Pastor war frühzeitig am nächsten Sonntagmorgen auf den Beinen. Er hatte durchaus nicht gut geschlafen, durchaus nicht. Und er warf sich selbst strenge vor, daß er sich hatte verleiten lassen, von der täglichen Ordnung abzuweichen und ein ganzes Glas von dem starken, sehr starken Wein zu trinken. Wenn er aber die Schuld für die Unpäßlichkeit seines Magens diesem kleinen Glase Wein zuschob und wenn er befürchtete, daß es jener unseligen Familienleber schaden werde, so war sicher beides gleich unbegründet, vielmehr war es etwas anderes, was er sich selbst nur ungern gestehen wollte.

Derartige „Fälle" können die aparteſten Ursachen haben. Man „erkältet" ebenso leicht seinen Magen durch Angst und Spannung, als durch Rhabarbergrütze. Leute, welche bei hohen Herren zur Audienz sollen, Leute, die ihr Examen machen sollen, Debütanten, junge Prediger, Ballettänzerinnen, ja selbst Bräutigam und Braut haben gewöhnlich einen schlechten Appetit und einen schlechten Magen.

Beim Morgenthee umkreiste der Pastor Möller wunderbar genirt und stellte an ihn die sonderbarsten und linkischsten Fragen. Er wollte ihm ein Geständniß ablocken. Da aber Möller sich durchaus nichts anderes als die begeistertsten Ausbrüche über alles erlaubte, was er hörte, sah, fühlte, schmeckte und roch, mußte der Pastor geradeaus gehen.

„Herr Möller, gedenken Sie mit uns in die Kirche zu gehen, oder —?"

„Bewahre!" rief der Bevollmächtigte, den Mund voller Rahmbälle, als ob er um alles in der Welt nicht dulden konnte, daß der Pastor in dieser Beziehung nur einen Augenblick in Zweifel sei. Er wollte ihn sogar auf eine feine Weise etwas davon ahnen lassen, daß er gerade mit Absicht den Sonntag gewählt habe; in demselben Augenblick aber bot die Frau ihm eine andere Tasse Thee, wodurch er genöthigt wurde zu versichern, daß er, obgleich ihm dieser Thee wie kein anderer Thee geschmeckt habe, nicht mehr ertragen könne.

Von diesem Augenblicke an aber war Möller nicht richtig in seinem Esse. Denn er hatte, um keine seiner Eigenschaften zu verschweigen,

einen gewissen Abscheu vor dem Kirchenbesuch; er hielt ihn geradezu für eine Tortur. Es war ihm schwer, sich eine ganze Stunde — oder länger — ruhig zu verhalten, ohne selbst mitreden zu können und seine Thätigkeit darauf zu beschränken, die Kniee gegeneinander zu schlagen.

Aber, am wenigsten von allen konnte er die Pflichten kränken, welche er die des Gesetzes und die Gesetze, welche er die des Gesellschafters nannte. Und unter diesen letzteren giebt es eines, welches heißt, daß man sich mit Anstand langweilen soll.

Der Sonntag Morgen in einem Pfarrhause ist wegen seiner feierlichen Langeneile bekannt. Der Pastor geht mit einem ernsten, nachdenkenden Gesichte zuweilen durchs Zimmer, welcher nicht gestört sein will; sonst wird nur sein ruhiger Schritt auf und ab im Studirzimmer gehört. Alles wird leiser und in kurzen Sätzen gesprochen und nur das Allernothwendigste wird zur Sprache gebracht. Die Frau Pastorin hat es eilig, den Eierdotter zu schlagen und leise zwischen dem Schlafzimmer und Studirzimmer hin und herzulaufen, um beim Zuknöpfen des Amtskleides zu assistiren und anwesend zu sein, wenn der widerspenstige Mühlenstein um den Hals des Pastors angebracht werden soll. Das Mädchen guckt ein paar Mal ins Zimmer, um nach der Frau zu sehen, und der Knecht geht fix und fertig vor der Stallthüre auf und ab und sieht auf seine Uhr.

Fräulein Kathinka hatte sich durchaus nicht sehen lassen; sie hatte sich ihren Thee aufs Zimmer bringen lassen. Daß sie aber nicht unbeschäftigt war, konnte man an dem fortwährenden Schieben der Kommodenschubladen, dem Klirren der Kämme und Scheren und dem Rauschen der gesteiften Kleider hören, welches sich von drinnen vernehmen ließ, gleichwie auch an der ausgedehnten Verwendung erkennen, welche sie für das Mädchen hatte, das beständig aus ihrer Thüre mit irgend einem geheimnißvollen Etwas unter der Schürze aus und einlief, so mit glühenden Haareisen, erwärmten Pomadekruken und einem Glas Wasser mit etwas Weißem auf einer Goldplatte.

Ove hielt sich draußen im Garten bis zur Kirchenzeit auf, er war mit einer dunkelgrauen Sonntagsblouse mit breitem, herabhängendem, gesticktem Halskragen bekleidet und trug ein ungeheuer großes Psalmenbuch in braunem Ledereinband. Es war ihm noch weich um's Herz von den Thränen, die er am Abend zuvor mit seiner Mutter dort oben in der Dachkammer vergossen hatte, wo er mit dem frommen Vorsatze eingeschlafen war, sich alle mögliche Mühe zu geben, ein guter und tüchtiger Knabe zu werden, an dem alle Freude haben könnten. Und er gelobte sich gerade selbst, seiner Mutter und allen, daß er sich dazu befleißigen werde, als eine Gestalt vor ihm stand.

Es war das Fräulein, welches nach einem kurzen Morgengruß sofort ein scharfes Verhör mit ihm darüber anstellte, woher er den „Gegenstand" habe, den er in der Hand hatte, wozu er ihn verwenden wolle, wie lange er ihn gehabt habe, weshalb er gerade den genommen und derartiges mehr, was er sich niemals klar gemacht hatte.

Denn erst jetzt sah er, daß er mit einem kleinen Zweige in der Hand ging. Und da er deshalb alle diese Fragen nicht genügend beantworten konnte, stellte sie es als eine unbestrittene Thatsache hin, daß er ihren seltenen türkischen Rosenstock mit der Wurzel heraus-

gerissen und ihn so blank wie einen Peitschenstiel geputzt habe.

„Aber ich werde Deiner schon gedenken, mein lieber Freund! Ich werde Deiner gedenken!“ bedeutete sie mit einer alles andere eher als zuvorkommenden Handbewegung, indem sie verschwand.

Schlag halb zehn Uhr hielt Jens Peter mit „dem Geschlossenen“ vor der Thüre; es war dieses eine von jenen hohen, geräumigen, altväterlichen Karossen mit vierfach zusammengeklapptem Trittbrett, gebauschtem Lederüberzug und dem Kutscher hoch oben unterm Himmel.

Er hatte kaum die Pferde angehalten, als er einen mürrischen Blick durch die Fenster ins Wohnzimmer hineinwarf und ungeduldig mit der Peitsche knallte, um zu erkennen zu geben, daß Jens Peter warte.

Zuerst kam Ove. Er stellte sich auf die Steinplatten und grüßte höflich zum Bock hinauf.

„Guten Morgen, Jens Peter! Du hast doch wohl nicht gewartet?“

Trotz des mißlungenen Versuches mit dem Fräulein hatte er doch noch nicht die Hoffnung aufgegeben, durch ausgesuchte Zuvorkommenheit seine Umgebung milder zu stimmen.

Jens Peter aber blickte verdrießlich über die Pferde hinaus und murmelte etwas.

„Ich wünschte, die anderen kämen bald, da es langweilig für Dich ist, falls Du warten solltest.“

Jens Peter schielte zum Knaben herab, als ob er ihn fressen wollte.

„Er ist es, der das Pferdegeschirr herabgerissen hat“, schnarrte er.

„Nein, ich versichere Dir, ich bin während eines ganzen Monats nicht im Stalle gewesen.“

„Dann ist Er es auch, der die Fensterscheibe dort unten eingeworfen hat.“

„Nein, lieber Jens Peter! Ich versichere Dir, ich habe es nicht; es ist gewiß, ich habe es nicht.“

„Ja. Warte nur! Warte nur, kleiner Freund! Wir werden Ihm das schon abgewöhnen!“

Dann kamen die anderen.

Fräulein Kathinka war höchst elegant. Sie hatte die brandgelbe Schleife zu einem metallglänzenden Seidenkleide mit Garnirungen angelegt. Vom Hute selbst sah man nichts; auf der einen Seite aber hatte sie einen berlinerblauen Weintraubenstrauß von Zeug, und auf der anderen einen niedlichen kleinen Vogel, halb eine Schnepfe, halb einen Star, der aber eine Lerche vorstellen sollte.

Sie erröthete fast wie ein junges Mädchen, als Möller sie galant in den Wagen hob (sie war an dem Tage ungewöhnlich unbeholfen) und die gesteiften Kleider behutsam durch die enge Thüre schob. Er selbst setzte sich ihr gegenüber, an die Seite Ove's, und überließ den zweiten Platz auf dem Vorsitz dem Pastor.

Die Frau blieb in der Küche.

Als sodann das Fräulein Jens Peter aufs dringendste ersucht hatte, vorsichtig zu fahren; als Jens Peter etwas seine Kutscherehre betreffendes gemurmelt und als Möller bemerkt hatte, daß diese guten, altmodischen Karossen eigentlich die allerangenehmsten seien, um darin zu fahren, zogen die alten Braunen mit dem knarrenden, rüttelnden

Wagen gegen Sorvad, in einem steifen Schaukeltrab, ohne irgendwie merken zu lassen, daß sie mit dem Gedanken umgingen, mit dem Fräulein durchzugehen.

Die Leute aber, welche in den Thüren standen, zogen sich zurück, bis des Pastors Wagen passirt war. Nur die Frau des Vorsitzenden des Kirchspielrathes nickte treuherzig in den Wagen hinein, obgleich sie es sehr eilig hatte, Knöpfe an die Weste ihres Mannes zu nähen.

Der Pastor hatte kein Lächeln um den Mund; er saß still mit den gefalteten Händen im Schoß und sah ernst aus. Möller meinte, es sei die Predigt, welche memorirt werden sollte, und wollte nicht stören. Niemand sprach.. Es war schrecklich.

Möller sah ein wenig zum einen Fenster hinaus, dann ein wenig zum andern und trommelte auf den Fensterscheiben; dann nahm er den am Fenster hängenden Riemen in die eine Hand und schlug mit der einen Quaste gegen die andere, warf sich in den Sitz zurück und sah bei der Gelegenheit das Fräulein an. Sie hatte offenbar auch ihn angeblickt. Und in Ermangelung einer besseren Beschäftigung stellte er tiefsinnige Betrachtungen über ihre scharfen Züge und kleine spitze Nase an, was ihn zu der Ansicht leitete, daß sie — vorausgesetzt, daß die beiden großen behaarten Warzen auf dem Kinn spätere Erwerbungen seien — in der Jugend gewiß ganz hübsch gewesen.

„Nun, liebes Fräulein! Wie heute Nacht geschlafen?“ sagte er halb flüsternd und warf ihr — zuerst über die Brille, dann unter dieselbe und dann um das ganze Brillenglas herum — vergnügte Blicke zu.

„Ach Gott, Herr Möller! Es war horribel! Ich lag und zitterte wie im Fieber und habe während der Nacht kein Auge geschlossen, bis das Mädchen kam und mich weckte.“

Möller schüttelte mitleidig den Kopf.

„Es ist eine Schwäche, welche ich habe, Herr Möller! Eine Leberkrankheit, welche ich von meiner Mutter geerbt habe, ja, Rudolf hat auch schon einmal einen Anfall davon gehabt und wir müssen beide sehr vorsichtig sein.“

„Ja, bestes Fräulein — —“

„Ach, Sie können sich nicht vorstellen, welche fürchterliche Plage es ist, Herr Möller! Es ist wirklich schwer, stets in Unruhe und Angst und so vorsichtig mit dem zu sein, was man genießt; spazieren darf ich gar nicht; so z. B. gestern im Strandwald, sind Sie im Strandwald gewesen, Herr Möller? — Nicht gewesen! . . .“

Herr Möller war der Verzweiflung nahe, denn Fräulein Kathinka war allzu rasch im Sprechen. Er konnte kein Wort einschalten. Von dem Einen sprang sie ohne das geringste Verbindungswort direkt in etwas ganz Anderes hinein. Bei der Leberkrankheit beginnend, endete sie mit Rosen und Levkojen, und zwischen diese steckte sie scharfe Reprimanden an Ove, wenn er nicht mit dem gebührenden Anstand gähnte oder die Nase putzte.

Möller seufzte tief, als sie endete, und wagte kaum den Mund zu bewegen, aus Furcht, daß sie daraus Anlaß nehmen werde, fortzufahren. Denn es schien ihm, als ob er sich unter einem Sturzbad befunden, bei welchem man nur auf einen Knopf zu drücken braucht, um es wieder zu öffnen.

Der Teufel hole die Frauenzimmer, die so schwatzen können! dachte er in seinem Sinn und wandte sich in seiner Noth zum Pastor.

„O ja, Oestrup! Sie können's machen!“ sagte er in einem tiefen, gemessenen Tone, der dem Augenblicke angepaßt war und schüttelte schwermüthig den Kopf. „Es ist das ein herrlicher Beruf, so die milden, liebenden und tröstenden Worte der Verheißung zu dem großen, seufzenden Volke zu sprechen. Ich selbst gedachte einst — nun, es sollte nicht so sein. O, es muß beglückend sein, beglückend! Nicht wahr?“

Der Pastor antwortete nicht, sondern rückte fieberisch auf dem Sitze hin und her und sah starr auf die gefalteten Hände im Schoße herab.

„Denken Sie, wie schön es in dieser Stunde überall im Lande klingt!“ fuhr Möller fort. „Wie es von all' den tausenden prächtigen Kirchen ringsumher läutet und wie die tausende Diener des Wortes — gleichwie hier — von ebenso vielen tausenden Pfarrhöfen abfahren, während die Mitglieder der Gemeinde in Sonntagskleidern über die Felder herankommen und sich um die rufenden Glocken versammeln! Es ist das wahrlich eine große Bewegung; viele Kräfte arbeiten in deren Dienst, viele Mittel — sowohl geistige wie zeitliche — werden in ihrem Schoße niedergelegt; aber dann ist es auch schön in einem Augenblicke wie diesem, über das Land hinaus zu sehen.“

Der Pastor wollte etwas sagen, aber er beschränkte sich auf ein Hm!

„Ja, in Wahrheit! Es muß ergreifend sein — besonders für den jungen Prediger — nur in die hohe, gewölbte Kirche hineinzukommen, wo das große Volk andächtig Seite an Seite sitzt, um nach dem Worte zu lauschen, das durch ihn erklingen soll. Alte bei Jungen, Reiche bei Armen, Hohe bei Niedrigen, o, es ist schön! Und wie es feierlich sein muß — so vom Altar und Predigerstuhl, so wenn die Orgel schweigt und die großen, stillen Massen so ruhig werden — so zu den langen, lauschenden Reihen zu sprechen, o, es ist schön! Es ist erhebend! Nicht wahr?“

Wenn überhaupt jemand so roth wie das tröpfelnde Blut werden kann, dann wurde Pastor Oestrup es in diesem Augenblicke. Er verfinsterte sich und raffte sich auf und sagte endlich still und sanft: „Ja, sehen Sie, Herr Möller! Sie sind wahrscheinlich von der Stadt her große Gemeinden gewohnt, aber, ja, verstehen Sie; hier draußen auf dem Lande und besonders in dieser Erntezeit, ja, es wird einem schwer, es zu sagen; aber rein ausgesagt, wir werden kaum mehr, als wir sind.“

Man kann nichts Vernünftigeres thun, als auf etwas vorbereiten. Und es kamen so gut wie nie andere als der Küster, weshalb Oestrup auch stets dafür sorgte, daß einige Personen vom Pfarrhofe mitkamen, um doch wenigstens Gottesdienst abhalten zu können.

Die Unterredung führte selbstverständlich zum Unglauben der Jetztzeit und der Ungewißheit, das Haus Gottes aufzusuchen, etwas, was besonders Herr Möller vollständig unerklärlich fand und woran nur mit Wehmuth zu denken sei.

„Es ist gewiß schlimm“, äußerte der Pastor unter anderm. „Aber die Leute hier im Kirchspiele berechtigen doch zu guter Hoffnung, denn ihre Herzen sind nicht — wie in anderen Gegenden des Landes — von Politik oder andern hochmüthigen Wallungen ergriffen, die nur Störungen und Verwüstungen in die Gemüther bringen.“

Vor Sorvad aber bemerkte Fräulein Kathinka einen Mann im Sonntagsputz und mit dem Gesangbuche am Wege. Es gab ihr einen Ruck, so daß sie vom Sitze emporfuhr und mehr schrie als sagte. „Rudolf! Da geht Rasmus Christensen zur Kirche!"

Der Pastor konnte es nicht für möglich halten und guckte zum offenen Fenster hinaus.

„Ja, wahrlich! Guten Tag und Gottes Frieden, guter Rasmus Christensen!"

Er grüßte und nickte, bis der Wagen weit voran war, und setzte sich mit einem verklärten Gesicht.

„Versteht sich, Herr Möller! Ganz allein, davon ist — Gott sei Dank — keine Rede; aber in dieser Erntezeit —"

Kaum hatte Möller etwas darüber anbringen können, daß das Kirchspiel ja auch schon vor Oestrup zu den „todten Flächen" gehört habe, als das Fräulein sich wieder hoch im Sitz emporhob und den Bruder hart in den Arm griff.

„Weiß Gott! Rudolf! Auch Peter Nielsen und Else Christine!"

„Ja, wahrlich, wahrlich!" rief der Pastor in freudigstem Erstaunen und streckte den ganzen Oberkörper aus dem Fenster. Das Fräulein kroch aus dem anderen und es ward ein Grüßen, Nicken und Schwenken mit den Taschentüchern aus beiden Wagenfenstern, das erstaunlich war.

Dieses Mal bog der Pastor sich ganz zu Möller hinüber und legte die Hand auf seinen Arm.

„Nein, Gott sei Lob und Dank! Ich kann doch eine Gemeinde hier im Kirchspiel um mich sammeln, die nicht so wenige Seelen zählt. Denken Sie sich! In den Tagen meines seligen Vorgängers konnte die Kirche drei, vier Sonntage hintereinander geschlossen sein. In meinen sieben Jahren ist noch keine der Kirchen auch nur einen einzigen Sonntag geschlossen gewesen."

Ove seufzte, um es zu bezeugen.

Als der Wagen zur Kirche hinauffuhr, stand der kleine Küster und sah erstaunt auf eine bleiche, arme Frau, ermattet bis zum Umsinken und in einem mehr als verblichenen Sonntagsstaate.

Es war Karen Ole Lorents.

Ole war angetrunken nach Hause gekommen. Aber er trug neues, blaues Zeug, einen breiten schwarzen Hut und eine blanke Kette über die Weste. Der Schwede und ein paar andere finstere Kerle waren mit ihm. Sie hatten sich sofort zum Trinken gesetzt und dort saßen sie, als sie ging.

Der Küster war ein ganz junger Seminarist mit einem unendlich rechtschaffenen und theologischen Aeußern. Langes, helles Haar weit aus der Stirne zurückgestrichen, Brille, einen untadelhaft weißen Schlips mit gestickten Enden, den Kopf ein wenig nach der Seite und eine magere und schwermüthige Hand an die Backe gelegt.

„Was kostet es, mit zum Altar zu kommen?" fragte Karen gebrochen.

„Gute Frau! Es kostet fünfundzwanzig Oere pro persona, das heißt für jeden."

Karen hatte das Geld in der Hand abgezählt. „Seien Sie so gut!"

„Nein, halt, meine liebe Frau! Hier ist für Zwei? Nun, da wird Ihr Mann vielleicht auch noch kommen? Soll ich ihn einzeichnen?“

Sie pflückte an den Fransen des Shawls und sagte schwach: „Nein, er, er hatte dieses Mal keine Zeit; aber ich wollte gerne —“

„Jawohl, meine gute Frau! Wenn Sie allein kommen, dann sollen Sie auch nicht mehr als für eine Person bezahlen.“

Ja, sie wolle nun doch gerne für zwei bezahlen, wenn sie dürfe.

Und damit verschwand sie in der Kirche und versteckte sich in einem Stuhle.

Jetzt kamen die Leute vom Pastor über den Kirchhof. Der Seminarist empfing sie mit einem sehr theologischen Gruße; sobald aber der Pastor entdeckte, daß die Gemeinde des Weiteren durch den jungen Hans Jensen und Frau aus Sorvad vermehrt worden war, welche an der Kirchenthüre standen, ging er direkt zu ihnen und drückte herzlich ihre Hände.

„Darf ich die Ehre haben, dem Herrn Pastor zu danken, weil Sie so freundlich waren, mir den Zehnten-Rückstand zu erlassen?“ sagte der Bauer und drehte seinen Hut.

„Nun, ja, ja, Sie haben ja viele Kinder, Hans Jensen; das erfordert Ausgaben.“

„Ach ja, Herr Pastor, viele!“

Rasmus Christensen war nun auch zur Stelle; er hatte einen Nichtweg über die Felder eingeschlagen. Es war ein junger, hübscher Käthner mit einem blonden Bart und lebhaften Augen.

„Ich danke dem Herrn Pastor“, sagte er, als er grüßte, „weil Sie so freundlich gewesen sind, meiner Frau im Kindbett zu helfen.“

„Nun, wie geht es jetzt?“

„Danke, Herr Pastor! Dieses Mal bleibt es doch gewiß bei dem Einen.“

„Sollen wir dann beginnen, Herr Pastor?“ fragte der Theologische, und wischte seine schwermüthigen Hände in der Luft.

„O, laßt uns einen Augenblick warten. Peter Nielsens sind auf dem Wege nach hier; wir begegneten ihnen.“

„Ja so. Es sind gewaltig viele Leute hier, Herr Pastor!“

Peter Nielsen und Stine kamen nun den Weg herauf, bogen aber, sonderbar genug, nicht in den Kirchensteig hinein. Sie wollten aber wohl hinten um den Steig herumgehen; aber auch das schienen sie nicht zu beabsichtigen, sondern gingen direkt durch das Dorf.

„Wie?“ begann der Pastor.

„Die gehen zum Vogelschießen bei Niels Nielsen in Torp“, erklärte der Küster.

„Ja so! Ja, dann laßt uns beginnen, Herr Frederiksen!“

Herr Frederiksen intonirte. Er war der Einzige, welcher sang und stand aufrecht im Stuhle, um besser Luft schöpfen zu können. Aber er dehnte die Töne so ungewöhnlich lang aus, daß Herr Möller — der sofort alle Gesänge auf der Tafel nachgesehen hatte, um die Anzahl der Verse zu untersuchen — in seinem stillen Sinne darauf schwor, daß er sitzen und ein alter Mann werden müsse, bevor die „Singerei“ ein Ende nähme.

Die Stimme des Pastors lautete merkwürdig scharf in dem großen,

leeren Raume. Die Worte tummelten sich zwischen den Pfeilern und Wänden mit hohlem Widerhall herum und schienen sich unter den schallenden Gewölben zu zanken. Aber der Vortrag war ruhig und mild; er stand ganz unbeweglich mit gefalteten Händen und unterstrich hier und da nur ein Wort, indem er den Kopf neigte. Nur dann und wann machte er etwas lange Pausen, in welchen man dann Herrn Möller's leises Trommelsolo auf dem Gesangbuche hörte.

Dann kam der Altargang.

Denn im Kirchspiele Söby und Sorvad war es bei den Leuten Gebrauch, stets zum Altar zu gehen, wenn sie zur Kirche gingen, oder richtiger: sie kamen nur in die Kirche, um den unendlich seltenen Gang zum Altar zu machen.

Und dieses war kein gewöhnlicher Sonntag. Es lag etwas über dem stillen Kreis der Knieenden. Es waren sechs. Denn da das Fräulein Kathinka die gute Gelegenheit benutzen wollte und zum Altar hinaufging, fühlte Möller, daß es wider jede Aufmerksamkeit sein würde, nicht zu folgen.

Ove, der ganz allein im Predigerstuhl zurückblieb, wurde von dieser ungewöhnlichen Scene ergriffen, namentlich als der Pastor mit zitternder Hand und jenen mirakelhaften, flüsternden Worten die Oblate von Lippe zu Lippe führte.

Als aber der Pastor zu Karen Ole Lorents kam, drehte sie krampfhaft den Kopf hin und her, wehrte mit den Händen ab und sank seitwärts um, auf Möller. Er fing sie in seinen Armen auf und lehnte den schlaffen Kopf an seine Schulter.

Inzwischen kam sie bald wieder zu sich und da im übrigen alles ungestört verlief, geleitete Möller sie behutsam zurück und war außerordentlich besorgt um sie während des letzten Psalmes.

Auf dem Heimwege war der „Geschlossene" des Pastors in vorzüglichem Humor, selbst Jens Peter, der gegen alle Gewohnheit die alten Braunen durch einen Knall mit der Peitsche auf die Hinterbeine brachte, als sie in den Hof hineinfuhren.

Die Frau empfing sie mit einem festlichen Mittagstisch: gelber Sagosuppe, Kükenbraten und Zwetschentorten, sowie einer Flasche St. Julien. Möller rieb sich vergnügt die Hände mit dem seligsten Gesicht von der Welt; der Magen des Pastors war vollständig kurirt und die Leber des Fräuleins gebot nicht das, was Diät heißt.

Auch schien sie nicht jenen unüberwindlichen Abscheu vor dem Hühnergeschlechte zu hegen, wenn es sich in gegenwärtiger Gestalt präsentirte. Es war im Gegentheil eine wahre Wohlthat zu sehen, mit welcher Fertigkeit sie die kleinen Knochen zwischen ihren — nun ja, Zähnen zerlegte, sie im Munde umwandte und das „Mark" aus ihnen sog.

Das Mittagsmahl verlief ganz vergnügt.

Allerdings ereignete sich sofort ein kleiner Unfall beim Tischgebet, da Ove vom Pastor das gewöhnliche Zeichen zum Beginn desselben erhalten hatte und die für Kinder etwas aparte Stellung überm Teller einnahm.

Es stimmte nämlich nicht vollständig mit der Wahrheit überein, was Möller hinterher versichern wollte, daß er selbst täglich diese

Ceremonie „im Stillen" beim Mittagstische des Klubs gebrauche. Daher mißdeutete er die Stellung des Knaben als eine lustige Scene und begann mit seiner gewöhnlichen, spaßhaften Liebenswürdigkeit, aber höchst unpassend, ihn — abwechselnd unterm Kinn und im Nacken — in raschem Wechsel zu kitzeln.

Es überkamen sowohl den Pastor wie das Fräulein einige plötzliche Hustenanfälle, aber Herr Möller blieb dabei, animirt durch die unerschütterliche Ruhe des unglücklichen Opfers, mit steigender Liebenswürdigkeit bis ganz zum Hals herab mit einem gemüthlichen: „Ticke, ticke, tick! Du kleiner Fuchspelz!" auf ihm zu trommeln.

Dann räusperte der Pastor sich einige Male stark, um anzukündigen, daß er selbst das Tischgebet sprechen wolle, und dabei merkte Möller schließlich die Situation. Nun aber passirte es, daß Ove, als er sich frei fühlte, mit seinem „Wir danken Dir —" accurat mit dem Pastor zugleich herauskam.

Der kleine Unfall wurde indessen bald vergessen und die Stimmung wurde äußerst animirt. Der Gast dankte in einem rührenden Toast: Diese Tage würden stets zu seinen lichtesten Erinnerungen gehören. Und der Wirth sprach bewegt über das alte Sprichwort: „Alte Liebe rostet nicht", worauf Herr Möller sich abermals — seiner jahrelangen Regel gemäß — erhob und in interessanter Weise das Thema „Pfarrhöfe und Gurkensalat" behandelte.

Der Kaffee wurde im Garten servirt. Möller steckte die Daumen in die Armlöcher der Weste und lehnte sich im Gefühle angenehmen Wohlseins in den Stuhl zurück. Ove hatte einen Platz am Ende der Gartenbank erhalten und folgte mit großen Augen den unbegreiflichen Erlebnissen des Herrn Möller in der Stadt Kopenhagen.

„Wer war es, den Sie Ihren Freund nannten?" fragte das Fräulein unruhig.

„Kammerherr Buch, Fräulein!"

Es durchzuckte sie.

„Sollte er einst Kammerjunker gewesen sein?"

„Ja, gewiß ist er das."

„So — o. Er ist so lustig, ja, so —".

„Ob er ist! Spielendes Leben, sowohl wenn er draußen, wie daheim in der Familie ist."

„Dann ist er obendrein verheiratet!"

„Jawohl! Das reizendste Weib hat er und niedliche Kinder, und ein Familienleben, so gemüthlich, daß ein alter Junggeselle, wie ich, hingehen und sich deswegen erhängen könnte."

„Wirklich. Er ist sonst fürchterlich plattfüßig, der Arme!" sagte sie, und begann sich mit ihrer Serviette zu fächeln.

„So, ist er das?"

„Gott! Er ist fast ungestaltet!"

„Nein, das habe ich doch niemals —".

„Sie können glauben, was ich sage, es ist ganz bestimmt."

„Gott bewahre, Fräulein! Ich muß es nicht bemerkt haben, aber es ist sehr möglich, daß, hm!"

Fräulein Kathinka sprach nicht mehr. Ganz gewiß war ein Stein von ihrem Herzen gefallen, der dort fünfundzwanzig Jahre gedrückt

hatte; aber es hatte es mit der traurigen Erfahrung bezahlen müssen, daß alle irdische Liebe — selbst die heftigste — nur Wind ist.

Gleich darauf erhob sich der Pastor, bat Möller um Entschuldigung, aber er müsse ja den Spätdienst in der Söby-Kirche verrichten.

„Komm' also, mein Junge!" sagte er zu Ove, der nach dem Gesicht, welches er machte, kaum der bereitwilligste Zuhörer ward.

Außerdem ging das Mädchen und der Knecht mit, und wenn der Küster zugefügt wird, war dieses die ganze Gemeinde. Dieselben Psalmen wurden gesungen, dieselbe Predigt gehalten und während dessen saßen der Bevollmächtigte Möller und das Fräulein Kathinka allein um der Kaffeetisch im Jasminlusthause.

Ove war auf dem Wege nach der Kirche sehr betrübt. Als er sich aber recht bequem in die tiefste Ecke des großen Predigerstuhles gesetzt hatte, als die ersten Psalmen gesungen waren, als der Küster zur Ruhe gekommen und der Pastor auf der Kanzel war, als es ganz still in der großen weißen, gewölbten Kirche geworden war, da ward es so seltsam verlockend für ihn, in diesen hohen, kühlen Raum hinauszustieren.

Dann kamen sie aus seinen Augen herausgehüpft, diese seine kleinen lustigen Spielkameraden. Und begegnete sein Blick dann dem Kirchenschiff, seinem alten vertrauten Freund, der hübschen, vollständig getakelten Fregatte, welche von der Decke herabhing, mit kohlenschwarzem Rumpf, vergoldetem Gallion, Wimpeln und Flaggen und zwei silbernen Ankern am Bug, dann kam sein Blut in Wallung, seine Sehnsucht erhielt Flügel und oft — während der Pastor von Frieden und Versöhnung sprach — hatte das Schiff mit Sturm in den Segeln und Wasser unterm Kiel seine luftigen Träume auf Tod und Leben ins weite, wilde Meer getrieben.

Es war ein herrliches Vollschiff! Und wie mußte es sich auf der See ausnehmen!

Aber es war auch ein sonderbarer Einfall, eine solche prächtige Fregatte in eine Kirche hineinzuhängen, wo nur Messe und Gesang die Segel schwellen konnte. Das Schiff langweilte sich gewiß auch fürchterlich; es hing dort bestäubt und träge mit den vielen weißen, aber schlaffen Segeln und hängenden Wimpeln, als ob es weine. Es sehnte sich gewiß, ja, das that es bestimmt; das glaubte er an sich selbst zu fühlen.

Armer! Es that ihm so unsäglich leid zu sehen, wie es so betrübt mit gebücktem Bugspriet dahing; wie es die Masten verzweifelnd ausstreckte, wenn der Wind über die Scheiben des Fensters dahinstrich und ihm Sehnsucht ins Ohr flüsterte. Und dann der Seufzer, der über die Segel zog, wenn alles wieder stille war! Ach, er verstand es so gut!

Es sah so schmerzlich, so wehmüthig aus und blickte so bittend, ach, so bittend, auf ihn, den Lieben, herab! Und es schien ihm, als ob es ihm gleichsam zuflüsterte, daß auch er ein derartiges Vollschiff sei, in einer Kirche aufgehängt. — Armer! Armer! — welches dort über hundert Jahre gehängt hatte und dort vielleicht noch über hundert Jahre hängen sollte, ohne ein Häppchen frischer Luft zu schmecken. Und es würde sich doch so prächtig ausnehmen mit

seinem vergoldeten Gallion und den vielen weißen Segeln! Wie würde es jubeln und schaukeln auf den kleinen Wellen! Welcher Anblick! Welche Lust! Ach, mein Gott! Es bittet so flehentlich, ach so flehentlich!

„Ove! O — ve!"

Es war der Pastor, der draußen auf dem Kirchhofe stand und rief.

„Er ist gewiß schon gegangen, Herr Pastor!" sagte der Küster.

„Sollte er wohl? Es wäre doch wunderbar. Nun, dann leben Sie wohl, Herr Mikkelsen!"

Der Küster schlug die schwere Kirchenthüre zu, daß es unter den Gewölben dumpf widerhallte und drehte den schreienden Schlüssel dreimal rundum. Alsdann trippelte er mit dem großen, rasselnden Schlüsselbunde nach Hause.

Dann aber kroch Ove umherspähend und bebend aus dem Stuhle hervor, unter welchem er sich versteckt hatte. Seine Wangen brannten, die Augen glänzten und das Herz klopfte laut. Furchtsam blickte er sich in dem großen, heiligen Raume, in der ungeheuren Leere um. Ein Schritt draußen auf dem Gange machte ihn bange; kaum aber hatte er den Fuß angesetzt, als er die Stuhlständer ergriff und bleich ward. — Er hatte eine lange schwarze Gestalt hinter dem Pfeiler hervorblicken, ganz genau den grauen, umwickelten Kopf sich vorsichtig zurückziehen sehen.

Es war natürlich nur Einbildung, und doch. Er durfte sich nicht von der Stelle rühren. Jetzt fing es in seinem Blute und daher sah er überall Spuk. Es rauschte und lauschte und spähte aus jeder Ecke. Die Bilder an den Wänden begannen mit ihm zu sprechen und nach dem Chor — wo die Leiter stand — durfte er sein Auge nicht richten; denn er hatte gehört, daß, wenn der Gottesdienst vorbei sei, der Teufel vom Altar Messe halte.

* * *

Gleich unten vor Söby schnitt das Meer mit einer kleinen schmalen Bucht, der sogenannten „Nalecke", ins Land hinein. Am Strande lag ein großer Stein, der seiner Zeit der langen Anne zum Lieblingsaufenthalt diente. Heute Nachmittag saß Ove dort mit dem Kirchenschiff auf seinem Schoß. Seine Wangen und Stirn hatten noch jenes geschwollene Aeußere und mit den Augen verschlang er die putzigen Nadelmacherraritäten des Schiffchens, ohne an die schicksalsschwangeren Folgen dieses Wagespiels zu denken.

Es waren ganz kleine Luken, die auf- und zugemacht werden konnten; richtige kleine Zugscheiben; die lächerlich kleinsten Winden vor dem Laderaum; der reizendste kleine Kompaß, und viele kleine Segel wie auf einem richtigen Vollschiff.

Ove klatschte in die Hände und jubelte.

Dann setzte er es aus. Es lag träge da, mit Wasser in dem mürben Rumpf und feuchtem Kirchenschimmel im Laderaum. Ove's Augen aber füllten sich mit Thränen, als er sah, wie freudig es schaukelte und die Segel auf den kleinen Wellen schwellten.

Es glitt ruhig vor dem milden Landwind hinaus. Und bald hatte es die Schnur, welche Ove in der Hand hielt, abgelaufen. Dann ruckte es in der Hand. Er hielt lose, aber hielt doch.

„Ach nein, ach nein!“ sagte er halblaut, sah wehmüthig auf das Schiffchen hinaus und schüttelte mit dem Kopfe.

Aber es nickte und nickte ihm zu auf den jubelnden Wellen und ruckte und ruckte. Die Thränen traten aus Ove's Augen.

Und dann ließ er die Schnur fahren.

Er konnte es nicht über sein Herz bringen, wieder anzuhalten.

Und dann fuhr das verschimmelte Kirchenschiffchen stoßend hinaus über das weite, stille Meer.

Ove verfolgte es mit großen, feuchten Augen, bis es weit draußen seinen Blicken entschwand. Dann warf er sich in den Sand des Strandes und weinte.

Sofort aber sprang er wieder auf, fuhr sich mit der Hand durch's Haar und sah heimwärts nach dem Pfarrhause. Und dann ging ein Zucken um seinen Mund, das sagte: Mutter!

Kaum aber gewahrten seine Augen ein Boot, das an einen Pfahl gebunden nahebei lag, als er mit einem Sprunge drinn war und hinaus, hinaus ging es mit langen, langsamen Schlägen. Die Spannung gab Muth und Kraft und er hatte schon früher „Seenoth“ gespielt.

Viele Stunden trieb er da draußen. Er wollte nicht ohne das Kirchenschiff heimkehren. Erst als die letzte Abendröthe im Westen am Himmel verschwand und die Dunkelheit sich drohend heranschlich, ward ihm bange vor der Nacht. Aber da hatte er keine Kräfte mehr; er athmete schwer, die Arme hingen schlaff herab und vermochten nicht die Riemen zu heben.

Die Nacht war still. Und als der Mond hervortrat und sein kaltes, mystisches Halblicht über's Meer ergoß, lag dies gleich einem matten, weißlichen Spiegel mit lautlos segelnden Schatten aus den treibenden Wolken da.

Ove saß hinten im Boote zusammengekrochen und biß sich vor Angst in die Lippen. Sein langes, schmales Schattenbild lag dunkel auf dem Wasser und es durchfuhr ihn mit Grauen, sobald er sich bewegte. Halbvergessene Abenteuer kamen lauschend heran auf den schweigsamen, segelnden Schatten und horchten rund um das Boot herum. Er wagte kaum zu athmen.

Da war es etwa Mitternacht. Aus weiter Ferne schritt eine große, weiße Gestalt auf ihn zu. Er konnte die plätschernden Fußtritte auf dem Wasser hören und sie funkeln sehen.

Als aber die Gestalt näher kam, war sie das Segel eines großen breiten Bootes, das nahe bei ihm vorüberglitt, dämonisch durch sein Schwarzes auf dem weißen Wasser und einen glänzenden Schweif nach sich ziehend. Nur eine einzige, wunderbar lange, gebückte Gestalt zog ein paar schwerer Riemen.

Ove's Stirn wurde kalt und es lief ihm eisig über den Rücken. Er lag versteckt auf dem Boden des Bootes und horchte athemlos. Die kräftigen, dumpfen Riemenschläge zogen vorüber. Dann hielten sie plötzlich ein.

„Hallo!“ ließ sich eine gellende Stimme vernehmen.

Er aber antwortete nicht. Sein Herz hatte aufgehört zu schlagen und er rollte sich nur zusammen, die gefalteten Hände fest über die Augen gelegt.

Dann kamen die Riemen wieder ins Wasser, aber ihm schien, daß sie sich entfernten, mehr und mehr. Dann ein Stoß und das Boot schrammte das seinige. Er wollte schreien, als er merkte, daß auf die Relingen getreten wurde und fühlte, daß etwas mit einem strammen Kautabakshauch sich über ihn beugte, aber die Angst hatte ihn gelähmt.

Als die Gestalt in sein Boot stieg und ihm ins Gesicht guckte, war er mehr todt als lebendig. Es schien ihm derselbe graue, umwickelte Kopf zu sein, der sich hinter die Pfeiler zurückzog, er versuchte aufzuspringen, sank aber wieder zurück.

„Was Teufel! Das ist ja der aus der Kirche, Gott verlaß mich! Woher bist Du, guter Bursche?"

Die Gestalt mußte es ein paar Mal wiederholen, bis Ove flüsternd herausstammelte: „Von Pastors."

„Von — von Pastors?" wiederholte die Gestalt langsam und nahm seinen Arm leise vom Gesicht, um es in vollem Mondlicht zu sehen.

Ove empfand ein plötzliches Zittern in der kalten Hand, die seinen Arm hielt. Und sonderbar lange sahen die ruhigen Augen ihn fest an. Schließlich strich die Gestalt ihm sanft mit ihrer rauhen Hand über die Backe und erhob sich.

„Dich friert!" sagte dieselbe.

Dann nahm sie seine Kleider ab, legte ihm etwas unter den Kopf, bedeckte den Körper und that es so vorsichtig und sorgfältig, daß Ove sich gesichert fühlte. Dann sah sie ihm noch einmal ins Gesicht, fühlte seine blonden, lockigen Haare und sein gebogenes Kinn mit den tiefen Lachgrübchen, welches sie so wohl kannte, weil sie die lange Anne war.

Manche Stunde saß sie halbnackt in der eisigen Septembernacht an der Seite ihres schlafenden Knaben. Die Ellbogen auf die Kniee gestützt und den Kopf in die Hände gelegt, sah sie starr vor sich hin und ließ die wechselnden Schattenbilder ihres Lebens über die leuchtende Fläche dahinziehen.

Erst als es im Osten zu tagen begann, nahm sie ihren schlummernden Sohn ins Schlepptau nach der Küste und ruderte dann selbst wieder mit ihrer Ladung geschlachteter Schafe, Getreide und Pferdeschwänze nach einem Schiff hinaus, welches draußen vor Anker lag.

Es war der Schooner „Glaube, Liebe und Hoffnung", Kapitän Lorents.

VIII.

Der Polizei-Gevollmächtigte Möller begleitete Mikkelsen mit einer geschäftsmäßigen Miene bis zur Thüre. „Also — um es zusammenzufassen — die Kirchenbüchse erbrochen, als Sie, Schullehrer und Kirchensänger in Söby, Ferdinand Mikkelsen, um acht Uhr elf Minuten die Sonne niederläuten wollten. Hans Mortensen, heißt er nicht Hans? Gut, also, Hans Mortensen, Söby-Feld, etwa um vier Uhr nachmittags den in Rede stehenden Knaben aus einem Fenster an der nördlichen Seite der Kirche mit etwas unter der Jacke verborgen springen sah und eine Viertelstunde später ein langes Frauenzimmer aus demselben Fenster, nicht wahr? Mehrerwähnter Knabe hat sich später nicht wieder im Hause eingefunden?"

„Ja, so war es, Herr Polizei-Gevollmächtigter!"

„Gut. Das sind genügende Indicien. Aber wie gesagt, reinen Mund bis auf weiteres."

„Auf meinen können Sie bauen, Herr Polizei-Gevollmächtigter!"

Damit ging der Küster.

Möller aber wandte sich wieder dem Zimmer zu, ging zum Pastor und klopfte ihm theilnehmend auf die Schulter. „Na, na, Oestrup! Lassen Sie sich nur nicht überwältigen. Sie sind ganz bleich. Es ist natürlich schwer, aber, Gottes Wille! Es ist Gottes Wille, Oestrup, darauf können Sie sich verlassen!"

Der Pastor faltete die zitternden Hände. „Aber, das ist ja —"

„Undankbar wollen Sie sagen. Ach Gott! Ich kenne die Spitzbuben. Sie, können dem Aeußern nach ganz wacker sein, wie z. B. vor kurzem ein junges Mädchen. Sie sah bei Gott aus wie lauter Gebet und Vaterunser, der Teufel auch! Sie war — mit Respekt zu sagen — gleichsam ein liederlicher Roman im Psalmenbuch-Einband. Sie schlug ihre drei Liebhaber todt — das that sie — so ungefähr doch. Nein, seien Sie froh, daß ich ihn so zeitig fing, Oestrup! Sonst können Sie vielleicht eines schönen Morgens sich selbst sowohl todt wie begraben im Bett finden, haha!"

„Mir schwinden fast die Sinne, daß er, den wir als ein Kind ins Haus genommen haben, daß er —"

Möller machte einen bedauernden Schulterzug.

„Aber, Gott sei Lob, wir bekamen die Augen offen. Es ist Gottes Finger, der hat —"

„Gottes Finger! Just was ich sagte. Darauf können Sie sich verlassen, der ist es, Oestrup! Aber jetzt sollten Sie Ihre Frau davon unterrichten."

„Sie will es nicht glauben."

„Nein, selbstverständlich! Es sähe schlimm aus, wenn wir Polizeileute Frauenzimmer wären. Es würde dann das Jahr hindurch nicht ein ehrlicher Spitzbube eingefangen. Aber Sie sollten es ihr doch sagen, so gelinde wie möglich."

Frau Oestrup saß, oder besser lag halb zusammengerollt im großen Lehnsessel in der Wohnstube, die Schrecken einer halbwüsten Nacht im weißen Gesicht ausgeprägt. Das Haar war ungekämmt, die Augen waren vom Weinen geschwollen und blickten wirr, gleichsam durch einen Nebel. Jetzt lag sie ziemlich ruhig, warf sich nicht mehr hin und her — dazu war sie zu matt — sondern krümmte sich in Thränen und Verzweiflung. Sie erbebte, als der Pastor ihre Schulter berührte.

„Habt Ihr ihn gefunden? Ist er todt?"

„Liebe Julie! Ich bin ängstlich wegen Deiner, Du bist ganz krank —"

„O schweig, o schweig! Wie kann ich anders? Aber er muß kommen, er muß kommen. Gott kann ihn nicht von mir nehmen wollen. Das will er nicht, ich bin dessen sicher, er hat gesehen, wie ich ihn liebte, nein, nein! Er kann es nicht, pfui, pfui!"

Sie machte eine Handbewegung, als ob sie etwas Scheußliches abwinkte, sank in den Lehnsessel zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Liebe Julie! Du sprichst ja ganz irre, Du bist Deiner selbst nicht mächtig."

Sie riß die Hände vom Gesicht.

„Ja, das ist es gerade, ich bin —", sagte sie langsam und wog jedes Wort in ihrer Hand. Aber dann legte sie die Hand wieder auf die Stirn und hielt den Kopf zurück. „O, auf mich kommt es nicht an, aber auf ihn! Aber auf ihn! O Gott, habe doch Barmherzigkeit. Peinige und plage nur mich, aber, Herr Gott im Himmel, gieb mir nur ihn zurück, sieh' doch hernieder und höre doch, wie seine Mutter —"

„Aber das bist Du nicht, Julie!"

Sie hatte sich erhoben. „Was sagst Du?"

„Das bist Du nicht. Das Kind hat eine andere Mutter, deren Fleisch und Blut er ist und deren Recht, ihr Kind zu behalten, wir jetzt nicht bestreiten dürfen."

„Du sagst doch nicht —?"

„Ja, leider. Er hat seine Mutter gefunden. Freiwillig hat er uns verlassen und sich in ihre Arme geworfen, der er mit Recht angehört."

„Freiwillig?"

„Ja."

Wankend ergriff sie die Tischecke und blickte ihn an, als ob sie eine Lüge aus seinem Gesicht lesen wollte. Da aber dieses nichts anderes ausdrückte, als die traurigste Verwirrung, verlor ihr Blick sich in einem unbestimmten, dumpfen Stieren, als ob ihr Verstand sie in diesem Augenblicke verließ.

Der Pastor näherte sich ihr; er hatte Thränen in den Augen.

„Liebe Julie! Liebe Julie! Du hast ja Fieber, starkes Fieber. Deine Stirne brennt ja. Du solltest Dich ein wenig aufs Sopha legen und sehen, daß Du Dich etwas beruhigst, meine Liebe, glaubst Du nicht, liebe, gute Julie?" sagte er, ihre Wangen streichelnd.

Aber sie wandte den Kopf mit einem Ausdruck schmerzlicher Täuschung ab, preßte die Hände an die Schläfe und trat einen Schritt zurück. Sie wollte schreien, heulen, fluchen, bis das Herz brach, aber sie konnte nicht. Es griff nur die Luftröhre an und schnürte die Brust krampfhaft zusammen. Es war die angehäufte Verzweiflung und der Kummer von zwanzig Jahren, welche das gepeinigte Herz mit all' der wilden Zerknirschung eines verwundeten Weibes aushauchen wollte, aber nur die Hände fochten in der Luft und bald darauf wurde sie nach ihrem Bett getragen.

Als der Pastor wieder in sein Studirzimmer trat, saß Möller am Fenster und spielte mit seinem Pfeifendeckel, sprang aber sofort auf und geleitete den Pastor nach einem Stuhle.

„Um Gottes willen, Oestrup! Sie sind krank, Sie lassen sich überwältigen."

„Nur etwas Schwindel."

„Hier ist Wasser."

„Danke."

Er glaubte in einer wachsenden Pfütze zu stehen, die sich über sein Haus auszubreiten, sein Heim zu besudeln und an seinen Namen als ein häßlicher Klang zu kleben drohte. Und all' diesen Unfrieden verdankte er einem Fremden, der sich gleich einer Schlange in sein

ehrbares, fleckenreines, friedliches Heim geschlichen und die Luft in demselben vergiftet hatte.

Gleichzeitig vernahm man ein schwaches, furchtsames Klopfen an die Thür und Ove schob sich herein, noch bleich und zitternd von der Nacht. Weinend ging er zum Pflegevater und begann: „Ich habe genommen die Kirchen —"

Aber er kam nicht dazu, das Wort auszusprechen. Der Pastor sprang, ihn unterbrechend, vom Stuhle auf. „Und Du hast eben im Kauf Frechheit genug, es mir offen ins Gesicht zu sagen!"

So zornig war Pastor Oestrup nie zuvor gewesen, und da er es fühlte, setzte er sich ganz beschämt nieder und fügte nur hinzu: „Geh' auf Deine Kammer, Ove!"

Als er fort war, fragte der Pastor leise, stammelnd, als ob jedes Wort nach etwas Stinkendem schmeckte: „Welche Strafe giebt es wohl für Derartiges?"

„O, ich denke", sagte Möller mit ungewöhnlichem Selbstbewußtsein und indem er eine Handbewegung machte, als ob er listig eine Decke über das Pfarrhaus breitete. „Ich denke, wir können das —, Sie verstehen. Aber Sie sind so angegriffen, Oestrup, ich kann es Ihnen absehen. Legen Sie sich jetzt ein wenig auf das Sopha, ich mache eine kleine Tour und dann sprechen wir später davon. Lassen Sie sich um Gottes willen nicht überwältigen, Oestrup!"

Während dieses drinnen im Studirzimmer des Pastors vor sich ging, zählte Fräulein Kathinka auf ihrer verschlossenen Kammer alle ihre Sachen genau nach und obgleich ihr, wie sich bei dieser Untersuchung herausstellte, nichts fehlte, war sie doch überzeugt, daß ihr die Hälfte ihres Eigenthums gestohlen sei. Unten in der Küche benutzte sie die Unpäßlichkeit der Frau — sie lag in ihrem Bett, niemand durfte zu ihr kommen —, fürchterlich mit dem Mädchen zu hausen, der sie befahl, unverzüglich alles Silberzeug nachzusehen.

Die Frau preßte die Stirn gegen das Kopfkissen und bat: „Herr mein Gott! Erhalte meinen Verstand. Vergieb, ich raubte ein Glück, das nicht mein war. Und breite Licht und Segen über deren Seele aus, deren Fleisch und Blut er ist!"

Ove saß auf seiner Dachkammer, matt und träge, und schlief.

* * *

Um den viereckigen Tisch aber im Blinkfeuer — versteckt in einen dichten scharf-süßlichen Dampf von Tabak und Kaffeepunsch — saß eine rohe, übernächtige Besatzung, ein armseliges Sammelsurium vom festen Stamme der Madame Jacobsen, würdig dem verfaulten, halbhundertjährigen Schiffe, welchem sie angehörte.

Am obersten Tischende saß Ole Lorents, halb betrunken, mit dem Kinn auf den über die Tasse zusammengelegten Händen ruhend und mit einer großen Cigarre in einem viertelellelangen, kreideweißen Meerschaumrohr aus dem einen Mundwinkel heraushängend. Die Cognakflasche stand gerade vor ihm. Der Rausch einer einzigen Nacht hatte zerrissen, was liebende und fleißige Hände seit Jahren zusammengefügt hatten. Jetzt war er wieder der alte „erste Gast" aus den Kneipen in Newcastle und St. Ybes.

Der Schwede war dabei. Er schrie und schlug auf den Tisch, daß die Tassen tanzten; zum Beweise seiner Bescheidenheit mag aber erwähnt werden, daß er nur bei fünfhundert gebratenen Teufeln fluchte. Ole erhob sich dann und wann und donnerte auch auf den Tisch, indem er dem Schweden bemerkte, daß „er ihm, wenn er nicht ruhig sei, eins versetzen werde, daß sein Maulwerk stillstehen werde, bis er sich ein neues Zahnrad angeschafft habe".

Auf dem Tische floßen Bier und Kaffee und auf dem untersten Ende standen die unappetitlichen Ueberreste vom Frühstück in einer Schale mit schwarzen Fingern längs des Randes. Es waren Skelette von gesalzenen Häringen, Eierschalen, Eiweiß, Brotkrumen und Tabaksauswürfe durcheinander.

Der einzige Schweigsame war ein bleicher, hohlbackiger Mensch, dessen halber Kopf unter einer schwarzen Hundefellmütze versteckt und dessen langer Hals von einem großen rothen Tuche doppelt umschlungen war. Er sah ruhig auf den Rauch seiner Cigarre und ordnete ein Regiment leerer Bierflaschen nach der Höhe in einem langen, geraden Gliede. Voran auf dem Kommandoplatz placirte er eine langhalsige Branntweinflasche, deren Kork an einer Schnur herunterhing.

„Madame!" sagte er und reichte Karen, welche mit dem Kleinsten ganz zurück am Bette stand, seine leere Tasse.

Sie nahm sie und ging zum Kessel nach dem Feuerherd.

Plötzlich aber ließ sie dieselbe mit einem unterdrückten Schrei fallen und sah erschrocken zum Fenster hinaus.

„Ole!" rief sie halblaut.

Der Schwede aber brüllte in diesem Augenblick, so daß es unmöglich war, ihn zu übertäuben, und sie ging daher rasch zu Ole und legte die Hand ängstlich auf seinen Arm.

„Was Teufel ist da entzwei?" fragte er und blickte zu ihr auf.

Sie zeigte nur mit den Augen zum Fenster hinaus.

„Tod und Hölle!" rief er und wurde bleich.

„Was ist da? Was ist da?" fragten die andern.

Er zeigte hinaus. Ein Mann mit Goldtressen um die Mütze näherte sich dem Hause. Sie blickten einander unschlüssig an und stiegen über die Bank. Der Schwede war bereits halb untern Bett, als Ole aufsprang und auf den Tisch schlug.

„Bleibt zum Teufel!" sagte er wuthentbrannt, aber flüsternd. „Nur ruhig. Laßt mich nur machen; derartige Sachen habe ich schon früher mitgemacht. Trinkt zum Satan und kehrt Euch an nichts."

Nach einem kurzen flüsternden Parlamentiren brachte er es dahin, daß sie auf ihre Plätze zurückkehrten, und dann wurde es ganz still, so daß sie die Fußtritte draußen auf dem Sande sich nähern hören konnten.

Dann klopfte es.

Es war Möller.

„Ah! Da fand ich Sie schließlich! Ungeheuer gelegen!" rief er gleich beim Eintritt aus, indem er eine Handbewegung nach dem Tische machte und Karen zunickte. „Nun, wie geht's, meine gute Frau?"

Ole hatte sich erhoben und stellte sich zwischen sie mit den Händen in der Tasche. „Ja — a, ihr geht's leidlich, aber —"

„Ah! Ole Lorents, denke ich mir. Das paßt just. Gerade was ich suchte. Und dieses wahrscheinlich die Besatzung? Ungeheuer gelegen. Gerade alles, was ich suchte."

Während Möller's Blick sie musterte, bückten sie sich über die Tassen. Der Schwede war weiß wie Kreide.

„Sein Sie so gut, setzen Sie sich", sagte Ole mit einem Seitenblick nach Karen. Er begann die Fassung zu verlieren.

Möller setzte sich.

„Um direkt zur Sache zu kommen, Sie liegen ja mit dem Schiffe an der Küste, Ole Lorents, nicht wahr?"

Ole blickte mit zusammengebissenen Lippen auf den Tisch herab und drehte das Tischmesser zwischen den Fingern. Er hätte es Karen in die Augen werfen können. Sie hatte sie also verrathen.

„Ich will Ihnen gleich sagen, daß ich Gevollmächtigter auf dem Polizeibureau und daß ich hier draußen wegen einiger Diebereien bin — welche Sie vielleicht kennen — wenn's gefällt?"

„Ich?" sagte Ole und versuchte, ihm gerade ins Gesicht zu sehen.

„Nun denn. Ich habe den Thäter inzwischen entdeckt, verstehen Sie, und —. Was ist das?"

Es war Karen, die mit einem Schrei auf die Bettkante niedersank.

„Ach, sie ist es nur", sagte Ole und sein Mund bebte. „Geh' in die Luft hinaus, Karen, es hilft vielleicht."

Sie that es.

„Also doch noch nicht ganz rasch?"

„Nicht ganz, Herr Gevollmächtigter!"

„Thut mir sehr leid. Nun, ich komme eigentlich, um Sie um einen Freundschaftsdienst zu bitten, mein guter Ole Lorents."

Ole blickte erstaunt auf.

„Wie ich Ihnen nämlich sagte, habe ich den Thäter entdeckt, oder richtiger die Thäter, oder noch richtiger den Thäter und die Thäterin, oder ganz richtig das Thäterlein und die Thäterinsche! He, he! He he he!"

Ole schielte nach den anderen. Sie saßen und grinsten in die Hände; besonders war der Schwede ganz rothblau im Gesicht und als Möller fortfuhr, seine eigenen Witze zu belachen, brach er in lautes Gelächter aus, welches das Signal zu einer allgemeinen Erlösung war. Und sie lachten so herzlich, daß Möller sich aufgefordert fühlte, das köstliche Wort „Thäterinsche" mit noch größerm Nachdruck zu wiederholen, was ein wahres Lachkonzert hervorrief.

Möller war bald in seinem besten Humor und entdeckte nicht die schielenden Blicke, hämischen Lächeln und versteckten Fußdrücke, welche „laß weiter gehen" um den Tisch herum spielten. Und als Ole ihm eine Tasse vorsetzte, unterließ er nicht, „einen kleinen Schwarzen" (Kautabak) mit ihnen zu nehmen.

Dann kam er mit seinem eigentlichen Anliegen heraus, erzählte vom Einbruch in die Kirche, von seinem eigenen Scharfsinn und trat schließlich mit der Bitte hervor, daß Ole, da der Junge stets Lust zur See gezeigt habe, ihn als Schiffsjungen mitnehmen möge; dadurch werde einer friedlichen Familie, die so unschuldig ins Unglück gekommen sei, viel Unangenehmes erspart.

„Nur hinaus mit einem solchen kleinen Wildfang; das ist ein

probates Mittel, welches wir oft gebrauchen. Ist er erst bestraft, dann ist alles Ehrgefühl weg und dies ist es doch, was einen Menschen aufrecht erhält und von weiteren Fehltritten abhält. Außerdem handelt es sich namentlich hier darum, daß er nicht mit der Mutter zusammenkommt — man muß die Jugend überwachen; sie ist doch Dänemarks Hoffnung — nicht wahr, Herr Ole Lorents? Dänemarks Hoffnung!"

Anfangs machte Ole einige Einwendungen dagegen, daß der Junge seiner Obhut unterstellt werde, als aber Möller einen kleinen Geldbetrag in Aussicht stellte, willigte er schließlich ein.

„Ja, ist es nicht unglaublich!" bemerkte Möller mit Nachdruck, indem er die Cigarre aus dem Munde nahm. „Ist es nicht unglaublich, daß der kleine Spitzbube so etwas ausfindig machen konnte?"

Sie fluchten darauf, daß es unglaublich sei.

„Ist es nicht ganz undenkbar, daß ein elfjähriger Balg auf solche verfluchten Narrenstreiche kommen konnte — drei Lämmer, fünf Käse und verschiedenes Leinen — in einer Nacht!"

Sie räumten mit theuren Eiden ein, daß es undenkbar sei.

„Aber sagen Sie mir einmal, Herr Gevollmächtigter", fragte Ole Lorents, „wie kamen Sie darauf, an mich zu denken und wie erfuhren Sie, daß ich lag —?"

„Das will ich Ihnen sagen. Ich sprach gestern mit Ihrer Frau in der Kirche und der Pastor erzählte, daß er Sie als braven und zuverlässigen Mann kenne und das thue ich nun auch. Meine Herren! Darf ich die Ehre haben!"

Damit stieß er mit jedem an.

* * *

Abends — in dickem, treibendem Nebel — lag ein Boot mit zwei Mann mit schwarzem Südwester und in gelben Oelkleidern und warteten in der „Aalecke". Der eine bewegte das Boot mit kurzen Schlägen, der andere stand und schaukelte sich. Letzterer horchte auf und sagte:

„Leg' nun ganz an, Gustav; da sind sie gewiß."

Man vernahm ein dumpfes Gerassel von einem Wagen, der sich mühsam durch den Sand arbeitete; die Dunkelheit aber verbarg ihn, bis er kurz vor dem Boote anhielt.

Es war des Pastors „Geschlossener". Demselben entstieg ein beleibter Mann in großem Reisepelz mit einem kleinen, zitternden Knaben in einer alten Lederjacke und bis über die Nase mit einem gestrickten Wolltuch umwickelt. Ohne ein Wort kamen sie an Bord. Vom Bock wurde eine rothe Kiste genommen und ins Boot gebracht, so still, als ob eine Leiche darin sei.

Schweigend glitten sie in den Nebel hinaus. Ove kroch im Vorderstoven zusammen und sah mit matten, stieren Augen vor sich hin. Die Angst, welche er am Tage in der Einsamkeit auf seiner Dachkammer gefühlt hatte, als das Mädchen sich hereinschlich und seine Kommode auspackte, ohne zu antworten, wenn er fragte, war vorüber. Der bange Schmerz, der in ihm gebrannt hatte, als der Pastor hinaufkam und ein Vaterunser über ihn, mit den Händen auf seinem Kopfe

betete, war gelöscht. Und das Gefühl unendlicher Verlassenheit, welches sich seiner bemächtigt hatte, als Möller im Dunkeln ihn schweigend und gleichgültig vom Pfarrhofe fortführte, ohne daß sich jemand sehen ließ, ohne daß jemand, nicht einmal seine Mutter, ihm Lebewohl sagte, alles das war vorbei, alles.

Er war schlüfrig, schlaff, gleich einem überspannten Strang. Alles flimmerte vor seinen Augen in einem grauen Nebel, in einer ungeheuren Leere, jener tiefen Unendlichkeit, in welcher die Gedanken stille stehen.

Niemand sprach. Nur die Riemen schlugen ihren einförmigen, taktfesten Schlag. Möller saß hinten, schlug die Knie gegeneinander und trommelte mit den Fingern auf dem Innendigen der allzulangen Aermel des Reisepelzes.

„Jetzt kannst Du feste Anstellung als Gallionsfigur erhalten, mein Junge!“ unterbrach es einmal die Stille, und das brunnentiefe Gelächter der Matrosen belohnte diesen Witz. Das aber war das Einzige, was er sagte.

Das Boot legte sich an die Seite eines Schiffes, welches gleichsam aus der Dunkelheit und dem Nebel emporschoß, als sie gegen dasselbe stießen. Es hatte oben keine Laternen, als es aber vom Boote angerufen wurde, tauchten Lichter aus den Luken auf und beleuchteten nasse, schmutziggelbe Oelkleider und grinsende, bärtige Gesichter mit zwei glänzenden Flecken, welche das Weiße in den Augen darstellten.

„Ist der Junge mit?“ wurde über die Fallreppe von einer Gestalt gerufen, welche die Laterne vorstreckte und ein großes rothes Gesicht mit verschwommenen Augen zeigte.

„Ja, Herr Kapitän!“ rief Möller von unten, indem er grüßte und ein kleines Paket hinaufreichte. „Dann nach Verabredung, also.“

„Natürlich!“

Ove wurde hinaufgezogen. Die Kiste hinterher. Ein „Glück auf der Reise“ erscholl aus dem Boote, als es abstieß und gleichzeitig im Nebel verschwand.

Ohne die geringste Bewegung horchte Ove nach den Riemenschlägen, bis sie hinstarben. Als er sich aber entfernen wollte, glitten die Füße auf der schlüpfrigen, schmutzigen Decke aus und er fiel in einen nassen, fettigen Theerkübel. Eine Faust faßte ihn in den Nacken und trug ihn in die heiße Koje der Matrosen, in deren schwerer, zusammengepreßter Luft ihm übel ward.

Er konnte sich nur erinnern, daß etwas Schweres aus der Koje getragen wurde, bevor man ihn hineinlegte, und das Stroh beschmutzt war und von Branntwein stank, dann aber fiel der Kopf schlaff zurück.

Als er wieder die Augen aufschlug, erhob er sich auf den Ellbogen und blickte sich verwirrt um. Alle Kojen waren leer. Sie liefen längs der beiden Längenwände, so daß nur ein schmaler Raum als Gang zwischen ihnen gelassen war. Oben unter der rußigen Decke hing eine schlüfrige Thranlampe und schaukelte ein wenig hin und her. Die Schatten über den Kojen schwankten in derselben einförmigen, schläfrigen Bewegung mit hin und her.

Unter ihm auf dem Fußboden lag ein Mensch mit offenem Munde und einem heiseren Schnarchen, das aufhörte, wenn der Kopf sich von der einen Seite zur andern wälzte. Es war drinnen dunkel, aber er

konnte dessen Umrisse unterscheiden und erkennen, daß der Körper auf dem Rücken lag, mit den Knieen hoch empor und den langgestreckten Armen auf dem Fußboden. Ein mächtiges, schwarzes Haar hing auf die Brust herab, das Gesicht war bleich, aber er ahnte nicht, daß es seine Mutter war.

Bald darauf wurde sie auf's Deck geschleppt und in ein großes Boot herabgelassen.

„Das Schwein trank auch heute wie eine Sau", sagte jemand.

Dann lichtete der Schooner „Glaube, Liebe und Hoffnung" die Anker und steuerte nordwärts.

Mehrere Stunden trieb Anne in dem kalten, tröpfelnden Nebel umher und schlief auf dem Boden des Bootes. Jetzt hatte sie es gut. Vormittags aber hatte sie mit allen Schrecken des Wahnsinnes in der Koje gelegen, gepeinigt und gehetzt von dem erwachenden Gewissen, sich windend und krümmend, schreiend und zitternd unter den unerträglichsten Qualen, bis der Schlaf sie in seine barmherzigen Arme nahm.

Jetzt aber kam es wieder, jetzt, als sie erwachte und das Bewußtsein zu dämmern begann. Sie stand aufrecht im Boote und streckte die langen Knochenarme mit krampfhaft gekrümmten Fingern wild gen Himmel und rief Gott an in dem grauen Nebel mit stümpfen halbvergessenen Gebeten und Psalmen um Frieden, Frieden! Und als sie in ihre Ohren als Flüche zurückkehrten und als der Himmel sich gleichsam auf sie wälzte, warf sie sich jammernd auf die Ruderbank und schlug den Kopf gegen die Relinge. Es war, als ob ein Gebet ein Eid ward und ein Psalm ein lüderliches Lied in ihrem Munde.

Der Pastor gedachte allerdings Ove's reichlich in seinem Abendgebet, aber dann schlief er ein. Trotz Müller's wiederholter Versicherungen hatte er sich von den erschütternden Begebenheiten des Tages überwältigen lassen, bis er vor Ermüdung ganz ermattet und krank an Seele und Körper ward. Gegen Mitternacht aber erwachte er wieder. Er hatte düstere Träume gehabt. Er hatte Unruhe im Blute, konnte weder auf der einen noch andern Seite liegen und mußte schließlich aufstehen und im Studirzimmer, wohin sein Bett wegen des Zustandes seiner Frau gebracht worden war, hin und her spazieren.

Bald jedoch wurde er vom Gehen schwindlig und mußte sich wieder legen. Kaum aber hatte er die Augen geschlossen, als eine fürchterliche Unruhe ihn wieder aus dem Bette jagte, das ihm eine Hölle schien. So verfloß eine peinliche Nacht. Das Tageslicht brachte etwas Linderung, und als er am Morgen im Garten herumging, war er verhältnißmäßig ruhig und gefaßt. Da wurde er plötzlich zu jemandem gerufen, der mit ihm zu sprechen wünschte.

Er mußte vor der gebückten, zitternden Gestalt, die an der Thüre stand, stutzen.

„Was wollt Ihr, Mütterchen?" fragte er fast ängstlich.

Sie versuchte zu sprechen, aber es erstickte in einem trockenen Husten und erst später kam es gebrochen, zitternd heraus: „Herr Pastor, wollen Sie, wollen Sie mich beten lehren?"

„Beten?" wiederholte er verwundert und näherte sich vorsichtig. „Ich verstehe nicht, könnt Ihr nicht beten?"

„Nein, weil ich die lange Anne bin", sagte sie und riß das Tuch vom Gesicht. Alle Qualen der Nacht waren darin mit tiefen, schwarzen Furchen gezeichnet.

„Anne!" rief er mit einem Grauen aus, indem er ein paar Schritte zurücktrat und sich an einer Stuhllehne festhielt.

Als er aber dadurch, daß er diesen Ausruf noch mehrmals wiederholt hatte, einigermaßen zur Besinnung gekommen war, begann er sein ganzes Aergerniß über sie mit einer ihm sonst gänzlich fremden Bitterkeit auszugießen. Auge in Auge mit diesem Weibe, das all' den Unfrieden in sein Haus gebracht hatte, arbeitete sich dieser milde, freundliche Mann in eine rasende, erbitterte Stimmung hinein, und als er den guten Glauben erwähnte, in welchem sie ihn wie ihren Sohn aufgenommen hatte, zitterte seine Stimme vor Zorn und schleuderte er ihr alle Flüche entgegen, welche der Himmel besitzen könnte.

Alsdann aber fühlte er einen kalten Kuß auf seiner Hand und sah ein Paar dankbarer Augen bittend in den seinigen ruhen.

„Dank für ihn — den Knaben — Gott segne Sie dafür", flüsterte sie mit einer seltsamen Innigkeit.

Der Pastor wurde verwirrt. Und als sie die blanke, gelbe Kirchenbüchse aus einem gewürfelten Taschentuch wickelte und ihm die mit den Worten reichte: „Sie sind darin, jeder Schilling", mußte er sich aufs Sopha setzen und die Stirn trocknen.

„Wie ging das alles zu?" fragte er leise.

„Wie?"

„Herr Jesus, ja! Wie, wie?"

„Mit einem alten Nietnagel, Herr Pastor, mit welchem ich die Schlösser sprengte."

Der Pastor trocknete sich wieder und wieder, winkte ihr, sich neben ihn auf's Sopha zu setzen, legte die Hand auf ihren Arm und sagte dringend: „Erzähle, alles, und die Wahrheit."

Das that sie dann, vom ersten Anfang an und mit jener Umständlichkeit bis zu den gleichgültigsten Details, die derartigen Leuten eigen ist. Der Pastor blickte oft zu ihr auf, stellte Fragen, suchte Erklärungen; aber ihre Stimme klang so innerlich glaubwürdig.

Sein Gesicht wurde mehr und mehr grau, er fiel weiter und weiter ins Sopha zurück und sein Kopf sank auf die Brust herab; tiefer und tiefer.

IX.

In Söby und Sorvad herrschte Unruhe und Spannung. Ihr Prediger lag im Sterben. Es war auf die Leber geschlagen. Der alte Distriktsarzt kam mindestens einmal täglich gefahren und dann versammelten sich die Leute des Dorfes um den Wagen, um zu fragen.

„Ihr werdet Euch wohl nach einem andern Prediger umsehen müssen, Kinderchen!"

„Herr Gott! Ist es mit ihm auf dem Letzten?"

„Alles steht in Gottes Hand, Kinderchen!" sagte der alte Mann und schüttelte den Kopf. „Fahr' zu, Andres."

Also waren sie jetzt vorbereitet. Darin aber waren sie einig, daß

sie alle eine Adresse an den Kultusminister unterschreiben wollten, um einen Prediger im Geiste des Verstorbenen zu erhalten. Halbwegs circulirte schon eine Liste, mittels welcher Beiträge zu einem Gedenkstein gesammelt werden sollten, welchen das Kirchspiel aus Dankbarkeit auf sein Grab setzen wollte.

Aber noch war er nicht todt. Und eines Tages erzählte der alte Distriktsarzt, daß eine geringe Besserung eingetreten sei, welche eine schwache Hoffnung auf Wiedergenesung zulasse. Er müsse nur vollständige Ruhe haben. Sie möchten ihm versprechen, nicht am Pfarrhause vorbei zu fahren und die Kinder von demselben fernzuhalten.

Pastor Oestrup zu Söby und Sorvad lag in der halbdunkeln Schlafkammer stets in derselben Stellung auf dem Rücken, mit beiden Armen auf der Decke und die Hände gefaltet. Er war bleich und eingefallen, der Athemzug war tief und beschwerlich und es war leicht an seinen Augen zu sehen, daß der Tod sie gezeichnet hatte.

Die Luft drinnen war schwül und mit Moschus angefüllt. Dicke wollene Teppiche hingen vor Fenstern und Thüren, um das Licht zu dämpfen und den Zug abzuhalten. Im Pfarrhause wurde nur auf Filzschuhen und Strümpfen gegangen und der Hahn war vom Hofe gebracht worden.

Seine Gattin wich kaum von seiner Seite, weder Tag noch Nacht, sondern saß ganz still, bleich und übermüdet auf einem Stuhl am Fußende des Bettes und ihre Augen ruhten gedankenvoll auf ihm. Sie genoß seinen Schlaf, jeden ruhigen, gesunden Athemzug und dankte Gott, wenn sie eine Andeutung von dem alten, lieben Lächeln um seinen Mund sah.

Es hatte ihr das in gewisser Beziehung wohlgethan. Infolge der Pflege und des Wachens blieb ihr keine Zeit, sich zu sammeln und die ewige Unruhe Tag und Nacht legte barmherzige Nebel um vieles in ihr. Die ängstliche Spannung wegen des Gatten Leben hatte die Schmerzen und Verzweiflung über Ove betäubt. Der Schlag war von beiden Seiten gekommen; daher stand sie.

Da meldete die Zeitung eines Tages, daß ein Dampfer die Galeasse „Glaube, Liebe und Hoffnung" auf einer Sandbank im Kattegat leck und voll Wasser angetroffen habe. Von der Mannschaft wisse man nichts.

Frau Oestrup las im Wohnzimmer die Nachricht zweimal, ohne eine Miene in dem bleichen Gesicht zu verändern. Im ganzen nahm sie dieselbe verhältnißmäßig ruhig auf, als ob sie wohl vorbereitet gewesen sei und sie erwartete. Sie wurde nur etwas matter und mußte sich auf's Sopha legen; aber sie weinte nicht und hatte keine Kräfte zur Verzweiflung.

Erst als der alte Distriktsarzt in seiner gewöhnlichen herzlichen Weise eintrat und sie zu erzählen begann, entquollen ihren Augen Thränen, nicht schmerzhaft, aber reichlich und lindernd.

„Arme Frau!" sagte der alte Mann und legte die Hand auf ihre Schulter. „Weiß Ihr Mann das?"

Sie schüttelte den Kopf und drückte das Taschentuch an die Augen.

„Das ist gut. Er darf vor allem nicht das Geringste davon wissen, es könnte sein Leben kosten; hören Sie, liebe Frau! Sie müssen sich zusammennehmen, daß er nichts merkt."

Vorsichtig guckte der Arzt in die Schlafkammer, deren Thüre halb geöffnet war.

„Er schläft. Dann geht es besser mit ihm. Laßt uns ihn nicht stören. Sie müssen einen Dämpfer auf Ihre Trauer legen. Sie müssen alle Ihre Kräfte aufbieten, damit er nichts merkt."

Gleichzeitig rief der Kranke drinnen mit schwacher Stimme.

„Er rief, liebe Frau. Es ist nicht werth, daß ich hineingehe. Um Gottes willen, weinen Sie doch nicht; er könnte es hören. Es geht durchaus nicht an. Hörten Sie, er rief wieder. Jetzt müssen Sie gehen", sagte der alte Mann strenge und hielt sie am Arm.

„Ich kann nicht, ich kann nicht", heulte sie und versteckte sich in die Sophaecke.

„Julie, Julie!" rief wieder der Kranke mit der schwachen, ächzenden Stimme, die ihm geblieben war.

Dann erhob sie sich mit einer plötzlichen, krampfhaft kämpfenden Bewegung. Und als sie sich über das Bett beugte, geschah es mit einem Lächeln und er merkte nicht das geringe Zittern, welches noch vom Weinen in der Stimme war.

„Du hast geschlafen, Rudolf; das ist ja gut", sagte sie fast vergnügt, indem sie die Decke über ihm zurecht legte. Dann setzte sie sich auf die Bettkante, hielt seine Hand und sprach über alles, was sie Interessantes und Ermunterndes finden konnte, aber schnell und gedankenlos, als ob's ihr bange vor dem Aufenthalt zwischen den Worten war.

„Aber weshalb seufzt Du jetzt wieder, Rudolf? Schmerzt es Dich irgendwie?"

„Ich denke an Ove, Julie."

Sie zog ihre Hand aus der seinigen und wandte sich halb ab. Da er aber beiblieb über Ove zu jammern, richtete sie sich wieder mit derselben plötzlichen Bewegung auf, als ob sie alle Bänder in sich anzog, und ergriff wieder fest seine Hand.

„O, das hat, das hat sicher keine Noth", sagte sie still, aber mit Mühe die Worte hervorbringend. „Er ist ja ein flinker Junge, er — er hat gut davon, daß er einmal hinauskommt und sich umsieht. Er kommt schon, kommt schon zurück, ja, ja, durch die Barmherzigkeit des Herrn, ich glaube es, ich glaube es!"

Sie sprach immer ruhiger, schließlich ganz langsam und so still und innerlich gedämpft, daß es kaum lauter war als sein seufzender Athemzug und das eilende Ticken der Taschenuhr auf dem kleinen Tisch am Kopfende des Bettes. Und während sie sprach, sah sie ihm lange in die glanzlosen Augen und strich sein weiches, ergrauendes Haar milde aus der Stirn.

„O Du Allmächtiger!" klang es aus dem Wohnzimmer mit Fräulein Kathinkas Stimme und gleich darauf kam sie selbst in die Thüre gestürzt, roth und bebend, mit einer Zeitung in der Hand.

„Wißt Ihr es, wißt Ihr es?" rief sie.

Zugleich aber sprang die Frau auf und hielt ihr den Mund. „Um Himmels willen, so schweig doch, schweig!" flüsterte sie in der äußersten Angst.

„Aber was ist es, Julie? Wie ist es, Du —. Bist Du verrückt?"

„Ich bitte Dich, Kathinka, schweig doch!"

„Was ist da, liebes Kind?“ ächzte es schwach im Bette.

„Ja, das magst Du wohl sagen, Rudolf, ich komme hier und da nimmt — —.“

„Aber um Himmels willen, verstehst Du denn nicht?“ flüsterte die Frau verzweifelt und griff sie an die Brust.

„Was ich verstehe, was ich verstehe, ich verstehe, daß es hier in der Zeitung steht, daß Ove's Schiff mit Mann und Maus untergegangen ist!“

„Rudolf! Rudolf!“ rief die Frau und warf sich über den Kranken; sein Kopf war mit einem stöhnenden Laut zur Seite gefallen. „Rudolf! Es ist nicht wahr, es ist nicht wahr, hörst Du? Man weiß nichts darüber, sie sind gerettet, Ove ist gerettet, ich bin davon überzeugt, er muß es sein, ich glaube es, ich glaube es bei allem, was heilig ist, ich glaube es!“

Jetzt ging es rasch bergab mit dem Pastor. Drei Tage lag er halb bewußtlos, mit schwerem, schleppendem Athemzug, als ob es dem Leben — gleichsam ein Fluß im Sande — schwer fiele, sich hindurchzuarbeiten.

Dann starb er, langsam. Niemand wußte bestimmt wann.

Nichts bringt so viel Leben als der Tod. Die Leiche war kalt geworden, bevor der Probst, der Küster, der Glöckner, der Todtengräber und der Vorbeter sie wie schwarze Raben umschwärmten. Der Bischof mußte das Maß haben, der Bischof sandte Schreiben, junge Prediger schnoben umher und rochen nach dem Amte, guckten in den Garten und besahen das Gebäude. Die Gemeinde hielt Versammlungen über den Nachfolger des Verstorbenen ab und die Denksteinliste kam wieder in Umlauf. Das Fräulein wollte die Schränke und Behälter des Verstorbenen durchsuchen, alle versiegelten Pakete und Dokumente öffnen und Verfügungen treffen.

Als aber die Frau auf's Bestimmteste ihr Recht wahrte, geiferte das Fräulein vor Zorn und schwor, daß sie sich dadurch rächen werde, daß sie sofort nach der Beerdigung abreisen und niemals ihre Füße wieder über die Thürschwelle der Schwägerin setzen werde.

Und am Wochentage danach, als die Sonne holdselig schien, während es von den Kirchen in Söby und Sorvad läutete und die Leute in Reihen an beiden Seiten des Weges standen, schritt die lange, stille Schaar mit den vielen Predigern an der Spitze langsam dem Grabe zu.

Oben aber auf der kleinen Höhe im Pfarrhofsgarten standen Frau Oestrup und Ove. Sie hatte Recht gehabt; er war gerettet. Sie hatten selbst das Schiff auf Grund gesetzt.

Und während sie ihre Wange an seine Stirn legte und ihn fest an sich drückte — sahen sie den letzten Schimmer des mit Blumen bedeckten Sarges.

Der Traum ein Arzt.

Von

Karl du Prel.

(Fortsetzung.)

III. Der Heilinstinkt im Traume.

Nunmehr können wir zu der etwas schwierigeren Frage übergehen: ob der Traum, der in Bezug auf Diagnose oder Prognose ein Arzt genannt werden kann, es auch in Hinsicht der Heilkunde ist. Würde diese Frage bloß vom Schlafe gestellt werden, so könnte sie schnell erledigt werden; denn die Physiologen wissen längst, daß im Schlafe der Regenerationsprozeß des Organismus vor sich geht und daß ihm eine natürliche Heilkraft zukommt. Aber unsere Frage gilt dem Traume, dem innern Erwachen und es handelt sich nicht darum, ob Regenerationsprozesse, sondern ob Vorstellungsprozesse sich einstellen, welche mit der Heilkunde verwandt sind. Da nun aber, was beim inneren Erwachen als klare Vorstellung und klarer Wille auftritt, „oft schon im äußeren Wachen als Instinkt, als dunkles, ahnendes Vorstellen und dunkler Trieb sich geltend macht, daher denn vermuthlich alle Instinkte ihre Wurzel in der transcendentalen Wesenshälfte haben und auf einer Durchbrechung der Isolation der beiden Nervensysteme beruhen, da ferner die auf den Heilungsprozeß gerichteten Instinkte nur als eine natürliche Fortsetzung und Modifikation der Naturheilkraft betrachtet werden können, so muß unsere Untersuchung von dieser anheben.

Der Mensch verbringt etwa ein Drittheil seines Lebens schlafend. Ueber die den Schlaf bewirkenden Ursachen ist sich die Physiologie noch nicht klar geworden, aber es ist unbestreitbar, daß wir dieser periodischen Unterdrückung unseres bewußten Lebens bedürfen, ja daß ein regelmäßiger und fester Schlaf eine Hauptbedingung für unser körperliches Gedeihen ist. Künstliche Unterdrückung des Schlafes kann demnach den Menschen sogar tödten. Meines Erinnerns waren es die Japanesen, bei welchen früher die Todesstrafe durch Schlafentziehung bestand. Sie kommt übrigens auch in Hexenprozessen in Deutschland, England und dem Kirchenstaate vor als „Tormentum insomnii“ und bestand darin, daß man die Hexen stets wach erhielt; sie wurden in den Kerkern unaufhörlich umhergetrieben, bis sie wunde Füße hatten und zuletzt in einen Zustand vollständiger Verzweiflung und Tollheit geriethen.[1])

[1]) Soldau: Geschichte der Hexenprozesse. I. 363. Stuttgart, 1880.

Demgemäß müßte das entgegengesetzte Verfahren, einen Kranken in möglichst tiefen Schlaf zu versetzen, wodurch die Reproduktionskraft sehr gesteigert würde, der Gesundheit höchst förderlich sein. In der That sind Aussprüche der Somnambulen über die besondere Heilkraft des magnetischen Schlafes sehr häufig. Eine schwindsüchtige Somnambule befahl einst im magnetischen Schlafe ihrem Arzte: sie auf neun Tage in Scheintod zu versetzen, während dessen ihre Lunge völlige Ruhe genoß und heilte, so daß sie vollkommen genesen erwachte.[1])

In der Medizin hat sich mehr und mehr die Ansicht befestigt, daß die Natur und nicht der Arzt heilt, daß die Kunst des letzteren nur darin bestehe, die Naturheilkraft zu unterstützen und zu leiten, d. h. durch Medikamente die Mittel zu bieten, damit die Natur ihren Zweck erreicht. Durch diese Auffassung, die heute wohl jeder Arzt theilt, wird die Heilmittellehre in ein sehr nahes Verhältniß mit der Naturheilkraft gebracht. Fragt man nun aber, wie sich die Fähigkeit der Somnambulen, die ihnen zuträglichen Heilmittel zu finden, zu der Naturheilkraft ihres Organismus verhält, so betrifft diese Frage offenbar nur einen Specialfall der allgemeineren Frage nach dem Verhältniß von Natur und Geist, Unbewußtem und Bewußtem, Wille und Vorstellung. Diese Frage wird jeder je nach seinem philosophischen Standpunkte in anderer Weise beantworten; aber es geht hier nicht an, hierüber eine philosophische Diskussion zu eröffnen. Es mag daher die Bemerkung genügen, daß jeder Monismus, sei es nun der pantheistische oder materialistische, schon aus logischen Gründen genöthigt ist, Geist, Bewußtsein, Vorstellung als natürliche Fortsetzung des organischen Entwickelungsprozesses anzusehen. Mögen wir das Bewußtsein ins Auge fassen vom Standpunkte der Biologie oder der Physiologie, in beiden Fällen erscheint es als die natürliche Blüte am organischen Lebensstamme, gleichsam als die Verlängerung des Organischen. Der Geist ist von der Natur getragen, und weil in der Natur das Gesetz der Entwickelung herrscht, herrscht sie auch in der Geschichte. Der Darstellung dieses Verhältnisses hat der darwinistische Philosoph Spencer das beste seiner Werke gewidmet.[2])

Nur so, indem wir die Abhängigkeit unseres sinnlichen Bewußtseins vom Mutterstamme des Organismus anerkennen, begreift es sich, daß, wie Zeising nachgewiesen hat, die Regel des goldenen Schnittes als Formalprincip nicht nur die organische Natur beherrscht, sondern auch die Tempelbauten der alten Griechen und der Gothik;[3]) daß ferner, wie Kapp gezeigt hat, in den Erfindungen der Technik unbewußt organische Muster nachgeahmt werden, z. B. das Auge in der camera obscura, lange bevor die Naturwissenschaft die genaue Analyse dieser Muster vorgenommen hatte.[4]) Dieser Gedanke Kapp's ist so fruchtbar, daß er den Hebel bietet zur Lösung des scheinbar unlöslichen Problems der physischen Natur der Planetenbewohner.[5]) Ich kann es zwar dem Leser ersparen, die genannten vier Schriften durchzustudiren, müßte es aber als unbedingt nothwendig verlangen von

[1]) Schopenhauer: Parerga. I. 246. [2]) H. Spencer: Grundlagen der Philosophie. Deutsch von Vetter. Stuttgart, 1875. [3]) A. Zeising: Neue Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers. Leipzig, 1854. [4]) E. Kapp: Philosophie der Technik. Braunschweig, 1877. [5]) Vgl. des Verfassers: Planetenbewohner. Leipzig, 1880.

einem eventuellen Kritiker; denn die Frage nach dem Verhältnisse von Natur und Geist ist für die nachfolgende Untersuchung von fundamentaler Bedeutung und nur hier könnte der Kritiker den Hebel ansetzen, wenn er geneigt wäre, die weitere Ausführung umzustoßen. Wer diese Frage in dem gleichen Sinne löst, wie ich es zu thun geneigt bin — und ich wiederhole, daß jeder Monist, auch der materialistische, es thun muß — dann würden dieses und das nächste Kapitel als ganz von selbst verständlich erscheinen.

Wenn das Reich des Geistes nur die natürliche Verlängerung des Reiches der Natur ist: wenn die Geschichte, wie die Biologie im Sinne der Entwickelungslehre aufzufassen sind, so daß sich Hegel und Darwin ergänzen, wenn die Vorstellung zum Willen sich verhält, wie die Blüte zum Zweige, wenn dieselbe Kraft, welche das Gehirn bildet, auch die Funktionen des Gehirns bestimmt, dann ist es von selbst verständlich, daß was in der Natur wirkt, auch im Gebiete der Vorstellung sich geltend machen muß; dann ist es aber auch verständlich, daß die Naturheilkraft nur eine natürliche Fortsetzung erfährt im Heilinstinkt und in der unwillkürlichen Vorstellung der Heilmittel. Und wenn schon das sinnliche Bewußtsein an seinem organischen Stamme haftet, so ist das noch weniger befremdlich vom Traumbewußtsein, da wir im Schlafe desto tiefer in das organische Treiben der Natur versenkt werden, je fester er ist. Wenn es also eine objektive Heilkraft der Natur giebt, so muß es vom Standpunkte des Monismus auch eine subjektive Heilvorstellung geben, die im Wachen nur als instinktives Gelüste, im Schlafe aber als Vision des Heilmittels sich kundgeben kann.

Der Traum, der im bisherigen sich als Arzt gezeigt hat in Bezug auf Diagnose und Prognose, wird demnach auch in Bezug auf die Heilkunde ein Arzt sein.

Das Wachen, der gewöhnliche Schlaf und der Somnambulismus sind Glieder einer Reihe. Das sinnliche Bewußtsein steht am höchsten im Wachen, schwindet je nach der Tiefe des Schlafes und ist im Somnambulismus bis zur Unempfindlichkeit der Sinne unterdrückt. Der Abnahme des sinnlichen Bewußtseins ist aber das innere Erwachen umgekehrt proportional und ist am hellsten im Somnambulismus. Wer also die mit dem innern Erwachen verknüpften abnormen Fähigkeiten der menschlichen Psyche studiren will, der muß dieselben durch alle drei Zustände hindurch verfolgen; er wird den elementarsten Formen derselben schon im Wachen begegnen, wird sie deutlicher finden im Schlafe und noch deutlicher im Somnambulismus. Auf diese Weise werfen die Erscheinungen gegenseitig Licht aufeinander, während sie unverstanden bleiben, wenn man sie nur aus dem einen oder anderen dieser Zustände herausgreift.

Demgemäß müßte die Fähigkeit der Psyche, die ihr zuträglichen Heilmittel zu finden, vorerst im Wachen nachgewiesen werden, wo sie jedoch nur als unbewußter Instinkt auftreten kann. Ich kann mich dabei nicht lange aufhalten, und es genügt hier auch der Hinweis auf ein paar Thatsachen, welche bekannt genug sind: die Instinkte der Thiere in Bezug auf ihre Nahrung und die merkwürdigen Gelüste der Frauen, wenn sie in gesegneten Umständen sind, wobei gewohnte Speisen oft zurückgewiesen werden und andererseits oft das Verlangen

nach den sonderbarsten Dingen, z. B. abgebrochenen Bleistiftspitzen sich äußert. So habe ich erst jüngst gesehen, daß eine Dame in diesem Zustande sich nur ungerne von ihrem Manne küssen ließ, wenn er eben die Cigarre weggelegt hatte, aber schon wenige Tage nach der Geburt des Kindes diesen Geruch wieder so angenehm fand, wie vor der Schwangerschaft. Diese Erscheinungen sind offenbar in Parallele zu stellen mit gewissen Heilinstinkten, die bei Somnambulen noch übrig bleiben, wenn ihr magnetischer Zustand längst aufgehört hat. Eine Somnambule Kerner's sagte, daß ein innerer Trieb, ein gewisses Heilmittel zu nehmen, ihr noch lange auch ohne den magnetischen Schlaf bleiben und ihr sagen würde, was ihr zuträglich wäre, und was nicht.[1]) Eine andere Somnambule sagte zu Kerner: „Seitdem ich magnetisch bin, ekelt mir vor allen den Speisen, die meinen Zustand, der jetzt einfach ist, nicht angemessen sind. Fleisch und Backwerk sind mir zum Ekel, Milch und Aepfel sind das Einzige, was für mich tauglich ist.[2]) Als nun Kerner selbst die ihm von den Somnambulen verordneten Mittel gebrauchte, bekam er, wie er sagt, eine Abneigung gegen solche Speisen, welche seine Krankheit beförderten, gegen zusammengesetzte, hauptsächlich Fleischspeisen; dagegen hatte er die größte Lust zu Nahrungsmitteln, die er vorher sehr ungern nahm, namentlich Vegetabilien.[3]) Hier ging also der Nahrungsinstinkt auf den Magnetiseur über.

Daß also die Heilkraft als instinktiver Trieb bis in das wache Bewußtsein dringen kann, ist nicht zu bezweifeln. Für uns aber handelt es sich darum, ob er auch bis in die Vorstellungswelt des Subjekts reicht, und dieses soll für den Traumzustand nachgewiesen werden. Im Alterthum zweifelte man durchaus nicht daran, daß Träumende die ihnen entsprechenden Heilmittel für Krankheiten finden können. Hippokrates, Aristoteles, Galenus, Aretäus, Plinius, Cicero ꝛc. und in späterer Zeit Tertullian, Baco von Verulam, Montaigne und viele andere behaupten die Möglichkeit der Vision von Heilmitteln im Traume und es ist eben nur heutzutage, daß man genöthigt ist, auf die Sache etwas näher einzugehen, statt die Frage mit einem einfachen „bekanntlich" zu bejahen.

Zwei Erwägungen sind es, welche in hohem Grade geeignet sind, die Möglichkeit, ja die Nothwendigkeit solcher auf den Heilungsprozeß gerichteter Vorstellungen des Traumlebens einsehen zu lassen und ihnen so alles Wunderbare zu benehmen, und ich will dieselben voranstellen, um so dem Nachfolgenden eine bessere Aufnahme zu bereiten: die Erwägung, daß eine blinde Heilkraft im Grunde noch viel wunderbarer ist, als die Entstehung von Heilvorstellungen, und die weitere Erwägung, daß der Schlaf mit einer Verschiebung der psycho-physischen Schwelle verbunden ist, wodurch ein neues Empfindungsmaterial zugeführt wird und die Heilvorstellungen eine ganz materielle Grundlage erhalten, ja gewissermaßen zur Nothwendigkeit werden.

Wenn man den Heilinstinkt im Schlafe und die Heilverordnungen der Somnambulen zurückschiebt auf die Naturheilkraft, so ist damit das Räthsel allerdings noch nicht gelöst, sondern eben nur zurück-

[1]) Kerner: Geschichte zweier Somnambulen. 259. [2]) Ebendort 370. [3]) Kerner: Geschichte zweier Somnambulen. 372.

geschoben, aber zurückgeschoben auf eine keinem Zweifel unterworfene Thatsache, welche von jeher die Bewunderung denkender Aerzte erweckt hat; und damit ist schon viel gewonnen.

Wenn man die Verkehrtheit der Lebensweise erwägt, welche die meisten Menschen, besonders in den Kulturländern, führen, die Anstauung der Bevölkerung in unseren großen Städten, die zu Brutstätten aller möglichen Miasmen und Krankheiten werden; wenn man ferner bedenkt, daß insbesondere auf dem Lande die meisten Erkrankten einer irrationellen Behandlung entweder sich selbst unterwerfen oder unterworfen werden, so muß sogar der Laie gestehen, daß der Naturheilkraft in der That keine geringe Aufgabe obliegt und insofern sie derselben trotz allem gerecht wird, muß uns das mit dem größten Respekt vor ihrer Leistungsfähigkeit erfüllen. Auffälliger noch für das Auge des Laien ist die Thätigkeit der Naturheilkraft bei äußeren Verletzungen, Schnitt- oder Kugelwunden, Knochenbrüchen ꝛc., weil sich bei denselben recht auffallend zeigt, daß der Arzt nur Hilfsarbeiter der Natur ist. Der Arzt selbst aber wird die Naturheilkraft am meisten bewundern in Krankheiten, wenn er ihren Anstrengungen zur Wiederherstellung der Gesundheit nachgeht. Je mehr Verständniß er dafür hat, desto mehr wird er auch einsehen, daß unmittelbar nur die Natur zu heilen vermag, der Arzt dagegen nur mittelbar durch die Natur heilen kann. Der äußere Arzt kann den inneren, der in jedem Organismus waltet, zwar unterstützen, aber nicht ersetzen. Die moderne Medizin ist sogar geneigt, in den Krankheiten selbst nur Krisen zu sehen, die der innere Arzt in uns, die Naturheilkraft, herbeiführt, um durch eigenthümliche Wendungen, welche die organische Thätigkeit nimmt, die das Leben bedrohenden Uebel abzuwenden.

Carus sagt über die Heilkraft der Natur: „Schon das einfache Sichschließen eines verletzten Gefäßes und die Stillung der Blutung ist in dieser Beziehung ein höchst wichtiger Vorgang. Wie allmählich die Strömung des Blutes in den verletzten Gefäßkanälen eine andere Richtung annimmt und dadurch den Andrang gegen die verletzten Stellen aufhebt, wie die Kanalwandung selbst sich allmählich zusammenzieht, wie durch Koaguliren des Blutes das eigene Gebilde entsteht, welches man den Trombus nennt, und wie nun eigene Vegetationsprozesse angeregt werden, durch deren Einfluß, ohne daß irgend etwas davon zum Bewußtsein kommt, die Verschließung der Wunde beendigt wird, während zugleich ganz neue Gefäßkanäle sich bilden und der vielleicht durch die Verletzung zuerst ganz unterbrochene Blutkreislauf in dem beschädigten Theil auf solche Weise vollkommen sich herstellt, fordert zu den vielfältigsten Betrachtungen auf; und wenn ich sagte, daß eigentlich die höchste Aufgabe des Wissens nur sein könne, mit Bewußtsein in die Tiefen des unbewußten Seelenlebens der Welt einzudringen, so ist es insbesondere die Aufgabe des ärztlichen Wissens, diesen unbewußt heilkünstlerischen Regungen nachzugehen und sie zum Behuf ihrer möglichsten absichtlichen Förderung, oft auch um sie in geeigneten Fällen möglichst nachzuahmen und insbesondere zu veranlassen, zur klarsten Kenntniß zu bringen.[1])

[1]) C. G. Carus: Psyche. 101.

In der That ist die Naturheilkraft in Parallele zu stellen mit dem Wachsthumsprozesse. Unser bewußtes Ich kann zwar dem Organismus Nahrungsstoffe zuführen, aber es ist Sache der Natur, dieselben aufzulösen, zu vertheilen, zu assimiliren und theilweise auszuscheiden; und ebenso kann der Arzt den Heilungsprozeß zwar unterstützen, aber die Hauptaufgabe muß er immer der Natur überlassen.

Wenn nun auch das Wort „Naturheilkraft" im Grunde nichtssagend ist und seine deutliche Definition erst gefunden werden muß, so kann man doch nicht behaupten, daß diese Kraft, die als objektive Thatsache wirklich ist, in der subjektiven Vorstellungswelt eine Unmöglichkeit sei. Das ließe sich nur behaupten, wenn zwischen Natur und Geist eine unüberschreitbare Trennungslinie gedacht wäre. Monistisch betrachtet ist aber der Geist nur die Fortsetzung der Natur, es muß sich demnach die Naturheilkraft bis in die Vorstellungswelt fortsetzen können. Was ist denn der Mensch anders, als ein Stück der Natur, und zwar ein solches, worin die Natur zur Selbsterkenntniß gelangt? Es bedarf also nur noch der weiteren Erwägung, daß durch Verschiebung der psycho-physischen Schwelle im Schlafe ein neues Empfindungsmaterial zur Wahrnehmung gelangt, um einzusehen, daß die Natur des von ihr geschaffenen Wahrnehmungsorganes sich soweit zur Selbsterkenntniß bedient, um die innere Selbstschau zu ermöglichen und die Thätigkeit des organischen Prozesses und der Naturheilkraft objektiv anzuschauen. Wie alle unbewußten Vorgänge des Lebens, der Bildungstrieb des Organismus, der Nahrungsinstinkt, die Wahlverwandtschaft in der Assimilirung der Nahrungsstoffe, die Sympathien und Antipathien des Seelenlebens, wovon wir uns keine Rechenschaft geben können, im Somnambulismus zum Bewußtsein kommen, so auch die Naturheilkraft, und wenn eben dieser innere Arzt in uns erwacht, so wird er auf Grund des ihm durch Verschiebung der Schwelle zugeführten Empfindungsmaterials auch Vorstellungen erhalten können, die sich auf den Heilprozeß beziehen.

Da durch Verschiebung der psycho-physischen Schwelle ein ganz neues Empfindungsmaterial geliefert wird, so läßt sich von vornherein vermuthen, daß diese Veränderung unseres Verhältnisses zu den Naturdingen Einwirkungen derselben möglich macht, die für den Gesundheitszustand Bedeutung haben, so daß ungewohnte Gelüste oder Abneigungen erweckt werden, die dem Normalzustand unbekannt sind. Dafür nun, daß diese Vermuthung richtig ist, könnte eine ganze Reihe experimenteller Versuche angeführt werden, wovon hier ein paar zur Sprache kommen müssen.

Der berühmte Chemiker Berzelius hat in Gemeinschaft mit Reichenbach und dem Badearzt Hochberger 1845 in Karlsbad höchst lehrreiche Versuche angestellt. Sie begaben sich zu einer sogenannten Sensitiven, einem Fräulein von Seckendorf, welcher eine große Anzahl chemischer Präparate, in Papier gewickelt auf dem Tische verstreut vorgelegt wurden. Aufgefordert, mit der inneren Fläche der rechten Hand darüber zu streichen, fühlte sie sich in sehr verschiedener Weise von den einzelnen Päckchen beeinflußt; manche waren ganz wirkungslos, andere aber übten ein eigenthümliches Ziehen in der Hand aus. Sie wurde nun ersucht, auf Grund dieser Verschiedenheit dieselben in zwei Reihen

zu sondern. „Nicht wenig ergriffen zeigte sich der Schöpfer des elektrochemischen Systems, auf der einen Seite, der Ziehenden, ausschließlich nur elektropositive, auf der anderen, der Nichtziehenden, lauter elektronegative Körper zu gewahren. Nicht Ein positiver zeigte sich unter den negativen, nicht Ein negativer erschien unter den positiven, die Scheidung war vollständig. Was der Aufwand unendlichen Fleißes und Scharfsinnes in einem Jahrhunderte zustande gebracht hatte, die elektrochemische Aufreihung der Körper, das vollbrachte ein einfaches, sensitives Mädchen mit den leeren Händen lediglich durchs Gefühl in zehn Minuten." [1])

Es ist nicht hier der Ort, davon zu reden, daß diese Sensitivität gewisser Menschen eine ins Tagesleben herüberreichende somnambule Anlage ist, wie denn das genannte Fräulein von Seckendorf vor dem Versuche „eine Reihe wunderbarer somnambuler Begebenheiten, die sie erlebt hatte", den erwähnten Herren erzählte. Es genüge daher die Bemerkung, daß die gleiche Sensitivität, auch gegenüber organischen Substanzen, zu treffen ist. Kerner theilt eine ganze Reihe bezüglicher Bemerkungen einer Somnambule mit, welche ihre Worte näher erläutern: „So oft ich in diesem Schlafe eine Pflanze in die rechte Hand nehme und eine Weile in der Hand halte, so durchdringe ich sie so, daß ich wie aus den Aederchen, oder der Form der Blätter, gleichsam lesen kann, welche Eigenschaften und Kräfte sie besitzen." [2]) Wenn also die Sensitiven und Somnambulen Wirkungen der Substanzen fühlen, so ist es nicht zu verwundern, daß sie von ihren Eigenschaften mehr wissen, als der Normalmensch, für welchen diese Gefühle unter der Schwelle bleiben, und daß sie, in welchen die Naturheilkraft zum Bewußtsein kommt, über die geeignete Verwendung dieser Substanzen Kenntnisse haben und wissen, ob sie diese Naturheilkraft fördern oder stören. Die Seherin von Prevorst reagirte auf die Berührung, ja die bloße Nähe von Mineralien, Pflanzen und thierischen Stoffen so fein, daß sie sogleich deren medizinische Wirkungen empfand. Siemens stellte bei einer Somnambulen Versuche mit etwa zweihundert Arzneistoffen an, die sie mit den Fingerspitzen der rechten Hand berührte, manchmal auch etwas davon auf die Zunge nahm. Wenn sie unwohler war, fühlte sie seiner. Er gab ihr manche Stoffe als Extrakt, Pulver, Dekokt, Tinktur oder rohe Wurzel, und sie erkannte doch die Identität. Diese Somnambule sah einigemal in Siemens' Hause Zwiebeln von Krokus, Amaryllis, Hyacinthen und Tulpen und bestimmte mit wenigen Ausnahmen richtig die Farben der künftigen Blüten, und ob sie einfach oder doppelt sein würden. [3]) Von dem Küchenjungen eines englischen Konsuls in Aegypten wird erzählt, daß er, vom Konsul wegen seines Hustenleidens magnetisirt, aus der Reiseapotheke eines anwesenden Italieners Agrimoniumzucker verlangte und denselben durch Befühlung der Fläschchen fand. [4]) Derartige Einflüsse machen sich bei manchen Personen schon im Wachen als sogenannte Idiosynkrasien geltend. Der Genuß von Erdbeeren oder Krebsen verursacht manchen Rothlauf. Goethe hatte eine Anti-

[1]) Reichenbach: Aphorismen über Sensitivität und Od. 7. 8. Wien, 1866. Der sensitive Mensch I. 706. Stuttgart, 1854. [2]) Kerner: Geschichte zweier Somnambulen. 376. [3]) Perty: Die mystischen Erscheinungen. I. 263. [4]) Archiv VIII. 2. 127.

Das Stiergefechtsgebäude in Madrid. (Aeußere Ansicht.)

Das Stiergefechtsgebäude in Madrid. (Innere Ansicht.)

pathie gegen Knoblauch, wie Schiller gegen Spinnen; von Tycho de Brahe wird erzählt, daß er beim Anblick von Hasen zitterte und Platen — wie mir mein Vater erzählte — sprang im Erziehungsinstitute entsetzt von seinem Pulte auf, wenn er eine Spinne erblickte. Wie also der organische Bildungstrieb bei der innerm Selbstschau zum Bewußtsein kommt, so kann auch beim innern Erwachen im Schlafe und im Somnambulismus die Naturheilkraft zum Bewußtsein kommen. Sanitätsrath Schindler sagt: „Verfolgen wir die Vorgänge in unserem Organismus, welche derselbe hervorruft, um ihm beigebrachte Gifte unschädlich zu machen, z. B. das Verwandeln der genossenen Metalloxyde in minder schädliche Schwefelmetalle; die Prozesse, um einen in den Körper eingedrungenen fremden Körper zu entfernen durch Eiterung oder Einkapselung, Auffaugung und Ausscheidung; die Prozesse, die der Körper bei einem eingeklemmten Bruche einschlägt, um durch Brand das Unnütze zu beseitigen, durch Entzündung, Eiterung, Zurückziehung der Darmwände den Darm wieder wegsam zu machen und den künstlichen After zu heilen; verfolgen wir das Vernarben der Wunden, das Erzeugen neuer Nerven-, Muskel- und Knochenmasse, die Herstellung der Cirkulation bei Verödung eines großen Gefäßes durch Neubildung eines collateralen Gefäßnetzes; ja bedenken wir nur die täglich vorkommenden Vorgänge bei Entzündung und Fieber, welche nur als vitale Prozesse anzusehen sind, das Individuum vor fremden Einflüssen zu retten: so müssen wir gestehen, daß kein Arzt im Stande wäre, umsichtiger zu verfahren, und daß der Arzt nur eben da mit Segen wirkt, wo er der Natur den Heilweg abgelauscht hat, wo er ihr Diener geworden ist. Wo ist nun da der Heilkünstler? ist er nicht in uns? und ist nicht die ganze Heilkunde nur erst daraus hervorgegangen, daß wir die Heilwege des Arztes in uns zu ergründen uns bemüht haben? Wenn wir deshalb die Heilkunde eine Erfahrungswissenschaft nennen, so mögen wir nur bedenken, daß die Heilung weit älter ist, als die Heilkunde, und daß der Arzt in uns längst heilte, bevor es eine Heilwissenschaft gab. Dieser Arzt in uns ist aber dem Instinkt der Thiere vollkommen gleich. In der Somnambule kommt der Instinkt zum Bewußtsein, sie leiht ihm Worte, sie sucht sich ihre Heilmittel, wie die Bedingungen ihrer Genesung.[1])

Da wir die körperlichen Organe des äußern und innern Wachens, Gehirn- und Gangliensystem anatomisch und physiologisch nur im Zusammenhang mit dem ganzen Organismus erklären können, wie die Blüte nur als Produkt des ganzen Pflanzenlebens, so ist es im Grunde ganz von selbst verständlich, daß wir auch die Funktionen dieser Organe von der allgemeinen Naturthätigkeit des Organismus nicht ablösen können. Natur und Geist sind also untrennbar und der Materialismus gar, welcher in allem Geiste ausschließlich die Funktion und ein Absonderungsprodukt körperlicher Organe sieht, kann dieser Folgerung erst recht nicht entfliehen. Wenn er aber dieses zugiebt, so muß er die auf den Heilungsprozeß bezüglichen Vorstellungen des Traumlebens als eine nothwendige Konsequenz dieser Anschauung ebenfalls zugeben, und die nachfolgenden Beispiele dürfen ihm nicht als unmögliche

[1]) Schindler: Das magische Geistesleben. Breslau, 1857. S. 247.

Wunder, sondern müssen ihm als ganz natürliche Dinge erscheinen, er müßte denn schon die Naturheilkraft bestreiten und es leugnen, daß Schnittwunden an unserem Finger von selbst heilen. Der Materialismus braucht also eigentlich nur sich selber zu verstehen, um die Möglichkeit von Heilträumen zuzugeben. Und doch, wenn man zu einem Materialisten von diesen Dingen redet, so empfindet er es als eine Beleidigung seines Verstandes und verwirft es als Aberglauben.

Für jeden Monismus, da es ihm logisch verwehrt ist, Natur und Geist als bloß zusammengetragene Mosaikstücke zu betrachten, ist der Heiltraum nur der letzte Ausläufer der organischen Thätigkeit. Der Materialismus ist nun Monismus, und er verbindet Natur und Geist, Wille und Vorstellung, Leib und Seele in der Weise, daß er die Seele als bloße Wirkung des Leibes auffaßt. Dieses ist nur theilweise richtig: das sinnliche Bewußtsein ist an die Funktionen der Nerven und des Gehirns gebunden. Wäre es aber ganz richtig, so müßte der Materialismus aus der Thatsache der Heilkraft umsomehr auf die Möglichkeit von Heilvorstellungen schließen. Es kann daher höchstens einem Materialisten auffallend erscheinen, daß Cabanis, der auf die Entwickelung materialistischer Vorstellungen von dem größten Einfluß gewesen ist, gegen diese, durch seine Erfahrung zudem bestätigte, Ansicht keinen Einwande erhebt.

„L'on voit dans quelques maladies extatiques et convulsives les organes des sens devenir sensibles à des impressions qu'ils n'apercevaient pas dans leur état ordinaire, ou même recevoir des impressions étrangères à la nature de l'homme. J'ai plusieurs fois observé chez des femmes, qui sans doute eussent été jadis d'excellentes pythouisses, les effets les plus singuliers des changements dont je parle. Il est de ces malades, qui distinguent facilement à l'oeil un des objets microscopiques, d'autres qui voient assez nettement dans la plus profonde obscurité pour s'y conduire avec assurance. Il en est qui suivent les personnes à la trace comme un chien, et reconnaissent à l'odorat les objets dont ces personnes se sont servies ou qu'elles ont seulement touchés. J'en ai vu, dont le goût avait acquis une finesse particulière et qui désiraient ou savaient choisir les aliments et mêmes les remèdes, qui paraissaient leur être véritablement utiles avec une sagacité qu'on n'observe pour l'ordinaire que dans les animaux. On en voit qui sont en état d'apercevoir en elles-mêmes dans le Temps de leurs paroxysmes, ou certaines crises qui se préparent et dont la terminaison prouve bientôt après la justesse de leurs sensation, ou d'autres modifications organiques, attestées par celle du pouls et par des signes encore plus certains.“[1]) Ohne also noch von Somnambulen zu reden, giebt Cabanis die Hälfte des somnambulistischen Programms zu und kann es thun, weil diese Erscheinungen dem Monismus, auch wenn er materialistisch ist, nicht widersprechen.

---

[1]) Cabanis: Rapports du physique et du moral de l'homme. II. 35. Paris, Masson, 1855.

Eine zweite Form des Monismus ist der Pantheismus. Dieser sieht in der organischen Thätigkeit des Leibes selbst schon ein seelisches Prinzip walten, und dieser Monismus kann natürlich noch weniger gegen die Möglichkeit von Heilvorstellungen einwenden, weil ihm Heilkraft und Heilvorstellung untrennbar verbunden sind. Am ausführlichsten ist diese Anschauung durch Hartmann entwickelt worden. Ihm ist das organische Wachsthum, der Ersatz verlorener Körpertheile, die Naturheilkraft, der Instinkt ꝛc. mit Vorstellungen verknüpft, die er dem Unbewußten zuschreibt, d. h. seiner metaphysischen Weltsubstanz.[1]) Von Seite der Naturforscher hat er dafür die heftigsten Angriffe erfahren, insofern mit Recht, als die exakte Wissenschaft den Lebensprozeß nur aus dem Organismus selbst erklären darf. Liest man aber Hartmann ohne alle Voreingenommenheit, so wird man bald auch bei ihm einen sehr berechtigten Kern finden. Er zergliedert die organischen Prozesse sehr scharfsinnig und kann dabei der Folgerung einer unbewußten Vorstellung nicht entfliehen. Will man nun die berechtigten Bestandtheile der naturwissenschaftlichen und dieser philosophischen Anschauung verbinden, so sieht man sich gleichsam wie nach einem psychischen Kräfteparallelogramm dazu getrieben, alle mit dem unbewußten oder instinktiven Treiben des Organismus verknüpfte Vorstellung in die individuelle Psyche zu verlegen, in das unterhalb der psycho-physischen Schwelle liegende transcendentale Ich. Nicht für dieses, wohl aber für das Ich oberhalb der Schwelle gehen diese organischen Prozesse unbewußt vor sich. Diese dritte Art von Monismus verbindet die berechtigten Bestandtheile des Materialismus und Pantheismus, läßt die unberechtigten Bestandtheile beider fallen und scheint den Erscheinungen am besten zu entsprechen.

Diese dritte Art von Monismus ist aber auch die, welche gegen die Möglichkeit von Heilträumen am wenigsten Einwände erheben kann, weil bei dieser Anschauung die Möglichkeit derselben nur an eine Bedingung geknüpft ist: die Verschiebung der Empfindungsschwelle, die eine bekannte Thatsache des Traumes ist.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen können wir uns einzelnen Beispielen von Heilträumen zuwenden; ich beginne übrigens mit einem solchen, der uns zur Vorsicht mahnen kann: Ein Oberst B. wurde 1636 bei Leipzig durch den Kopf geschossen, und auch sonst noch erbärmlich zugerichtet. Nach langen Leiden erschien ihm nachts eine Frauengestalt und befahl ihm, das goldene Röhrchen, das man ihm zur Abführung des Eiters in den Kopf gelegt, fortzuwerfen, was ihn heilen würde. Die Aerzte erklärten, es würde das unfehlbar seinen Tod nach sich ziehen; aber als sich in der nächsten Nacht der Traum noch dringender wiederholte, gehorchte der Oberst, und die Aerzte fanden am Morgen die Wunde geheilt.[2]) Wie jeder fremde Körper in einer Wunde mußte natürlich auch dieses goldene Röhrchen einen belästigenden Reiz verursachen. Da nun solche Reize im Traume häufig sogar zu beseitigenden Reflexbewegungen führen, so konnte die Traumphantasie leicht davon den Anstoß zu einem Traumbilde erhalten,

[1]) Hartmann: Philosophie des Unbewußten. Abtheilung A. [2]) Perty: Mystische Erscheinungen. I. 112.

worin die Beseitigung des Röhrchens dramatisch anbefohlen wurde; es bedarf demnach nur mehr der gewiß zuverlässigen Annahme, daß das Röhrchen nicht mehr nöthig war, so wäre das Sichschließen der Wunde erklärt, ohne daß wir diesen Traum zu einem Heiltraum hinaufschrauben, dem er allerdings sehr ähnlich ist.

Schwieriger dürfte die rationalistische Erklärung bei einem, zudem mit dramatisirter Prognose verbundenen Traume sein, den Bautzmann von einem jungen Mädchen erzählt: Der Traum kündigte ihr die bevorstehende Krankheitsdauer und alle einzelnen Zufälle derselben an; es erschienen ihr zwei Männer, die ihr befahlen, im Kalender die Tage und Wochen zu bezeichnen, an welchen dieses oder jenes mit ihr vorgenommen werden würde. Unter anderem riethen ihr die Männer einen Aderlaß, den aber die Aerzte und Eltern nicht zugeben wollten, bis sie sich im festen Vertrauen auf ihren Traum eine Ader öffnen ließ, worauf die Heftigkeit der Krankheit sogleich nachließ.[1])

Da man in die Gefahr geräth, nichts zu beweisen, wenn man zu viel beweisen will, so dürfte es gerathen sein, alle diejenigen Träume auszuschließen, in welchen eine am Organismus vorzunehmende Handlung empfohlen oder befohlen wird, da solche Träume immerhin von einer Reizstelle ausgehen können, wobei es entweder zu einer wirklichen beseitigenden Reflexhandlung kommen kann, oder zu einem Traumbilde, das dieselbe vorbereitend motivirt.

Ausgeschlossen aber ist die rationalistische Erklärungsweise, wenn es Träume geben sollte, worin, wie Hippokrates in seiner Schrift über den Traum sagt, die Nahrungsmittel gesehen werden, die dem Körper zuträglich sind, oder wenn gar das Heilmittel dem innern Bewußtsein sich darstellt. Eine solche Vision erzählt Bourdois von der medizinischen Akademie in Paris: Ein Mann fing während eines sehr heftigen Choleraanfalls zu deliriren an, und Bourdois meinte darin das Wort „Pfirsich" gehört zu haben. Auf diese Sprache des Instinktes achtend ließ er ihm eine solche Frucht bringen, die der Kranke gierig aß. Dieses Gelüste, das, wenn es im Wachen aufgetreten wäre, als unbewußter Instinkt wäre bezeichnet worden, war also für das transcendentale Ich mit einer Vorstellung verbunden, die durch die Verschiebung der psycho-physischen Schwelle zu einer bewußten wurde. Im Verlaufe der Nacht aß der Kranke noch etliche dreißig Pfirsiche mit größter Hast, und am Tage darauf war er gesund.[2])

Melanchthon litt an einer heftigen Augenentzündung, die keinem Mittel weichen wollte. Einst träumte er, wie Camerarius erzählt, daß ihm sein Arzt weißen Augentrost verordne (Euphraria officinalis) und durch Anwendung dieses Mittels genas er. Einen ähnlichen Fall, wo die Heilvorstellung in dramatischem Gewande eintritt, erzählt schon Aelian.[3]) Die berühmte Aspasia, die später Königin von Persien wurde, hatte in der Jugend eine Geschwulst im Gesichte, wovon sie sehr entstellt wurde. Der zu Rathe gezogene Arzt forderte eine Geldsumme, welche ihr Vater nicht leisten konnte, so daß ihm die Hilfe versagt wurde. Aspasia war darüber untröstlich, im Traume aber er-

[1]) Hennings: Ahndungen und Visionen. 327. [2]) Dict. de médecine. V. 190.
[3]) Aelian: Vermischte Geschichten. XII. 1.

schien ihr eine Taube, die alsbald die Gestalt eines Weibes annahm und sprach: „Sei gutes Muthes, verachte die Aerzte und ihre Arzneien. Pulvere eine von den Rosen, welche die Statue der Venus schmücken und jetzt verwelkt sind, und lege dieses Rosenpulver auf die Geschwulst.“ Das Mädchen folgte diesem Rathe und die Geschwulst zertheilte sich. Das Wesentliche an diesem Traume ist der dramatisirte Heilinstinkt. Die Form, in die sich solche Träume kleiden, ist immer der Vorstellungssphäre des Subjekts entnommen, wechselt daher im Raum und in der Zeit. In unseren Tagen würde diese Aspasia Rosen von einer Marienstatue genommen haben, oder die Heilvorschrift würde ihr etwa als telegraphische Depesche von einem Boten gebracht worden sein. Es wäre ganz verfehlt, wegen solcher Formen den Kern der Sache zu verwerfen, was etwa Aelian thun könnte, wenn er die Marienverehrung für Aberglauben hielte, oder was ein Katholik thun würde, der den Glauben an eine Göttin Venus verwirft. Es wäre aber ebenso verfehlt, wenn man diese äußere Form des Traumes mit in den Kauf nehmen würde. Der Traum nimmt sehr häufig die dramatische Form an, er ist eine Art Bauchredner, oder besser gesagt ein Wechselgespräch des Ich oberhalb der Schwelle mit dem unter derselben. So betrachtet, löst sich vielleicht alles, was die Somnambulen und die modernen Spiritisten von ihren Schutzgeistern und Führern sagen, in Dunst auf; aber der moderne Skepticismus hat nicht das mindeste Recht, mit und wegen der Form auch den Kern wegzuwerfen.

Avicenna erzählt, daß jemand, der eine Entzündung der Zunge bekommen hatte, träumte, er sollte den Saft von Salat im Munde halten, worauf sich der Zufall alsbald hob.[1]) Auch die im Somnambulismus sehr häufige Erscheinung, daß der Ort geschaut wird, wo die Heilmittel sich finden, scheint schon im gewöhnlichen Traume eintreten zu können. Ein fünfjähriger Knabe litt an einer Beinwunde, die in Brand übergegangen war, so daß eine Amputation vorgenommen werden sollte. In der Nacht vorher sah er sich in die Apotheke versetzt und darin einen Salbentiegel mit lateinischer Aufschrift, an die er sich beim Erwachen noch erinnerte; man machte den Versuch mit der Salbe und er genas.[2]) Von einer Nachtwandlerin wird erzählt, daß sie während ihrer Krankheit einst träumte, das Wasser eines benachbarten Brunnens würde sie gesund machen. Sie trank nun viel davon, und als man sie einst mit einem andern Wasser täuschen wollte, erkannte sie den Betrug.[3])

Daß ein ähnlicher Instinkt schon im Wachen bis zu Visionen sich steigern kann, beweisen unter anderem die häufigen Beispiele von verschmachtenden Wüstenreisenden, bei welchen die Bilder von Oasen und Quellen sich einstellen. Ein verirrter Neger — so las ich irgendwo — der sechzig Stunden ohne Speise und Trank gewesen, sah um sich lauter Wasserquellen, an deren Dunst er sich laben zu können meinte, was diesem Tantalus natürlich nicht gelang. Das Bedürfniß des Organismus wird also zum Objekt der Vision. Nach demselben Gesetze verordnen sich die Somnambulen, bei welchen Bedürfniß und

[1]) Rudow: Theorie des Schlafes. 139. Königsberg, 1791. [2]) Splittgerber: Schlaf und Tod. I. 141. [3]) Fischer: Der Somnambulismus. II. 80.

Vision nur viel detaillirter sind. Im Frankfurter Konversationsblatt (26. August 1842) wird von einem englischen Obersten erzählt, der im Kriege von Fieber befallen wurde. In einer schlaflosen Nacht hatte er die Vision eines ehrwürdigen Mannes, der ihm sagte, daß er nur genesen könnte, wenn er sich bei Tagesanbruch im Hofe kalt wasche, abtrockne und dann wieder ruhig im Bett verhalte. Er folgte diesem dramatisirten Instinkte und genas.

Zahlreiche Träume dieser Art hatte die jüdische Seherin Selma, von welcher Dr. Wiener berichtet, und wobei es fraglich ist, ob wir dieselben dem gewöhnlichen oder somnambulen Schlafe zuzuschreiben haben. Einst träumte sie, daß ihr jemand ein mit Schweineschmalz bestrichenes Milchbrot mit den Worten bot: Iß, es ist Schweineschmalz! Beim Erwachen fühlte sie einen Heißhunger nach Schweineschmalz, den sie als religiöse Jüdin zu bekämpfen suchte. Dem Arzte verheimlichte sie den Traum, weil sie fürchtete, er würde ihr den Genuß anrathen. Als aber in der folgenden Nacht der Traum sich wiederholte und sie ihrer Eßlust nicht mehr widerstehen zu können glaubte, sprach sie mit ihrem Arzte, der, wie er sagte, ihr längst das Gleiche verordnet hätte, wenn ihr Religionsbekenntniß ihn nicht davon abgehalten hätte. Vielleicht war es die Nachwirkung eines eben solchen Traumes und ein zurückbleibender unklarer Instinkt, daß sie eines Tages klagte, sie habe einen Appetit nach einer gewissen Speise, die sie trotz alles Nachsinnens nicht angeben könne. Am Abend jedoch, als sie somnambul und gefragt wurde, ob sie nicht nach etwas Besonderem Appetit habe, nannte sie frische Taubeneier und einen Krammetsvogel.[1])

Es würde auf einen bloßen Wortstreit hinauslaufen, wenn man diese Fähigkeit der Heilverordnung für den Instinkt reklamiren wollte, statt für eine schon im gewöhnlichen Traume frei werdende somnambule Anlage; denn erstlich ist das nichtssagende Wort Instinkt nur eine Bezeichnung für etwas Unbekanntes, und dann ist es überhaupt nicht gerechtfertigt, zwischen beiden zu unterscheiden. Wollen wir bei dem Worte Instinkt überhaupt etwas Bestimmtes denken, so müssen wir annehmen, daß er für das Ich unterhalb der psycho-physischen Schwelle, die sich im Traume verschiebbar zeigt, mit Vorstellung verknüpft ist, während er, wenn es ihm gelingt, innerhalb des Wachens die Schwelle zu überschreiten, die Vorstellung fallen läßt und nur mehr als dunkler Trieb sich äußert. Im Schlafe wirkt also die Heilkraft der Natur bis in die Vorstellungssphäre, im Wachen nur mehr innerhalb der Willenssphäre.

Die Verwandtschaft der Heilträume mit dem Somnambulismus zeigt sich auch darin, daß manche Träume berichtet werden, in welchen die Heilmittel für die Krankheiten anderer geschaut werden. Diese Berichte lassen alle erkennen, daß auf Seite des Träumers eine innerliche Aufwühlung durch Kummer über diese Krankheit, überhaupt eine seelische Sympathie Vorbedingung ist, wodurch ein ähnliches Verhältniß erzeugt zu werden scheint, wie beim Rapport im Somnambulismus, daher es denn auch hier fraglich ist, ob diese Erscheinung nicht bereits in das durch eine flüssige Grenzlinie getrennte Gebiet des Somnam-

[1]) Wiener: Selma, die jüdische Seherin. 22: 35. 40. Berlin, 1838.

bulismus gehört. Klassische Berühmtheit hat der häufig berichtete, hierher gehörige Traum des Alexander. Er schlief neben seinem Freunde Ptolemäus ein, der an einer tödtlichen, vergifteten Wunde darniederlag. Im Traume sah er einen Drachen, der im Munde ein Kraut hielt und ihm sagte, damit würde er seinen Freund heilen. Beim Erwachen gab Alexander die Farbe des Krautes genau an und den Ort, wo es zu finden, und versicherte, daß er es erkennen würde, wenn es ihm vorkäme. Die ausgesendeten Soldaten fanden das Kraut, das nicht nur in kurzer Zeit den Ptolemäus heilte, sondern noch viele andere Soldaten, welche die gleiche Pfeilwunde erhalten hatten.[1]) Plinius berichtet von einer Mutter, welche träumte, sie sollte ihrem im Felde stehenden Sohne die Wurzel von Waldrosen senden, die sie am Tage vorher gesehen; sie that es, und ihr Sohn, der, von einem wüthenden Hunde gebissen, die Wasserscheu hatte, genas.[2]) Da dieser Traum mit Fernsehen verbunden ist, kann er hier seine ganze Erklärung nicht finden.

Das Gleiche gilt von dem Traume des Arztes Christoph Rumbaum in Breslau, der seinerzeit ein außerordentliches Aufsehen erregte. Er findet sich unter Versicherung seiner historischen Richtigkeit in den Breslauer Sammlungen (April 1718), wurde von den meisten Schriftstellern jener Zeit angeführt — das Verzeichniß derselben bei Horst: Deuteroskopie II. 122. — und von vielen für rein übernatürlich gehalten. Rumbaum behandelte nämlich einen Patienten, dem er sehr zugethan war, aber auf keine Weise zu helfen wußte, so daß er, an seiner Wiederherstellung verzweifelnd, bekümmert einschlief. Im Traume nun kam ihm ein Buch vor, worin ausführlich beschrieben stand, wie die Heilung anzustellen sei, und da er die bezeichneten Mittel anwendete, genas der Kranke.

Die klaren Vorstellungen des Traumes lassen oft nach dem Erwachen eine unklare Ahnung oder dunkle Triebe zurück, die aber auch, ohne Rückstände des Schlafes zu sein, spontan in allen Zuständen des Wachens eintreten können, die mit einer Verschiebung der Schwelle verknüpft sind. Die Aerzte wissen, daß bei Nervenkrankheiten, in Fieberzuständen, bei Schwangeren, im Skorbut ꝛc. oft bestimmte Nahrungsinstinkte eintreten und in dem scheinbar Schädlichen das Zuträgliche zu finden wissen. Der Hunger selbst ist ein solcher Instinkt, so daß man also einen auf ein bestimmtes Nahrungsmittel gerichteten Traum als einen specialisirten Hunger erklären könnte, der seinen Vorstellungsinhalt durch Verschiebung der Schwelle erhalten hat. Da nun auch der auf bestimmte Heilmittel gerichtete Traum eigentlich nur die specialisirte Heilkraft des Organismus ist, die ihren Vorstellungsinhalt aus der transcendentalen Region des Bewußtseins aufgenommen hat, so bieten diese Heilträume dem Verständnisse durchaus keine Schwierigkeit. Erwägt man ferner noch, daß der Somnambulismus ein tieferer Schlaf ist, in welchem die gänzliche Unterdrückung des sinnlichen Bewußtseins parallel geht mit einem noch helleren inneren Erwachen, so daß also in diesem Schlafe auch die Fähigkeiten des gewöhnlichen Trau-

[1]) Curt. Rufus IX. 8. Cicero: de divin. II. 66. Diodorus XVII. 103. Strabo XV, 2. 7. [2]) Plinius: hist. nat. XXV. 11.

mes gesteigert auftreten, so wird hierdurch auch den gesteigerten Erscheinungen des Somnambulismus in Bezug auf den Heilinstinkt der Charakter des Unbegreiflichen vorweggenommen.

IV. Die Heilverordnungen der Somnambulen.

Die Heilverordnung der Somnambulen ist der letzte Ausläufer der Naturheilkraft und wurzelt in dieser. In der Heilkraft wirkt die Natur selbst und direkt, in der Heilverordnung indirekt, indem sie das von ihr geschaffene Erkenntnißorgan zu Funktionen bestimmt, die in ihrem Interesse liegen. Nicht das Gehirn, die reflektive Verstandesthätigkeit ist es, aus welcher die Heilverordnungen fließen, sondern das Organ des innern Erwachens, das Gangliensystem; dieses erfährt, wie bereits erwähnt wurde, von Seite der irdischen Substanzen Einwirkungen, die für das wache Gehirnleben gar nicht vorhanden sind, es ist daher erklärlich, daß es die Nützlichkeit oder Schädlichkeit dieser Substanzen zu bestimmen vermag.

Die Heilverordnung liegt also in der Verlängerungslinie der Heilkraft, ja sie ist lediglich die zum Bewußtsein gekommene Heilkraft, die sich dieses Bewußtseins zur Aufsuchung äußerer Hilfsmittel bedient. Es sind zweierlei Arten von Somnambulismus zu unterscheiden, der natürliche und der künstliche; sie unterscheiden sich aber nicht durch den Inhalt der damit verknüpften Erscheinungen, sondern durch die Erregungsursache. Der natürliche Somnambulismus wird im Verlaufe mancher Krankheiten als wohlthätige Krise von der Natur selbst herbeigeführt, der künstliche Somnambulismus stellt sich infolge magnetischer Behandlung ein, die also den Somnambulismus nicht eigentlich erzeugt, sondern nur die im Organismus liegende Anlage zu demselben weckt. Der magnetische Arzt ist demnach, wie jeder andere Arzt, lediglich ein Hilfsarbeiter der Natur.

Da nun die Natur selbst Somnambulismus herbeizuführen vermag und da beide Arten von Somnambulismus keineswegs immer mit Heilverordnungen verbunden sind, so geht daraus hervor, daß dieser Zustand schon an sich heilkräftig wirkt; und daraus nun erklärt es sich, daß die Heilverordnungen der Somnambulen in erster Linie auf magnetische Behandlung dringen, die der natürlichen Anlage zu Hilfe kommen und sie entwickeln soll. Auch begreift sich das sehr gut; denn da der gewöhnliche Schlaf die rein vegetativen Lebensprozesse des Leibes steigert, so muß das der tiefe somnambule Schlaf noch mehr thun; zu diesen vegetativen Funktionen gehören aber auch alle Arten von Naturheilkraft.

Die weiteren Bestandtheile des gewöhnlichen Schlafes sind das Schwinden des sinnlichen Bewußtseins und das beginnende innere Erwachen im Traume. Auch diese beiden werden im Somnambulismus gesteigert, und da sich im innern Erwachen jene Fähigkeit erhellt, die im sinnlichen Wachen oft schon als Instinkt zu einer bestimmten Nahrung oder zu einem bestimmten Heilmittel auftritt, so treten ganz bestimmte Heilverordnungen ein, die in erster Linie die Stärkung der somnambulen Anlage durch magnetische Behandlung verlangen, weil

diese an sich selbst schon heilkräftig wirkt, ganz abgesehen davon, daß sie manchmal den Träumer zu einem sich selber verordnenden Arzte macht.

Die magnetische Behandlungsweise steht heute leider, aber sehr erklärlicherweise, in großem Mißkredit. Bei der großen Schwierigkeit, ja scheinbaren Unmöglichkeit, die höchst befremdlichen Erscheinungen des Somnambulismus zu erklären, hat die Wissenschaft allzufrüh die Flinte ins Korn geworfen und hat die Unmöglichkeit der Erklärung mit der Unmöglichkeit der Sache verwechselt, während es doch, um die Frage der magnetischen Heilkraft zu entscheiden, auf die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer theoretischen Erklärung gar nicht ankommt. Wir können uns auch den mineralischen Magnetismus nicht erklären und doch gebrauchen wir den Kompaß zur Seefahrt; wir wissen nicht, was Elektricität ist, und doch verwenden wir diese Kraft in der modernen Kultur. Unter diesen Umständen ist der Heilmagnetismus heute mehr in den Händen unwissender Laien, als wissenschaftlicher Aerzte, und ist mit allem möglichen Aberglauben verquickt worden. Aber der Wissenschaft kommt es nicht zu, sich über etwas aufzuhalten, woran sie selbst schuld ist, indem sie die Kontrolle des Gegenstandes aus der Hand gegeben hat.

Infolge der Vorstellungen des Magnetiseurs Hansen ist nun aber die Aufmerksamkeit der Wissenschaft wieder auf diesen Gegenstand gelenkt worden, die Anzahl der Schriften darüber vermehrt sich beständig, und es ist nicht mehr zu fürchten, daß diese wichtigste aller Entdeckungen noch einmal in Vergessenheit gerathen wird. Es wird also eine Zeit kommen, da der Magnetismus Triumphe feiern wird, weil er rechtzeitig angewendet werden wird, nämlich nicht erst bei aufgegebenen Kranken, die alle anderen Hilfsmittel bereits erschöpft haben; weil er ferner von Aerzten oder wenigstens unter ärztlicher Kontrolle ausgeübt werden wird. Auch dann werden wir vielleicht über das Wesen dieser geheimnißvollen Kraft nicht mehr wissen, als heute, aber die Aerzte werden sich darum von der Anwendung desselben nicht abhalten lassen und werden sich gestehen, daß sie die wenigsten ihrer Medikamente verordnen dürften, wenn die Erfahrung, daß sie wirken, nicht genügen würde und erst das Wie ihrer Wirkungsweise erkannt sein müßte.

Die Somnambulen verordnen sich also den Magnetismus, und in vielen Fällen sehen sie in ihm das einzige ihnen zuträgliche Heilmittel. Dabei legen sie ein großes Gewicht nicht nur auf bestimmte Stunden, zu welchen sie behandelt werden sollen, sondern auch auf die Anzahl und bestimmte Beschaffenheit der magnetischen Striche, die sie erhalten sollen.[1]) Sie machen dem Magnetiseur wohl selbst die Handbewegungen vor, die er anzuwenden hat,[2]) und die Erfahrung lehrt in der That, daß die verschiedenen Manipulationen, die bei der magnetischen Behandlung vorkommen, auch bedeutende verschiedene Modifikationen des somnambulen Zustandes nach sich ziehen. Tardy's Somnambule gerieth in zwei durchaus verschiedene Zustände je nach der magnetischen Behandlungsweise, der sie unterworfen wurde; sie

[1]) Archiv VII. 2. 55. [2]) T. d. M. (Tardy de Montravel): Journal du Traitement magnétique de la Demoiselle N. 118. Londres 1786. Suite du Traitement etc. 130.

wechselte den Bewußtseinsinhalt, wurde gleichsam zu einer anderen Person, wenn sie am Vormittage so und nachmittags wieder in anderer Weise magnetisirt wurde. Sie sagt zu ihrem Magnetiseur: „Ich fühle, daß mein Schlaf seine Natur ganz ändert; ich sehe jetzt wieder alles, was mir im gewöhnlichen Vormittagsschlafe vorkommt, aber nichts mehr von dem, was ich sonst nachmittags sehe.“ [1])

Was dem Organismus durch die magnetische Behandlung erregt wird, ist durchaus keine neue, ihm fremde und geheimnißvolle Kraft, sondern es werden lediglich die in ihm thätigen organischen Kräfte gesteigert, zu lebhafterer Thätigkeit angeregt. Der Magnetismus ist also nicht eigentlich ein Heilmittel, sondern nur die zu größerer Energie gebrachte Heilkraft der Natur selbst. Was der Organismus in jedem Augenblicke des Lebens thut, um das Gleichgewicht der inneren Kräfte und der äußeren Störungen zu erhalten, dasselbe thut er im gewöhnlichen Schlafe in erhöhtem Maße, und noch energischer im magnetischen Schlafe, der also lediglich eine natürliche Thätigkeit des Organismus unterstützt. Diese natürliche Anstrengung des Organismus, krankhafte Störungen zu beseitigen, ist immer proportional dem zu bekämpfenden Uebel; nur so erklärt sich die immer wiederkehrende Erscheinung, daß in dem Maße, als der Normalzustand, die Gesundheit, wieder erreicht wird, der Organismus seine Empfänglichkeit für den Magnetismus verliert. Wenn der Kranke hergestellt ist, kann er nicht mehr in den somnambulen Schlaf versetzt werden. „Ich lache“, sagte eine Somnambule zu Puységur, „wenn ich an die vergeblichen Anstrengungen denke, die Sie morgen machen werden, um mich einzuschläfern. Es wird Ihnen nicht gelingen, weil ich geheilt sein werde.“ [2])

Es ist demnach eine und dieselbe Kraft, welche den Organismus bildet, den Lebensprozeß unterhält und die Schäden ausbessert; ihre Thätigkeit ist am größten im magnetischen Schlafe, sie stellt aber dieselbe ein, wenn das Ziel erreicht ist. Und die Verlängerung dieser selben Naturkraft wiederum ist es, die schon im Wachen den Hunger und bestimmte Nahrungsinstinkte erzeugt, im gewöhnlichen Schlafe bis in die Vorstellungssphäre wirkend, die Vision des Heilmittels hervorruft und, wenn im Somnambulismus das innere Erwachen seine größte Helligkeit erreicht, bis zu Heilverordnungen sich steigert. Wie diese organischen Kräfte den Leib nach einem bestimmten Typus bilden, so stellen sie ihn nach diesem Typus auch wieder her in ihrem Heilgeschäfte.

Die zu berichtenden Fälle werde ich nun nicht eintheilen in solche, wo die Somnambulen für sich, und in andere, wo sie für fremde Personen verordnen — was nur den Zwecken eines Nachschlagebuches entsprechen würde — sondern ich werde mich eines Eintheilungsprinzips bedienen, wodurch das Verständniß der Sache zugleich gefördert, d. h. die Quelle der Heilverordnungen aufgedeckt wird.

Es sind nämlich logischerweise nur drei Quellen denkbar, aus welchen die Heilverordnungen der Somnambulen fließen können: 1. Der bis in die Vorstellungssphäre übergreifende Instinkt der Somnambulen.

[1]) Tardy: Suite du traitement 117, 118. [2]) Tardy: Essai etc. 60.

2. Die Reflexion der Somnambulen. 3. Die Reflexion des Arztes, durch den Rapport auf den Somnambulen übertragen. Es soll nur vorerst die Richtigkeit der ersten Annahme bewiesen, sodann aber der Beweis noch verstärkt werden durch Widerlegung der beiden letzteren Annahmen.

1) Die Heilverordnungen der Somnambulen sind Instinkte. Der Gebrauch des Wortes Instinkt kann hier den Leser wohl nicht mehr irre führen, da er bereits weiß, daß der Instinkt für mich mit Vorstellung verbunden ist, die unter der psycho-physischen Schwelle liegt, und dem Bewußtsein des innerlich erwachenden transcendentalen Ich angehört. Erregt wird diese Vorstellung auf Grund des dem transcendentalen Bewußtsein zugänglichen Empfindungsmaterials, und nur insofern, als Empfindung und Vorstellung unter der Schwelle bleiben, kann man vom Standpunkte des sinnlichen Bewußtseins aus von einem unbewußten Instinkt reden.

Der Beweis, daß die Verordnungen aus einem solchen Instinkt stammen, kann nur geführt werden aus der Art und Weise, wie sie hervortreten und aus dem Inhalt der Verordnungen selbst.

Die Heilverordnungen treten auf im tiefen Schlafe des Somnambulismus und werden um so bestimmter, je mehr das sinnliche Bewußtsein unterdrückt, d. h. je tiefer dieser Schlaf ist, und je heller das innere Erwachen. Sie treten ferner auf bei jenen Somnambulen, welche auch zur innern Selbstschau und zur Diagnose fremder Krankheiten befähigt sind, sind also eine Fortsetzung dieser Fähigkeit. Einer der merkwürdigsten Fälle dieser Art ist die Krankheitsgeschichte der Frau Marnitz, welche von mehr als zwanzig Aerzten jahrelang vergeblich an einem Herzleiden behandelt wurde, dann aber, als sie von selbst somnambul wurde, ihre Krankheit erkannte, den Verlauf derselben bestimmte und durch ihre Verordnungen sich herstellte.[1])

Wie die innere Selbstschau nicht als ein abstraktes Wissen auftritt, sondern als anschauliche Vorstellung des Innern, so auch die Heilverordnungen. Es sind Traumbilder, d. h. die Somnambulen haben die Vision der Heilmittel. Professor Ennemoser kannte eine Somnambule, welche die Vorstellung ihres Heilmittels in Gestalt einer großen milchgefüllten Nuß erhielt; sie beschrieb sie als kopfgroß, mit faserigem Fleisch umhüllt. Erst infolge ihrer genauen Beschreibung des Baumes verfiel man auf die Kokosnuß, und nachdem man eine solche aus Hamburg verschrieben hatte, wurde die Kranke täglich besser.[2]) Dieses anschauliche Bild wird oft weiter ausgeführt, indem auch der Fundort geschaut wird. Eine Somnambule von Puysegur verordnete sich ein Kraut, das sie nicht benennen konnte und dessen Beschreibung ihr nicht gelang. Sie schlug nun ihrem Magnetiseur vor, später mit ihr im Garten spazieren zu gehen, wo sie es sehen und den instinktiven Trieb verspüren würde, es zu pflücken. Erwacht hatte sie — wie dieses immer der Fall ist, weil eben die Vorstellung unter der Schwelle liegt — alles vergessen, pflückte aber dann im Garten eine Pflanze, ohne

[1]) Dr. A. Schmidt: Bericht von der Heilung der Frau Marnitz. Berlin, 1846. Im Auszug bei Perty: Mystische Erscheinungen I. 307. [2]) Ennemoser: Der Magnetismus. 140. Leipzig, 1819.

einen andern Grund dafür anführen zu können, als daß sie daran Gefallen finde, bis sie davon einen genügenden Strauß beisammen hatte, um die verordnete Arznei zu bereiten.[1]) Ein anderer Somnambule bestimmte den Fundort der ihm zuträglichen Pflanze in Entfernung einer Meile, wußte keinen Namen und nur das zu sagen, daß sie bitter sei.[2]) Einem anderen wiederholte Puységur nach dem Erwachen seine eigene Verordnung und gab ihm den Busch in Entfernung einer Stunde an, über welche Kenntniß des Magnetiseurs sich der Kranke verwunderte.[3])

Eine Somnambule Reichels bezeichnete in einer Apotheke, die sie seit acht Jahren nicht mehr betreten hatte, eine weiße Büchse in einer bestimmten Reihe als ihr Medikament enthaltend.[4]) Römers Somnambule verordnete sich alles selbst. Einst verlangte sie aus der Apotheke ein Medikament, gab die Farbe der Büchse und ihre Zahl in der Reihe, von rechts nach links und umgekehrt, an. Als man Anstand nahm, ihrem Wunsch zu entsprechen, wurde sie unmuthig, bis der Arzt in die Apotheke ging, und, da ihm nun das Mittel selbst zweckentsprechend schien, den Gebrauch zuließ. Ein anderes Mittel sah sie in einer von ihr nie betretenen Apotheke in einer von Staub und Spinngewebe bedeckten Porzellanbüchse. Der Arzt brachte ihr zum Medikamente in Papier gewickelt, sie erkannte aber am Geruche das von ihr verordnete. Ebenso verordnete sie für einen andern Kranken aus der gleichen Apotheke ein Heilmittel aus der dritten Büchse der sechsten Reihe, wovon sie übrigens nur sagen konnte, daß es dick und schwarz sei.[5]) Ein ähnlicher Fall wird von Carus verbürgt.[6])

In dem Maße, als das innere Erwachen heller wird, bildet sich die Vorstellung des Heilmittels aus allgemeineren Merkmalen zu Besonderheiten aus. Dr. Hanak berichtet von einem Somnambulen, der sich Angelikawurzel und ein gewisses Kraut verordnete, von schwärzlicher Farbe und mit länglichen Blättern; er konnte es nicht nennen, gab aber den Berg an, auf dem es zu finden. Es war Gentiana Amarella Linnaei und er erkannte die ihm gebrachte Pflanze sogleich als diejenige, die ihm schon öfter im magnetischen Schlafe erschienen sei.[7])

Einer Kranken des Arztes Benda entstand die Vorstellung von Moschuspulver in der Weise, daß sie das ihr unbekannte Moschusthier sah, dem die ihr heilsame Arznei aus dem Leibe fiel. Zuerst beschrieb sie es als hellbraun und von der Größe eines kleinen Rehes, bei einer späteren Vision wurde das Bild deutlicher und sie sah den Beutel, aus dem der Moschus fiel und von dem sie im Wachen als von einer Pflanze sprach.[8])

Emma, die Somnambule des Arztes Haddok, war, wie in mancher anderen, so auch in dieser Hinsicht, sehr merkwürdig. Einst kam ein Herr zu Haddok, dessen Tochter an einer jeder ärztlichen Behandlung spottenden Gehirnkrankheit litt; er ließ bei ihm lediglich ein Papier

---

[1]) Morin: du magnétisme etc. 200. [2]) Puységur: recherches etc. 81. [3]) Ebendort 145. 147. [4]) Reichel: Entwickelungsgesetz des magnetischen Lebens. 67. Leipzig 1829. [5]) Römer: Historische Darstellung einer höchst merkwürdigen Somnambule. 17. 19. 31. Stuttgart, 1821. [6]) Carus: Lebensmagnetismus 93. [7]) Hanak: Geschichte eines natürlichen Somnambulismus 86—91. Aus dem Lateinischen. Leipzig, 1833. [8]) Archiv XI. 3. 37. 40. 87.

mit Bleistiftskizzen seiner Tochter zurück, wodurch der Rapport vermittelt werden sollte. Er gab Emma das Papier, und fragte sie, ob sie die Person auffinden könne, welche die Skizzen gemacht habe und ob sie angeben könne, wie es mit ihr stehe. Sie fand das Fräulein bald, beschrieb genau die äußeren Symptome der Patientin, sowie ihre Wahrnehmungen hinsichtlich der innern Beschaffenheit ihres Gehirns, auf welches Organ sie die ganze Ursache der Krankheit bezog. Nachdem sie verschiedene mesmerische Striche empfohlen hatte, rief sie, gleichzeitig nach der Decke des Zimmers weisend: da ist das, was das Fräulein, zugleich mit dem Mesmerismus, kuriren wird. Sie beschrieb darauf kleine Fläschchen mit Kügelchen in einer Offizin von Manchester, an deren Fenster eine Büste stehe. Haddok erinnerte sich nun an eine homöopathische Apotheke dortselbst, mit der Büste Hahnemann's, ließ von dort ein Etui dieser Medikamente kommen und gab es Emma versiegelt in die Hand. Sie bezeichnete genau die Lage des Heilmittels, Ipecacuanha. Man gab ihr ein Streukügelchen und die Zusammensetzung desselben (Milchzucker, Mehl und eine mit Weingeist verdünnte Tinktur von Ipecacuanha) gab sie in der Weise an, daß sie sagte, der Arzneikörper sei mit zwei anderen Dingern und etwas Süßem vermischt. Der Erfolg des Heilmittels war ein vollständiger.[1]) Daß nun Emma Stoffe in homöopathischen Verdünnungen wahrnehmen konnte, beweist in hohen Grad, in dem die Empfindungsschwelle bei ihr verschoben war; es beweist aber auch, von dem Erfolge der Kur ganz abgesehen, daß, wenn die Wirkungen solcher Verdünnungen unter der Schwelle des sinnlichen Bewußtseins bleiben, dies noch lange kein Grund ist, die Homöopathie zu verwerfen und nur die sinnenfälligeren Einflüsse der Allopathie anzuerkennen.

(Schluß folgt.)

[1]) Haddok: Somnolismus ꝛc. 183—187.

Am Grabe der Rachel.

Novelle von E. Schroeder.

I.

Ihr Name.

Vom Boulevard de Ménilmontant kommend, schreitet ein schlanker, blonder Mann langsam die Hauptallee des Père la Chaise entlang. Wo — rechts, nicht weit von der Kapelle — Grab an Grab, die großen Franzosen der Neuzeit schlummern, bleibt er stehen, schlägt im Lexikon seines Gedächtnisses eine Reihe weltberühmter Namen nach und sucht sich vor der letzten Ruhestätte ihrer Träger in eine weihevolle, gehobene Stimmung zu versetzen. Aber es will ihm nicht gelingen. Die Büsten der Dahingeschiedenen sagen ihm hier nicht mehr, als in einer Skulpturengalerie. Wer trägt die Schuld? Die steifen Monumente selber, wie Soldaten in Reih' und Glied aufgezogen, die Kinder, die sie lärmend umspielen, die Spaziergänger, die geschwätzig an ihnen vorübereilen, die Damen, die sie pietätvoll mit Kränzen aus Glas und Silberdraht schmücken?

„Auch ein Beweis für die Unsterblichkeit der Seele", spricht unser Freund, sich nach einer Weile lächelnd weiterwendend. „Wo immer Arago, Auber, Cousin, Ledru-Rollin zur Zeit weilen mögen, auf dem Père la Chaise sucht man sie vergebens."

Gleich darauf, beim Lesen des schönen Epitaphs, in dem Alfred de Musset seine Freunde bittet, ihm eine Trauerweide auf das Grab zu pflanzen, scheint ihn etwas wie Melancholie überkommen zu wollen, aber es scheint auch nur so, denn kaum haben seine Blicke sich überzeugt, daß man des Todten Wunsch geehrt, da muß er leise auflachen.

Sein Lachen findet ein augenblickliches, helles Echo. Dann spricht, dicht hinter seinem Rücken, eine Frauenstimme seinen Gedanken aus:

„Die Freundschaft scheint den besten Willen gehabt zu haben, aber Mutter Natur hat „Nein" gesagt! Welch eine Trauerweide! Ha, ha, ha! Monsieur, sie hat es in vierundzwanzig Jahren zu drei Fuß Höhe gebracht und dies überschnelle Wachsthum hat ihr den Tod gegeben!"

Er dreht sich hastig um und starrt — in seiner Ueberraschung eben nicht höflich — in ein stolzes, bräunliches Antlitz und ein tiefbraunes Augenpaar, dessen sehr kühler Blick sich an seinem bewundernden ein klein wenig erwärmt, bevor er sich abwendet, dem „Monsieur" Führer zu, dem die Bemerkung gegolten. Der schiebt seine dicke

Unterlippe einen halben Zoll breit vor, zuckt die Achseln bis zu den Ohren hinauf und versetzt:

„Que voulez-vous, Mademoiselle? Die Bäume haben bei uns wenig Raum zum Wachsen. Geht einer aus, so pflanzt man eben einen neuen."

Damit ist der Gegenstand erschöpft und die brünette Schöne schreitet an ihres gestikulirenden Begleiters Seite langsam der Ausgangspforte zu, durch die unser Freund, Hans Geldern, vorhin gekommen. Er hat nun seinen Gegenstand, den Père la Chaise, noch nicht zum zehnten Theil erschöpft, gleichwohl nimmt er dieselbe Richtung. Sein allen Frauenreizen zugängliches Herz pflegt sich braunen Augen und schwarzen Haaren doppelt weit zu öffnen und rabenschwarz ist der Zopf, der seinem Leitstern im Nacken liegt. Rabenschwarz und wunderbar üppig! Den Gedanken, daß er mit Wolle gefüttert, oder gar für Geld beim Friseur erstanden, läßt er nicht aufkommen. An seiner Seele ist kein Falsch und die Natur berechtigt ihn zu seiner beneidenswerthen Lage, das sieht man. Er hält unsers Helden Augen eine ganze Weile in seinen Zauberschlingen gefangen, wie zwei blaue Schmetterlinge in einem Netz, bevor sie die Freiheit wiedergewinnen und sich der herrlichen Gestalt seiner Trägerin freuen können und ihres unnachahmlichen Ganges.

Sie schwebt nämlich nicht dahin wie eine Sylphe, sie hüpft nicht wie eine Elfe, sie fliegt nicht wie ein Vogel, sie stürmt nicht vorwärts wie eine kampfbereite Minerva, sie — wandelt, selbstbewußt und ruhig wie eine junge Königin, die das stolze Haupt von Zeit zu Zeit seitwärts wendet, um einen devot zusammenknickenden Unterthan an ihrem Wege mit gnädigem Kopfnicken zu grüßen. Nur ersetzen, in diesem Falle, die traurigen Sehenswürdigkeiten des Père la Chaise die Unterthanen, und bedeutet das wiederholte Kopfnicken verständnißvolles Eingehen auf die Erläuterungen des Führers. Dieser königliche Gang läßt in Hans Geldern's Brust die Frage aufsteigen, ob sie wohl ein Recht auf den Titel „Mademoiselle" habe, den ihr der Cicerone soeben gegeben. In Wahrheit sowohl wie in Dichtung schwebt, hüpft, fliegt bekanntlich alles Mädchenhafte, schreiten, gehen, wandeln nur die Frauen.

Einige fünfzig Schritte und ihre helle Stimme ertönt abermals. „Wessen Grab?"

Des Gefragten bewegliche Schultern zucken wieder bis zu den Ohrläppchen empor. „Mademoiselle werden den Namen besser lesen können, als ich — er ist spanisch. Das Grabmal soll ein Werk der berühmten Schauspielerin Sarah Bernhardt sein."

„Ah!" macht Mademoiselle und mustert, so gut es geht, über die vielköpfige Neugier weg, die das jüngste Wunder des Père la Chaise umstaunt, einen weißen Genius in Frauengewändern, mit niedlichem, gewöhnlichem Gesichtchen, der einen schweren Gegenstand, vermuthlich einen Hoffnungsanker, neben sich herzieht. „Ah! Ein Werk der Sarah Bernhardt?! Und" — den Blick auf einen Berg von Kränzen senkend, den man, dem Grabmal gegenüber, gegen einen Baumstamm gethürmt hat — „die Blumen hier sind, wie es scheint, ein Tribut, den man der Künstlerin gebracht. Man hat sie nicht auf den Leichenstein selber legen wollen, aus Furcht — ha, ha! — der Todte darunter möge sich

unbescheidene Illusionen machen. Wunderliche Welt! — Aber hier, meine ich, wären wir zu Ende. Bon jour, Monsieur und vielen Dank!"

Sie zieht die Börse, lohnt dem Quecksilbernen seine Mühe mit klingendem Silber, verschwindet jedoch nicht durch die Ausgangspforte, sondern schreitet quer über den Weg und biegt in die Avenue du Puits. Hans folgt in respektvoller Entfernung. Ihre Zunge ist ein zweischneidiges Schwert, aber Gestalt und Gang sind unwiderstehlich.

Vor dem schönsten, ich möchte sagen, dem einzig schönen Grabmal des Père la Chaise bleibt sie stehen.

Ein hoher, gothischer Baldachin, nach allen Seiten hin offen, darunter auf einem Steinsarkophag, Seite an Seite schlummernd, zwei edel schöne Gestalten — Abälard und Heloise — Musterbilder der Liebe und Treue für alle Zeiten.

Von der geweihten Stätte hält ein Eisengitter die Menge fern — die Menge, die sich selten hierher verirrt — und gegen dieses Eisengitter gelehnt steht unsere schöne Schlanke eine ganze Weile lang, tief, tief in Gedanken versunken. Als sie sich endlich umwendet, hängen ihr zwei leuchtende Thränenperlen an den Wimpern. Die machen — was ihre scharfe Zunge bisher verhindert — daß Hans Geldern's Herz, das sich ihr vorhin versuchsweise geöffnet, sachte die Thüre hinter ihr abschließt und verriegelt. Nun sitzt sie drinn — gefangen — und ahnt es nicht!

Die beiden Thränenperlen sind gefallen, als sie heute zum zweiten Male eines blonden, blauäugigen Fremdlings ansichtig wird. Er scheint im Innern einer pompösen Grabkapelle, die sich über einem nichtssagenden Namen wölbt, Wunderdinge zu erspähen. Er rührt und regt sich nicht, läßt sich ihre Nähe, die seinen äußeren Menschen mit wohlgefälligen Blicken mustert, nicht träumen (der Erzheuchler), bis sie ihn elektrisirt mit den Worten: „Verzeihung, mein Herr —."

Wie von einer Sprungfeder zu seiner ganzen Höhe emporgeschnellt steht er vor ihr. Sie muß lächeln über den offenbaren Schrecken, den sie ihm eingejagt.

„Mademoiselle, womit kann ich Ihnen dienen?"

Ihre schwarzen Augenbrauen zucken, wie in unangenehmer Ueberraschung zusammen. Eine Sekunde lang steht sie stumm. Es ist, als horche ihr Ohr dem Klange seiner Stimme nach. Dann antwortet sie:

„Ich suche den Begräbnißplatz der Juden, Monsieur. Er soll in dieser Richtung liegen, aber — wie Sie sehen — ich stehe vor einer Mauer."

„Einen Moment Geduld, mein Fräulein! Ich gehe auf Kundschaft aus."

Fort ist er und im nächsten Augenblicke in ernsthafter Konversation mit einem Leichengräber, der mit schwingendem Spaten nach links deutet. Die feine Falte zwischen ihren Brauen ist nicht verschwunden, sie vertieft sich, als er jetzt lächelnd zurückkehrt und rapportirt.

„Es ist, wie ich mir dachte. Die Mauer ist die große chinesische, die selbst im Grabe noch die Konfessionen trennt. Sie ist nach dieser Richtung hin zu umgehen. Wenn Mademoiselle mir gütigst folgen wollen?"

Sie neigt das Haupt und folgt ihm, mit Mühe eine brennende

Frage zurückhaltend, die auf den Begräbnißort der Juden keinen Bezug hat.

„Hier ist die Pforte und dort — gleich rechts — die letzte Ruhestatt der größten Tragödin."

„Rachel", in Riesenbuchstaben in die weiße Steinfronte einer einfachen Kapelle gehauen, liest sie und eilt vorwärts, in der Begeisterung Frage und Führer vergessend.

Kein Wort des Dankes hat ihm den leichten Dienst gelohnt, er hält sich nicht verabschiedet. Gegen ein Monument gelehnt, folgt er ihr mit entzückten Blicken. Wo in der weiten Modewelt der Herkulesschultern und Wespentaillen giebt es eine zweite Frauengestalt wie diese, in sanften, natürlichen Wellenlinien gezeichnet und doch göttlich hoch und schlank dabei. Wo in dieser schrecklichen Zeit der Stöckelschuhe ein zweites weibliches Wesen, dem es gegeben ist, mit solch' unnachahmlicher Grazie das Gleichgewicht wieder zu gewinnen, wenn es über ein Steinchen stolpert? Sie beugt den schönen Nacken und blickt in die Kapelle. Seine Augen sind eben im Begriff sich wieder in die holde Gefangenschaft ihrer glänzend-schwarzen Haarflechten zu begeben, als er sie wie vorhin hell auflachen hört. Sie läßt ihm nicht Zeit, sich über ihre Heiterkeit den Kopf zu zerbrechen. Sich über die Schulter zurückwendend, ruft sie:

„Monsieur, mein Lachen an solchem Orte muß sie befremden, aber — ich habe es heute schon verschiedentlich erfahren — hier auf dem Père la Chaise ist von der Tragik bis zur Komik nur ein kurzer Schritt. Treten Sie näher und überzeugen Sie sich."

Er ist im Nu an ihrer Seite, läßt seine Blicke dem schlanken Finger folgen, den sie durch das Gitterfenster niederwärts lenkt und sieht den ganzen Fußboden der kleinen Kapelle, unter der die große Rachel schläft, mit weißen Papierblättchen dicht bestreut.

„Alle Wetter!" ruft er, in der Ueberraschung des Moments seine Muttersprache wiederfindend, „hier giebt man bei Gevatter Tod seine Karte ab."

Noch haben die Worte seine Lippen nicht verlassen, da hat seine Gefährtin das Beispiel von fünfzig Thoren bereits befolgt. Die Visitenkarte fährt pfeilschnell durch die Luft und wirbelt, um sein Falkenauge zu täuschen, im Falle noch drei andere auf. Nun fragt er sich rathlos: Welche von den Vieren ist's? Drei präsentiren einen glatten, weißen Rücken, die vierte zeigt in klargedruckten Lettern den Namen „Gretchen Haller". Sie mit dem Spanierteint, dem Rabenhaar und der scharfen welschen Zunge ein deutsches Gretchen? Er wendet sich kopfschüttelnd um und kann sich sofort überzeugen, daß die Idee lächerlich ist. So hat, seitdem es auf dieser Erde Gretchen giebt, noch keines geblickt!

Zu ihrer ganzen Höhe emporgezogen steht sie vor ihm, den Kopf im Nacken, das Kinn erhoben, die Augenlider soweit gesenkt, daß die langen Wimpern die braune Wange streifen. Diesen stolzen Kopf einen Zoll tief beugend spricht sie mit verächtlich gekräuselter Lippe:

„Monsieur, ich sage Ihnen meinen verbindlichsten Dank für den Dienst, den Sie mir geleistet."

„Mademoiselle, der Dienst ist Ihres Dankes nicht werth", antwortete er, etwas befremdet zurücktretend.

„Hätte ich eine Ahnung gehabt, daß Sie ein Deutscher sind, Monsieur —."

„Ah! Sie haben meinen miserabeln Accent an die richtige Quelle zurückgeführt?"

„Sie irren, Monsieur, der Accent gab mir nur zu denken. Sie haben deutsch gesprochen und Ihre Nationalität selbst verrathen. Hätte ich, wie gesagt, nur eine schwache Ahnung davon gehabt, so hätte ich Sie wahrlich nicht bemüht."

„Sie haben eine Abneigung gegen die Deutschen?"

„Ich — hasse sie!"

„O weh! Ihr Haß datirt wohl noch vom Jahre 1870 her?"

„Im Jahre 1870, Monsieur, war ich ein unvernünftiges Kind, das dem deutschen Volke den besten Erfolg wünschte, weil sein eigener Vater ihm angehörte." (Heureka! Gretchen Haller, fährt es ihm durch den Sinn, aber sein Herz will unter diesen veränderten Umständen bei der Entdeckung nicht sonderlich laut aufjubeln.) „Mein Haß ist erst drei Jahre alt, aber er ist groß und stark genug, um eine Ewigkeit zu dauern. Bon jour, Monsieur! Ich sage nicht: Auf Wiedersehen!"

Sie tauscht für ein hochmüthiges Senken ihrer Augenlider eine stumme, etwas übertriebene, respektvolle Verbeugung ein und tritt langsamen Schrittes an den nächsten Leichenstein. Wenn sie von hier aus einen kleinen Seitenblick wirft, so sieht sie ihn mit verschränkten Armen, gegen Rachels Grabkapelle gelehnt, stehen und sagt sich mit geheimem Verdruß: „Ruhig wie ein Marmorbild!" und „Schade! Ein so schöner Mann! Wenn er noch ein Engländer wäre!" Aber ich will nicht dafür einstehen, daß sie den Seitenblick wirft.

Wären wir an seiner Stelle, so öffneten wir jetzt unsere Herzensthüre weit, gäben dem eingesperrten Vogel seine Freiheit wieder, gingen lachend unseres Weges und sagten: „Wie der Mensch sich irren kann! Ich glaubte, ich hätte mir ein gefühlvolles Täubchen eingefangen und, siehe da, ein scharfschnabeliger Habicht!"

Aber er denkt nicht daran. Er lächelt zwar ein wenig spöttisch vor sich hin, jedoch die Blicke, die ihr folgen, sind immer noch bewundernd, und als er endlich seines Weges geht, da murmelt er nur gedankenvoll: „Gretchen Haller! Der Name deutsch, der Vater ein Deutscher und dennoch! Dahinter muß ein Räthsel stecken!"

II

Der gelbe Fiaker.

Das feierliche Leichenbegängniß eines Deputirten hat wohl eine Stunde lang alle Ausgänge des Père la Chaise gesperrt. „Mademoiselle", die kein Verlangen spürte, das Spalier von Rothhosen und den schwarzen Menschenschwarm auf dem Boulevard zu theilen, hat in brennender Ungeduld gewartet. Jetzt ruht ein mehr oder weniger großer Mann in geweihter Erde, die Friedhofspforten haben sich geschlossen und die Dämmerung breitet einen lichtgrauen Schleier nach dem anderen über die bezaubernste der Städte.

Paris ist zur Nachtzeit keine zuverlässige Beschützerin schöner,

tugendhafter Damen, unsere schlanke Freundin weiß es und beschleunigt ihren königlichen Gang. Das Ende der Rue du Repos erreicht sie glücklich; auf dem Boulevard thut sie hundert Schritte, dann sinkt ihr das Herz im Busen.

Es ist irgendwo eine Versammlung unbefriedigter Republikaner gewesen, während deren Verlauf dem vielversprechenden (und wenig haltenden) Gambetta die Ohren geklungen haben müssen. Man hat ihn einen Betrüger genannt, einen Dieb in facto und einen Mörder in futuro und kehrt nun heim, lärmend, singend, tobend, von seinen eigenen Worten total berauscht.

Es bleibt ihr keine Zeit in die Rue du Repos zurückzukehren; sie schaudert bei dem Gedanken, in den fürchterlichen Baracken links Schutz zu suchen; die menschlicheren Wohnungen rechts zu erreichen, muß sie quer über den Boulevard, angesichts des anstürmenden Feindes. Sie zieht also den Schleier über das Gesicht und avancirt, so muthig sie kann.

Wenn sie aber unbemerkt zu bleiben hoffte, so täuschte sie sich. Ein elegant gekleidetes weibliches Wesen, das sein Haupt sehr hoch trägt und dessen jeder Schritt der langmüthigen Mutter Erde zu sagen scheint: Du bist unwürdig, mich zu tragen, muß das Plebejerauge auf sich ziehen, muß im aufgeregten Plebejergemüthe den Widerspruchsteufel wachrufen. Im Nu ist sie umringt. Knoblauchdüfte umwehen sie, schwarze Augen umfunkeln sie, bärtige Mäuler thun sich auf.

„Sacrebleu, eine Aristokratin!"

„Und, ma foi, eine hübsche!"

„Halt, halt, la belle! Da geht's nicht hinaus!"

„Stillgestanden und dem Mann des Volkes ein Händchen gegeben!"

„Ein Händchen? Nein, nein! Einen Kuß, einen Kuß!"

„Ha, ha, ha! Einen Kuß, einen Kuß", brüllt der Chor und dringt auf sie ein, lachend, schreiend, gestikulirend.

Das Herz will ihr vor Angst zerspringen. Sie wirft verzweifelte Blicke um sich. Sie stürzt sich mit aller Kraft ihres jugendlichen Körpers gegen den lebenden Wall, wo er ihr am schwächsten scheint. Aber sie erschüttert ihn nur, er weicht nicht, er schließt sich um sie mit brausendem Getöse. Teuflisches Hohngelächter klingt ihr im Ohr, schmutzige Fäuste packen ihre Kleider, reißen ihr den Schleier vom Gesicht, ein widerlicher Mund nähert sich dem ihren, da stößt sie einen gellenden Schrei aus. Auf den Schrei kommt Rettung. Woher sie kommt und wer sie bringt, sie weiß es nicht. Sie sieht nur, wie in der fürchterlichen Menschenmauer urplötzlich eine Bresche entsteht, wie ein gewaltiger Faustschlag den widerlichen Mund trifft, wie ihre Angreifer rechts und links zur Seite taumeln. Sie fühlt sich von einem starken Arm umschlungen, aus dem Tumult gerissen, fortgetragen, dann schwinden ihr momentan die Sinne.

In den Kissen eines Fiakers findet sie sich wieder. Wie durch einen Nebel sieht sie am Wagenschlage das blonde, blauäugige Haupt ihres Retters. Es neigt sich tief, sein Mund lächelt spöttisch und spricht:

„Pardon, Mademoiselle, daß ich Ihnen dies Wiedersehen nicht ersparen konnte."

Damit ist es verschwunden und ein ungekämmtes Kutscherhaupt erscheint an seiner Stelle und fragt nach ihren Befehlen. Aber Made-

moiselle hört nicht. Sie ist emporgefahren und hat sich weit aus dem anderen Wagenschlag gelehnt. Ihre Blicke eilen, jeden Fußgänger hastig musternd, den Boulevard hinauf und tauchen mit verzehrender Angst in den schwarzen Menschenknäuel, der sich in einiger Entfernung hin und herwälzt, der Angriff der Patrioten hat sich gegen ein Häuflein Polizisten gekehrt. Was sie verlangend sucht, dort findet sie es zu ihrer Erleichterung nicht.

Sie wendet sich um, giebt dem Kutscher die Richtung an, läßt sich in die Kissen zurücksinken und schließt die Augen. Die braune Haut, die vorhin jeder Blutstropfen verlassen hat, schimmert durch den Kontrast der schwarzen Wimpern wachsbleich in diesem Dämmerlicht. Mademoiselle ist sehr schön und scheint sehr ruhig.

Aber die Ruhe ist nur Passivität des erschöpften Körpers. Ihr Geist arbeitet rastlos. Er läßt sie das überstandene Abenteuer wieder durchmachen, bis in seine kleinsten Einzelheiten, läßt sie zittern vor dem Schlimmen, das war, vor dem Schlimmeren, das hätte sein können, wenn — er nicht aus den Wolken gefallen wäre, ein blonder Erzengel Michael mit nerviger Faust und gewaltigem Arm

Bei dem Gedanken an die wuchtigen Hiebe, die er in ihrem Dienst ausgetheilt hat, schlägt ihr eine warme Flamme der Begeisterung in das Gesicht. Sie fährt empor, lehnt sich wiederum aus dem Wagenfenster und wirft sehnsüchtige, reuevolle Blicke in die immer grauer werdende Ferne.

„O! Daß ich ihm mit einem Worte danken könnte", seufzt sie, die Hand auf dem Herzen und denkt nicht daran hinzuzusetzen: „Schade, daß er kein Engländer ist!" Ueber den kleinen Umstand, daß er einer Nation angehört, der sie ewigen Haß geschworen hat, sieht ihre Dankbarkeit weg. Die ist so groß wie der Stolz, den er vor dem Brandmal eines entehrenden Kusses geschützt hat.

Uebrigens irrt sie sehr, wenn sie glaubt, daß ihn die graue Ferne birgt. Wäre es Menschenaugen gegeben, durch einen hohen Kutscherbock und einen korpulenten Kutscherkörper wie durch eine Glaswand hinwegzusehen, so könnte sich „Mademoiselle" überzeugen, daß er ihr auf Flügeln der — des allerlebhaftesten Interesses und auf vier grünen Wagenrädern folgt.

Mit den Worten: „Den gelben Fiaker im Auge behalten!" ist er vorhin in den grünen gesprungen. Sein Führer, der ein Trinkgeld wittert, befolgt den Befehl gewissenhaft durch eine ganze Reihe von schmutzigen Gassen — häßlichen Stieftöchtern der schönen Mutter Paris — über den Platz, auf dem einst die Bastille stand, bis an den Gare de Vincennes.

Hier hält das Rad eines Lastwagens das eines andern in enger Umarmung und beide vereint sperren sie den Weg. Die Trennung erfordert Zeit, Energie und Flüche. Während sie sich vollzieht, sammelt sich alles, was zu Fuß, zu Pferde und auf Rädern westwärts will und von Westen kommt, um die Gare de Vincennes, und als sie vollzogen ist, als sich das Chaos von Menschen, Thieren und Wagen brausend löst, da gehen — o Schrecken — vier gelbe Fiaker aus ihm hervor.

Hans Gelderns blondes Haupt fährt aus dem Kutschenschlag.

Eine rasche, bange Frage fliegt zu dem erhaben thronenden Kutscher empor. Der grinst und deutet mit der Miene eines Wissenden auf das Gefährt, das in geringster Entfernung von dem seinigen rollt. Hans zieht sich beruhigt zurück und der grüne Fiaker folgt dem gelben wie ein geduldiger Schatten durch ein unendliches Straßengewirr.

Endlich ziehen beide Kutscher die Zügel straff. Unser Freund blickt gespannt und verwundert zugleich. Die Lokalität will ihm seiner Minerva nicht würdig erscheinen. Die Häuser sind grau und schmal; Gemüsereste in den Gassen, Fisch- und Fleischdüfte in den Lüften verrathen die Nähe der Centralhallen. Nach einer kleinen Geduldsprobe fliegt der gelbe Wagenschlag auf und heraus rollt ein dickes Ehepärchen, mit Kindern und Körben beladen. Es rollt direkt in einen Friseurladen und Monsieur, Madame und verschiedene Bébés, die sich heute, des schönen Wetters wegen, ein Picknick auf dem Père la Chaise gestattet hatten, befinden sich daheim.

III.

Der alte Haß.

Während unser Held flucht und der Kutscher seine Unschuld betheuert, erreicht unsere Heldin das Hotel Continental.

Sie rauscht eine breite Treppe hinan, tritt in ein elegant ausgestattetes Schlafgemach, läßt sich von einem flinken Zöfchen Hut und Mantel abnehmen, alles ohne eine Silbe zu verlieren. Dann fragt sie:

„Wo ist mein Vater, Marie?“

„Im Salon, Madame.“

„Allein?“

„Allein, Madame! Monsieur sind beschäftigt, Briefe zu schreiben — Monsieur haben die Absicht, morgen abzureisen.“

„Ah! Und weshalb?“

Marie schüttelt mit Märtyrermiene den Kopf zuckt die Achseln hoch und seufzt:

„Ich weiß es nicht, Madame.“

Und das ist die volle Wahrheit, denn der Grund ist in einem Briefe enthalten, den Monsieur heute Nachmittag empfangen, und ist zu des Kammerkätzchens Verzweiflung noch vor keinem Schlüsselloche laut geworden.

„Finden Madame nicht, daß es ein Jammer ist, Paris mitten in der Saison zu verlassen, um sich in Cette zu begraben, dem dummen, langweiligen Nest?“

Madame beantwortet die Frage nicht, die aus einem gefolterten Herzen kommt, das sich, hier in Paris, mitten in der Saison, an einen schnurrbärtigen Kellner gehängt hat, den es in Cette, dem dummen, langweiligen Nest, schwerlich wiederfinden wird. Madame Eugenie Biardos rafft ihre Seidenschleppe auf und verläßt mit einer gewissen Hast das Zimmer. Marie aber bedarf des Trostes in Worten nicht mehr. Sie hat Das auf Madames Antlitz gelesen, was sie zu einer lustigen Pirouette veranlaßt, sie weiß, daß Madame ihr Veto auf die morgende Abreise gesetzt hat, sie weiß, daß Monsieur sich von Madame um den kleinen Finger wickeln läßt, sie hatte deshalb auch gar nicht nöthig,

ihrer Gebieterin auf leisen Sohlen bis an die Salonthüre zu folgen, aber ihrem niedlichen Ohr ist ein Schlüsselloch unwiderstehlich.

Madame ist in ein luxuriöses Gemach getreten, in dem jeder Stuhl ein weicher Lehnsessel, jedes Sopha ein schwellendes Ruhebett ist. Gaskronleuchter und Wachskerzen, durch ein Dutzend Spiegelbilder vervielfältigt, verbreiten blendende Helle, trotzdem genießt das alte Herrchen drüben neben dem Kamin die Politik des Tages beim gelben Lichte einer grünbeschatteten Oellampe. Es funkelt ihm durch die Brillengläser in ein gutmüthiges Augenpaar und offenbart uns ein graubärtiges Antlitz mit unbedeutenden Zügen, um die die tausend kleinen Quälereien des Lebens tausend feine Runzelchen gezogen haben, mit einer klugen Stirn, in die eine große Qual desselben — Pepita Kreuzer, geb. Lopez, seine Ehefrau (Gott habe sie selig) — drei tiefe Furchen gegraben hat.

Indem die Thüre ins Schloß fällt, strahlt das gutmüthige Augenpaar auf, der Mund aber klagt:

„Eugenie, mein Kind! Ich habe mich geängstigt!"

„Thut mir so leid, lieber Papa!"

Ihre schlanke Schönheit beugt sich über ihn, ihre weißen Hände umfassen sein graues Haupt, ihre rothen Lippen pressen sich auf seine gefurchte Stirn, als wollten sie mit innigem Kuß die Erinnerung an die große Qual seines Lebens auslöschen.

„Ich werde morgen früher heimkehren!"

„Morgen?! Eugenie, Kind! Weißt Du denn nicht — hat Dir Marie nicht gesagt — daß die Koffer gepackt sind!"

Ein unruhiger Blick, ein nervöses Zucken der Mundwinkel begleitet die Worte.

Sie richtet sich langsam empor, stützt den Ellenbogen auf die Sammetdecke des Kaminsimses, den Kopf in die Hand und spricht in tadelndem Ton: „Du hast die Koffer packen lassen, ohne mich zu konsultiren? Papa, Papa, Du wirst auf Deine alten Tage ein schrecklicher Despot."

„Eugenie, Du thust mir Unrecht", ruft er, so aufrichtig entsetzt über diese Anklage, daß die Schelmin lächeln muß. (Sie weiß am besten' daß der schreckliche Despot jetzt so sicher unter ihrem Sammetpantöffelchen steht, wie er einst unter Pepitas Eisenpantoffeln gestanden.) „Du thust mir wahrlich Unrecht! Hier —" Er springt auf und zieht seine Rechtfertigung aus der Rocktasche, „lies und überzeuge Dich, daß wir keinen Tag länger auf den jungen Mann warten dürfen. Es ist wieder die alte Geschichte, des Sohnes Willen ist mit dem des Vaters in Konflikt."

Sie öffnet den Brief und liest: „Ich weiß Dich, mein lieber, alter Freund seit fünf, meinen Sohn bereits seit acht Tagen in Paris und habe bis jetzt weder von Dir noch von ihm eine Zeile. Ist die Sache, die uns beiden so nahe am Herzen liegt, zu fröhlichem Ende gediehen, so bitte ich Dich, meine Ungeduld durch ein paar Worte zu befriedigen — Frau Eugenien meinen väterlichen Gruß; ich —"

Hier bricht aus Frau Eugeniens Auge eine Zornesflamme, die sie für alles Nachfolgende blind macht. Das Schriftstück in ihrer zarten Hand zu einem Klümpchen ballend, schleudert sie es mitten in die

Kaminglut. Während es hoch auflodert, stampft ihr kleiner Fuß ein paarmal mit solcher Heftigkeit den Boden, daß sich der Papa mit gelindem Grauen erinnert, daß sie Pepita's Tochter ist.

Aber die Erinnerung erlischt sofort. Pepita's Zorn mußte dem Gatten eine Reihenfolge leichter Möbelprojektilien an das unschuldige Haupt geschleudert haben, bevor er sich legen konnte. Pepita's Tochter braucht nur einige Male mit der Miene einer beleidigten Königin im Zimmer auf und abzurauschen, und sie kehrt zurück, äußerlich ruhig wie ein Marmorbild.

„Papa, Dein empörter Stolz war sehr kurzsichtig, als er Dir, nach dem Empfang des Dinges da" — mit einer verächtlichen Handbewegung nach dem Briefe, der eben in schwarzer Kohlengestalt schornsteinwärts fliegt, deutend — „zu einer schleunigen Abreise rieth. Wir könnten jenem Elenden keinen größern Gefallen thun, als indem wir ihm das Feld räumten!"

„Aber, Eugenie, Kind, was ist zu machen? Wir —"

„Wir werden Paris nicht verlassen, Papa, ohne ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben! Und weigert sich der Feigling, vor uns zu erscheinen, so werde ich ihm schreiben, einen Brief, der ihm die Augen öffnen soll!"

Spricht's, nickt emphatisch und muß ihre Zimmerpromenade fortsetzen; die Wellen des heißen Blutes wollen wieder hoch gehen.

Das alte Herrchen folgt ihren rhythmischen Bewegungen aus der Tiefe seines Lehnstuhls heraus mit ängstlich-bewundernden Augen. So oft sie in seine Nähe geräth, öffnet er die Lippen, aber es dauert eine kleine Weile, bis das gedachte Wort hörbar wird und dann klingt es leise und kommt zögernd:

„Eugenie, meine liebe Tochter, vergiß nicht, daß er der Sohn eines Mannes ist, dem ich Dankbarkeit schulde."

Sie fährt herum, Flammen im Blick. „Es ist nicht wahr, Papa! Seit drei Jahren schuldest Du dem Manne nichts mehr als Haß und Verachtung! Vor drei Jahren hat er Dich, in mir, tödtlich beleidigt!"

„Er, Eugenie, er?"

„Ja, er, durch seinen Sohn! Ist ein Vater nicht für seine Kinder verantwortlich?"

Er seufzt. Ihm mag seine eigene Verantwortlichkeit in diesem Moment schwer auf die Seele fallen.

„O, Papa, wenn Du mit meinen Augen sehen könntest!" ruft sie, dicht vor ihn hintretend, mit leidenschaftlicher Geberde. „Dein Blut würde kochen, Deine Hand würde sich zur Faust ballen, so oft Du an ihn dächtest, Du würdest keine Ruhe finden, bevor Du ihn gezüchtigt! Aber" — in ohnmächtiger Verzweiflung die Hände ringend — „Du siehst nicht mit meinen Augen, Du fühlst nicht mit meinem Herzen! Du gehörst einem zahmen Volke an, das sich alles bieten läßt und lächelt und vergißt! Ich aber bin eine Spanierin, Papa, ich kann nicht vergessen, ich muß hassen, hassen, hassen, bis an meinen Tod!"

„Eugenie! Und mit diesem Haß im Herzen willigtest Du in unsern Plan, kamst Du nach Paris?"

Sie zuckt unter dem Vorwurf zusammen, dann schüttelt sie ihn heftig von sich ab.

„Papa, ich willigte mit keinem Worte in euren Plan und ich kam nach Paris, um dem nichtswürdigen Sohne eines nichtswürdigen Vaters zu sagen, daß ich ihn hasse und verabscheue! Und" — mit aufsunkelndem Blick — „ich will es ihm sagen, Du magst Einwendungen machen, die ganze Welt mag sich da widersetzen, ich will es ihm sagen, ich will, ich will!"

Ein tiefer Seufzer und ein trübes Stirnrunzeln sind die einzigen Einwendungen, die der alte Herr macht. Sie erscheinen als gar schwache Kämpfer gegen das energische „Ich will", das der kleine Fuß bei jeder Wiederholung so nachdrücklich bestätigt hat, aber sie thun in ihrer stillen Weise Wunder. Erst löschen sie das Hassesfunkeln aus dem schönen, braunen Auge, dann ersetzen sie es durch einen unruhigen Blick, schließlich zwingen sie die trotzigen Lippen zu einem fast zaghaften:

„Papa!"

Ein abermaliger tiefer Seufzer statt aller Antwort.

„Lieber Papa!" In einem Tone, dem kein Rabenvater widerstände.

„Eugenie!"

Sie wirft sich neben ihm nieder, verschlingt die Hände über seinem Knie, drückt ihr weiches Kinn darauf und blickt zu ihm empor, bis sie seine grauen Aeuglein in den Bann ihrer Zauberaugen gezogen hat.

„Papa, sei nicht grausam! Sieh', ich, ich sterbe, wenn ich ihm nicht sagen darf, daß ich ihn hasse!"

„Eugenie, wenn Du mich lieb hast, so verschweigst Du es ihm um seines Vaters willen."

Leidenschaftlich in die Höhe fahrend, mit tragischer Geberde: „Papa, Du ahnst nicht, was ich durch diesen Menschen gelitten habe!"

Sie sanft zu sich niederziehend und mit zärtlicher Hand ihre reichen Flechten liebkosend: „Eugenie, Du ahnst nicht, was ich seinem Vater schuldig bin."

„Wie groß die Schuld auch immer sein mochte, Papa, sie ist bezahlt, längst bezahlt!"

„Du irrst Dich, Kind, sie ist unbezahlbar. Höre und entscheide selber."

„Es ist nun beträchtlich über ein Vierteljahrhundert her, da war in einer großen Weinhandlung, in Frankfurt am Main, ein junger Commis, in den der Prinzipal so unbeschränktes Vertrauen setzte, daß er ihm, während der Krankheit des Kassirers, die Kasse übergab. Der junge Commis aber setzte seinerseits ein ebenso unbeschränktes Vertrauen in einen Jugendfreund und Kollegen. Als nun dieser eines Tages mit leichenblassem Antlitz vor ihn hintrat und etwas von einer Spielschuld stammelte, die ihn unbedingt Ehre und Leben kosten werde, wenn nicht sofort abgetragen, da verleitete das Mitleid den blinden Narren, zwölfhundert Gulden von dem Gelde zu nehmen, das nicht ihm gehörte, und es dem Unglücklichen vorzustrecken, bis auf morgen!"

„Papa!"

„Eugenie, Kind, das schwache Herz hat Deinem Vater im Leben manchen thörichten Streich gespielt, aber — gottlob, gottlob! — nur diesen einen schlechten! Höre weiter: Als der Morgen kam, da war der Jugendfreund an mir zum Schurken geworden. Er befand sich

mit den zwölfhundert Gulden auf dem Wege nach Amerika, die Ehrenschuld war unbezahlt geblieben! Nun versetze Dich in meine Stelle, Eugenie, in die Stelle eines armen Burschen, der auf der weiten Welt nichts besitzt, als ein Kleinod — seinen ehrlichen Namen, den er von Kindheit an wie seinen Augapfel gehütet und nun unrettbar verloren sieht! Da sitzt er in seinem Kämmerlein, schlägt sich an die Stirn, wühlt sich in den Haaren und ruft einmal über das andere: „Giebt's keinen Ausweg, keinen?!"

„Und immer antwortet die Verzweiflung: „Keinen! Gestehst Du's dem Prinzipal, so kommst Du im schlimmsten Falle ins Zuchthaus, wirst im besten Falle fortgejagt. In jedem Falle weist die Welt mit Fingern auf dich!"

„Fürchterlich! Fürchterlich! Und wenn ich mir das Leben nähme durch eine Kugel, durch ein rasches Gift?"

„Dann weist die Nachwelt auf dein Grab mit Fingern und spricht schaudernd: „Hier liegt ein Dieb und Selbstmörder!"

So redet die Erbarmungslose und ihre eisige Stimme, ihr steinernes Antlitz, ihr kaltgrausames Auge treibt den Unglücklichen näher und näher an den Rand des Wahnsinns. Schon starrt unter seinem stieren Blick der grausige Abgrund, da ertönt auf der Treppe ein leichter Schritt, ein fröhliches Liedchen. Die Thüre fliegt auf und auf der Schwelle steht der einzige Sohn des Prinzipals, seines Hauses Stolz und Hoffnung, ein Sausewind mit langen Haaren und einem Herzen von lauterem Gold.

„Hast Dich im Comptoir krank melden lassen?" beginnt er. „Wo fehlt's, alter Junge?" Dann, näher tretend und meines verstörten Antlitzes ansichtig werdend: „Um Gottes willen, Fritz, wie siehst Du mir aus! Auf der Stelle ins Bett mit Dir, ich hole den Doktor!"

Schon ist er im Begriff wieder hinaus zu stürzen, als ihn ein unartikulirter Laut, eine heftig protestirende Geberde von mir zurückhält.

„Willst vom Doktor nichts wissen?" ruft er verwundert. „Aber Fritz, Mensch, so thu' doch einen Blick in den Spiegel! Schaust ja drein wie eine weiß getünchte Wand, sollte mich gar nicht wundern, wenn die Sache lebensgefährlich wäre!"

„Lebensgefährlich oder nicht", stöhne ich, mein Haupt in den Händen vergrabend, „kein Doktor kann sie heilen!"

Im Nu ist er an meiner Seite. „Ah! Ich verstehe", spricht er in mitleidigem Tone, „Dein Liebchen ist Dir untreu geworden. Armer, alter Junge! Mußt es Dir nicht so arg zu Herzen nehmen! Passirt oft und läßt sich zu Anfang hart an, aber mit der Zeit verwindet man's, ich weiß es aus Erfahrung!"

Und er will in seiner gutherzigen Weise zu trösten fortfahren, will — im Blinden tappend — ephemere Liebesleiden aus seiner Vergangenheit auf meine unheilbare Krankheit in Anwendung bringen, aber ich ertrage die Folter nicht. Wild aufspringend schüttele ich seine treue Hand von meiner Schulter.

„Geh! Verlaß mich!" rufe ich. „Du quälst mich bis auf's Blut mit Deinen Kindereien! Für mein Unglück giebt's keinen Trost, es ist zum Verzweifeln, zum Sterben groß!"

Und ich versuche, ihn zur Thüre hinaus zu drängen, aber seine junge Kraft weicht mir keinen Zoll breit.

„Zum Sterben groß", wiederholt er. „Dann soll mich der Henker holen, wenn ich einen Schritt von Deiner Seite gehe, bevor Du mir Dein Herz ausgeschüttet!"

Er zwingt mich, trotz allen Sträubens, auf meinen Sitz zurück und wartet, über mich gebeugt, bis ich seinem liebevollen Zuspruch, seinem aufmunternden, blauen Auge nicht widerstehe und mein schlimmes Geheimniß preisgebe.

„Dieser infame B.", ruft er, als ich geendet, „dieser elende, niederträchtige Schurke, in solcher Weise an der Freundschaft zum Verräther zu werden! Fritz, ich gäbe etwas d'rum, wenn ich den Kerl unter meinen Fäusten hätte. Aber Du bist ein Narr, Dich seines Schurkenstreiches wegen so aufzuregen. Ein Unglück zum Sterben groß?! Ha, ha! Hier meine Hand darauf, ich reparire es in einer halben Stunde!" Damit stürmt er hinaus.

Es vergeht keine Viertelstunde, da erscheint er wieder in der Thüre, freudestrahlend, ein Papier hochhaltend.

„Hier Fritz, mein alter Junge, lies und feiere Deine Auferstehung!" ruft er, das Schriftstück vor mir ausbreitend. Dem Anschein nach ist es eine Ordre an den Kassirer, des Prinzipals verzogenem Liebling die Summe von zwölfhundert Gulden auszuzahlen — den Preis eines heißbegehrten, englischen Reitpferdes — in Wahrheit ist's dieses selbigen Kassirers Ehre, sein guter Name, sein Lebensglück und seine ewige Seligkeit!

Eugenie, meine liebe Tochter, kannst Du Dich wundern, wenn, im Moment des Lesens, in Deines Vaters Brust ein Quell der Dankbarkeit entsprang, der nie versiegen wird? Kannst Du es nach dem, was Du gehört, noch über Dein Herz bringen, den edelsten aller Männer einen Nichtswürdigen zu nennen, dem ich Haß und Ver —"

Sie preßt ihm in leidenschaftlicher Aufwallung die Hand auf die Lippen. „Papa, um Gottes willen, wiederhole die Lästerung nicht! Siehst Du nicht, daß ich mir die Augen ausweine, weil ich es gethan. O! Papa, Papa, er ist mehr als der edelste der Männer, er ist ein Heiliger, ein Engel Gottes, ein —"

Die Aufgeregte birgt ihr thränenüberströmtes Antlitz in den Fingern, hebt es jedoch bald wieder und setzt, die glänzenden Tropfen von den Wimpern schüttelnd, heftig hinzu: „Was aber seinen Sohn betrifft, so ist er —"

Ihre Entrüstung kann in der Geschwindigkeit das rechte Epitheton nicht finden, den Sohn zu vernichten. Der Alte streichelt ihr lächelnd die glühende Stirn und vollendet statt ihrer:

„So ist er, wenn mich nicht alles täuscht, seines Vaters leibhaftiges Ebenbild, Eugenie!"

„Seines Vaters Ebenbild! Papa, jetzt lästerst Du. Er ist dunkeläugig, schwarzhaarig, häßlich wie die Nacht!"

„Eugenie, Du hast den jungen Mann in Deinem Leben nicht gesehen!"

„Papa, Du vergissest die widerwärtige, kleine Photographie, die man uns vor drei Jahren zuschickte!"

„Bah! Auf Photographien ist kein Verlaß. In meinem Album

steckt eine, auf der Du blond und helläugig bist wie eine Lorelei. Im übrigen ist ja auch das Aeußere Nebensache —"

„Bitte, bitte, Papa! Das sage ich nicht mit", unterbricht sie in heiligem Eifer. „Kleine, schwarzhaarige Männer sind mir in der Seele verhaßt, große, blonde dagegen —"

Sie stockt und wendet heftig erröthend den Kopf ab.

„Ich kann mir denken, daß Du heute so leidenschaftlich für blonde Nordländer begeistert bist, wie ich es einst für brünette Südländerinnen war", nickt der Alte, trübe lächelnd. „Nimm Dich nur in Acht", hier kommt mit der Erinnerung an den Tag, an dem er sich zum ersten Mal gezwungen sah, zwischen seiner seligen Pepita und Sokrates' unseliger Xantippe traurige Vergleiche anzustellen — ein tiefer, tiefer Seufzer — „Nimm Dich nur in Acht, Kind, daß Du die Hülle nicht über ihren Inhalt schätzest. Was den inneren Menschen betrifft, so bin ich überzeugt, daß unser junger Freund —"

Sie springt empor, eine ganze Welt von vorwurfsvoller Entrüstung im Blick. „Freund, Papa?! Du magst ihn so nennen!"

„Daß unser junger Freund, wollte ich sagen, seinem Vater gleicht wie ein Ei dem andern."

Sie zuckt die Achseln, spöttisch lächelnd. „Wenn Du Dich nur nicht irrst, lieber Papa!"

„Auch er, der Vater, schätzte seine Freiheit über alles und hatte — obwohl ewig verliebt — eine heilige Scheu vor dem Ehejoch, bis ihn schließlich ein schönes Gesicht und eine schönere Seele zur Raison brachten. Auch er wäre mit vierundzwanzig Jahren im Stande gewesen zu schreiben: „Mein lieber, mein hochverehrter Herr Kreuzer, was ist zu machen? Der Vater schildert mir Fräulein Eugenie als einen Engel an Tugend und Schönheit, ein Musterbild aller Vollkommenheiten und ich finde, so ängstlich ich suche, in meinem miserabeln Ich gar nichts, was ihrer würdig wäre. Ich habe nicht einmal das Zeug zum gesetzten Ehemann, zum ehrbaren Familienvater. Ich bin in der traurigen Lage jenes Helden Henry Mürger's, der sich Gott Amor mit dem besten Willen nicht anders vorstellen konnte, als mit einem Reisesack in der Hand. Mein Herz ist unbeständiger als der Wind, wechselsüchtiger als eine Wetterfahne und bietet nicht die geringste Garantie für das Glück Ihrer Tochter. Was also, frage ich noch einmal, lieber, guter Herr, was ist zu machen?"

Der Alte muß bei dem Gedanken an die haarsträubende Ehrlichkeit des jungen Mannes ein wenig lächeln, Frau Eugenie aber lächelt nicht. Sie steht zu ihrer ganzen Höhe emporgezogen, die Augen in maßlosem Erstaunen weit geöffnet. „Papa", spricht sie mit entrüstetem Nachdruck, „Du bist im Stande, die beispiellose Impertinenz dieses Elenden bewundernswerth zu finden!"

„Eugenie, ich bin fest überzeugt, daß nicht die geringste Impertinenz in seiner Absicht lag. Der arme Junge sah sich vor einem gordischen Knoten und zerhieb ihn nach ehrlicher, deutscher Art."

„Nach bärenhafter, deutscher Art", korrigirt sie sarkastisch. „Ein Franzose wäre auf andere, auf ganz andere Weise ehrlich gewesen!"

„Da hast Du Recht, Kind", nickt der Alte, während ein feines Lächeln seine Lippen umzuckt, „auf ganz andere Weise. Er hätte das

Geheimniß seines wankelmüthigen Herzens bis nach der Hochzeit bewahrt."

„Glaubst Du, Papa? Du hast eine schlechte Meinung von meinen Landsleuten."

„Von Deinen Landsleuten? O, Du inkonsequentes Frauenzimmer", lacht der Vater. „Vorhin nanntest Du Dich eine Spanierin, jetzt willst Du plötzlich eine Französin sein? Wer weiß, ob ich nicht noch den Tag erlebe, an dem Du mit strahlendem Antlitz bekennst, daß Du eine Deutsche bist."

„Und wenn Du hundert Jahre alt würdest", ruft sie mit leidenschaftlicher Geberde, „den Tag erlebst Du nicht. Das Volk ist mir in tiefster Seele verhaßt."

„Der Haß schlägt mitunter in Liebe um."

„Bei mir nicht", betheuert sie heftig. „Bei mir —". Sie bricht ab und steht mit leichtgeöffneten Lippen und starren Augen, während ein Engel durch das Zimmer fliegt (unser alter Bekannter, der blonde Erzengel Michael vom Boulevard Ménilmontant natürlich). Aber selbst diesem gelingt es nicht, den Deutschenhaß in unserer Freundin Busen zu mildern, denn kaum ist er fort, so wiederholt sie, den Kopf trotzig hebend: „Bei mir nicht!"

Nach dieser energischen Erklärung sieht sie sich gezwungen, einige Mal im Zimmer auf- und abzuwandeln. Die erzengelische Visite hat ihr eine heiße Blutwelle ins Gesicht getrieben, die sie dem ahnungslosesten aller Väter verbergen muß. Als sie nach einer Weile wieder neben ihm niederkniet, ist ihre bräunliche Wange kühl und klar, aber wahre Sonnenglut strömt ihr aus den Augen. Dem Alten wird es ungemüthlich. In Worten nimmt er es mit ihr auf, ihren Blicken hält er nicht lange Stand.

Eine Pause, während welcher sie in unbarmherziger Weise von ihren Waffen Gebrauch macht, dann in zärtlichstem Sirenenton:

„Papa!"

„Mein Liebling!"

Mit melancholischem Lächeln und zweifelhaftem Kopfschütteln: „Dein Liebling? Ach, Papa! Das kommt Dir nicht von Herzen. Du liebst jenen Elenden mehr als mich, tausendmal mehr!"

„Kind, welche Thorheit!

Mit unergründlich tiefem Seufzer: „Ja, Papa, tausendmal mehr. Ich habe es immer schon geahnt und ich weiß es jetzt. Du liebst und bewunderst ihn vom Grunde Deiner Seele!"

„Aber Eugenie, ich sage Dir —"

„Du magst sagen, was Du willst, Papa, die Bewunderung steht Dir auf der Stirn geschrieben!"

Er preßt die Hand an die alte Stirn, auf der in Wahrheit nichts geschrieben steht, als die große Qual seines Lebens, und stöhnt. Sie fährt fort mit Märtyrermiene, in trostlosem Ton:

„Du hast Deine Herzensfreude an dem jungen Bären, Du belächelst seine täppischen Sprünge, Du streichelst seine derbe Tatze und wenn sie mit voller, roher Gewalt auf den Stolz Deines einzigen Kindes niederfällt und ihn zermalmt, so sprichst Du von deutscher Ehrlichkeit, von —"

„Eugenie, wie oft soll ich Dir wiederholen, daß mich nur die Rücksicht auf seinen Vater zurückhält, Dir in dieser Sache zu willfahren?!“

„Die Rücksicht auf seinen Vater! Papa, Du beleidigst den edeln Mann, wenn Du ihm einen Gefallen damit zu thun glaubst, daß Du das empörende Betragen seines unedeln Sohnes ignorirst!“

„Aber Kind! Ich denke ja gar nicht daran, es zu ignoriren. Ich will nur nicht, daß Du, leidenschaftlich wie Du bist, Dich in die Sache mischest.“

„Als ob die Sache nicht meine eigene wäre! Aber gleichviel! Du willst ihn also wirklich zur Rede stellen? Wann, Papa? Auf welche Weise?“

„Brieflich, von Cette aus.“

„Brieflich! Ach, lieber, guter Papa, ich kenne das! Du wirst Deinen Zorn in endlose deutsche Phrasen einwickeln, und er wird ihn mit dem besten Willen nicht entdecken können. „Mein theurer, junger Freund“, wirst Du schreiben, „so schwer mir bei der Achtung und Verehrung, die mir Ihr Charakter von jeher eingeflößt hat, die Aufgabe wird, kann ich doch nicht umhin, im Interesse meiner Tochter, einen leichten Tadel an Sie zu richten u. s. w. u. s. w.“ Nein, Papa! Wenn Du nicht etwa gestattest, daß ich statt Deiner den Brief schreibe —“

„Um des Himmels willen nicht!“

„So bleibt er besser ungeschrieben und Du bestellst den jungen Bären hierher. Besitzt er noch ein Fünkchen von Ehrgefühl, so wird er kommen und kommt er, so forderst Du mündlich und in meiner Gegenwart Rechenschaft von ihm.“

„Nicht in Deiner Gegenwart, Kind! Unmöglich in Deiner Gegenwart! Du wärest bei Deiner Heftigkeit im Stande —“

„Niemals im Stande zu vergessen, daß ich eine Dame bin“, versichert sie, den feinen, dunkeln Kopf sehr hoch hebend.

„Das nicht, aber Du wirst Dich hinreißen lassen —“

„Papa, Du kennst mich schlecht! Ich werde in dem Stuhle da sitzen, stockstill und steif wie ein Götzenbild und nur im höchsten — im allerhöchsten Nothfalle — wenn Deine Ausdrücke gar zu vage und schwach werden, ein nachdrückliches, aber ruhiges Wort einflechten.“

„Kind, dieser allerhöchste Nothfall wird sich in der Minute ein Dutzend Mal einstellen und dann, was Deine „nachdrücklichen, aber ruhigen“ Worte betrifft —“

Er schüttelt den Kopf.

In tiefgekränktem Ton, mit einer Welt von Gram in den braunen Augen: „Papa, Du zweifelst an mir!“

„Mein Liebling, ich kenne Dich nur besser, als Du glaubst, Du hast die besten Absichten, aber Dein leicht erregbares Naturell erlaubt Dir nicht, sie auszuführen.“

„Diese werde ich ausführen, Papa. Ich verspreche es Dir hoch und heilig. Der Bär soll mit der Ueberzeugung nach Hause gehen, daß er der kühlsten aller Eisjungfrauen gegenüber gesessen hat. Willst Du nun, Papa? — Papa, Du bist ein Tyrann, ein Despot, ein Rabenvater, wenn Du noch immer nicht willst!“

Der Alte seufzt.

In dem Seufzer ist Hoffnung. „Lieber, guter Papa", schmeichelt die arglistige Sirene.

Noch ein Seufzer. In dem ist Gewährung. Die Entzückte preßt ihre warmen Lippen innig auf die runzelvolle Vaterhand. „Papa, Du bist ein Engel!"

„Eugenie, Du wirst mir versprechen, während der ganzen Unterredung der kleinen Geschichte eingedenk zu sein, die ich Dir vorhin erzählte?"

„Papa, ich wäre eine Elende, wenn ich ein Wort sagte, das Dir den edelsten Freund entfremden könnte!"

„Nun denn, so sei es, meinetwegen!"

Zwei dankbare Küsse auf die alte Hand, dann lautlose Stille. Der schöne Kopf ruht auf den schlanken, verflochtenen Fingern, das Auge blickt seitwärts ins Feuer, halb geschlossen, träumerisch und über die dunkle Wange breitet es sich allmählich wie ein rosiger Reflex der Flamme. Ob wiederum ein (gewisser) Engel durch das Zimmer fliegt?

„Papa!"

„Meine verzogene Tochter?"

Madame Eugenie öffnet die Lippen, aber sie balancirt die gedachte Frage eine Sekunde lang auf der Zungenspitze, bevor sie sie fallen läßt.

„Papa, die jungen Fremden, die Paris besuchen, wo pflegen sie ihre Abende zuzubringen?"

„In den Theatern, in den Opern, auf Bällen, in Cafés, auf den Boulevards, weiß ich, wo der Vergnügungsteufel die Jugend von heutzutage hintreibt?"

„Wohin trieb er Dich, als Du zum ersten Male hierher kamst?"

„Am häufigsten in die Offenbach'schen Operetten. Ich ward nicht müde, den frommen Sänger Orpheus im Geiste in die Unterwelt zu begleiten."

„Ah, in die Operette! Schwärmst Du noch immer für Operetten, Papa?"

„Nicht im mindesten."

„Da hat wohl auch „La Mascotte" keinen Reiz für Dich?"

„Durchaus keinen."

„Schade! Ich wollte Dich bitten, mich hinzuführen."

„Ernstlich?"

„Ernstlich, lieber Papa."

„Kind, die Musik wird miserabeler Klingklang sein."

„Für mein unkultivirtes Ohr herrlichste Harmonie, Papa!"

„Und der Text höchst unmoralisch."

„Bah! Eine Witwe darf alles hören."

„Eine Witwe, von wieviel Jahren, Eugenie?"

„Ganzen neunzehn! Sei freundlich, Herzensväterchen, ziehe die Schelle und laß Billets heraufholen."

„Was? Heute Abend noch?"

„Bitte, bitte!"

Ein Seufzer, ein wehmüthiger Blick auf das halbgelesene Zeitungsblatt, dann zieht der Alte, der längst einsehen gelernt hat, daß Gehorsam die erste Vaterpflicht ist, die Schelle und beschwört Marien's schnurrbärtigen Freund herein. Herein, nicht herauf, denn die gütige

Vorsehung, die nicht wollte, daß eines vortrefflichen Mannes Jugendthorheit in Cette an die große Glocke gelange, lenkte des Verliebten Schritte schon vor einer halben Stunde auf den Korridor, reichlich früh genug, um zu verhindern, daß sich das Zöfchen allzu gefährliche Weisheit aus dem Schlüsselloch schöpfte.

IV.

Sein Name.

Vier Abende später. In der großen Oper. Mademoiselle Krauß ist, als Aïda, unter donnerndem Applaus singend verschieden. Während die Menge still befriedigt und laut lobpreisend die prächtige Marmortreppe hinabwimmelt, schreitet Hans Geldern noch einmal durch das goldgleißende Foyer.

In dem Mittelfenster, das auf die Avenue de l'Opéra schaut, bleibt er stehen. Aus dem Kronleuchter über ihm strahlen, wie Riesenbernsteine von Amethysten überhangen, Gas- und elektrische Flammen. Sie verbreiten Tageshelle über die Deckengemälde und setzen den mißmuthigen Ausdruck auf unsers Freundes Antlitz in ein ganz unzweideutiges Licht. Zorn, Schmerz, Ungeduld, enttäuschte Erwartung scheinen diesen Ausdruck erzeugt zu haben, denn hört nur:

„Wieder nicht", knirscht er durch die zusammengebissenen Zähne, „wieder nicht! Es ist, als ob die Erde sie verschlungen hätte! Dazu — heute gerade, um das Maß voll zu machen — dieser vermaledeite Mahnbrief! Zum Verzweifeln ist's, zum Rasendwerden!"

Seine Hand ballt sich über einem knitternden Gegenstand zur Faust, seine Blicke fahren wie glühende Funken über den Menschenknäuel hin, der, in die mondhell schimmernde Avenue gelangt, hundertheilig wird, sich nach allen Seiten hin entwickelt. Dann will er sich wenden, um sich den Nachzüglern anzuschließen, die jetzt vereinzelt hinunter schreiten, stampfen, rauschen, trippeln, da schleift etwas wie eine seidene Schleppe dicht hinter ihm über das spiegelglatte Parkett. Er steht und hat nicht Zeit, sich zu fragen, warum ihm der Athem stockt, als weiche Veilchendüfte ihn umwehen und die Stimme, nach der unter Millionen Stimmen im großen Paris sein Ohr seit vier Tagen schmachtet, ihn hastig anredet.

„Monsieur!"

Er ist wie der Blitz herumgefahren. „Endlich! Endlich!" ruft er und wirft den Kopf in den Nacken und schöpft tief Athem, als falle ihm ein Alp von der Seele.

Der Ausruf, die Bewegung beweisen uns, daß viertägiges, vergebliches Suchen das allerlebhafteste Interesse zur heißen Leidenschaft angefacht haben. Ob sie Madame Eugenie dasselbe beweisen? Wer mag es wissen? Jedenfalls steigt ihr urplötzlich eine dunkle Röthe in die Wangen, senkt sie, ganz gegen ihre Gewohnheit, vor einem Männerblick die stolzen Wimpern. Aber nur auf einen Moment. Nahende Schritte machen sie rasch wieder aufsehen, wenn auch nicht bis zur Höhe seiner Augen, und nun spricht sie, auch wieder ganz gegen ihre Gewohnheit, hastig, verwirrt und stockend.

„Monsieur, ich bin Ihnen meinen Dank, eine Erklärung meines

Deutschenhasses schuldig geblieben! Monsieur, ich muß, ich möchte Sie sprechen! Wo, wann kann ich?"

Sie steht erwartungsvoll, eine feine Falte zwischen den Brauen, den ängstlichen Blick thürwärts gewendet; er, wie ein Schulknabe vor einem abhanden gekommenen lateinischen Vers, sein treuloses Gedächtniß will ihm in der Geschwindigkeit den Ort nicht nennen, den ihm ein solches Stelldichein zum Paradiese machen würde.

Da — wie die gefürchteten Schritte fast den Eingang erreicht haben — kommt sie ihm zu Hilfe.

„Morgen ist Ball auf der englischen Gesandtschaft, sind Sie geladen?"

„Nein."

„Schnell Ihren Namen, Ihre Adresse!"

Das Individuum, lang und hager, das soeben auf der Schwelle erscheint, sieht, wie die Visitenkarte, die ein schlanker, blonder Mann pfeilgeschwind aus der Brusttasche zieht, in die Hand — und, wie von ungefähr, auch unter den pelzgefütterten Atlaßmantel — der Dame wandert, vor welcher er, seit vierzehn Tagen, hoffnungslos im Staube kniet. Sieht's, rührt eine Sekunde lang in starrem Erstaunen keine Muskel, spitzt dann, wie zum Pfeifen, die Lippen, entschließt sich jedoch zu einem nachdrücklichen Räuspern und den Worten:

„Madame, Ihr Herr Vater befindet sich in größter Aufregung! Man ist im Begriff zu schließen und —"

Madame Eugenie fährt erschrocken herum. Aber es ist doch nicht der Schrecken, der ihr Antlitz so rosig färbt, vielmehr der feurige Blick, der das Geschenk der Visitenkarte begleitet hat.

„Ich komme, Mr. Howard, ich komme!" ruft sie. Jedoch bevor sie ihren Arm in den des Britten zu legen eilt, wendet sie sich noch einmal an unsern Freund zurück und flüstert leise wie ein Hauch: „Sie werden nicht verfehlen?"

Noch ein Blick. Der sagt mehr als Worte: „Eher verfehle ich meine himmlische Seligkeit!" und verursacht ihr soviel Herzklopfen, daß sie den Fuß der Marmortreppe erreicht, bevor sie Fassung genug wiederfindet, dem langen Attaché der brittischen Gesandtschaft eine Bitte vorzutragen.

„Mr. Howard!"

„Gnädige Frau!"

„Sie haben es in Ihrer Macht, mir eine Gefälligkeit zu erweisen."

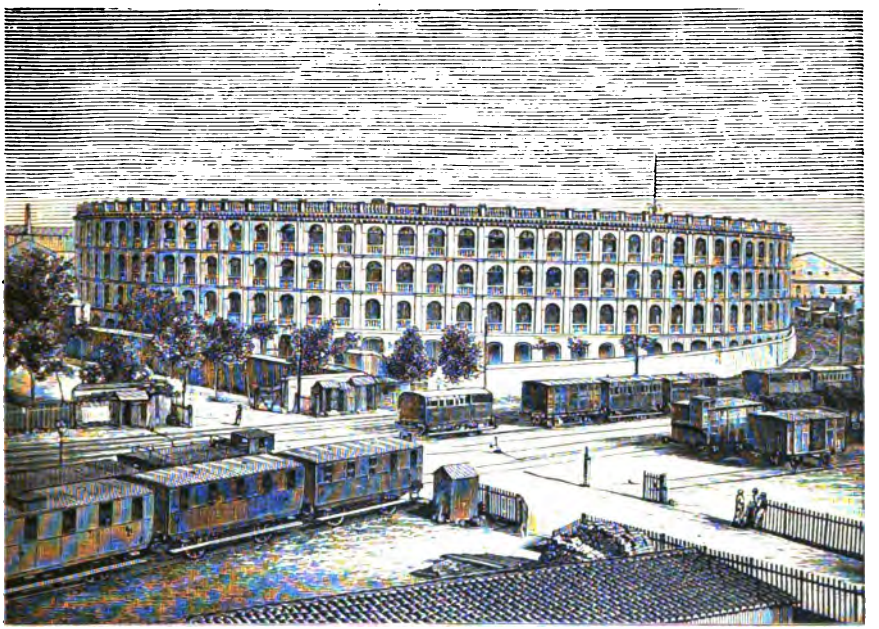
„In der That! Ich Glückseliger! Madame befehlen?"

„Daß Sie einem Bekannten von mir eine Einladung zu dem morgigen Balle verschaffen. Wollen Sie?"

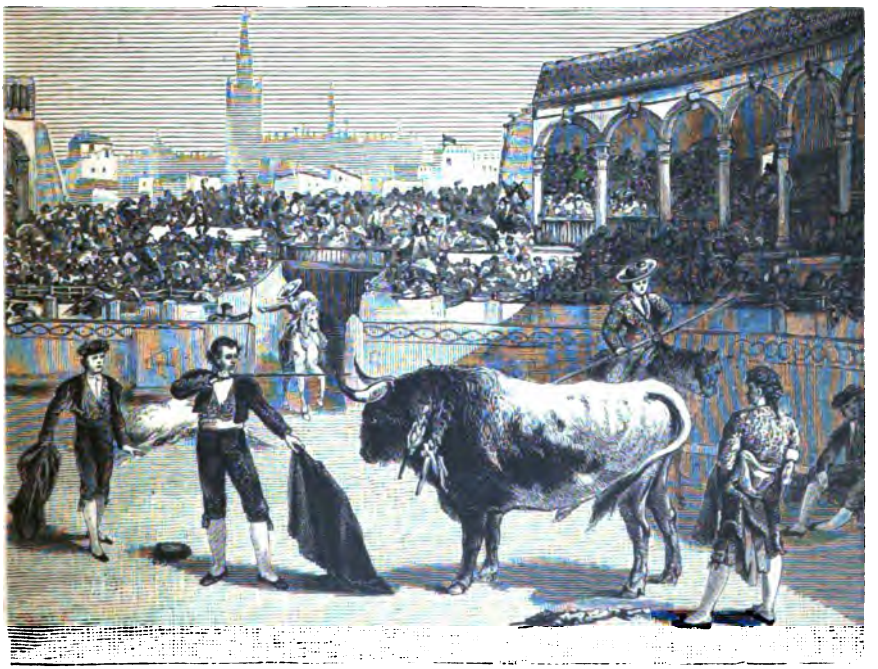
Der junge Diplomat bemäntelt durch Niederschlagen der Lider den Zornesblitz in seinen Augen, lügt, sich tief verneigend: „Mit tausend Freuden will ich!" und setzt, sein Notizbuch ziehend, mit vollendet gespielter Kaltblütigkeit hinzu: „Darf ich um den Namen bitten?"

Die schmale Hand, die die Karte hält, macht eine unwillkürliche Bewegung in seiner Richtung, jedoch, bevor sie die Hülle des Mantels verlassen, zuckt sie bis zu dem pochenden Herzen zurück.

Soll sie den Namen, seinen Namen preisgeben — und preisgeben, ehe sie selbst ihn gelesen? — Nimmermehr.



Das Stiergefechtsgebäude in Valencia.



Ein Stiergefecht in Sevilla.

„Wenn Sie Ihre Güte krönen wollen, Mr. Howard, so werden Sie mir gestatten, die Einladungskarte selbst zu adressiren."

Daß sich bei diesen Worten ihre Wange — heute Abend bereits zum dritten Male — mit ungewohnter Röthe färbt, sieht, außer uns, zum Glück niemand, denn sie spricht sie mit abgewandtem Gesicht.

Eine abermalige tiefe Verbeugung und sein Notizbüchlein wieder verschwinden lassend, entgegnet, ohne eine Miene zu verziehen, Albions mißhandelter Sohn:

„Wie Sie wünschen, gnädige Frau. Morgen in aller Frühe stelle ich die Karte zu Ihrer Verfügung."

Erst als sein schöner Schützling an der Seite des leise scheltenden Papas davongerollt ist, nimmt er die verbindlich lächelnde Diplomatenmaske ab, stößt einen kräftigen Fluch aus und eilt, von christlicher Nächstenliebe beseelt, einen Leidensgefährten zu machen.

„Fred, my boy", ruft er, seinen Arm in den eines Kollegen schiebend, „bereite Dich auf den Todesstoß Deiner süßesten Hoffnungen vor! Die schöne Viardos, Deine Flamme —"

„Nun?"

„Ist verliebt, verliebt bis über die Ohren! Verabredet im Foyer der Oper, vor meinen sehenden Augen ein Stelldichein auf morgen, auf unserem, unserem Ball! Was sagst Du dazu?"

Was Fred dazu sagt, verschlingt unendliches Wagengerassel — —

Madame Eugenie ist sehr schweigsam auf dem Heimwege. Sie starrt in die leeren Straßen, in die leuchtenden Gasflammen, aber sie sieht nichts als ein strahlendes, entzücktes Männerantlitz. Sie hört auch nicht das Rollen der Räder, des Vaters zärtliche Vorwürfe, denn ihr tönt immer noch eine wohlklingende Männerstimme im Ohr, die „Endlich! Endlich!" ruft.

Im Hotel, vor ihrer Zimmerthüre angelangt, verabschiedet sie sich mit einem flüchtigen Gutenachtkuß von dem Papa. Marien, die sich verschlafen aus der Kaminecke erhebt, wird in hastiger Weise die gnädige Erlaubniß ertheilt, ihr Lager aufsuchen zu dürfen. Das Zöfchen ist ganz Dankbarkeit, ein schön entwickeltes Pflichtgefühl gestattet ihr jedoch nicht, sich so ohne weiteres zurückzuziehen.

Es muß das Feuer mit frischer Nahrung versehen, muß das spitzenbedeckte Nachtgewand der Herrin in seinen wärmenden Bereich tragen und die allerliebsten Pantöffelchen gleichfalls, muß die seidene Decke über dem Bett einladend zurückschlagen, muß behutsam mit der Kerze unter das Bett leuchten, ob dort nicht vielleicht ein frecher Einbrecher im Hinterhalt liege, muß, Himmel! Was muß es nicht alles, während Eugenie mit großen, zürnenden Augen und ungeduldig tappendem Füßchen an der Thüre steht und wartet. Als es endlich mit beruhigtem Gewissen abzieht, ist es ein wahres Wunder, daß es seine ganze Schleppe mitbekommt, so blitzschnell wird hinter ihr der Riegel vorgeschoben. Da stutzt es, Unrath merkend und liebäugelt mit dem Schlüsselloch, aber nur eine Viertelsekunde lang, dann hat die Tugend — alias die Müdigkeit — das Laster besiegt und Eugenie ist allein.

Sie fliegt an den Toilettentisch, hält die verhängnißvolle Visitenkarte mit bebender Hand an das Kerzenlicht und liest — „Hans Gel-

dern" — dann mit halbgeöffneten Lippen und entsetzten Augen hastig noch einmal: „Hans Geldern. Grand Hotel du Louvre", stößt einen unartikulirten Ton aus und sinkt, wie vernichtet, in den nächsten Sessel. Die Hände krampfhaft im Schoß verschlungen, fassungslos ins Leere starrend, sitzt sie. Eine Zeitlang will sich aus dem Tumult in ihrem Innern kein klarer Gedanke lösen. Dann kommt einer und, anscheinend abgerissen, aber in Wirklichkeit an einem unsichtbaren Fädchen zusammenhängend, folgen ihm andere.

Dieser blonde Fremdling hat ihre Phantasie beschäftigt, wie nie ein anderer Mann sie beschäftigt hat. Ueber seine Nationalität hat sie sich großmüthig hinwegzusetzen gelernt. „Es ist wahr, daß alle Deutschen hassenswerth sind", hat sie sich gesagt, „aber — keine Regel ohne Ausnahme — er ist ein edler Mensch." Und nun stellt es sich heraus, daß er Hans Geldern heißt und in propria persona der Deutsche ist, dessen schwarze Missethat sie ursprünglich dazu getrieben, alle Deutschen mit ihrem Hasse wie mit einem Bannfluche zu belegen! — — Der Erzengel Michael mit nerviger Faust und gewaltigem Arm identisch mit Hans Geldern, ihrem Abscheu, ihrer Verachtung, ihrem Todfeind, den zu vernichten sie nach Paris gekommen ist! — — Er — das Original der widerlichen, kleinen Photographie von dazumal!

Gottlob, gottlob, daß die Phantasie ihr Herz noch nicht angesteckt hat! Sie kann ihn von sich schleudern wie ein giftiges Reptil. — — Er liebt sie! — Um so süßer die Rache! — — Sie wird den Ball morgen nicht besuchen, sie wird nach Cette abreisen und nie wieder von sich hören lassen! — — — Und dann? Dann wird sie in seiner Erinnerung verbleichen wie ein freundlicher Traum! Eine schöne Rache das! — — — Nein, sie wird ihm von Cette aus einen Dolch in die Brust stoßen — der Papa braucht nicht darum zu wissen. Recht tief wird sie ihn hineinstoßen, so daß die Wunde nur langsam heilt und eine tüchtige Narbe zurückläßt, bei deren Anblick er sich dann später seufzend sagen wird:

„Es hätte doch schöner sein können." Wenn er nämlich eine andere heiratet und diese andere — — — — Schade ist es doch! — — — — Schön ist er, das muß sie ihm lassen. — — — — In Cette führen die Männer ein großes Wort, aber wenn es zum Handeln kommt, sind sie wie weggeblasen. — — — — Aufrichtig gestanden, sie gönnt ihn ihr nicht! — — — Sie möchte der Person schon jetzt die Augen auskratzen! — — — — Wenn man die Sache anders einrichtete? — — — — Gesetzt der Fall, sie ginge doch auf den Ball und nähme den bewußten Dolch, statt ihn der Briefpost anzuvertrauen, in ihrer eigenen Zungenspitze mit sich? Sie träte, eine furchtbare Nemesis, vor den Sünder hin und handhabte ihre Waffe, bis er, von Reue überwältigt, vor ihr in die Kniee sänke und um Gnade flehte? Einen starken stolzen Mann in den Staub zu zwingen — das wäre eine Rache, süßer, herrlicher, befriedigender als die andere, eine Rache — beinahe groß genug für das Verbrechen! — — —

Bis die Kerzen niedergebrannt sind, die letzte Kohle im Kamin verglimmt ist, hält Eugenie Zwiesprache mit ihren Gedanken. Dann sucht sie im Mondlicht ihr Lager.

Ob sie schläft? Sehr bald. Und auch träumt? — Von einem

strahlenden, entzückten Männerantlitz, von einer wohlklingenden Männerstimme, die „Endlich! Endlich!“ jubelt.

V.

Hinter der Portière.

Eugenie sitzt im weißen Kaschmirmorgengewande vor ihrem Schreibpult und wiegt ein geschlossenes Briefcouvert, das in schlanken Lettern die Adresse: „Herrn Hans Geldern, Grand Hotel du Louvre“ trägt, noch zweifelhaft und ein „Soll ich, oder soll ich nicht?“ im Blick, in der Rechten, während die Linke sich bereits langsam einer kleinen, silbernen Schelle nähert. Indem pocht es. Wie der Wind läßt sie den Gegenstand ihres Kopfzerbrechens in der Tasche verschwinden. (Schade, daß sie die verrätherische Flamme, die ihr in das Gesicht geschlagen ist, nicht ebenso rasch beseitigen kann!)

„Nur herein, Papa“, ruft sie und erhebt sich, um dem Eintretenden die Stirn zum Kusse zu bieten.

„Guten Morgen, mein Liebling! Bist ja aufgeblüht wie eine Rose.“

Die Glut des Rosenkelches vertieft sich noch um einige Nuancen, während Eugenie etwas stammelt, was wir nicht vernehmen und der Papa in seiner unerhörten Aufregung auch nicht. Er ist nämlich bis zum Ueberfließen voll von einer großen Neuigkeit.

„Kind, ich wollte Dich gestern Abend nicht mehr stören, aber was glaubst Du, was ich bei meiner Nachhausekunft auf dem Tische fand?“

Eugenie hat sich wieder in ihren Sessel gleiten lassen. Sie zuckt mit abgewandtem Antlitz apathisch die Achseln. „Habe keine Ahnung, Papa.“

„Rathe einmal!“

„Bester Papa, ich kann nicht rathen!“

Der Alte lacht vergnügt, faßt ein papiernes Etwas, das er bisher in der hohlen Handfläche verborgen gehalten, zwischen Zeigefinger und Daumen und ruft, es ihr triumphirend vor das Gesicht haltend:

„Was sagst Du dazu?“

Die braunen Augen öffnen sich weit und erschrocken. Dieses Etwas gleicht der Visitenkarte, die sie gestern empfangen hat und heute Morgen verbrennen wollte, aber nicht verbrannt, sondern in das geheimste Geheimfach ihres Schmuckkästchens geschlossen hat, wie ein Ei dem anderen!

„Also endlich“, murmelt sie, „hat er die Gewogenheit, Deinem —“

„Halt, halt, meine Tochter! Nicht zu rasch in Deinem Urtheil! Hier — sieh, was auf der Rückseite geschrieben steht!“

Sie nimmt die Karte und liest folgende Worte in diminutiver Bleistiftschrift. „Erst vor einer halben Stunde Ihre beiden Briefe und durch diese endlich Gewißheit über Ihr Hiersein empfangen. Bedauere unendlich Sie verfehlt zu haben; werde mir erlauben meinen Besuch im Laufe des morgigen Vormittags zu wiederholen.“

Eugenie ist während des Lesens bleich geworden. Jetzt giebt sie das Kärtchen mit bebender Hand und wortlos zurück.

„Nun? Was sagst Du dazu?“ wiederholte der ungeduldige Papa.

„Ich weiß — nicht, was ich sagen soll“, antwortete sie fast mechanisch.

Diese bodenlose Gleichgültigkeit in einer Sache, in der sie sonst Feuer und Flamme ist, scheint dem Alten nicht geheuer und bringt ihn sofort zu dem erschrockenen Ausruf:

„Eugenie! Kind! Du bist krank!“

Halb spöttisch, halb vorwurfsvoll erwiedert sie: „Papa! Eben noch wunderst Du Dich über meine blühende Gesundheit, und nun soll ich plötzlich krank sein!“

„Jetzt bist Du so blaß, wie Du vorhin rosig warst, und dann — ist's nicht ein schlechtes Zeichen, daß diese Angelegenheit Dich heute so kalt läßt? Mein Liebling, wenn Du Fieber hättest, ich — ich wüßte wahrhaftig nicht —!“

Die Qual des bloßen Gedankens vertieft alle Runzelchen des alten Gesichts, macht den Blick der grauen Augen stechend.

„Beruhige Dich, Papa, ich habe mich in meinem Leben nicht besser befunden! Was aber jene Angelegenheit betrifft, so hat sie merkwürdigerweise im Laufe der letzten Tage jegliches Interesse für mich verloren.“

„Ist's möglich?“

„Ja“, nickte sie.

Er steht einige Sekunden lang und sinnt, sprachlos vor Erstaunen, auf dieses Räthsels Lösung. Da ihm ihre schwarzen Haarflechten nicht zu Hilfe kommen wollen (sie hält das Antlitz wiederum beharrlich von ihm abgewandt), so entschließt er sich, der Unberechenbarkeit des ewig Weiblichen einen Seufzer zu widmen und zu sagen:

„Wenn dem wirklich so ist, so hätte ich eine Bitte an Dich.“

„Und die wäre?“

„Daß Du mir den Gefallen thätest, bei der Unterredung nicht zugegen zu sein! Sieh, Kind“, fährt er, eine kurz ablehnende Antwort fürchtend, hastig fort: „Ich bin fest überzeugt, daß wir den jungen Mann falsch beurtheilt haben, und daß er in der besten Absicht kommen wird — Dich zu heiraten nämlich.“—

„Dann, wehe ihm!“ antwortete Eugeniens zornsprühender Blick.

„Wenn Du also gegenwärtig wärest und immerfort dazwischen redetest. —“

„So könnte ich Dir Deine unangenehme Aufgabe noch erschweren, meinst Du? Du magst Recht haben, Papa. Wohl denn, ich verspreche den Salon heute Morgen mit keinem Fuß zu betreten. Ich überlasse es ganz Dir, dem — edlen Mann seine großmüthige Absicht auszureden.“

„Dank! Du bestehst also noch immer fest auf Deinem Entschluß, ihn nicht zu —“

„Heiraten?“ Sie fährt wie eine gereizte Tigerin in die Höhe. „Papa, wie magst Du fragen! Wenn dieser — dieser Mann heute vor Dich hinträte und, seinem Vater zu Gefallen, um die Hand

Deiner Tochter anhielte, ich müßte ihn ja doppelt, dreifach, tausendfach hassen — nein hassen nicht — das Wort wäre zu gut für ihn — ich müßte ihn verachten, verabscheuen wie man einen ekeln, widerlichen Wurm verachtet und verabscheut, ich — ich müßte —"

Leidenschaft erstickt ihre Stimme. Sie preßt die kleine geballte Faust fest auf die wogende Brust, lehnt die heiße Stirn gegen das Fensterkreuz und ringt nach Athem. Vor diesem Zornesausbruch ist des Alten Latein vollständig zu Ende. Er steht einen Moment kopfschüttelnd und wendet sich dann mit ziemlich gedrückter Miene der Thür zu.

Sie dreht sich hastig um: „Du gehst, Papa?"

„Er kann jede Minute hier sein."

Der kummervolle Blick der grauen Aeuglein rührt ihr das Herz. Sie fliegt auf ihn zu und flüstert, ihm beide weichen Arme um den Nacken schlingend:

„Lieber, guter Papa, Du bist mir doch nicht böse?"

„Böse nicht, aber — ich verstehe Dich wieder einmal nicht."

„Als ob ich selbst mich verstände!" Etwas wie ein Schluchzen begleitete diesen Ausruf.

Nach einer Weile: „Papa, wenn Du mit — ihm über mich sprichst, so thu' mir die Liebe und berücksichtige meinen unglücklichen Stolz etwas mehr, als Du es sonst manchmal thust. Sieh, Du bist so gut, daß Du kaum weißt, was Stolz ist, Du ahnst deshalb auch nicht, wie empfindlich er ist und wie grausam er sich für jede unsanfte Berührung an seinem Eigenthümer rächt."

„Ich will ihn so zimperlich anfassen, wie ich nur kann, Eugenie."

Sie dankt mit einem Kuß und tritt wieder an das Fenster. Man sieht es an ihrem unruhigen Blick, daß ihr noch ein Stein auf dem Herzen liegt, aber diesen abzuwälzen entschließt sie sich erst, als der Vater bereits auf der Thürschwelle steht.

„Papa!"

„Eugenie!"

Sie lüftet die Gardinen und widmet dem leeren Hotelhof ein angelegentliches Studium: „Ich wollte Dir nur sagen, daß ich den ganzen Morgen in diesem Zimmer zuzubringen gedenke —"

„Nun? Und?"

„Und Dich daran erinnern, daß man, durch die Portière da, jedes Wort hört, das im Salon gesprochen wird."

„Weiter?"

„Weiter eigentlich nichts, aber — wäre es nicht vielleicht besser, Papa, wenn Du Herrn Geldern gleich von vornherein auf diese beiden Thatsachen aufmerksam machtest?"

„Ich wüßte wirklich nicht, wozu dies nützen sollte. Er wird Gentleman genug sein, um sich zu hüten, in meiner Gegenwart etwas zu sagen, was Dich verletzen könnte."

„Möglich, aber man spricht vor zwei Ohren so manches aus, was man vor vieren verschwiege."

„Deine kleinen Ohren haben sicher das beste Recht, zu hören, was in dieser Sache gesprochen wird, und hören würden sie es jedenfalls.

Dies einfache Arrangement überhebt mich nur der Mühe, Dir die Unterredung später wortgetreu zu wiederholen."

Eugenie neigt das Haupt zum Zeichen, daß sie sich seinem Urtheil beugt. Kaum ist er fort, so strahlt ihr Auge auf. Dies Lauscheramt, vor dem ihr „unglücklicher" Stolz sich sträubte, der weise Richter hat es gut geheißen!

Sie schellt und befiehlt der eintretenden Marie, das Schriftstück, zu dem sie vorhin nur die Adresse beigetragen, sofort dem nächsten Briefkasten anzuvertrauen.

Als sie sich wieder allein sieht, stützt sie beide Ellenbogen auf das Schreibpult, preßt die Stirn in die gefalteten Hände und flüstert:

„Wenn es nun ist, wie Papa sagt — und wie es nun und nimmermehr sein kann — so wird er mich vergebens erwarten."

Lange sitzt sie so, nach jedem Geräusch hinhorchend, zusammenzuckend, so oft auf der Treppe ein Schritt erschallt. Als ihr die Qual unerträglich wird, greift sie nach einem Briefbogen und fängt, auf's Gerathewohl, an zu schreiben: „Meine theure —." Jedoch sich auf den Namen der Theuren zu besinnen ist ihr eine Unmöglichkeit, so sehr nimmt das Ohr all' ihre Geistesfähigkeiten in Beschlag. Da wirft sie die Feder von sich, springt auf und hebt an, wie eine gefangene Löwin, ihren traulichen Käfig zu durchmessen. Als sie dies ein halbes Dutzend Mal gethan hat, haben ihre überreizten Nerven sie hinlänglich überzeugt, daß ihre leichte Schleppe und ihr leichterer Fuß, wie sie über einen dicken Smyrnateppich hingleiten, im Stande sind, einen festen Männertritt auf dem Korridor zu übertönen. Sie läßt sich mit einem Seufzer, der schon mehr ein Stöhnen ist, wieder in ihren Sessel sinken und sitzt nach wie vor. — —

Eine halbe Stunde ist vergangen — die Uhr auf dem Kamin behauptet es in ziemlich impertinenter Weise — und Eugenie fragt sich, ob es dem normalen Menschen gegeben ist, eine zweite halbe Stunde solchen Martyriums, wie es ihr die Schicksalsgöttinnen auferlegt, zu überleben, da — hat ihre Ungeduld die schwere Prüfung bestanden!

Die Treppe herauf kommt es: Ein Schritt — der seine, und ein bachstelzenartiges Hüpfen — das des schnurrbärtigen Kellners, der sich (aus ungeahnten Ursachen) dem Dienste der Familie Kreuzer geweiht hat.

Die Salonthür wird aufgeworfen und nun ist es Eugenien — so ohrverwirrend pocht ihr Herz — als begrüßten sich, statt zweier, zwanzig Personen. Dann löst sich aus dem Stimmengebrause die Stimme, die schlafend und wachend ihren Traum durchklungen hat und erzählt — etwas von einem Wohnungswechsel, von einem pflichtvergessenen Portier, der sich des Abgehenden Adresse nicht gemerkt, von zwölf traurigen Tagen, während welcher diesem Letzteren, mit Ausnahme seiner Hotelrechnung, kein geschriebenes Wort zu Gesicht gekommen, von einem barmherzigen Zufall, der ihm gestern Nachmittag den sündhaften Portier in den Weg getrieben, welcher Portier sich sofort als unfreiwilliger Besitzer eines Briefhaufens von unglaublichen Dimensionen, dem rechtmäßigen Eigenthum des Herrn Hans Geldern, offenbart ꝛc. ꝛc. Lauter nichtige, nebensächliche Dinge!

Plötzlich schweigt die Stimme. Eugenie legt sich in ihren Sessel

zurück, verschränkt die Arme fest über dem klopfenden Herzen und neigt das lauschende Ohr der Portière zu. An dem, was die nächsten Minuten bringen werden, hängt zweier Menschen Schicksal.

„Sie sind ein edler Mann, Herr Kreuzer", hebt die Stimme ebenso plötzlich wieder an und die Begeisterung (oder ist's doch etwas anderes?) macht sie vibriren, „ein edler, hochherziger Mann! Vor drei Jahren ließen Sie sich durch eines Jugendfreundes inständige Bitte bewegen, seinem Sohne die Hand Ihrer einzigen, inniggeliebten Tochter zuzusagen. Sie boten Ihr Kleinod, Ihr höchstes Gut einem Taugenichts, einem Flegel, der es in einer Weise von sich stieß, die ihm jetzt, so oft er ihrer gedenkt, die Schamröthe in die Wangen trieb! Vor sechs Wochen schrieb Ihnen derselbe Jugendfreund, daß aus dem Taugenichts, dem Flegel, ein Mensch geworden sei wie andere Menschen, der ruhig seinen Berufsgeschäften obliege, der die Jagd nach leichtfertigen Frauen, nach einer Liebe, die keine Liebe ist, aufgegeben, und der nach nichts auf der Welt so große Sehnsucht trüge, als nach einer stillen, traulichen Häuslichkeit. Gegen den Schluß des Briefes fand er den Muth, Ihnen seine Bitte von damals zu wiederholen. Statt sie mit Entrüstung, statt sie auch nur kühl zurückzuweisen, gingen Sie, ohne des Vergangenen mit einem Wort des Tadels zu gedenken, bereitwilligst auf diese Bitte ein. Wahrlich, Sie sind ein edler Mann!"

„Mein lieber, junger Freund", läßt sich der Papa ziemlich kleinlaut vernehmen, „was Sie so gütig sind, Edelmuth zu nennen, war im Grunde genommen etwas ganz anderes. Auch bin ich mir nicht so ganz klar darüber, daß das, was ich that, das Rechte war. Vielleicht hätte ich besser gehandelt, wenn ich — ich —"

In dieser halbherzigen Weise greift der Alte seine unangenehme Aufgabe an! Eugenie runzelte die Stirn.

„Besser, edler hätten Sie gar nicht handeln können", entscheidet der junge Enthusiast. „Ihr Brief machte mir auf einmal sonnenklar, was mir bis dahin noch etwas dämmerig eingeleuchtet hatte, nämlich daß ich das wahre Glück nirgends anders finden werde, als an der Seite Ihrer Tochter, die ich mir als Ihr vollkommenes Ebenbild vorstelle —"

„Erlauben Sie! Da gingen Sie fehl! Eugenie und ich — größere Gegensätze trägt die Erde nicht! Schon was das Aeußere betrifft! Warten Sie! Wo ist — doch gleich ihre Photographie?"

Des Alten Hand fährt raschelnd unter seine Papiere und unsere Freundin richtet sich, verzehrende Angst im Gesicht, in die Höhe, aber sie sinkt sofort wieder zurück und sitzt, die Augen in grenzenlosem Erstaunen überweit geöffnet, denn er ruft:

„Bemühen Sie sich nicht! Ich kenne die Photographie. Sie selbst übersandten sie uns vor drei Jahren: Ein weiches Gesichtchen von blonden, krausen Haaren umrahmt —"

„Wahrhaftig, das Loreleibild! Ha! ha! Lieber Freund, das nenne ich mir eine Komödie der Irrungen! Eugenie ist in Wirklichkeit ungefähr so dunkel wie Sie blond sind, aber, ha, ha, ha, noch lange nicht so dunkel, wie die Sonne Sie auf das Kärtchen gezeichnet hatte, das uns vor drei Jahren ein launiger Zufall in die Hände spielte!"

„Jener Zufall, verehrter Herr — ich schäme mich es zu gestehen

— handelte mit böswilligem Vorbedacht, denn jener Zufall war ich. Der Vater hatte mir befohlen: „Schicke Fräulein Eugenien Deine Photographie!“ Und ich schickte die abschreckendste, die ich finden konnte, ein Bildniß, das von der Familie mit Hohngelächter aufgenommen und „der Zulukaffer“ getauft worden war.“

„Ach? Sie Schelm! Sie Bösewicht! Eugenie hingegen hatte sich aus sechzehnjähriger Sentimentalität von einem schwärmerischen Lichtkünstler konterfeien lassen, der seine Studie mit so viel magischem Mondschein übergoß, daß ihre besten Freunde sie nicht wiedererkannten.“

„Und sie ist brünett, sagten Sie?“

„Wie eine Zigeunerin.“

„Merkwürdig! Vor meinem Geiste hat sie immerdar als Blondine — einige Wochen lang als reizende, begehrenswerthe Blondine, gestanden. Des Vaters glühende Schilderungen (die freilich fast sämmtlich aus der Phantasie geschöpft waren, da er Fräulein Eugenie als einjähriges Kind zuletzt gesehen) gelang es nämlich bald ein Etwas in meinem Herzen zu entfachen, das das Urtheil der Vernunft gut hieß, das vielleicht nicht so heiß war, wie die Liebe, aber wärmer als bloßes Interesse, das sie manchmal im wachen Traume an meine Seite zauberte — eine holde Gefährtin, eine leise waltende Hausfrau, einen Engel an Sanftmuth und Milde! Da —“

„Einen Engel an Sanftmuth und Milde! Verzeihen Sie, da waren Sie auch über das Naturell meiner Tochter ganz und gar im Unklaren“, läßt der Papa einfließen in einer Stimme, aus der bereits alle Heiterkeit verklungen ist.

Der andere scheint ihn nicht zu hören, denn er fährt fort:

„Da kam ich nach Paris und hier — eine Woche nach meiner Ankunft — gefiel es dem Schicksal mir meine herrlichsten Jugendtraum verkörpert vor die Augen zu führen: Ein Mädchen schlank wie eine Tanne, glutäugig wie eine Südländerin, ein Mädchen, neben dessen hoheitsvoller, dunkler Schönheit alle, die ich je gekannt und je geliebt, zu blassen, reizlosen Schatten wurden, selbst Ihre holde Tochter Eugenie —“

„Nicht ausgenommen“, ergänzt Papa Kreutzer in einem Ton, aus dem Eugenie, die selig lächelnd dem Evangelium gelauscht hat, ein „Gott sei Dank“, Hans Geldern, der zerknirschte Sünder, jedoch etwas ganz anderes heraushört.

„Sie verachten mich, Herr Kreutzer“, ruft er, von Reue überwältigt, „und Sie haben wahrlich, wahrlich Recht! Giebt es etwas Verächtlicheres, Erbärmlicheres als einen Menschen, der noch in der elften Stunde in seinem Entschlusse wankend wird? O! wenn Sie ahnen könnten, wie ich selbst mich verabscheue, wie ich den schönsten Tag meines Lebens verwünsche, weil er mich wortbrüchig zu machen droht, wie ich — —“

„Beruhigen Sie sich, mein junger Freund, ich denke gar nicht daran zu verachten! Im Gegentheil, ich ehre Sie Ihrer Aufrichtigkeit wegen und ich freue mich — ja ich freue mich, daß es so und nicht anders gekommen. Denn, sehen Sie, Eugenie hätte Sie nie geheiratet — niemals! Ich weiß es erst seit einigen Tagen, aber ich weiß es

nun für alle Ewigkeit. Sie haßt Sie seit drei Jahren wie den Tod, nein schlimmer, sie würde Ihnen den Sensenmann unbedingt vorziehen. Sie hat ihren Haß die ganze Zeit her still in sich herumgetragen — ein schlimmes Zeichen das — und ist einzig und allein nach Paris gekommen, um ihn wie ein fürchterliches Ungewitter über Ihrem Haupt zu entladen. Mit Mühe habe ich sie davon zurückgehalten."

„Hätten Sie es nicht gethan! Ich habe das fürchterlichste Ungewitter verdient, hätte es ruhig über mich ergehen lassen und gedacht: „Die Strafe ist mild."

„Mild! Ma foi! Junger Mann, Sie haben offenbar keine Ahnung, welch' häßliche Wunden ein zweischneidig Züngelchen schlagen kann! Fordern Sie Ihr Schicksal nicht heraus — ziehen Sie hin in Frieden!"

„Also bin ich wirklich frei?" (Mit einem hellen Jubellaut in der Stimme.)

„So leid es mir meiner selbst wegen thut, Sie auf keine Weise an mich fesseln zu können — frei wie der Vogel in der Luft. Mögen Sie das Ziel Ihrer Wünsche erlangen!"

„Dank, tausend Dank!"

„Darf ich — nicht aus Neugier, sondern aus väterlichem Interesse — fragen, ob Sie die stolze Schönheit wiedergesehen?"

„Ich habe sie gesucht, wie eine arme Seele die Himmelspforte und sie endlich — endlich gefunden!"

„Und sie gab Ihnen Hoffnung?"

„Nicht in Worten, aber — es schimmerte ein Etwas aus ihren Augen, das — das —"

Die erröthende Lauscherin hebt in gemachtem Erstaunen die Brauen und flüstert mit leisem, glücklichem Lachen: „Sieh' einmal an! Was doch die Eitelkeit thut!"

„Sie Beneidenswerther! Da bleibt Ihnen ja kaum etwas übrig, als den Vater mit der Nationalität Ihrer Ausgewählten zu versöhnen, denn dem Aeußeren nach ist sie doch jedenfalls eine Französin!"

„Das Aeußere trügt. Sie ist eine gute Deutsche."

„In der That? Und heißt?"

„Gretchen Haller!"

Das Lächeln auf Eugeniens Lippen erstirbt und wie der Tod legt es sich auch über ihre Augen, ihre Wangen. Was jetzt an ihr Ohr schlägt, ist wieder nur verworrenes Stimmengebrause. Erst als das Stimmengebrause schweigt und des Vaters Schritt sich der Portière naht, schrickt sie empor, wankt in ihr Schlafgemach, schiebt den Riegel vor und sinkt neben der Thür wie leblos zusammen. Gretchen Haller!

VI.

Die neue Liebe.

Hans Geldern ist auf dem Balle der englischen Gesandtschaft mit den Ersten erschienen und mit den Letzten gegangen. In fieberhafter Aufregung, mit verzehrenden Blicken hat er den Kranz schöner Frauen gemustert, gemustert und wieder gemustert, aber seine allerschönste Herzensblume hat er nicht entdeckt. Schließlich, nachdem er Mr.

Howard und Konsorten unbewußt viel Stoff zu Spott und Schadenfreude geliefert, ist er heimgekehrt in einem Zustand der Verzweiflung nahe. Heimgekehrt, sage ich?

Wie ein Obdachloser ist er durch die Straßen von Paris geirrt bis an den dämmernden Morgen. Erst als die Sonne anfing mit allzu impertinenter Verwunderung auf seinen eleganten Gesellschaftsanzug zu starren, hat er sein zeitweiliges Heim aufgesucht, jedoch nur um seinen äußeren Menschen in einen andern Rock zu stecken. Dann hat er seine Wanderung wieder aufgenommen.

So wandert er seit zwei Tagen, sich selten Rast und Ruhe gönnend, auf dem Pariser Trottoir die Lösung eines kopfzerbrechenden Räthsels suchend, auf dem besten Wege sich zum ewigen Juden auszubilden — da kommt ein Brief aus Cette, ein Brief von Frauenhand:

Monsieur!

Der Umstand, daß Sie sich als Herr Hans Geldern offenbart haben, hat mich verhindert, Ihnen persönlich für Ihren ritterlichen Beistand auf dem Boulevard de Ménilmontant zu danken. Ich fürchtete, allerlei unangenehme Erinnerungen möchten bei Ihrem Anblick überwältigend auf mich einstürmen und mich verleiten, den Lebensretter mit dem Todfeind zu verwechseln. Dies wäre mir fatal gewesen. Deshalb unterließ ich es, den Ball zu besuchen, deshalb sage ich Ihnen hiermit schriftlich meinen aufrichtigsten Dank.

Die Erklärung meines Deutschenhasses hat der Vater Ihnen bereits gegeben, denn er hat Ihnen gesagt — daß ich Sie hasse. Warum ich Ihnen eine Lappalie, über die Sie mit wenigen reuigen Worten wegkommen, immer noch nachtrage, wollen Sie wissen? — Weil — o! Monsieur — weil die Folgen der Lappalie mit Centnerschwere auf mein Haupt fielen, weil die Mutter durch Sie in ihrem maßlosen Stolze gekränkt, in dem guten Glauben, sich an Ihnen zu rächen, mich opferte, weil Sie, lediglich um Ihnen zu beweisen, daß Sie leicht genug zu ersetzen seien, mich, ein wehrloses Kind, zu einer verabscheuten, zu einer erniedrigenden Heirat zwang! Darum, Monsieur, werde ich Ihnen die Lappalie nachtragen bis an meinen Tod, wenn auch die Dankbarkeit meinen Haß so weit gemildert hat, daß ich Ihnen den besten Erfolg wünschen kann in Ihrer Werbung um Fräulein Gretchen Haller. (Nein, Sie dürfen den unschuldigen Papa nicht der Indiskretion anklagen. Nur eine dünne Portière trennte mich von Ihnen, als Sie neulich im Hotel Continental eine so begeisterte Schilderung von Ihrer Auserwählten entwarfen.)

Genehmigen Sie, Monsieur, die Versicherung eines Gefühls, das aus Haß, Dankbarkeit und Hochachtung für Ihren Muth und Ihre Tapferkeit zusammengesetzt ist.

Eugenie Viardos.

Er ist einen Tag später, im Garten der Villa Kreuzer bei Cette am blauen Mittelmeer.

Die Mandelbäume stehen im lichtrosa Blütenkleide, aus dem Grase

duften die Veilchen, leuchten die Primeln und unter immergrüner Lorbeerhecke hervor schaut die violettäugige Vinca, des greisen Winters spätgeborenes, hinterlassenes Töchterlein.

All' diese zarten Blumenkinder wissen Wunderdinge vom Frühling zu erzählen und von der Liebe — deshalb gerade gönnt ihnen Eugenie keinen Blick. Ein wenig abseits — da, wo mitten auf dem Rasen zwei Ulmen, die Wurzeln innig verschlungen, die knospenden Kronen kosend gegeneinander neigen — steht sie, die Arme müde an den Seiten hängen lassend, aus großen traurigen Augen sehnsuchtsvoll in die Ferne schauend, seufzend. Ihr Antlitz ist ungewöhnlich blaß — die durchsichtige Feinheit der Haut, der Kontrast des schwarzen Spitzengewebes, das ihr Kopf und Schultern umhüllt, lassen es fast lilienweiß erscheinen. Ihre Lippen halten den Vergleich mit der rothen Kamelie in ihrem Haar heute nicht aus.

So ganz und gar verändert ist sie, aus Paris zurückgekehrt, daß sie in vier Tagen noch nicht einmal heftig geworden ist. Der trostlose Papa mag die abenteuerlichsten Behauptungen aufstellen, in der Hoffnung, einen kleinen gesunden Zornesausbruch zu veranlassen, er hat seine Mühe vergebens. Eugenie nickt, Eugenie giebt vage Antworten, Eugenie starrt geistesabwesend vor sich hin. Nur wenn der Alte in seiner Verzweiflung zum Doktor stürzen will, rafft sie sich auf und macht einen heroischen Versuch die alte, leidenschaftliche Eugenie herauszukehren. Aber der Versuch mißglückt jedes Mal und endet in Thränen — schwachen Frauenthränen, die dem stolzen, braunen Auge bisher fremd gewesen.

So oft sie sich der väterlichen Sorge entziehen kann, flieht sie hierher. Daß treue Gattenliebe die beiden prächtigen Ulmen über ihr vereint, ist ihr — zum Glück — noch nicht aufgefallen, sonst litt es sie selbst hier nicht. Und doch fände sie nirgends ein schöneres, stilleres Plätzchen mit einem weiteren Blick in das frühlingsgrüne Land hinein. Denn dem Meer, dem ewig seufzenden, ewig klagenden, das ihre ungestillte Sehnsucht gewiß am besten verstände, kehrte Eugenie den Rücken. Ihr Blick schweift dahin, wo die Lokomotive von fernher kommend ihre weißen Wölkchen zieht. Was sie erwartet? Unmögliches! — — Unmögliches? — — —

Hinter der Hecke rauscht es. Eugeniens Hand zuckt zum lautklopfenden Herzen, ihre erschrockenen Augen suchen den Störenfried — ein lustiges Häschen, das wie der Blitz über den thauigen Rasen hinfährt und im nahen Dickicht verschwindet!

Wieder rauscht es und wieder wendet Eugenie den Kopf hastig über die Schulter zurück — Häsleins zürnendes Eheweib, das dem übermüthigen Gemahl auf der Spur ist.

Als es zum dritten Mal rauscht, macht das schöne Haupt im weichen Spitzenrahmen keine Bewegung, es bleibt müde gegen den Stamm der Ulme gelehnt.

Urplötzlich aber haben die halbgeschlossenen Augen eine Vision. Hoch und schlank von Gestalt, blond von Haaren steht es vor ihnen wie auf dem Boulevard de Ménilmontant, aber nicht mit grimmig geballten Fäusten, sondern mit Händen in flehender Bitte gegen sie ausgestreckt!

Sie faßt sich an die Stirn. Ihr irrer Blick thut eine rasche lautlose Frage an die stummen Dinge ihrer Umgebung: Ist es? Kann es sein — daß aus der Hecke da soeben zwei Häschen brachen — daß sie in jenem Dickicht verschwanden — daß das Haus drüben mit den Thürmchen die Villa Kreutzer — daß sie selbst Eugenie Biardos — daß der Mann da, dicht vor ihr, Hans Geldern ist — Hans Geldern, der Geliebte von Gretchen Haller?

„Eugenie!"

Ihr Name aus seinem Munde geht ihr wie ein Dolchstoß durch die Brust, entlockt ihr einen Schmerzenslaut. Alle Kraft zusammennehmend stammelt sie:

„Mein Herr, Sie — Sie sind —" Ihr Stolz will ihr das rechte Wort nicht eingeben, ihn zu vernichten — der treueste ihrer Sklaven läßt sie ihrem Todfeind gegenüber im Stich! Sie schweigt, im zornigen Gefühl ihrer Ohnmacht am ganzen Körper bebend.

„Verzeihung, Eugenie", fleht der Todfeind ihr zu Füßen stürzend. „Verzeihung, daß ich Sie erschreckte! Verzeihung, daß ich dies Wiedersehen erzwang! Aber ich konnte so nicht von Ihnen lassen! Ich konnte und ich wollte das letzte Fünkchen Hoffnung nicht aufgeben, bevor ich einmal noch in Ihr Antlitz geblickt, bevor ich mich mit eigenen Augen überzeugt hatte, daß ich an jenem Opernabende ein eitler, verblendeter Geck gewesen!"

Was nützt es ihm, daß er mit verzehrender Angst an ihrem Antlitz hängt, so lange sie ihm die dunkeln Spiegel ihrer Seele streng verhüllt? Das Zucken ihrer Lippen, der jähe Farbenwechsel ihrer Wangen deuten auf heftige, innere Bewegung, aber ob diese Bewegung Zorn, Haß oder Liebe ist, vermag er nicht zu enträthseln.

„Eugenie, einen Blick! Um der himmlischen Barmherzigkeit willen einen einzigen Blick!"

Die neidischen Lider heben sich nicht um Haaresbreite.

„Ist Ihr Herz so hart — so unerbittlich, Eugenie? Meint es, die Reue darüber, daß ich vor drei Jahren mein Glück mit Füßen von mir stieß, sei nicht schon überwältigend genug? Muß es mich mit seinem Haß vollends zu Boden drücken? Ach! Eugenie, wenn Sie ahnen könnten, wie ich Sie liebe, wie ich Sie anbete — schon seit dem ersten Tage, da ich Sie sah!"

Da giebt ihr die Empörung auf einmal Muth und Stärke wieder — da wird ihm ein Blick — ein vernichtender, niederschmetternder — da findet die gelähmte Zunge Worte, scharfe, hohnvolle:

„Mich — oder Gretchen Haller?"

Ein schmerzliches Zucken geht über sein Gesicht. Er erhebt sich langsam: „Eugenie, Sie spotten meiner", spricht er in vorwurfsvollem Ton. „Sie saßen im Nebenzimmer — Sie hörten jede Silbe — Sie mußten Ihr eigen Bild also wieder erkennen, so unvollkommen ich es malte!"

„Großer Gott! Ich also — ich wäre?" Sie hält den Athem an, sie wagt das Wort nicht auszusprechen, an die überschwengliche Seligkeit nicht zu glauben.

„Die ich bis gestern unter dem Namen Gretchen Haller anbetete", vollendet er, der noch immer ziemlich trübe erdwärts blickt und sich

von dem Morgenroth des Glücks, das ihm auf ihrem Antlitz dämmert, nichts träumen läßt.

„Aber wie ist's denkbar? Wie ist's möglich?"

„Leicht genug. Sie erinnern sich der Visitenkarte, die Sie in Rachels Grabkapelle warfen? Ich meinte ihr mit den Augen gefolgt zu sein und las „Gretchen Haller."

Beide Hände auf die Brust gepreßt, steht sie da wie eine Verklärte, Verzückte — und er ahnt noch nichts. Plötzlich aber will ihr Herz seine Wonne nicht mehr fassen, es quillt über und: „Ich — Gretchen Haller", murmelt die freudebebende Stimme leise, „ich — Gretchen Haller!" jubelte sie laut.

Da blickt er auf und — aus tiefster Nacht kommend — mit blödem Auge, nicht auf das vermittelnde Morgenroth, nein geradezu in die volle, strahlende Sonne seines Glücks, so daß es gar kein Wunder ist, daß er wie geblendet zurücktaumelt! Aber rasch hat er sich wieder gefaßt, rasch hat er seine Arme ausgebreitet, und bevor sie weiß, wie ihr geschehen, hängt die Leidenschaftliche an seinem Halse, seinem Munde lachend, schluchzend: „Mein Geliebter! Mein Geliebter!"

„Engel des Erbarmens, Du hast verziehen?"

„Schon lange — lange!"

„Also war der grausame Brief nur eine Prüfung?"

„Ach nein! Er war bitter ernst gemeint. Er sollte den Geliebten Gretchen Hallers vernichten!"

„O holde, eifersüchtige Thörin!"

Eine kurze Pause von leisen Lauten unterbrochen, die nicht Worte sind, dann:

„Und Dein Vater übertrieb nicht — Du hättest den Haß gegen mich Armen richtig mit ins Grab genommen."

„Wenn die Liebe mir nicht in die Quere gekommen wäre — sicherlich! — Sieh, mein Hans, Du hattest mich verschmäht!"

„Herz, mein Herz, weil ich Dich nicht kannte — und weil der verrückte Photograph Dir blonde Haare gemacht hatte. Ich hatte gerade damals einen unbezwinglichen Widerwillen gegen blonde Frauen."

„Ah? Aus besonderen Ursachen?"

„Aus Ursachen, die ich Dir klar auseinandersetzen werde, wenn wir zehn Jahre verheiratet sind!"

„Bösewicht! — Und ich verzieh Dir Deine negerartige Schwärze nur, weil ich junge, schwarze Männer grauköpfigen Alten, die mit einem Fuß im Grabe stehen, vorzog." Ihre Lippe scherzt, aber ihr Auge blickt momentan so unglücklich, daß er sie erschüttert an sich zieht.

„Mein Liebling", murmelt er, ihr sanft die weichen Haare streichelnd, „mein armer Liebling."

Eine Thräne rollt ihr über die Wange, dann lächelt sie wieder: „Es war entsetzlich, Hans, aber — gottlob — es dauerte nur drei Wochen und ich habe drei Jahre Zeit gehabt, es zu überwinden."

„Ich will es Dich vergessen machen, süßes Herz, ich schwöre es Dir!"

Unter der Hecke hervor wirft die kleine scheue Vinca dem stolzen Lorbeer verstohlene Liebesblicke zu, die Veilchen im Grase duften, die Primeln leuchten Liebe, die Ulmen wissen des Kosens und Liebes-

geflüsters kein Ende und von fernher über das Meer kommt der Westwind geflogen, lüftet das schwarze Schleiertuch der allerschönsten Dame und haucht ihr ins Ohr: „Weißt Du's schon, daß der Lenz im Lande ist und die Liebe?“ Du lieber Gott, als ob sie es nicht längst schon wüßte aus weit, weit besserer Quelle!

Die Zeit geht gegen Mittag und die Stadt Cette am blauen Mittelmeer läßt sich zum Gabelfrühstück nieder, da kommt von der Villa Kreutzer hergetrippelt, in unserer Richtung, ein alter Herr, dessen Fuß die Sorge und ein bißchen auch der Hunger beflügelt. Hinter den beiden Ulmen angelangt, steht er auf einmal stockstill, reibt sich die Augen, denn er meint, er sehe doppelt. Als das Reiben nichts helfen will, räuspert er sich mit Macht. Da lösen sich zwei schlanke Frauenhände wie der Blitz vom Halse eines blonden Mannes und pressen sich auf der erschrockenen Eigenthümerin Herz.

„Ah! Papa! Welch ein Glück, daß nur Du es bist! Ich fürchtete schon —“

„Nur ich? Den Teufel auch!“ grollt der Alte und die zornfunkelnden Aeuglein hebend, um das männliche Individuum zu durchbohren: „Monsieur, wer sind Sie, daß Sie es wa —“ Hier erlahmt seine Zunge, erstarrt sein Blick, denn vor ihm steht das Schreckgespenst des Wahnsinns — mit andern Worten unser Freund, Hans Geldern.

„Herr Kreutzer“, ruft dieser glückselige Missethäter, „erlauben Sie mir, Ihnen in dem Engel hier, der mir seinen Haß geopfert hat, meinen verkörperten Jugendtraum, Gretchen Haller, vorzustellen! Können Sie es über das Herz bringen, mir ihre schöne Hand zu versagen?“

„Väterchen“, ruft gleichzeitig Eugenie, sich an seine Brust werfend, „sieh mich einmal an! Nicht wahr, mein Antlitz strahlt? Nun denn, so sage ich es Dir mit strahlendem Antlitz: Ich bin eine Deutsche! Du glaubst es wohl kaum?“

Nein, der Alte glaubt vorderhand noch gar nichts, als daß er den Verstand verloren hat, und es dauert eine volle halbe Stunde, bis er den Vermißten in seinem gut verwahrten Hirnkasten wohlbehalten wiederfindet, es dauert eine volle halbe Stunde — und kein Wunder — bis er klar begriffen hat, daß seine Tochter den Mann, den sie über den Tod hinaus hassen wollte, über den Tod hinaus zu lieben gedenkt, eine volle halbe Stunde, bis er das Brautpaar in Champagner hochleben und eine Depesche nach Frankfurt am Main fliegen läßt, die, hier angelangt, ganz gewiß wieder Champagnerfluten entfesseln wird.

Reiſebilder aus Rußland.

Von Eduard Müller-Hauger.

I.

Was für ſchwere Bedenken gegen meine Reiſe geltend gemacht wurden und wie ich darüber hinwegkam.

Es war im Juni, als ich unter meinen Bekannten laut werden ließ, daß ich mit dem nächſten Schiffe nach St. Petersburg fahren würde.

„Nach St. Petersburg? Jetzt? In dieſer Jahreszeit?“ fragte mich eines Tages eine befreundete Dame im Tone der größten Ueberraſchung. Ich wußte, was dieſe Frage zu bedeuten habe, trug aber dennoch eine unverfängliche Miene zur Schau und fragte ebenſo erſtaunt zurück: „Und warum nicht in dieſer Jahreszeit?“

Sie wurde verwirrt.

„Ich denke — ich meine, gehört und geleſen zu haben — die Saiſon für St. Petersburg ſei der Winter? Oder täuſche ich mich? Iſt die ſchönſte Saiſon für St. Petersburg der Sommer?“

Ich mußte unwillkürlich lächeln.

„In derſelben Unklarheit, meine Gnädige, in der Sie ſich augenblicklich befinden, befand auch ich mich lange Zeit. Auch ich hatte gehört und geleſen, daß der mächtige Herrſcher Winter ſeinen Thron in St. Petersburg aufſchlägt, daß das Winterpalais ſeinen Namen nicht zufällig trägt, daß zum Glanz dieſer kalten, ſchönen Saiſon eine feſte Schlittenbahn von einer regelmäßigen Dauer von ſechs Monaten gehört, daß bei dreißig Grad unter Null in den Mittagsſtunden ein Leben und Treiben auf der Newski-Perſpektive ſich entfaltet, das an Pracht, Reichthum und Eleganz in der Welt ſeinesgleichen ſucht, daß der ergötzlichſte Sport ſei, im Rennthierſchlitten des Lappländers über das Eis der Newa dahinzujagen. Aber ich hatte auch erzählen hören von dem Zauber der Juninächte in St. Petersburg, von jenem Abglanz nordiſcher Mittſommernächte auf Marmorpaläſten, deren Fuß die blauen Wogen der Newa beſpülen, von den grünen Inſeln, den überwältigend ſchönen Ausblicken aus herrlichen Parks über das Meer, in das die ſcheidende Sonne ſich purpurn ergießt, und von dem fröhlichen Genießen in den Datſchen, wie die Villeggatur der St. Petersburger genannt wird. So laſſe ich denn Saiſon Saiſon ſein und halte mich

als Reisender an St. Petersburgs malerische Reize, an seine monumentalen Denkwürdigkeiten, an seine Kunstschätze, an seine charakteristischen Typen auf dem Straßenpflaster und auf dem Parkettboden, oder in der Veranda der blumenumdufteten Datsche."

„Sie sprechen natürlich russisch", warf meine Freundin im Ton voller Ueberzeugung ein.

„Ganz und gar nicht", brach ich lachend aus, „wenn Sie das Verständniß für „da", ja und „niet", nein und „ja lublu", ich liebe, abrechnen."

„Und da wollen Sie in ein fremdes Land reisen? Fürchten Sie nicht, auf Schritt und Tritt Widerwärtigkeiten, Schwierigkeiten zu begegnen, die man wenigstens einigermaßen überwinden kann, wenn man die volle Herrschaft über die Sprache des Landes besitzt, in dem man reist?"

„Meine Gnädige, zunächst spreche ich deutsch und das ist zumal in Rußland ein gutes Vehikel. Wir Deutsche sind ja überall, in der ganzen Welt zu Hause. Wo ich mit deutsch nicht durchkomme, spreche ich englisch und was ich darin nicht zu sagen weiß oder was darin als ungangbare Münze zurückgewiesen wird, sage ich auf französisch. Sollte ich in die Verlegenheit gerathen, das Herz einer unbarmherzigen, slavischen Schönen nach meinem Wunsche zu lenken, so intonire ich eine italienische Arie, z. B.: Donna e mobile come il vento. Sie sehen, es kann mir gar nicht fehlen. Und nun, den Anker hoch und Dampf gegeben. Adio!"

II.

Das grüne und nicht das weiße Rußland.

Ich nahm meine Reise über Riga, die größte Stadt der russischen Ostseeprovinzen.

Als ich daselbst den Fuß ans Land setzte, prallte mir eine afrikanische Glut entgegen. Wir hatten dreißig Grad Réaumur in der Sonne und fünfundzwanzig im Schatten. Denselben Tag meldete der „Petersburger Herold", daß in Gatschina, also in der Nähe von St. Petersburg Schnee gefallen sei. Du befindest Dich im Lande der schroffen Gegensätze, sagte ich mir, hängte den Winterüberzieher im Hotel an den Nagel und ging im luftigen Lüstreröckchen spazieren.

So lange ich mich in der Altstadt bewegte, konnte ich mich der Täuschung hingeben, in Lübeck oder Rostock, oder dem alten Theil von Stettin zu sein. Handeltreibende norddeutsche Kaufleute aus Lübeck und Bremen waren es ja auch, die vor ca. siebenhundert Jahren hier die ersten Häuser bauten. Von diesen ist heutzutage freilich nichts mehr zu sehen, wohl aber ist ihre Bauart, wie überhaupt die ursprüngliche Anlage der ersten Straßen, von Einfluß auf das monumentale Riga geblieben. Aus der Zeit ihrer Kindheit ragt nur noch ein mächtiges Denkmal ehrfurchtgebietend herüber. Es ist die alte Ecclesia Cathedralis, auch Ecclesia Sanctae Mariae major genannt, die heutige Domkirche, die 1216 auf zuvor eingeweihtem Dombezirk neu erbaut wurde, nachdem die erste Marienkirche in der Fastenzeit 1215 niedergebrannt war. Wo die Klostergebäude den Kreuzgang umgeben, schlafen

unterm grünen Rasen die Domherren vom Kapitelshof den ewigen Schlaf. Die Klausen der Augustiner und Prämonstratenser sind längst verödet. Die frommen Domherren brauchen nicht mehr lange und blutige Fehden mit den deutschen Ordensrittern (Brüder des deutschen Hospitals unserer lieben Frau in Jerusalem) zu führen, die sie zwingen wollten, das weiße Gewand ihres Ordens anzunehmen. Diese Gewandstreitigkeiten haben dermaleinst eine tief eingreifende Wirkung auf die Verhältnisse Rigas und Livlands gehabt und unterhielten einen langwierigen Zerrüttungskampf zwischen Orden und Domstift. Wo der Erzbischof im Chor der Domherren einstens die Messe celebrirte, brausen heute mächtig und erhebend die Töne der drittgrößten Orgel der Erde über die protestantische Gemeinde hin.

Je länger ich die Straßen durchwanderte, desto mehr russische Eigenthümlichkeiten drängten sich mir in dieser Stadt, in der die deutsche Sprache zur Zeit noch die herrschende ist, auf. Durch die offenen Fenster eines russischen Theehauses blickte ich auf Gruppen bärtiger Männer, die im Schweiße ihres Angesichts den Tschithee von der Untertasse schlürfen. Der Samowar steht den ganzen Tag, Sommer wie Winter, geheizt, und mit unbeschreiblichem Wohlbehagen läßt der Russe das heiße goldbraune Wasser, bei dreißig Grad Réaumur über oder unter Null, über das Stückchen Zucker, das er zuvor auf die Zunge legt, laufen. Nach Turgenjew hat er jedoch vorher die Nasenflügel aufgezogen, „ohne welche Prozedur bekanntlich kein einziger Stockrusse seinen Thee schlürft."

An der nächsten Straßenecke huschten ein paar Gestalten an mir vorüber, von denen mir bislang weder Beschreibung noch Abbildung zu Gesicht gekommen war. Kleidung, Schuhwerk, Gesichts- und Haarfarbe bestand aus einer gelblichen Farbe. Sie repräsentirten eine unendlich tiefere Kulturstufe, als ihre Umgebung. Eine Bastsohle, die durch kreuzweise gebundene, bis unters Knie laufende Schnuren befestigt ist, dient ihnen als Fußbekleidung. Den weiten Rock aus selbstgefertigtem rohen Sacktuch hält ein dicker Strick um den Leib zusammen. Eine gewirkte Kappe bedeckt zur Hälfte das strähnige, rundum gleichmäßig abgeschnittene Haar. Es sind die Rothhäute Rußlands, hier die Strusen genannt. Unmittelbar nachdem der Eisgang auf der Düna im Frühjahr stattgefunden hat, kommen sie herabgeflößt und die Umladung des Holzes in die für das Ausland bestimmten Schiffe beginnt. Andere bringen Leinsamen mit in langen, rohgezimmerten, ungestrichenen, breitbauchigen Barken, die als Urbilder der Schiffsbaukunst gelten können. Auf dem Kahn steht das Haus, der Arche Noah gleich, geschwungen wie ein Walfischrücken, ganz mit Bastdecken überkleidet und bis unters Dach mit Hanf- und Leinsamensäcken angefüllt. Eine einzige Barke soll mitunter einen Werth von achtzig- bis hunderttausend Rubel repräsentiren.

Während die Strusen an der einen Seite der Dünafloßbrücke anlegen, schaukeln ihnen gegenüber stromabwärts auf den weichen Wogen die kleinen Boardings einer andern Art von Wilden, nicht minder charakteristisch für die nationalen Verschiedenheiten des russischen Staatenkolosses. Es sind Fischer von der Insel Runö im Rigaischen Meerbusen. Sie bieten Fische und nebenbei selbstgefertigte, wollene Jacken

zu Spottpreisen zum Verkauf. Die reckenhaften Männer, die starken, schönen Mädchen fahren als die Nachkommen jener alten Liwenkönige übers Meer. Ihr Stolz, ihre Lebensfreude spricht sich in ihrer malerischen, gefälligen Tracht aus. Rothe und schwarze Strümpfe mit weißgestickten Zwickeln umschließen den Knöchel der Frauen, der dunkelblaue, dicke, wollene Rock fällt in vielen Falten herab, das gelb und rothe Halstuch bedeckt den Ausschnitt des Mieders, das Kopftuch ist wie eine Haube, ähnlich der der Italienerinnen, lose aufgelegt, so daß das bunte Muster sich zu einer Krone auf dem Scheitel zusammenschließt, oft ist das freundliche, gesunde Gesicht noch von einer zarten Rüsche umrahmt.

Und da kommt ja auch das echt russische Gespann, eine Troika, angefahren! Den städtischen Droschkendienst versehen auch hier die Iswoschtschiks, kleine, offene, einspännige Droschken. Der Postwagen jedoch, der über Land fährt, ist eine Troika, ein Dreigespann. Das Glöckchen, von dem es im Liede heißt, daß man von fernher seinen hellen Ton hört, ist in Wahrheit eine recht ansehnliche Glocke, deren Wirkung draußen in der weiten Steppe eine herzerfreuende sein mag, die aber in den Straßen der Stadt einen betäubenden Spektakel macht.

„Ach, Dreigespann", besingt Gogol, der Beaumarchais Rußlands, die Troika, „Vogel Dreigespann, wer hat dich erfunden? Nur bei einem flinken Volke konntest du entstehen, bei einem Volke, daß keinen Spaß versteht und sich über eine halbe Welt in gerader Ebene verbreitet. Welcher Russe ist kein Freund vom raschen Fahren? Wer liebt nicht dieses den Geist wie einen Wirbel erfassende Vergnügen? Wer liebt nicht das rasche Fahren, da etwas Triumphirendes, Wunderbares damit verbunden ist?"

Als ich die enge, vielwinkelige Altstadt mied, das Freie zu gewinnen, trat ich zunächst in schöne, grüne, städtische Promenaden, und da ich überall zu Hause bin, wo es grünt und blüht, ließ ich mich an schattiger Stelle auf einer Bank nieder. Dem Kindermädchen, das in der Nähe saß, gelang es erst, meine Aufmerksamkeit zu fesseln, als sie dem Kleinsten den Hut mit den Worten zurechtrückte: „At der Einrich wieder den Ut inten im Als!" Sie wollte offenbar sagen: Hat der Heinrich wieder den Hut hinten im Hals. Ich erinnerte mich, daß mir ein Rigenser auf der Ueberfahrt erzählt hatte, man erkenne den Letten und die Lettin unter anderem leicht an der Mühe, mit der sie den Konsonanten „h" aussprechen.

Also eine Lettin!

Was ist das, eine Lettin? höre ich meine schöne Leserin fragen. Die Letten sind wie die Litthauer ein Bruderstamm der Slaven; sie sind die slavischen Bewohner Livlands und Kurlands mit einer eigenen Sprache und neuerdings mit einer Literatur. Es besteht eine lettisch-nationale Bewegung. Ich hatte schon in Deutschland Broschüren pro et contra gelesen, aber die merkwürdige Entdeckung, die ich hier machte, war mir interessanter als alle politischen Forderungen. Ich lernte hier ein menschliches Wesen ohne das, was man eine Muttersprache nennt, kennen. Mit anderen Worten, die Lettin war ein interessantes Beispiel, daß der Mensch ohne sprachliche Schulbildung nach wiederholtem Wechsel der Sprachen zuletzt die Fähigkeit verliert, in einer einzigen Sprache

sich verständlich zu machen. Ihre Mutter war eine Königsbergerin, ihr Vater ein Lette. In der Schule lernte sie ein wenig russisch, das ihre Eltern nicht verstanden. Als zehnjähriges Mädchen kam sie zu Bauersleuten in einem esthnischen Dorf und mußte esthnisch sprechen. Mit vierzehn Jahren verdingte sie sich bei einer polnischen Herrschaft, ein halbes Jahr darauf bei einer russischen. Von dieser kam sie kurz darauf zu einer Französin in St. Petersburg. Kaum im Stande, sich in der französischen Sprache einigermaßen auszudrücken, führte das Geschick sie einer deutschen Familie zu, die sie mit nach Riga nahm. Die verschiedenen Sprachen aller dieser Herrschaften hatte sie in schneller Aufeinanderfolge gesprochen, die vorhergehende über der folgenden vergessen und jetzt war sie soweit, daß ihr, wie sie mir traurig mittheilte, die Bezeichnungen für die ersten und einfachsten Dinge des alltäglichen Lebens fehlten. Wenn man bedenkt, daß das einer russischen Unterthanin passiren kann, ohne daß sie dabei die Grenzen des Reiches verläßt, so dürfte dieser eine Fall, dem sich gewiß viele tausend andere anreihen lassen, auf das polyglotte Rußland ein eigenthümliches Licht werfen.

Nunmehr trug ich lebhaftes Verlangen, etwas von meinen Landsleuten zu sehen und zu hören, die sich hier angesiedelt hatten und an die ich Empfehlungen bei mir führte. Auf solche Weise gelangte ich in die sogenannte Petersburger Vorstadt. Die Sturmglocke läutete. Ich hätte es gar nicht günstiger treffen können; denn Feuersbrünste sind geradezu charakteristisch für eine russische Stadt, und die Petersburger Vorstadt hat ebenso wie die Moskauer im Süden Rigas die ein- bis zweistöckigen Holzhäuser, zum großen Theil Baracken, aller russischen Städte. Turgenjew sagt einmal, „unsere Landstädtchen brennen durchschnittlich alle fünf Jahre einmal ab". Der russische Bettler, der durch Feuersbrunst um Hab und Gut gekommen sein will, ist typisch; von allen Vorwänden zu betteln, ist dieser immerhin der statistisch glaubwürdigste. Diese russischen Häuser sind sehr primitiv. Die der Vornehmen sind im alexandrinischen Stil gebaut: das Haus gelb gestrichen, ein grünes Dach und weiße Säulen, ein Giebel, ein Wappen. Die übrigen sind niedrig und langgestreckt, ohne Giebel nach der Straße, mit Brettern beschlagen, oft in der Naturfarbe des Holzes. Der Eingang liegt häufig hinten im Hofe, auf den eine Thür in einem hohen Bretterzaun in der Verlängerung des Hauses führt. Selten, daß eins dieser Häuser Wand an Wand mit dem andern liegt. Meist sind sie durch hohe Bretterzäune, welche kleine Höfe abschließen, miteinander verbunden. Dadurch erhalten die Städte einen dorfartigen Charakter und gewinnen jenen Zug ins Weite, Breite, der für das ganze Land wie für den Volkscharakter so bezeichnend ist.

Hier also hausten meine Landsleute, hier setzten sie mir die Nationalgetränke Wutki, Stöckmannshöfer, Pomeranzen, Atschischn, Kwaß vor und bewiesen mir die große Assimilationsfähigkeit der germanischen Rasse im Auslande auch in solchen Dingen; hier vertrauten sie mir die Schwierigkeiten an, unter denen der Industrielle mit dem Mangel geeigneter Arbeitskräfte, den traurigen Kursverhältnissen, hohen Eingangszöllen und anderen Widerwärtigkeiten kämpft. Hier hörte ich jene Wundermären, die im eigenen Lande nicht minder wunderbar

klingen, als draußen. "Als ich mich nach einem alten Bekannten erkundigte, der vor Jahren als tüchtiger Forstmann nach Rußland gegangen war, sein Glück zu machen, lachte man mich aus und erzählte, die Forstkultur habe er längst an den Nagel gehängt, nachdem er gesehen, welches Raubsystem hier befolgt wird. „Messkungs" sei er geworden, d. h. Feldvermesser, Beamter einer großen Herrschaft, wohne abseits vom Schloß in einem Bauernhause, baue wie ein Hinterwäldler seinen Weizen, Roggen, ziehe seine Schweine selbst und bringe das Kunststück fertig, aus kurischem Schweinefleisch Gothaer Cervelatwurst zu machen. Dabei blute ihm sein ehrliches deutsches Herz, wenn er mit ansehen müsse, wie auf den Ruin losgearbeitet wird und er doch nichts sagen darf! Die Frau Gräfin lebt nämlich beständig im Auslande, der Bevollmächtigte ihrer fünf Güter lebt im Auslande, der Gutsverwalter lebt im Auslande. Sie gebrauchen sämmtlich Bäder. Der Park ist verwildert, der Boden wird durch Pächter ausgeraubt, im Schloß regieren ein paar Kammerkätzchen nebst Anhang und Gefolge, in der Wirthschaft herrscht unumschränkt die Kuhmutter.

Als ich am Abend in Gesellschaft vieler Deutschen auf der Veranda der fashionablen Restauration in Wöhrmanns Park saß, als die lauwarme Luft die süßen Düfte der blühenden Syringen und Kastanien uns zutrug, als die Militärkapelle jene das Herz so mächtig ergreifenden, melancholischen Klänge russischer Volkslieder intonirte, konnte ich für Minuten wähnen, unter einem glücklicheren, südlichen Himmel die Nacht zu feiern. Und doch, welch' eigenartiger Reiz in meiner Umgebung! Dort drüben ragt ernst und feierlich die sibirische Tanne und scheint leise, wie im Traum von ewig starrem Schnee und Eis, die Zweige zu regen. Und mir gegenüber zeichnet sich gegen den lichten Himmel, über den die ersten orangefarbenen Schmelztöne der fern im Norden aufgehenden Mittsommernachtsonne herüberfluten, die Silhouette einer Birke ab, wie ich von solcher Grazie und Zierlichkeit noch kein Exemplar ihrer Art geschaut habe. Die luftige Krone löst sich in fadenförmige Zweige auf und bildet ein reizendes lockeres Gewebe von silbergrauen Blättchen und dunkeln Aestchen. In den Musikpausen flötet der Weidenlaubsänger aus den herrlichen Weiden, die die plätschernde Fontäne umschließen, sein sanftes Hüt Hüt. Und immer heller wird der nächtliche Himmel, und obwohl weder Sonne noch Mond scheint, schließt sich der Schatten jedem Spaziergänger an.

III.

Exkursionen in das alte Riga.

Es ist ein Erfahrungssatz, daß die räumliche Ausbreitung der Völker von der Vertheilung hoher Lockmittel in und an der Erde abhängt. Was führte in grauen Vorzeiten die Deutschen nach Livland? Die Honigbäume der Lieven auf den Sandbergen im Osten der Stadt und jenseit der Düna, von denen es in einer spätern Ordnung heißt, daß sie nur in Gegenwart eines Rigaischen städtischen Boten behufs Abgabe eines Drittels des Honigs an die Stadt bestiegen werden durften, werden diesen Reiz wohl nicht ausgeübt haben. Wohl aber

dürfte in den Thierfellen, dem Talg und den Fischen des aktiven Handels in Livland eine werthvolle Rimesse für die Waren zu erblicken sein, die das Mutterland, namentlich Lübeck, der jungen Kolonie zuführten. Schon etwa seit 1220 bestand ein großes Geschäft mit Smolensk, Witebsk, Polozk, Pleskow, Nowgorod. Vorzüglich waren es Tücher, Seide, Seidenzeuge, Gold- und Silberstoffe, Edelsteine, Goldfaden, edle Metalle, Gewürze, die nach Rußland gingen, während bis hinunter in die Tatarei Sättel, Pferdezäune, Steigbügel, Kleider, Messer, Aexte, Bogen, Spiegel exportirt wurden. Dafür bestand die Rimesse in allerlei grobem und feinem Pelzwerk, Wachs, Leder und dergleichen. Infolge dieses regen Handels blieb Riga in steter Verbindung mit dem Mutterlande einerseits und andrerseits mit der Hauptniederlage des Ostseehandels, Wisby auf der Insel Gothland, die heutzutage eine hochinteressante Trümmerstadt ist. Riga gehörte wie Dorpat, Reval, Pernau und Narwa zu den Hansestädten und zwar zum vierten Quartier, mit der Haupt- und Quartierstadt Danzig. Im Jahre 1394 sah Riga eine Tagfahrt der Hanse in seinen Mauern. Es unternahm wiederholt Expeditionen gegen Seeräuber, besonders gegen die Oeseler von der Insel Oesel, und rüstete zu dem Zwecke sogenannte Vredeschepe, das ist Friedensschiffe, aus.

Es giebt vielleicht keine zweite Stadt, in deren Verfassung so viele Spuren der alten Zeit sich erhalten haben, als Riga. Die Stadt war Jahrhunderte hindurch im Mittelalter der Zankapfel zwischen den beiden Landesherren von Livland, den Bischöfen und den deutschen Ordensmeistern, die sich eifersüchtig die Herrschaft über sie beneideten. Mit dem Sinken und dem endlichen Untergang der bisherigen Landesherrschaft bildete sich bei der Stadt eine gewisse Selbstständigkeit heraus. Da die Beschlußnahmen des Raths von der Zustimmung der Bürgerschaft, die in ihren Gildeversammlungen von ihren Aeltermännern geleitet wurde, abhängig waren, so prägte sich sogar ein eigenes, republikanisch-politisches Leben aus.

Die beiden Gilden, herrliche Neubauten im gothischen Stil, bilden heutzutage noch die vornehmsten Sammelpunkte der deutschen Einwohnerschaft. Wie von alters her finden die Handwerkerinnungen ihren Mittelpunkt in der kleinen oder St. Johannisgilde, und die gesammte Kaufmannschaft den ihrigen in der großen oder Mariengilde. Früher versammelten sich die ersteren im Hause Soest und die letzteren im Hause Münster. Ihre Versammlungen hießen Steven oder Steffen, auch Drünke oder Trünke. Da die geselligen Zusammenkünfte zum Zweck von Schmausereien und Trinkgelagen an den Kalendae, den ersten Tagen eines jeden Monats, stattfanden, nannte man eine solche Gesellschaft wohl auch den Kaland, woraus wieder der Ausdruck entstanden ist, er kalendert die ganze Woche. Außer dem Zweck zu kalendern nahmen aber die Gilden auch thätigen Antheil an der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten und erhoben sich zu besonderen Ständen in der Stadtverfassung. Die Sammlung der Polizeigesetze wurde alljährlich aus dem Fenster des Rathhauses dem versammelten Volke vorgelesen und war die „Bursprake" genannt.

IV.

Im Bereich der Ostseehäringe.

Als wir aus der Düna in das offene Meer hinausfuhren, war kaum eine Veränderung in der Bewegung wahrzunehmen, so ruhig und glatt war die See. Die erste unangenehme Empfindung beim Antritt einer Seereise verursacht lediglich das Stoßen und Rütteln der Maschine. Ein anderes ist es freilich, sich von einem Segelschiff wiegen zu lassen. Indessen bleibt eine anfängliche, leichte Schwindelempfindung auf keinen Fall dem erspart, der nur einigermaßen zur Seekrankheit disponirt ist.

Die grünen Ufer blieben hinter uns zurück und bald umrauschte uns die unermeßliche Flut, soweit das Auge reichte. Von Minute zu Minute wird es dem Passagier einsamer. Nur selten wird die Monotonie der gleichmäßigen Tagesstunden durch das Auftauchen eines Schiffes am Horizont unterbrochen, das schattenhaft in der Ferne vorüberzieht, um gewöhnlich ebenso schnell zu verschwinden, als es an der dunstigen Himmelslinie erschien. Oder das Auge, das nach Abwechselung verlangt, verfolgt einmal den Flug von ein paar wilden Enten. Das Meer selbst in dem ewigen Wechsel seiner Farben je nach Beleuchtung und Luftbeschaffenheit verliert zuletzt seinen Reiz und der Passagier beginnt unruhig zu werden. Die Seereise, auf die er sich so gefreut, fängt gar bald an, eine Geduldprobe zu werden.

So erging es auch mir, als der Nachmittag heranrückte. Zwei lange Tage und zwei Nächte lagen noch vor mir, ehe ich St. Petersburg erblicken sollte. Von den Mienen meiner Mitpassagiere auf dem Backbord, wo die Kajüten und der Decksalon sich befanden, war auch nicht viel mehr als Langeweile zu lesen. Ich stieg in den gemeinschaftlichen Speisesalon hinab und griff nach einer Zeitung. War es die dicke Luft, oder stieß die Maschine stärker, oder wurde die See lebhafter? Mir wurde gar nicht gut. Bleiche Damen hatten es verdächtig eilig, in ihre Kabinen zu schlüpfen. Ich machte, was ich konnte, daß ich wieder auf Deck kam. Ein paar tiefe Athemzüge in der frischen Luft nahmen mir schnell die Befangenheit des Kopfes und zum Dank gelobte ich, so lange nur irgend möglich Wind und Wetter hier oben zu trotzen.

So einsam es allmählich um mich herum auf dem Salondeck geworden war, so sehr frappirte mich auf dem Vorderdeck, auf dem die Deckpassagiere ihr Lager aufschlagen, ein ewiges, lustiges, lebhaftes Durcheinander zu beobachten. Diese Leute der dritten Klasse, denen die Fahrt nach meiner Meinung eine Strapaze sein mußte, geberdeten sich, als gelte es eine Lustfahrt. Das war ein Lachen, ein Schwatzen, ein Singen, eine allgemeine lustige Verbrüderung, wie es unter einer Gesellschaft zu sein pflegt, die eine Vergnügungsreise antritt.

Ich beschloß, mich nicht länger zu langweilen, vielmehr auch hier eingedenk des Spruches zu sein: man soll auf Reisen wie das Volk leben, in dessen Mitte man reist. Und diese Passagiere waren hier offenbar mehr zu Hause als ich und meine vornehmen Reisegefährten, denen augenblicklich sehr übel in ihren Kabinen war. Ich stieg hinab auf das Vorderdeck und schob mich, so gut es im Gedränge ging,

zwischen den Kofferburgen, den Ballen und Fässern, auf, an, über und unter denen die Deckpassagiere sich häuslich eingerichtet hatten, hindurch.

Um die Schiffspumpe hatte sich eine Gruppe gebildet, in der es ganz besonders lustig zuging. Es galt, der Seekrankheit durch einen kräftigen Schluck salzigen Meerwassers zu begegnen. Das Mittel mochte probat sein, jedenfalls schmeckte es scheußlich und von den beiden Mädchen, um die sich der Spaß drehte, nahm das eine den ersten Schluck mit einem solchen entsetzlichen Gesicht zu sich, daß keine Ueberredung bei dem andern mehr fruchten wollte, sich auf diese Weise vor der Seekrankheit zu schützen.

Unter dem Raume am Bugspriet, zu dem man nur in gebückter Stellung gelangen kann, lag eine Mutter mit ihren erwachsenen Töchtern. Sie rauchten schweigsam Cigaretten mit echt orientalischer Gelassenheit, den Kopf auf die Hand gestützt. Für sie schien das Treiben um sie herum einfach nicht zu existiren. Als sie ausgeraucht hatten, legten sie den Kopf auf das Kopfkissen und gaben sich einem Halbschlummer hin. Wenn ich nicht aus anderen Anzeichen hätte schließen können, daß es Russinnen waren, so hätte ich sie doch an dem Kopfkissen, das jede von ihnen bei sich führte, als solche rekognoscirt. Der Russe der niederen Gesellschaftskreise reist nie, ohne sein Kopfkissen mitzunehmen. Erstens ist er ein großer Freund von vielem und langem Schlafen, und zweitens entspricht es der Nomadennatur, die immer noch in ihm steckt, daß er, wo er auch sei, sich häuslich einrichte, wozu wieder das Kopfkissen in erster Linie erforderlich ist.

Gleichfalls abseits hält sich der Tatar in braunem Kaftan, die Pelzmütze auf dem dünnen, kurz geschorenen Haar; das gelbe Gesicht mit dem schwarzen, spärlichen Kinnbärtchen wechselt während der ganzen Fahrt kaum ein einziges Mal den indifferenten Ausdruck.

Ein anderer Einsamer ist der Jude im schwarzen Kaftan, das Gebetbuch vor sich, unaufhörlich murmelnd, zuletzt das Gesicht in der Richtung nach Osten an die Wand drückend und laut betend.

Dort machen junge Ostseeprovinzler, lustige, lose Burschen, ihre deutschen Glossen über eine Gruppe Frauen und Mädchen aus Esthland in ihrer bunten Nationaltracht. Es ist bekannt, daß abgelegene Völkerschaften in ihren Sitten und Trachten mitunter in wunderbarer Weise sich begegnen. So fand ich hier richtige, rothe Fez auf den Köpfen der Esthen, mit einer dicken, rothen Troddel. Der violette Rock war in halber Höhe mit breiten, gelben und rothen Streifen garnirt, Farben, denen ich später wieder in Schweden bei den Dalekarlerinnen begegnet bin. Merkwürdigerweise trugen sie bei sonstigem Reichthum der Tracht keine Strümpfe, statt dessen jedoch eine ziemlich enganliegende krapprothe Hose. Man denke sich unter dem Fez, auf den Nacken fallend, noch ein buntes Kopftuch, über dem Leibchen eine blaue türkische Jacke, und man wird sich kaum eine originellere Frauentracht vorstellen können.

Andere Gruppen haben sich um die Theekessel gebildet, die auch hier auf dem Schiffe ihre große, wichtige Rolle spielen, und die Anzahl der Tassen, die der Einzelne trinkt, steigt ins Unglaubliche. An einer Stelle lag eine Familie sogar um den Samowar im Kreis.

Eine kostbare typische Figur an Bord war der altersgraue, ausgediente Unteroffizier mit bis auf ein paar Härchen überm Ohr kahlem Kopf, und einem mächtigen Schnauzbart. Er ging umher mit einer Miene, als wollte er alle Welt auffressen. Ihm verstrich die Zeit zwischen Räuschen und Kopfwaschen. Letztere Prozedur nahm er höchst ungenirt an der Schiffspumpe vor. Mit unbeschreiblichem Ernste nahm er zuvor eine Erinnerungsmedaille, die er am rothen Bande um den Hals zu tragen pflegte, ab, hielt den Kopf unter die Oeffnung und begann aus Leibeskräften zu pumpen. Nachdem er sich auf diese Weise hinlänglich abgekühlt hatte, gab er sich auf's neue dem Branntweingenuß hin. Später wurde mir von ihm erzählt, daß er in hellen Momenten unter Thränen der patriotischen That sich rühme, im Jahre 1839 den Lehm geknetet zu haben, mit dem das neue Winterpalais aufgeführt wurde. Der Patriotismus der Russen ist bekanntlich sehr groß. So erschien ein Kutscher, der den Kaiser Nikolaus nach Moskau zur Krönung gefahren hatte, eines Tages auf der Duma (dem Stadthaus) mit der Bitte, ihn zum Andenken für das Vaterland sogleich auszustopfen und auszustellen.

Ein anderer wunderlicher Heiliger an Bord war ein kurländischer Kinderlehrer, der von Dorf zu Dorf wandert und Unterricht ertheilt, wo es gerade gewünscht wird. Schon lange war mir der Mann aufgefallen, ohne daß ich aus ihm klug werden konnte. Er hatte das Aussehen eines wilden Mannes, der Bart floß lang und struppig herab, alles war derb, groß und knochig an ihm, und sein Benehmen stand in geradem Gegensatz zu seinem Aeußeren. Er war höflich, überaus freundlich, namentlich gegen Frauen mit Kindern; seine Bewegungen waren sogar zierlich und der Ausdruck seiner Sprache, wie seines Gesichtes weich und zart bis zur Süßigkeit. Wenn er seine Mahlzeit machte, deckte er sich auf den Faßdeckel eine Serviette, spreizte den kleinen Finger der großen, plumpen Hand zierlich ab und vertheilte die besten Bissen unter die Kinder. Sodann deckte er die Serviette wieder ab, begann halblaut für sich zu lesen oder ein altes Gebetbuch mit großen Initialen abzuschreiben. Ein anderes Mal trug er sich einen Eimer mit reinem Wasser herbei und begann seine schwarzen Beinkleider zu waschen. Der Anblick des herkulischen Mannes im rothen Kummatsch, mit einem zu kurzen, grauen Röckchen auf dem Leibe, vor dem Eimer stehend und mit den langen, hageren Armen hantirend und seine Toilette aufbessernd, war unbeschreiblich komisch und rührend zugleich.

Ganz vorn am Klüverbaum hatte sich ein Kreis guter deutscher Gesellen zusammengefunden, deren geheimnißvolles Thun mich lebhaft interessirte. Sie hatten nach russischer Sitte ein Artell, eine Genossenschaft, gebildet und Zweck dieses Artells war, sich möglichst billig und möglichst gut zu beköstigen. Als ihre verdeckten Schüsseln endlich gelüftet wurden, dampften Kartoffeln in der Schale verlockend um einen Berg von frischen Häringen, die sie in Hapsal eingekauft hatten. In demselben Moment läutete vom Speisesaal herüber die Glocke zum Souper. Die jungen Leute sahen meine begehrlichen Blicke auf ihre einfache Mahlzeit gerichtet und zuletzt erbarmte sich einer von ihnen meiner und lud mich ein, Platz zu nehmen und zuzugreifen. Ich ließ

mir das nicht zweimal sagen und ich weiß gewiß, es hat mir zuvor noch nie eine Nachtmahlzeit so gemundet und ich meine, es wird mir sobald nicht wieder eine so munden, wie damals am Klüverbaum, über dem Kiel, den die grünen Wogen umrauschten, indeß die Sonne purpurn ins Meer sank und Himmel und Wasser in ein einziges Entzücken zu verschmelzen schienen. Die milchweiße Flut schien den Tag in unauflöslicher Umarmung festhalten zu wollen, indeß er beim Scheiden sein rothes Herzblut in ihren Schoß ergoß.

Nicht um die weichste Matratze in meiner Kabine hätte ich von diesem reizenden Fleck mich trennen mögen. Ich holte meine Reisedecke herbei und streckte mich neben den Andern aus, den gestirnten Himmel über mir, das majestätische, ewige Rauschen unter mir und neben mir den Wiegengesang, russische Volksweisen, wie „Krasnoje Saraffan", den rothen Saraffan, und andere mehr. Die russischen Muschiks in ihren Schafpelzen, die sie Jahr aus Jahr ein nicht vom Leibe bringen, horchten zu meinen Füßen auf, als die Deutschen ihre Lieder intonirten, und fielen dann leise summend ein. Die Nachtluft kühlte wohlthuend die brennenden, von der mittägigen Sonne aufgezogenen Gesichter. Zuletzt verschwamm alles, Meeresrauschen, Lied und Nachtwind in einen süßen, heimatlichen Accord, der die Sinne allgemach einschläferte, indem er das Herz berauschte.

V.

Der Traum vor St. Petersburg.

Wo heute die Palmyra des Nordens ihre Paläste in den Armen und Kanälen der Newa spiegelt, breitete sich vor 180 Jahren ein feuchter, sumpfiger Morast aus. Auf dem rechten Newa-Ufer lag Karelien, auf dem linken Ingermannland, beides Provinzen von Groß-Nowgorod. In den Urwäldern herrschten Bären, Wölfe und Luchse und machten Jagd auf das Elenthier, während Auerhühner und Haselhühner nicht zu fürchten brauchten, vom Schützen unterlaufen zu werden. Die Nebel, die heute noch in kühlen Sommernächten den Niederungen in der Umgebung der Stadt entsteigen, vermitteln der Phantasie die Bilder der Vorzeit, als Zar Peter I., von der Formation einer Inselgruppe im Delta der Newa gefesselt, beschloß, hier seine Residenz aufzuschlagen; als auf einer niedrigen, sumpfigen Insel unter seinen Augen die ersten Pfähle eingerammt wurden, auf denen sich die Citadelle erheben sollte. Denn nur unter dem Schutz der Kanonen war an dieser Stelle die Gründung einer Stadt möglich. Zunächst wurde damit den Schweden der Eingang zum Ladogasee und zum innern Reich gesperrt. Aber auch außerdem war dieser Punkt von der höchsten strategischen Wichtigkeit, denn er öffnete den Russen die Thore des Westens. Von hier aus sollte die Flotte in alle Meere hinausgehen. Amsterdam, auf dessen Werften der junge Zar gearbeitet hatte, schwebte ihm als sein Ideal vor. Man erzählt sich, daß der Zarewitsch schon früher in einem Dorfe in der Nähe Moskaus eine kleine, verlassene Schaluppe entdeckt habe, ein Geschenk des Königs von Holland an seinen Vater. Er ließ damit manövriren und faßte die Idee, Rußland zu einer

Seemacht zu erheben. Die Schaluppe wurde der intellektuelle Urheber der baltischen Flotte und der Gründung von St. Petersburg.

Wir haben in unserm Jahrhundert drüben im fernen Westen Städte gleichsam aus dem Erdboden wachsen sehen. Niemand hat ihre Gründung diktirt, sie sind das Produkt natürlicher, gegebener Verhältnisse. Hier aber war es das Machtwort, die Energie eines einzigen Mannes, der unter den ungünstigsten Bedingungen eine Metropole aus Sümpfen und Morästen wachsen ließ und einen widerstrebenden, an orientalische Ueppigkeit gewöhnten Adel zwang, die junge Residenz zu bevölkern. St. Petersburg ist das glänzendste Zeugniß fürstlicher Omnipotenz im Zeitalter Ludwigs XIV.

Peter I. war eine machtvolle Persönlichkeit, von riesenhaften körperlichen und geistigen Verhältnissen, ganz aus dem Stoff gemacht, aus dem die Geschichte ihre Helden schnitzt, aus dem Mythe und Sage die Heroen bildet. Er erscheint am größten, wenn wir in das kleine Häuschen treten, das er damals in den Tagen der Gründung bewohnte. Der Herrscher aller Reußen lebte nicht besser und schlechter als ein holländischer Schiffsmann. Die Stuben waren mit grober, weißer Leinwand ausgeschlagen; von außen in Nachahmung von Ziegelsteinen gestrichen, im übrigen ganz in holländischer Art gebaut. Das alles rief Peter die Tage seines holländer Aufenthalts ins Gedächtniß, die Tage der Arbeit, die Tage wahrhaft fürstlicher Tugenden.

Mit reißender Schnelligkeit folgten sich die Phasen der Entwickelung der Stadt. Man geht heute, ohne es zu ahnen, auf ganzen Bergen, Felsen und Wäldern Finlands spazieren, wenn man über das Parkettholzpflaster der Newski oder Morskoi schreitet. Der Sieg bei Pultawa 1709, über die Schweden, befestigte nach den eigenen Worten des unsterblichen Gründers den Grundstein, auf welchem St. Petersburg ruht. Den Ministern und Großen des Reichs wurde nunmehr befohlen, sich in der neuen Hauptstadt niederzulassen. Mehrere Ukase zwangen 350 adlige Familien hereinzuziehen, den Kaufleuten, 300 steinerne Häuser bauen zu lassen. In dem finnischen Granit, der von solcher Härte ist, daß man behauptet, ein Geschoß springe von den Granitplatten der Forts bei Kronstadt ab, stand ein herrliches, unverwüstliches und zugleich schönes Material zur Verfügung. Und Holz gab es die Fülle, Holz kostete den Ansiedlern nichts.

Eine Katharina II. war ganz die geeignete Person, ein so ruhmreich begonnenes Werk weiterzuführen. Unter ihr wurde St. Petersburg die Stadt, in welcher die überfeinerte westeuropäische Kultur mit dem Barbarismus des Orients kokettirte. Der erleuchtete Despotismus, der kosmopolitische Zug jenes philosophischen Zeitalters, der akademische Geschmack, sie sprechen uns heute noch wunderlich genug aus dem Stil, aus der Monotonie der Reihen prunkender Paläste, aus dem üppigen Schwelgen in grandiosen Massenwirkungen steinerner Anlagen, aus dem Spielen mit gedankenlosen, inhaltsleeren, steifen Formen, aus all' diesem bunten, gezierten Wirrwarr der entschwundenen Rococoperiode an. Der fürstliche Absolutismus des vorigen Jahrhunderts bot ein Arbeiterheer von 40,000 Mann auf: die Sprachen der Tataren, Finnen, Esthen, Letten, Kalmücken, Kirgisen, Holländer, Dänen, Schweden, Deutschen schwirrten durcheinander und wurden doch nach einem Wink

von oben zu einem Zweck geleitet. Riesenhaft war die Anlage, riesenhaft wie der Gründer selbst, weit und breit wie das große, unermeßliche Reich, entsprechend dem größten Festlandsreich dieses Erdballs. So wurde St. Petersburg die polyglotte Hauptstadt, das Rom vieler Völker, wie Rußland ein Komplex von vielen Reichen ist. In der Stadt, die auf Pfählen in dem angeschwemmten Boden des Ladogasees sich erhebt, haben sich im Laufe verhältnißmäßig weniger Jahre die kostbarsten Zeugnisse europäischer Herrschaft über den Barbarismus des Orients aufgespeichert, und in ihren Kirchen und Schlössern ist so viel „schätzbares Material" aufgehäuft, so viel reeller Werth an Gold, Silber und edlen Steinen, wie in keiner zweiten Stadt auf dem ganzen Erdenrund.

VI.

St. Petersburg.

So spukte der Kobold der Historie in meinem Traum am Klüverbaum und reizte meine Neugierde, dieses Wunder des Nordens zu schauen, bis ich mit einem sehnsüchtigen Seufzer erwachte.

Ein Fröstеln lief mir über'n Leib. Ich war feucht vom Thau. Wo war ich eigentlich? Im Strahl der Morgensonne saßen zu meinen Füßen ein paar schmutzige Schafspelze und machten in brüderlicher Liebe in einer Weise Toilette, die sich der näheren Beschreibung entzieht. Das Verdeck bot einen merkwürdigen Anblick. Gruppen von Schlafenden überall, auf Plantüchern, hoch oben auf Kisten und Fässern, zwischen Körben, auf Ankertauen. Dort sahen ein paar Füße, hier ein Kopf unter einem getheerten Segeltuch vor. Der Unteroffizier ließ sich schon das Wasser aus der Schiffspumpe eiskalt über die kahle Platte laufen. Ich fühlte dabei etwas wie Schüttelfrost und eilte auf's Salondeck und hinunter in meine Kabine. —

Die Einfahrt in St. Petersburg an einem hellen, sonnigen Sommerabend, auf einem Dampfer von Westen her, ist um so überraschender und großartiger, als man solche landschaftlichen Reize nicht erwartet im finnischen Meerbusen, dessen Küsten man sich nur zu gerne kahl, nackt, felsig, von ewigen kalten Nebeln umzogen, vorstellt. Der Anblick der grünen hügeligen Ufer, die immer näher zusammentreten und aus deren Wäldern Lustschlösser, Badeorte und Dörfer blinken, ist ergreifend schön. Ganz aus dem Hintergrunde, in der Richtung des Kiels, blitzt die goldene Kuppel der Isaakskathedrale, Moscheen, Minarets in blauen und grünen Farben der Dächer tauchen aus dem Meere auf. Der gewaltige, unheimliche Eindruck, den die Forts bei Kronstadt erwecken, unter deren Kanonen die Passage allein möglich ist, wird verwischt durch das liebliche Bild grüner Inseln, industrieller Etablissements, freundlich winkender Kirchthürme und nicht zuletzt durch die unzähligen Dampferchen, Barken und Boote, die mit uns der Newamündung zustreben oder uns entgegeneilen wie zum herzlichen Willkommen. Geht es aber erst die weichen Wogen der blauen Newa und erschließt sich nach einer letzten Biegung der englische Kai mit den Palästen bis zum Winterpalais hinauf, und zur linken Wassili-Ostrow, so hat man das Gefühl, als fehle uns der Maßstab für diese

Größenverhältnisse, diese Proportionen. Hier ist alles weitschweifig, breit, bequem und geräumig. Man empfindet den merkwürdigen Kontrast mit der Anlage und Bauart unserer in das Mittelalter hinaufreichenden Städte der westeuropäischen Kulturstaaten.

Kaum hat man den Fuß ans Land gesetzt, so fordern die Quadern der Ufereinfassung das Staunen heraus. Es sind Steine von sechs bis acht Fuß ins Geviert, cyklopenartig übereinander gethürmt, von jenem schönen, hellrosenrothen Glanz, der dem finnischen Granit eigen ist. Diese prachtvollen Kais übertreffen alle Einfassungen der Themse in London, der Seine in Paris, der Spree bei Berlin. Sie sind nur mit den Kais des Bosporus zu vergleichen. Katharina II., die den herrlichen Granitkai an dem linken Newa-Ufer anlegte, pflegte zu sagen, daß er ihr einige Pud (ein Pud gleich vierzig Pfund) russischer Banknoten koste.

Das Material und die großartige Anwendung desselben fordern nun auf Schritt und Tritt unsere Bewunderung heraus. Erratische Blöcke, in Urzeiten durch Urfluten von schwedischen Bergen losgelöst und über das Ostseethal hinweggeschwemmt, blieben manches Jahrtausend in den finnischen Sümpfen stecken, bis sie ihre endliche Bestimmung als Monolithe, Säulen, Karyatiden, Sphinxe, Kais und Monumentsockel in der Zarenresidenz fanden. Ein solcher Urblock dient beispielsweise der Reiterstatue Peters des Großen zum Sockel. Der Kaiser ist aufgefaßt, wie er zu Pferde einen Felsen hinaufsprengt und mit grandioser Geste seine Großthat, die Gründung St. Petersburgs, segnet. Dicht dabei liegt die Isaakskathedrale, ein kolossaler Kuppelbau, ganz aus Marmor und Granit errichtet. Das Innere umfängt uns mit magischem Dämmerschein. Säulen aus kostbarem, blauen schimmernden Lapislazuli ragen hinauf bis zum Kranz der Kuppel. Der Ikonostas, die Scheidewand des Allerheiligsten, wird von acht Malachitsäulen gebildet. Wir steigen hinauf zur Galerie der Kuppel, dem höchsten Punkt in St. Petersburg mit entzückender Rundschau. Die ganze Stadt scheint zu schwimmen, so groß ist die Menge des Wassers von Meer, Newa, Newka und vielen Kanälen.

Wir bewegen uns stromaufwärts zum Winterpalais. Die Alexandersäule, der größte Monolith der Erde, vierundachtzig Fuß hoch, vierzehn Fuß im Durchmesser, ragt uns entgegen. Wir stehen plötzlich in der berühmten Newskyperspektive und lassen uns von dem Leben und Treiben willenlos mit fortziehen. Sie ist die Pulsader von St. Petersburg, in ihren Läden wetteifert französischer Luxus mit orientalischer Pracht. Aber auch die Industrie von aller Herren Länder ist hier vertreten. Hier ist alles Mode, der Geschmack ist nicht rigoros, nicht historisch, wie heute bei uns, er ist international. Der gedämpfte Schall der unaufhörlich rollenden Equipagen und Lastwagen auf dem Holzpflaster stört nicht den Genuß des Schauens. Auch hier sind die Verhältnisse breit, weit; Typen der verschiedensten Rassen treiben aneinander vorüber. Die Newskyperspektive ist, was die Rue de Rivoli und die Boulevards für Paris, die Oxford- und Regentstreet für London, Linden und Friedrichsstraße für Berlin sind. Man hat sie auch die Toleranzstraße genannt wegen der großen Anzahl von Kirchen fremder Kulte. Die größte und interessanteste aller ihrer Kirchen bleibt

jedoch die russische, die Kathedrale zur heiligen Mutter von Kasan. Sie ist eine Nachbildung der Peterskirche in Rom und giebt in verkleinertem Maßstabe die reizende Ellipse der Bernini'schen Kolonnaden vor derselben wieder. Sie ist ein wahrer Wundertempel in jeder Hinsicht. Zunächst genießt sie eine große Verehrung von Seiten der Russen wegen des berühmten, wunderthätigen Muttergottesbildes, das 1821 von Kasan überführt wurde. Es ist von kostbaren Steinen geradezu übersäet, die einen Werth von mehr als 100,000 Rubel repräsentiren sollen. Befremdend für unsere Auffassung ist, Maria nicht von weißer, sondern von brauner Hautfarbe abgebildet zu sehen. Indessen wir befinden uns im Reich der orientalischen, dunkelfarbigen Marien- und Christusauffassung, die für ganz Rußland giltig ist, und dürfen uns nicht wundern. Ebensowenig über die Ueberladung aller Bilder mit Steinen, Gold und Silber, was wiederum dem byzantinischen Geschmack entspricht. Der Effekt, den die Abendmesse auf den Fremden hervorbringt, ist ein überwältigender. Die von kostbaren, bunten Gewändern starrenden Priester, die weichen, sanften Gesänge, das Blitzen des silbernen Ikonostas, das Funkeln der Diamanten und Edelsteine: kein anderer Kult der Erde übt eine solche Macht auf die Sinne und Herzen des Volkes. Alles steht in der russischen Kirche. Bänke oder Stühle existiren nicht, die Gemeinschaft der Gläubigen, die nacheinander das Kreuz oder die Wange des Priesters küssen, ist eine vollendete. An den Pfeilern hängen die Trophäen siegreicher Feldzüge. Persische, türkische und polnische Fahnen; auch die Fetzen von ein paar französischen. Selbst die Schlüssel der eroberten Festungen fehlen nicht.

In der Nähe der Newskyperspektive fesselt uns noch vorzüglich das kolossale Standbild der Kaiserin Katharina II. Unter ihr sitzen, die Männer, auf die sie sich verlassen konnte, die Stützen ihres Thrones' Suworow, Potemkin, Rumanzow und andere. Die Tauben, die in Rußland heilig sind, sitzen auf den Schultern der schwarzen, erzenen Figuren und scheinen mit ihnen zu schnäbeln. Der Hermelinkragen der Kaiserin hat sogar Fransen; es sind die Strohhalme aus den Nestern der Vögel, die friedlich unter dem Schutz ihres Busens bauen.

Wie die Zeiten doch sich wandeln! Der Fremde schenkt den Herrlichkeiten aus ihrer Zeit, dem Marmorpalais, dem Taurischen Palais, in dem ihr Günstling Potemkin jene feenhaften Zauberfeste veranstaltete, kaum noch einen flüchtigen Blick. An den marmornen Göttinnen und allegorischen Figuren des Sommergartens, die das Beste jener Kunstperiode repräsentiren, geht man heutzutage mit einem gewissen sittlichen Naserümpfen vorbei, das man allein noch für die Ausgeburten einer souveränen Debauche übrig hat. Wenn aber auch die tausend Schnurrpfeifereien einer höfischen, affektirten Kunst in den Schlössern und Palästen aus jenen glanzvollen Tagen nur noch für den Kuriositätenkrämer einigen Werth haben, ein unsterbliches Verdienst hat sich die erleuchtete Regentin um St. Petersburg durch die Gründung jener so bedeutenden Kunstsammlungen erworben, die heute in der Eremitage aufgestellt sind und durch ihre Nachfolger auf dem Zarenthron so unschätzbare Bereicherung erfahren haben. Das Schönste an antiken Schmucksachen aus der Krim, die herrlichsten Erzeugnisse attischer

Keramik, die Meisterwerke der niederländischen Malerschulen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts haben hier ihren würdigen Platz gefunden.

Die Bezeichnung Eremitage für diese Kunstsammlungen ist dem alten Saal des Winterpalais entlehnt, in welchem die erhabene Regentin Erholung von den Regierungsgeschäften im Kreise bedeutender Männer und Frauen suchte. Alles was auf Geist, Bildung, Eleganz Anspruch machen durfte, vereinigte sich daselbst in zwangloser Weise. Noch sind uns die Gesetze jener Réunions erhalten. Die hauptsächlichsten unter ihnen lauten:

Jeder lege draußen Rang, Hut, Degen, alle Vorrechte und jeden Stolz ab. — Seid vergnügt, aber beschmutzt, beschädigt, zerkratzt nichts. — Schreit auch nicht und sprengt einander nicht die Ohren. — Sprecht ohne Zorn und ohne Leidenschaft. — Seufzt, gähnt und langweilt nicht. — Seid keine Spielverderber. — Trinkt euch nicht zu voll. — Was zu einem Ohr hineingeht, laßt zum andern wieder hinausgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Goldmacherkunst und der Stein der Weisen.

(Siehe die Illustration.)

Es liegt tief in seiner Natur begründet, daß der Mensch auf möglichst raschem Wege und oft mit den seltsamsten Mitteln mehr zu erwerben trachtet, als ihm bei angemessener natürlicher Anstrengung seiner Kräfte erreichbar zu sein scheint. Daher alle die Fälle, in denen er sich der Laune des Glücks anvertraut: die Neigung zum Spiel und zu Spekulationen aller Art. Auf dieses Bestreben sind vorzugsweise auch die ein paar Jahrtausende alten Versuche zurückzuführen, sich durch künstliche Herstellung edler Metalle, des Goldes und des Silbers, die Mittel zu Genuß und Wohlleben zu verschaffen, oder, wie sich dafür der bezeichnende Ausdruck eingebürgert hat, den „Stein der Weisen" zu finden. Freilich, so ganz unvernünftig waren diese Anstrengungen nicht, so lange man nicht wußte, daß die edlen Metalle einfache Körper sind, die durch keine irgendwie geartete Zusammensetzung hergestellt werden können, sondern in dem Glauben befangen war, alle Metalle seien zusammengesetzte Körper, so daß also einem unedlen Metalle nur der Zusatz eines gewissen noch zu ergründenden Tingirungs- oder Färbungs- und Vervollkommnungs- und Verfeinerungsmittels mangele, um in Gold verwandelt zu werden.

Das Wort Alchemie oder Alchymie besteht in seiner ersten Silbe aus einem arabischen Artikel und wurde während des ganzen Mittelalters allgemein zur Bezeichnung der Chemie überhaupt gebraucht. Die Kunst der Alchemie haben, so weit wir die Spuren davon zu verfolgen vermögen, zuerst die alten Aegypter getrieben, deren König Hermes Trismegistos von den Alchemisten selbst als Begründer ihrer Wissenschaft angeführt wird. Nach diesem ägyptischen Könige als ihrem ersten Förderer bezeichnet man die Alchemie wohl auch als die „hermetische Wissenschaft." Die Geheimnisse derselben waren jedoch von Hermes mit in's Grab genommen worden und wurden erst durch Alexander den Großen, der sich das Letztere öffnen ließ, vor das Licht der Oeffentlichkeit gebracht. Sie sollen auf eine smaragdne Tafel eingegraben gewesen sein und sind uns in einer lateinischen Uebersetzung überliefert worden, deren Inhalt jedoch gänzlich dunkel ist.

In den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung wurde das Studium der Alchemie hauptsächlich in Alexandrien betrieben, wie es denn damals überhaupt auf den Orient beschränkt war. Durch die Europäer, die der Ruf der maurischen Kultur nach den Schulen der Araber in Spanien gelockt hatte, einerseits und durch griechische Flüchtlinge andererseits wurde der alchemistische Aberglaube im zwölften und dreizehnten Jahrhundert auch über das übrige Europa verbreitet, wo er — wer hätte nicht gern Gold und Silber sich in beliebiger Menge bereiten wollen? — bald überall überzeugte Anhänger fand.

Das Hauptproblem aller alchemistischen Versuche bestand in der Erfindung zweier Geheimmittel: des großen Elixirs oder großen Magisteriums, auch die rothe Tinctur oder der rothe Löwe genannt, mittels deren man unedle Metalle, namentlich Blei, Quecksilber u. s. w., sowie auch Silber in Gold verwandeln zu können meinte, und des kleinen Elixirs oder kleinen Magisteriums, das man entsprechend jenem auch als weiße Tinktur oder weißer Löwe bezeichnete und welches die Kraft besitzen sollte, alle unedlen Metalle in Silber umzugestalten. Insofern das zuerst genannte Arkanum auch die Eigenschaft einer Universalmedicin, welche, in kleinen Dosen gegeben, alle Krankheiten zu heilen, gegen dieselben zu schützen, das Alter zu verjüngen und das Leben zu verlängern vermochte, in sich vereinigte, wurde es vorzugsweise „der Stein der Weisen“ und „die Panacee des Lebens“ insbesondere genannt. Ueber die äußere Beschaffenheit und Farbe dieses Steines waren selbst die „Eingeweihten“ verschiedener Meinung; während z. B. Theophrastus Paracelsus die feste Substanz als eine durchsichtige, rubinrothe, biegsame und doch leicht zerbrechliche Masse beschreibt, bezeichnet ihn von Helmont als gelb und schimmernd wie zerstoßenes Glas. Das sogenannte kleine Elixir wollte man als ein weißes glänzendes Pulver erkannt haben. Diejenigen, die noch den Stein der Weisen und die Tinktur echt aufzufinden beschäftigt waren, führten im Besonderen den Namen Alchemisten, während die Glücklichen, denen, wenigstens ihrer eigenen Aussage nach, die Enthüllung des großen Geheimnisses bereits gelungen, Adepten hießen.

Ungeheuer ist die Verbreitung gewesen, welche der alchemistische Aberglaube in Europa gefunden hat; seinen Höhepunkt aber hatte der allgemeine Wahn im sechzehnten Jahrhundert erreicht. In allen Ständen, vom Fürsten bis zum gemeinen Mann herab — unter den Gelehrten neben den eigentlichen Chemikern besonders die Geistlichen, Aerzte und Apotheker — trieb man geheimnißvolle Arbeit, den Stein der Weisen zu finden. Die Adepten wurden als Wundermänner und Weltweise angestaunt und die Eitelkeit, für einen Adepten angesehen zu werden, war bei Vielen, welche vorgaben, den Stein der Weisen gefunden zu haben, in Wirklichkeit auch die Haupttriebfeder; andere wieder machten sich den Ruf eines Adepten zu Nutze, um sich auf Kosten leichtgläubiger Thoren zu bereichern und so den wirklichen Gewinn aus dem Stein der Weisen, den sie besaßen, zu ziehen. Die reisenden Alchemisten führten stets Goldpräparate, z. B. Schwefelgold, Goldpulver, Goldpurpur, Goldamalgam u. s. w. bei sich, um dies bei ihren Operationen mit in die Mischung zu bringen, oder sie besaßen auch hohle Stäbe, deren Höhlung mit Goldkörnern oder mit Goldmalgam ausgefüllt und deren Oeffnung mit Wachs verklebt war. Mit diesen Stäben rührten sie dann den aus Blei, Wachs und dergleichen bestehenden Schmelztiegelinhalt um, das in ihnen aufbewahrte Gold kam unbemerkt in die Mischung und blieb, nachdem durch anhaltende Glühhitze das Blei, das Wachs u. s. w. geschmolzen und verbrannt, als einzig unverbrennbarer Stoff mehr oder minder rein im Tiegel zurück. Auf diese Weise mußte der Betrug in jedem Falle gelingen. Selten nur kam einer der „Goldmacher“ übel dabei weg, wie jener italienische Graf Cajetan, der gleichfalls Gold machen zu können vorgegeben hatte, als ihm indeß das Kunststück nicht gelang, zu Küstrin in einem vergoldeten Kleide an einem Galgen aufgehangen wurde, dessen Balken dem Betrüger zum Hohn mit Katzengold verziert war.

Die fortschreitende Aufklärung machte auch dem Schwindel der Alchemisten und Adepten ein Ende, obgleich nicht zu verkennen ist, daß den Schmelztiegeln jener Laboranten so manche Entdeckung zu verdanken ist, die sowohl für die Pharmazie und Medizin, wie für die Technologie und Industrie schätzbares Material lieferte.

So erscheint uns denn heute in demselben Verhältniß, in welchem die astrologischen Träumereien zur astronomischen Wissenschaft stehen, das so wunderliche und mystische Studium der hermetischen Kunst als der naive Anfang, der erste Trieb einer der nutzbarsten und am meisten Frucht tragenden Zweige moderner Erkenntniß — der heutigen Chemie.

Die Stiergefechte in Spanien.

(Siehe die vier Illustration.)

Nur weniger Dinge bedarf der Spanier, um glücklich zu sein: einer Cigarre, einer Zwiebel, einer Guitarre mit Zubehör, d. h. ein Liebchen hinter vergittertem Fenster, und — seines Stiergefechtes. Für dieses schwärmt alles, jeder Stand, jedes Alter, beide Geschlechter, und namentlich in Südspanien, wo die Leidenschaftlichkeit feuriger und unverhohlener in allen Beziehungen zu Tage tritt, sind die Stierkämpfe eine wahre Volksleidenschaft geworden; ihnen wird oft mehr Wichtigkeit beigemessen, als den kommunalen oder politischen brennenden Fragen. Fast in allen größeren Städten befinden sich Amphitheater für Stiergefechte, in welchen diese Kämpfe regelmäßig entweder von Privatunternehmern oder für Rechnung einer öffentlichen Kasse veranstaltet werden. Diese Amphitheater sind gewöhnlich große, düstere, massig steinerne Gebäude, in denen die Zuschauer auf amphitheatralisch emporsteigenden Sitzen, auf Holzbänken oder in Logen rund um die mit Sand bestreute kreisförmige Arena sitzen. Den größten derartigen Cirkus besitzt Sevilla; er ist ganz aus Stein gebaut und faßt etwa 20,000 Menschen. In Madrid erhebt sich auf der Plaza de Toros, welche eine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegt, der große, etwa 12,000 Menschen fassende Cirkus. Es ist eine unbedeckte römische Arena mit zwei Stockwerken maurischer Arkaden aus Gußeisen mit ebenso viel Logen. Oben im zweiten Stockwerk befindet sich die etwas vorgebaute königliche Loge (in der Mitte des Hintergrundes unseres Bildes) gegenüber dem Eingange, aus welchem die Kämpfer und die Stiere in die Arena treten. Dieser Cirkus ist neueren Datums. Er ist erst 1874 eingeweiht worden, und noch heute werden zuweilen auf der Plaza Major Stiergefechte abgehalten. Dieser Platz ist von großen, sehr hohen Häusern umgeben, deren unterer Stock, unter Arkaden, zu Läden benutzt wird; in seiner Mitte liegt ein Garten, der als Arena dient. In Valencia liegt der Stiergefechts-Cirkus in der Nähe des Bahnhofes; er hat in den wilden Kämpfen der Revolution stark gelitten, und man sieht auf unserer Illustration noch deutlich die unausgebesserten Schäden dieser wüsten, entsetzlichen Tage. Unter den Zuschauern eines Stiergefechtes sind alle Stände vertreten. Keine Dame ist zu vornehm oder nervenschwach genug, um diesen Schauspielen nicht beizuwohnen, keine zu arm, zu verrufen, kein Jüngling zu schwärmerisch, kein Kaufmann zu geschäftsliebend, kein Professor zu gelehrt. Neben dem Schusterjungen giebt auch er seine Begeisterung durch Rufen und Händeklatschen kund. Der Verlauf eines Stiergefechtes ist schon so oft und so weitläufig geschildert worden, daß wir uns weiterer Worte über denselben an sich enthalten können. Bemerken wollen wir nur noch, gewissermaßen zur Berichtigung eines weit verbreiteten Irrthumes, daß die Hauptfechter nicht Matadores, sondern Espadas genannt werden. Matadores (d. h. Schlächter) sind Cirkusknechte, welche nicht zu den Stierkämpfern zählen, sondern dem zwar vom Espada getroffenen, aber nicht tödtlich verwundeten Thiere mit einem Nickfänger den Gnadenstoß geben. Originell und farbenprächtig ist solch ein Stiergefecht, sowohl der Kampf, als auch das Leben und Treiben des Publikums, aber ein rohes, grausames Vergnügen bleibt es immer und ist bezeichnend für gewisse Charakterzüge der spanischen Nation.

Des Blinden Frühling.

Er haßte die deutschen Mädchen.

Novellette von L. Hyark.

In einer größeren Stadt der Rheinlande saß das Offiziercorps des dort garnisonirenden Husarenregiments in lustiger Tafelrunde im Kasino beisammen. Ein Kamerad, dem das unerhörte Glück widerfahren, daß er, behufs einer Reise nach Italien, einen achtwöchigen Urlaub erhalten hatte, wurde „fortgetrunken". Stark erhitzte Köpfe, leere Champagnerflaschen in bedeutender Anzahl, eine Riesenbowle verriethen, daß es mit dem „Forttrinken" ehrlich gemeint war.

Der Gefeierte, schon im Reiseanzug, saß am Ehrenplatz, oben am Tisch, und wurde überflutet mit lustigen Scherzreden, guten Rathschlägen und manchem „Auf Wiedersehen, alter Junge", begleitet von hellem Gläserklang. Er war ein großer, schlanker Mann, fast zu groß für eine Husarenfigur, im Alter von ungefähr achtundzwanzig Jahren, mit pronomirten, aber unregelmäßigen Zügen, blauen Augen, die bald übermüthig lustig blitzten, bald sinnend, fast schwärmerisch in die Welt schauten, der Mund war fast verdeckt von einem großen dunkelblonden Schnurrbart, „meine einzige Schönheit", wie er selbst von sich zu sagen pflegte.

„Möchte wirklich wissen, wie Sie es fertig gebracht haben, acht Wochen Urlaub zu bekommen, Brandenstein", sagte der dicke Premierlieutenant seufzend. „So'n Glück, wäre mir nicht passirt, hätte freilich auch kein Geld", philosophirte er weiter.

„Ich gab vor, durchaus etwas für meine Bildung thun zu müssen", lachte der Angeredete, „und man hatte doch höheren Orts Einsicht genug, um solch' strebsamen jungen Mann —"

„Oho! Der nur darauf brennt den römischen Karneval mitzumachen, weil hier nichts los ist", unterbrach ihn ein anderer.

„Und dessen liebendes Herz, das hier keinen Gegenstand der Schwärmerei gefunden, sich nach schönen Italienerinnen mit dunklen Glutaugen sehnt."

„Natürlich, er lernt ja schon seit drei Wochen Italienisch, um sich gleich stilvoll ausdrücken zu können, mia carissima, con amore t'adore, per diavolo."

„Nimm Dich nur in Acht, Brandenstein, daß Du mit den Italienerinnen nicht hineinfällst, das sollen hölliſch gewitzte Frauenzimmer ſein."

„Oh, ich will Euch erzählen, wie er's machen wird", rief der ſpecielle Freund Brandenſteins, Lieutenant von Eckbert.

„Na! ſchießen Sie mal los, Eckchen. Ruhe, meine Herren!"

Eckbert begann: „Er kommt über die Grenze, fährt ganz allein im Coupé, repetirt ſeine italieniſchen Vokabeln, ſchimpft über's Wetter im gelobten Lande Italien, denn er friert ganz ſchändlich! Wickelt ſich in ſeine, mir entwendete Reiſedecke und friert doch! Da hält der Zug, die Coupéthür wird geöffnet, eine Dame ſteigt ein! Dunkle Feueraugen blitzen ihn unter dem Schleier an. Die leichtgebogene Naſe, der dunkle Teint, die ſchwarze Spitzendraperie bekunden die Italienerin. Ihm wird ſchon wärmer, das Vokabelbuch wird zugeklappt, er beſinnt ſich einen Augenblick und bringt ſtotternd eine Bemerkung über's Wetter im reinſten Italieniſch zu Stande. Sie lächelt „Si Signor" und ermuthigt ſucht er im Schatze von Sauers Grammatik nach einer andern Rede."

„Eckbert, was ſchwatzeſt Du!"

„Ruhe! Still, Brandenſtein! Wollen weiter hören", proteſtirte der Chor.

Eckbert fuhr fort: „Auch dieſe zweite Bemerkung gelingt, ſie lächelt von neuem, aber ſie ſagt nichts weiter, und er iſt mit ſeinem Italieniſch zu Ende. Aber aufgeben will er die Sache nicht, er beginnt franzöſiſch, ſich entſchuldigend, daß er ihre muſikaliſche Sprache noch nicht genugſam kenne, die ihm zwar noch nie ſo ſchön, wie aus ihrem Munde geklungen. Dieſer Angriff entwaffnet ſie, das Lächeln wird immer ſchöner, zweiunddreißig Perlen, theilweiſe plombirt, kommen zum Vorſchein, die Konverſation wird immer lebhafter, ſie verſteht zwar nur die Hälfte, doch was thut's! Nach einer anderthalbſtündigen Fahrt liegt meine arme Reiſedecke auf der Erde, er braucht ſie nicht mehr, ihm iſt ſo warm! Er hat bereits eine Liebeserklärung in aller Form losgelaſſen — da, im ſchönſten Augenblick, reißt der Schaffner die Coupéthür auf und — „hol Sie der Teufel!" ſchmettert ihm Brandenſtein wüthend entgegen.— „Ach, Sie ſind ein Deutſcher? Warum ſprechen's nit Deutſch?" liſpelt die Italienerin im reinſten frankfurter Deutſch, mit einem Anflug von ſemitiſchem Accent. So fällt Brandenſtein zum erſten Mal con amore hinein!"

Schallendes Gelächter lohnte den Erzähler. Brandenſtein lachte mit.

„Aber Eckbert, welchen Unſinn Du Dir zuſammenſchnurrſt!"

„Laß gut ſein, denke an mich, ſo wird es Dir gehen, das wird die Rache des edlen deutſchen Mädchens ſein, die Du immer ſo fade und abgeſchmackt findeſt!"

Die Heiterkeit ſtieg immer höher, die Gläſer klangen lauter, eine ſchöne Rede folgte der anderen. Brandenſtein griff auch zum Champagnerglas und dankte mit ſchwungvollen Worten den Kameraden für alle guten Wünſche, da ſprang Eckbert plötzlich an die Thür, horchte einen Augenblick, und rief mit gedämpfter Stimme: „Ein höchſt ſtilvoller Abſchied in Ausſicht, ich höre das Räuſpern Sr. Durchlaucht unſeres verehrten Kommandeurs. Einige wenig ſchmeichelhafte Citate,

„alle Hagel!“ „zum Teufel, der fehlte uns gerade“, „der alte Knackstiefel hätte auch wegbleiben können“ ꝛc. wurden laut. Einige Dutzend leere Champagnerflaschen wurden mit affenartiger Geschwindigkeit unter den Tisch praktizirt, einige jüngere Offiziere nahmen eine weniger nonchalante Sitzweise ein, der dicke Premierlieutenant schloß mit Mühe und einem Seufzer einige Knebel an seinem Attila, Eckbert sprang unbefangen auf seinen Platz zurück, der bewußte „Knackstiefel“, Prinz Wittelsheim XXXIX., trat ein. Lebhaft überrascht, theilweise etwas schwankend, erhob sich die ganze Gesellschaft, „wo befehlen Durchlaucht Platz zu nehmen — zu gnädig, uns die Ehre zu geben.“ „Befehlen Durchlaucht Champagner oder Bowle?“ so umschwirrten einige noch taktfeste Gastgeber den Kommandeur.

„Hrmm! meine Herren, ich hoffe, ich störe nicht? Hrmm, Sie feiern noch Herrn von Brandenstein, wie ich sehe?“

„Zu Befehl, Durchlaucht.“

„Ich glaubte, Sie schon heute Morgen abgereist, lieber Brandenstein, Sie wurden — hrmm — doch schon gestern Abend in dieser Weise gefeiert?“

„Zu Befehl, Durchlaucht, das war die Vorfeier, ich war heute noch bei meinem Vater auf dem Gut und reise mit dem Nachtzug ab.“

„Hrmm.“ Prinz Wittelsheim saß im Vollgefühl seiner fürstlichen Würde, in kerzengrader Haltung, als habe er nicht einen, sondern verschiedene Ladestöcke verschluckt, nippte am Champagnerglas und begann eine gemessene Unterhaltung mit dem Rittmeister, seinem Nachbar. Seine Gegenwart vermochte aber nicht lange einen Druck auf die Gemüther auszuüben, die heitere Stimmung gewann, dank den Batterien geleerter Flaschen unterm Tisch, bald die Oberhand, zuletzt selbst den gestrengen Kommandeur mit fortreißend. Er räusperte sich immer weniger, lächelte verbindlich und erhob sich zuletzt, an sein Glas klopfend und Herrn von Brandenstein eine schmeichelhafte Abschiedsrede haltend, die mit den Worten schloß, das Offiziercorps hoffe seinen liebenswürdigen Kameraden in acht Wochen, „falls Sie keinen Nachurlaub haben wollen“, ebenso heiter wieder zu begrüßen, wie sie ihm heute Lebewohl sagten. Er stieß mit Brandenstein an.

„Du mußt Dich bedanken, Edgar, vorwärts“, raunte Eckbert diesem zu.

Brandenstein erhob sich langsam und stützte sich schwer auf den Tisch. „Wenn das nur gut geht“.

Eckbert sah besorgt auf seinen Freund, der infolge der vielen Abschiedsreden und -Gläser offenbar nicht mehr ganz Herr seiner Gedanken und seiner Zunge war.

„Na, Brandenstein, wird's bald?“ und „Oho! Sie stehen ja nicht fest!“ riefen ihm einige zu

„Komme schon“, antwortete Brandenstein, mit dem vergnügtesten Gesicht der Welt, und begann nun eine lange Rede sehr konfusen Inhalts, vom grünen Tiber, und vom gelben Rhein, von den Reben, nach denen er sich sehnen würde, und den schönen dunkeläugigen Mädchen daheim, die nichts wären gegen die blonden, langweiligen Italienerinnen.

„Aber, Edgar, der Kommandeur", versetzte Eckbert, in Begleitung eines aufmunternden Rippenstoßes.

„Kommt schon", lächelte Brandenstein ganz vergnügt. „Am meisten aber, meine Herren, wird mich die Sehnsucht ergreifen, wenn ich an meinen gütigen Vorgesetzten, den geehrten Vorredner denke, und so bitte ich Sie, mit mir anzustoßen" — Pause — mit erneuter Anstrengung fortfahrend, „Herr Wittelsheim — lebe hoch."

Tableau: verzweifelnde Pantomime Eckberts, ein wiederholtes „hrmm" des rasch noch einen Ladestock verschlingenden Kommandeurs, brüllendes Gelächter der übrigen, mit Bravos vermischt.

Eine Stunde später stieg Brandenstein unter großem Jubel ins Coupé. Die kalte Nachtluft hatte die erhitzten Köpfe etwas abgekühlt. „Ich habe ein dunkles Gefühl, als hätte ich eine Rede gehalten, über die selbst die Hühner lachen würden, nicht wahr Eckbert?"

„Na, schadet ja nichts, alter Junge, bis Du wiederkommst, hat „Herr Wittelsheim" sie schon wieder vergessen", war die lachende Antwort. „Der Zug geht ab — Lebewohl — es geht Dir gut — hast Du meine Decke? Addio, schreib einmal und nimm Dich vor den schwarzäugigen Schönen in Acht!"

Ein letzter herzlicher Händedruck, ein letzter lustiger Zuruf der übrigen Kameraden und Brandenstein fuhr hinaus in die dunkle Nacht, der bella Italia entgegen.

* * *

Ein sonniger Himmel lachte dem römischen Karneval. Gott Pluvius schien sich, dem heitern Volksfest zu Liebe, in gemessener Entfernung zu halten, und infolge dessen sah man nur glückstrahlende Gesichter, hörte man nur ausgelassene Heiterkeit überall. Drei Tage des Karnevals waren schon vorüber, die Tage des Confettiwerfens, die kleinen Gipskugeln, die in dichtem Regen den Korso überfluten und bald fußhoch die Straße bedecken, die von den Balkons herab, auf die Balkons hinauf, zwischen die Menschenmassen prasselnd hineinfliegen, so daß keine Schöne es wagt, ihr Antlitz ohne den Schutz der Drahtmaske den Geschossen preiszugeben. „Ein kindlich albernes Vergnügen!" so belächelt es der vernünftige kühle Deutsche, wenn er davon hört, und doch packt auch ihn der lustige Taumel, und er schleudert mit derselben beharrlichen Tollheit die Confetti, wie der Italiener; es reißt eben jeden mit fort. Doch diese Tage des Confettiwerfens waren vorüber, die Tage des Blumenwerfens begannen. Zarte Sträußchen, einzelne Blumen, Riesenbouquets flogen den Fahrenden zu, wurden den Damen auf hohen Balkonen zugeworfen, und fielen gar oft in die Hände der beutegierigen Straßenjugend, die sie mit unglaublicher Geschwindigkeit und unglaublicher Frechheit an sich rissen, um sie dann mit verschmitztem Lächeln für etliche Centesimi denjenigen, denen sie vielleicht bestimmt gewesen waren, anzubieten. Masken schwirrten hin und her in der Menschenmenge, abenteuerliche Gestalten, Ritter und Türken, grinsende Mohren, lustige Pierrots, die jeden zum Besten hatten und doch mit der Grazie des Südländers, die ihm angeboren, wie dem Nordländer das Plumpe, Ungeschliffene, nie die Grenze des Erlaubten überschritten. Kinder in den reizendsten Kostümen, kokette

kleine Schäferinnen, kleine Marquis in Rokokokostümen, goldgestickten Sammetröcken, gepuderten Haaren, den kleinen Degen an der Seite, Unmassen von kleinen rothen Teufelchen mit sehr beweglichen Schwänzchen huschten umher und suchten ein Sträußchen, ein Bonbon zu erwischen, ja in der Mitte des Korso ging sogar ein etwa sechsjähriger Napoleon I. in dem historisch treuen Kostüm des großen Cäsars, grüßte mit unnachahmlicher Grandezza nach allen Seiten und nahm gnädig, aber mit ernster, würdevoller Miene, die Huldigungen, die in Gestalt von Süßigkeiten auf ihn herabregneten, entgegen.

An der Ecke einer Seitenstraße des Korso stand unser Freund Brandenstein, seinen Arm in den eines Bekannten, des Baron Altheim, geschoben und schaute lustig auf das bunte Treiben um sich her. Ein glücklich eroberter Veilchenstrauß aus der Hand irgend einer Schönen zierte sein Knopfloch, er hatte sich mit seinem Freunde sehr thätig an den Karnevalsfreuden betheiligt, und hatten sie an diesem Platze Posto gefaßt, um das Laufen der Pferde mit anzusehen, denn die Stunde dieses eigenthümlichen Rennens nahte. Der Korso war schon fast von den Wagen geleert, eine lebhafte Unruhe machte sich unter den Menschenmassen bemerklich. Der gegenüberliegende Balkon war von vielen Damen der vornehmen italienischen Gesellschaft besetzt, und Altheim, der durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Rom sehr bewandert war, machte seinen Freund auf die verschiedenen Trägerinnen der vornehmsten Namen Italiens aufmerksam.

„Alles recht gut", meinte Brandenstein mit kritischem Blick, „aber Schönheiten sind's alles nicht. Einige sehen sogar entsetzlich deutsch aus und die Brünetten, die schon mehr den italienischen Typus tragen, sind ja heillos dick, keine Spur von Taille."

Altheim lachte. „Du machtest immer viele Ansprüche an Schönheit, das weiß ich von der Zeit her, wo ich noch beim Regiment war, die lieblichsten deutschen Mädchen konnten sich nie rühmen, Gnade vor Deinen Augen zu finden! Aber sieh Dir nur einmal die Principessa Aldobrandini an, sie ist wirklich nicht übel." Altheim kniff sorgfältig sein Monocle ins Auge und sah mit Kennermienen hinauf. „Da muß etwas los sein", sagte er lebhafter, „sie sehen alle die Straße hinauf, und die Principessa hält ein riesiges Bouquet in Bereitschaft."

In diesem Augenblick ertönte schon das Signal, welches das Zeichen zum Starten der Pferde von der Piazza de Popolo gab. Die Menschenmassen auf dem Korso wichen zu beiden Seiten auseinander, der letzte Wagen, eine Equipage, lenkte eilig auf die Seitenstraße zu, es war die höchste Zeit, denn schon hörte man durch das Jauchzen und das Geschrei der Menge hindurch, wilderregte Renner in rasendem Tempo heransprengen.

Die Insassen des Wagens, zwei in Rokokokostüm gekleidete, maskirte Damen, schienen die drohende Gefahr nicht zu bemerken, sie grüßten lebhaft mit dem Fächer nach dem Balkon der Principessa hinauf, die dann auch ihr schon bereit gehaltenes schönes Bouquet mit kühnem Wurf hinabschleuderte. Doch jetzt wurden Warnungsrufe laut, der Kutscher hieb auf die Pferde und noch vor Thoresschluß hielt die Equipage in der sichern Seitenstraße, begleitet von einigen unzufriede-

nen Aeußerungen der Nächststehenden über die Tollkühnheit und die Unzulässigkeit, noch im Korso umherzufahren, wenn das Rennen schon begonnen.

Nun war der Wagen zwar geborgen, aber der schöne Theerosenstrauß der dicken Principessa hatte sein Ziel verfehlt und blieb mitten auf dem Korso in einsamer Größe liegen. Der erste vorüberrasende Renner berührte ihn zwar nicht, aber unter den Hufen der nachfolgenden mußten die zarten Blüten ihr Leben aushauchen. Bedauernd sah sich eine der Masken im Wagen um.

„Wie schade, die schönen Blumen!“ rief sie in italienischer Sprache.

Brandenstein verstand, Dank Sauers Grammatik, diese Worte, ein rascher Sprung, ein kühner Griff, ein für die Zuschauer ganz unbegreiflich geschicktes Ausweichen vor den drohenden Pferdehufen — und Brandenstein erschien, das gerettete Bouquet in der Hand am Wagenschlag, es der maskirten Schönen mit einer Verbeugung überreichend.

Einige bravissimos der lebhaften Italiener, die in der Nähe standen, ein „grazie tante“ einer weichen Stimme, begleitet von einem bewundernden Blick, aus zauberhaft schönen dunklen Augen, belohnten Brandenstein, während sein wie gelähmt dastehender Freund Altheim entsetzt in die Worte ausbrach: „Aber Brandenstein, wie konntest Du — welche Tollkühnheit!“

„Lieber todt, als unhöflich“, antwortete dieser lächelnd und trat mit einem letzten, ehrerbietigen Gruß zurück, während der Wagen davonfuhr, alle ferneren Vorwürfe Altheims über den Leichtsinn, sein Leben aufs Spiel zu setzen wegen einiger Blumen, mit den Worten abschneidend: „Donner und Doria, Altheim, hat die aber Augen! Komm mit fort und erzähle mir, Du mußt wissen, wer sie ist.“

Altheims Entsetzen wuchs. Er klemmte sein hinabgefallenes Monocle wieder ins Auge, sah seinen Freund prüfend von der Seite an und sagte endlich: „Brandenstein, Mensch! Bist Du denn verrückt geworden?! Erst stürzest Du Dich zwischen dahinrasende Pferde, um ein Bouquet aufzuheben, dann geräthst Du in solches Feuer um ein Paar Augen!“

„Ach, red' doch nicht solches Blech, sag' mir lieber, wer sie ist! Die Augen haben mir's wirklich angethan, solche Sterne haben mir noch nicht geleuchtet!“

Altheim schüttelte bedenklich den Kopf.

Brandenstein lachte. „Nun ja! Total übergeschnappt, wenn Du willst! Aber sprich nur, Du weißt doch, wer sie ist?“

„Ich habe keinen Schimmer!“

„Keinen Schimmer?“

„Keinen! Auf Ehre!“

„Aber Du mußt doch ungefähr wissen, denn sie grüßten ja beide zum Balkon hinauf?“

„Ganz recht, Italienerinnen müssen sie sein, aber die Equipage kenne ich nicht, Kutscher und Diener waren ja nicht in Livree, die Damen maskirt, wie soll ich's wissen?“

„Doch“; unterbrach ihn Brandenstein in höchster Erregung. „Du kannst es ergründen, erfahren, bei Deiner dicken Principessa! Altheim“,

fügte er mit einem Anflug von Verzweiflung hinzu: „Heiliger Franciscus! Bist Du schwerfällig!"

„Nun ja, ich will's versuchen, sobald ich eine Gelegenheit habe, ob sie's mir aber sagt, ist eine andere Sache, denn wenn Deine Schöne inkognito bleiben will —"

„Nun ja, das weiß man aber doch nicht!"

„Beruhige Dich", sagte der gutmüthige Altheim, in christlicher Ergebung lächelnd, „ich will ja mein Bestes thun!"

Ein fieberhafter, freundschaftlicher Händedruck lohnte dieses Versprechen, dann stürzte Brandenstein allein durch einige Straßen ziellos umher, sah nach der Uhr und besann sich, daß er sich verabredet hatte, um sieben Uhr mit Bekannten im Hotel Quirinal zu essen, es war bereits sieben ein halb Uhr, und er befand sich im entgegengesetzten Theile der Stadt.

Am Morgen des andern Tages finden wir unsern Freund Brandenstein zu nicht sehr früher Stunde im Begriff die Hand nach der Klingel auszustrecken, um sich sein Frühstück zu bestellen, als sein Auge auf ein rosa Briefchen fällt, das auf seinem Tisch liegt und alle Kaffeegedanken mit einem Schlage davon zaubert. Er ergreift es — eine italienische Adresse in zarter Damenhandschrift! Er taumelt fast auf sein hartgepolstertes Sopha, so durchfährt ihn der freudige Schreck: „Wär's möglich, von ihr?" Die dunkeln Augen, von denen er die ganze Nacht geträumt, scheinen ihn anzublicken, bewundernd und feurig zugleich, langsam öffnet er das Couvert, Veilchenduft strömt ihm entgegen, berauscht seine Sinne, ihm ist zu Muth, als stände er vor einem Augenblick, der sein ganzes Leben entscheiden müßte, mit bebender Hand schlägt er den gefalteten Bogen auseinander, und — starr heftet sich sein Blick auf die Ueberschrift, die „Verehrtester Herr von Brandenstein" in reinster deutscher Sprache lautet.

Es war einer von jenen Momenten im Leben, wo es tief zu bedauern ist, daß der Betreffende nicht in einen Spiegel schaut, da ihm dann der Genuß, das namenlos dumme Gesicht das er macht, zu sehen, nicht entgehen würde. Der Spiegel hing nun über dem Sopha, aber eine Art von Selbsterkenntniß kam doch über Brandenstein, seine Träume zerrannen, die dunklen Augen schienen ihn spottend anzulächeln, er drehte ärgerlich seinen Schnurrbart, und sagte halblaut: „Ich dummer Esel! Wie wird sie mir schreiben." Dann las er sein Billet der Enttäuschungen zu Ende.

Rom, Donnerstag.
Via B. Nr. 48. III.

Verehrtester Herr von Brandenstein!

Ein Brief meines Bruders Hugo, Ihres Vetters, sagt mir, daß Sie seit kurzem in Rom weilen. Da ich nun gern einige ausführliche Nachrichten aus der Heimat hören möchte, würde ich mich sehr freuen, Sie bei mir zu sehen. Ich bitte Sie daher, mich heute Abend aufzusuchen, da Sie den Tag über gewiß mit den Sehenswürdigkeiten Roms und dem Karneval beschäftigt sind. Von neun Uhr an, finden Sie mich zu Hause.

Lucie von Heiden.

Brandenstein warf mißmuthig das zarte rosa Billet doux auf den Tisch, ärgerte sich noch ein wenig über seine eigene Dummheit und bestellte dann den Kaffee bei seiner nicht gerade übermäßig sauber gekleideten Padrona. Kaum war er mit der ersten Tasse fertig, als Altheim in der Thür erschien.

„Nun Edgar, altes Haus, ich wollte doch sehen, wie Dir Deine gestrige Aufregung bekommen ist. Hoffentlich hat sie keinen moralischen Kater im Gefolge gehabt."

„Ach Unsinn, setze Dich, willst Du mit mir frühstücken?"

„Danke, danke, laß Dich nicht stören."

Altheim rollte sich den einzigen Lehnstuhl, den Brandensteins elegante Privatwohnung aufzuweisen hatte, an den Tisch, befestigte sein unvermeidliches Monocle und blickte mit unverkennbarer Neugierde das rosa Billet an. „Nanu, Edgard, alle Teufel, was ist denn das? Damenkorrespondenz?"

„Lies, wenn's Dich interessirt", war Brandensteins etwas gereizte Antwort, indem er ihm das Briefchen zuwarf und seine zweite Tasse Kaffee mit stillem Ingrimm einschenkte.

Altheim las aufmerksam das Billet zu Ende. „Hübsche Hand, kurzer energischer Stil, duftet nach Veilchen, heißt Lucie, muß hübsch und jung sein. Du bist ein Glückspilz, Brandenstein, mir passirt das nie, daß meine Vettern liebenswürdige hübsche Schwestern haben, die nach Rom kommen. Höchstens verdrehte vierzigjährige Schrauben, die nur für Kunst schwärmen und immer Ansprüche an mich machen", schloß Altheim mit tiefem Seufzer.

„Aber um's Himmels willen, wer sagt Dir denn, daß diese Lucie nicht uralt und häßlich ist, nur über Rafael redet und, wie Du siehst, Ansprüche auf Besuche macht; ich weiß nichts von ihr!"

„Aber, liebes Kind, die Schwester Deines Vetters?"

„Schwester meines vor sechs Monaten durch meine Cousine Bredow angeheirateten Vetters, den ich nie gesehen habe, nicht einmal bei der Hochzeit, da ich nicht dort war, weil ich gerade mit dem Pferde zu stürzen das Vergnügen gehabt hatte! Ich wußte nicht einmal, daß besagter Vetter eine Schwester besaß, bis mir mein Vater vor einigen Tagen schrieb, ich sollte sie aufsuchen, was ich natürlich nicht gethan habe."

„Ungerathener Sohn! Ich würde mir das von meinem Vater nicht umsonst schreiben lassen, wenn es nur gälte, eine hübsche junge Dame aufzusuchen."

„Du bist schlimmer, wie ich gestern", lachte Brandenstein, „ich habe doch wenigstens die Augen meiner Flamme gesehen und Du nur ihre Handschrift, die ebensogut von einer alten Schachtel herrühren kann."

„Ich wette, daß sie hübsch ist", versicherte Altheim mit stoischer Ruhe, „Du wirst heute Abend doch hingehen, das mußt Du schon um meinetwillen thun, ich gehe unterdessen in eine Soirce zum Minister Minghetti, wo ich die Principessa zu finden hoffe."

„Gut, ich gehe! Ein Dienst ist des andern werth, morgen früh komme ich zu Dir, und wir tauschen unsere gemachten Erfahrungen aus."

„Benissimo! Und nun komm mit mir flaniren!“

„Ich danke, ich gehe heut Morgen auf den Palatin, da gehst Du doch nicht mit, und ich will Dich prosaisches Gemüth dort auch gar nicht mit mir haben, ich will einsam schwärmen von der Pracht der vergangenen Kaiserzeit.“

„Und von den schönen Augen Deiner Maske, na, addio, dann sehe ich Dich wohl heute nicht mehr, ich esse heute bei meinem Freunde de Martin.“

Altheim ging. Brandenstein suchte seinen Gsell-Fells hervor, um sich noch über den Palatin etwas vorzubilden, als grinsenden Gesichts die Padrona eintrat. „Amora un altro biglietto“, sagte sie verschmitzt und neugierig zugleich.

Erstaunt nahm Brandenstein das schon etwas angeschmutzte Couvert in Empfang. Die Adresse: Signor di Brandenstein war in ihm unbekannter, ziemlich unschöner Handschrift. Auf sein Befragen erklärte die Padrona, ein kleiner Junge habe den Brief gebracht.

„Va bene“, antwortete er, das Billet neben sich legend und in seinem Studium der Cäsarenpaläste fortfahrend, bis die enttäuschte Signora Angelina das Zimmer verließ, nicht ohne eine halblaute, verächtliche Randbemerkung über fischblütige Deutsche, die niemals in Feuer geriethen, selbst nicht beim Empfang eines Liebesbriefes. Als sich die Thür hinter ihr geschlossen, riß Brandenstein in heller Ungeduld das Couvert auf — seine Träume sollten sich erfüllen. Der Brief lautete in italienischer Sprache:

> Dem kühnen Retter meines Bouquets möchte ich meinen Dank sagen. Heute Abend um zehn Uhr im Teatro Costanzi, im schwarzen Domino, einen Veilchenstrauß in der Hand wird sein
>
> Violetta.

War's ein böser Streich, den irgend ein Kobold ihm spielen wollte, oder war's Wirklichkeit, die sein kühnstes Hoffen übertraf? Er sann lange nach, er traute dem dunkeln Namen nicht so recht, er hatte ein unsicheres Gefühl, als könne viel Spott und Muthwillen in ihren Tiefen schlummern. Aber gehen wollte er auf jeden Fall zu seinem Rendez-vous; ergründen, ob die Trägerin des schwarzen Dominos mit dem Veilchenstrauß als Abzeichen wirklich seine Maske war. Violetta! Wie melodisch das klang, so ganz anders als: Lucie! Altheim und sein Versprechen, Fräulein von Heiden an dem Abend aufzusuchen, fiel ihm ein, ganz erfüllen konnte er sein Wort nicht, wenigstens an dem Abend nicht. Er schrieb rasch einige Worte an Altheim, dem er vorschlug, ihn am nächsten Mittag um ein Uhr im Café di Roma zu treffen, verfaßte dann noch ein höfliches Billet an Fräulein von Heiden, er könne nicht über den heutigen Abend verfügen und würde sie, wenn sie ihm gestatten wolle, am nächsten Mittag um zwölf Uhr aufsuchen. Die beiden Briefe wurden durch einen Facchino expedirt und eine Stunde später saß Brandenstein auf den Trümmern der Paläste der Flavier und dachte wohl mehr über Maskenbälle im allgemeinen und im besondern nach, als über Roms vergangene Größe und Herrlichkeit.

* * *

„Aber Kind! Es wird mir doch unheimlich! Dieser Maskenscherz geht doch ein wenig weit!“ Die Sprecherin dieser in ängstlichem zögernden Ton geäußerten Worte blickte so vorwurfsvoll, als ihre guten blauen Augen blicken konnten, ihr Gegenüber an.

Das Gegenüber, ein reizend hübsches Mädchen, sah sie an mit ihren großen schwarzen Augen, die in diesem Augenblick förmlich vor Muthwillen zu tanzen schienen. „O Maskenfreiheit!“ lachte sie, „Du glaubst nicht, Tantchen, wie göttlich ich mich amüsirt habe, ihn zu mystificiren! Es schadet ja nichts“, fuhr sie in einschmeichelndem Ton fort, das unruhige Kopfschütteln des Tantchens bemerkend, „Marianna war ja mit mir, ich war ja unter gutem Schutz.“

„Marianna ist trotz ihrer sechsunddreißig Jahre noch ebenso tollkühn wie Du in solchen Sachen und bedenkt nicht —“

„Herzenstantchen, man kann und soll nicht immer mit deutscher Steifheit überlegen und bedenken im Karneval, ach, es war zum Todtlachen“, fuhr sie mit einem erneuten Ausbruch von Heiterkeit fort, „wie er jede eintretende Dame mit den Augen zu verschlingen schien, während wir schon längst in der Loge saßen und ihn beobachteten, und nachdem er uns glücklich, mich prüfend beobachtete und dann „Violetta“, mit schwärmerischem Blick flüsterte.“

„Und Dir wohl gar seinen Arm bot und Dich umherführte.“

„Gott bewahre! Dazu war er viel zu deutsch, das mußte ich ihm erst sagen!“

„Du ihm sagen! Aber ich bitte Dich, Lucie!“

„Nur nicht „aber ich bitte Dich, Lucie“, da kommt immer eine Predigt hinterher, und die kann ich jetzt nicht brauchen, ich habe Dir ja noch so viel, so arg viel zu erzählen! Hör' doch nur! Wir wandelten also umher, haben sehr viel miteinander gesprochen, französisch natürlich, da sein Italienisch nicht über: Fa bel tempo oggi, hinauskommt, aber französisch spricht er merkwürdigerweise sehr fließend. Ich weiß alles, er ist ein einziger Sohn, neunundzwanzig Jahr alt, heißt Edgar mit Vornamen, ist Lieutenant im ... ten Husarenregiment, hat acht Wochen Urlaub, um sich in Italien zu bilden, auf Maskenbällen und dergleichen, d. h. er schwärmt auch für Kunst und Natur und hat, wie ich, sich das Forum weit schöner gedacht! Hat vier Pferde: die Nina, Peter, schauderhafter Name, er will's auch umtaufen, wenn er nach Hause kommt, Bella und Teja heißen, und drei Hunde.“

„Lucie!“ Es war ein wahrer Schrei der Verzweiflung, den das arme Tantchen ausstieß.

„O warte doch nur, das Beste kommt ja noch! Er haßt die deutschen Mädchen, findet sie langweilig, geziert, entweder überspannt, sentimental oder hausbacken, wird nie eine Deutsche als seine Gattin heimführen, das schwört er bei Ninas weißen Vorderfüßen, und hat eine Cousine hier, Fräulein Lucie von Heiden, jedenfalls eine alte langweilige Schachtel, die er morgen früh besuchen muß. Es ist zum Sterben vor Lachen.“

„Nach diesem letzten Ausruf tanzte Lucie wie ein Kobold im Zimmer umher und erstickte das Tantchen fast in innigen Umarmungen.

„Nun sei nicht böse! Nicht wahr, es ist ja so amüsant! Wir haben so gelacht im Wagen, Marianna und ich!“

„Mir schwindelt, Lucie, und ich verstehe nicht, was daraus werden soll, wenn Herr von Brandenstein morgen kommt. Was soll er davon denken, daß Du ihn so mystificirt hast? Dich für eine Italienerin ausgegeben, ihm geschrieben, ihm gesagt, er solle Dir den Arm geben, mein Gott es ist ja entsetzlich!"

„Aber, Herzenstantchen! Er soll es ja gar nicht erfahren!"

„Nicht erfahren?"

„Nein! Höre nur, was Marianna und ich, uns ausgedacht haben! Er hat uns an den Wagen begleitet, hat gehört, wie Marianna ihre Adresse dem Kutscher gab. Er wird natürlich denken, ich wohnte dort auch. Wenn er dann morgen hierherkommt, empfängst Du ihn!"

„Ich?" Eine Welt des Entsetzens lag in diesem „ich".

„Ja! Du!"

„Nun und nimmermehr! Nie gebe ich mich zu solch unpassender Komödie her! Und glaubst Du etwa, er würde mich mit meinem fünfzig Jahren für die Schwester Hugos halten?"

„Er weiß nichts von Hugo, hat ihn nie gesehen, kann ja nicht ahnen, ob er junge oder ältere Schwestern hat. Du bist außerdem so gut konservirt!" Dies sprach der Schalk im überzeugendsten Ton, „und Du könntest Dich ja auch für eine Stiefschwester ausgeben."

„Liebe Lucie, Du hast sehr viele Thorheiten gemacht, und ich kann sie nicht mehr ändern, jetzt aber hört der Maskenscherz auf, ich werde mich auf dergleichen nie einlassen."

O Selbsterkenntniß! Du bist eine schöne Sache, aber die wenigsten Menschen besitzen Dich. In diesem Fall befand sich Fräulein von Moosbach. Seit drei Jahren lebt sie mit Lucie von Heiden und vertrat Mutterstelle an ihr, liebte sie von ganzem Herzen, hatte aber noch nie ihren Willen durchgesetzt, wenn Lucie anderer Meinung wie sie war. So war denn auch diesmal die Folge, daß Herr von Brandenstein am nächsten Morgen bei seinem Besuch in Fräulein von Heiden wirklich eine „alte Schachtel" fand, die ihm so verlegen entgegentrippelte, in größter Nervosität beständig ihre Brillengläser putzte und so erleichtert aufathmete, als er seinen Hut ergriff, daß er sich die begreifliche Frage vorlegte, warum sie ihn überhaupt zu sehen gewünscht habe?

Es war ihm ein kleiner Triumph, Altheim mit den aufs beste ausgeschmückten Details dieses Besuches zu unterhalten und seinen Spott über „die junge Dame" von fünfzig Jahren, die Lucie hieß und nach ihrer Handschrift jung und hübsch sein mußte, auszulassen. Altheim ließ sich nicht außer Fassung bringen, dazu war er doch zu phlegmatisch angelegt. Er erwiderte nur lakonisch, auch er könne ihm nichts Befriedigendes über seine Maske mittheilen, die Principessa habe nichts verrathen wollen.

„Nun da müssen wir uns eben beide trösten über unsere bitteren Enttäuschungen", lachte Brandenstein übermüthig lustig, „und darauf wollen wir ein gutes Glas Velletri trinken!"

„Wenn ich gewußt hätte, daß Du dier Sache so ruhig nehmen würdest, hätte ich mich auch nicht so von de Principessa foppen und auslachen lassen über meine Neugierde", meinte Altheim doch etwas ärgerlich. „Du bist recht wetterwendisch, gestern noch Feuer und Flamme, heute ganz abgekühlt."

„Nun stoß an, alter Freund, darum keine Feindschaft, ich kann mich doch nicht in Liebe verzehren für einen unerreichbaren maskirten Gegenstand.“

Brandenstein fand es nicht für nöthig, Altheim in sein gestriges Abenteuer auf dem Maskenball einzuweihen und da er, die Adresse der Damen, die dieselben dem Kutscher gaben, wissend, bereits am Morgen ergründet hatte, daß die Marchese Pasolini den Palazzo via dell' umiltà 180, bewohne, so lag ihm nur daran, zu ergründen, ob Altheim die Familie kenne. Er frug ihn daher, aber ganz beiläufig, ob er eine Familie Pasolini kenne, von der ihm das alte Fräulein von Heiden so viel vorgeschwärmt?

„Gewiß?“ sagte Altheim lebhaft, „sehr hübsche Frau, ältlicher Mann, famoser alter Palazzo, sollen jetzt auch eine bildhübsche Nichte, Tochter seines Bruders, wenn ich nicht irre, bei sich haben. Thut mir leid, daß ich morgen auf vierzehn Tage nach Neapel gehe, sonst hätte ich Dich dort eingeführt.“

Brandenstein zeigte ein solches Interesse für den alten famosen Palazzo, daß Altheim versprach, jene Einführung doch noch vor seiner neapolitanischen Reise möglich zu machen.

* * *

Marianna Marchesa Pasolini kam mit ihrer Nichte Lucie oder wie die Marchesa und ihr Mann, die sich zu dem hartklingenden deutschen Lucie nicht entschließen konnten, sie weit lieber nannten: „Violetta“ von einer Nachmittagsfahrt in der Villa Borghese nach Hause.

Es war ein Glück, daß Fräulein von Moosbach gute alte Freunde in Rom gefunden hatte, sonst würde sie sich oft sehr einsam gefühlt haben, denn ihre Schutzbefohlene brachte den größten Theil ihres Tages im Hause ihres Onkels zu, der das Abbild seiner geliebten Schwester in der Nichte wiederfindend, nie glücklicher war, als wenn er sie um sich hatte. Die schöne Violetta Pasolini war vor mehr denn zwanzig Jahren dem jungen deutschen Gutsbesitzer Leo von Heiden, der ihr Herz im Sturm eroberte, in seine nordische Heimat gefolgt, war aber nach fünf Jahren nach einer sehr glücklichen Ehe gestorben, ihrem Gatten einen Sohn Hugo und die kleine Lucie als Vermächtniß hinterlassend. Als Lucie fünfzehn Jahr alt war, starb ihr Vater und eine entfernte Verwandte, Fräulein von Moosbach, nahm sich ihrer an und war jetzt, nachdem Lucie achtzehn Jahr alt geworden, mit ihr nach Rom gekommen, damit sie den einzigen Verwandten mütterlicherseits, Marchese Pasolini, kennen lernen solle. Er sowohl wie seine Frau gewannen das reizende Geschöpfchen rasch lieb und Lucie fühlte sich sehr glücklich mit der jungen hübschen Tante, die ihr mehr wie eine Schwester und Freundin entgegenkam, ihren Enthusiasmus für Rom theilte und auch keinem lustigen Karnevalsscherz, wie Fräulein von Moosbach schon strafend bemerkt, abgeneigt war.

Hüte und Pelzmäntel ablegend, träten beide Damen in Mariannas eleganten Salon und diese ergriff lebhaft die beiden Visitenkarten, die ihr ein Diener auf silberner Platte präsentirte mit dem Bemerken, der Herr Marchese habe die Herren empfangen.

„O Dio!“ rief sie halb erschrocken, halb lustig aus, „Violetta, was fangen wir aber jetzt an! Da sind die Karten des Baron Altheim und Deines Ritters Edgar von Brandenstein! Altheim hat ihn bereits dem Onkel vorgestellt, wir müssen ihm zum Donnerstag Abend eine Einladung schicken, was wird nun? Wirst Du Deine Rolle weiter führen, oder Dich zu den hausbackenen deutschen Jungfrauen bekennen?“

„Gewiß nicht, noch nicht! Ich muß erst einen Plan ersinnen, ihn gründlich zu strafen, da er es gewagt, meine deutschen Schwestern zu schmähen.

„Herrlich, herrlich“, lachte Marianna, „wie gut Dich Deine stolze Empörung kleidet! Du bist doch nur dem Aeußern nach Italienerin, nur diesen dunkeln Feueraugen nach, carissima“, sagte sie mit einem leisen Seufzer. „Dein Herz ist deutsch, mir, trotz aller meiner Sympathie für Dein Volk, fast zu deutsch, hättest Du doch ein wenig mehr Liebe für das Land Deiner Mutter in Dir!“

„Marianna, Du weißt, wie ich Dich und den Onkel lieb habe“, sagte sie zärtlich, „und wie ich für Rom, Euer schönes stolzes Rom mit seinen großartigen Schätzen schwärme, aber leben für immer könnte ich trotzdem hier nicht. Ich würde Heimweh haben nach meinem geliebten Deutschland, ich würde mich nach seinen Wäldern, nach seinen Feldern, nach den deutschen Lauten sehnen, so glücklich ich mich auch jetzt hier fühle.“

„Ja“, sagte Marianna mit einem Anflug von Trauer, der ihrem sonnigen Gesicht sonst so fern lag, „ich fürchte auch, wir würden Dich für immer hier nicht fesseln können. Aber“, fuhr sie wieder heiter fort, „was wirst Du mit Deinem Landsmann beginnen? Erst also Dein Inkognito wahren, kein deutsches Wort wird Deinen Lippen entfliehen, aber, Kind, er wird Dir entsetzlich die Cour machen! Wenn er sich schon sterblich in Deine Augen verliebt hat, was wird er thun, wenn er erst das ganze süße Gesichtchen ohne Maske schaut!“

„Vielleicht ist er sehr enttäuscht“, lächelte Violetta.

„Kind, Kind, hüte Dich vor einer Sache! Wenn Du ihn strafst, den kühnen Ritter, und leichtsinnig mit der Glut spielst, hüte Dich selbst, daß Dein Herz nicht Feuer fängt!“

„Aber Marianna, wie Du nur redest“, lachte der übermüthige lustige Kobold.

* * *

Vierzehn Tage vergingen. Brandenstein hatte eine Einladung in das Haus des Marchese erhalten, er war feierlich der Nichte des Hauses, Signorina Violetta vorgestellt, er hatte fast betäubt vor Aufregung und sprachlos vor Bewunderung in das erröthende Antlitz geschaut und sich mit Mühe bemeistert, als die dunkeln Augen, die einen Augenblick verlegen niedergeschlagen auf den Boden geheftet waren, ihn anblickten und ihn neckend zu fragen schienen: kennst Du mich? Wohl kannte er sie, aber er schwieg, berührte mit keinem Wort den Maskenball und that mit keiner Silbe Erwähnung, als entsinne er sich, mit dem schönen Mädchen von so vielem schon gesprochen zu haben, doch er legte im Geist, ohne sich zu besinnen, ihr sein ganzes Herz, seine heißeste Liebe zu Füßen.

Spitze garnirtes, gefälteltes Gilet von elfenbeinweißem Atlas. Die beiden Reihen Passementerieknöpfe sind mit dem Stoff übereinstimmend. Der granatrothe Sammet-

Nr. 2. Friederiken-Taille.

kragen wird mittels einer altsilbernen Agraffe geschlossen. Spitzenmanschetten. Granatrother Sammethut mit assortirter Bandumwindung und einem elfenbeinweißen, granat-

rothgestreiften Phantasieflügel garnirt. Taillen in dieser Ausstattung werden von jungen Mädchen namentlich zum Concertbesuch, sowie auch zu Hochzeitsfeierlichkeiten gern getragen.

Nr. 3. Jacket-Taille für ein junges Mädchen.

Nr. 2. Friederiken-Taille.

Zu dieser für Diner oder Theater bestimmten Taille wird rubinrother Grosgrain

klärung, sehr gegen ihren Willen, aus Rom fortgebracht; sie sollten sich die Sache beide überlegen, wenn sie dann ruhiger geworden und noch ebenso dächten. Sie dachten noch ebenso, das war unzweifelhaft.

„Aber Edgar, wie Du gestraft wirst! Du hattest doch geschworen, nie eine Deutsche als Deine Gattin heimzuführen!"

„Ja, das ist wahr, aber da Du mich nun einmal haben willst: lieber todt als unhöflich!"

Brandenstein hat aber doch später feierlich alles zurückgenommen, was er je gegen deutsche Mädchen gesagt hat, zu dem deutschen Namen Lucie hat er sich aber nicht entschließen können, trotz allem Räsonniren Bredows, für ihn blieb sie: „Violetta!"

Baron Altheim kniff sehr erstaunt sein Monocle ins Auge, als er einen dicken Brief Brandensteins erhielt, und sein Erstaunen wuchs und das Monocle fiel wieder hinunter, als er den Inhalt, die Verlobung, mit allen Details las. „Du hattest doch Recht, aus der Handschrift zu prophezeien, daß Lucie von Heiden jung und hübsch sei", schrieb Brandenstein. „Alle Teufel", seufzte Altheim melancholisch, „ich habe damals schon gesagt: hat der Mensch ein Glück! Das wäre mir mal wieder nie passirt!"

Des Blinden Frühling.

(Siehe die Illustration.)

Ihr saht gewiß ihn dann und wann
An eurem Blick vorüberschweben,
Den armen blinden Geigersmann,
Den Hund am Band, sein Kind daneben — —

Wer weiß, warum die Sehkraft lischt! — —
Vielleicht in Augen, die viel weinen —
Einst hat er sich am Grün erfrischt
Und sah gleich euch die Sonne scheinen.

Sein bleiches Kind, es kann sich nie
Am Spiel der andern Kinder laben;
Des Vaters Elend hat ihm früh
Das frohe Jugendglück begraben.

Er spielt. Das weint und tönt und klingt
Es zuckt in jedem Angesichte,
Denn aus dem Allen klagt und dringt
Das Weh — das Heimweh nach dem Lichte.

O. Berkamp.

Neueste Moden.

Nr. 1. Taille für ein junges Mädchen.

Zum Anzug selbst wie zu der die Raffung haltenden Schleife ist elfenbeinweißer Atlas genommen. Die Taille von granatrothem Ottoman öffnet sich über ein mit

Nr. 1. Taille für ein junges Mädchen.

Spitze garnirtes, gefälteltes Gilet von elfenbeinweißem Atlas. Die beiden Reihen Passementerieknöpfe sind mit dem Stoff übereinstimmend. Der granatrothe Sammet-

Nr. 2. Friederiken-Taille.

kragen wird mittels einer altsilbernen Agraffe geschlossen. Spitzenmanschetten. Granatrother Sammethut mit assortirter Bandumwindung und einem elfenbeinweißen, granat-

rothgestreiften Phantasieflügel garnirt. Taillen in dieser Ausstattung werden von jungen Mädchen namentlich zum Concertbesuch, sowie auch zu Hochzeitsfeierlichkeiten gern getragen.

Nr. 3. Jacket-Taille für ein junges Mädchen.

Nr. 2. Friederiken-Taille.

Zu dieser für Diner oder Theater bestimmten Taille wird rubinrother Grosgrain

4 5 6

Nr. 4 bis 6. Mantel und Visiten.

genommen. Rings um den untern Rand ist die Taille mit Stoffschluppen garnirt, welche mit rubinrothem Atlas gefüttert sind und zugleich die Schöße bilden. Offizierskragen und Revers von rubinrothem Sammet. Der die Taille abzeichnende Gürtel von demselben Sammet wird an der Schnebbe geknüpft und fallen alsdann die überstehenden Längen als Schluppen und Enden herab. Derselbe Sammet ist ferner zu der die Raffung zusammenhaltenden wie zu der am Aermel angebrachten Schleife verwendet. In den Haaren weiße Blumen. Halskrause und Manschetten von Spitze. Sehr lange, in die Aermel eintretende Handschuhe.

Nr. 3. Jacket-Taille für ein junges Mädchen.

Rock von moosgrünem Atlas mit gepuffter Tunika, welche links unter einer

Nr. 7. Knaben-Paletot. (Rückansicht.)

Schluppengruppe von der nämlichen Farbe gerafft ist. Ueber dem bis zum Gürtel gepufften Gilet von broschirter Surah öffnet sich die Jacket-Taille von dunkelgrünem Ottoman. Die Verzierungen an der Gürtelschnalle und die Knöpfe sind von Altsilber. Gerader Kragen von dunkelgrünem Sammet. Aermel mit Spitzenrevers. Der feine dunkelgrüne Filzhut ist mit einem dunkelgrünen Bande und einem dergleichen gepufften Sammetrevers garnirt; vorn ein aus Phantasiefedern geformtes Aigrett. Lange in die Aermel eintretende Handschuhe.

Nr. 4 bis 6. Mantel und Visiten.

Nr. 4. Visite von mit Sammetsonnen broschirtem Ottoman-Sammet. — Der kurze Rock zu dieser Visite von Ottoman-Sammet ist in Hohlfalten gelegt und mit

Seiden-Passementerien verziert. Die eigentliche Visite ist auf dem Rücken in der Taillenmitte leicht geschweift und mit zwei Reihen schöner Marabout-Franse besetzt. Um den Ausschnitt ein Besatz von Passementerie und Franse, mit Passementerie unterbrochen als Jabot.

Nr. 5. Spanischer Mantel von gepreßtem schwarzen Sammet in geschweifter Façon. — Der Rock bildet auf der Rückseite zwei breite Hohlfalten. Das Vordertheil ist weit und unten mit einer schönen Chenille-Passementerie verziert, die mit Seiden-Agréments und Perlen untermischt, schließlich in Seidenkugeln endigt. Diese Agréments wiederholen sich in größeren Verhältnissen an jeder Seite des Rückens und zwar unterhalb der Taille und an dem etwas gereihten Halsausschnitt. Der

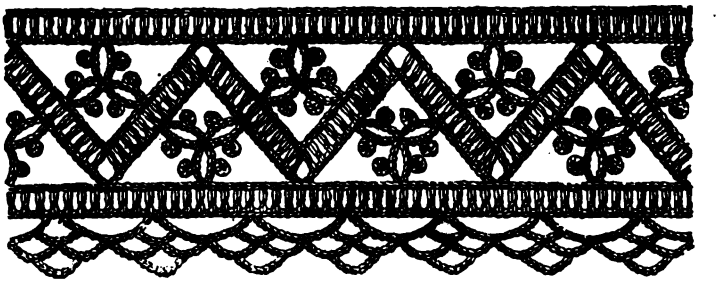
Nr. 8. Knaben-Paletot. (Vorderansicht.)

Schnitt des Aermels ergiebt hier, wie es bei Visiten der Fall ist, zugleich den Rücken.

Nr. 6. Visite von Sicilienne und stufenförmig übereinander gesetzten fischotterbraunem Plüsch. — Die Visite ist mit Seide gefüttert und wattirt. Am Vordertheil bildet der stufenförmige Plüschkragen einen sehr ansehnlichen Ausputz. Nach der Taille zu nimmt dieser Kragen in Breite allmälig ab, erweitert sich aber wieder als Plastron bis zu den, den untern Rand der Visite garnirenden stufenförmigen Plüschstreifen. Die Weite des Pagodenärmels ist nach aufwärts durch sieben Reihen enge Reihungen wesentlich vermindert. Am vordern Rande des Aermels ist ein breiter, halb aus Sicilienne, halb aus Plüsch stufenartig zusammengesetzter Volant angebracht. Von den erwähnten sieben engen Reihungen über dem Volant hängt eine schöne Seiden-Passementerie mit Quasten herab.

Nr. 7 u. 8. Paletot für einen Knaben von 4 bis 6 Jahren. (Rück- und Vorderansicht.)

Zu diesem Paletot wählt man irgend einen jetzt modernen dunkeln Winterstoff. Vorn ist er der ganzen Länge nach übergeschlagen und mit zwei Reihen schöner Metallknöpfe besetzt; drei gleiche Knöpfe finden sich über den Hohlfalten der Schöße. Zu jeder Seite ist unterhalb Armlänge eine Patte angesetzt, durch welche der mittels einer Metallschnalle vorn geschlossene Gürtel gezogen wird. Zu einem solchen Paletot braucht man circa 2 Meter 25 Cmtr. Stoff, der eine Breite von 60 Cmtr. hat.



Nr. 9. Gehäkelter Einsatz.

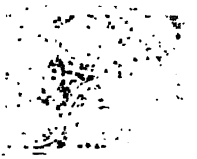
Nr. 9. Gehäkelter Einsatz.

1. Reihe: 12 Luftmaschen, * 3 aus 5 Lm. und einem Halbstäbchen gemachte Picots, zwischen jedes derselben 2 Lm. Zwischenraum. Nach dem dritten P. 2 Lm., welche an das zweite Picot befestigt werden; 2 P. mit 2 Lm. Zwischenraum und an derselben M. befestigt, wie beim vorhergehenden P. In dieser Weise hat man eine Schlinge, ein neben das erste befestigtes P., 15 Lm., mit der Nadel in die Mitte der durch die beiden folgenden P. gebildeten Schlinge gestochen, 12 Lm., die Reihe vom Sternchen wieder angefangen. — Bei der zweiten Reihe Stäbchen mit 1 Lm. Zwischenraum auf die M. der vorhergehenden Reihe, womit wieder P. gebildet werden, wie bei der ersten Reihe. Um eine Zacke zu bilden sind zu machen: oben 2 St., 5 Lm. in die nämliche M. und unten 5 M. durchzuziehen. Die beiden Ränder bestehen aus Luftmaschen und Halbstäbchen, eine Reihe Stäbchen mit 1 Lm. Zwischenraum. Zum Schluß an den untern Rand eine aus dem Dessin ersichtliche kleine Spitze.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Hermann Tischler in Leipzig.
Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Im Schnee erstarrt.

Originalzeichnung von L. Porttmann.



Dädalus.

Eine Erzählung von **Holger Drachmann.**

Aus dem Däniſchen von G. Schlüter.

Es war ein ganz merkwürdiger Abend; ich erinnere mich deſſelben noch lebhaft; da indeſſen das Gedächtniß nicht zu den Dingen gehört, welche weder Motten noch Roſt freſſen, ſo werde ich unabhängig davon mich beſtreben, alles dasjenige mitzutheilen, was ich an jenem Abend in Erfahrung brachte. Ich hätte darauf ſchwören wollen, daß mein alter Onkel, der ſo ſtill und ehrbar, von ſeinen Geſchäften zurückgezogen, auf ſeinem Landgut zwiſchen den Büchern ein ſelbſtbeſchauliches Leben führte, bei ſeiner ſinnigen und beſtändig harmoniſchen Natur niemals durch eine im Grunde ziemlich gleichgültige Bemerkung ſo ungemein hätte erregt werden können.

Wir hatten unſeren Thee getrunken und die Pfeifen angezündet.

„Ich fange an, alt zu werden," ſagte mein Onkel.

„Und ich ſehne mich danach, es bald zu werden," erwiderte ich.

Erſtaunt blickte er mir feſt ins Auge.

„Ich kann es nicht leiden, wenn die jungen Leute in unſerer Zeit ſo reden; ſchließlich werde ich es noch erleben, daß nächſtens ein Geſchlecht mit der Brille auf der Naſe und ſchlechter Verdauung zur Welt kommt. In meiner Jugendzeit . . ." er unterbrach ſich ſelbſt und ſtopfte die Aſche in ſeinem Pfeifenkopf nieder.

„Aufrichtig geſagt, Onkel, ich glaubte nicht, daß Du jemals jung geweſen wäreſt —"

„Nicht! So? . . . Und weshalb . . ."

Abermals tiefes Stillſchweigen; der alte Mann lehnte ſich in ſeinem Seſſel zurück und blickte ins Leere, während ein kaum bemerkbares Zucken um Mund- und Augenwinkel mir ſeine innere Erregung verrieth. Eine ganze Weile ſaßen wir in Schweigen verſunken auf unſeren Stühlen, bis plötzlich ein Gedanke in mir aufſtieg.

Ich rückte dem Onkel ganz nahe und klopfte ſanft mit meiner Pfeifenſpitze auf deſſen Arm.

„Erzähle mir etwas aus Deiner Jugendzeit; erzähle mir von Deiner erſten Liebe, Onkel!"

Es durchfuhr ihn wie ein elektrischer Schlag und er blickte mich an, als wollte er fragen, ob ich toll wäre. Ruhig erwiderte ich jedoch seinen Blick und wandte meine Augen nicht eher wieder von den seinigen, als bis ich ihn gezwungen hatte, dieselben niederzuschlagen.

Wenn ein älterer Mann aber den Blick vor einem jüngeren zu Boden schlägt, dann ist er verloren. Sofort pflanzte ich die Fahne auf die Festung und begann:

„In dem Hause, wo ich als junger Mensch mich aufhielt, lebte die Tochter, eine reizende, zarte Blondine, eine vollkommene" . . .

„Nein, zum Henker, nein!"

Und ein Lächeln flog über des Alten Gesicht.

„Du bist und bleibst ein dummer Junge; doch man kann Dir ja nichts abschlagen. So höre denn!"

Und mein Onkel erzählte:

„Ich war zwanzig oder einige Jahre darüber, hatte das dänische Juristenexamen mit Auszeichnung bestanden, war, unter uns gesagt, ein schmucker, hoffnungsvoller junger Mann und erhielt eine Anstellung beim Hardesvogt als Bevollmächtigter in derselben jütischen Handelsstadt, wo Dein Vater einige Jahre später in ein Geschäft trat.

Ich darf behaupten, daß ich bei meinem Vorgesetzten, dem Hardesvogt, gut angeschrieben war, welches zur Folge hatte, daß ich in den städtischen Kreisen mich einer gewissen Achtung erfreuen durfte; es ist dieses nicht immer der Fall bei den jungen Bevollmächtigten auf der Amtsstube der Hardesvögte. Der Grund dieses Wohlwollens meines Chefs lag größtentheils wohl darin, daß ich niemals nach der Weise meiner Vorgänger mich in das Privatleben desselben mischte. Was kümmerte mich auch seine Lebensweise! Was ging es mich an, wenn er lieber mit seinem treuen Freunde, dem Stadtvogt, das Wirthshaus besuchte, als die vornehmen Familien der Stadt, daß er endlich infolge seiner beharrlichen Nachtsitzungen im Klub nur kurze Zeit auf der Gerichtsstube am Tage sich blicken ließ!

Beide Vögte waren unverheiratet und niemand war berechtigt, denselben etwas zur Last zu legen, so lange ihre Lebensweise nicht allzusehr mit den Amtspflichten in Konflikt gerieth.

Doch ich hütete mich gar wohl, nicht auf vertrautem Fuße mit ihnen zu stehen, wozu die Nachtzeit oft hinlängliche Gelegenheit bot; nahm indessen ein Glas, welches sie mir offerirten, bereitwilligst an, spielte auch wohl eine Partie Karten mit ihnen, beobachtete jedoch stets eine angemessene Distanz. Letzteres hob mich ungemein in den Augen der Städter, sowohl der Honoratioren, wie der Mittelstände, und hätte ich großen Werth auf ein gesellschaftliches Leben gelegt, welches eine kleine Handelsstadt zu bieten vermag, so wäre mir schließlich das Schicksal zu Theil geworden, Schwiegersohn in einem Handelshause oder in der Familie eines wohlhabenden Handwerkers geworden zu sein. Es fehlte wahrhaftig nicht an Netzen, welche mir in dieser Beziehung gelegt wurden. Ich lebte deshalb mir selbst, und der Grund . . . ja, siehe, der Grund war eben — lag eben in . . ."

„Gut, Onkel, ich verstehe Dich; aber jetzt kleide die Geschichte in ein passendes dramatisches Gewand, wie z. B.: Es war eines Abends im Klub; die Lampen über dem Billardtisch waren bereits

angezündet und der Hardesvogt hatte zwei Male hintereinander eine Karoline gewonnen, als Johanna, die hübsche Kellnerin eintrat . . ."

„So schweig' doch still! — Du bist vollständig auf der Spur, und da Du den Klub erwähntest, so werde ich auch damit beginnen. Die Lampen waren, wie Du sehr richtig bemerktest, angezündet und Gott weiß, es ist auch möglich, daß der Hardesvogt zwei Male hintereinander eine Karoline gewonnen hatte, obgleich seine wahre Force eigentlich Blanche-Polydor war. Der dicke Stadtvogt nahm seinen Sitz auf dem Sopha ein unter der Markirtafel, putzte seine Brille und wischte mit dem Schnupftuch die triefenden Augen. Der lange zähe Adjunkt an der Kathedralschule beugte sich mit heraushängender Zungenspitze über das Billard. Die beiden ersten Kaufleute der Stadt standen in einer Ecke und rieben sich die Hände bei der Erzählung irgend einer faden Geschichte, welche von einem eben so langweiligen Probenreiter zum besten gegeben wurde, und der kleine krummbeinige Kellner schrie die Pointen in das Ohr des feisten Müllers, welcher bei gewissem Winde taub war.

Im Zimmer herrschte ein Duft von heißem Grog und dichter Tabaksqualm; es nützte nicht viel, daß die obersten Fenster dem stillen warmen Sommerabend geöffnet waren. Ich trat in die Thür mit den Briefen, welche in der Gerichtsstube zuletzt eingelaufen waren, bevor der Schreiberjunge und ich dieselbe verlassen hatten.

„Ist etwas von Wichtigkeit darunter," fragte mein Chef, während er das kleine Päckchen entgegen nahm und sein Licht auf dem kleinen Leuchter in dem Zimmerwinkel anzünden ließ, wo er seine laufenden Geschäfte zu erledigen pflegte.

Ich deutete auf einen Brief, welcher durch seine vierkantige Form und die Menge von Siegellackklexen auffiel und die Aufschrift trug: „An die weisen Räthe der Stadt, die Stadt- und Hardesvögte in N." Der Chef ergriff das seltsame Schreiben; kaum durchflogen seine Augen die Zeilen, als derselbe ein lautes „Hallo!" ausstieß und den Brief seinem Freunde mit den Worten zuwarf:

„Lies laut, Bürgermeister! Du hast den Vorrang!"

Der Stadtvogt setzte seine Brille auf, kehrte der Lampe den Rücken und las:

„Hochweise Räthe, Bürgermeister, Stadt- und Hardesvögte in N. Im Namen der Wissenschaft, der Kunst und des Himmels und in meinem eigenhändig unterzeichneten Namen bitte ich um die Erlaubniß, am nächstfolgenden Sonntag Nachmittag auf dem Stadtmarkt von dem Garten des Gastwirthes Krist aus eine Luftreise in der von mir erfundenen Flugmaschine unternehmen zu dürfen, welche ich nunmehr nach vielen Jahren und unter großem Mißgeschick soweit vervollkommnet habe, daß ich wegen der Verherrlichung von Wissenschaft und Kunst berechtigt sein dürfte, um eine kleine Einnahme in Form eines billigen Entrees, welches noch näher bekannt gemacht werden soll, zu ersuchen.

In Ehrerbietung

Markledshusen pr. N.

Sebaldus Binninge."

Ein schallendes Gelächter folgte der Vorlesung; auch der kleine häßliche Kellner erlaubte sich mit einzustimmen.

„Zum Teufel, was ist das?“ rief der Stadtvogt, nach Luft schnappend, da infolge des Lachens sein Asthma sich eingestellt hatte und ihn fast zu ersticken drohte.

„Ja, was heißt das?“ wiederholten alle im Chor, und der Hardesvogt wandte sich zu mir mit der Frage, ob mir etwas über diesen Fliegekünstler bekannt sei.

Ich versuchte so gut es möglich war, meine Verlegenheit zu verbergen, denn aufrichtig gesagt, dieser Wundermann mit der Flugmaschine war mir nicht ganz unbekannt; er gehörte der Zahl jener Unglücklichen an, deren Hoffnungen sich auf die Entdeckung des Perpetuum mobile, des Steines der Weisen ꝛc. stützten. — Zufällig war ich auf einem Spaziergange diesem Manne begegnet.

Vielleicht schwärmte ich damals mehr für Originale, als jetzt: er interessirte mich, so viel steht fest, und außerdem besaß er eine Tochter, welche ... Doch genug; ich war etliche Male bei ihm gewesen und hatte seiner Aufklärung über Fallgeschwindigkeit, Tragkraft der Luft und anderes halbwissenschaftliches Stückwerk mein Ohr geliehen, hatte seine Maschine bewundert und vor allem seine Tochter; — ach ja! Das wundersame Kind, ich sehe sie noch vor mir, so wie sie ...“

„Vergiß nicht, Onkel, daß Du im Billardzimmer bist und dem Hardesvogt gegenüber eine Aufklärung zu umgehen suchtest,“ unterbrach ich den Erzähler.

„Du hast Recht, es muß Ordnung in den Dingen sein. Nun wohl, ich sagte so wenig wie möglich, bemühte mich jedoch für den Bittsteller ein gutes Wort einzulegen.

„Ach der ist es, der verrückte Blechschläger, Kesselflicker oder was er sein mag!“ rief mein Vorgesetzter; „ich glaubte, daß er bereits lange aus der Harde fortgezogen wäre.“

Der Adjunkt, welcher niemals die Gelegenheit zu einer kleinen spöttischen Bemerkung vorübergehen ließ, meinte, indem er den Blick auf das Billard richtete, es sei sonderbar, wie gut die Obrigkeit über bürgerliche Verhältnisse orientirt sei.

„Bürgerliche,“ brauste der Stadtvogt hitzig auf; „bürgerliche, sagen Sie! Als ob man solch Zigeunerpack und Diebesgesindel unter die Bürger rechnet! Doch ich werde die Sache näher untersuchen; es wird keine Erlaubniß zu Dummheiten und Unordnungen gegeben! Die Stadt wird gesäubert werden — hören Sie, Herr Adjunkt, gesäubert werden von allen nichtsnutzigen Elementen! Zum T..., es ist doch noch Obrigkeit hier zu Lande!“

Der Adjunkt, welcher als Mitglied des Stadtrathes jüngst ein Mißfallensvotum wegen versäumten Erscheinens erhalten hatte, biß sich verlegen auf die Zunge; der dicke Müller grinste, die beiden Kaufleute und der Probenreiter ebenfalls, und die beiden Vögte geriethen in guten Humor, daß ich es kaum wagte, meinen Klienten zu erwähnen. Ich machte darauf aufmerksam, daß man niemals über den Mann in Markledshusen Klage geführt habe, daß er zwar arm sei, daß seine Experimente ihn natürlich über seine Mittel gekostet hätten, daß man eben deshalb dem Armen den kleinen Verdienst, welcher ihm durch ein angemessenes Entree zufallen könnte, mit Freuden gönnen sollte.

Der kleine aufgeblasene Stadtvogt warf mir einen schielenden Blick zu, nahm seinen Grog und schnalzte ihn kostend höchst anstößig mit seiner Zunge.

„Man sollte fast glauben," sagte er im zischenden Tone, daß Sie selbst Partner an dem billigen Entree wären. — Paß auf Deinen Bevollmächtigten auf," rief er seinem Freunde zu, sonst fliegt er nächstens mit den Wildgänsen fort."

Pflichtschuldigst lachte ich über diesen außerordentlichen Witz; die übrigen stimmten mit ein und der joviale Hardesvogt meinte, zu meinem Entsetzen scherzend, es könne sich noch ereignen, daß man den Fliegekünstlermeister als jungen Storch auf der Dachfirst hüpfen sehe.

Der Stadtvogt schnitt eine grinsende Grimasse und bot lächelnd seine Schnupftabaksdose den Umstehenden an; letzteres war stets ein Zeichen seiner guten Laune.

„Nun ja," bequemte er sich endlich zu erwidern, „wir wollen die Sache in Ueberlegung ziehen. Vorläufig werden wir jetzt unsern „Jakob" spielen; Kaufmann Villumsen schuldet mir von gestern Abend noch Revanche."

Aus Erfahrung wußte ich, daß hiermit jede ernste Diskussion abgeschnitten war und mußte ich mit dem erzielten Resultat, so ungewiß dasselbe auch sein mochte, zufrieden sein. Da ich keine sonderliche Neigung verspürte, der Spielpartie der Vögte zuzuschauen, ebensowenig mit dem Adjunkt eine Lanze im Billardspiel zu brechen, so schlich ich unbemerkt aus der Thür in den Garten des Klubhauses.

Es war die schönste Zeit des Jahres und die hellen Nächte hatten ihren Höhepunkt erreicht. Geblendet von dem Lampenlicht im Zimmer stand ich einen Augenblick still, um mich zu orientiren, und schlug sodann einen dichtbelaubten Weg des alten Gartens ein. Außerhalb der Pforte desselben breitete sich ein großer Rasenplan aus, von Blumenrabatten und mächtigen Wallnuß- und Lindenbäumen an jeder Seite umsäumt. Ueber dem offenen Raum erglänzte der Himmel der Sommernacht wie ein blanker Schild, an dessen untersten Rand einige kräftigere Farben, rosarothe und orangegelbe Töne, hervortraten, vielleicht die Wirkung der untergegangenen oder der bereits im Aufsteigen begriffenen Sonne. In der höheren Himmelssphäre schwand jede bestimmte Farbe; nur einige zarte graue Wolkenstreifen schwebten gerade über meinem Haupte und schienen nach irdischer Weise gegen die vollkommen reine Harmonie in der wunderbaren Welt des Zeniths opponiren zu wollen. Die Stimmung, welche von oben allen Gegenständen nah und fern sich mittheilte, forderte mehr die Sprache der Musik, als der Farbe heraus, um verständlich zu werden. Alles rings umher war Musik, eine gedämpfte wogende Tonwelle, in welche der würzige betäubende Duft der Baumzweige und Blumen sich mischte. Ich rang nach Luft, ich zitterte und fuhlte mich auf Gnade und Ungnade dem Zauber der Johannisnacht überliefert. — Als ich einige Schritte vorwärts gegangen, stand ich wieder still. Es kam mir vor, als ob ein Schatten, eine Gestalt, ein unbestimmtes Etwas aus dem Gebüsch auf der entgegengesetzten Seite des Rasens dahinglitt und sich einem der geöffneten Fenster des Klubhauses näherte. Ja richtig; eine Gestalt stand dort und blickte in die unterste Fensterscheibe. Ganz

deutlich konnte ich in dieser das Spiegelbild eines Kopfes erblicken. Ich beugte mich ein wenig vor und rief leise:

„Marna! Bist Du es, Marna?“

Der Kopf verschwand; die Gestalt tauchte an der Mauer nieder und huschte eiligst und lautlos in das Boskett. Ich vernahm das Rauschen der Zweige und noch ehe ich einen Entschluß fassen konnte, was ich thun sollte, ob stehen bleiben oder nachfolgen, wurde das Gartenpförtchen leise zugeschlagen.

Sie war es, die Tochter des Fliegekünstlers. Diese Form des Kopfes, ich kannte sie zu gut; ich kannte die Art und Weise, wie sie das Haar, in einen Knoten geschlagen, unter dem kleinen dreikantigen Tuche trug, dessen Zipfel im Nacken wie eine dem Winde entgegengetragene Standarte flatterte! Doch was wollte sie hier? weshalb blickte sie in das Fenster? und hatte sie mich erkannt? — Hurtig eilte ich den langen, in Krümmungen sich dahinschlängelnden Weg hinab, öffnete die Pforte und befand mich draußen in der Kirchgasse, einer engen, fast unbewohnten Straße, welche aus der Stadt zu der sogenannten Fuhrmannswiese führte und der nächste Weg nach Markledshusen war, dem Ziel meiner nächtlichen Wanderung. Aber weshalb mochte ich so unbestimmt und unruhig sein! Wirkte die Sommermitternacht so überwältigend auf mich ein? Ich wußte es selbst nicht; ich gehörte zu den Leuten, welche von Stimmungen abhängig sind; alles hatte Einfluß auf mein Gemüth, und Marna's Erscheinung trug wahrlich nicht zu meiner Beruhigung bei.

Die Kirchgasse durchwandernd, drängte sich unwillkürlich der Gedanke hervor: Wenn jetzt die Vögte ahnten, wohin du gingst, wenn die Damen des Kanzleirathes in der Hauptstraße jetzt wüßten, zu wem du deine Schritte lenktest und woran du dächtest; wenn der kleine eilfertige Doktor, welcher stets Stadtneuigkeiten umherträgt, mich hier sähe und meine Absicht errieth? Ich fühlte, daß ich roth wurde; ich schämte mich über meine Feigheit, aber konnte dieselbe nicht bannen. Plötzlich ertönten eilige Schritte hinter mir. Ohne zurückzublicken, wußte ich, wer es war, und als ich, mich umwendend, „Marna!“ rief, übermannte mich wieder jene Unsicherheit und Verlegenheit, mit Feigheit gemischt, die ich allerdings tausend Meilen weit verwünschte, die jedoch nicht weichen wollte und mir eine Haltlosigkeit, ein linkisches Wesen gaben, welches ich unbedingt bei einem jungen Manne verdammt hätte, wenn ich es auf seinem Gesichte gelesen haben würde.

„Guten Abend, Marna!“ sagte ich; „gehst Du allein hier? — Du warst — ich glaubte, Du warst in dem Garten; — es ist doch eine herrliche unvergleichliche Nacht!“

Marna ging ganz ruhig und still an meiner Seite, jedoch so, daß sie sich einen Schritt voraus befand. Ob sie selbst diese Entfernung behauptete, oder ich, darüber vermag ich nichts zu sagen.

„Ich bin auf dem Wege zu Euch! Ich komme soeben vom Klub und — es kam mir so vor, als ob jemand draußen vor dem Fenster stand. Aber, warum bist Du so nachdenklich, Marna? Ist Dein Vater krank geworden? Warum bist Du so schweigsam?“

Marna antwortete nicht, sondern beschleunigte vielmehr ihren Schritt.

Sie war bald ein Stückchen Wegs vorausgeeilt und da wir gerade eine der Hauptstraßen überschritten, überließ ich ihr den Vorsprung. Stets mußte ich an den kleinen Doktor denken. — Auf der Fuhrmannswiese holte ich sie ein. Die Gefahr, auf Bekannte zu stoßen, war hier so gut wie vorbei.

„Erlaubst Du, daß ich Dich begleite?“ fragte ich in etwas spöttischem Tone. Ich wollte meine eigene Schwachheit durch einen Angriff maskiren. Die Männer sind doch im Grunde unverschämte Sophisten.

Marna behauptete ihr Schweigen; ich spielte den Gekränkten.

Wir befanden uns bereits außerhalb des Gebietes der Stadt. Vor uns lag der Kirchhof mit seiner epheuumrankten Mauer, auf deren weißkalkigen Thorpfeilern zwei kolossale in Gyps gearbeitete Thränenkrüge den Eintretenden begrüßten. Ein stark narkotischer Duft entströmte den Bäumen und Bosketts des Kirchhofes, sowie der Blumen in den Gemeindeanlagen und auf den Gräbern. Man konnte den Richtweg über den Friedhof wählen, oder auch denselben umgehen.

Ich schlug das Erstere vor, und wir schritten durch das Thor, welches stets geöffnet war.

Als ich jetzt Marna's Arm erfaßte, zog sie ihn zwar nicht zurück, aber er ruhte kalt und theilnahmlos in dem meinigen, nicht wie an jenem Abend, als wir zuletzt in der Nähe von Markledshusen in der Haide spazieren gingen, wo die verkrüppelten, zerstreutliegenden Föhren sich vor uns neigten, um unserem Geflüster zu lauschen.

„Sag' mir jetzt, Marna, was hast Du heute Abend? —“

Sie entzog mir ihren Arm und ließ sich auf einem jener großen Grabsteine nieder, welche wie ein schwerer Deckel über dem armen Entschlafenen ruhen und den Eindruck machen, als wollten sie beim Erscheinen der Auferstehungsstunde dem Richtengel zu schaffen machen.

„Ich habe Sand in meinem Schuh!“ sagte sie; warten Sie ein wenig!“ Sie zog den Schuh aus, schüttelte ihn ünd strich mit der Hand unter ihre Fußsohle.

Ueberall herrschte tiefe Stille. Ich hörte, wie der Kies zur Erde fiel; ich hörte die raschen Athemzüge des Mädchens. Sie schien keine Eile zu haben, sich wieder zu erheben. Ich kannte dieses kurze Athemholen; das Gemüth des wunderbaren Naturkindes war in Aufruhr über irgend etwas, was hervordrängte, sich zum Worte formen wollte, aber vor innerer Erregung es nicht vermochte.

Ich umfaßte sie mit meinem Arme und suchte sie mit sanftem Drucke zu mir zu ziehen.

„Nein, nein,“ rief sie und stieß mich heftig zurück. „Sie wollen nichts für uns thun; Sie schämen sich Unser und haben gesagt — Sie haben von mir erzählt . . .!“

Sie brach in ein leidenschaftliches Weinen aus und verbarg das Gesicht in ihren Händen.

Ich mußte mir eingestehen, daß ein Theil ihrer Vorwürfe nicht unberechtigt war; es ist so selten, daß man einer Anklage gegenüber ganz reines Brod im Sacke hat.

Bei der Fortsetzung ihrer Beschuldigungen wurde mir indessen meine Schuldlosigkeit immer mehr offenbar und ich that, was man in

ähnlichen Lagen zu thun pflegt. Zuerst ergriff ich ihre Hand und gestand ihr meine Schwachheit.

Sie schüttelte das Haupt und weinte. Dann nahm ich ihre beiden Hände und berichtete so kurz wie möglich über den Erfolg des bezüglichen Briefes im Klub. Sie ließ Erstere in den meinigen ruhen und hörte auf zu weinen; aber den Kopf hielt sie von mir abgewandt.

Als ich sie befragte, was ich über sie geredet haben sollte, erhob sie rasch den Blick zu mir empor und ich durfte in ihre großen Augen schauen, welche in dem matten Halbdunkel noch größer und dunkler wie gewöhnlich erschienen.

„Sie haben von mir gesagt ... das und das und das ...!"

Ein mächtiger Wortschwall entströmte nach Weise der Südländer in reißender Flut ihren Lippen. Ein Mädchen, so behauptete sie, welches in einer von mir bisweilen aufgesuchten Familie diene, habe eine Geschichte erzählt, welche ich auf Kosten von Markledshusen in einer Gesellschaft zum besten gegeben habe.

Dieselbe war vollständig erdichtet und ich hüllte mich nun in meinen Unschuldsmantel, oder besser in meine Vorsicht. Wohlweislich würde ich mich gehütet haben, irgend einer Menschenseele, geschweige einem Familienkreise das Verhältniß zu offenbaren, worin ich zu den Bewohnern Markledshusens stand.

„Arme Marna" — hätte ich fast gesagt. Aber nein, sie war ja nicht arm. Es fehlte ihr ganz gewiß das hinreichende psychologische Verständniß, um den wahren Grund meiner Unschuld zu entdecken; aber die Psychologie kann man füglich auch entbehren. Sie lauschte meinem Schwur, vernahm darin nur die Stimme der Unschuld; sie drückte meine Hand und sodann erhoben wir uns.

Mein theurer Neffe, von den Weibern, welche die Schwachheit besitzen, uns zu lieben, sind diejenigen stets die Glücklichsten, welche uns am wenigsten kennen.

Wir hatten also unseren Ruheplatz verlassen; mein Arm umschlang ihre liebe Gestalt und so wanderten wir über den Friedhof zu der niedrigen Mauer am nördlich entgegengesetzten Ende. Ich sprang zuerst hinüber und wartete neben der Grabenkante zwischen dem üppig wuchernden Schierling, um meine Begleiterin oben auf der Mauer in Empfang zu nehmen; aber sie bat mich mit ihrer tiefen, ruhigen Stimme, seitwärts zu treten; sie könne sehr gut ohne Hilfe den Sprung wagen.

Ich protestirte und streckte die Arme ihr entgegen. Dann sprang sie herab, hatte jedoch ihrem Körper eine mir ausweichende schräge Stellung gegeben, so daß ich sie nur mit dem einen Arme auffing; ich wurde herumgewirbelt, glitt aus und wir beide lagen an der Grabenseite in dem thaufeuchten Grase mitten zwischen den Schierlingspflanzen.

Wie ein Blitz war sie auf den Beinen, schaute einen Augenblick bestürzt auf ihren ungeschickten Kavalier und brach in ein lautes Lachen aus, wie ein ausgelassenes Kind. Der kleine Unfall versetzte uns sofort in eine lustige Laune. Aus war es mit den gegenseitigen Erklärungen sowohl über meinen Erfolg in der Fliegeangelegenheit, als ihren Besuch

im Klubgarten, wo sie meinen vermeintlichen Verrath entdecken wollte. Sie lachte und klatschte so laut in die Hände, daß ich ihr beinahe Schweigen gebieten mußte, damit der Lärm nicht weithin in der stillen Nacht gehört würde. Sie lachte nur um so stärker und fragte mich in ihrer hinreißenden naiven Weise, ob ich wohl daran dächte, was die feinen Damen in der Stadt sagen würden, wenn sie mich mit der Marna aus Markledshusen neben dem Graben hätten liegen sehen. Sie redete über diesen Sprung, den Graben und die Marna in einer Weise, wie nur ein unschuldiges Gemüth darüber reden kann, scherzte und fragte mich im schelmischen theilnehmenden Tone, ob ich mich gestoßen hätte; dann eilte sie fort über das Feld und forderte mich auf, sie zu haschen.

Sie haschen! Das war keine so leichte Sache. Wie ein plötzlicher Wirbelwind stürmte sie fort in die stille Sommernacht. Ich hörte, wie die Kleider um ihre schlanken Glieder rauschten; leichtfüßig wie ein Reh, wie eine Gemse eilte sie dahin. Ich hinterher. Hinaus über die Grenzscheide des Stadtgebietes ging es, über die Feldmarke, wo die Haide beginnt. Hier stand sie plötzlich still; der Weg wurde sandig und beschwerlich und führte an niedrigen, im Wachsthum gehinderten verkrüppelten Nadelhölzern vorüber.

Ich eilte zu ihr, preßte sie in meine Arme und rief:

„Nun hab' ich Dich; dieses Mal entschlüpfest Du mir nicht!"

Doch mit ernstem Blicke wandte sie sich zu mir, legte beschwichtigend ihre Hand auf meinen Mund und deutete auf eine Gruppe kleiner Gebäude am Fuße des Haidehügels.

Dunkel trat Letzterer unter dem mildglänzenden Himmel hervor, freundlich schimmerten die weißen Kalkwände der Häuser durch die Nacht, während der Sandweg, welcher zu ihnen führte, unter dem dunkelvioletten Teppich der Haide bald unsichtbar wurde. Ein einsames Giebelfenster wurde durch ein Lichtlein erleuchtet und auf dieses machte mich das Mädchen aufmerksam.

„Still," sagte sie; „jetzt sitzt der arme Vater bei seiner Arbeit. Er hat lange auf uns warten müssen. Und welchen Bescheid soll ich ihm bringen? Bei meinem Fortgang ließ ich es ihn nicht merken, wie gering mein Vertrauen auf Sie war. Nein, ich sagte vielmehr, daß Sie ganz gewiß sein Interesse auf das Beste wahrnehmen würden. Der arme Vater, er ist den ganzen Tag so unruhig gewesen, seitdem der Brief an den Stadtvogt abgesandt worden ist. Wie fest baut er auf Ihre Hilfe! Verstehe ich auch nichts von der Fliegekunst, so weiß ich doch, daß es auf der ganzen Erde keinen klügeren Mann giebt, als meinen Vater. Sie können gar nicht denken, was der schon alles zustande gebracht hat. Leider mangelt es, wie er oft sagt, stets an Geld, um Vollkommenes zu leisten. Nun muß er um jene Erlaubniß nachsuchen. Was sollen wir ihm sagen?"

Dieses „wir", wie schmeichelhaft und ergreifend ertönt es doch im Ohre eines jungen Liebenden! Ach! ein jeder, welcher in solcher phantastischen einfältigen Weise geliebt hat, wie ich damals, kennt zur Genüge das kleine Wörtlein „wir", weiß nur zu wohl, wie es jedes kalte Raisonnement abweist, ahnt es, welche Brücken hiermit gebaut, welche Luftschlösser errichtet werden, welche Burgen, die in nichts

zerfallen wie eine Seifenblase. — Doch Glanz besitzen diese Blasen, und die Burg ist prächtig, um darin zu wohnen, so lange bis der Wirth kündigt. Ach ja . . .!"

Mein alter Onkel seufzte und mechanisch rollte er sein Pfeifenrohr zwischen den Händen. Ich blickte ihn an; ich begann, ihn wegen seiner Erinnerungen zu beneiden, sprach aber kein Wort. Er fuhr fort zu erzählen:

„Das wunderbare Kind war plötzlich wie umgewandelt. Die übermüthige Laune war verschwunden; eine sanfte Wehmuth, jene Zwillingsschwester der Freude, trat an deren Stelle. Ein echtes Kind des Südens! Wie fest und innig hielt sie mich umfangen! Jawohl, nunmehr war es Marna, welche mich zu sich zog. Sie vertraute mir ihren Kummer, ihre Sorge um den Vater; sie verpflichtete mich aufs neue, ihm jene Erlaubniß zu erwirken, worauf er seine ganze Hoffnung gebaut hatte. Wäre derselbe das größte verkannte mechanische Genie auf der Welt gewesen, so hätte sie nicht wärmer für eine Wissenschaft auftreten können, als für die verrückten Ideen des armen Fliegekünstlers.

Nicht eine Silbe redete sie über letztere. Was verstand sie von den Gesetzen der Mechanik. Es war die Erfindung ihres Vaters, daher seine Angelegenheit, das genügte ihr. Sie überschätzte meinen Einfluß. Ich war Bevollmächtigter des Hardesvogtes, ein integrirender Theil des Amtes, der Staatsgewalt. Ich stieg in meinen Augen, wurde selbst ein Stück des Staates, die Vorsehung. Weiter konnte ich nicht gelangen, aber auf diesem Posten blieb ich stehen und gegen diese Vorsehung lehnte sie ihr schönes Haupt, auf allerhöchst dero Rücken ruhte ihr weicher zitternder Arm. Armes Kind! Sie liebte diese Vorsehung und vertraute ihr blind; ich gerirte mich wie ein Spanier, spielte die Rolle der obigen untadelhaft und ließ mich allergnädigst von dem wilden Naturkinde erbitten. Aber nein, ich spielte ja keine Rolle; wenigstens war ich mir solches nicht bewußt; man ist doch im Alter von zweiundzwanzig Jahren nicht ganz verderbt; zu meiner Zeit gewiß nicht. Ich war zerschmolzen, aufgelöst, in alle meine Bestandtheile zerlegt infolge aller der Zärtlichkeit und vollständigen Hingebung eines jugendlichen, hübschen und heißblütigen weiblichen Wesens.

Flüsternd, Arm in Arm, wanderten wir über den holprigen Haideweg. Die Unebenheiten desselben zwangen uns oft, beim Ausgleiten den Knoten zu lösen und das Band, welches so traulich uns umschlang, immer aufs neue wieder zu befestigen. Dem Auge eines Unbetheiligten würde es ein ergötzliches Schauspiel gewesen sein, hätte es diese unfreiwilligen, halb strauchelnden Bewegungen gesehen, die jeden Augenblick regulirt werden mußten; dieses fortwährende Fahrenlassen und Wiederergreifen der Arme, welche so gerne beisammen bleiben wollten.

In einer ähnlichen Situation sah ich im späteren Leben ein jüngst verlobtes Pärchen, und ich mußte lächeln beim Vorübergehen. Doch die beiden hatten kein Auge für meine Person und strauchelten weiter wie ein Paar junger Heister. Wie glückselig mochten sie sein!

Ich erwähnte das Wort: „verlobt“! Du weißt, lieber Freund, daß ich niemals verheiratet war, auch keinen Versuch jemals dazu gemacht habe, deshalb auch nicht verlobt war. Ich kann aus eigener Erfahrung nicht über jene geheiligten Tantalusqualen reden und schweige lieber.

Zwischen Marna und mir ist niemals über die Art unseres Verhältnisses ein Wort gesprochen; wir hatten uns gesehen und Gefallen aneinander gefunden. Da war von keinem Ringe die Rede; keine Tischproklamationen mit Toasten; kein Besuch unter grüngelbem Aerger der sieben Nachbarstöchter fand statt. Still, verborgen und verhüllt vom Schleier der Nacht, demselben Schleier, welcher über Julia's Stirn ruhte, hatte sich unsere Liebe entwickelt. Allerdings war ich kein Liebesheld, kein Mann auf Leben und Tod, wie Romeo; ich war nur ein armer schwacher Bevollmächtigter auf dem Bureau eines Hardesvogts in einem jütschen Rabenwinkel.

Aber von Sünde will ich nicht reden hören; hätte ich solche bei diesem Verhältniß begangen, so würde ich sie wenigstens mit mir in das Grab nehmen, ohne dieselbe mit der fadenscheinigen Decke einer späteren Vernunftheirat verhüllt zu haben. Ich habe aus dieser meiner Liebe die Süßigkeiten meiner Jugend gesogen; erstere ist mir heilig gewesen; wenn ihr Stachel mich später gestochen hat, so geht das keinem etwas an. Ich weiß, daß meine damalige Handlungsweise eine natürliche, verständliche war und mit den Anschauungen der Jugend harmonirte. Ebenso bin ich mir bewußt, daß ich schwach, haltlos und ängstlich war; daß Marna vollständig mich beherrschte, wie ja alle Weiber in ähnlichen Verhältnissen die Männer beherrschen.

Letzteres ist meine Demüthigung, vielleicht auch meine Strafe gewesen. Doch habe ich deshalb auch dem Weibe meine Achtung bewahrt, trotz aller Gemeinheit und Schwachheit, welche ich in späteren Jahren gesehen und gehört habe. Hinsichtlich dieser meiner Hochschätzung dürfte ich mich vielleicht von Euch unterscheiden, Ihr skeptischen Pflänzlinge der Zeit, mit Eurer blasirten Ironie bezüglich echter Weiblichkeit. —

Und nun Marna! Dieses Naturkind, welches Gott weiß woher gekommen war mit ihrem halbnärrischen Vater und aufwuchs in der Umgebung von Flugmaschinen und Haidehügeln! Mein lieber Neffe, ich habe Dir bereits ein Bild ihrer Gemüthsart gezeichnet. Sie hielt etwas von mir; Voilà tout! Ihr Liebeskatechismus gipfelte in einem einzigen Satze, in einer Aeußerung, welche ihren reizenden Lippen an einem der vorhergehenden Abende entglitt. Ich hatte, wie es ja die gewöhnliche Weise junger plaudernder Liebenden ist, sie gefragt, ob es ihr nicht seltsam erschiene, daß ich an ihrer Seite ginge, ob sie mich denn wirklich jetzt lieb hätte, und was sie im Grunde ihres Herzens von mir dächte ꝛc.

Ihre großen schwarzen Augen auf mich gerichtet, sagte sie:

„Sie sind gut und freundlich gegen meinen Vater, weshalb sollte ich Sie dann nicht lieb haben?“

Herzlich drückte sie bei dieser Erklärung meine Hand, ein feuchter Glanz lag in ihren Augen, der mich unwiderstehlich hinriß und mir den Kopf noch mehr verwirrte, wie bereits geschehen. Nur ein einziges Mal machte sie eine Anspielung auf die feinen Damen in der Stadt;

ich sei jüngst, wie sie meinte, Tags auf der Straße an ihr vorüber gegangen, ohne sie anzublicken.

Bei dieser Aeußerung nahm ihre Stimme einen leidenschaftlichen Ton an, wie vorhin auf dem Friedhofe; doch war es eine flüchtige Aufwallung. Gewöhnlich dachte sie — echt weiblich — gar nicht an dergleichen Dinge, sondern nur daran, daß ich gut und hübsch sei. Ersteres gegen ihren Vater, das Letztere in ihren Augen.

Gegen diesen ihren Glauben hatte ich nichts einzuwenden; mich aber riß der Strom mit sich fort und ich fragte nicht danach, wie lange und wie weit. Ihr launiges Wesen, das Geheimnißvolle unseres Verhältnisses, die schönen Sommernächte, meine emsige Sorge, mich in Acht zu nehmen und zu verbergen, alles was nur ein junges empfängliches Gemüth zu reizen und zu fesseln vermochte, schlang sich um meine Sinne wie eine Kette, in deren Glieder ich tiefer und immer tiefer mich verwickelte. Sie war leicht zu tragen; es war eine Rosenkette, ein Kranz von Rosen in Knospenform, benetzt vom Thau der Sommernacht, glänzend in ihrem milden phantastischen Schimmer!

Wir erreichten endlich Markledshusen. Ihr Heim, welches das Ansehen einer kleinen Häuslingswohnung besaß, lag ein wenig abseits, etwa einen guten Büchsenschuß von den übrigen Häuschen entfernt. Vor uns breitete sich ein kleiner Acker aus, ein verwildertes Stück Gartenland oder etwas Aehnliches; ich erinnere mich nicht mehr; ich weiß nur, daß der Ort Markledshusen stets einen öden und verlassenen Eindruck auf mich machte; höchstens entdeckte das spähende Auge einige kümmerlich gediehene Kartoffelreihen, welche ihren scharfen, erdartigen Geruch ausströmten.

Das große dunkle Haidemeer erstreckte sich gerade bis zum Wohnhause, oder dieses ruhte gleichsam wie ein Eiland mitten darin. Das Licht in dem Giebelfenster warf seinen Schein über die dunkelbraune See und brach sich in schräger Richtung an einer Art Planke, welche vermuthlich als Grenze des anstoßenden Ackerlandes gezogen war. Nichts war rings umher bebaut; alles vernachlässigt, sich selbst überlassen; angewiesen, auf eigenen Beinen zu stehen oder zu fallen, erstreckte sich die Kultur in der Umgebung ohne sichtbaren Widerstand hinaus in die unermeßliche, alles verschlingende Haidefläche.

So oft ich hier gestanden habe, fielen mir stets die Strophen einer alten schottischen Romanze ein:

Und das schwarzlockige Mädchen,
Es drehet dort, ihr Spinnrädchen;
Das schnurret weit, weit, weit
Hinaus in die Haide,

ohne mich indessen zu erinnern, daß Marna jemals gesponnen hat.

In der Nähe des Wohnhauses entzog dieselbe mir ihren Arm und begann zu pfeifen oder ließ vielmehr zwischen den Zähnen einen eigenthümlichen zischenden Ton erschallen.

Ein freudiges Bellen und seltsames Geklapper war die Antwort, und gleich darauf begrüßten wir draußen die Familienmitglieder Visto und Pultram. Visto war ein junger Pudel, schwarz wie die Nacht, freundlich wie der Morgenstern. Er sprang seiner Herrin entgegen,

beschnüffelte unsere Hände, winselte und bellte und schien sehr beglückt, als Marna ihn auf ihre Arme nahm und ihn an sich preßte wie ein kleines Kind. Plötzlich rauschte und klapperte es in unserer Nähe. Das war Pultram, ein alter, hinkender Storch, welcher in zwei, drei Tempos seinen langen Hals in die Höhe streckte, den Schnabel weit aufsperrte und mit der Zunge zischte.

„Guten Abend, Visto! Guten Abend, alter Pultram! Hat Vater lange gewartet? Habt Ihr etwas zu essen bekommen?"

Sie schwatzte mit den Thierchen auf ihre freundliche Weise wie mit alten Kameraden, schob dann den Riegel vor die Hausthür und zündete Licht in der Vorstube an. Ihrem Winke folgend, trat ich ein; sie schloß die beiden Halbthüren und warf den Sperrhaken über.

„Du verrammelst uns ja, als ob Du mich hier behalten wolltest," sagte ich scherzend.

„Sie müssen recht viel mit dem Vater heute Abend sprechen; Sie werden so bald nicht zur Ruhe kommen."

„Ich möchte, aufrichtig gesagt, lieber mit Dir plaudern, Marna!"

Sie blickte mich ernst und fragend an:

„Nicht mit dem Vater reden?"

„Gewiß! natürlich; aber . . . Du bist so schön heute Abend, Marna, Setze das Licht hin! Laß mich nur drei Worte Dir sagen!"

„Ja, hernach. Jetzt gehen Sie zum Vater!"

„Gieb mir . . ."

„Was?"

„Gieb mir ein . . .!"

Forschend schaute sie mir ins Auge, und die Hand, welche das Licht hielt, senkte sich ein wenig. Der Schatten des Kinnes bis zur Unterlippe wurde dunkel und tief, der Mund mit den rothen geöffneten Lippen und blendend weißen Zähnen erschien noch frischer wie gewöhnlich, der Schatten des Augenlides und der Wimper fiel auf die Brauen, das Auge selbst wurde größer und größer, sein Glanz stärker und immer stärker. Aber wunderbar, trotz des Glanzes blickte dasselbe todt in diesem Augenblicke; es starrte hinaus in den leeren Raum, bis es feucht und hierdurch der leblose Ausdruck desselben etwas gemildert wurde.

Hastig strich sie die schwarzen Locken aus der Stirn, und mit dem Tuche ihre Brust bedeckend, sagte sie mit einem tiefen Seufzer fast flüsternd und ohne mich anzublicken:

„Was sagtest Du?"

Es durchzuckte mein Inneres; dieses „Du", diese vertrauliche Anrede, noch mehr aber jener seltsame Blick führten mich zur Erkenntniß, daß ich weiter gegangen war, als ich ahnte, vielleicht sogar gewollt hatte. Ich fühlte, wie mein Arm zu zittern begann, wie mein Athem heiß wurde. Um nur etwas zu thun, streckte ich die Hand aus und ergriff den Leuchter. Die Flamme zitterte und flackerte. Ihr Blick ruhte noch immer auf mir.

„Gieb mir einen Kuß, Marna!"

Plötzlich öffnete sich die Thür des Nebenzimmers; der Pudel sprang laut bellend vom Boden auf.

Wir fuhren auseinander; Marna mit dem Leuchter in ihrer Hand. Der alte Fliegekünstler stand in der Thür; er hatte augenscheinlich nichts bemerkt.

„Nun, bist Du da, Marna! Guten Abend, Herr Bevollmächtigter. Bisto ruhig! Ruhig, Pultram! Sehr schön, tretet herein, herein in meine Werkstätte; hm, hm! Morgen ist Freitag! Am Sonntag, so... hm, hm!"

Er schritt voran; ich folgte in Begleitung der Thiere, während Marna die Stube verlassen hatte und, wie ich glaubte, in die Küche gegangen war.

„Nehmen Sie sich einen Stühl, Herr Bevollmächtigter, wenn Sie einen finden können, welcher nicht in Anspruch genommen ist. Es sieht hier etwas unordentlich aus; ich habe den ganzen Tag sehr viel zu thun gehabt. Sie verstehen: die Maschine ist in Stand gesetzt; aber es sind eine Menge Bestellungen vom Publikum eingegangen; da heißt es flicken. Hm, hm!. Ja, ja, den Kesselflicker können sie gebrauchen, aber für den Künstler hat man nichts übrig. Marna klagte heute Morgen darüber, daß es uns so kümmerlich erginge. Ach ja! Das arme Kind! sie muß oft Hunger leiden. Kinder essen stets viel und je größer sie werden, desto mehr müssen sie haben. Ich, wissen Sie, esse gar nicht, das heißt sehr selten, weil ich für meine Erfindung sparen muß, sie verzehrt mehr als Marna, Bisto und Pultram zusammen. Setzen Sie sich, setzen Sie sich!"

Ich beseitigte einiges Geschirr und nahm mir einen Stuhl. Die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, das Angesicht in den Händen ruhend, saß ich da, dachte an Marna, an das zitternde Licht, den feuchten Glanz ihres Blickes und an ihr „Du".

Ich verwünschte im geheimen den Alten. Aber dann wurde mir bange: wohin, wie weit? Ich bannte diese Fragen und stierte den Boden an; er erschien mir wie ein tiefer dunkler Brunnen mit sanft wogender Wasserfläche auf dem Grunde.

Und auf dem Wasser formte sich allmählich ein Bild, Marna's Kopf; der Kopf erhielt einen Hals, einen schneeweißen üppigen Nacken; weiter in der Tiefe tauchte der Busen auf, jungfräulich gerundet, auf dessen Wölbung die überkreuzten Arme ruhten. Ich schämte mich über mich selbst und meine Phantasien. Ich schloß die Augen.

Es war mir, als berühre jemand meinen Nacken. War es vielleicht der kleine schnellfüßige, klatschhafte Doktor in der Stadt, welcher mich aus dem Brunnen zog? Ich wandte mich rückwärts. Es war der Storch Pultram, welcher hinter mir auf dem Tische saß und mit seinem Schnabel in meinen Haaren herumstöberte. Unwillkürlich mußte ich lachen und dadurch ermuthigt, machte der zu meinen Füßen ruhende Pudel einen Satz und schlug sein Lager auf meinem Schoß auf.

„Nicht wahr, Herr Bevollmächtigter?" ertönte des Alten Stimme.

„Jawohl," erwiderte ich mechanisch.

Er hatte seine Lampe auf den Kachelofen gesetzt; der Schimmer derselben beleuchtete die ziemlich geräumige Stube. Ein kleinerer Ofen stand neben der Wand, worauf allerhand Geschirr, Krüge und Werkzeuge lagen. Man sah noch das Feuer und die glühende Asche darin; aus einem Thontopfe verbreitete sich der Geruch von gekochtem Leim,

sowie überhaupt im Raume eine schwüle Werkstattatmosphäre herrschte. Eine lange Tischplatte, auf zwei Böcken lagernd, nahm die äußerste Ecke ein. Zwei Flügel — ähnlich denen einer Windmühle — mit Windfangflächen ragten über der Platte hinaus.

In der Axenmitte waren die Schwingen durch Gelenke mittelst Eisendraht befestigt; sie leiteten zu einer Art von Brustharnisch, der vielleicht aus Schönheitsrücksichten mit Goldpapier beklebt war. Dergestalt war ungefähr das kuriose Skelett des Fliegeapparates beschaffen.

Die sonstigen Details blieben mir, trotz wiederholter Aufklärung, dunkel und unverständlich; sie bestanden aus einer Menge kleiner Räder, Schrauben, Scharniere, Absteifungsstangen, Krummzapfen, Steuerstangen ꝛc. Alles beruhte darauf, so schloß der Erfinder beständig seinen Vortrag, so viel wie möglich sich zum Vogel zu machen.

Derselbe war wieder einmal in die alte Materie, die Beschaffenheit eines Vogels, versunken.

„Sie sind also darüber mit mir einverstanden, daß es vornehmlich auf zwei Dinge ankommt, die innere Hebe- und die äußere Flügelkraft. Der Sperling hat nur einen kleinen Körper und bedarf daher nur kleiner Flügel; der Adler besitzt einen großen Körper und erfordert bedeutende Flügelkraft: beträgt seine Größe eine Elle, so hat derselbe drei Ellen Flügellänge. Ein Mensch also von drei Ellen Größe bedarf neun Ellen derselben. Es kommt ferner aber auf die Hebekraft an, wie ich solche benenne. Könnte Pultram noch fliegen und wäre nicht so alt und ans Haus gebunden — was würden ihm seine langen Flügel nützen, wenn er im übrigen wie ein Menschenkind beschaffen wäre? Er besitzt Luft in den Knochen, während wir Mark darin haben. Diesem Umstande können wir zu Hilfe kommen, wenn wir unseren Beinen auch Flügel geben. Hierdurch wird die Flugkraft vergrößert, während die Hebekraft dieselbe bleibt. Letztere läßt sich indessen auch verstärken, z. B. dadurch, daß wir hungern und nur die allernothwendigste Speise zu uns nehmen. Letzteres ist vielleicht gerade der Punkt, wodurch ich weiter wie meine Vorgänger in der Fliegekunst vorgerückt bin. Ich habe mich selbst nicht geschont, müssen Sie wissen. Hier können Sie sehen . . .“

Der alte Sonderling hielt inne mit seinen chaotischen Brocken. Der energische Eifer des Mannes der Wissenschaft und das verzehrende Feuer der Schwärmerei brannte in seinen tiefliegenden Augen. Unstreitig mußte er einst ein großer kräftiger Mann gewesen sein; doch nunmehr war sein Rücken nach außen gekrümmt, die Brust tief eingesunken, und schlaff und schief gestaltet hingen die Schultern herab, wodurch die Arme länger, als es schön und angemessen war, zu sein schienen. Er glich einer Ruine, die unter einem Gewichte, welches ihre Mauerpfeiler nicht hatten tragen können, zusammengebrochen war: Windungen und Irrgänge schlängelten sich in derselben; aber eine helle Flamme flackerte noch unter den zerstörten Gewölben, welche von unsichtbarer Hand gepflegt und genährt wurde.

Inniges Mitleid ergriff mich, als ich diese arme abgezehrte Gestalt betrachtete, an dessen Stelle jedoch bald ein Gefühl der Ehrerbietung trat. Wahrlich, ein solcher Don Quixote wiegt etwas mehr auf der großen Wage, wie eines unserer Zeitphänomene.

„Schauen Sie nur, hier können Sie sich überzeugen! —"

Es lag in seinem Benehmen keine Spur von Prahlerei, sondern reiner, leidenschaftlich überzeugter Eifer; er streifte den Aermel seines wollenen Schlafrockes aufwärts; der Kaftan, oder wie ich das seidene, faltenreiche Gewand benennen soll, hing um seine Glieder wie ein schlaffes Segel um seinen Mast.

Der Arm war sehnig, aber mager, fast grauenhaft mager. Der Rockärmel ließ sich bis zur Schulter leicht emporstreichen; keine Muskel, kein überflüssiges Fleisch war hinderlich. Ich schaute den Arm an und entwarf im Geiste ein skelettartiges Bild des übrigen Körpers. Ein altchristlicher Märtyrer stand vor mir.

„Sie sehen, Herr Bevollmächtigter, daß ich mich nach Pultram richte. Arme und Beine sind bereits auf guten Wegen, der andere Körper wird schon nachfolgen. Auf diese Weise schlage ich nämlich zwei Fliegen mit einer Klappe. Bei meiner Hungerkur spare ich für die Verbesserung und Vervollkommnung meiner Maschine, gewinne aber zugleich an Hebekraft und werde schließlich leichter wie die Luft.

Ja, es wird und muß gehen; davon bin ich fest überzeugt. Man muß nur ausharren und den Muth nicht verlieren, nicht wahr, Herr Bevollmächtigter? Den Muth nicht verlieren, sondern aushalten; so machen es alle Künstler und Männer der Wissenschaft!

Ja — ja, natürlich!

Und wenn dann der Tag kommt . . . denn kommen muß er ja, nicht wahr? Der Stadtvogt kann doch nicht so unbarmherzig sein, einem armen, verfolgten Künstler die Erlaubniß zu einem gerechten Entree auszuschlagen . . . sagen Sie selbst, Herr Bevollmächtigter, das glauben Sie auch nicht? — Ich muß dieselbe erhalten; kein Werk besitzt Werth, so lange es zwischen vier Wänden sich befindet. Es muß in die Oeffentlichkeit, muß probirt und gewürdigt werden. Ferner muß ich Geld haben, Geld, ja, viel Geld; zwanzig — dreißig Reichsbankthaler wegen Verbesserung . . ."

Er blieb mit geschlossenen Augen und ausgestrecktem Arme plötzlich vor mir stehen; seine Hand öffnete und schloß sich wiederholt und umklammerte endlich einen unsichtbaren Gegenstand. Das graumelirte Haar hing um seine eingesunkenen Schläfen, gleich einer Dornenkrone; die dichten rabenschwarzen Augenbrauen zogen sich schmerzhaft zusammen, es bildete sich eine Furche über der scharfgeschnittenen Nase, welche jedoch bald wieder verschwand; und wie ein Lächeln schwebte es über seine Züge.

Die Augen blieben geschlossen; der Arm erhob sich, die Hand bewegte sich wie im Takte nach einer wiegenden Musik oder dem Fluge eines Vogels. Es war mir, als ob ich das Bild eines ossianischen Barden vor mir sah.

„Ich werde fortfliegen von Ihnen allen . . .!" fuhr er in näselndem, singendem Tone fort, welcher anfänglich etwas an die Einförmigkeit eines Laienpredigers erinnerte, allmählich aber zu einer mehr und mehr begeisternden, rhythmischen Rhapsodie sich entwickelte. „Ich werde von Ihnen allen fortfliegen! Von allen, welche mich verfolgt und mir Hindernisse bereitet, von allen, die mir übel gewollt und mich unterdrückt haben. Ich weiß genau, wo man die Berge findet und in welcher

Jahreszeit der Wind von ihren Höhen herabbläst. Nicht länger will ich auf der Landstraße mich fortschleppen, betteln und quälen um ein bißchen Brod und Obdach; nicht ferner frieren und Ungemach erdulden. Ich weiß es, wo man die Berge findet, und hinter ihnen liegen Sonnenschein und Wärme und freundliche Menschen nehmen mich auf, ein Volk meines Geschlechts. Sie haben braune Haut, aber ein fröhliches Herz; sie haben schwarze Augen und können der Sonne ins Antlitz schauen, ohne mit denselben zu blinken; sie können auch den ruhig anblicken, welcher aus Dummheit oder Mißgunst sich über sie erhebt, ohne ihn zu quälen, zu verspotten und zu verfolgen. Zu ihnen will ich fliegen und meine Kunst sie lehren. Nein! ich werde sie nicht darin unterweisen. Wenn man andere etwas lehrt, so bleibt es nicht Eigenthum für uns selbst. Ist doch meine Kunst das einzige, was ich besitze. Ich werde allein fliegen und allein wohnen; ich werde . . .!"

Er hielt inne und breitete seine Hand über die Augen.

„Und Marna? Und die Thiere?" murmelte er.

Es entstand eine Pause.

„Marna soll Flügel haben," rief er aus. „Pultram soll sich wieder an das Fliegen gewöhnen; und damit Visto nicht verhungert, werde ich ihn mit mir nehmen."

Ich mußte lächeln; es that mir leid, aber ich konnte es nicht unterlassen. Der Schluß war für mein zweiundzwanzigjähriges Alter zu komisch. Der Alte ließ die Hand herabsinken und öffnete rasch die Augen. Wie ein Blitzstrahl schoß es hervor unter den buschigen schwarzen Brauen; ich sprang auf und war auf einen Angriff gefaßt. Doch er stierte mich nur an und murmelte etwas zwischen den Zähnen; dann schweiften seine Blicke im Zimmer umher, bis sie den Ofen trafen, worauf der Leim über den glühenden Kohlen kochte und sprudelte.

„Was sagten Sie?" fragte er in dumpfem, geistverwirrten Tone. „Sagten Sie, daß Sie hungrig wären? Junge Leute sind stets hungrig. Warten Sie ein wenig! Können Sie Marna rufen?"

Er ging zum Ofen, nahm den Leimtopf fort, setzte an dessen Stelle einen mit Wasser gefüllten Kessel und begann mittels eines Blasebalgs die Glut anzufachen.

Diesen Augenblick benutzte ich und eilte in das Vorzimmer; ich hatte zwar keinen Hunger, aber konnte wohl Sehnsucht haben, mit Marna zu plaudern.

Es war finster in demselben; der Schein des Nachthimmels drang nur spärlich durch die winzigen Scheiben der niedrigen Fenster. Nur mit Mühe konnte ich mich zurecht finden, und als ich stille stand, um die Thür aufzusuchen, welche zur Küche führen mußte, vernahm ich das Geräusch des Blasebalgs und das Gemurmel des Alten in seiner Werkstätte.

Mir wurde fast unheimlich zu Muthe.

„Marna!" flüsterte ich. „Marna, so höre doch!" rief ich halblaut.

Jetzt fand ich die Thür und trat in die kleine Küche; ein schwacher, keineswegs unangenehmer Geruch von gebranntem Haidetorf machte sich bemerklich. Niemand war zu entdecken. Im Dunkel stieß ich gegen verschiedene Gegenstände, fluchte im Stillen und zitterte vor Aufregung.

„Marna! liebes, liebes Mädchen, wo bist Du?“

Ich hielt den Athem zurück und lauschte, ob Antwort ertönte; doch vergeblich, es erfolgte keine; dagegen vernahm mein Ohr schwache unterdrückte Laute, als ob jemand heimlich weinte. Zugleich stieß ich auf eine Thür und klirrte mit der Klinke derselben.

„Marna, weinst Du? Marna, ich liebe Dich!“

Meine Hand ruhte auf ersterer; aber bei der Berührung des kalten Eisens durchfuhr es mich.

Nicht weiter, nicht weiter! Mein Kopf brannte wie ein Krater, während die Hand eisig kalt war. Ich beugte mich vor, so daß meine Stirn die Thür berührte.

„Gute Nacht, Marna! Vergieb mir!“

Ich trat zurück; ich kam mir ungemein edelmüthig vor, wie ein Held, welcher sich selbst überwunden hat.

Aber draußen in der Vorstube brachen Edelmuth und Held zusammen wie des Fliegekünstlers Maschine beim ersten Flugversuch. Ich wollte zurückkehren, aber die Beine waren Verräther geworden — oder möglicherweise meine besten Freunde. Empört über mich selbst spürte ich Feuer und Flammen in meiner Brust, in meinem Kopfe; aber die Beine waren wie diejenigen des Fliegekünstlers, wie die von Pultram; es war kein Mark, es war Luft in den Knochen. In der Nähe des Fensters sank ich endlich auf eine Kiste, einen Stuhl oder dergleichen nieder. Der Alte in seiner Werkstätte rief mich. Ich hörte es nicht, oder achtete nicht auf seinen Ruf; ich dachte an nichts, als an eine Thür mit der eiskalten Klinke, welche unter meiner zitternden Hand warm geworden sein mußte. War sie dort drinnen nicht auch warm, glühend wie ich selbst geworden? Hatte in meiner Stimme nicht ein gewisses Etwas gelegen, dem keine menschliche Gewalt, wenn, wie es bei mir der Fall war, der Drang der Liebe die Seele beherrscht, widerstehen kann? —

Ich wurde ungeheuer logisch, scharfsichtig. Mußte ich, unter Voraussetzung des Liebesdranges, denn nicht konsequent sein, weiter gehen, meinen Sieg verfolgen bis zum Triumph? — Sodann ging ich zur Etymologie über. Triumphiren! Triumphiren! Einen Triumph feiern über einen Gegenstand, eine Person; triumphiren also über Marna! Hoch erhaben auf dem Wagen mit Viergespann, von den Klängen der Liebesmusik umrauscht, soll ich thronen, sie selbst aber gebeugt, geknickt in der Jugendblüte hinterher folgen. Denn wie geht es: der Triumph der Liebe wird nur einseitig gefeiert; der andere Theil schreitet mit gesenktem Haupte dahin.

Ich sah ein solches gesenktes Haupt. — Die schwarzen Locken über die Stirn fallend, nicht über die freien Schultern herabwallend; die Arme schlaff und seitwärts hängend. Hatten diese Schultern noch denselben Werth für mich . . . wie . . . wie? . . . wie dort unten in der Tiefe des Brunnens? Auf dem leise wiegenden Wassergrund? — Nein, nein, und abermals nein! Fort mit dem Triumphator! Hinaus mit ihm, fort in die Nachtluft; heim, heim zum weisen Rath der Stadt!

Und der zweiundzwanzigjährige Bevollmächtigte, der Vertreter des sittlichen Ruhmes, sprang plötzlich von seinem Sitze auf, trat zur

Hausthür, löste den Riegel und stürmte hinaus in die milde erquickende Nachtluft, welche über den Gipfeln der Haidehügel bereits des Tages Farbe anlegte.

Nunmehr waren Visto's, des Pudels Beine unter dem Bevollmächtigten. Fort ging es im raschen Galopp. Da gab es keine Unebenheit des Haideweges, keinen Aufenthalt an der Grenzscheide; im großen Bogen wurde der Friedhof umgangen, bis der nächtliche Wanderer endlich Halt machte und Athem schöpfte, als er das letzte Wohnhaus der Stadt erreicht hatte.

Mit leisem Schritte wanderte derselbe durch die öden, stillen Straßen und fuhr jedesmal zusammen, wenn ein Hündchen hinter der verschlossenen Hausthür kläffte, wenn ein Hahn im Stalle zu krähen begann. Dem Wächter, welcher Gottes Frieden und einen Guten Morgen wünschte, wurde ein Markstück in die Hand gedrückt, damit er ein Auge über den späten Nachtschwärmer zudrücke. Trotzdem wurde der Gang des Herrn Bevollmächtigten etwas schwankend, als er an dem morgenbestirnten Cerberus vorüberschritt. Cerberus mußte eher auf den Gedanken kommen, daß derselbe trunken, als daß er gewesen ... daß er gewesen ... Nun stürmten die Gedanken auf mich ein und wichen nicht eher, als bis ein fester Schlaf den zweiundzwanzigjährigen Jüngling unter seine Flügel genommen hatte in dem kleinen wurmstichigen, kurzen Bette, welches im äußersten Flügel des stattlichen Herrenhauses des Hardesvogts sich befand."

Mein alter Onkel war in Begeisterung gerathen; es war eine Lust, ihn anzublicken. Die etwas gelblichen Wangen hatten einen frischen, röthlichen Anflug erhalten. Ich dachte, es ist kein Wunder, wenn die Morgenröthe einer Jugenderinnerung über einem Menschen strahlt, welcher am Abend seines Lebens steht, da mußte es wohl glühen!

Ich mußte lächeln über diese meine schöne Metapher, aber ich schwieg, während mein Onkel zu erzählen fortfuhr.

„Auf Morgenroth folgt ein schöner Abend! So sagt ein altes Sprichwort; doch bewährt es sich leider nicht allemal.

Als ich am Vormittage infolge des Pfeifens des bleichen, schwächlichen Schreiberjungens endlich erwachte, tönte das melancholische Geräusch des Platzregens an den Fensterscheiben in mein Ohr. Verdrießlich richtete ich mich im Bette empor und forderte in entschiedener Weise den Burschen auf, mich mit seiner eigenen Ansicht über das Regenwetter zu verschonen.

Er zog den kleinen Kopf in die Schultern, bat mich um Entschuldigung und bemerkte, daß der Hardesvogt beim Ankleiden beschäftigt sei.

Diese Mittheilung ermunterte mich vollständig. Sofort sprang ich zum Bette hinaus, machte schleunigst Toilette und richtete die gewöhnliche Anfrage an den Schreiberjungen:

„Wie ist heute der Vogt gelaunt?"

„Der Herr Hardesvogt ist sehr verdrießlich," lautete die Antwort.

„Wann kam er heim?"

„Um halb drei, sagte das Mädchen. Er soll über 25 Reichsbankthaler in Dreikart an einen Handlungsreisenden verloren haben."

„Ueber 25 Reichsbankthaler! . . ."

Ich versank in Gedanken, während ich mit der Bürste in meinem blonden Lockenhaar den Hahnenkamm emporstrich. Für eine solche Summe würde Herr Vinninge in Markledshusen seine Auslagen decken können, ohne jenes erbetenen Entrees zu bedürfen, ohne sich dem Spottgelächter der Stadt aussetzen zu brauchen und ich hätte nicht nöthig, bei den Vögten aufs neue die Erlaubniß zu erbitten.

Nach vollendeter Audienz des Schreiberjungen entfernte sich derselbe, während ich meine Schritte zum Bureau lenkte.

Mir war gerade nicht heldenmäßig zu Muthe, als ich mit einer so kecken Miene wie möglich in dasselbe eintrat und der dicke Hardesvogt auf seinem gepolsterten, knarrenden Schraubenstuhl sich sofort umwandte.

„Sie kommen etwas spät ins Geschäft, mein lieber Bevollmächtigter," rief er mit heiserer Stimme mir entgegen. „Sie glauben vielleicht, daß Sie den ganzen Vormittag, weil ich mich infolge der Abendarbeit am Morgen ausruhen muß, umherbummeln können. Aber Sie irren sich, mein guter Bevollmächtigter. Ich muß meinen Leuten auf die Finger passen, wenn sie es am wenigsten erwarten. Ja, Sie verstecken sich dort hinter dem Pulte, aber Sie sollen — der T . . . hole mich — Ihre Lektion so frisch erhalten, als käme sie soeben aus der Pfanne. Was ist das für eine Manier? Das Amt kommt in üblen Ruf; man räsonnirt bereits genug über die Vögte; aber die jungen Leute der Vögte . . ., he? . . . junge Windspiele, welche taumelnd nach Hause kommen um die Morgenstunde . . . Ja, ja, wir kennen sie bereits; es verbirgt sich nichts vor dem Auge des Gerichts . . ."

„Freilich nicht; besonders wenn letzteres Wächteraugen im Nacken hat!" fiel ich ein.

Ich war plötzlich während dieser Strafpredigt in eine gereizte Stimmung versetzt. Es erging mir, wie allen, welche kein reines Gewissen haben; ich fürchtete etwas zu hören, welches der Wahrheit näher auf die Spur kommen konnte. Nunmehr war der Weg offen.

Mein würdiger Chef sah verdutzt auf seinen Bevollmächtigten, brummte etwas in den Bart, lehnte sich in seinem Sessel zurück und lächelte auf seine alte joviale Weise. Nur zu gut war ich mir bewußt, ohne mich rühmen zu wollen, daß ich dem höchst unzuverlässigen Hardesvogt im Grunde unentbehrlich war und nicht nur meine Geschäfte, sondern auch seine Arbeit verrichten mußte.

„Nun, Bevollmächtigter!" begann er sodann in milderem Tone, „nun heraus mit der Sprache: Wo waren Sie in der vorigen Nacht?"

„Nicht dort, wo man 25 Reichsbankthaler verloren hat!" erwiderte ich trocken und ließ die Feder über die Einlagen und Akten mit den blauen Umschlägen laufen.

„Hm! . . . hm! . . . Sie haben wohl bereits gehört . . .!"

Er fuhr mit seiner Hand in seine Haare und biß in die Feder; dann sprang er plötzlich auf und schlug laut lachend auf das Schreibpult, so daß die Borde und Bücherfächer erzitterten.

„Sie sind des T . . . ein kecker Bursche, Bevollmächtigter; einer von meinen Leuten; Sie lassen sich nicht ins Bockshorn jagen; die Faust ins Gesicht; das mag ich leiden."

Bei diesen Worten trabte mein dicker Chef in der Stube auf und ab, stellte sich darauf vor mich hin, blickte mich mit seinen schelmisch-blinzelnden Augen an und fuhr fort:

„Uebrigens muß ich Ihnen sagen, Bevollmächtigter, was ich geglaubt habe. Ich war der festen Meinung, daß Sie ein Engagement in einer ganz neuen Stellung angenommen hätten! Hm . . . ein kleiner Vogel hat mir etwas vorgesungen von einem gewissen Bevollmächtigten, welcher auf der Jagd im Friedhofe sitzen geblieben ist!"

„Was? Auf der Jagd hinter einem kleinen Mädchen?"

„Ja, ja, man traue ihnen nur, diese Herren Bevollmächtigten, welche andere Dinge im Kopfe haben, als, den Studien und Geschäften obzuliegen!"

Ich bezwang eine aufsteigende Röthe, so gut ich konnte, und fragte im unschuldigsten Tone, welcher mir zu Gebote stand:

„Entschuldigen Sie, Herr Hardesvogt, ich verstehe wirklich nicht, was Sie meinen."

„Nun ja!" erwiderte dieser, sich am Pulte niederlassend; „es ist möglich, daß ich mich irre."

Die Inquisition war überstanden und der Großinquisitor außerdem in eine gute Laune versetzt. Etliche langsame Mittagsstunden schlichen dahin; ich versuchte es, mich in die Akten und Dokumente zu vertiefen, mußte jedoch jeden Augenblick wieder aufblicken und verfolgte dann die plätschernden Regentropfen und deren lange Wasserstreifen an den Bureaufenstern.

Jedesmal wenn ich mich in meiner Zerstreuung ertappte und mit einem Rucke emporfuhr, blickte ich gleichzeitig in das rothglühende Gesicht meines Chefs, welches mich über dem Pulte mit halb verschmitztem, halb mitleidigem Lächeln betrachtete. Senkte ich erröthend meinen Blick wieder zu den Akten, so wußte ich, ohne mein Auge hinzuwenden, daß der kleine gemüthliche Mann mit beiden Daumen seine Stirn umspannt hielt und Grimassen schnitt, wie ein Seekranker, so daß selbst auf den Schreiberjungen deren Wirkung sich fortpflanzte, welcher in seiner Ecke einen kleinen Anfall von höchst respektwidrigem Gluckser bekam.

Endlich konnte ich es nicht ferner auf meinem Stuhl aushalten; ich erhob mich und trat an das Fenster. Der Hardesvogt lachte; ich wandte mich um und sah ihn an.

Er las den Bericht über einen Diebstahl, welcher ihm von dem Vertheidiger, einem Prokurator der Stadt, übersandt war.

„Es ist unerhört! Merken Sie auf, Herr Bevollmächtigter!"

„Was meinen Sie hierüber?" fragte der Chef nach seiner Vorlesung; „es ist eine brillante Klage, nicht wahr?"

Mir wurde ganz schwindelig und ich ließ einige Aeußerungen fallen, wie angenehm es mir sein würde, einmal frische Luft zu schöpfen.

„Jawohl, thun Sie das nur, mein Lieber!" sagte lachend der Vogt. „Es ist ein prächtiges Regenwetter, um sich darin abzukühlen."

Sein fatales Lachen begleitete mich bis zur Thür und empfing mich, als ich nach einer kleinen Stunde durchnäßt wieder ins Zimmer trat.

Langsam floß die Zeit dahin.

Gegen Nachmittag klärte sich das Wetter auf und mein Chef hatte seine Bureauarbeiten absolvirt. Leider hatte ich selbst wenig mehr zu thun und saß daher nach Beurlaubung des Schreiberjungen einsam im Geschäftszimmer, schnitt Federposen, zernagte sie wieder und versank schließlich in ein tiefes Nachgrübeln. Ich dachte und dachte natürlich stets an denselben Gegenstand. Der Brunnen tauchte vor mir auf, jene tiefe dunkle Perspektive mit dem leichtbewegten Wasser auf dem Grunde und dem zauberischen Bilde auf seiner Oberfläche. Ich war überzeugt, daß ich entweder gegen meine Gewohnheit das Bureau schließen und meiner Wege gehen, so lange wandern und wandern mußte, bis die Gedanken mich verließen, oder ich mußte letztere anderweitig beschäftigen.

Ich durchsuchte deshalb die kleine Privatbibliothek des Hardesvogts, ergriff bald diesen, bald jenen Schriftsteller aus dem Bord und begann zu lesen; allein keine Lektüre befriedigte meinen unruhigen, kritischen Geist, bis ich der Bücher endlich überdrüssig wurde und mit ruhigem Gewissen das Bureau schloß.

Mit weniger Gemüthsruhe eilte ich zum Klubhause; aber ich mußte um jeden Preis Menschen sehen und zugleich nachforschen, ob keine Entscheidung wegen des ominösen Gesuchs stattgefunden habe.

Die Klubscene war unverändert dieselbe wie am vergangenen Abend, und wo in aller Welt ist es anders?

Der Adjunkt mit der heraushängenden Zungenspitze spielte Billard mit dem feisten Müller und ärgerte beständig die verlierende Partei durch seine sarkastischen Bemerkungen; der Probenreiter erzählte seine Wirthshausanekdoten in der Ecke dem kleinen grinsenden Kaufmann; der Kellner schrie die Points aus und die Vögte saßen am Spieltische.

„Nichts von Wichtigkeit vorgefallen? Keine Post?“ fragte mein Chef und warf, während er mich leise fragte, wie es mit den Zimmerleuten ginge, seine Karten auf den Tisch.

„Wir wollen ein Dreieck formiren, der Bevollmächtigte wird mitspielen!“ rief der Stadtvogt; „Kaufmann Villumsen muß zu seiner kranken Frau heimkehren.“

Da half kein Parlamentiren; ich mußte mit dem weisen Rath der Stadt spielen. Gegen die Partie zu drei Personen protestirte ich indessen; ich war ein zu wenig gewitzter Spieler, um mich mit den beiden Vögten auf dieses ff. von Spiel einzulassen. Deshalb begehrte ich den Probenreiter; derselbe, welcher gestern Abend meinem Chef die 25 Reichsbankthaler abgenommen hatte.

Letzterer nickte mir beifällig zu.

Der Probenreiter war als moderner Industrieritter sofort bereit und die Partie begann. Wir spielten mit fliegendem Blinden und stehendem Trumphe. Der Hardesvogt hatte Glück; er lachte und schlug jedesmal mit den Knöcheln auf den Tisch, wenn seine Trümphe dem Gegenspieler eine Force wegschnappten.

Der Stadtvogt war unglücklich und prustete wie ein alter Kater; der Probenreiter lächelte überlegen, und meine Wenigkeit machte Schnitzer über Schnitzer.

„Was zum T . . . ist das für ein Bevollmächtigter, den Du da hast?“ brüllte der Stadtvogt seinem Kollegen zu. „Da sitzt er und bleibt mit seiner Treff-Force hängen, weil er mit Herzen-As nicht stach, als er stechen mußte!“

„Bekümmere Dich nicht darum! Er wird wahrhaftig sein Herzen-As nächstes Mal schon besser anzubringen wissen. Nicht wahr, Bevollmächtigter?“

„Ich hoffte auf die Dame . . .“ erklärte ich.

„Ach, scheeren Sie sich zum Henker mit Ihrer Dame!“

„Erlaube, Brüderchen; Respekt vor der Dame! Hörst Du! Der Herr Kollege weiß selbst, was er zu thun hat!“

„Der König flog zur Erde, Herr Kanzleirath, als ich ausspielen wollte, und so . . .!“

„Ha, ha, ha!“ lachte mein Chef. „Das war wohl ein Fliegekönig?“

Ich beugte mich über meine Karten.

„Was beabsichtigen Herr Kanzleirath mit jenem Fliegekönig anzufangen, von welchem hier gestern die Rede war?“ fragte der Kaufmann den verdrießlichen Stadtvogt.

„Er mag hingehen und sich aufhängen! — Coupez, meine Herren!

Ich mußte mir eingestehen, daß die Chancen für mich nicht günstig standen; und warf meinem Chef einen bittenden Blick zu, welchen er als Ehrenmann damit erwiderte, daß er auf die räthselhafteste Weise der Welt seine Lippen mit den Karten berührte. Endlich war der Robber aus. Der Stadtvogt erhob sich majestätisch mit der Erklärung, daß er genug habe.

„Es ist möglich, daß Sie ein tüchtiger Hardesvertreter sind!“ donnerte der juristische Jupiter mir entgegen; „aber Sie sind“ — hier erfolgte ein sehr unjuristischer Fluch — „der erbärmlichste Whistspieler, welchen ich in meinem Leben gesehen habe.“

Mit diesem Testimonium eilte ich in den Garten, dessen Wege infolge des heutigen Regens noch feucht waren. Ein zarter, grauer Wolkenflor lag über dem Himmel ausgebreitet; man konnte nur mit Mühe die Gänge von den Blumenbeeten unterscheiden. Diese Dunkelheit, namentlich aber die kühle feuchte Luft übte eine wohlthuende Wirkung auf mich aus. Die Blumen und Gesträuche theilten noch entschiedener ihre duftenden, schweigenden Bekenntnisse mit, die Mysterien ihrer Umarmungen, alles, was die verschiedenen Gattungen der Blumenwelt dem lauschenden Fremdling zuzuflüstern haben.

Ich schritt auf und nieder, stand still, holte tief Athem, breitete die Arme aus, als ob sie jemanden in sich schließen wollten. Dann beugte ich mich nach vorne, schaute auf den Grasplan und lugte in die Büsche hinein; ich wünschte so unbeschreiblich gern, daß jemand darin verborgen sei, daß ein Schatten aus demselben über dem Plane zu der Mauer des Klubhauses dahingleiten sollte, daß eine Gestalt in die Fensterscheibe blicken möchte. Doch der Schatten blieb unsichtbar und ich wurde traurig. Traurig und recht unzufrieden, mehr, wie ich bereits vorher gewesen war, faßte ich einen raschen Entschluß, drückte den Panamahut fest über meine Stirn und eilte durch die Pforte zum

Kirchhofe. Verschiedene Male wandte ich den Blick zurück; ich wollte mich überzeugen, ob jemand hinter mir ginge. Doch niemand erschien. Immer fester wurde mein Entschluß; ich überschritt die Hauptstraße, eilte der Fuhrmannswiese entgegen — und dort, gerade an der Ecke, lief ich in die Arme — des kleinen Doktors.

„Ah, guten Abend! Nun, das mag ich leiden; Sie machen sich noch eine kleine Motion vor dem Zubettegehen. Gewiß, das ist sehr gut für Leute mit Beschäftigungen, welche das Stillsitzen erfordern, wie die Ihrigen. Wir anderen, welche den ganzen Tag umherlaufen müssen, sind im Grunde weniger zu solchen Abendpromenaden geneigt, aber was soll man machen? Wenn die armen Patienten uns rufen lassen, so müssen wir springen. Außerdem — erlauben Sie mir gefälligst Ihren Arm — hört man doch nun einmal von dem einen und andern, was uns interessirt. Wir Aerzte sind ja zugleich eine Art von Beichtväter! Gott behüte; nomina sunt odiosa; wir nennen keinen. Diskretion vor allem! Aber es ereignet sich doch manches, was — was lehrreich ist. — Würden Sie z. B. ahnen, daß ich soeben von einem Krankenbesuche bei einem jungen weiblichen Patienten komme — in einer hier ansässigen Handwerkerfamilie, welche — doch genug; die Sache kam mir etwas bedenklich vor, und schließlich stellte es sich heraus, daß das junge Mädchen — hm! — Sie verstehen! Aber um des Himmels willen keinen genannt deshalb! — Ach, richtig! Sie kennen den Namen nicht. Aber es ist doch ein Skandal, ist es nicht? — Nun, Herrgott! Man vertuscht die Sache nach besten Kräften und das übrige wird sich finden. Apropos! Sie kennen den Hofbesitzer Hans Olsen, welcher vor kurzem umwarf, als er mit seiner Braut von der Kirche heimkehrte! Sie haben gewiß die Geschichte gehört. Der arme Mann wurde sofort in das hiesige Hospital befördert, wo er bald nachher gestorben ist. Fraktur der Lende und starke Verletzung am Hinterkopfe. Und nun hat die Wittwe — nebenbei ein schönes junges Weib — sich gestern auch gelegt. Gebrechliche Menschen, Herr Bevollmächtigter, was?"

Unermüdlich schwatzte der kleine Mann fort, bis er mich endlich bis zur Wohnung des Hardesvogts begleitet und Sorge dafür getragen hatte, daß ich wohl und munter in dieselbe hinein gelangt war. Munter war ich allerdings hineingeschritten; aber, um meine bisherige Vermuthung begründet zu sehen, eilte ich zurück, stellte mich auf die Steintreppe vor dem Hause und warf einen prüfenden Blick zur nächsten Ecke des Weges.

Richtig! Dort stand die kleine Gestalt des Doktors auf der Lauer. Ich grüßte mit dem Hute und ging zurück in das Haus, wuthentbrannt über meinen ungelegenen Begleiter, über das ganze Menschengeschlecht und recht unzufrieden mit mir selbst.

In meinem Zimmer traf ich den Schreiberjungen. Er hatte mich kommen gehört und die Lampe angezündet. Mit seiner feinen pipenden Mäusestimme überbrachte er mir tausend Danksagungen seiner Familie für die herrlichen Handelswaaren, die er auf mein Konto bei dem Kaufmann Villumsen gekauft und seiner armen Mutter überbracht hatte. Ich erwiderte mürrisch, es sei schon gut, er möge nur gehen, da ich das Bett aufzusuchen beabsichtige. Er holte aus der Ecke ein

Packet hervor, welches mit einem baumwollenen Taschentuch umwickelt war. Ungeduldig trieb ich ihn an, mich endlich zu verlassen.

„Es ist von meiner Schwester Martha!" sagte er im weinerlichen Tone; „sie bittet den Herrn Bevollmächtigten, die kleine Gabe nicht zurückzuweisen; doch kann ich ja bis morgen warten!"

„Was ist es?" fragte ich ärgerlich und erwartete einen Käse oder dergleichen.

Der Bursche zog das Tuch fort und seine kleine zitternde Hand präsentirte mir einen zierlich geflochtenen Strohkorb, welcher mit rothem Tuche gefüttert, gefirnißt und mit kleinen Lärchentannenäpfeln, Fichtennadeln und Haidestielen garnirt war. Ich wurde gerührt über die Aufmerksamkeit seiner Schwester und dankte ihm in freundlichster Weise.

Der Junge faßte allmählich Muth und erzählte mir von seiner Familie, während ich auf der Bettkante meinen Platz einnahm und ersterem einen Stuhl anbot.

„Also Deine Schwester Martha sendet mir diesen Korb, trotzdem ich ihr keinen Antrag gemacht!" sagte ich scherzend.

Er wurde roth im Gesicht und schwieg.

Während ich meine Nachfragen fortsetzte, wiederholte ich den Namen der Schwester so oft, wie es passend war, dachte aber jedesmal an Marna. Ich erkundigte mich nach ihrem Haar, ihren Augen, Brauen, Nase, Mund und Händen, ich glaube sogar auch nach ihren Füßen. Wir sprachen sodann über die anderen Familienmitglieder, über Mutter und sämmtliche Kinder. Es betrübte mich, daß Martha's Bild nicht mit Marna's Erscheinung übereinstimmte. Endlich lenkte ich die Unterhaltung auf den Schreiberjungen selbst. Mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen erklärte der arme Bursche, welche Seligkeit es ihm bereiten würde, wenn er so viel gelesen hätte, daß er auch das Examen machen und Bevollmächtigter werden könnte, wie ich selbst.

Ich hatte mich erhoben und schritt mit auf den Rücken gelegten Händen auf und nieder. Es wurde mir so seltsam zu Muthe, wie soll ich sagen — sentimental ist vielleicht die richtige Bezeichnung; es war mir, als müsse etwas geschehen — als müsse ich selbst mit hilfreicher Hand mich ins Mittel legen.

Ich versprach dem jungen Burschen, daß ich mit ihm lesen und später nach Kräften ihn unterstützen wolle, um das Examen absolviren zu können.

Dieses ist eines der sehr wenigen Gelübde, welches ich eingelöst habe; obgleich längere Zeit verstrich, bevor ich mit ihm den Lehrkursus begann. Wir machten indessen einen Anfang und ich beförderte ihn auch zur Hauptstadt, wo er sein Examen bestand. Er befindet sich augenblicklich als alter Amtsbevollmächtigter auf Fühnen. —

Doch revenons! revenons! Ich legte mich nach dieser Unterhaltung bald zu Bett und schlief ein. Es war heute Freitag.

Der Sonnabend rückte heran. Schon sehr zeitig war ich auf den Beinen und im Bureau beschäftigt, wo begreiflicherweise kein Hardesvogt sich blicken ließ, welches jedoch immer mehr mit Leuten

sich anfüllte, die über alle möglichen bürgerlichen und kommunalen Angelegenheiten mit meinem Chef zu konferiren wünschten. Der Bevollmächtigte mußte vertreten, und das war insofern gut, weil die Zeit und mit ihr die Gedanken vergingen.

Gegen elf Uhr mäßigte sich der Andrang ein wenig und mit dem Elfuhrschlag trat endlich der Hardesvogt in die Thür mit seinen russischen Pantoffeln, seinem deutschen Meerschaumpfeifenkopf und — was das allerbeste war — mit seiner vortrefflichsten Laune.

Die Sonne beleuchtete sein Gesicht, als er sich in den knarrenden Schraubstuhl niederließ; Sonnenglanz herrschte in seinen Zügen.

„Wollen Sie mir das Vergnügen bereiten, Herr Bevollmächtigter, morgen Mittag bei mir zu speisen? Sie wissen zwar, daß ich Junggesellenwirthschaft führe; aber ich hoffe, daß Fräulein Svendsen ihr Bestmöglichstes in der Kochkunst leisten wird am Geburtstage ihres Hausherrn."

Ich dankte; es blieb ja nichts anderes übrig, als die Einladung anzunehmen. Sodann überlieferte ich dem Chef die eingelaufenen Dokumente und Papiere und erstattete Rapport über die Angelegenheiten des frühen Morgenbesuches.

Der Vogt durchblätterte flüchtig die Akten, blies gewaltige Dampfwolken in die Luft und lehnte sich recht gemächlich in seinen Stuhl zurück — ein sicheres Kennzeichen von der Stabilität seines guten Humors. An meiner Schreibfeder nagend, wartete ich auf den günstigen Moment, wo er von den Papieren aufblickte, um ihn mit der Frage über die bezügliche Bittschrift zu überrumpeln; denn heute mußte der Sache ein Ende gemacht werden. Als er endlich den Blick emporrichtete, kam er meiner Anfrage mit den Worten zuvor:

„Sie schlichen gestern Abend aus dem Klub fort! Es war schade. Ich kann Sie versichern, daß wir den guten Probenreiter im Dreikart gehörig gerupft haben. Während der Stadtvogt mit acht Spezialesthalern heimging, erhielt ich — ha, ha, ha! — meine 25 Reichsbankthaler wieder bis auf ungefähr 2 Mark 8 Schilling!"

Er lachte herzhaft, wandte sich zu seinen Papieren und fuhr fort, dichte Rauchwolken emporzuwirbeln. Ich saß wie auf Nadeln; sollte ich es wagen oder nicht? Ahnte der Chef etwas oder nicht? Was sollte seine Aeußerung beim Whistspiel bedeuten? Hatte er . . .?

„Um den armen Probenreiter zu trösten, erlaubte der Stadtvogt demselben, daß er morgen seinen Fliegekünstler auf dem Dache des Gasthauses betrachten könne. — Sie sind wohl so gut und fertigen das Erlaubnißschreiben aus; der Junge kann dasselbe nach Markledshusen befördern. Ob der Hardes- oder Stadtvogt seinen Namen darunter setzt, wird wohl einerlei sein."

Nunmehr war die Reihe an mir, in die Akten niederzutauchen, da ich fühlte, wie die Blicke des Chefs auf mir ruhten und daß ich erglühte wie ein gekochter Krebs. Ich nahm einen Bogen Papier und schrieb:

„Herr Mario Sebaldus Vinninge zu Markledshusen pr. N* erhält hiermit die Erlaubniß, am Sonntag den . . . auf dem Stadtmarkte

seinen Fliegeversuch zu unternehmen, und wird demselben als Beantwortung seines in obiger Angelegenheit eingesandten Gesuches dieses mitgetheilt.

N* Hardesbureau, den 2c. 2c."

Mit etwas zitternder Hand legte ich dem Chef das Schriftstück vor. Er bekam seinen Lachanfall.

„Nun, wahrhaftig! Sie sparen das Papier nicht."

„Ich glaube, daß die Sache für den armen Menschen eine solche Bedeutung besitzt, daß er großen Werth darauf legen wird, dieselbe in allen Details so formell wie möglich behandelt zu sehen."

„Gewiß, Sie sind ein vortrefflicher Prokurator! Aber, schon gut! Hier ist die Unterschrift."

Ich steckte das Schreiben in ein Couvert und drückte das Siegel des Hardesvogts auf das letztere.

„Laßt den Jungen jetzt mit dem Briefe fortgehen!" rief mein Chef etwas unwillig, als ich jenen auf meinem Pulte zur Seite gelegt hatte.

Es halfen keine Ausflüchte, wenn ich mich nicht verrathen wollte, und ich übergab daher das Schreiben dem Schreiberburschen, welcher meinen durchbohrenden Blick verständnißvoll erwiderte und dann forteilte. Als ich nach einer Viertelstunde auf der Hausflur mir zu schaffen machte, fand ich denselben in der dunkelsten Ecke wie eine Schildwache auf ihrem Posten stehen; ich eilte zu ihm, entriß ihm den Brief und steckte ihn zu mir, indem ich leise dem Boten ins Ohr flüsterte:

„Eine halbe Stunde!"

Nach kurzer Zeit nahm ich meinen Platz am Pulte wieder ein und that, als ob ich ungemein fleißig sei.

Die Sonnenstrahlen, welche durch die Fenster schienen, tanzten und spielten im tollen Reigen zwischen Stubenstaub und Tabakswolken; es war mir, als riefen mich dieselben, als ob sie mich begleiten wollten zum Kirchhofe, über die Flurgrenze und Haide.

„Es ist bitter für Sie, heute hinter den Akten sitzen zu müssen, Bevollmächtigter! Sie werden wohl zeitig am Nachmittag das Bureau schließen?"

„Im Gegentheil, Herr Hardesvogt, ich denke heute Nachmittag recht fleißig zu sein. Sie wissen, es ist Sonnabend,"

„Jawohl, das ist der Abend für die Mädchen! Ha, ha, ha!"

Der Vogt lachte, bis er seinen Hustenanfall bekam und in seine Wohnstube gehen mußte, wo er seinen Universalbalsam aus dem Schrank hervorholte.

Nach Verlauf einer halben Stunde traf der Schreiberjunge glücklich ein; seine Wangen waren geröthet; es hatte den Anschein, als habe derselbe soeben einen starken Lauf beendet.

„Du bist nicht immer so leicht auf den Beinen, mein Junge, wenn es gilt, eilige Geschäftssachen auszuführen," brummte der Chef vor sich hin. „Trafst Du den alten Nebukadnezar zu Hause?"

„Jawohl, er war zu Hause; auch sollte ich den Herrn Hardesvogt grüßen und vielen Dank sagen."

sich anfüllte, die über alle möglichen bürgerlichen und kommunalen Angelegenheiten mit meinem Chef zu konferiren wünschten. Der Bevollmächtigte mußte vertreten, und das war insofern gut, weil die Zeit und mit ihr die Gedanken vergingen.

Gegen elf Uhr mäßigte sich der Andrang ein wenig und mit dem Elfuhrschlag trat endlich der Hardesvogt in die Thür mit seinen russischen Pantoffeln, seinem deutschen Meerschaumpfeifenkopf und — was das allerbeste war — mit seiner vortrefflichsten Laune.

Die Sonne beleuchtete sein Gesicht, als er sich in den knarrenden Schraubstuhl niederließ; Sonnenglanz herrschte in seinen Zügen.

„Wollen Sie mir das Vergnügen bereiten, Herr Bevollmächtigter, morgen Mittag bei mir zu speisen? Sie wissen zwar, daß ich Junggesellenwirthschaft führe; aber ich hoffe, daß Fräulein Svendsen ihr Bestmöglichstes in der Kochkunst leisten wird am Geburtstage ihres Hausherrn."

Ich dankte; es blieb ja nichts anderes übrig, als die Einladung anzunehmen. Sodann überlieferte ich dem Chef die eingelaufenen Dokumente und Papiere und erstattete Rapport über die Angelegenheiten des frühen Morgenbesuches.

Der Vogt durchblätterte flüchtig die Akten, blies gewaltige Dampfwolken in die Luft und lehnte sich recht gemächlich in seinen Stuhl zurück — ein sicheres Kennzeichen von der Stabilität seines guten Humors. An meiner Schreibfeder nagend, wartete ich auf den günstigen Moment, wo er von den Papieren aufblickte, um ihn mit der Frage über die bezügliche Bittschrift zu überrumpeln; denn heute mußte der Sache ein Ende gemacht werden. Als er endlich den Blick emporrichtete, kam er meiner Anfrage mit den Worten zuvor:

„Sie schlichen gestern Abend aus dem Klub fort! Es war schade. Ich kann Sie versichern, daß wir den guten Probenreiter im Dreikart gehörig gerupft haben. Während der Stadtvogt mit acht Speziesthalern heimging, erhielt ich — ha, ha, ha! — meine 25 Reichsbankthaler wieder bis auf ungefähr 2 Mark 8 Schilling!"

Er lachte herzhaft, wandte sich zu seinen Papieren und fuhr fort, dichte Rauchwolken emporzuwirbeln. Ich saß wie auf Nadeln; sollte ich es wagen oder nicht? Ahnte der Chef etwas oder nicht? Was sollte seine Aeußerung beim Whistspiel bedeuten? Hatte er . . .?

„Um den armen Probenreiter zu trösten, erlaubte der Stadtvogt demselben, daß er morgen seinen Fliegekünstler auf dem Dache des Gasthauses betrachten könne. — Sie sind wohl so gut und fertigen das Erlaubnißschreiben aus; der Junge kann dasselbe nach Markledshusen befördern. Ob der Hardes- oder Stadtvogt seinen Namen darunter setzt, wird wohl einerlei sein."

Nunmehr war die Reihe an mir, in die Akten niederzu[blicken], da ich fühlte, wie die Blicke des Chefs auf mir ruhten und [mein Gesicht] erglühte wie ein gekochter Krebs. Ich nahm einen Bo[gen] und schrieb:

„Herr Mario Sebaldus Vinninge zu Markledshusen [wird] hiermit die Erlaubniß, am Sonntag den . . . auf [dem]

möglich, klar und mit Bewußtsein an Marna zu denken; doch immer war es eine andere Marna, die alte war verschwunden. Warum war sie denn eine andere geworden?

Warte nur ein bißchen! Mich fröstelte, obgleich sich der Sommerabend warm über die vor mir liegende Landschaft breitete. Außerhalb der Stadt führte mich der Weg direkt zum Kirchhof.

Auf der einen Seite dampfte die Wiese und den darauf grasenden Kühe schienen Beine und Schwänze verloren, auf der entgegengesetzten Bäume und Büsche riesengroße und unförmliche Formen angenommen zu haben.

Ich begegnete einer alten Frau:

„Guten Abend! Können Sie mir wohl sagen, wie viel Uhr es ist?"

Ich zog meine Uhr hervor; sie stand.

„Nun ja, ja; Gottes Frieden und gute Nacht!"

Ich schaute ihr nach, sah, wie der weiße Nebel sie in der Mitte durchschnitt, wie sie zu tanzen begann und wie ein Irrlicht hin und her schwankte.

Hm! Die Moorfrau brauet! Nein, das klingt nicht hübsch. Die Elfen tanzen; jawohl, das hört sich schöner an. Die Elfen, Elfen, die Elfen! Ich wurde plötzlich wie ein Kind und begann wie ein Schulbube zu dekliniren und konjugiren, bis ich endlich das Thor des Kirchhofes erreicht hatte. Unbedingt mußte ich eintreten; suchte natürlich die Stätte bei der Mauer auf, wo Marna und ich hinüber gesprungen waren, und stand einen Augenblick still neben dem Graben, wo ein tückisches Geschick uns zu Boden warf.

Wie hielt ich sie umfangen! Ich spürte den leisen Druck ihres Armes mit seiner zart gerundeten jungfräulichen Form! Wie umrauschten die Kleider ihre schlanken Glieder! Wie flog sie dahin und rief mir zu: Hasche mich! Auch ich konnte laufen, trotz Oberrock; ich ergriff die Entflohene, durfte sie aufs neue in meine Arme schließen, nochmals den Druck ihrer reizenden Formen empfinden!

Doch nein! Ich wollte sie ja nicht erhaschen; ihre Nähe wollte ich vielmehr meiden und flugs wieder forteilen — zum Klub zurückkehren und spielen —! Ich fuhr zusammen und blieb plötzlich stehen neben den verkrüppelten Büschen und Nadelhölzern. Ich hätte über mich selbst ärgerlich werden mögen, da ich einräumen mußte, daß ich am liebsten in ihrer Wohnung bleiben, nur ein wenig mich dort niederlassen möchte . . . wenn auch nur ein Stündchen!

Jedenfalls wird der Alte sehr dankbar sein; es ist so selten, daß man seinen Eifer loben hört!

Und dann Marna! . . . Ich konnte ja . . . ja, — halt! . . . ich konnte ja die Rolle des heiteren, harmlosen Fremdlings spielen, thun, als ob nichts vorgefallen wäre . . . und wenn sie etwa verlegen mich anblickte . . . dann war es meine Pflicht, mich als der Ueberlegene und Besonnene zu zeigen . . . es war doch eigentlich Sünde, daß . . .

Wer ist das, wer nähert sich dort auf dem Haideweg? Sollte es möglich sein? —

Ach, mein soeben mühsam aufgerichtetes Bauwerk stürzte in sich zusammen. Ich versteckte mich hinter den Büschen und verfolgte mit neugierigem Blicke die Gestalt auf dem Wege.

Nein, Marna konnte es nicht sein; sie war kleiner, als die Erscheinung vor mir. Es mußte ein Mann sein.

Der Hardesvogt! durchfuhr es mich wie ein Blitzstrahl. Ich bückte mich tiefer und stemmte meine geballten Hände in die Seiten. Er kam von den Wohngebäuden hergeschritten. Hatte derselbe vielleicht auf seine tölpelhafte grobe Weise den Alten und Marna ins Verhör genommen? Dann war ja alles entdeckt, mein Verhältniß zu Markledshusen und zugleich die Briefangelegenheit.

Nein, rief ich zähneknirschend, in diesem Augenblick bist du stärker als der Vogt; laß ihn nur herankommen; ich werde ihm schon entgegentreten und seinem Cynismus den Stachel rauben.

„Guten Abend!“ rief ich mit lauter Stimme und sprang aus meinem Versteck hervor. „Ja, ich bin es, ich selbst, wie . . .“

Der alte Fliegekünstler stand vor mir.

„Was? Sie sind es, Herr Bevollmächtigter? Ach! wie haben Sie mich erschreckt!“

In meiner plötzlichen Verwirrung versuchte ich vergeblich eine Antwort hervorzubringen.

„Gehen Sie zur Stadt, Herr Vinninge?“ fragte ich endlich in hastigem Ton.

„Ach ja, ach ja! Ich wußte weder ein noch aus! Sie verließen so eilig vorgestern unser Haus und heute ist Marna krank geworden; sie hat erst nach Mittag ihr Bett verlassen. Außerdem hat Visto mir einen Flügel zerstört; ich habe ihm deshalb eine kleine Lektion gegeben, es geschah zum ersten Male und Marna hat bitterlich geweint. Bald nachher trat ich meinen Weg an und beabsichtigte, das Wirthshaus aufzusuchen und mit dessen Eigenthümer zu sprechen; zugleich hoffte ich, Sie dort vielleicht anzutreffen und näheres zu erfahren . . .“

„Marna krank! Hurrah!“ rief ich und sprang vor Freude in die Luft, worüber der Alte augenscheinlich sehr überrascht war, weil er mir eine so kannibalische Denkungsweise schwerlich zugetraut hatte. Drei, vier verschiedene Strömungen durchwogten mein Inneres und dort, wo sie in einem Punkt meines Herzens zusammen sich vereinigten, spürte ich ein namenlos glückseliges Empfinden, so daß ich im Uebermaß meiner Freude die schwankende Gestalt des Alten in meine Arme hätte nehmen und Ball mit ihm spielen mögen, wenn ich nicht bange gewesen wäre, denselben in der Mitte durchzubrechen.

Marna krank und ich die Ursache! Welche männliche Eitelkeit würde sich nicht geschmeichelt gefühlt haben bis in die tiefste Herzwurzel hinein bei diesem unwillkürlichen Bekenntniß! Ich erachtete meine Person, ja meine bloße Ankunft für einen Heilsboten ihrer Krankheit; hiervon war ich vollständig überzeugt. Für den Alten besaß ich außerdem ein Heilpflaster in der Tasche in Gestalt des Briefes. Kopfüber stürzte ich mich in den brausenden Strom. Alles, jeder Vorsatz war vergessen. Nur fort, fort zu Marna! Ich deutete auf meine Tasche und zog den Alten ungestüm mit mir fort. Als dieser endlich errieth, um welche Sache es sich handle, kannte sein Jubel und

seine Eile keine Grenze mehr; er geberdete sich wie ein kleines Kind und in großer Aufregung erreichten wir zwei Kinder endlich Markledshusen. Niemand begegnete uns; kein Visto, kein Pultram.

Meine stürmische Freude wurde dadurch etwas gemäßigt und als der Alte schleunigst die Thür öffnete, vernahmen wir nur das schwache Winseln Vistos, ohne denselben in der Dunkelheit erblicken zu können.

„Das Thierchen ist noch infolge der üblen Behandlung etwas eingeschüchtert", erklärte der Alte und suchte Feuerzeug und Licht. „Aber das wird bald vorübergehen; es herrscht jetzt überall Freude!"

Er konnte vor Aufregung kaum Feuer anschlagen und das Licht anzünden. Endlich traten wir in die Werkstätte, wo Pultram aus dem Schlaf geweckt, ganz erschreckt mit lautem Geklapper in die Höhe fuhr und einige Flügelschläge über der Flugmaschine versuchte, deren eine Hälfte eine sichtbare Beschädigung erlitten hatte.

„Schauen Sie, gerade so werde auch ich morgen fliegen!" jubelte der Alte und liebkoste den Storch, welcher auf seiner Schulter sich erhob. Es war ein komischer Anblick, den langen dünnen Vogel auf der Schulter des großen hageren Mannes sitzen zu sehen. Der Schnabel desselben ragte bis unter die Decke des Zimmers, der Lichtschein warf den Schatten des Storches riesengroß gegen die mit Spinnengewebe überzogenen Balken und die weiße Kalkwand. „Der Schaden ist nicht so bedeutend, wie es scheint!" sagte der Alte, auf die Maschine hinweisend. „Etwas Segeltuch, einige Sprossen, Schrauben und alles ist wieder in Ordnung! Aber jetzt vor allem, Herr Bevollmächtigter, was haben Sie mir mitzutheilen?" Der Alte setzte den Storch auf den Boden, trippelte ungeduldig mit den Füßen und streckte seinen Kopf vor, wie ein neugieriges Kind, welches nach der Gabe späht, welche beim Einkauf in der Stadt für dasselbe bestimmt ist.

Ich zog den Brief hervor und überreichte ihm denselben. Hastig entriß er ihn meiner Hand, wandte und drehte ihn fast ehrfurchtsvoll hin und her, trat an das Licht auf dem Kachelofen, schob alle Gegenstände geschäftig zur Seite, um seine Brille zu suchen und blieb plötzlich regungslos stehen.

In der Thür stand Marna. Mit leisem Schritt war sie erschienen, ohne von uns beiden bemerkt zu sein; es entging meinem forschenden Auge nicht, daß sie in großer Eile Toilette gemacht hatte. Und welche Toilette! Statt des dürftig ausschauenden hellgrauen und halbwollenen Rockes und des kleinen über der Brust zusammengeknoteten Shawls war sie mit einer höchst phantastischen, aber ihre originelle Schönheit sehr hervorhebenden Kleidung geschmückt. In ihre Vorderhaare hatte sie ein weißes Tuch geflochten, so daß Weiß und Schwarz wechselten, wie in einer um den ganzen Scheitel herumlaufenden Flechte, welche über dem linken Ohr mit einem Büschel herabfiel. Eine glänzend rothe Jacke oder vielmehr Bluse, welche infolge der hastig vollendeten Ankleidung vorne etwas schief saß, war über der stattlich gewölbten Brust durch zwei große Messingspangen oder Agraffen zugehakt. Unterhalb der Bluse trug sie einen Rock von dunkler Farbe, der bis auf einige Zoll von den Fußenkeln entfernt herabreichte. Die kleinen Füße in den zierlichen, mit großen Schnallen besetzten Schuhen waren mit blauen Strümpfen bekleidet. Der schwache Lichtschimmer traf gerade

ihr Angesicht. Unwillkürlich durchzuckte es mein Inneres, als ich sie betrachtete. Wie schön war sie!

Die beim Tageslicht etwas strenge erscheinenden Züge, ausgegenommen die feingeformte Nase, waren milder und harmonischer, als habe eine Meisterhand sie gebildet. Ihr Kopf glich am Tage dem kühnen Entwurf eines talentvollen Schülers; an diesem Abend hatte ein bewährter Meister denselben vollführt. Hierzu die hervortretende blaßbraune Farbe, noch bleicher, wie gewöhnlich, sowie die großen schwarzen und glänzenden Augen, aus welchen eine eigenthümliche feierliche Ruhe hervorleuchtete, wie das gebrochene Licht durch eine gothische Kirchenrosette.

„Marna! Kind!“ rief der Alte und schaute sie mit stierem Blick an, während seine zitternden Arme sich nach ihr ausstreckten. „Weißt Du, daß dieses die Tracht Deiner Mutter ist?“ Lächelnd schritt sie ihm entgegen, breitete die Arme aus und schmiegte sich an seine Brust. Sanft schob der Alte sie zurück, hielt seine Hand über die Augen gebreitet und betrachtete sie von oben bis unten.

„Ich glaubte, daß ich mich auch einmal etwas schmücken müßte, wenn wir Besuch erhalten! Guten Abend!“ sagte sie, wie immer in ihrer einfachen Weise und reichte mir ihre Hand.

Ich drückte dieselbe herzhaft, vermochte aber kein Wort zu erwidern.

Der Alte stand vor uns, schüttelte das Haupt und sah bald Marna, bald mich an.

„In dieser Tracht erschien einst Deine Mutter als Braut, Marna!“

Sie beugte sich nieder und streichelte Visto, welcher schüchtern sich mir genähert hatte. Pultram saß auf dem Werkstatttisch, klapperte und füllte auf solche Weise die Pausen aus.

Endlich fand ich wieder Worte.

„Wo ist der Brief . . . ?“

„Der Brief, welcher Brief?“ unterbrach mich der Alte mit wirren Blicken. „Ach so! ja richtig!“

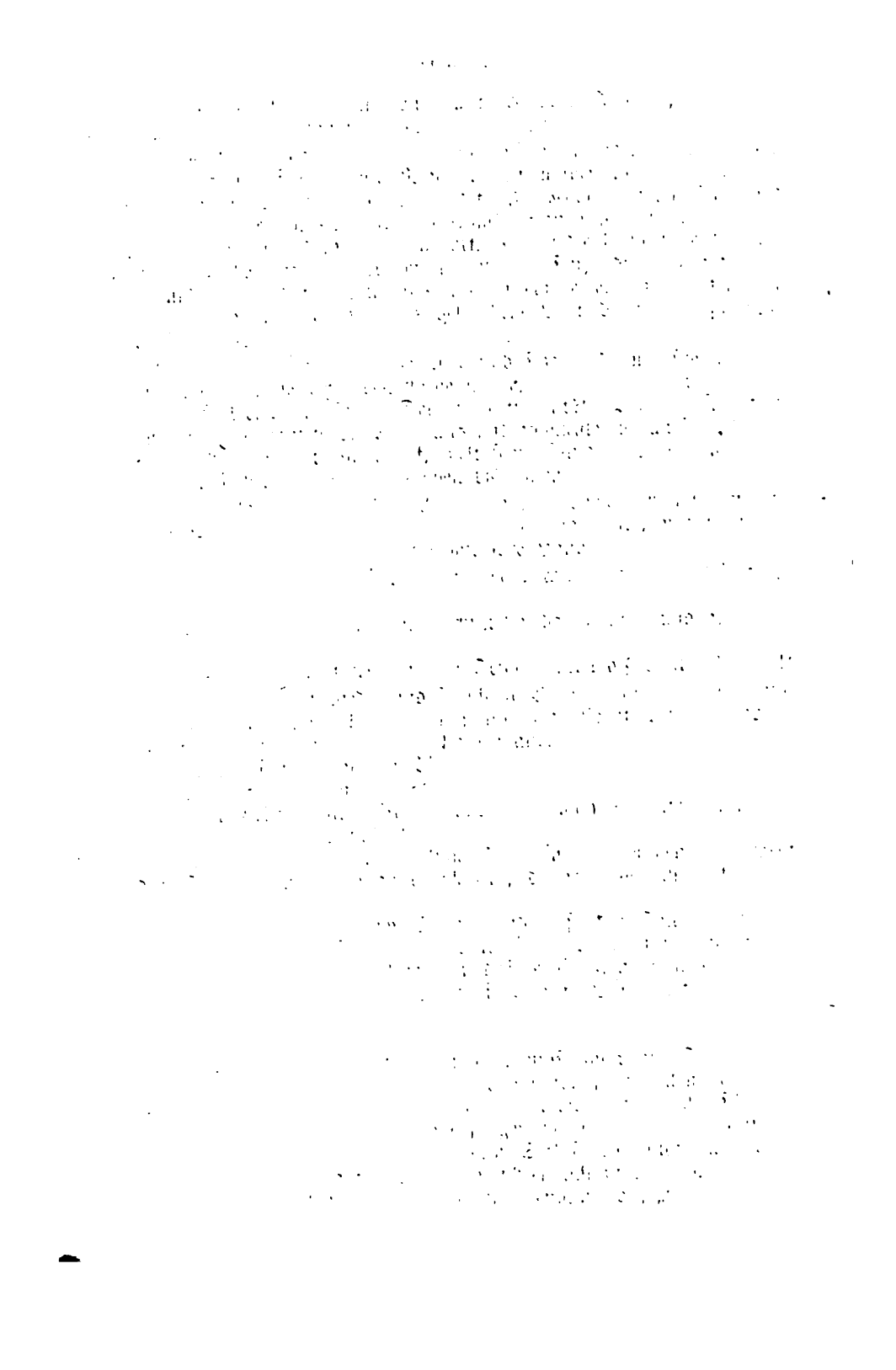
Wieder trat jenes unheimliche Feuer in seine Augen; er ergriff das Schreiben und übergab es Marna, da er vergeblich nach seiner Brille suchte.

Nachdem sie mit lauter Stimme und fließender Sprache den Inhalt desselben vorgelesen hatte, faltete sie es langsam zusammen und reichte es ihrem Vater. Mir aber drückte sie zum zweiten Mal die Hand und blickte mir freundlich in die Augen. Leise fragte ich, ob sie nun mit mir zufrieden sei?

Sie antwortete nicht.

Der Alte hatte es jetzt sehr eilig, er müsse sofort zur Stadt gehen, mit dem Wirth sprechen und ihm die Erlaubniß mittheilen; er müsse Segeltuch und Schrauben kaufen, er müsse alles — und dabei schwirrte er in der Stube umher, wie ein junger Mensch, trat Visto auf den Schwanz, schreckte Pultram aus dem Schlaf, riß alles zu Boden, nahm nichts wieder auf und wandte sich endlich zu Marna.

„Höre, Kind!“ sagte er in kläglich bittendem Ton; „ich muß etwas Geld haben!“



Dämmerstunde.

Nach dem Originalgemälde von M. Rudinszky.

Sie zuckte die Schultern und machte eine bezeichnende Geberde. „Du brauchst so viel, Vater! Es ist nichts mehr vorhanden!“

Traurig wandte er sich um und murmelte: „Segeltuch, Schrauben, Erlaubniß, aber kein Geld!“

Eiligst griff ich in meine Tasche und reichte ihm ein paar Thaler. Er machte eine Bewegung, als wollte er meine Hand küssen, aber rasch entzog ich ihm dieselbe. Mittlerweile war Marna verschwunden.

„Gott segne es! Gott segne es!“

Ich beschwichtigte den Ausbruch seiner Freude; dann ergriff der Alte seine Mütze und knöpfte seinen Rock zu.

„Der Herr Bevollmächtigte bleibt wohl hier und behütet das Haus, bis ich heimkehre? Und Marna bereitet uns den Kaffee, welchen wir gestern nicht erhielten?“

Er lachte hell auf und schwankte aus der Stube; auf der Thürschwelle wandte er sich jedoch zurück und trat mit einem seltsamen Ausdruck des Gesichts vor mich hin.

„Morgen legen wir Rechenschaft ab! Sie erhalten Ihr Geld wieder; aber nicht wahr? Sie helfen Ordnung herstellen, unter dem Volke auf dem Marktplatz? Vortrefflich, Sie sagen nicht nein? Es möchte mir sonst, wie zuletzt, ergehen . . . in dem anderen Land; die Leute lachen mich aus, gehen ihrer Wege und niemand bezahlt. Wenn ich aber den Bevollmächtigten zur Seite habe, nicht wahr, ganz in meiner Nähe, dann entfernen sich die Leute gewiß nicht und Sie bekommen Ihr Geld wieder.“

Bei diesen Worten hatte er meine Hand ergriffen und blickte mir fest ins Angesicht. Ueber seiner Schulter sah ich gerade in Marnas Augen, welche fragend, bittend auf mir ruhten.

„Ja“, antwortete ich laut und entschieden; „ich bin morgen bei Ihnen und werde Sie unterstützen!“ Hätte ich mein eigenes Todesurtheil beschlossen, es hätte nicht feierlicher geschehen können; ich hätte mich nicht als größerer Märtyrer fühlen können, als in diesem Augenblick. Marna hatte mich ja angeblickt.

„Danke!“ sagte der Alte und drückte mir die Hand. „Ich rechne auf Sie!“

Dank sprachen Marnas Augen aus und ruhten in mildem freundlichen Glanz auf mir: Ich rechne auf Dich.

Der Vater war fortgeeilt und wir beide mußten jetzt natürlich zusammen plaudern. Doch war dieses nicht so leicht für mich, wie ich geglaubt hatte; die Freude hatte mich übermannt. Vielleicht lag der Grund auch darin, weil Marna so verschlossen, so auffallend ernst war, vielleicht war ihre veränderte Tracht und so überwältigende Schönheit am heutigen Abend schuld daran.

„Komm!“ sagte sie, „laß uns in die Stube gehen! Es ist hier so unordentlich.“ Sie nahm das Licht und ich folgte ihr. In der Vorstube warf ich einen verstohlenen Blick zur Küchenthür und strauchelte über Bisto, welcher vor meinen Füßen lag. Marna schloß lachend die Hausthür auf und Bisto eilte ins Freie.

„Wird heute Abend auch der Haken vorgelegt?“ fragte ich.

Wieder das blitzartige Aufleuchten in ihren Zügen, wie damals; ebenso rasch war es verschwunden.

„Ja, es ist wohl am besten; ein Einbruch ist nicht selten."

„Ein Ausbruch desgleichen!" fügte ich herausfordernd hinzu.

Doch der Handschuh wurde nicht aufgenommen.

Wir traten in die Stube; ein ebenso kleiner Raum, wie die Werkstatt, anmuthig, sauber gehalten, aber recht dürftig in der Ausstattung. Eine Lagerbank mit Polstern, vor derselben ein viereckiger Tisch, ein paar Stühle und eine Kommode mit einem kleinen Spiegel darüber, bildete das ganze Meublement. Alles war, wie bereits erwähnt, sauber und nett; Blumen überall in Vasen und Töpfen, auf dem Tisch, der Kommode und den Fensterbänken. Eine niedliche Gypsfigur, einen knieenden Engel mit gefalteten Händen darstellend, stand auf dem Kachelofen; mehrere Bilder in rothmamorirten Glasrahmen hingen an den Wänden. Letztere hatte ich bereits früher gesehen; sie zeigten die Gestalt der Jungfrau Maria, welche ein blutendes, brennendes und mit Schwertern durchbohrtes Herz in der Hand trug, des heiligen Johannes, Johannes des Täufers, der heiligen Genoveva und Napoleons, welcher dem Brand des Kremls in Moskau zuschaut.

Ich nahm einen Stuhl, setzte mich vor dem Tisch nieder und vergrub fast mein halbes Gesicht in den mächtigen Blumenstrauß, welcher vor mir stand. Die erst kürzlich mit Wasser benetzten Blüten und Blätter berauschten mich durch ihren Duft, während die Feuchtigkeit mich erfrischte.

„Wo kommen denn alle die schönen Blumen her, Marna?"

Marna stand neben der Kommode und versuchte mit einem Schlüssel deren Schnblade zu öffnen.

„Ich pflücke sie jeden Morgen auf dem Kirchhof."

„Auf dem Kirchhof! Potz Tausend, dann bist Du ja ein Leichenräuber!"

„Ich verstehe nicht, was ein Leichenräuber ist; nur so viel weiß ich, daß die Todten nichts besitzen, was man denselben rauben könnte."

„Aber den Lebenden?"

„Es giebt Blumen in Fülle dort; seien Sie so gut, hier ist das Geld!"

Ich blickte empor. Sie trat zu mir und legte zwei Reichsthaler auf den Tisch.

„Marna!"

„Nein, Sie dürfen sich nicht weigern. Sie müssen das Geld nehmen; ich habe dasselbe lange aufbewahrt. Sie dürfen nicht „nein" sagen, hören Sie! Sie müssen nicht . . ." Es lag etwas Heftiges, Hastiges in ihrer Stimme, als wünschte sie keine Gegenrede, vielmehr eine rasche Erledigung der Angelegenheit. „Hören Sie! Sie müssen es nehmen um meinethalben!"

Ich steckte das Geld in eine Tasche und ergriff ihre Hand. Rasch zog sie dieselbe zurück und begann in der Stube auf und ab zu wandern.

Eine lange Pause trat ein.

„Du glaubst, Marna, daß ich an das Versprechen mich gebunden fühle, welches ich Deinem Vater gab, wegen des Geldes, das ich ihm geliehen habe! Ach! Kind! für zwei Reichsthaler läßt man sich zu einer Sache nicht kaufen; dazu gehört mehr."

Sie antwortete nicht sogleich und setzte ihre Wanderung fort.

„Ich glaube gar nichts; ich hörte, daß Sie dem Vater Ihr Wort gaben; doch kann ich nicht dulden, daß derselbe Geld von Ihnen annimmt."

Es wurde mir klar, daß der Unterhaltung eine andere Wendung gegeben werden mußte.

„Wo bleibt das „Du" heute Abend?" fragte ich schleunigst.

„Sie nennen mich ja Du, ohne mich um Erlaubniß zu fragen", lautete eben so rasch die Antwort.

Ich war vollständig von der Wahrheit ihrer Worte überzeugt; ihre Deutung auf andere Weise war: Sie selbst haben sich die Freiheit zu dieser Vertraulichkeit genommen, ohne mich zu fragen, lassen Sie auch mir den freien Willen, über meine Weise zu gebieten.

Wieder peinliches Stillschweigen.

„Kannst Du Dich Deiner Mutter erinnern, Marna?"

„Nein, nur sehr undeutlich. Der Vater spricht nur selten von ihr."

„Du mußt wohl aus Italien stammen?"

„Ich weiß es nicht!"

„Hat Dein Vater niemals darüber gesprochen?"

„Nein; nur bisweilen!"

„Also von Italien?"

„Ich weiß nicht!"

Abermals Stille.

Mir wurde unbehaglich und trostlos zu Sinne. Die große Spannung, worin ich den ganzen gestrigen und heutigen Tag mich befunden hatte, machte ihre Reaktion geltend. War dieses das Resultat? Dieses: Ich weiß nicht! Nein und Ja!

Ich sah Marna an. Sie setzte beharrlich ihre Wanderung fort, die Arme auf dem Rücken zusammengeschlagen, den Kopf weder links noch rechts wendend. Sollte ich mich getäuscht haben? War diese vollkommene Südländerin dennoch keine südländische Pflanze; war sie auf nordischem Boden entsprossen, wie alle übrigen, die in der Stille aufwachsen, blühen und duften mit ihrem milden Temperament, die nichts weiter verlangen, als möglichst unberührt auf ihrem Beet zu bleiben? — Aber diese Farbe? Diese Kleidung? Der Mutter Brauttracht? — Oder war alles nur Komödienspiel, um einen jungen leichtgläubigen Menschen zu reizen . . . !

Marna spielt keine Komödie! Gab es auf Erden etwas Wahrheit, so war sie in diesem Naturgebild enthalten, welches Gott weiß wo! losgerissen war, hier jetzt vor mir auf und ab wanderte und nur auf das Zauberwort wartete, welches die Farben erröthen, den Blumenduft ausströmen läßt in seiner ganzen ursprünglichen, glühenden Kraft, Pracht, Berauschung, Verderben sonder gleichen! Aber dieses Zauberwort? . . . Ich rief eine Menge von Spukformeln in mein Gedächtniß; mir wurde ganz schwindlig im Kopf infolge des vor mir duftenden Blumenstraußes. Schläfrig, ermattet und muthlos sah ich, wie meine Arme von dem Tisch herabglitten und halbnärrisch stierte ich dieselben an, als ob sie mich nichts angingen. Ich nahm die Blumenvase aus meinen Händen, stützte das Kinn auf die Tischkante und schaute in sämmtliche Rosenkelche, welche, wie ich meinte, mir alle etwas erzählen müßten. Doch sie schwiegen still.

Darauf legte ich mein Haupt auf den Tisch und ließ es liegen... Eine Hand legte sich auf meine Schulter.

„Warum bist Du so hart gegen mich?“

„Was beliebt?“

Ich sah auf; sie stand über mir gebeugt, die Rose selbst mit den rothen Kelchblättern.

„Warum sind Sie gar nicht freundlich mehr?“

Ich sprang auf und erfaßte ihren Arm.

„Weil Du so schön bist, so wunderbar schön und entzückend“, murmelte ich; doch wußte ich nicht bestimmt, ob sie meine Worte gehört hatte.

Sie blickte mich an, befreite sich von meiner Hand und schritt rückwärts, beständig den Blick auf mich gerichtet, als wolle sie bis auf den Grund meiner Seele schauen. Mein Mund öffnete sich, doch ich fühlte, daß die Lippen heiß und trocken waren; die Worte wollten nicht über die Zähne gleiten. Plötzlich stand sie still, brach in ein Lachen, ein seltsames nervöses Lachen aus, welches ich bei ihr nicht gewohnt war, und sagte dann: „Nein, laß uns endlich über andere Dinge plaudern, laß uns recht fröhlich sein, bis der Vater heimkehrt.“

Bis der Vater heimkehrt! Ja, sie hatte Recht und wir geriethen in der That in heitere Laune. Wir marschirten auf und ab in der Stube, der eine hinter dem andern, gerade so wie ich mir zwei Indianer vorstelle, welche sich auf Leben und Tod gegeneinander verschworen haben; derjenige, welcher zuerst eine Blöße zeigt, ist des Todes. Nach besten Kräften miteinander plaudernd, suchten wir so viel als möglich jede nähere Berührung zu vermeiden; wir unterhielten uns über die Bilder an der Wand und waren emsig damit beschäftigt, dieselben bald an diesem, bald an jenem Platz aufzuhängen. Hierbei erzählte sie mir, daß der Vater sie als kleines Mädchen ein ausländisches Gebet gelehrt habe, welches sie an jedem Morgen und Abend an die Jungfrau Maria richten mußte; als sie später herangewachsen sei, habe jener sich nicht weiter darum gekümmert; das Gebet sei ihr entfallen, doch richte sie ein solches jeden Abend jetzt draußen auf der Heide zu den Sternen; ihr erschiene letzteres auch weit sinnvoller, als zu den Bildern zu beten, die nicht einmal schön seien.

Als ich mittheilte, was für ein Mann Napoleon gewesen wäre, erinnerte sie sich, daß sie an verschiedenen Orten seinen Namen habe nennen hören, wo sie mit dem Vater verweilt hätte; früher viel umhergereist, wären sie seit zehn Jahren bereits in dieser Gegend oder in benachbarten Orten seßhaft.

Sie sprach das Dänisch in reinem Dialekt; nur bisweilen verrieth irgend ein Wort, ein seltsamer Tonfall die Fremde. Wir saßen vor dem Tische, sämmtliche Bilder lagen vor uns ausgebreitet, und im Scherze erlaubte ich mir die heilige Genoveva zuerst mit Johannes dem Täufer, dann mit dem Apostel Johannes und endlich mit Napoleon zu verheiraten. Sie lachte und klatschte beifällig in ihre Hände. Doch plötzlich entschlüpfte mir die Aeußerung:

„Wie wäre es, Marna, wenn wir beide uns auch verheirateten!“

„Das müssen Sie nicht sagen!“ unterbrach sie mich im ernsten Ton.

„Wenn ich es aber dennoch sage?“

„Sie dürfen es nicht, Sie dürfen es nicht sagen. Sehen Sie denn nicht . . . ?“

„Was?“

Sie schwieg; aber ihre Brust wogte auf und nieder unter der rothen Bluse. Auch in der meinigen brach die hochgehende See alle Schranken. Ich war zu schwach ihrem Toben zu wehren; ich fühlte, daß jetzt kein Rückzug mehr möglich war, daß ich reden mußte.

„Ich will Dich heiraten, Marna! will Dich besitzen! Ich liebe Dich; ich verliere den Verstand!“

Sie stieß ihren Stuhl zurück und ich den meinigen; wir standen uns sprachlos gegenüber.

Ich warf mich auf die Kniee vor ihr (Gott weiß, ob ich solches unbewußt that, oder ob eine Tradition mir ins Gedächtniß kam; ich habe in späterer Zeit oft hierüber nachgesonnen), ich ergriff ihre Hände, meinem Munde entquoll ein unaufhaltsamer Wortstrom und sie, das arme Mädchen erschrak und sagte zitternd:

„Ja, ich liebe Dich; doch stehe auf, hörst Du, stehe auf! Ich liebe Dich, Du weißt es ja; Du hättest es lange wissen müssen. Aber weshalb redest Du so? Du sagst, Du wolleſt mich heiraten! Ich mag Dich nicht so sprechen hören; denn Du redest über eine Sache, deren Ausführung nicht in Deiner Macht steht. Ich hasse die Lüge. Sprich, daß Du mich besitzen willst; hier hast Du mich; ich bin ja die Deine. Habe ich es Dir denn nicht gesagt, daß ich Dich lieb habe? Was willst Du mehr? Heiraten; ich weiß nicht, was Heiraten ist. Meinst Du etwa die Erscheinung in der Kirche, mit dem weißen Kleide, wohl! dann kenne ich es; dann weiß ich aber auch, daß die Leute mich kennen und sie werden rufen: Seht, dort geht die Marna aus Markledshusen! Sie hat einen Mann behext. Wenn aber solche Worte an allen Orten, wo wir uns blicken lassen, hinter uns erschallen, wie viel schwerer würdest Du das ertragen können, als den morgigen Tag, an welchem Du nur eine Stunde mit uns zusammen sein sollst. Du müßtest ja beständig Dein Wort brechen, welches Du dem Manne in der Kirche gegeben hast, müßtest stets lügen.

Nein, nicht heiraten, aber lieben kann ich Dich; das weißt Du auch, sonst hättest Du zuvor nicht auf dem Tisch gelegen. Das Beste allerdings wäre gewesen, wir hätten gar nicht davon geredet, hätten uns überhaupt niemals gesehen. Ich weiß es zwar nicht, aber eine innere Ahnung läßt es mich befürchten. Doch so lange wie Du uns gut bist, werde ich Dich auch lieb behalten und ist es Dir bislang in der Welt schlecht ergangen, so sollst Du von nun an Freude haben. Gehe nun, verlasse unser Haus heute Abend! Vollständig errieth ich des Vaters Gedanken, als ich in dieser Kleidung zu ihm trat. Heute will ich ihn nicht necken, wo er mit Deinem Brief und Geld zur Stadt gegangen ist; aber morgen erzähle ich ihm, daß ich die Erlaubniß erhalten müsse im Brautkleid meiner Mutter erscheinen zu dürfen, weil ich Dich geheiratet habe. Dann weiß er es und wir hintergehen ihn nicht!“

Sie breitete ihre Arme aus und drückte einen so leidenschaftlichen Kuß auf meine Lippen, daß ich beinahe zum zweiten Mal auf meine

Kniee sank. Mit einem unbeschreiblichen Gefühl voll Glückseligkeit und Wonne umschloß ich Marnas liebliche Gestalt und bat sie, noch einmal ihre Worte zu wiederholen . . . nur zehn Minuten lang! . . . Plötzlich ertönte Vistos Gebell.

Sie erschrak, wurde ängstlich und ihre Augen suchten unruhig umher, um einen Ausweg zum Entschlüpfen zu erspähen.

„Es ist zu spät! Komm!"

Sie warf den Blumenstrauß über die Lichtflamme, so daß Feuer und Dampf erstickt wurden, zog mich hinaus in die Vorstube, öffnete die Küchenthür und stieß mich zurück.

„Wenn der Vater zu Bett gegangen ist, gehst Du!" lispelte sie und schloß die Thür.

Es währte eine oder zwei, zwanzig oder zwanzigtausend Minuten; ich weiß es nicht; ich hatte keinen Begriff von Zeit und Ort, ich hörte wie die Hausthür geöffnet wurde, hörte Vistos Bellen, den schlürfenden Tritt des Alten, dessen Fragen nach mir, das Antworten einer ruhigen Stimme, ich sei fortgegangen, weil es so spät geworden und sie solle grüßen.

In der Werkstatt ertönten Hammerschläge; ein Herumhantiren und Rumoren, dazwischen wurden gedämpfte Stimmen vernehmbar. Wie lange ich in der Küche stand, erinnere ich mich nicht, doch weiß ich, daß ich mein Feuerzeug ergriff und Funken schlug, um ein Stückchen Kienholz, welches ich auf dem Schornsteinbord fand, anzuzünden. Mir war zu Muthe, wie einem eingebrochenen Dieb; trotzdem fühlte ich mich entschlossen; jetzt wollte ich nicht zurück; der Punkt, wo man mit Vernunft handelt, war gewaltsam überschritten; ich handelte nur noch instinktmäßig. Dann ergriff ich die Thürklinke — dieselbe Klinke, welche vorgestern in meiner Hand ruhte. Ich war weder überrascht, furchtsam, blöde, noch bange, als ich in Marnas kleinem Zimmer stand. Der Spahn flammte in röthlicher Glut; ein eigenthümliches, warmes blutrothes, nicht zu bezeichnendes Licht ergoß sich über das schneeweiße Lager mit seiner würfelartigen Bastmatte davor. Flüchtig streifte der Blick einen ausgestopften Vogel, der an und neben der Wand hing, stand oder auf sonstige Weise angebracht war. Ich weiß es nicht, es fehlte mir an Lust, Untersuchungen anzustellen; ich warf meinen Rock ab, rollte ihn zusammen, um ihn als Kopfkissen zu benutzen und streckte mich sodann auf die Matte nieder.

Beim Ausblasen der Flamme und Löschen der glühenden Kohle verbrannte ich mir die Finger, doch bemerkte ich es nicht. Mir war zu Muthe, als befände ich mich an Bord eines Schiffes, als ob der Boden unter mir schwankte. — — —

Am folgenden Morgen stand ich draußen vor der Hausthür, unter einem wunderbaren, in graugelber Färbung leuchtenden Himmel. In weiter Ferne ertönte das Krähen eines Hahnes und die letzten Spuren des Nachtwindes rauschten in einem scharfen mähenden Ton durch die Haide. Marna blieb auf der Thürschwelle stehen, sie hatte ihren gewöhnlichen kleinen Shawl über die Brust geworfen. Dringend bat ich sie, hineinzugehen, um sich nicht zu erkälten. Sie lächelte, breitete schweigend beide Arme um meinen Hals und küßte mich. Wähend ich ihre Liebkosung erwiderte, erschien der Brunnen wieder

und das Bild unten in der Tiefe und die Frage, welche aus dem dunklen Grund zu mir heraufschwebte. Die Brunnen und das Bild verschwanden vor Marnas unendlich zärtlichem Blick, doch die Frage wollte nicht weichen.

„Jetzt mußt Du gehen, mein Geliebter . . . sonst ist die Stadt wach . . . und was würden denn die feinen Damen dort sagen?"

Bei diesen Worten erhob sie den Blick und zwei große dunkle Schelme schauten mir ins Auge.

„Lebe wohl, Marna, auch Du mußt jetzt hineingehen, sonst erkältest Du Dich wirklich!"

Wir trennten uns. Ihr letztes Wort erklang, als ob kein Zweifel vorhanden, als würde dasselbe nur beiläufig hingeworfen:

„Am Nachmittag!"

Auf meiner Rücktour zur Stadt schlug ich eine andere Richtung ein wie gewöhnlich; im großen Bogen umkreiste ich die Haide, setzte mich nieder, blickte zurück nach einem kleinen Gebäude, wollte zurückeilen, weil mir der Abschied von Marna nicht herzlich genug erschien; ich rief den gestrigen Abend immer aufs neue in mein Gedächtniß zurück, gedachte der Worte und Scene vor der Thür bei unserm Abschied, es kam mir vor, als habe ich dabei etwas entbehrt; ich irrte sodann in der Haide umher wie ein närrischer Mensch, rupfte Haidekraut, biß mit den Zähnen darauf und rief nach Marna, nach ihr, rief zu Gott und den Sternen.

Als ich etwa eine Meile entfernt einen Bauerhof entdeckte, eilte ich zu ihm und erzählte dort ein unglaublich klingendes Jagdabenteuer, wobei ich in einen Haidesumpf gerathen sei.

„Schauen Sie nur", sagte ich zu dem Eigenthümer des Hofes, „in welchem Zustande ich mich befinde!" und bat um ein Bett, um auszuruhen. Ich lege mich nieder, schlafe gedankenlos ein, kein Traum beunruhigt mich, im Schlafe weine ich vor Sehnsucht, Unzufriedenheit mit mir selbst und dem Bewußtsein von dem unschätzbaren Werth eines anderen Wesens. — —

Auf einem mit Heu beladenen Fuhrwerk erreichte ich am Nachmittag, tief versteckt in dessen duftenden Inhalt, die Stadt; ich wünschte so gern, daß ich unbemerkt bliebe. Gleich einer Wiege schwankte der Wagen hin und her, bis wir endlich das Stadtthor erreicht hatten. Still und tiefbegraben im Heu ruhte ich auf meiner Höhe und sog an einem Grashalme; die Wärme der Ladung, sowie der hellerglänzenden Sonne wurden empfindlich, nur zuweilen strich ein erfrischender Luftzug über mein Gesicht. Ach! er war so wohlthuend!

Unsere Fahrt ging über den Marktplatz. Auf dem Dache des Wirthshauses waren einige Maurer beschäftigt, an der Giebelseite, wo man die Flaggenstange beseitigt hatte, mehrere Mauersteine auszubrechen; auch bemerkte ich ein kleines Gerüst dort oben. Einer der arbeitenden Burschen erblickte mich auf seinem erhabenen Standpunkt und zu seinem Kameraden gewandt, zeigte er mit dem Finger auf mich. Sofort wurden verschiedene Sonntagsmüssiggänger hierdurch aufmerksam und blickten, wenn auch ihre Neugierde keine Befriedigung fand, zum Wagen herauf. Wie ein Häschen tauchte ich in meinem Lager nieder. Würdige Kleinbürger mit glänzendschwarzen Röcken, braunen

oder grauen Beinkleidern und dunklen Handschuhen, wel ihrvon den Händen hin- und hergeschlenkert wurden, trippelten neben ihren Ehehälften über das holprige Straßenpflaster; wohlbeleibte Madams mit knallrothen Rosen an den großen Kaleschen von Hüten, oder auch spindeldürre scherzende Figuren mit schwarzen Atlasschleifen unter dem Kinn, Kappen mit gelbem Besatz, verblichene Shawls, Psalmbücher in Taschentücher gewickelt, eilten vorüber. Mir kam auf der Höhe meiner schwankenden Ruhestätte die Welt so garstig vor, wenigstens die menschliche Kreatur darin. Ich selbst fühlte mich so erhaben und doch zugleich gedrückt in dem Bewußtsein, einen Gegenstand für mich allein zu besitzen, welcher so zauberisch schön, so entzückend und überwältigend war. Allein die reichsherrliche Ueberlegenheit klappte in sich zusammen wie ein Teleskop, bei dem Gedanken, wie gewaltig alle jene garstigen Menschen auf den einzelnen einwirken mußten, sobald sie sich versammelt hatten — besonders an einem solchen Sonntag wie heute — und dann ihre Blicke auf einen und denselben Punkt, das Gerüst dort auf dem Dach, richteten, mit den Fingern nach dem Bevollmächtigten zeigend, welcher eine Vorstellung zu dirigiren berufen war. Wenn doch Regenwetter oder trübe Witterung einträte! Aber der Himmel war tiefblau und schneeweiße Lämmerwölkchen zogen unverschämt heran, von einer leichten Sommerbrise über den Markt getrieben; daß man auf mehrere hundert Schritte das Gesicht eines Mannes bis auf die Bartstoppeln darin erkennen konnte, davon war ich überzeugt und der Marktplatz war nicht einmal hundert Schritte breit; Gott behüte! auch das nicht einmal! er war eigentlich viel zu eng und schmal.

Der Wagen stand endlich still; wir waren in einer Nebengasse angelangt und ich ließ mich zwischen ersterem und einer Gartenmauer zur Erde gleiten, ordnete ein wenig meine Kleidung und ging mit festen Schritten durch die Straße.

Zu gleicher Zeit hörte ich eilige Tritte hinter mir; fühlte, daß jemand meinen Rücken berührte, und mußte im Augenblick an Pultram denken.

„Warten Sie doch ein wenig!“ ertönte die quäkende Stimme des kleinen Doktors plötzlich. „Wie sehen Sie aus auf Ihrem Rücken?“ Letzterer stand vor mir und zeigte mir eine Hand voll Timothegrashalme.

„Sie sammeln Aehren am Sonntag, Doktor?“

„Ha, ha! Nicht so böse! Wo sind Sie denn gewesen, Herr Bevollmächtigter?“

Ich erzählte ihm, daß ich eine Spaziertour zu den Preißelbeeren unternommen und hiermit Exekutionsgeschäfte verbunden hätte; schließlich sei ich ermüdet auf einem Fuder Heu heimgefahren.

„Sie sind ja stets unterwegs! nun sogar auf einem Heuwagen! Apropos! Der Galan der Wittwe ist richtig nach Amerika gesegelt!“

„Ach so! Kommen Sie aus der Kirche, Doktor?“

„Soeben! Der Propst predigte, dann muß man ja dort sein. Aber hören Sie! Sie sprachen von Exekutionsgeschäften; am Sonntag — was?“

„Ich hatte nur etwas zu notiren.“

„Ach so! Leben Sie wohl einstweilen; wir speisen ja zusammen beim Hardesvogt.“

Endlich hatte ich das Stallgebäude der Hardesvogtwohnung erreicht und es gelang mir, unbemerkt durch die Hinterthür in dasselbe einzutreten. Ich traf den Dienstknecht dort, welchen ich am vorigen Abend angeredet hatte; er war damit beschäftigt, sich zu waschen und sein rothwangiges triefendes Gesicht tauchte gerade aus einem Wassereimer hervor, welcher vor ihm auf der Futterkiste stand, und musterte mit halb erstauntem, halb mitleidigem Blick meine Erscheinung.

Ohne Gruß ging ich an ihm vorüber. Als ich in meinem Zimmer mich befand, warf ich mich sofort auf mein Lager und brach in einen Thränenstrom aus. Es lag in diesem Weinen eine eigene Art von Wollust; ich hätte es auf keine Weise entbehren mögen und noch lange ruhte mein Haupt in den Kissen vergraben, nachdem die Thränen versiegt waren. Ich habe oft im späteren Leben allein gestanden, wirklich allein und verlassen, aber niemals den bitteren Schmerz der Einsamkeit so tief empfunden, als damals. Ich ahnte es bereits, als ich auf meinem Bett lag, daß alles vorbei war; es war mir vollständig klar, auf welche Weise ich künftig handeln wollte, dennoch fehlte jegliche Spur von Kraft und Entschlossenheit, um mich aufzuraffen und dem wilden Aufruhr meines Innern Schranken zu setzen. Es war mir, als erblickte ich jemand am Fußende meiner Lagerstätte, welcher im näselnden singenden Ton mir alles das mittheilte, was ich zu thun, zu unterlassen bereits beabsichtigte. Aufmerksam lauschte mein Ohr allen den Bedenklichkeiten, den pfiffigen Ausflüchten und beständigen Gegenreden, welche sich auf den Bruch meines Gelübdes bezogen. Herrgott! so endete die Vertheidigung, es kann ja noch alles gut werden, sie liebt Dich ohne Frage, Unmögliches darf man nicht verlangen, ein jeder muß in seinen Ansprüchen etwas nachgeben, und es näselte und sang, es schnurrte und summte nach jener schottischen Weise:

Und das schwarzlockige Mädchen
Es dreht dort ihr Spinnrädchen;
Das schnurre weit, weit, weit
Hinaus in die Haide.

Jetzt erhob ich mein Haupt aus dem Kissen und schaute in einen über dem Waschtisch hängenden Spiegel. So ein verweintes Angesicht eines Mannes sieht doch im Grunde interessant aus! In einem so jugendlichen Alter schon Liebesqualen! Horch! waren das nicht Stimmen und Gläserklang, welche soeben aus dem Wohnflügel meines Chefs herüberschallten? Richtig! Die Gratulationen hatten begonnen.

Unter den Gästen drüben trägt niemand ein solches Antlitz zur Schau, wie das meine; glühende, vom Wein erhitzte Wangen und lachende Geberden überall; wer weiß dort in der Gesellschaft von Qualen der Liebe! Ich versank in Nachdenken. Konnte denn das letztere Wort auf mich Anwendung finden? konnte von Liebespein überhaupt die Rede sein? hatte ich nicht den Sieg errungen?

Sah ein Siegesherr jemals so aus, wie ich? Abermals eine Konfrontation mit dem Spiegel. Wieder vernahm ich das Rauschen des Wassers und blickte zum zweiten Male in das rothleuchtende Gesicht des Dienstknechtes, welches aus dem Eimer auftauchte. — Toilette! richtig

Ich muß jetzt zum Mittagsmahl eilen! jedenfalls den Chef begrüßen und ihm meine Glückwünsche darbringen.

Rasch fuhr ich empor, wusch mich und wechselte die Kleidung. Dies hatte eine gute Wirkung. Ich strich den Hahnenkamm in meinem Vorderhaar empor und suchte mit der Bürste meinen beginnenden Backenbart zur Geltung zu bringen. Während dieser Beschäftigung fiel mein Blick auf den Rock, welcher über dem Stuhl hing. Ein kleines Bouquet von Haide- und Feldblümchen war aus der Brusttasche gefallen; es waren die Blumen, welche Marna mir beim Abschied heute Morgen überreicht hatte. — War es wirklich am heutigen Morgen? Nicht weiter in der Zeit zurück? Nicht in der vorigen Woche? Ich legte den Strauß in den kleinen Strohkorb, welchen die Schwester des Schreiberjungen mir gestern verehrt hatte.

Endlich war ich mit dem Ankleiden fertig und verließ mein Zimmer. Als ich mich umwandte, um die Thür abzuschließen, erblickte ich die Blumen im Korbe; ich eilte in das Zimmer zurück, riß die letzteren zu mir, drückte einen leidenschaftlichen Kuß darauf und warf den Korb in eine Ecke.

* * *

Bei meinem Chef fand feierliche Gratulation statt. Das Frühstück mußte kräftig gewesen sein und, nach der Situation zu urtheilen, so daß man trotz des ausgezeichneten Rufes, welchen Wirth und Haushälterin genossen, keine allzugroße Erwartungen in Bezug auf das Mittagsmahl hegte. Da war der Stadtvogt in Uniform, kugelrund, mit glühendem Angesicht und geschwollenen Augen; da war der Branddirektor, der Postmeister, der Accisencontroleur, der Wasserbauinspektor, alle in fast blendender Uniform und mit rothglühenden Köpfen; es fehlte nicht der kleine Doktor, der Adjunkt, der Kaufmann Villumsen, der dicke Müller, der Feinbrod- und Schwarzbrodbäcker; sie alle trugen angeheitert die Spuren eines fröhlichen Gelages zur Schau, bis auf den Doktor, welcher zu jeder Zeit großen Werth auf das Gleichgewicht legte und dessen Magen außerdem am Vormittage keinen Sherry vertrug.

Die Angelegenheit des Bevollmächtigten hinsichtlich der Fahrt auf dem Heuwagen war bereits, dank dem Diensteifer des Doktors, in der Gesellschaft besprochen.

„War das Mädchen auch auf dem Wagen?" fragte der Stadtvogt, mit seinem Taschentuche sich fächelnd, ohne seinem Antlitz eine bleichere Färbung zu geben.

„Sie hatten, wie ich höre, Exekutionsgeschäfte unter den Preißelbeeren?" flüsterte mein Chef mir zu, während er mir ein Glas einschenkte, bis es überströmte.

Augenblicklich war meine Person der Mittelpunkt der Konversation, bis endlich zu meiner nicht geringen Freude der Wirth mit seinem Glase in der Hand allen lieben Gästen, Kollegen und Freunden den Vorschlag machte, im Klubgarten Kegel zu schieben und später einen Spaziergang in den Anlagen zu unternehmen, um Kräfte und Appetit zum Festmahl zu sammeln.

Sehr richtig äußerte der Feinbrodbäcker etwas über Kirchenzeit und Beispiel für die Stadt; allein seine Bedenken wurden vollständig durch die Erklärung des Stadtvogtes, daß er selbst als Leiter der Sache die Verantwortung übernehme, beseitigt und der Bäcker ordnete willig seine Ansicht derjenigen des städtischen Oberhauptes unter.

Jawohl, es waren fidele Zeiten dazumal und der weise Rath der Stadt hatte im weiten Umkreise der verschiedenen Krähwinkelnester etwas zu sagen. Der König, der Beamte — und dann der Bürger, so war die Rangordnung; und — Gott verzeihe mir die Sünde — ich hätte fast gesagt, es war gleichgiltig, wie die beiden ersteren beschaffen waren, der letztere wurde deshalb doch nicht mehr geachtet wie die übrigen.

Der größte Theil der Gesellschaft wanderte sodann nach dem Klubgarten. Ein ganz besonderes Auge hatte der Hardesvogt auf mich geworfen; er ergriff meinen Arm auf dem Wege, hielt mich fest bei der Ausflucht in den Anlagen und lenkte seine Aufmerksamkeit nicht eher wieder von mir, als bis wir wieder heimgekehrt waren. Im Gefühl meiner Unmündigkeit wurde ich sehr verdrießlich, und um meinen Aerger zu verbergen, erheuchelte ich einen Humor, welcher mir durchaus nicht eigen war.

„Es ist des T . . ., wie der Bevollmächtigte heute lustig ist," ertönte es im Kreise auf der Kegelbahn ringsumher.

Ich machte Witze, schob alle Kegel über den Haufen, so daß ich dem Stadtvogte förmlich imponirte und von demselben zum Anführer seiner Partei erwählt wurde. Draußen in den Anlagen gerieth schließlich der Matador durch die allgemeine Ausgelassenheit und seinen Kollegen Sherry dermaßen aus dem Häuschen, daß er so gnädig war, seine Person als Bock anzubieten, falls die Gesellschaft Vergnügen am Springen fände.

Ich war der Erste, der seiner Aufforderung Folge leistete, und setzte, leicht wie eine Feder, über den Stadtvogt hinweg, konnte aber nicht unterlassen, mit den flachen Händen seinen Schultern einen derben Schlag zu appliziren. Mein nach Rache dürstendes Gemüth suchte eben an jemand, am liebsten natürlich an der obersten Persönlichkeit selbst, sich abzukühlen. Daß der Stadtvogt meine Absicht errieth, bewies sein unversöhnlicher Groll, welchen er zweifellos seitdem gegen mich hegte.

Der feiste Müller stürzte schließlich den Bock zu Boden, indem er gleichzeitig mit demselben zusammenbrach, und diese ergötzliche Situation der beiden herumkollernden Kugelfiguren bildete gewissermaßen das Schlußtableau der ländlichen Vorstellung.

Nach kurzer Zeit waren wir wieder im Zimmer des Hardesvogts versammelt, um dem festlich arrangirten Mittagsmahle den ihm gebührenden Bescheid anzuthun. Der Wein übte schon zeitig seine unvermeidliche Wirkung aus; Toast auf Toast wurde von den verschiedenen Gästen ausgebracht und die Festlichkeit erhielt mehr und mehr einen juristischen Anstrich — wie mein Nachbar zur Rechten schalkhaft mir ins Ohr flüsterte.

Ich saß wie auf Nadeln, oder — weil dieser Ausdruck leicht mißverstanden werden könnte — als handle es sich um einen Entschluß,

dessen Ausführung nicht in meiner Macht stand — ich saß da wie ein Mensch, welchem Glied nach Glied von Minute zu Minute infolge des Aufschubs, meinem Versprechen nachzukommen, gemartert wird, indem eine innere Stimme, mein Vorhaben auf jämmerliche Weise verzögernd, mir zuraunte: Es ist noch Zeit genug.

Diese Qual wurde mir bald unerträglich; alle Augenblicke glaubte ich Marnas bleiches Antlitz mit den großen dunklen Augen vor mir zu sehen, wie an Macbeths Tafel dasjenige des ungemüthlichen Tischgenossen einst erschien. Man muß den Seelenkampf auf meinem Gesicht gelesen haben; wenigstens beugte der Doktor sich mit seinem maliziösen Lächeln und dem fatalen Zug um seine knorplige Nase zu mir und sagte:

„Sind Sie nicht wohl? Oder wollen Sie eine Rede halten?"

Ich bezwang meine innere Gährung und versuchte zu lächeln.

„Nein, seien Sie versichert!"

Mir wurde endlich leichter um das Herz, als man über andere Gegenstände zu reden begann.

„Hören Sie, Herr Kanzleirath, wie steht es denn mit dem Fliegekünstler?"

„Fragen Sie den Stadtvogt! Er hat die Vorstellung arrangirt!"

„Den T . . . habe ich!"

„Die Vorstellung ist beim Gastwirth um sechs Uhr annoncirt. Wir können noch gemüthlich den Kaffee zu uns nehmen, bevor wir das Possenspiel uns anschauen."

„Bravo! bravo!" ertönte es von allen Seiten.

„Ich abonnire auf den ersten Platz!"

„Und ich auf das Amphitheater!"

„Und ich auf den Souffleurkasten!"

„Ja, meine Herren! Wie es mit dem armen Teufel und seinem angemessenen Entree steht, weiß der Kuckuck. Am Vormittage hatte er noch keinerlei Anstalt gemacht, und der Wirth bemerkte, er würde am Ende die Reparatur seines Daches aus eigener Tasche bezahlen müssen, weil bis jetzt nur einige Dumme sich hätten verleiten lassen, für ein paar Thaler Billets zu lösen. Man dürfe ja auch nicht verlangen, Geld für eine Sache auszugeben, welche jedermann gratis sehen könne. Für uns ist gesorgt; Herr Schwarzbrodbäcker Hendrich hat die Güte gehabt, seine Wohnung den Gästen des Hardesvogts zur Disposition zu stellen."

„Hurrah! Bäcker Hendrich's lebe hoch! Der Fliegekünstler lebe hoch! Hurrah!"

„Man erzählte bei dem Wirthe, daß der alte Kesselflicker sich auf einen Assistenten berufen habe, welcher von Autoritäten ihm zur Unterstützung gewährt sei. Weiß jemand von der Sache etwas?"

„Gewiß! Prosit, meine Herren! Er soll ein ver . . . hübsches Mädchen mit sich führen!"

„So—o! Davon weiß ja niemand. Donnerwetter, wenn dieselbe auch mitfliegen will, so hätte ich wahrhaftig Lust, dort unter dem Volkshaufen die Luftreise anzuschauen."

Ich wurde leichenblaß, ich fühlte es.

Während des jetzt erfolgenden schallenden Gelächters sprang ich von meinem Sitze empor und stieß entrüstet meinen Stuhl zurück, so daß derselbe zu Boden stürzte, wollte reden, fand aber in meiner Erregung keine Worte. Auch mein Chef stieß seinen Stuhl zurück und erhob sich.

„Meine Herren! Mein Bevollmächtigter hat Befehl, als Festmarschall zu fungiren; er bittet in meinem Namen die geehrte Gesellschaft fürlieb zu nehmen. Der Kaffee ist bereit!"

Sämmtliche Anwesende erhoben sich.

Ich war vernichtet.

„Wohl bekomme es! . . . Wohl bekomme es Ihnen, Herr Festmarschall!"

Mein Chef beugte sich über mich mit einem Dufte von Malvoisier Madeira und flüsterte in einem wohlwollenden, verwarnenden Tone mir die Worte ins Ohr:

„Damals kamen Sie glücklich davon, machen Sie keine weitere Dummheiten!"

Wir zogen sodann in Prozession zum Marktplatze, wo bereits eine dichtgedrängte Zuschauerschaar versammelt war, welche ehrerbietig der Gesellschaft Platz machte.

Alles lachte und schwatzte rings umher; ich wagte es kaum, meinen Blick empor zu richten.

„Bei einem solchen Winde kann er gewiß weit kommen!"

„Ob das Mädchen wohl mit ihm fliegen wird?"

„Die Armen! Beide sehen so bleich aus."

Die geräumige, aber niedrige Stube im Hause des Bäckers lag gerade dem Wirthsgarten gegenüber. Die Fenster wurden geöffnet, um besser sehen und hören zu können, und die Herren nahmen ihre verschiedenen Standpunkte ein, während ich in der Mitte des Zimmers stehen blieb. Jetzt erst wagte ich nach dem Schauplatze herüberzublicken. Niemand war auf dem Dache zu erspähen; ich wurde ruhiger.

Anders war es unter den Zuschauern draußen. Pfeifen und Schreien erhob sich und der Ruf erschallte:

„Hinauf mit ihm! Wird die Geschichte bald einen Anfang nehmen?" u. s. w.

Plötzlich stieg ein Gedanke in mir auf; jawohl, es mußte gehen! Ich faßte Muth und ließ ein Glas, welches ich gegen eine Wasserkaraffe stieß, erklingen.

Alle Anwesenden umringten mich.

„Meine Herren! Als wohlbestallter Festmarschall erlaube ich mir hiermit an den Edelmuth der geehrten schaulustigen Gäste zu appelliren zu Gunsten eines Mannes, welcher dem Publikum ein Vergnügen bereiten will, zugleich aber selbst etwas Vergnügen haben möchte. Im Namen des Hardesvogts zahle ich einen Reichsthaler an die Armenkasse — nota bene in die Kasse des armen Fliegekünstlers."

Improvisationen haben stets Glück. Mein Chef drohte zwar mit dem Finger, doch lagen binnen fünf Minuten eine respektable Anzahl Thaler vor mir auf dem Tisch.

Das Geld einstreichend, athmete ich tief auf und wollte mich zur Thür hinausschleichen.

„Haltet ihn!“ brüllte der Stadtvogt. „Der Bevollmächtigte will mit den Wildgänsen fortfliegen!“ Gelächter und Lärm.

Es ward an meiner Stelle ein anderes Mitglied der Gesellschaft mit dem Auftrage erwählt, das Geld an die Quelle zu befördern.

Ruhig, resignirt ergab ich mich in mein Schicksal, während die dicke Gestalt des Hardesvogts vor mir stand und hinter seinem breiten Rücken mein Blick auf die draußen stehende Menge gerichtet war. Mir war zu Muthe, als sollte ich Zeuge meiner eigenen Hinrichtung sein. Der Sendling kehrte zurück und erzählte, mit welcher Begierde der arme elende Kesselflicker sich auf das Geld gestürzt habe; von der Teufelsdirne wolle er gar nicht reden, denn ohne ein Wort des Dankes habe dieselbe die Gabe an sich gerafft und in einen kleinen Beutel gesteckt.

Einige hilfreiche Stallknechte waren nunmehr damit beschäftigt, den Fliegekünstler nebst seiner Maschine auf der Leiter zum Dache hinauf zu befördern, während die Tochter desselben ihnen folgte. Das Schauspiel sollte beginnen.

Ich kam mir noch immer wie ein armer Verbrecher vor, welcher durch grausamen Beschluß dazu verurtheilt war, vor der Vollziehung seines eigenen Todesurtheils der Exekution seiner Mitschuldigen beizuwohnen. Ich sehe noch vor meinem geistigen Auge die alte abgezehrte Gestalt dort oben auf dem kleinen Gerüste, sehe noch die höhnisch lächelnden Henkersknechte, welche sich bemühten, dieselbe an dem Marterwerkzeuge zu befestigen. Des Alten Haupt war entblößt und seine grauen Haare flatterten wetteifernd mit seinem langen Kaftan im Winde. Leichenblässe herrschte in seinem Angesichte, aber groß und dunkel leuchteten seine Augen unter den buschigen schwarzen Brauen hervor, gerade so groß und dunkel wie zwei Sterne hinter ihm in der Dachluke, welche ängstlich, aber unsagbar treu auf ihn herabschauten. Nur bisweilen schweiften sie prüfend über den tobenden, pfeifenden Haufen, unbekümmert um dessen Hohngelächter und Rohheiten; sie schienen jemand zu suchen, eine bekannte Persönlichkeit, von der sie vielleicht Rettung erwartete.

Meine Brust athmete schwer, ich zitterte und kalter Schweiß lagerte sich auf meine Stirn.

Auch der Alte dort in der Höhe schien zu zittern. Die hohnlächelnden Henkersknechte zogen sich jetzt in die Dachluke zurück, wo das bleiche Antlitz auf einen Augenblick verschwand, um in der nächsten Sekunde wieder emporzutauchen. Der Alte ist von seinem Marterinstrument umgeben; zwei lange eigenthümlich erscheinende, flügelähnliche Gegenstände sind an seinen Armen befestigt. Aber die letzteren hängen schlaff herab, während die Gestalt eine halbe Wendung rückwärts macht und mit der bleichen Erscheinung hinter sich einige Worte zu wechseln scheint.

Jetzt trat der Alte einen Schritt vorwärts unter dem Geschrei und Zurufen der Menge unter ihm. Mit stolzem, überlegenem Lächeln blickte er zu derselben hernieder.

„Stille! Was spricht er?“ — —

„. . . Und die mich verfolgt, verspottet und gehaßt haben — selbst der, auf welchen ich vertraut habe — sie alle haben mir den Rücken

gewandt! Doch jetzt wird der Alte zeigen, was die saure Arbeit in langen Nächten unter Noth und Elend . . . und dann will ich fortfliegen, weit fort — diesmal noch zurückkehren — aber nächstes Mal zu den Bergen mit allen denen, welche ich lieb habe . . . und," hier spie er vor sich aus, „niemals diesen erbärmlichen Volkshaufen ferner vor Augen haben —"

Wilde Rufe und Lärm folgte diesen Worten; geballte Hände erhoben sich drohend; ein Aufblitzen in den dunkeln Augen in der Dachluke, dann ein Sprung in die Luft, ein Aufwirbeln der ausgebreiteten Flügel."

Sollte es möglich sein? —

Nein, den Armen fehlte die erforderliche Kraft; ohnmächtig sinken sie herab. Die Flügel schlagen zusammen, treffen rückwärts das Dach und die Gestalt ist verschwunden.

Ein Aufschreien der tobenden Menge auf dem Marktplatze erfüllt die Luft. Die Dachöffnung ist frei.

Eilig verließ der Doktor, welcher vor dem Fenster das Schauspiel beobachtet hatte, das Zimmer und bahnte sich einen Weg durch den Volkshaufen; ebenso hastig setzte ich hinterher. Als wir die Thür des Gasthauses erreicht hatten, wurde uns sogleich geöffnet und erstere wieder verschlossen und verrammelt, um den Eintritt der nachstürmenden Menschen zu vereiteln. Schleunigst eilten wir durch das Haus in den Garten. Dort lag der arme Fliegekünstler unter einem Stachelbeerenbusch, welcher durch die Wucht seines Sturzes fast flach gedrückt war, die Maschine zertrümmert, neben ihm eine knieende, weibliche Gestalt, Visto in einiger Entfernung zusammengekauert und kläglich winselnd. Der Wirth, seine Frau und mehrere Kerle standen umher und besprengten aus einem Eimer den regungslos am Boden liegenden Künstler mit Wasser.

Während der Untersuchung des Doktors stand ich mit der früheren wunderbaren kalten und stumpfen Resignation neben demselben und hatte meinen Blick zu Boden geschlagen. Ersterer richtete sich jetzt empor und streckte den Finger in die Höhe.

„Ich dachte es wohl; die Zweige haben den Sturz gemildert und der Busch hat das seinige dazu beigetragen; so viel ich fühlen kann, kein Bruch, nur eine kleine Ohnmacht. Der Schrecken spielt die Hauptrolle in der Affaire. Der Mann ist durch den Unfall glücklicherweise dem Schimpf entgangen."

Ich blickte empor und bemerkte über meinem Haupte den Zweig eines Apfelbaumes, welcher einige unreife grüne Früchte trug; mehrere seiner Aeste hingen geknickt hernieder und zwischen ihnen schimmerten Fetzen von Segeltuch und Trümmer der Flugmaschine. Mechanisch bückte ich mich zur Erde, nahm einen der grünen Aepfel auf und steckte ihn in meine Rocktasche.

Der Doktor klopfte auf die Schulter des knieenden Mädchens und sagte im freundlichen Tone:

„Sie brauchen sich nicht zu ängstigen, mein Kind; haben Sie guten Muth! Die Sache ist gnädig abgelaufen."

Zweifelnd schaute die Angeredete den Doktor an, ohne auch nur einen flüchtigen Blick auf mich zu werfen, obgleich ich ihr gerade

gegenüber stand. Nach einer kleinen Weile begann der Alte, während mein Nachbar Blut und Schmutz von seinem Körper entfernte, sich zu rühren.

„Es ist nur ein Riß, von den Dornen des Stachelbeerenbusches verursacht," sagte der Doktor in leicht hingeworfenem Tone.

Der Alte schlug endlich seine Augen auf und wir trugen denselben, nachdem wir seinen Körper von den Resten seiner Maschine befreit hatten, in eine Kammer des Gasthauses. Der Arzt verordnete noch dieses und jenes und verließ uns mit der Bemerkung, er müsse jetzt hinübergehen und über den Vorfall berichten.

Mit auf die Brust gesenktem Haupte blieb ich am Kopfende des Bettes stehen und vernahm einige Worte, welche der Alte mit schwerfälliger Stimme hervorbrachte.

Marna hatte seine Hand ergriffen und ihr Gesicht über das seinige gebeugt.

Endlich wandte sie den Blick zu mir und brach ihr Schweigen.

„Geh!"

Die Stimme war klanglos, ihr Blick kalt und ohne Glanz.

„Marna!" flüsterte ich.

„Geh!" —

„Ich muß mit Dir reden, nur noch ein einziges Mal, hörst Du, zum letzten Mal."

Sie nickte mit dem Kopfe wie ein Automat, ohne mich anzublicken.

„Ich gehe!" —

Ich verließ die beiden und ging meiner Wege, wohin, das wußte ich nicht. Anfänglich kam es mir vor, als ob die mir begegnenden Menschen mich fragend anblickten, als ob sie über mein wunderbares Aussehen erstaunt wären; dann aber wurde es öder und öder um mich herum und ich befand mich schließlich auf dem Friedhofe, auf einem der großen glatten Grabsteine, die Ellenbogen auf meine Kniee gestützt, während ich den aufgesammelten Kies langsam durch meine Hände rieseln ließ.

Welch' ein empfindliches, schneidendes Gefühl auf meiner Brust! Ich steckte die Hand unter meine Bekleidung und zog ein Bouquet von Haide- und Feldblumen hervor.

Verwundert betrachtete ich dieselben und ließ sie durch meine Finger gleiten, bis Blatt auf Blatt, Stiel auf Stiel zerpflückt waren. Als ich es bemerkte, bereute ich es sofort. Ich erinnerte mich, daß ich einen Apfel zu mir gesteckt hatte; auch diesen suchte ich hervor, zermalmte ihn mit meinen Händen, roch daran, zerbiß ihn und spie wieder aus bis auf das Kernhaus. Stiel und Kernhaus fielen mit leisem Geräusch in den Graben. Sodann stand ich auf und ging — nicht heimwärts, sondern zum Klubhause.

Es war mittlerweile finster geworden; die Lampen brannten bereits über dem Billard, aber es waren keine Gäste anwesend; sie wären noch beim Hardesvogt versammelt, meinte der Kellner.

Ich forderte ein Glas Genever — damals trank ich keine Spirituosen — und fragend schaute mich der letztere an. Ich vergaß, daß ich etwas gefordert hatte, und wanderte mit verschränkten Armen auf und ab.

Plötzlich glaubte ich ein Gesicht zu erblicken, welches durch die Fensterscheibe schaute ... ja, richtig! es war das ihrige.

Ich eilte hinaus; sie erwartete mich auf dem Grasanger.

„Dank, daß Du mich suchst, Marna! Ich wußte durchaus nicht, wo ich Dich heute Abend finden konnte; jedenfalls mußte ich Dich sehen, mußte mit Dir reden ... damit ... o, Marna, kannst Du mir vergeben?"

Ich hatte ihre Hand ergriffen; dieselbe ruhte kalt in der meinigen. Meine Arme umfaßten sie; sie leistete keinen Widerstand. Ich redete und redete, nahm mein Interesse so trefflich wahr, führte eine so ausgezeichnete Vertheidigung meiner Person, wie vielleicht niemals in meinem ganzen Leben.

Sie blieb stumm.

Als wir das äußerste Ende des Gartens erreicht hatten, wo der klare Sommernachtshimmel mir wieder erlaubte, ihre Züge zu unterscheiden, blieb sie vor mir stehen.

„Jetzt muß ich gehen!"

„Du willst gehen, Marna? Geliebtes, zauberisches Kind; mein Alles, mein ganzer Reichthum!" ...

Ich hätte beinahe „Gattin" gesagt.

„Ich muß gehen! Hier trennen sich unsere Wege! — Aber morgen sehen wir uns wieder!"

„Sage mir nur, ob Du mir verziehen hast!"

Sie beugte ihr Angesicht ganz nahe zu dem meinigen.

Schon glaubte ich aus ihrem Blicke Verzeihung zu lesen, stutzte aber plötzlich, als zwei Kugeln, wie aus Steinkohle geschnitten, mit Facetten, welche wohl glänzten, aber tief in mein Herz schnitten, mir entgegen leuchteten.

„Marna!" ...

Ich prallte zurück, aber mit einem Ausrufe des Schmerzes.

Das Pförtchen wurde zugeschlagen; ich streckte die Hand zu meiner Wange, betäubt vor Schmerz, Unruhe, dem Wahnsinn nahe. Ich preßte das Taschentuch vor das Gesicht und fühlte, wie es sofort feucht wurde. Unter demselben brannte und schmerzte es; mir wurde ganz ängstlich zu Muthe. Der Chirurg, welchen ich aufsuchte, sagte: „Es ist eine schlimme Wunde, sie muß mit einem scharfen Stein ausgeführt sein!"

Sie hatte mir ein Andenken hinterlassen, ein Merkzeichen in meine Wange gebissen. — Schau nur!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Mein alter Onkel schwieg und ich schaute ihn an. Ja, richtig! Wunderbar! Daß ich es nicht früher bemerkt habe; aber wer denkt bei einem alten Onkel an verflossene Jahre? Man duellirt sich doch nicht mehr in unserem Lebensalter! —

„Hörtest Du niemals etwas seitdem von Marna, Onkel?"

„Nein, nichts! Gar nichts, trotz eifriger Nachforschung seit vielen Jahren. Es scheint nun einmal ein Naturgesetz zu sein, daß diejenigen Weiber, welche imstande sind, uns am meisten zu lieben, auch am schwersten uns verzeihen können. — Gute Nacht, mein Junge!" —

Prinz Karneval als Gott Amor.

Von

Alfred Freiherrn von Moltke.

Werden Sie so schnell wie möglich Sizilianer, wenn Sie sich hier wohl fühlen wollen. Sie leben in einem Lande voll klassischer Erinnerungen, mittelalterlicher Einrichtungen und Grundsätze, übertüncht von der Kultur des nördlichen Italiens. Garibaldi, Monte Citorio *), Florio **), Lokomotive ***) und allgemeine Wehrpflicht haben auf den von Griechen, Karthagern, Römern, Sarazenen, Normannen und — last not least — Spaniern zerstampften Boden Siziliens die fruchtbare Humusschichte der Civilisation gelegt, doch heute noch guckt da und dort der sterile, jeder Entwickelung feindliche Boden hervor, neben den herrlichen Früchten moderner Kultur schießt immer noch der giftige Pilz früherer Mißstände empor. Erkennen Sie willig das Gute an und legen Sie an das Schlechte nicht den Maßstab unerbittlicher Kritik, sondern denjenigen nachsichtiger Beurtheilung. Der Sizilianer ist gutherzig, höflich und gastfreundlich, aber auch sehr eitel, darum ungemein empfindlich. Sehen Sie das Schlechte, aber lassen Sie sich nicht anmerken, daß Sie es sehen."

Also sprach Herr Reimer, Chef der Messinaer Firma Reimer u. Figli, ein seit fünfundzwanzig Jahren auf Sizilien ansässiger Deutscher, der alljährlich große Quantitäten Apfelsinen, Citronen und Oliven nach New-York und Baltimore exportirte, um nach Jahresschluß eine erkleckliche Anzahl Dollars als Nettoeinnahme in seinem Hauptbuche zu verzeichnen. Vor ihm stand Alfred Gutheil, ein sechsundzwanzigjähriger Mann, welchen der den Germanen innewohnende Wandertrieb aus dem dumpfen Geschäftslokal einer Hamburger Firma in Gottes freie Welt gelockt hatte. Das schöne interessante Italien zog den jungen Mann hin. Alfred Gutheil quälte sich erst ein Jahr in Florenz mit den unregelmäßigen Verbis der italienischen Sprache ab; nachdem er eingesehen hatte, daß „aqua colda" nicht ganz gleichbedeutend mit „kal-

*) Das italienische Parlamentsgebäude befindet sich auf dem Monte Citorio.
**) Florio zu Palermo ist der Gründer der bedeutendsten italienischen Dampferlinie.
***) Die erste Eisenbahn in Sizilien wurde im Jahre 1866 eröffnet.

tem Wasser" war und daß der Welsche nicht ganz so hinterlistig und antipathisch ist, wie er ihn sich gedacht, folgte er freudig dem Rufe der Reimer'schen Firma zu Messina und trat als zweiter Commis in dieselbe ein.

Er war aus Neigung Kaufmann geworden. Sein praktischer Vater, ein kleiner Beamter mit geringem Gehalt und fünf kleinen, begehrlichen Mündern am Mittagstische, war bemüht in seinem Erstgeborenen die Neigung zu wecken und zu fördern. „Soll und Haben", „Aus eigener Kraft" ꝛc. bildeten die Lektüre des Jünglings, der als Knabe mit Kaufladen und Rechenpfennigen gespielt hatte. Der junge Alfred begriff bald, daß im Beamtenstand die Rubrik „Haben" meist in blanco bleibt, während das „Soll" lawinenhaft anwächst und Ruhe und Glück am häuslichen Herd untergräbt. Sein Vater nahm ihn nach Hamburg mit, wo ein entfernter Verwandter als Großhändler und Schiffsreder etablirt war. Dort lernte Alfred die imponirende Würde, den gewaltigen Einfluß eines reichen Handelsherrn aus eigener Anschauung kennen und nach seiner Rückkehr erfreute er seinen Vater durch die Erklärung, Kaufmann werden zu wollen.

Der Besuch des Gymnasiums und öffentlicher wissenschaftlicher Vorlesungen, sowie ein empfängliches Gemüth, befähigten Alfred neben seinem Berufe auch den Sinn für Kunst und Wissenschaft zu pflegen, worin er in seinem jetzigen gebildeten Chef ein leuchtendes Vorbild fand. Die kulturhistorische Abhandlung, mit welcher ihn der letztere bei einem Eintritt in die Firma unterhielt, kümmerte ihn allerdings noch vorläufig wenig; er war entschlossen, der bitteren Schale, die die süße, duftende Apfelsine umschloß, nicht zu achten. Freudig befolgte er jedoch Herrn Reimer's Rath, die Mußestunden, die ihm seine kaufmännische Thätigkeit ließ, zu seiner ferneren Ausbildung zu verwenden. Er brannte vor Begierde, Dante, den genialen Florentiner, im Original lesen und verstehen zu lernen. Professor Michele hatte Vorlesungen über Dante und den Entwickelungsgang der italienischen Literatur angekündigt. Gutheil suchte die Wohnung des Professors auf und eines Tages sehen wir ihn bei 28 Grad R. vier Treppen hinaufsteigen, wobei er genöthigt war sich seines Feuerzeuges zu bedienen, da die Treppenfenster, mit Schmutz und Spinneweben bedeckt, ihren Beruf, Licht zu spenden, vollständig verfehlt hatten. Endlich schimmerte ihm, einer Oase gleich in der Wüste, eine Visitenkarte mit der Inschrift entgegen: „Cavaliere Michele, Professore alla R. Università a Messina." Gutheil klingelte. Die Thür öffnete sich und ein hochgewachsener Mann mit dunklem Teint und gewaltigem Schnurrbart à la Umberto präsentirte sich, er war in Hemdärmeln, einen langen Gänsekiel hinter dem Ohre. Es war der Herr Professor selbst, der einem über das sizilianische Räuberwesen belesenen Reisenden wohl sehnsüchtige Gedanken nach Revolver und Dolch einflößen konnte, so er ihm auf einsamem Wege begegnet wäre. Der junge Deutsche fand in ihm aber einen sehr freundlichen Herrn, der ihm in der persönlichen Liebenswürdigkeit der Italiener sein ganzes Wissen zur Verfügung stellte.

„Wir wollen Dante lesen und an ihn anreihend die Entwickelung der italienischen Literatur verfolgen", sagte er, „wie oft und wann können Sie zu mir kommen?"

Das war zu viel. Gutheil bemerkte, daß er sehr gerne in Gemeinschaft der Studenten des Herrn Professors Vorlesungen besuchen wolle, er komme, um hierzu die Erlaubniß zu holen.

Ueber des Professors freundliche Züge flog ein leichter Schatten, indem er sagte, daß er gar nicht lese, weil seit Jahren nicht einer der fünfundzwanzig bis dreißig Studenten seine angekündigten Vorlesungen belegt habe. Eine Universität und dreißig Studenten, ein Professor und keine Vorlesungen! Unserem biedern Deutschen wurde ebenso schlimm zu Muthe wie dem Stuhl, dem er resignirt das Gewicht seines Körpers anvertraut hatte.

„Nel mezzo del cammin di nostra vita
Mi ritrovai per una selva oscura." *)

repetirte der Professor, als er seinen Besuch in den düstern Hausflur geleitete. „O, bitte", meinte Gutheil und schon hinlänglich vertraut mit sizilianischer Höflichkeit versäumte er nicht sich während des Hinabsteigens wiederholt umzuwenden, um beim Scheine seiner Wachslichtchen tiefe Verbeugungen nach oben zu machen, die der dort stehende Professor ceremoniell erwiderte. In der Folge fand sich der junge Kaufmann öfters in der „selva oscura" ein, um unter Leitung des kundigen Führers die Schönheiten der Divina comedia in sich aufzunehmen.

Die Karnevalszeit nahte heran. Das „Municipio" Messinas machte besondere Anstrengungen, um dieses Mal den Karneval möglichst glänzend zu gestalten, die reiche Stadt durfte doch nicht hinter Catania, ihrer Rivalin, zurückbleiben, wo der Karneval in alter Pracht und Tollheit aufgelebt war. Umzug des Prinzen Karneval mit Gefolge, Blumenkorso, Werfen der „coriondoli", Veglione**) und schließlich ein feierliches Autodafé des Narrenprinzen sollten nach einander in Scene gesetzt werden.

Am zweiten Tage, dem Blumenkorso, finden wir Alfred Gutheil in Gesellschaft eines etwa zwanzigjährigen anmuthigen Mädchens auf einem der Balkone, welche im Stile der sizilianischen Häuser vor jedem Fenster der eleganten Wohnung Herrn Reimers angebracht waren. Die warme Februarsonne Siziliens versetzte den nordischen Fremdling mitten in den Sommer seines Vaterlandes. Sophie, die einzige neunzehnjährige Tochter des Hauses, Kind eines deutschen Vaters und einer italienischen Mutter, vereinigte germanische Sitte und Häuslichkeit mit romanischer Lebhaftigkeit und romanischem Frohsinn, wie sie auch äußerlich mit ihrem üppigen, schwarzen Haar, schlanken Wuchs und ihren vollen Formen, mit ihren großen, blauen Augen und frischen Farben Norden und Süden in harmonische Verbindung brachte.

Die Frauen und Jungfrauen lehnten schmachtend in ihren Wagen, aus einer Fülle von Rosen und Kamellien blitzten die feurigen Augen und die kleinen Händchen warfen in muthwilligem Spiel mit Blumen, Bonbons und niedlichem Allerlei. An einem solchen Tage war das

*) Der Anfang von Dantes „L'Inferno".

**) Oeffentlicher Maskenball im Theater, wo das Volk tanzt und die bessern Stände sich maskirt in den Logen besuchen.

äußerlich reservirte Wesen der Sizilianerin verbannt, das sonst streng behütete Mädchenherz durfte sich voll und ungerügt dem Vergnügen hingeben. Die Schönen unterhielten ein lebhaftes Kreuzfeuer mit den vorüberfahrenden Herren; mit klopfenden Herzen wurden zu Hause die Bonbons geöffnet, um lächelnd den Sinn der Verschen auf den darin verborgenen Papierstreifen zu entziffern.

Nicht selten flog ein zartes Sträußchen zu den Füßen der hübschen Sophie, die mit sicherem Wurf den Inhalt eines neben ihr stehenden, umfangreichen Korbes in die langsam vorüberfahrenden Wagen sandte.

„So etwas sieht man bei uns nicht", rief Gutheil begeistert aus, „wir Deutschen sind eben zu ernst, zu hausbacken, um dem Karneval zu dem zu machen, was er sein soll, zu einem ausgelassenen, sorg- und harmlosen Volksfeste."

„Werden Sie heute Abend die „Veglione" besuchen?" fragte Fräulein Sophie, eine zierliche Puppe einem dicken Herrn an die Wange schleudernd.

„O, ganz sicher, Fräulein. Ich möchte so gern ein kleines Abenteuer erleben. Denken Sie sich, Fräulein Sophie, ein witzsprühendes Gespräch auf einem Maskenball mit einer Italienerin, die dem findigen Kavalier ein Räthsel ist und Räthsel aufgiebt."

Fräulein Sophie lachte laut und fing mit der kleinen Hand ein allerliebstes Sträußchen auf, das ihr ein unternehmender „Giovanotto"*) geschickt zugeschleudert hatte. Eine halbgeöffnete Rose inmitten von Resedas und Vergißmeinnicht duftete ihr entgegen. Sie führte die Blumen an ihr zierliches Stumpfnäschen, die Rose mit ihrem zarten Inkarnat schmiegte sich schmeichelnd an die weichen Wangen des jungen Mädchens, Augen, Wangen, Rose, Vergißmeinnicht und Resedas bildeten ein Ensemble, wie man es schöner nicht schauen konnte.

Es war an dem sinnigen Blumenkorso das erste Mal, daß Alfred Gutheil mit der reizenden Tochter seines Chefs zwanglos verkehrte. Bis dahin hatte er das Mädchen nur in Gesellschaft ihres Vaters und einer ältlichen Tante gesehen, die die Stelle der vor einigen Jahren verstorbenen Mama einnahm oder, wie der erste Buchhalter, der Geistreiche der Firma, meinte, die die Pause zwischen dem ersten und zweiten Akt im Eheleben des Herrn Reimer ausfüllte.

„Haben Sie in Deutschland nicht auch geistreiche Damen kennen gelernt?" fragte Fräulein Sophie nach einem längern Stillschweigen.

„Gewiß, mein Fräulein. Unsere Damen lernen viel, daher wissen sie viel, aber die geistige Frische geht häufig durch den eingetrichterten wissenschaftlichen Kram zu Grunde. Fleißig gemalte Bilder ohne genialen Gedanken, ohne überraschende, packende Scenen! Eine Unterhaltung, wie ich sie mir auf einer Veglione mit einem sizilianischen Naturkinde verspreche, ist in meinem rauhen, nüchternen Vaterlande gar nicht denkbar."

Das Fräulein hielt einen Augenblick in ihrem Bombardement inne und sah den jungen Mann groß an. Dieser aber fuhr unbeirrt fort:

---

*) Giovanotti — in Italien die jeunesse dorée.

„Sie, Fräulein, sehe ich nicht als volle Deutsche an, lassen Sie mich deshalb unumwunden sprechen. Ich habe einmal in meiner Vaterstadt einen Maskenball mitgemacht, — — so etwas Verfehltes können Sie sich kaum vorstellen. Die Herren erschienen als Türken oder Banditen, die Damen als Schäferinnen oder Göttinnen in modernisirten, allegorischen Kostümen. Die Türken und Banditen setzten sich in ein Nebengemach und tranken Bier und rauchten, während die Göttinnen die Köpfchen zusammensteckten oder Arm in Arm im Saale lustwandelten, die Schäferinnen, sobald sie ein kühner, dem Biertrinken und Rauchen untreu gewordener Bandit anredete, sich gegenseitig mit den Ellenbogen anstießen und kicherten."

Fräulein Sophie lächelte, meinte aber, daß sie sich als volle Deutsche fühle. — „Papachen steht ja in der Konsulatsmatrikel" — daß sie also solch' scharfes Urtheil auch auf sich beziehe. Uebrigens sei es die Aufgabe eines „weltgewandten Mannes", ein schelmischer Blick streifte das verdutzte Gesicht ihres Gefährten, „junge Mädchen zum Sprechen zu bringen, die vielleicht noch nicht lange die Pension verlassen haben. Niemand könne verlangen, daß solche jungen Dinger gleich so selbstständig und besonnen seien, wie die eben dem Ei entschlüpften Küchlein."

Zu Gutheils Glück erschien Papa Reimer und schnitt ein Gespräch ab, das eine für ihn bedenkliche Wendung zu nehmen drohte.

Die „Veglione" wurde im Theater abgehalten, in dem zu diesem Zwecke das Parkett erhöht und mit der Bühne verbunden worden war. Als Gutheil gegen zehn Uhr abends eintrat, wogten bereits Trachten der phantastischsten Art bunt durcheinander, dazwischen drängten sich befrackte Herren, die von den maskirten Damen, im Vollgefühl ihres Inkognitos, erbarmungslos mitgenommen wurden. Gutheil versuchte sich in zuvor nach den Regeln der Grammatik zugespitzten Scherzen, allein die übermüthigen Schönen bedienten sich bald des piemontesischen, bald des lombardischen, bald des sizilianischen Dialekts, wovon er kein Wort verstand, so daß die ersehnte witzsprühende Unterhaltung sofort stockte. Verlegen schaute er in die blitzenden Augen, die ihn hinter den seidenen Masken keck und herausfordernd genug musterten, aber da er die erwartete Gegenrede schuldig blieb, so wandten sich die Damen mit spöttischem Knix und noch spöttischerem Lachen von ihm ab. Endlich winkte ihm Rettung. Dort unter der Venusstatue erspähte er zwei ihm bekannte Herren, Engländer, in animirtem Gespräch mit zwei Tscherkessinnen, er wußte, daß diese Herren, gleich wie er, nur die „lingua" sprachen, also frisch gewagt! Geschickt lavirte er durch das Gewühl und befand sich in wenigen Sekunden an der Seite der einen Tscherkessin, die mit ihren in rothen saffianledernen Pantöffelchen steckenden Füßchen nach dem Takt der Musik hin und hertrippelte. Gutheils präparirte geistreiche Reden flatterten in seinem Gehirn umher, wie der im Käfig eingesperrte Wandervogel, eben wollte er beginnen, als er einen furchtbaren Schlag auf seinen Rücken erhielt. Wüthend wandte er sich um und blickte in das grinsende bemalte Gesicht eines „Arlecchino", der, ein bestialisches, gellendes Geschrei ausstoßend, ihm einen zweiten noch wuchtigeren Schlag auf die Fortsetzung seines Rückens versetzte und dann mit einem Satze in der

Menge verschwunden war. Verschwunden waren inzwischen auch die Tscherkessinnen und der Aermste blieb allein zurück, seine italienischen Phrasen auf den Lippen und zwei enorme Mehlflecken auf seinem neumodischen Fracke. Mit sich und der Vegliono zerfallen begab sich Gutheil in die Theaterrestauration und brach, innerlich zankend und sein Pech verwünschend, einer Flasche Sekt den Hals. Im Glase perlte der köstliche Trank, dessen neckische Geister mit seiner Phantasie einen tollen Reigen führten. In gehobener Stimmung, versöhnt mit den kleinen Fatalitäten des heutigen Abends, trat er in eine der Logen, wo er eine ihm bekannte Familie entdeckt hatte.

In Italien bildet die Theaterloge ein neutrales Stelldichein, in ihr empfängt man selbst Leute, die sonst dem Hause fern bleiben. Auch die Loge, in die Gutheil eingedrungen war, wurde in steter Abwechslung von Masken gefüllt, die durch verstellte Stimmen und seltsames Gebahren über ihre Person zu täuschen suchten. Zwei Damen in der Tracht neapolitanischer Fischerinnen mit blauseidenen Dominos traten ein und nahmen neben dem jungen Manne Platz. Beide waren von schlankem Wuchse und in reiche Stoffe gekleidet; die Augen der einen streiften ihren Nachbar mit lustigem Aufleuchten, während die der andern ernst und gemessen in das farbenreiche Bild im Parkett blickten. Die Diagnose war fertig. Die eine war jung und hübsch, die andere älter und häßlich. Ein Kellner im Bacchuskostüm und mit weißer Serviette brachte Eis und Sorbetto. Der Anknüpfungspunkt war gefunden! Gutheil bot den Damen Eis an, das von der bekannten Familie und der ältern Neapolitanerin in wortreichen Dankesbezeigungen, von der jüngeren mit leichtem Kopfnicken angenommen wurde. Mit vollendeter Grazie handhabte diese das Löffelchen, welches von Gutheil mit Neid betrachtet wurde, so oft es mit seiner kühlen, süßen Last hinter der blauseidenen Spitze der Maske verschwand. Die Unterhaltung kam in Fluß.

„Kommen Sie direkt von Neapel, holdeste Maske, um unser Vegliono zu verherrlichen?“

„Ah, Sie sind ein Tedesco!“ rief die holde Maske, zur großen Freude Gutheils in reinstem Italienisch, aus. „Ja, wir wohnen in Santa Lucia“, fuhr sie lustig fort, „wir sind beim sanft glänzenden Mondeslicht, beim Scheine des feuerspeienden Vesuvs auf den stillen Wogen der tiefblauen See, auf dem Rücken galanter Delphine hierhergeschwommen. Und Sie? — Sind Sie direkt vom melodisch knirschenden Sande der Spree auf einem Eisbär angeritten gekommen?“

„Ja, aber nur bis Neapel, dort haben ihn das Feuer Ihres Vesuvs und die Augen Ihrer Landsmänninnen geschmolzen, so daß ich genöthigt war mich zwischen die Fittiche desselben Tramontana zu setzen, der Ihre Wangen fächelte, als Sie auf dem Rücken Ihres Delphins durch die stillen Wogen schwammen. — Hat der sanfte Wind Ihnen nichts zugeflüstert?“

„O ja, gar viele Dinge. Er erzählte mir, daß er vom fernen Norden komme, vom Lande der Germanen, wo Elfen und Nixen hausen und die Jünglinge in dunkeln Wäldern und auf grünen Fluren herumschweifen und Sonette dichten. Wie nüchtern muß Ihnen Italien erscheinen, wie prosaisch seine Bewohnerinnen!“

„Lassen wir unsere Elfen und Nixen, holdeste Maske, sie sind im Grunde recht langweilig und albern", sagte Gutheil in fröhlichster Stimmung. „Ich ziehe vor, Ihnen in „bella Napoli" zu begegnen. Ach, wenn dies doch möglich wäre!"

„Chi lo sa? Vielleicht früher, als Sie denken", flüsterte die Unbekannte und schaute ihn gar schelmisch an, dann wandte sie sich nach ihrer stummen Begleiterin um und wechselte mit derselben einige leise Worte, worauf beide in ein lustiges Lachen ausbrachen. Gutheil empfand das unbehagliche Gefühl, das jeden beschleicht, der nicht weiß, worüber andere lachen.

„Meine Damen", fiel er in ihre Heiterkeit ein, da drangen mehrere Masken in die Loge allgemeines Durcheinander von Stimmen und Lauten und als sich das Wogen der Begrüßungen etwas beruhigt hatte, sah sich Gutheil vergebens nach seiner pikanten Nachbarin um, sie und ihre Begleiterin waren verschwunden. Nach hastigem Gruß stürzte er davon, durchkreuzte den Saal nach allen Richtungen, umsonst, „doch bald war ihre Spur verloren", und dabei hatten sie nicht einmal Abschied genommen, wie es einem Mädchen aus der Fremde geziemt.

Früh am Morgen zu Hause angelangt, fand Gutheil ein freundliches Briefchen seines Chefs vor, das die Einladung enthielt, in seinem Hause das Werfen der „coriondoli" mit anzusehen und dann den Abend im Familienkreise zuzubringen. War ihm die Sache an und für sich auch angenehm, so dachte er doch mit geheimem Bangen an die Fragen des übermüthigen Fräuleins, auf die er nur unbefriedigende Antworten geben konnte. Seufzend und zerstreut lag er heute seinen Comptoirarbeiten ob, nur eine Bestellung aus Neapel konnte ihm ein vorübergehendes Interesse einflößen. Früher wie sonst verließ er das Geschäftslokal und das beliebte Volkslied „Santa Lucia" vor sich hinträllernd eilte er der Wohnung Herrn Reimers zu.

Welch' buntes Leben herrschte in der Strada Garibaldi, der Pulsader des alten Handelsemporiums Siziliens! Die fleißigen, würdevollen Kaufherren — der Mehrzahl nach Ausländer — hatten einmal statt der Maske der kalten Berechnung diejenige der allgemeineren Freude umgebunden, ihre sowohl wie die Damen des alten Adels fuhren in reichverzierten Wagen einher, selbst die Pferde waren mit buntem Flitter behängt, während die Kutscher die ganze Mythologie vergegenwärtigten. Da saß gravitätisch Jupiter auf dem Bock, statt des Donnerkeils die buntbehängte Peitsche in der Hand, im Innern des Wagens vier verführerische Sirenen, die das Feuer ihrer Augen mit einem Regen von coriondoli unterstützten. Ein Jagdwagen folgte, gelenkt von Polyphem, besetzt von Odysseus und seinen Gefährten; nicht festgebunden waren sie, im Gegentheil, sie schleuderten emsig dieselben leichten Wurfgeschosse den Sirenen zu. Das Spalier bildende Volk jubelte, harmlose Lust herrschte allenthalben, nirgends traf das Ohr beleidigende Reden, nirgends Rohheit, deshalb auch keine Kontraste mit den Uniformen der Polizei. Die heilige Hermandad steckte wohl auch in der Hofliveree des tollen Prinzen Karneval, um sich zu freuen mit den Freudigen. Evviva il carnevale! Evviva il giorno dei corinodoli!

Fräulein Sophie war heute ungemein heiter und machte fortwährend Anspielungen auf Gutheils Abenteuer auf der Veglione, ohne aber aus ihm mehr wie allgemeine Redensarten herauszulocken. Zerstreut und bemüht die Gestalt der Neapolitanerin aus der unter dem Balkon wogenden Menge herauszufinden, stand er da, als er sich plötzlich von einer Wolke von Coriandoli überschüttet fühlte und eine helle Stimme rief: „Sie stehen ja da wie der leibhaftige Antikarneval; Ihr Gesicht paßt besser zu einer Prozession unseres hochwürdigsten Erzbischofs, als zu unserem Korso. Kommen Sie, wir wollen zu Tisch gehen, Papa wartet schon."

Während des Essens brachte Fräulein Sophie immer wieder die Veglione in das Gespräch und Gutheil mußte geduldig ihre muthwilligen Bemerkungen über sich ergehen lassen, selbst die gute alte Tante sekundirte, ja auch der Herr Papa schien Gefallen an den witzigen Reden seines ausgelassenen Töchterleins zu finden. Nach Tisch wurden Bonbons geknallt; Gutheil und das Fräulein maßen ihre Kräfte an einem widerspenstigen Bonbon, endlich trennte ein lauter Knall die Hülle, er hielt ein Zettelchen, sie ein Marzipanherz in der Hand. Auf dem Zettelchen standen in feiner Handschrift die Worte: „A rivederci a Santa Lucia." Starr blickte der junge Mann bald auf die zierlichen Schriftzüge, bald in das lachende Antlitz des Fräuleins, also sie, sie war die pikante Unbekannte, wie dumm von ihm, daß er nicht sofort auf sie und die Tante gerathen hatte!

Ein Jahr war verflossen, mit ihm Gutheils Schwärmerei für pikante Abenteuer und italienische Unterhaltungen. Heute am letzten Abend des Karnevals saß er vor einem beliebten Café Messinas an der Marina. Obwohl im Februar, lud doch die angenehme Luft zum Verweilen im Freien ein, der leichte Tramontana bewegte nur unmerklich die Wimpel der zahlreichen, im sichelförmigen Hafen Messinas liegenden Dampfer und Segelschiffe, denen der steinerne Neptun mit seinen Tritonen und dem gewaltigen Dreizack ein freundliches Willkommen bot. Die zerrissenen, malerischen Hügelrücken des gegenüberliegenden Calabrien erglühten purpurn im Widerschein der untergehenden Sonne, während die dazwischen liegenden tiefen Schluchten in allen Nuancen des Grün schimmerten und der Aspremonte, der Zeuge der Heldenthaten Garibaldis, im Hintergrunde sein waldiges Haupt erhob. Aus den prachtvollen Tinten der calabrischen Küste blitzten einzelne blendend weiße Punkte hervor, deren Kerne in feurigstem Roth erstrahlten, es waren die isolirt liegenden Villen mit ihren das Abendroth reflektirenden Fenstern. Der Himmel war tiefblau, nur vereinzelte Wölkchen trieben langsam dahin, silberweiß mit rothem Rande, darunter lag die Straße von Messina mit ihrer schillernden Wasserfläche, belebt von leichtgebauten Booten mit ihren weißen, dreieckigen Segeln — fürwahr der Himmel erschien dem entzückten Beschauer als eine hochschwebende Fata Morgana des schönsten Stückchens der Welt, das sich vor ihm ausbreitete. Zögernd senkte sich der Feuerball hinter die Höhen der Stadt, noch lange, nachdem er verschwunden war, blieb sein prächtiges Bett sichtbar, nur langsam spielten die lebhaften Farben in die milden Reflexe über, die der fast

gleichzeitig aufgehende Mond von der entgegengesetzten Seite warf. Ein glänzendes, breites Band entwand sich der nunmehr in tiefes Dunkel gehüllten kalabrischen Küste, es tanzte auf der nun vom Winde leichtgekräuselten Oberfläche des Wassers, einem riesenhaften Fische gleich, dessen Rücken mit silbernen Schuppen bedeckt ist.

Mit einem einzigen Blick umfängt der Beschauer die ehemals so gefürchtete Charybdis, jetzt kaum noch an einem leichten Strudel erkennbar, und die noch immer gefährliche Scylla, in deren Bucht soeben kerzengerade schwarzer Rauch emporwirbelt; näher schleicht das Ungethüm heran, ein englischer Dampfer ist's, der der klassischen Fährte des Odysseus folgt, um des Nordens Manufakturwaaren gegen des Südens herrliche Früchte einzutauschen.

„Welt, wie schön bist Du, wie großartig und erhaben!" also rief Gutheil entzückt aus, nachdem er sich lange dem Vollgenusse des Schauspiels überlassen hatte. Die in jener Jahreszeit nach dem Sonnenuntergang eintretende Kühle zwang ihn endlich zum Rückzuge, es war übrigens auch Zeit den letzten Umzug des Prinzen Karneval mit anzusehen. Heute war ja der letzte Tag der ausgelassenen Faschingszeit!

Voll der eben empfangenen Eindrücke betrat Alfred Gutheil das Haus seines Chefs, gar sonderbar war ihm zu Muthe, als er neben Sophie Reimer auf dem altbekannten Balkon stand. War er im Laufe des Jahres dem reizenden Mädchen näher getreten? Trug sie die Schuld, daß er dieses Mal der Veglione fern blieb, daß er mit Mißmuth seiner einstigen Schwärmerei für Italienerinnen gedachte? Er hatte sich diese Fragen nicht gestellt, aber er war fast täglicher Gast im Hause seines Chefs geworden und er glaubte in Sophies schönen Augen zu lesen, daß er auch stets willkommener Gast war.

Noch einmal, das letzte Mal zog Prinz Karneval mit seinem Narrengefolge vorüber, unweit vom Hause auf der Piazza San Leone war ein mächtiger Holzstoß aufgerichtet, dort mußte der arme Prinz sein kurzes Leben der tollen Faschingszeit zum Sühnopfer bringen. Dicke Rauchwolken wallten auf, gierige Flammen züngelten empor, Prinz Karneval verbrannte zu Asche, um im nächsten Jahre, einem Phönix gleich, wieder zu erstehen. Ein leiser Luftzug entstand über den verkohlten Ueberresten, er nahm seine Richtung nach dem Balkone, wo Alfred und Sophie standen und sich stumm in die beredten Augen sahen, die beiden verstanden sein Flüstern wohl — Gott Amor grüßte sie, im Vorüberfliegen schoß er mit geübter Hand seine Pfeile auf zwei junge glückliche Herzen ab.

Darf der Schauspieler empfinden?

Lessing sagt in der „Hamburger Dramaturgie“: „Die Empfindung ist . . . das streitigste unter den Talenten des Schauspielers.“ So oft ich diesen Satz las, drängte sich mir die Frage auf: Ist denn die Empfindung wirklich zu den Talenten des Schauspielers zu zählen und nicht vielmehr zu seinen Fehlern? Mit anderen Worten: Ist der empfindungslose Schauspieler nicht ein besserer als der empfindende?

Ich glaubte mir diese Frage mit Ja beantworten zu müssen und theile in folgendem dem Leser die Gründe für diese meine Ansicht in der Weise mit, daß ich Männer für mich reden lasse, hinter deren ehrfurchtgebietende Namen es meinem bescheidenen Ich wohl gestattet ist, sich zu verstecken.

Lessing selbst sagt nämlich später in demselben (dem dritten) Stück der Dramaturgie: „Ohne Zweifel ist dieser (der empfindungslose Schauspieler) ungeachtet seiner Gleichgiltigkeit und Kälte auf dem Theater weit brauchbarer als jener (der empfindende Schauspieler).“ Lessing giebt also damit seine Ansicht über den obigen Punkt deutlich genug zu erkennen, wenn er auch in der Folge seinen Ausspruch nach mehreren Seiten hin einschränkt. Und welche Regeln — Lessing nennt sie goldene — giebt Hamlet (III, 2) den Schauspielern? „Denn mitten in dem Strom, Sturm und Wirbelwind eurer Leidenschaft müßt ihr euch eine Mäßigung zu eigen machen, die ihr Geschmeidigkeit giebt.“ Nun, eine Leidenschaft, die sich in ihrer höchsten Potenz noch Fesseln anlegen läßt, also der Gewalt des Intellekts unterworfen ist, kann keine wahre, aus dem Herzen quellende, sondern muß eine unempfundene, erdachte sein, und Hamlet, d. h. Shakespeare räth also den Schauspieler nichts anderes, als sich unter allen Umständen jeder eigenen Empfindung zu Gunsten der Ueberlegung zu entäußern. Denn der Künstler, der sich von seinem Gefühle hinreißen läßt, läuft Gefahr, durch Uebertreibung in dem Zuschauer die Freude an dem Kunstgenuß bedenklich herabzustimmen, da eine künstlerische Leistung, welcher Art sie auch sein mag, nie über die Grenzen des Aesthetischen hinausgehen darf. So kommt Schiller in seiner Schrift über das Pathetische, nachdem er im Anfang das Pathos als die erste an den Schauspieler zu stellende Forderung bezeichnet hat, zu der Schlußfolgerung, daß das

Pathetische nur ästhetisch sei — also den Bedingungen für eine Kunstleistung nur genüge — insofern es erhaben sei. Dann fährt er fort: „Wirkungen aber, welche bloß auf eine sinnliche Quelle schließen lassen und bloß in der Affektion des Gefühlsvermögens gegründet sind, sind niemals erhaben; denn alles Erhabene stammt nur aus der Vernunft." Läßt sich nicht auch hier wieder die Mahnung an den Schauspieler herauslesen, sein Spiel durchaus nie der Leitung des Intellekts zu entziehen, d. h. die Wirkungen der einzelnen durchdachten Momente der Darstellung nicht durch einen plötzlich einwirkenden wahren Affekt in Frage zu stellen?

Die überzeugendsten Beweisgründe jedoch für die Richtigkeit der hier entwickelten Ansicht finde ich in einem Essay Diderot's. Dieser espritvolle Essay, dessen Lektüre namentlich Schauspielern nicht dringend genug empfohlen werden kann, betitelt sich: **Paradoxe sur le Comédien.** Ich werde in folgendem versuchen, den Gedankengang der darin enthaltenen Untersuchungen in kurzen Zügen wiederzugeben. Diderot sagt nach einer kurzen Einleitung:

„Ich fordere (vom Schauspieler), daß er seine Rolle ganz in sich aufgenommen habe, ferner die Kunst, alles nachzuahmen, oder, was dasselbe ist, gleiches Geschick für alle möglichen Charaktere und Rollen, aber bei Leibe keine Empfindung. Hätte der Schauspieler wirkliche Empfindung, wie sollte es ihm dann möglich sein, dieselbe Rolle zwei Mal hintereinander mit demselben Feuer und demselben Erfolg zu spielen? Bei der ersten Vorstellung feurig, wird er bei der dritten gleichgiltig und kalt wie Marmor sein. Wenn er „sich selber" spielt, wie kann er aufhören, er selbst zu sein und wenn er das auch wollte, wie sollte er den Moment zu treffen wissen? In dieser Ansicht bestärkt mich das ungleiche Spiel derjenigen Schauspieler, welche „mit Seele" spielen. Von diesen läßt sich nichts Einheitliches erwarten, ihr Spiel ist bald stark bald schwach, feurig oder frostig, erhaben oder unbedeutend. Sie werden morgen die Stelle verderben, in welcher sie heute geglänzt haben und dafür in derjenigen glänzen, die sie heut verfehlt; während der Schauspieler, dessen Spiel aus der Ueberlegung, dem Studium der menschlichen Natur, der beständigen Nachahmung eines idealen Musters, der Einbildungskraft, dem Gedächtnisse fließt, bei allen Vorstellungen derselbe bleiben wird, stets gleich vollkommen. In seinem Vortrage ist keine Monotonie, keine Dissonanz; alles ist wohl erwogen, durchdacht, in seinem Kopfe zurecht gelegt. Es sind stets dieselben Accente, dieselben Stellungen und Bewegungen; ein etwaiger Unterschied von einer Vorstellung zur andern ist stets zum Vortheil der letzten. Dieser Schauspieler wird nicht veränderlich sein, sondern wie ein Spiegel, der immer bereit ist, die Gegenstände mit derselben Genauigkeit, Stärke und Wahrheit zu zeigen. Gleich dem Dichter schöpft er unaufhörlich aus dem unversiegbaren Born der Natur, während er mit seinem eigenen Reichthum gar bald zu Ende sein würde. Daher sind die wahrhaft großen Dichter und Schauspieler, mit reicher Einbildungskraft, großer Urtheilsfähigkeit, feinem Takte und sicherem Geschmack begabt, die empfindungslosesten Menschen. Sie sind viel zu sehr mit Betrachten und Nachahmen beschäftigt, als daß sie in ihrem eigenen Innern lebhaft bewegt werden könnten. Ich sehe sie

fortwährend mit dem Notizbuch auf den Knieen und dem Bleistift in der Hand. Wir fühlen, sie beobachten, studiren und schildern.

Aber, höre ich sagen, diese Schmerzenslaute, welche jener Mutter aus tiefstem Herzen hervorbrechen und von denen unser Herz so heftig bewegt wird, sollten nicht wahrem Gefühl entquollen, nicht von wirklicher Verzweiflung hervorgebracht sein? Keineswegs und der Beweis ist, daß sie genau abgewogen sind, daß sie einen Theil des Deklamationssystems bilden, daß sie, um den zwanzigsten Theil eines Viertels zu leise oder zu laut hervorgestoßen, falsch sein würden, daß sie den gestellten Bedingungen nur vermöge langer Einübung genügen und noch nach hundertmaliger Wiederholung verfehlt werden können. Der Schauspieler hat sich lange Zeit selbst gehört, auch in dem Moment, wo er Euch rührt, hört er sich, und sein ganzes Talent besteht darin, daß er — nicht etwa fühlt, wie Ihr meint, sondern die äußeren Merkmale des Gefühls so genau wiedergiebt, daß Ihr getäuscht werdet. Jeder Schmerzensschrei steht in seinem Ohr verzeichnet; die Geberden der Verzweiflung macht er nach dem Gedächtniß, sie sind vor dem Spiegel ausprobirt. Er weiß genau, wann er das Taschentuch zu ziehen und seine Thränen rinnen zu lassen hat; erwartet sie bei diesem Wort, bei jener Silbe, nicht früher und nicht später! Das Zittern der Stimme, die abgebrochenen Worte, das Schlottern der Kniee — alles pure Nachahmung, eingepaukte Lektion, erhabene Aefferei, die der Schauspieler lange, nachdem er sie studirt, im Gedächtniß hat, deren er sich bewußt ist im Moment, wo er sie exekutirt, die ihm seine volle Geistesfreiheit läßt und gleich andern Leibesübungen nur seine physische Kraft in Anspruch nimmt. Ist er vom Kothurn herabgestiegen, so ist seine Stimme matt, er selbst ermüdet, aber er behält weder Schmerz noch Unruhe, weder Melancholie noch seelische Abspannung zurück. Wer diese Eindrücke mit fortnimmt, das seid Ihr! Der Schauspieler ist matt, Ihr seid traurig. Er hat sich abgearbeitet, ohne zu empfinden, und Ihr habt empfunden, ohne Euch abzuarbeiten. Wenn es anders wäre, so würde der Schauspielerstand der unglücklichste Stand sein. Aber er (der Schauspieler) ist nicht diese oder jene Person, er spielt sie nur und zwar so gut, daß Ihr ihn für diese haltet. Ich bleibe also dabei:

Die höchste Empfindung bringt die mittelmäßigen, die mittelmäßige Empfindung die vielen schlechten und das vollständige Fehlen der Empfindung die vorzüglichen Schauspieler hervor."

„Bei den gefühlvollen Menschen wird der Kopf unmäßig aufgeregt durch das Herz, bei dem Schauspieler vorübergehend das Herz durch den Kopf. Die Thränen des empfindenden Menschen steigen aus dem Herzen, die des Schauspielers kommen aus dem Gehirn hernieder. Er weint wie ein Verführer auf den Knieen vor einer Frau, die er nicht liebt, jedoch täuschen will; wie ein Bettler an der Kirchthür, der Euch beleidigt, wenn er Euch nicht hat rühren können."

„In welchem Alter ist man nun ein großer Schauspieler? In dem Alter, wo das Blut in den Adern kocht und der geringste Anstoß es in Wallung bringt? Ich denke nicht. Wer von der Natur zum Schauspieler bestimmt ist, zeichnet sich in seiner Kunst erst dann

aus, wenn ihm eine langjährige Erfahrung zur Seite steht, wenn der Drang der Leidenschaften nachgelassen, der Kopf ruhig und die Seele sich ihrer selbst sicher ist. Ein alter Schauspieler ist also keineswegs lächerlich, das wird er erst, wenn die Kräfte ihn vollständig verlassen haben und die Ueberlegenheit seines Spiels den Gegensatz zwischen seiner Rolle und seinem Alter nicht mehr verdecken kann."

„Von Schauspielerinnen unserer Epoche haben die Clairon und Molé anfangs beinahe wie Automaten gespielt, sich aber in der Folge als echte Schauspieler bewiesen. Wie war das möglich? Ist ihnen etwa erst mit dem Alter die Seele, die Empfindung gekommen?"

„Wäre dieser Schauspieler, jene Schauspielerin wirklich so tief bewegt, wie man glaubt, würde dann der eine einen Blick zu den Logen werfen, die andere ein Lächeln gegen die Coulissen richten können?"

„Zwischen einer Schauspielerin und ihrem (wirklichen) Liebhaber spielt sich auf der Bühne folgende Scene ab: Während er recitirt, sagt sie leise zu ihm: „Mein Mann ist ein Nichtswürdiger, er schalt mich . . . ich kann es nicht wiederholen wie!" Nun recitirt sie und ihr Liebhaber frägt: „Soupiren wir heute Abend zusammen?" — „Ich möchte schon, aber wie loskommen?" — „Das ist Deine Sache." — „Und wenn er's erfährt?"

Und so weiter von Strophe zu Strophe. Während Euch also diese Leute in der Scene, die Ihr hörtet, voll wahren Gefühls schienen, waren sie das nur in der Scene, die Ihr nicht hörtet; Ihr aber riefet: diese Actrice ist vorzüglich, niemand versteht zuzuhören wie sie, sie spielt mit einer Intelligenz, einem Interesse, einem ungewöhnlichen Gefühl! Ich aber, ich lache über Eure Lobsprüche."

„Bei der Première der Inès de Castro begann das Parterre an der Stelle, wo die Kinder auftreten, zu lachen. Da sagte die Duclos, welche die Inès spielte, unwillig: „Lache nur bei der schönsten Stelle des Stückes, albernes Parterre!" Das Parterre gehorchte und hielt an sich. Die Schauspielerin nahm ihre Rolle wieder auf und die Thränen der Zuschauer flossen. Wie also? Kann man plötzlich von einer tiefen Empfindung zu einer andern ebenso tiefen überspringen, vom Schmerz zum Unwillen, und wieder zurück vom Unwillen zum Schmerz? Ich verstehe das nicht, aber ich verstehe sehr wohl, daß der Unwille der Duclos ein wirklicher, ihr Schmerz ein angenommener war."

„Der große Schauspieler ist also eine Art Gliedermann, der vom Dichter am Faden gehalten wird. Hätte er wirklich jenes hochgradige Empfindungsvermögen, welches man für die Haupteigenschaft seines Standes hält, wie viel Tage würde er, der gleich uns unaufhörlich von Kummer und Sorgen gequält wird, unserm Vergnügen widmen können? Sehr wenige. Gar häufig würde er dem Regisseur sagen müssen: Ich kann heute nicht lachen! oder: Ich habe heute anderes zu beweinen als Agamemnons Noth! Indessen wird, wie man sieht, der Schauspieler durch des Lebens Trübsale, welche für ihn so zahlreich sind wie für uns und die der freien Ausübung der schauspielerischen Funktionen entgegenstehen, durchaus nicht besonders häufig am Auftreten verhindert."

Es folgt jetzt eine größere Apostrophe über den Gegensatz von Bühne und Salon: die Bretter bedingen ein ganz anderes Gebahren von Seiten des Spielers, andere Deklamationen, andere Gesten, als im Privatleben gebräuchlich. Dann heißt es weiter:

„Noch einmal: der Schauspieler darf auf der Bühne nichts genau so sagen oder thun wie in der Gesellschaft, denn die Bühne ist eine andere Welt. Es trägt z. B. jemand im Privatcirkel eine rührende Erzählung vor, er wird dabei ergriffen, seine Stimme stockt — er weint. Er hat also sehr stark empfunden. War diese Empfindung aber einstudirt? Nein! Sprach er in Versen? Nein! Aber er rührte, er riß hin. Nun verpflanze man diese Sprache, diesen einfachen Ausdruck, dies ganze häusliche Gehaben auf die Bühne, es wird einen schwachen, jämmerlichen Eindruck machen. Der Mann kann noch soviel Thränen vergießen, er wird lächerlich sein und ausgelacht werden, denn man kommt nicht, um Thränen zu sehen, sondern um Reden zu hören, welche diese Thränen hervorlocken, weil die Naturwahrheit mit der konventionellen Wahrheit (den Vorschriften der Aesthetik) nicht übereinstimmt. Wenn umgekehrt etwa der Schauspieler im gewöhnlichen Leben bei wirklichen Gefühlsausbrüchen (z. B. der Wuth, der Rührung, des Schreckens) dieselben Gesten, dieselben Accente, dasselbe theatralische Pathos in Anwendung bringen würde wie auf der Bühne, würdet Ihr Euch nicht die Seiten halten müssen vor Lachen? Was zeigt Ihr dadurch? Daß die wahre und die gespielte Empfindung zwei sehr verschiedene Dinge sind. Ihr lacht über das, was Ihr im Theater bewundert haben würdet. Und warum? Weil der wirkliche Zorn des Schauspieler dem angenommenen gleicht und Ihr die Maske dieser Leidenschaft sehr wohl vom eigentlichen Wesen derselben unterscheiden könnt. Die Abbilder der Leidenschaften auf dem Theater sind also nicht naturgetreue, sondern übertriebene Porträts, große nach bestimmten Regeln geschaffene Karikaturen. Nun frage sich jeder selbst, welcher Künstler sich am engsten diesen Regeln anschmiegen, welcher Schauspieler die vorgeschriebene Schwülstigkeit am richtigsten behandeln wird! Der von seinem Charakter beherrschte Mensch oder der ohne Charakter geborene oder der, welcher sich seines Charakters entäußert, um einen größeren, edleren, erhabeneren anzunehmen? Ich bin ich von Natur, ich bin ein anderer durch Nachahmung. Was ist also wahres Talent? Die äußeren Merkmale der angenommenen Seele richtig erkennen, sich an das Gefühl der Hörer, der Zuschauer wenden und sie durch die Nachahmung dieser Merkmale täuschen, eine Nachahmung, welche alles in der Einbildung vergrößert und die Richtschnur für das Urtheil bildet! Der, welcher diese äußeren Merkmale am besten erkennt und sie nach einem wohlbegriffenen idealen Vorbild am vollkommensten wiedergiebt, ist der größte Schauspieler."

„Empfindungsvoll sein und empfinden sind zwei verschiedene Dinge. Das erste ist Sache des Gemüths, das zweite Sache des Urtheils. Im ersten Fall fühlt man wohl tief, ist jedoch nicht fähig, das Gefühl wiederzugeben; oder man giebt es wohl zu Haus vor wenig Zuhörern wieder, doch nicht so, daß es auf dem Theater zur Geltung käme. Mit Hilfe dessen, was man Empfindung, Seele, Herz nennt, gelingt auf dem Theater eine oder die andere Tirade, alles andere wird ver-

aus, wenn ihm eine langjährige
Drang der Leidenschaften nac
sich ihrer selbst sicher ist. E
lächerlich, das wird er erst, w
haben und die Ueberlegenh
seiner Rolle und seinem Al

„Von Schauspielerinne
Molé anfangs beinahe wie
als echte Schauspieler be
etwa erst mit dem Alter

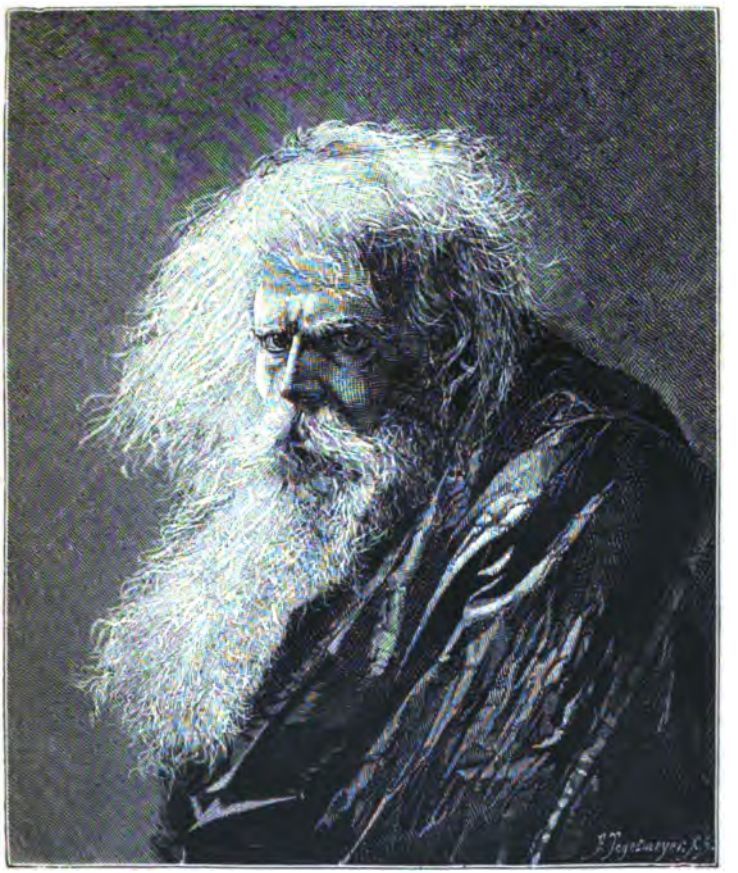
„Wäre dieser Schau
wegt, wie man glaubt,
werfen, die andere ein

„Zwischen einer E
spielt sich auf der B
sagt sie leise zu ihm:
mich . . . ich kann e
ihr Liebhaber frägt:
möchte schon, aber
„Und wenn er's er

Und so weite
diese Leute in der
waren sie das n
riefet: diese Actri
sie spielt mit ein
Gefühl! Ich a

„Bei der I
der Stelle, wo
welche die In
des Stückes,
an sich. Di
Thränen der
einer tiefen
vom Schm
Schmerz?
der Unwil
ner war."

„De
Dichter
Empfind
Stande
von K
können
müsse
bewei
Scha



Max Grube als König Lear.

Nach einer Photographie von J. Ortgies in Bremen.

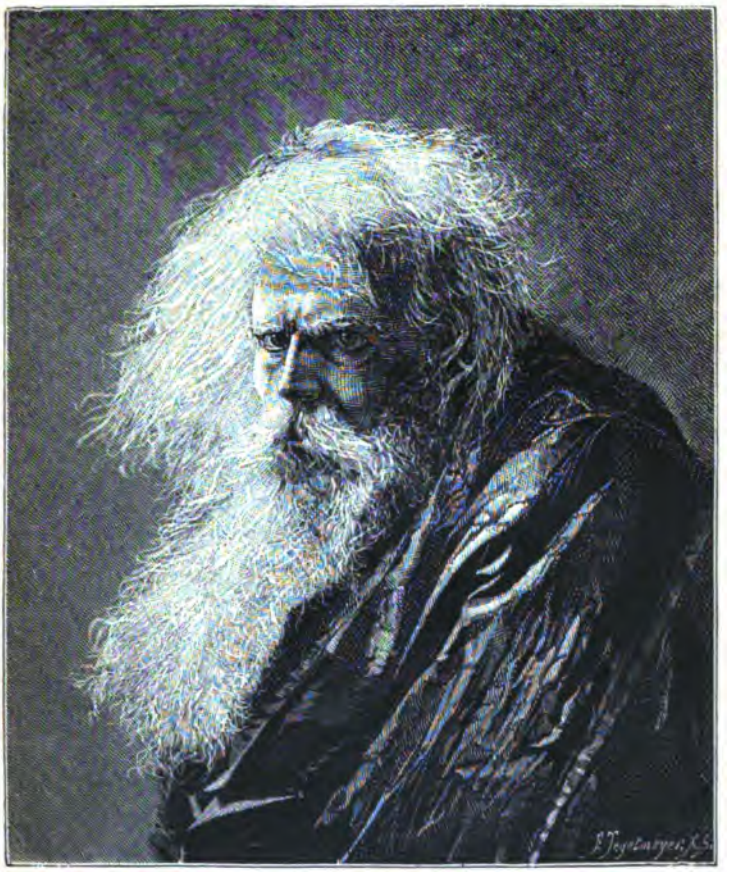
fehlt. Eine große Rolle in ihrer Ausdehnung zu erfassen, Licht und Schatten, sanfte und rauhe Accente richtig anzubringen, sich bei gelassenen wie bei bewegten Stellen gleichmäßig zu zeigen und sich ein sorgfältiges Vortragssystem zu bilden, welches sogar die faden Stellen retten kann: das ist das Werk eines kalten Kopfes, einer langen Erfahrung einer seltenen Gedächtnißstärke. Wer aus der Coulisse tritt, ohne seine Rolle gelernt, sein Spiel gegenwärtig zu haben, wird zeitlebens ein Anfänger bleiben. Oder wenn er in kühnem Selbstvertrauen sich auf seine Geistesgegenwart und Routine verläßt, wird er Euch vielleicht durch sein Feuer, seine Verzücktheit imponiren und Ihr werdet seinem Spiel Beifall spenden, wie ein Gemäldekenner einer zügellosen Skizze, wo alles angedeutet, nichts ausgeführt ist."

„Zwischen dem, der die Rührung nachahmt, und dem, der wirklich gerührt ist, wird stets derselbe Unterschied sein, wie zwischen der Nachahmung und der Sache selbst. Der erstere wird die Rührung ebenso bewundernswerth und vollkommen nachahmen, wie den Geiz, die Heuchelei, die Falschheit und jeden andern Charakterzug, der nicht der seine ist, während das, was mir der wirklich empfindende Schauspieler zeigen wird, also die Sache (das Gefühl) selbst, unbedeutend sein wird. Wie sehr auch die beiden Nachahmungen in einander verschmelzen mögen, der feinfühlige Zuschauer wird sie noch leichter von einander unterscheiden können, als der Künstler bei einer Statue die Linie erkennt, welche zwei verschiedene Stile trennt."

Nachdem so gezeigt ist, daß die wahre Empfindung von der Bühne verbannt bleiben muß, folgt gegen Ende des Schriftchens als logische Konsequenz aus dem Vorhergehenden die Bemerkung, daß selbst die Nachahmung der Natur auf der Bühne sich noch in gewissen vom guten Geschmack bestimmten Grenzen zu halten hat.

Diesen scharfsinnigen Auseinandersetzungen noch ein Mehreres hinzuzufügen, scheint nicht vonnöthen. Der Zweck dieser Zeilen ist erfüllt, wenn durch die freilich etwas sprunghafte Mittheilung der obigen Ausführungen des großen französischen Gelehrten im Leser das Nachdenken über diese sicherlich interessante Frage angeregt ist. Ihm überlasse ich, die unabweislichen Konsequenzen — besonders in Bezug auf die Schauspieler der Jetztzeit — daraus zu ziehen; für die letzteren, die Repräsentanten des modernen einseitigen Glanzrollen- und Virtuosenthums, möchte eine nach Maßgabe dieser Folgerungen angestellte Vergleichung nicht besonders vortheilhaft ausfallen!

P. Christiani.



Max Grube als König Lear.

Nach einer Photographie von J. Ortgies in Bremen.

Renate.

Eine Künstlergeschichte vom Rhein.

Von **Ludwig Foyaux.**

I.

Vorklänge.

Im Rheingau ist's! An dem Gelände,
Bei dessen Lob sich höher hebt
Das deutsche Herz! O Bergeswände,
Ob euren Rebenhängen schwebt
In wunderbaren Duftgebilden
Der Hauch der deutschen Poesie,
Und euren herrlichen Gefilden
Gilt manche traute Melodie!
Welch' eine Fülle echter Wonne
Ging aus von euch ins Weltenrund!
Ihr trugt die Strahlen eurer Sonne
Hinaus im Wein, wo noch ein Mund
Das würz'ge Naß zu schlürfen liebte.
Wie viele Falten stricht ihr glatt,
Wie Vielen, die die Welt betrübte,
Wie vielen Kranken, siech und matt,
Gabt ihr ein stärkendes Erheben
Mit eurem Sorgenbrecher Wein,
Mit euren wonnevollen Reben —
Gelobet sollt ihr ewig sein! —

* * *

Hier sind die Orte meiner schlichten
Erzählung, und dort ruht am Hang
Das alte Haus und dort entlang
Die kleine Stadt mit ihrem dichten
Gewirr von Giebeln, spitz und grau,
Durch ihren edlen Rebenbau
Bekannt soweit es Zecher giebt
Und man den Wein im Becher liebt.
Es ist ein Wingertshaus, umgeben

Von Hügeln, die mit ihrem Grün
Der schönsten, weitberühmten Reben
Die Ufer sänftlich aufwärts zieh'n;
Weit über jene Höhen grüßend,
Strebt noch der Bergwald kühn hinan,
Das echte Rheinbild schön beschließend,
Mit Felsenschründen, Busch und Tann'.
Das Haus ist einfach; seitwärts springet
Der Erker malerisch hervor
Und um den Vordergiebel schlinget
Sich hochgewachs'ner Rosenflor.
Am Dache aber hängt ein Zeichen,
Im Drudenfuß ein Becher grün,
Dem nie ein Zecher mag entweichen,
Das keinen läßt so balde zieh'n.
Vorn steht ein Lindenbaum; es dunkeln
Die Schatten unter seinem Dach,
Und prächtig ist's, beim Gläserfunkeln
Dahier an heißem Sommertag
Zu ruh'n und seine Blicke schweifen
Mit Lust zu lassen auf und ab
Und dann nach einem Trunk zu greifen,
Wie's selten besser einen gab.

Nicht weit vom Hause an der Halde,
Die bald sich hebt zum dunkeln Walde,
Steigt man zum Weinberg dichtbelaubt,
Im Herbste schwer und voll betraubt;
Das sind des Schänken edle Reben,
Sein Stolz, sein Kleinod und sein Leben,
Die er gepflegt so manches Jahr,
Für die er betet in Gefahr.
Hier wachsen seine Edelsorten
Auf ausgesuchtem Rebenland,
Vor allen andern Weines-Orten
Im ganzen Rheinland wohlbekannt.

Die Schänkenstube nun im Hause
Ist jedes Zechers liebste Klause;
Hier sitzt sich's gut, es flieht der Harm,
Man ruht in Vater Rheines Arm
Und es umzieht Dich bald behaglich
Und wohlig wird Dir's ganz unsaglich.
Die ist geschmückt mit weisen Worten,
Mit schönen Sprüchen hier und dorten,
Die einst ein Dichter hat ersonnen,
Begeistert von des Weines Wonnen.

Und unser Wirth, das war ein Mann
Von Schrot und Korn ein treues Herz,
Dem nie die liebe Zeit verrann

Ohn' frohes Wort, ohn' Luſt und Scherz,
Doch war er fleißig auch und bieder
Und bei der Arbeit frohe Lieder
Sang er mit ſeinem Schänkenmund,
An Leib und Seele kerngeſund.

Der Wirth hat auch ein Töchterlein,
Ein Mägdlein ſchmuck und zart und fein,
Ein wunderliebliches Geſchöpfchen
Mit langen bandgeſchmückten Zöpfchen;
Und ihre Augen licht und klar!
D'raus brach ein Glänzen wunderbar;
Schön von Geſtalt, geſchmeidig, ſchlank,
Voll Ebenmaß die zarten Glieder,
Von keuſchem Weſen feſt und frank.
Mit ſüßer Stimme ſang ſie Lieder
Zuweilen vor Vertrauten nur;
Wer ſie geſeh'n, vergißt ſie kaum:
Ach, dieſe liebliche Natur,
Ein Roſenreis, ein Lenzestraum.

Dies Weſen herrſcht in Küch' und Keller
Mit Krug und Topf, mit Glas und Teller,
Bald bei der Magd, bald in der Schänke,
Wo ſie kredenzt das Weingetränke
Den Gäſten, die ſie ſtumm verehren.
Und Keiner wagt's mit frechem leeren
Geſchwätze dieſem Kind zu nah'n.
Ein heilig' Weſen iſt ſie Allen,
Gern iſt ihr Alles unterthan
Und Alles iſt ihr zu Gefallen.
Wenn Einer je dies Kind geliebt,
So iſt's der Wirth, der bied're Alte;
Iſt ſie einmal verſtimmt, betrübt,
Die Stirn belegt von einer Falte,
Gleich ſorgt er um das holde Weſen
Und ſchafft und thut und ſtreichelt ſie,
Bis ſie von leichtem Gram geneſen,
In echter Mädchenphantaſie.
Sie war ſein Stolz und ſeine Blume,
Sein Heiligſtes im Heiligthume,
Der Inbegriff der treuen Sorgen
Und ſein Gebet zu Nacht und Morgen.
Doch auch Renate war dem Alten
In Kindesliebe zugethan;
Für ihn in frommem Händefalten
Stieg ihr Gebet zum Himmel an.
Ihr ganzes Leben war nur Danken
Für jenes Mannes edle That,
Da er ſie einſt aus engen Schranken,
Aus tiefer Noth errettet hat.

Nicht war sie Blut von seinem Blute;
Er nahm sie an, als sie noch klein
Und ihre Mutter, ach, die gute,
Gebettet lag im schwarzen Schrein.
Laßt mich's erzählen, wie's gekommen,
Daß er das Kindlein, zart und klein,
An's warme Menschenherz genommen,
Es wartete und pflegte sein!

Dereinst vor langen, langen Jahren
Geschah's, daß eine Künstlertruppe
Auf leichtem Wäglein kam gefahren,
Darauf in oft gesehn'er Gruppe
Ein Weib mit einem Kinde saß,
Das schon sein Brod mit Thränen aß.
Vorn auf dem Bocke saß der Meister,
Der Mann von jener blassen Frau;
Der Erste dieser leichten Geister,
In Wort und Wandlung grob und rauh,
Schwang er die Peitsche ob dem Pferde,
Das mühsam zog die schwere Last
Und in des sand'gen Wegs Beschwerde
Dahinkroch und verlechzte fast.
Auf einem zweiten leichten Wagen,
Doch schwer bepackt mit allerhand
Gerümpel, Coulissenwerk und Schragen
Und schmutzigem Theatertand,
Saß buntgereiht das Volk der Mimen,
Gar froh und lustig, und es wand
Der holde Götterknabe Hymen
Um Mann und Weib manch' zartes Band. —
Im „Posthorn" dicht am Pferdestalle,
Erhebt sich drauf Thaliens Halle,
Die Bretter, die die Welt bedeuten
Mit ihren falschen Herrlichkeiten.
Da feiert bei dem Schein der Lampen
Die Orgien ekle Stümperei,
Da zittern des Theaters Rampen
Von seines Helden Raserei;
Die Liebe heult, das Laster winselt,
Zum Witz wird schon der wüste Schrei,
Die Maske, gräßlich überpinselt,
Wird fürchterliche Barbarei;
Da johlt der Pöbel in den Hallen
Des Musentempels laut im Chor,
Schwachherz'gen Weibern aber fallen
Die Thränen in des Schleiers Flor.

Doch unterm Wuste glänzt verborgen
Die Perle einer edlen Kunst,
Der, tiefverhüllt von Noth und Sorgen,

Nie lächelte des Schicksals Gunst.
Das ist das Weib, das hohe, bleiche,
Das wir vorhin im Zuge sah'n;
Da ist kein andrer, der ihr gleiche
Und nichts kann ihrer Hoheit nah'n.
Das Weib des Bühnenpotentaten,
Traf sie ein jammervolles Loos;
Von ihm gepeinigt und verrathen,
Ein Kind auf ihrem Mutterschoß,
Der Rohheit schmachvoll hingegeben,
Der Trunksucht Zeugin tiefverletzt,
So fristet sie ein traurig Leben,
Von Liebe nie, noch Lust ergötzt.

* * *

Der Manichäer rauhe Bande
Bedrängte bald die leichte Schaar,
Der Tempel leer, kein Geld, nur Schande,
Der Schuldthurm und der Hunger gar!
Doch leichtbeschwingt vor Thau und Tage,
Verschwand die Truppe aus der Stadt;
Nun war befreit von Noth und Plage
Des Städtchens heil'ge Hermandad.
Nur sie allein zurückgeblieben,
Das arme Weib, die Künstlerin,
Krank, elend über alle Maßen,
Erbarmenswerthe Dulderin!
So lag sie da in feuchter Kammer,
Ohn' Pflege, Luft und mildes Licht;
An ihrem Lager stand der Jammer,
Zeigt ihr das Elend sein Gesicht.
Mit falschem Hermelin bedecket —
Der Rest der Bühnenherrlichkeit —
So lag das Weib dahingestrecket
In schmachvoll tiefer Niedrigkeit.
Und keine Hilfe! Hilflos sterben!
Das Kind, das Kind! — Wer faßt die Qual? —
Ein Mütterlein auf schlechten Scherben
Reicht täglich ihr ein karges Mahl. —
Die Kunde von dem armen Wesen
Drang auch zu einem braven Mann,
Der von dem Schicksal schien erlesen,
Zu brechen jenen argen Bann.
Das war vorm Thor der biedre Schänke,
Herr Martin, allen wohlbekannt,
Bekannt durch sein geschätzt Getränke
Und seine offne, milde Hand.
Er sah sie einmal auf der Bühne,
Wo die „Agathe" sie gespielt,
Und ihr Gesang, ihr Spiel, die Miene
Für immer ihn gefesselt hielt.

Als er's vernommen, eilt von hinnen
Der gute Wirth mit edlem Wein;
Bald ſtand er ſelbſt in tiefem Sinnen
Am Krankenbett im Kämmerlein.
Er hielt den Wein ihr an die Lippen;
Es war ein alter Wunder-Trank,
Den ſie zuerſt mit zagem Nippen,
Dann aber ſchlürfte tief und lang.
Und ſieh', ein wunderbares Leuchten,
Ein Strahl von ihrem Auge ging
Und eine Thräne an der feuchten,
So bleichen Wange zitternd hing.
„Dank!" flüſtert ſie mit leiſem Beben,
Ein ſüßer Schauer faßt das Weib,
Es iſt, als ob ein neues Leben
Durchflutet ihren ſiechen Leib.
Dann ſüßem Schlummer hingegeben,
Vergißt ſie ihre tiefe Noth,
Er ſieht ob ihrer Wange ſchweben
Ein leiſe hingehauchtes Roth.
Und tags darauf in dichtem Wagen,
Von Frauen ſorglich eingehüllt,
Läßt unſer guter Wirth ſie tragen
Zum Hauſe mit dem Schänkenſchild.
Und treue Hände thun und ſchalten
Um ſie herum, ſo ſanft und gut;
Es iſt ein ſtillbeſorgtes Walten,
Das nimmer raſtet, nimmer ruht.
Ihr Kind, in guter Leute Pflege,
Bringt täglich ihr den Morgengruß,
Sie fühlt des Herzens ſtärk're Schläge
Nach jedes Schlafes Hochgenuß.
Bald kann ſie nun am Fenſter weilen,
Durch das hereinzieht friſche Luft;
Sie ſieht die Schiffe thalwärts eilen
Und Alles ruh'n in Glanz und Duft.

An einem ſtillen, heit'ren Morgen
Saß ſie wie ſonſt im Sonnenſchein
Am Fenſter, dicht vom Laub verborgen,
Und ſah hinab zum grünen Rhein.
Da plötzlich hört ſie eilig Rufen,
Zum Ufer Männer eilen her,
Ein Boot ſtößt von den Felſenſtufen,
Und aus der Flut erhebt man ſchwer
Den Körper eines jüngſt Ertrunk'nen:
Sie ſchaut — ſie ruft: „Gott, was iſt das?"
Und ſie erkennt in dem Verſunk'nen
Des Gatten Leichnam ſtarr und blaß.
Ein Blutſtrom quillt aus ihrem Munde

Und färbt die weißen Kissen roth
Und bald darauf, nach kurzer Stunde,
Da war sie kalt und bleich und todt. —
* * *
Die Jahre schwanden und das Leben
Nahm bald sein volles, ganzes Recht;
Herr Martin war bei seinen Reben,
Bei seinen Weinen gut und echt;
Sein Wohlstand mehrt sich, seine Gäste
Verehren ihn rheinauf, rheinab,
Und feiern bei ihm frohe Feste;
Hier rastet mancher Wanderstab.
Sein Herz indeß war still geblieben,
Es war, als kannt' es Lieben nicht,
Als hätt' es niemals ihn getrieben,
Ein Herz zu suchen, treu und schlicht.
Kein liebes Weib an seinem Herde;
Einsam war lange Zeit sein Haus,
Da war kein treuer Herzgefährte,
Kein frohes Kind sprang ein und aus.
Doch nun ist's anders! Frohes Klingen
Und helles Lachen tönt durch's Haus,
Und einer Kinderstimme Singen
Belebt der alten Stille Graus.
Und Martin selbst! Er fand die Lieder
Der Jugendzeit und es erklang
Von seinem Schänkenmunde wieder
Ein muntrer Scherz, ein froher Sang.
Denn um ihn her war junges Leben
Und er empfand das schöne Glück,
Zu sorgen und sich hinzugeben
Treu für ein anderes Geschick.

Als jene arme Frau gestorben,
Die er dem Elend mild entriß,
Als sie nun doch so früh verdorben
Und ihn als Engel licht verließ,
Stand er an ihrer Todtenbahre,
Das kleine Kind auf seinem Arm,
Die Waise nun — so junge Jahre —
Die Eltern todt, — daß Gott erbarm!
Da ist so seltsam ihm geworden,
Er sah ins stille Angesicht,
Ihm war's, als spräch's in heil'gen Worten:
Verlaß die arme Waise nicht!
Und innig hat das Kind genommen
Er an das Herz, so mild und weich:
O laßt die Kindlein zu mir kommen,
Denn ihrer ist das Himmelreich!
* * *

Renate wuchs in ſtillem Frieden
In Martins Schutze fröhlich auf;
Ihr ſchien ein gutes Loos beſchieden,
Geebnet ihres Lebens Lauf.
Sie war ein ſchönes, liebes Kindchen,
Fein von Geſtalt, das Auge klar,
Das Antlitz roſig, friſch das Mündchen
Und broncebraun ihr ſchimmernd Haar;
Und ſonſt auch geiſtig wach und rege,
Ernſt im Erfüllen ihrer Pflicht,
Gedieh ſie gut in Martins Pflege
Und kannte trübe Tage nicht.
Nur Eins ließ Martin ernſt bedenken;
War es auch nicht von ſchlimmer Art,
So konnt' er grübelnd ſich verſenken,
Die Sorge halb mit Luſt gepaart.
Das war Renatens wunderbarer,
Schon frühe lieblicher Geſang;
Er hört' ihn gern, doch immer war er
In ſeinem Herzen ernſt und bang.
Schon früh begann ſich hier zu zeigen
Das Künſtlerblut, dem ſie entſproß;
Im Kinderſpiel im frohen Reigen,
In ihrer ganzen Art erſchloß
Sich ſeinem Aug' ihr künftig Weſen;
In kleinen Zügen konnt' er ſchon
Das Erbtheil dieſes Kindes leſen;
Im Sprechen, Spielen und im Ton
War's ein bewegliches Agiren,
Vor manchem Einfall ſtaunte er
Und ihr verſtändig Deklamiren
Erregte immer mehr und mehr
Sein ernſtes ſorgendes Bedenken;
Er trachtete in andre Bahn
Des Kindes Lebenslauf zu lenken —
Es war ein guter, treuer Wahn!

II.

Jugendleben.

Einſt kam weither vom nord'ſchen Lande
Ein fremder Mann hinab zum Rhein;
Von Frieslands meerumwogtem Strande
Zog er ins Binnenland hinein.
Ein Schiffer war's mit Kind und Weib —
Herr Folkert war genannt der Mann; —

Ermüdet von der Welt Getriebe,
Hielt er in diesen Thälern an.
Als Kapitän hat er befahren
Die ganze Welt nach Süd und Nord
Und nun, bedacht und alt an Jahren,
Verließ er seines Schiffes Bord.
Sein Weib entstammte diesem Lande
Und ein Gelöbniß, das er gab,
Führt ihn hierher zum Rheinesstrande,
Hier rastete sein Wanderstab.
„Hier", sprach er, „laßt uns Hütten bauen:
Am Wasser dort, da ist es gut;
Ist's auch nicht See, so kann ich schauen
Doch wenigstens die grüne Flut!"
Nicht fern von Martins Haus am Rheine,
An einer stillen grünen Bucht,
Begrenzt von Fluß und Wiesenraine,
Fand er gar bald, was er gesucht.

Mit unsrem Martin war's ein Leben
In echter biedrer Nachbarschaft,
Herr Folkert liebte seine Reben
Und trank von ihrem edlen Saft.
Und ihre Kinder — Bub und Dirne —
Das war wie ein Geschwisterpaar!
Er stark, sie zart, mit freier Stirne,
Er vierzehn, sie erst zehen Jahr.
Er war ein Bild von einem Jungen,
Die Locken blond, das Auge treu,
Die Nase schön und kühn geschwungen,
Ein echtes Friesenantlitz, frei.
Sie wurden treue Spielgefährten,
Eins war des andern liebster Freund
Und ihre guten Väter wehrten
Den beiden nicht, so fest vereint.
Man sah die Kinder fröhlich streifen
Am Ufer und im Wiesengrund
Im Rebgelände singend schweifen,
Gefolgt von einem großen Hund.

Und einmal zogen sie in Wonne
Hinaus ins Grün, ein Lied erschallt,
Durch's Blätterdach nur lugt die Sonne
Und freudig rauscht dazu der Wald.
Renate hört ein magisch Klingen,
Ihr ist, wenn still und ernst der Wald,
Als wenn geheime Chöre singen,
Als wenn ein Meer von Tönen wallt.
Nun trägt er sie auf seinen Armen,
Den starken, durch des Baches Flut,

Er fühlt sein junges Herz erwarmen,
Da sie an seinem Busen ruht.
Schon sproßt und blüht's in seinem Herzen,
Rankt sich's mit Wonne um ihr Bild,
Schon haben jene süßen Schmerzen
Der ersten Liebe ihn erfüllt.
„Nun singe mir", spricht Bredo, „bitte,
Das Schwalbenlied! So lieblich klingt
Es hier in dieses Waldes Mitte!"
Und horch, Renate also singt:

Die Schwalben sind kommen!
Der Lenz ist da!
Die Sonn' ist erglommen!
Hallelujah!

Wo warst du, o sage,
Du Schwalbenfrau?
Wie fandst Du, ich frage,
Dein Nest so genau?

„Weit bin ich geflogen
Ueber den Strand
Und weiter gezogen
In fernes Land!

Da hat wohl die Sonne
So heiß geglüht,
Doch war's keine Wonne
Im fernen Süd.

Und als hier im Norden
Der Frühling kam,
Da ist mir geworden
So wundersam!

Mich litt's nicht da unten,
Es zog mich fort,
Bis daß ich gefunden
Den trauten Ort.

Und wie es gekommen,
Ich weiß es nit,
Es hat mich genommen
Die Sonne mit!

Wohl sind es Triebe
Im Herzen tief,
Es ist wohl die Liebe,
Die heimwärts rief.

Die Liebe, die hehre,
Kein Sturmwind bricht
Und Länder und Meere
Trennen sie nicht.

Denn Liebe wird treiben
Das Rad der Zeit
Und Liebe wird bleiben
In Ewigkeit!"

Die Schwalben sind kommen
Der Lenz ist da!
Die Sonn' ist erglommen!
Hallelujah!

„Dank Dir", spricht Bredo wie im Traume,
Woher hast du dies Liedchen wohl?"
„Zwei Zecher unterm Lindenbaume,
Die sangen's rein und wundervoll!"

* * *

Doch nicht allein in solchen Tagen
Verging der Jugend goldne Zeit,
Es gab zu lernen, gab zu fragen
In pflichtgetreuer Emsigkeit.
Jung Bredo lernte bei dem Vater
Des Schiffes Bau und Form und Art;
Er war im Boot ihm ein Berather
Beim Segeln auf der Rheinesfahrt;
An einem kleinen Schiffsmodelle,
Das ihm der Alte selbst geschnitzt,
Erfuhr er jedes Taues Stelle,
Wo Klüver, Stag und Gangspill sitzt.
(„Renate" ward beim Stapellaufe,
Der kleinen Nachbarin zur Ehr',
Das Schiff benannt in froher Taufe,
Als es sich senkte in das „Meer".)
Denn Bredo wollte Schiffer werden,
Wie einstens war sein Vater auch,
Und wie es trotz Gefahr, Beschwerden
In der Familie alter Brauch.
Renate aber hat indessen
Bei Bredo's Mutter sanft und gut,
Zu ihren Füßen still gesessen,
In eines Frauenherzens Hut. —
Dann ist die Scheidezeit gekommen;
Jung Bredo zog ans ferne Meer,
War auch das junge Herz beklommen,
Der Mutter Abschied bang und schwer.
Gen Chile richtet seine Masten
Das stolze Schiff der Kauffahrtei;
Glück auf! Mit deinen Kaufmannslasten
Fährst Du an manchem Riff vorbei!

III.

Die Offenbarung.

Indeſſen Bredo ferne Meere
Und wechſelnde Geſtade ſchaut,
Des Kapitänes ſtrenge Lehre
Als jüngſter Schiffsjung' anvertraut,
Folgt mir zurück zum grünen Rheine,
Laßt uns zu Martins Schänkhaus geh'n,
Wo wir umrankt vom wilden Weine
Renatens holdes Bildniß ſeh'n.
Das Kind gedieh in vollem Prangen!
Wie wuchs der Glieder edler Bau;
Ein holdes Roth auf ihren Wangen,
Im Auge tiefes dunkles Blau —
Ach, eine ſüße Mädchenblume,
So ſchämig hold, erſchloſſen kaum,
In ihres Herzens Heiligthume
Ein dunkler ahnungsvoller Traum.
Sie war ſo ſchön, wenn ſie durch's Städtchen
Zur Kirche ging mit frommem Sinn,
Andächtig ſaß im Kreis der Mädchen
Als Gottes frommſte Beterin;
Sie war ſo hehr, wenn ſie Gedichte
Und ihren Schiller feiernd las,
Begeiſt'rung auf dem Angeſichte,
Daß ſie die Welt ringsum vergaß;
Sie war ſo hold, wenn ſie am Herde
Roth angeſtrahlt vom Feuer ſtand,
Im Topf mit ſorglicher Geberde
Flink rührte mit der kleinen Hand;
Sie war ſo lieblich, wenn ſie drüben
Bei Bredo's Mutter ſpinnend ſaß
Und frohe Briefe von dem lieben,
Dem braven Jungen tröſtend las.
Doch ihre Stimme erſt, die holde!
Sie klang ſo voll und doch ſo weich,
So klar wie Glocken, die von Golde,
Und an Empfindung tief und reich.
Den ganzen Tag war das ein Singen,
Ein Jubeln bald und bald ein Fleh'n,
Ein Stürmen oft und oft ein Klingen,
Wie wenn die Lüfte klagend weh'n.
Muſik, Muſik — das war ihr Leben,
Ihr Sinnen, Denken nur Muſik;
Auf ihrer Tonflut hinzuſchweben
Ihr wonnevoll geheimſtes Glück.
Klang wo ein Lied von Lieb' und Leiden,
Sie ſang es nach mit rechtem Ton
Und ward nicht müd', bis ſie mit Freuden

Im eig'nen Liede fand den Lohn.
Geheimnißvolle Sehnsucht lebte
Nach etwas Großem, unbekannt
Und unfaßbar in ihr, sie strebte
Gedankenvoll nach einem Land
Der dunklen Träume, mit Gestalten
Und Tönen geisterhaft erfüllt,
Die durch den Geist ihr rauschend wallten,
In Unbegreiflichkeit gehüllt.
Sie ward bekannt im ganzen Städtchen
Ob ihres lieblichen Gesangs;
Da war im Nachbargau kein Mädchen,
Das solcher Fülle, solchen Klangs
Der Stimme sich berühmen könnte;
Der Pfarrer selbst, der die Musik
Erwählt zum Lieblingselemente
Nach seinem Amt, empfand's als Glück,
Das schöne Kind mit edlem Eifer
Zu unterrichten, ihren Klang
Zu bilden, daß er immer reifer
Und klarer töne im Gesang.
Doch Martin bangte vor dem Tage,
Da es ihr werde offenbar,
Vor jener Antwort auf die Frage:
Sag', lieber Vater, ist es wahr,
Was mir die Leute höhnend sagen:
Ich bin Dein Kind nicht? O wie schlecht!
Es muß gescheh'n ich muß es wagen,
Ja, ja, mein Kind, sie haben Recht!

* * *

So ist sie worden sechzehn Lenze,
Zur Jungfrau lieblich aufgeblüht,
Noch weilend auf der holden Grenze
Der Kindheit, die sobald, entflieht.
An ihrem Wiegenfest ermannte
Herr Martin endlich sich und sprach
Zu ihr von ihrer Herkunft, nannte
Der Eltern Namen nach und nach.
„Ich habe Dir", sprach er, „zu sagen,
Was mich bedrückt' so manches Jahr!
Sei stark, sei fest, Du mußt es tragen,
Geheimes sei dir offenbar.
Dein Vater bin ich nicht, Renate!"
Sie schaut ihn an, sprachlos, erstarrt —
„Erschrick nicht, Kind: in Gottes Rathe
Ward's so bestimmt; klingt es Dir hart?"
Er schildert ihr, wie er gefunden
Die Mutter in der höchsten Noth,
Er schildert ihr die letzten Stunden,
Ihr Sterben und des Vaters Tod.

„Ach, Deine Mutter", spricht er herzlich,
„Sie war so schön, so sanft, so gut —"
Es zuckt um seine Lippen schmerzlich —
„Wie litt sie still und doch voll Muth.
Sie war ein reichbegabtes Wesen
Von edelster Natur erfüllt,
Und doch zum Glücke nicht erlesen
Und Du bist ganz ihr Ebenbild!"
Er zieht sie an sich und er streichelt
Das schmerzlich tiefgebeugte Kind,
Es zittert weinend und er schmeichelt
Den Wangen mit den Händen lind.
„Schau, Deiner Stimme holde Klänge",
So fährt er fort, „so süß und zart,
Und Deine lieblichen Gesänge,
Schon früh von wunderbarer Art,
Sie waren immer mein Entzücken,
Doch auch des treuen Herzens Noth,
Denn immer stand vor meinen Blicken
Der Mutter Elend und ihr Tod.
O, schütze sie vor diesem herben
Geschicke, die Dir Gott geschenkt,
Vor diesem grausigen Verderben,
Das über ihrem Haupte hängt;
Das Elend, sieh', ist der Begleiter
Des Künstlers auf der Erdenbahn,
Oft glänzt's verführerisch und heiter,
Doch selten führt es himmelan.
Vor dem Geschick will ich Dich warnen,
Denn sieh', ich merk's, es zieht Dich hin,
Schon früh begann es zu umgarnen
Dir unbewußt den regen Sinn!"
Renatens heiße Thränen fließen,
Ihr ist bei dem, was sie gehört,
Als ob die Engel sie verließen,
Als sei ihr jedes Glück gestört.
„Du bleibst mein Kind, Du holde Blume,"
So spricht er sanft, „mein Alles hier,
Mein Heiligstes im Heiligthume;
Willst Du mein Kind sein für und für?"
Renate sinkt vor ihm zu Füßen,
Sein Knie umrankt sie, bleich und fahl,
Von ihren blassen Wangen fließen
Die Thränen in des Schmerzes Qual;
Sie zittert schwer, auf seinen Knieen
Birgt sie das Haupt und schluchzt so bang;
Von ihren Lippen hört er fliehen
Ein leises: „Ja, hab' ewig Dank!
Du nicht mein Vater? Gott, ist's möglich!
Du — nicht! Und doch so einzig gut,

So treu, so liebevoll unsäglich
Und ich nicht Dein! Ich nicht Dein Blut?
Ach Vater, Vater! Deine Hände –
Ich küsse sie mit heißem Dank!
Willst Du mich nur, dann bis ans Ende
Bleib ich bei Dir mein Lebenlang!"
Und Martin legt die guten Hände
Auf ihr in Schmerz gesenktes Haupt;
„Du habe Dank für diese Spende,
Ich habe stets an Dich geglaubt!"
Er führt sie d'rauf mit eig'nem Beben
Ins Stübchen, wo die Mutter gut
Dereinstens schied dahin vom Leben,
Die längst im ew'gen Frieden ruht.
Er öffnet eine alte Truhe
Und zieht hervor ans Tageslicht
Aus langer, nie gestörter Ruhe,
Die Sonnenstrahlen kannte nicht,
Ein seltsam rothes, matt verblaßtes,
Doch faltenreiches, langes Kleid
Und ein in trübes Blei gefaßtes,
Längst blind geword'nes Kopfgeschmeid,
Ein Blatt, vergilbt, bedeckt mit Noten,
Und einen welken Lorbeerkranz;
Es liegt darauf ein Hauch von Todten,
Vergang'ner Zeit, erloschner Glanz.
„Das ist", so sprach er, seltsam bebend,
„Was ich bei Deiner Mutter fand,
Als sie, ein traurig Dasein lebend,
Berührt schon war von Todes Hand!
Nimm hin die letzten Angedenken
Der theuren Mutter, nimm sie hin!
's war meine Pflicht, sie Dir zu schenken;
Bewahr' sie stets mit reinem Sinn!"

* * *

Sie ist allein; mit irrem Blicke
Schaut sie sich um, dann bricht mit Macht
Der Sturm hervor, der ihrem Glücke
Den Frieden nahm; in ihr wird's Nacht.
Zu Boden wirft sie sich, geschmettert
Aus klaren Höh'n ins düstre Thal,
Durch das ein wilder Sturmwind wettert,
Und furchtbar faßt sie wilde Qual.
„Er nicht mein Vater! Kann ich's fassen?
Sein Kind ich nicht! Ist's wahr, mein Gott?
Kann ich denn von dem Glauben lassen?"
Sie schluchzt in ihres Herzens Noth.
„O daß ich nimmer doch geboren,
Armselig Wesen, namenlos —
Schauspielerkind, am Weg verloren

Der Wandertruppe — welch' ein Loos!"
Nun schweigt sie plötzlich — tiefe Stille —
Sie klagt nicht mehr, sie blickt empor,
Sie schaut des Mantels rothe Hülle
Durch ihrer Augen Thränenflor.
Dann richtet sie sich auf; ein Leuchten
Geht plötzlich über ihr Gesicht
Und, sieh' — aus ihren großen, feuchten,
Begeistert hellen Augen bricht
Ein heller Glanz, als wenn sie lauschte
Den Klängen herrlicher Musik.
Als wenn ihr Genius sie umrauschte;
Wie klar ihr Aug', wie hell ihr Blick!
Ihr Busen wogt; wer kennt sie wieder!
In ganzer Größe steht sie da,
Die Hand gepreßt auf's stürm'sche Mieder;
Und endlich ruft sie jubelnd: „Ha!
Nun ist die dunkle Nacht zerrissen!
Was wird mir plötzlich offenbar?
Aus dämmervollen Finsternissen
Hebt sich's herauf so licht und klar!
Vor meinem innern Auge gleitet
Das Schuppenkleid zur Nacht zurück!
Wie sich's in mir belebt und weitet,
Wie trunken schwelgt mein inn'rer Blick!
Zur Bühne! Ja! O ew'ger Vater!
Ihr Kind bin ich!" so ruft sie wild,
„Geboren fast auf dem Theater
Und ich bin ganz ihr Ebenbild!"
Ein Jubeln, untermischt mit Thränen,
Erschüttert sie, sie neigt sich tief:
„Das war, o Herr, mein ganzes Sehnen,
Das in mir im Verborgnen schlief;
Nun steigt mir auf in meinem Innern,
Gleich wie ein Gruß aus andrer Welt,
Ein seltsam dunkeles Erinnern,
So magisch zauberhaft erhellt.
Nun weiß ich, was mich oft beseelte
Für ein begeisterndes Gefühl,
Wenn ich im Kinderschwarme fehlte
Und inne hielt im kind'schen Spiel.
O wall' empor, mein Herz und zage
Nicht länger mehr! Dir ward beschеert
Ein herrlich Gut! Das halt' und trage
Und sei beglückt und seiner werth!"
So war die Blüte aufgegangen
In eines Regensturmes Guß,
So hat Renate denn empfangen
Der hehren Kunst geweihten Kuß!

* * *

Der Rausch des Tages war vergangen,
Die Leidenschaft, die Seligkeit,
Die Inbrunst und das Glutverlangen,
Der Zukunftsträume Heiterkeit,
Das alles, alles war entschwunden;
Vernichtet lag das Ideal,
Das Glanzgebäud' der schönen Stunden
Ein Trümmerhaufen, grau und fahl.
Wie anders war Renate worden!
Die helle Lust war ganz entfloh'n,
Es klang in ihres Lied's Accorden
Ein tief gestimmter, ernster Ton.
Sie fand sich immer noch nicht wieder,
Noch war ihr alles öd' und leer
Und oft sank sie im Zwiespalt nieder
Und angstvoll irrte sie umher.
Daß Martins Güte ohne Schranken
Und seiner Wohlthat ohne Zahl,
Sie nicht vermöchte je zu danken,

Das war ihr Kummer, ihre Qual.
Und dann das and're! Aus dem Stamme
Von Künstlern! Es entfachte hell
Den Funken zur gewalt'gen Flamme,
Der Seligkeiten Kern und Quell.
Ihr Sehnen nach der Welt Gewühle,
Nach einer Welt, so fern und schön,
Nach jenem kunstgeweihten Spiele,
Ward dringender; mit heißem Fleh'n
Aus diesem „öden Alltagsleben",
Wie sehnte sie sich bang hinfort;
Sie wollte schaffen, ringen, streben,
Nicht hier in dem bequemen Port,
Dem sichern zwar, doch weltenfernen,
Verrosten seh'n die Jugendkraft,
Sie wollte tapfer kämpfen lernen
Und sprengen ihrer Fesseln Haft. —
Doch endlich fand sie ihren Frieden,
Es hat zuletzt gesiegt die Pflicht,
Dem Kampfe war der Kranz beschieden,
Schien ihr auch grausam der Verzicht.
Es gab noch Stunden tiefen Leides,
Gewiß, sie bangte dann und wann,
Doch stärker war die Macht des Eides,
Den sie in Martins Hand gethan.
So fand sie denn ihr Lächeln wieder;
Sie sang in stiller Heiterkeit
Die alten, trauten Mädchenlieder
Und war zum frohen Scherz bereit.
Den Fremden reichte sie mit Freuden

Den Wein und alles sah so gern
Ihr Walten lieblich, keusch, bescheiden
Des Hauses Perle, Schmuck und Stern.
„Sie hat", sprach Martin, „überwunden;
Nun, Gott sei Dank, sie schaut so frei,
Sie hat das Rechte nun gefunden
Und alles Sehnen ist vorbei."
Ihr Erkerstübchen war voll Sonne;
Hing auch der Winter grau herab,
Er trübte nicht die sel'ge Wonne
Die ein begeistert Herz ihr gab.

(Fortsetzung folgt.)

Im Schnee erstarrt.

(Siehe die Illustration.)

Ein ergreifendes, stimmungsvolles Winterbild ist es, das uns der Künstler vorführt. Ein armes Landmädchen ist, von Müdigkeit und Kälte überwältigt, auf die Steintreppe am Fuß eines Bildstöckels niedergesunken und eingeschlummert. Die Kälte des Winterabends drohte der Schlafenden den Tod, wenn nicht der kluge Hund des Försters die Arme rettete. Er hat die junge Schläferin aufgeschnuppert und verkündet bellend seinem nahenden Herrn den winternächtlichen Fund.

Dämmerstunde.

(Siehe die Illustration.)

Wir sprachen bald und schwiegen bald
Beseligt ich und du,
Und du, geheimster Bach im Wald,
Du sahst und hörtest zu.

Und was die Liebe Liebes dort,
Was ich gefragt, was du,
Es floß als wie die Welle fort,
Und wie die Welle zu.

Und wie die Welle kam und floß
Und schwand und wallte zu,
Der ganzen Welt, die uns umschloß,
Vergaßen ich und du.

J. A. Fischer.

Gefahrvolle Aussicht.

(Siehe die Illustration.)

„Kinder haben ihren Schutzengel" ist ein alter Volksglaube, und in der That könnte man denselben jeden Tag mit Hunderten von Beispielen erhärten, wenn man beobachtet, in welch' gefährliche, halsbrecherische Situationen ein Kind, der Gefahr unbewußt, geräth und wie es lächelnd an der haarscharfen Grenze des Unglücks vorbeieilt, während man erstarrt und zu Tode erschreckt kaum Zeit hatte, zur Hilfe zu kommen. Solch' eine kritische Situation hat der Zeichner unserer Illustration fixirt. Kaum einen Schritt vom Abgrund — vom sicheren Tode — spielen die beiden Kinder am See. Ein Stoß ihres muthwilligen Gefährten, der sich in seinen schönsten Kapriolen bereits übt, — und eine frische junge Menschenknospe ist vernichtet. Aber der Schutzengel wacht über den Kleinen und sicher werden sie wieder in der Eltern Haus heimkehren — ohne Ahnung, wie gefährlich die Aussicht war, deren sie sich auf der Felsplatte am See soeben erfreuten.

Dr. Johann Tetzel, der Ablaßprediger.

Von P. Osmin.

Es ist das Lebensbild eines Vielgeschmähten und doch in vielen Beziehungen Unbeachteten, welches wir uns im Nachhall der eben verflossenen Lutherfeier anschicken, unsern Lesern in kurzen Zügen vor Augen zu führen; denn wenn auch jedes Kind von dem berüchtigten Ablaßkrämer zu erzählen weiß, so sind doch die persönlichen Verhältnisse und Schicksale Tetzels verhältnißmäßig wenigen genauer bekannt. Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt auch sein Charakterbild in der Geschichte, zu dessen Entwurf bald hellere bald düstere Farben angewendet worden sind, je nachdem die Maler, welche daran arbeiteten, Katholiken oder Protestanten waren.

Wir wollen in nachstehendem nur geschichtlich erwiesene Thatsachen, ohne jede konfessionelle Voreingenommenheit, einfach erzählen, müssen aber gleich eingangs konstatiren, daß es wohl einigen, Tetzeln zugeneigten Schriftstellern gelungen ist, ihren Schützling von mehreren der vielfach über ihn in Umlauf gesetzten unsauberen Schwänken zu befreien, auch seinen Lebenswandel und den von ihm ausgeübten Ablaßhandel in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen, daß sie aber niemals vermochten, das im Grunde genommen Verwerfliche seines Thun und Treibens zu rechtfertigen.

Johann Tetzel — auch Detzel, Dötzel oder Thyzell genannt — wurde zu Anfang der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zu Leipzig, als der Sohn des daselbst etablirten Goldschmieds Johann Dietze geboren und bezog 1482 die Universität seiner Vaterstadt, in deren Rektormatrikel er sich eigenhändig als „Johannes Tezelius de Lipsia“ eingeschrieben hat. Nach fünfjährigem Studium erhielt er das Baccalaureat der Philosophie, trat dann als Mönch in den Orden der Dominikaner und studirte nun im Paulskloster zu Leipzig eifrig die Kirchenväter, um sich zum Volksprediger auszubilden, zu welchem ihn sowohl seine körperlichen als geistigen Anlagen in seltenem Maße befähigten.

Als Tetzel nach vollendetem dreißigsten Lebensjahre vom Bischof von Merseburg, Thilo von Trotha, die priesterlichen Weihen empfangen hatte, begann er seine auswärtige Thätigkeit als geistlicher Volksredner,

nachdem bereits vielfach seine Beredtsamkeit in Leipzig und dessen Umgebung erprobt worden war. Seiner schon damals ausgesprochenen Neigung zum Ablaßwesen folgend, predigte er in diesem Sinne im Jahre 1507 zunächst in Freiberg, hierauf in Dresden, Pirna und Zwickau — in welcher letzteren Stadt er zum Ehrenmitgliede der dasigen Ortsgeistlichkeit ernannt wurde — und kehrte dann nach Leipzig zurück. Der damalige Erfolg seiner Bemühungen läßt sich aus dem Umstande bemessen, daß in der reichen, damals gegen 20,000 Einwohner zählenden Bergstadt Freiberg seiner Kasse, im Laufe zweier Tage, eine Einnahme von 2,000 Gulden zufloß. Die eingenommenen Ablaßgelder sollten theils beim Baue der Peterskirche zu Rom verwendet werden, theils zur Vergrößerung der Einkünfte der deutschen Ordensritter in Preußen dienen.

Bei seiner Rückkunft in Leipzig wurde Tetzel vom Herzog Georg von Sachsen und der gesammten Geistlichkeit feierlich eingeholt. Seine dort abgehaltenen Predigten fanden einen solchen Zulauf, daß keine Kirche die Zuhörerschaft zu fassen vermochte und der Marktplatz als Erbauungsort der nach Sündenvergebung lechzenden Menge dienen mußte. Die Altane des Platzmannschen Hauses auf der Reichsstraße und des „die goldene Schlange" genannten Hauses am Markte werden noch jetzt als improvisirte Kanzeln des Ablaßpredigers bezeichnet.

Im März des Jahres 1508 sehen wir Tetzel mit großem Gepränge in Annaberg einziehen, woselbst er im Hause des angesehensten Bürgers dieser Stadt, des reichen Bergwerkbesitzers Laurentius Pflock sein Absteigequartier nahm und zu Ende des Jahres in der Oberlausitz, namentlich in den Städten Bautzen und Görlitz sein Wesen treiben.

Es waren aufregende Tage für die Einwohner der Städte, die mit Tetzels Besuch beehrt wurden. Nachdem der Ablaßprediger dem betreffenden Magistrat Tag und Stunde seines Eintreffens schriftlich angezeigt hatte, rüstete sich Alt und Jung zum feierlichen Empfange des Gnadenspenders, legte sich aber auch so manche Entbehrungen auf, um die Ablaßgelder zusammenzusparen. Nahte die heißersehnte Stunde, so zogen der Rath, die Priester, die Einwohner und sämmtliche Schulkinder dem päpstlichen Kommissar mit fliegenden Fahnen, singend und Weihrauchkessel schwingend, entgegen, während die bewaffnete Bürgerschaft Spalier bildete. Tetzel selbst — gefolgt von seinen Gehilfen — erschien in reichem priesterlichen Ornat, die päpstliche Ablaßverordnung auf goldverziertem Kissen tragend. Vor ihm her wurde das rothe Ablaßkreuz getragen, an welchem das päpstliche Wappen angeheftet war. So bewegte sich der Zug nach der Hauptkirche, in welcher das Ablaßkreuz an einer für alle Gläubigen leicht sichtbaren Stelle aufgerichtet wurde, um erst dann wieder abgenommen zu werden, wenn die Tage der Gnade vorüber waren. Tetzel selbst legte die päpstliche Verordnung auf den Hauptaltar nieder, ließ den Ablaßkasten aufstellen und begann dann sofort eine jener fanatischen Predigten, welche einen so großen Zauber auf die Masse des Volkes ausübten, welche aber auch — wie mannigfache aus jener Zeit auf uns gekommene Dokumente nachweisen — den Widerwillen vieler Gebildeten erregten. Nun nahte sich der lange Zug der brennende Kerzen tragenden Ab-

laßkäufer. Jeder einzelne beichtete und erhielt gegen eine nach der Schwere der begangenen Sünden bemessene Geldentschädigung einen Ablaßzettel ausgehändigt, welcher gewöhnlich aus einem kurz abgefaßten, gleichlautenden und nur mit dem Namen des Empfängers auszufüllenden Formulare bestand. In schweren Fällen wurde aber auch ein besonderes, nur in dem Absteigequartier des Kommissars zu erlangendes Dokument gegen mehr oder minder hohe Geld- und Kirchenbußen ausgegeben. J. J. Vogel hat in seinem 1727 in Leipzig erschienenen, das Leben Tetzels behandelnden Werke u. a. einen solchen Ablaßbrief veröffentlicht, welchen wir hier in der aus dem Lateinischen bewirkten Uebertragung des Autors wiedergeben:

„Bruder Johann Tetzel, Prediger-Ordens des Convents zu Leipzig, der heiligen Schrift Baccalaureus und Ketzermeister, von dem Hochwürdigsten und Christo Vater, dem Papst Leone X. ꝛc. und von Alberto zu Magdeburg und Mainz Erzbischof ꝛc. des Papst Gesandter und Kommissario, zu kräftiger Vollziehung des heiligen Ablasses, so zu Bau der Kirchen St. Petri des obersten Apostels zu Rom, auszutheilen ist, nachgelassen. Neben dem Guardian der Brüder Minoriten-Ordens, des Convents zu Mainz, seinem in dieser Sache Mitgehülfen, verordneter und bestellter General-Subkommissarius, wünschet dem Geliebten in Christo Tilemann von Kopenick in dem Brandenburgischen Revier Heil und Wohlfahrt vom Herrn.

Du hast uns berichtet, als wolltest Du nach einer Sau schlagen so ist Dir Dein Junge, welchen Du nicht gesehen, unversehens in den Schlag gekommen, und hast denselben wider Deinen Willen getroffen und todtgeschlagen, welches Dir von Herzen leid ist und bist sehr darüber bekümmert. Bittest derowegen, daß wir Deiner Seele dafür eine heilsame Arznei wollen geben und mittheilen. Weil wir denn aller Menschen Heil und Seligkeit gern sehen und suchen, haben wir Dich um die Gebühr, so Du nach Deinem Vermögen zum Gebäude St. Peters Münsters gegeben hast, aus päpstlicher Gewalt von gedachtem Todtschlag aus Barmherzigkeit loszählen und absolviren wollen. Sprechen Dich hiermit davon ganz los, und befehlen darneben allen und jeden, welchen dieser Brief zu lesen vorkommt, daß sie demselben Glauben geben, und niemand mehr jemals Dich darum ansprechen oder beschuldigen soll, wofern sie nicht in Unsere Strafe und Urtheil kommen wollen. Solches bekräftigen wir mit unserem des Convents gewöhnlichen Insiegel. Datum Berlin, den 5. Oktober, anno 1517."

Seine Ablaßkasse bereicherte Tetzel auch nicht unbeträchtlich durch die Ausgabe der sogenannten Butterbriefe, mittels welcher man gegen Entrichtung von einem Groschen und einem Heller auf ein Jahr die Erlaubniß erhielt, während der Fastenzeit Butter und Milchspeise zu genießen.

Nachdem Tetzel 1509 und 1510 wiederholt und auf längere Zeit Annaberg, eine Stadt, in welcher er mit Vorliebe verweilte, besucht, auch in erstgenanntem Jahre eine Rheinreise unternommen hatte, bleibt sein Thun und Treiben innerhalb der nächsten sechs Jahre größtentheils in Dunkel gehüllt, denn nur in langen Zwischenräumen taucht er in diesem oder jenem Orte auf. So finden wir ihn im Jahre 1512 in Nürnberg, Ulm und Inspruck wieder, in welcher letzteren Stadt den

Ablaß spendenden Dominikaner die schweren Folgen eines Sittlichkeitsverbrechens getroffen haben sollen, ein Ereigniß, über dessen geschichtliche Beglaubigung die beiden in der Beurtheilung von Tetzels Charakter weit auseinander gehenden Konfessionen vielfach gestritten haben und auf welches — unseres Erachtens nach — ein allzu großer Werth gelegt worden ist. Tetzel soll nämlich in Inspruck wegen verübten Ehebruchs von Kaiser Maximilian I. zum Säcken verurtheilt, diese Strafe jedoch auf Fürsprache des in der Stadt gerade anwesenden Kurfürsten Friedrich des Weisen in ewige Gefangenschaft verwandelt worden sein. Aber nicht lange Zeit soll Tetzel zu Leipzig in dem Thurme am Grimmaischen Thor als Gefangener gesessen, vielmehr bald seine Befreiung durch Vermittelung des Papstes erlangt haben.

Abgesehen von dem Umstande, daß der Vorfall durch eine Aeußerung Luthers und das Zeugniß anderer glaubwürdiger Zeitgenossen nahezu als erwiesen betrachtet werden muß, ist die von katholischer Seite geltend gemachte Ansicht: eine Persönlichkeit wie Tetzel, welche von seinen geistlichen Vorgesetzten mit besonders wichtigen Aemtern betraut und selbst vom Herzog Georg von Sachsen geehrt worden sei, könne sich unmöglich derartiger Sittenverletzungen schuldig gemacht haben — ziemlich hinfällig. Wer die Geschichte jener Zeit und die sittlichen Zustände der damaligen Ordens- und Weltgeistlichkeit kennt, dem dürfte es nicht allzuschwer fallen, Beispiele anzuführen, nach welchem man Männer von keineswegs vorwurfsfreiem Privatleben zu höheren kirchlichen Stellungen beförderte, wenn sie nur sonst durch ihre Fähigkeiten dazu geeignet waren. Andererseits ist wohl auch von protestantischer Seite, wenn man die Zeitverhältnisse unparteiisch in Rechnung zieht, auf diesen Fehltritt Tetzels zu viel Gewicht gelegt worden und dies umsomehr, als der Vorfall auf die der Reformationsgeschichte angehörige Thätigkeit des Ablaßpredigers keinen Einfluß ausgeübt und sich dieser selbst, so viel uns bekannt, niemals ausdrücklich seiner Sittenreinheit gerühmt hat.

Zu Anfang des Jahres 1514 hatte Papst Leo zum Zwecke des Baues der Peterskirche einen großen Ablaß ausgeschrieben und Ende März 1515 das Oberkommissariat über denselben dem Erzbischof von Mainz, Albrecht — einem geborenen Markgrafen von Brandenburg — übertragen. Dieser Kirchenfürst, der gleichzeitig Bischof von Magdeburg und Verwalter des Bisthums Halberstadt war, hatte zur Erlangung des Palliums für das Erzbisthum Mainz bei den Fuggern eine Schuld von 30,000 Goldgulden kontrahirt und bei Uebernahme des Oberkommissariats die Ermächtigung erhalten, diese Schuld aus den eingehenden Ablaßgeldern zu tilgen. Albrecht, welchem Tetzels Verdienste um das Ablaßwesen nicht entgangen waren, beeilte sich denselben als Unterkommissar seines Ablasses, unter gleichzeitiger Verleihung der Würde eines apostolischen Ketzermeisters, anzustellen und der also Geehrte rechtfertigte seine Wahl durch erneute angestrengte Thätigkeit, die nur zu bald durch das Einschreiten Luthers gegen die bestehenden kirchlichen Mißbräuche lahm gelegt werden sollte.

Wir sehen nun Tetzel, mit der genannten Würde bekleidet, seines Amtes nacheinander in den Städten Leipzig, Wurzen, Braunschweig und Annaberg walten. Gegen die Mitte des Jahres 1517 predigte er in

Magdeburg, Halle und Naumburg und im Herbste desselben Jahres in Berlin, Zerbst und Jüterbogk. In letzterer Stadt traf den Gnadenprediger der gewaltige Blitzstrahl, welcher von Luthers Hand geschleudert, bald auf immer den beredten Mund verstummen machte, welcher mit seltenem Eifer und Erfolg die Interessen seiner Kirchenoberen vertheidigt und gefördert hatte. Mit dem ihm eigenen Scharfblicke erkannte Tetzel sofort den vernichtenden Einfluß, welchen die Veröffentlichung der fünfundneunzig Lutherschen Thesen auf die von ihm betriebenen Geschäfte ausüben mußte und mit großer Thatkraft und Zähigkeit ergriff er ohne Säumen die zur Bekämpfung der drohenden Gefahr nothwendigen Gegenmaßregeln — einer Gefahr, die auch seine eigene Existenz in Frage stellte. Sehr richtig ahnte er, daß man nunmehr in ihm nur die Veranlassung des eingetretenen schweren Aergernisses erblicken werde, ohne seiner Verdienste zu gedenken.

Wenn die Luther'schen Thesen hauptsächlich ihre Spitzen gegen den Ablaßhandel richteten, so war es vornehmlich die fünfundsiebzigste, von welcher Tetzel annehmen mußte, daß man sie als Handhabe zu einem etwa gegen ihn einzuschlagenden Verfahren benutzen werde. In der bald nach dem 31. Oktober 1517 durch Jonas bewirkten Verdeutschung der Thesen lautet der betreffende Satz wie folgt:

„Des Papstes Ablaß so groß halten, daß er Einen absolviren oder von Sünden losmachen könne, wenn er gleich, unmöglicherweise zu reden, die Mutter Gottes geschmähet hätte, ist rasend und unsinnig sein."

Allerdings ist hierbei zu bemerken, daß das in den lateinisch geschriebenen Thesen vorkommende Wort „violasset" von Jonas in den schroffsten, von den Alten nur selten gebrauchten Bedeutung in seiner Uebersetzung angewendet worden ist.

Um den Folgen dieser schweren Anschuldigung vorzubeugen, reiste Tetzel sofort nach Halle zurück, woselbst er kurz zuvor gepredigt hatte, und ließ sich dort ein von den angesehensten geistlichen und weltlichen Beamten, Bürgern und Handwerkern unterschriebenes Attest ausstellen, daß er in seinen Halleschen Predigten keine derartige gotteslästerliche Aeußerung gethan habe. Für Halle muß seine Unschuld in dieser Beziehung somit für erwiesen angesehen werden — ob auch für andere Orte, muß dahingestellt bleiben. Die Wahrheit hinsichtlich dieser Materie mag wohl in der Mitte liegen. Gewiß ist, daß der große Volkshaufe die frivole Aeußerung so verstanden hatte, wie Luther sie durch Hörensagen auffassen und beurtheilen zu müssen glaubte, und wenn man auch annehmen kann, daß sie nicht in der angeführten provocirenden Weise erfolgte, so mag immerhin dem Volksredner bei seinen Stegreifreden manches Wort entschlüpft sein, das er später nicht verantworten konnte.

Während Tetzel noch in Halle weilte, traf bei der in dieser Stadt in Abwesenheit Albrechts amtirenden Vikariatskommission ein Schreiben des Erzbischofs ein, in welchem sich derselbe über die gegen das Vorgehen des vermessenen Wittenberger Mönchs zu ergreifenden Maßregeln äußerte. Gleichzeitig aber gab der erzbischöfliche Erlaß auch eine sogenannte Rektifikation über den allzu großen Aufwand der Subkommissare des Ablasses, über deren oftmals unpassendes Benehmen,

sowie Vorschriften zu einer besseren Kontrolle der eingehenden Ablaßgelder. Obgleich in diesem Schriftstücke auch Tetzels vorgeschlagene Bestallung für die Brandenburgischen Landestheile bestätigt wurde, ist es doch, infolge der erwähnten Ausstellungen, als der erste, von der maßgebenden Kirchenbehörde öffentlich ausgesprochene Ausdruck der Unzufriedenheiten mit den Diensten des Ablaßkommissars anzusehen.

Um in dem entbrennenden Kampfe seinem Gegner Luther, welcher schon lange die Doktorwürde besaß, auch in dieser Beziehung ebenbürtig zu erscheinen, begab sich Tetzel Mitte Dezember 1517 von Halle aus nach Frankfurt a. d. O., um sich daselbst zum Doktor promoviren zu lassen. In der zu diesem Zwecke noch in demselben Monate stattgehabten Disputation vertheidigte Tetzel mit Geschick seine den Lutherschen Streitsätzen entgegengestellten hundertundsechs Antithesen gegen seine Opponenten Knixstrov und Ketelholdt. Die Antithesen erschienen ebenfalls noch im laufenden Jahre 1517 in Druck, ohne einen nennenswerthen Erfolg zu erringen. Luther antwortete in kühler und sachlicher Weise durch seine, diesmal in deutscher Sprache abgefaßten zwanzig Artikel über Ablaß und Gnade, auf welche Tetzel mit einer zweiten Streitschrift, seiner „Vorlegung, d. i. Widerlegung eines vermessenen Sermons, päpstlichen Ablaß und Gnade belangend" antwortete, ohne damit den immer weiter um sich greifenden Brand löschen zu können. Erbittert durch diesen Mißerfolg soll Tetzel die Lutherschen Thesen öffentlich verbrannt und dadurch Veranlassung zu dem von Wittenberger Studenten in Scene gesetzten Auto da fé seiner eigenen Schriften gegeben haben, einer Ausschreitung, welche Luther bekanntlich selbst gemißbilligt hat.

Nach allen diesen vergeblichen Anstrengungen that Tetzel das Klügste, was ein Mann seiner Lage thun konnte. Er zog sich unter das schützende Dach seines Dominikanerklosters nach Leipzig zurück und verbrachte daselbst, bis zu Ende des Jahres 1518, seine Tage in Zurückgezogenheit. Seine Ruhe sollte nicht lange ungestört bleiben. Der Mann, der so vielen die Vergebung grober Sünden gepredigt hatte, konnte in den Augen derjenigen keine Gnade finden, deren irdische Güter und geistliche Macht er mit übergroßem und deshalb schädlichem Eifer gemehrt und vertheidigt hatte. Er wurde eben als der Sündenbock einer für die katholische Welt verhängnißvollen Katastrophe angesehen und geopfert, obgleich man ihm — der doch immerhin nur ein untergeordnetes Werkzeug in der Hand seiner Vorgesetzten war — nicht die volle Bürde der Verantwortung für die immer weiter um sich greifenden neuen Anschauungen hätte aufladen sollen. Auch Tetzels Name ist in das Verzeichniß derjenigen geschichtlichen Persönlichkeiten einzutragen, die für ihre mühevolle Unterstützung unheilvoller Bestrebungen schlechten Lohn empfangen haben.

Zu Ende des Jahres 1518 erschien in Altenburg der päpstliche Kammerherr und Nuntius Karl von Miltitz, ein geborner Sachse, mit dem Auftrage, in dem entbrannten Kirchenstreite zu retten was zu retten war. Er hatte bereits auf seiner Herreise von den ausschreitenden Predigten des Ablaßkommissars gehört und war hierdurch zu der Ueberzeugung gelangt, daß dem Tetzel ein wesentlicher Antheil an der Herbeiführung der eingetretenen Religionswirren zuzuschreiben sei. Er

ließ demselben unter dem 28. Dezember 1518 eine Aufforderung zukommen, vor ihm zur Verantwortung in Altenburg zu erscheinen. Tetzel führte in einem am 31. Dezember 1518 abgefaßten antwortlichen Schreiben aus, wie die von Luther gegen ihn erzeugte Erbitterung so groß sei, daß er bei der zu unternehmenden Reise für sein Leben fürchten müsse und deshalb dem Rufe nicht folgen könne. Zum Schrecken Tetzels erschien aber der päpstliche Nuntius Mitte Januar 1519 selbst in Leipzig, ließ den bereits stark gebeugten Mönch vor sich fordern und hielt demselben, in Gegenwart des Provinzials der Dominikaner, Hermann Rab, der seinen Untergebenen standhaft vertrat — mit harten Worten die begangenen Unklugheiten vor. Besonders rügte er das ungetreue Gebahren mit den Ablaßgeldern und sprach damit eine Anschuldigung aus, die keineswegs durch das Zeugniß unparteiischer Zeitgenossen erwiesen ist, welche aber den fanatischen Diener päpstlicher Interessen auf das Tiefste kränken mußte.

Nach dieser Zusammenkunft mit Miltitz zog sich Tetzel, tieferschüttert, wiederum in die Verborgenheit seines Klosters zurück. Er hat von diesem Tage an keine Kanzel mehr betreten. Der Gram über die ihm widerfahrene schnöde Behandlung nagte so stark an seinem Herzen, daß er bald in ein hitziges Fieber verfiel, dem er Anfang August 1519 in seiner Klosterzelle zu Leipzig erlag, gerade zu derselben Zeit, als in derselben Stadt auf der Pleißenburg der siegreiche Luther die berühmte Disputation mit Dr. Eck führte.

Luther schickte dem überwundenen Gegner noch einen Trostbrief an das Sterbebett und gab damit ein Beispiel christlicher Duldung und Liebe, welches wohl die gegnerischen Biographen Tetzels von einer allzustrengen und übereifrigen Aburtheilung des Ablaßkrämers hätte abhalten sollen, wie sie in der That hier und da erfolgt ist.

Die Weltgeschichte hat ihres hohen richterlichen Amtes in Sachen Tetzels bereits gewaltet, und zwar schon bei Lebzeiten des letzteren. Umsomehr ist die Nachwelt in der Lage, das ohnehin mit Spott und Hohn belastete Andenken des unglücklichen Mannes, welchem man wenigstens das Zeugniß rastlosen Dienstes für die Interessen seiner Kirche ausstellen muß, den christlichen Tribut mitleidsvoller Schonung hinfort nicht zu versagen.

Der Traum ein Arzt.

Von

Karl du Prel.

(Schluß.)

Die Ansicht, daß die Naturheilkraft selbst es ist, aus deren Uebergreifen in die Vorstellungssphäre die Heilverordnungen fließen, erhält eine sehr gewichtige Bestätigung dadurch, daß die Vision der Heilmittel, von unbestimmten Bildern anfangend, erst allmählich klar wird. Wenn nämlich schon der gewöhnliche Schlaf die vegetativen Funktionen erhöht und wenn die magnetische Behandlung, indem sie diesen Schlaf noch vertieft, nichts weiter leistet, als daß sie die natürliche Heilkraft noch weiter steigert, so ergiebt es sich als eine ganz nothwendige Konsequenz, daß die Erregung der Vorstellungssphäre durch die Heilkraft erst allmählich, im Verlaufe der magnetischen Behandlung und der damit verbundenen Steigerung der Heilkraft, eintritt, daß also auch die Vision des Heilmittels erst allmählich zum klaren Bilde werden kann. Das innere Erwachen und die Deutlichkeit der Vision ist eben proportional der Vertiefung des Schlafes und der Verschiebung der Empfindungsschwelle. Auguste Müller verschrieb einem Kranken ein Medikament, bemerkte aber, daß sie die Gebrauchsweise erst in der nächsten Nacht „träumen" würde.[1]) Die Anschauung geht vom allgemeinen zum besonderen. Eine Hellsehende bei Wohlfart erhielt erst die Vorstellung eines Wassers, in welchem Erde und Salze seien; daraus entwickelte sich nach und nach das Bild einer Heilquelle von Laugensalz und Kohlensäure bis zur schärfsten Charakteristik der nächsten Umgebung; zuletzt erst wurde der Name Ems ausgesprochen.[2]) Sehr häufig ist die Erscheinung, daß die Somnambulen kein Heilmittel wissen, aber fühlen, daß sie es in einem späteren Schlafe finden werden.[3]) Es findet also hier innerhalb des Traumlebens eine ähnliche Steigerung statt, wie oft im Wachen von der bloßen unbestimmten Ahnung bis zur deutlichen Vision. Auch finden sich Somnambulen, die im gewöhnlichen Somnambulismus keine Heilmittel finden, aber sie in dem gesteigerten Zustande entdecken, der Hochschlaf genannt wird.[4])

Die instinktive Quelle der Verordnungen verräth sich ferner darin, daß dieselben sehr häufig die aus dem Traumleben bekannte Form

---

[1]) Meier und Klein: Geschichte der Auguste Müller. 9. [2]) Wolfart: Jahrbücher II., 2. 69. [3]) Archiv IX., 2. 126. 127. [4]) Dupotet: Traité complet etc. 256.

der dramatischen Spaltung des Träumers annehmen. Die Somnambulen sehen alsdann das Heilmittel nicht, sondern sie vernehmen eine innere Stimme, oder es wird ihnen von einer visionären Person mitgetheilt. So in den erwähnten Träumen der Aspasia und Alexanders. Sie kommen ungemein zahlreich vor und haben viel Anlaß zu abergläubischen Vorstellungen gegeben, weil man es versäumte, die aus dem Traumleben doch so bekannte dramatische Spaltung zur Erklärung anzuwenden, und an die Wirklichkeit der Rathgeber glaubte, wovon doch die einfache Erwägung hätte abhalten sollen, daß alsdann auch der im Traume Alexanders erscheinende Drache und die so häufig vorkommenden symbolischen Tauben Anspruch auf Realität hätten.

Der heilige Augustinus erzählt von einem Knaben, der oft Visionen hatte, ohne Empfindung da lag und mit offenen Augen nichts sah — offenbar Somnambulismus. Er gab vor, zwei Knaben zu sehen, die ihm den Gang seiner Krankheit verkündeten, und wurde schließlich geheilt, indem seine Aerzte das Verfahren einschlugen, das von jenen visionären Knaben angeordnet war.[1]) Auch bei der erwähnten jüdischen Seherin Selma trat diese dramatische Spaltung ein. Sie sah ihren Schutzgeist und einen Greis; der erstere rieth ihr Leinöl, der letztere Baumöl. Später wiederholte sich der Traum in veränderter Gestalt; sie sah nun ihre Schwester, die mit ihr in ein Gewölbe ging und von dem Besitzer Leinöl forderte, der zwar Baumöl für zuträglicher hielt, aber die Schwester vergeblich zu bereden suchte. Merkwürdigerweise hatte diese ganz gesunde Schwester in derselben Nacht den gleichen Traum.[2]) In diesen Träumen spiegelt sich offenbar die noch vorhandene Unklarheit der Vision wieder.

Eine andere Form der Verordnung bieten die visionären Schriftzeichen; die Petersen sah römische Buchstaben, die groß und hell, wie vergoldet sich bildeten.[3]) Ebenso sind auch die Formen der Allegorie und des Symbols dem Traumleben entnommen. Eine Kranke sieht eine Blume als symbolische Darstellung ihres Zustandes, dieselbe ist mit allen Blättern geschmückt, nur seitwärts am Kelche ist ein dunkler Fleck, der ihr Brustleiden andeutet, und sie sieht, daß ihre Lunge jahrelang noch leidend sein wird.[4]) Eine andere sieht im Stengel ihrer symbolischen Pflanze einen Wurm das Mark aufwärts bis zur Blume durchfressen, worauf diese abfällt.[5]) Die Somnambule des Medizinalrath Klein schaut in Bildern eine Bergreise, deren Scenen die physischen und psychischen Kämpfe darstellen, die mit ihrer magnetischen Heilung verbunden sind.[6])

Wenn die Heilverordnungen der Somnambulen in der Naturheilkraft wurzeln und instinktiver Natur sind, dann ist von vornherein zu erwarten, daß sie Verwandtschaft zeigen mit den merkwürdigen Instinkten der Thiere. Diese Instinkte haben schon im Alterthum so sehr die Verwunderung der Forscher erregt, daß man glaubte, den Thieren einen Theil der göttlichen Seele zuerkennen zu müssen, und auch neuere Forscher sind geneigt, besonders jenen Instinkten, die sich auf die Sorge für die Nachkommenschaft beziehen, Unfehlbarkeit zuzuschrei-

---

[1]) Augustinus: de gen. a. l. XII., 17. [2]) Wiener: Selma 149. 151. [3]) Archiv XI., 1. 95. [4]) Werner: Schutzgeister. 202. [5]) Werner: Symbolik 141. [6]) Archiv V., 1.

ben. Diese Unfehlbarkeit nehmen manche Magnetiseure auch für die Heilverordnungen der Somnambulen in Anspruch. Daß man darin zu weit gegangen, geht schon daraus hervor, daß die Verordnungen häufig gemischte Erscheinungen sind, und es oft schwer zu entscheiden ist, ob nicht in die instinktiven Aeußerungen sich Bestandtheile des wachen Bewußtseins, Reflexion oder Phantasie sich einmengen. Diese Gefahr und die weitere, daß Meinungen des Magnetiseurs selbst in die Somnambule übergehen, ist besonders dann vorhanden, wenn die Verordnungen durch vieles Fragen hervorgelockt werden, daher die spontane Entstehung der Heilvision mit Recht als Merkmal des Instinktes verlangt wird. Puységur erzählt, daß eine Somnambule ihr Hellsehen oft absichtlich verheimlichte, weil sie die neugierigen Fragen und Experimente der Anwesenden fürchtete, die sie hinderten, an ihren Zustand zu denken.[1]) Faria rühmt besonders jene Heilvisionen als verlässig, die plötzlich entstehen, und zieht sie den andern vor, die sich nach und nach entwickeln,[2]) was insofern ganz gerechtfertigt erscheint, als die erwähnten falschen Erweckungsmittel in der allmählichen Entstehung leichter Eingang finden.

Die wirklich instinktiven Heilverordnungen treten niemals als abstraktes Wissen in das somnambule Bewußtsein, sondern haben die dem Traumleben eigenthümlichen äußeren Formen an sich: die anschauliche Vorstellung, die dramatische Spaltung und das Symbol. Die Gefahr fremder Einflüsse ist am geringsten beim Autosomnambulismus, daher wir in diesem, wenn er sich bis zur Heilverordnung steigert, die vollkommenste Gestalt der Naturheilkraft sehen; in solchen Verordnungen scheint sich die Somnambule so wenig täuschen zu können, als eben die Naturheilkraft selbst. Kerner sagt von einer seiner Somnambulen, daß was sie sich selbst verordnete, „mathematisch gewiß" wirkte, daß aber weniger genützt habe, was sie anderen verordnete; er erklärt letzteres daraus, daß die Kranken meistens die zum Gebrauche vorgeschriebenen Stunden nicht genau einhielten, worauf nach Aussage der Somnambulen sehr viel ankommt;[3]) Mißerfolge und auch Abänderungen ihrer Vorschriften, die sie selbst vornehmen, erklären sie daraus, daß ihre früheren Angaben nicht richtig ausgeführt wurden.

Da die Heilverordnungen nicht auf einem theoretischen Wissen beruhen können und auch die Gewißheit des Erfolges daher nur die Form eines festen Glaubens und Vertrauens haben kann, müssen alle Aussagen, welche theoretische Erklärungen und Raisonnements enthalten, als verdächtig betrachtet werden. Auch bezüglich der übrigen ist die Gefahr der Täuschung noch vorhanden: die Bilder der im Somnambulismus hochgesteigerten Traumphantasie haben die Frische und Lebendigkeit wirklich instinktiver Visionen und sie können sie von diesen nicht unterscheiden; so giebt es auch Irrsinnige, bei welchen sich die Bilder ihrer Phantasie mit den Gegenständen der Wirklichkeit unterschiedslos mengen. So ist es sehr erklärlich, daß häufig Irrthümer der Somnambulen konstatirt wurden und daß sie solche sogar selbst zurücknahmen.[4]) Aus dem Einflusse des Rapports mit dem Arzte

[1]) Puységur: Recherches etc. 190. [2]) Faria: Sommeil lucide 349. [3]) Kerner: Geschichte zweier Somnambulen 373. [4]) Morin: Magnétisme 333—336.

erklärt sich ferner die Beobachtung, die man gemacht hat, daß deutsche, französische und englische Somnambulen oft nur das Echo der in ihren Ländern gebräuchlichen Heiltheorien waren.[1]) Aber wenn in einzelnen Fällen diese beiden Quellen der Heilverordnungen allerdings vorhanden sind, so ist doch leicht zu zeigen, daß es im allgemeinen nicht der Fall ist; und dadurch erhält die bisher vertretene Ansicht, daß sie aus dem Instinkt fließen, ihre weitere indirekte Bestätigung.

2) Die Verordnungen der Somnambulen sind nicht Ausflüsse ihrer Reflexion. Das wird durch eine ganze Reihe von Erscheinungen bewiesen. Oft sind diese Verordnungen im höchsten Grade sonderbar, ja sie erscheinen sinnlos. Wenn übrigens die hier vertretene Ansicht, daß der Somnambulismus auf einer Verschiebung der Empfindungsschwelle und theilweisem Auftauchen des transcendentalen Bewußtseins beruht, richtig ist, so erklärt sich die Sonderbarkeit mancher Verordnungen von selbst. Denn durch diese Verschiebung muß das Verhältniß der Empfindung zu den chemischen Substanzen sich verändern; es wird dem Subjekt ein ganz fremdartiges Empfindungsmaterial zugeführt, es müssen also auch die darauf beruhenden Verordnungen fremdartig sein, d. h. die Heilmittel müssen von den in der Medizin gebräuchlichen, die mehr das Normalverhältniß des Menschen zur Natur berücksichtigen, mehr oder weniger abweichen. Römers Somnambule sagte: „Morgen früh Punkt 9¼ Uhr muß ich ein halbes Glas Schuhnägelwasser trinken", und gab dann den erstaunten Anwesenden die nähere Erklärung, daß 50 Schuhnägel mit siedendem Wasser angebrüht, mit 1½ Schoppen Wasser am Feuer zugesetzt und bis auf ½ Schoppen eingekocht werden sollen. Das klingt sinnlos, weil es eben für das Normalbewußtsein wahrscheinlich ganz wirkungslos ist; aber wir wissen es eben durchaus nicht, welche Einwirkungen vorhanden sind, die unterhalb der Schwelle bleiben. Beruht ja doch das ganze System der Homöopathie auf solchen unterschwelligen Einwirkungen.

Manche Verordnungen erinnern sehr an die sympathetischen Mittel der mittelalterlichen Paracelsisten und des heutigen Volksglaubens. Die Wirksamkeit von einigen dieser Mittel wird von manchen Aerzten so vorurtheilslos zugegeben, wie die Unmöglichkeit einer wissenschaftlichen Erklärung. Es scheint aber, daß der Somnambulismus nicht bloß diese Wirkung einst erklären wird, sondern auch noch die Entstehung dieses Volksglaubens aus Verordnungen, die in ekstatischen Zuständen gegeben wurden. Von Paracelsus selbst sogar wird erzählt, daß er nachts oft aufstand und in halbekstatischem Zustande Heilmittel angab.[2]) Die im Volksglauben vorkommende Uebertragung von Krankheiten auf Pflanzen — transplantatio morborum — spielt auch im Somnambulismus eine Rolle. Eine Kranke bei Werner verordnete, daß die abgeschnittenen Nägel von ihren Fingern und Zehen mit Haaren von sich und dem Magnetiseur und Blut vermengt, unter die Wurzeln eines Baumes vergraben werden sollten. Wenn alles Vergrabene, sagte sie, in Fäulniß übergehen und als Nahrungssaft in den Baum steigen wird, werde auch ihre Gesundheit vorwärtsschreiten.

[1]) Kieser: Tellurismus II. 190. [2]) Teste: Le magnétisme 931

„Dies ist ein echt magnetisches und zugleich sympathetisches Mittel.“ [1]) Eine andere Somnambule verordnete sich drehende Bewegungen zur Steigerung ihres magnetischen Zustandes, [2]) was an die langdauernden Tänze der Derwische erinnert, wodurch sie sich in Ekstase versetzen.

Die Verschiebung der Empfindungsschwelle bringt es mit sich, daß die Somnambulen den Arzneistoffen gegenüber andere Gefühle der Lust oder Unlust haben, als im wachen Zustande. Medikamente, gegen die sie im Wachen den größten Widerwillen haben, nehmen sie oft gern zu sich, wenn sie magnetisch sind, oder wenn ihnen die Medikamente durch magnetische Behandlung homogen gemacht werden. Mit Vorliebe trinken sie magnetisirtes Wasser und rühmen seine Heilkraft. Eine Somnambule verlangte alle Speisen und Getränke magnetisirt, und eine Tasse Kaffee, in die der Schwager ihres Arztes heimlich den Finger gesteckt hatte, erregte ihr Leibschmerzen und Konvulsionen. [3]) Eine andere mußte gewöhnliche Milch, in welcher Zusammensetzung man ihr dieselbe auch reichen wollte, beständig erbrechen, was aber bei magnetisirter Milch niemals eintraf. [4]) Umgekehrt erkennen Somnambulen oft Nahrungsmittel als schädlich, für welche sie im Wachen Vorliebe haben. Selma warnte ihre Angehörigen, ihr eine Birne zu geben, so viel sie auch darum bitten würde, [5]) und eine Somnambule Römers verbot im allgemeinen, ihr irgend etwas zu geben, was sie außerhalb ihres magnetischen Schlafes verlangen würde. [6])

Sehr deutlich verräth sich die Doppelheit des Bewußtseins in dem häufigen Wechsel ihrer Ansichten über die Heilkraft des Magnetismus, den sie schlafend preisen, während sie wachend oft weder zu ihm, noch zu ihren eigenen Verordnungen Vertrauen haben. Die beiden Zustände haben eben ein verschiedenes Empfindungsmaterial und damit wechseln auch die Ansichten.

Eine scheinbar unbedeutende Erscheinung, die aber doch Licht auf die Sache wirft, ist die, daß die Somnambulen oft die Namen der von ihnen verordneten Medikamente nicht zu nennen wissen und sie nur beschreiben. Ihr Vermögen ist eben durchaus nicht reflektiv, sondern beruht auf Empfindungen und Anschauungen; sogar diese letzteren verstehen sie manchmal erst allmählich, wenn sie symbolisch sind. Frau Marnitz konnte sich auf die Namen Wolfsmilch, Bitterklee, Ameisenspiritus nicht besinnen, beschrieb aber von ersteren Ansehen und Fundort, von letzterem Ansehen, Geschmack und den Aufbewahrungsort in der Apotheke. [7]) Eine Somnambule, gefragt, wieso sie eine Pflanze, deren Fundort sie angegeben, als heilkräftig erkenne, da sie doch den Namen nicht wisse, erwiderte sehr sinnig, daß die Pflanzen an sich keine Namen hätten und nur die Menschen ihnen solche geben. [8]) Gleichwohl scheint die Ansicht, die Puységur daraus zieht, daß die Namen als abstrakte und willkürliche Benennungen von Somnambulen niemals gewußt werden können, nicht allgemein richtig zu sein. Tardy hat sehr merkwürdige Erfahrungen gemacht, die als Uebergangs-

[1]) Werner: Schutzgeister 289. [2]) Aub. Gauthier: Histoire du somnambulisme. II., 364. [3]) Archiv V., 3. 83. [4]) Tardy Essai etc. Vorrede 13. [5]) Wiener: Selma 77. [6]) Römer: Hist. Darst. 44. [7]) Perty: myst. Erscheinungen I., 264. [8]) Puységur Recherches etc. 148.

erscheinungen zu einem Wissen der Namen angesehen werden können. Er hatte aus einem ältern medizinischen Werke eine lange Liste von Mitteln gegen den Bandwurm ausgezogen und las seiner Somnambule, einem ungebildeten Mädchen aus dem Volke, die Namen vor. Sie verwarf eine Anzahl derselben, ergriff aber mit Begierde die Idee, bittere Orangenschalen und Hanfsamen zu nehmen. Sie konnte keine andere Erklärung geben, als daß sie die zuerst genannten Namen mit Widerwillen, das letztere Mittel aber mit Vergnügen gehört hätte. Sehr unangenehme Symptome, an welchen sie mehr als vier Jahre litt, wurden so beseitigt.[1]) Ein anderes Mal zählte er seiner Somnambule für das gleiche Leiden einer anderen Kranken mehrere Mittel auf; sie verwarf dieses Mal das von ihr selbst gebrauchte und rieth zu einem anderen der aufgezählten.[2]) Einmal nannte sie für eine Kranke eine Pflanze, welche Tardy selbst nicht kannte, sich aber bringen ließ; in einem späteren Schlafe zeigte er ihr dieselbe mit der bloßen Frage, ob ihc dieselbe bekannt sei, und sie erwiderte sofort, daß es ein für jene Kranke zuträgliches Mittel sei.[3]) Die auffallendste Erscheinung dieser Art findet sich jedoch bei dem somnambulen Knaben Görwitz, der von seinem Arzte und zugleich Bruder nach Giftstoffen gefragt, „mit unbegreiflicher Genauigkeit die schwierigsten Giftnamen diktirte, von welchen, obgleich wir nur den kleinsten Theil ins Protokoll zu bringen vermochten, mehrere Quartseiten ausgefüllt wurden.“[4])

Noch ist jene Erscheinung zu erwähnen, die sich am schwersten dem Erklärungsprinzip des Instinktes fügen zu wollen scheint. Manche Somnambulen verlangen nämlich die Anwendung technischer Apparate, deren Konstruktion sie angeben und deren Zeichnung sie selbst entwerfen. Schon bei dem in früherer Zeit angewendeten sogenannten mineralischen Baquet wurde die Füllungsart häufig von den Somnambulen selbst bestimmt. Römers fünfzehnjährige Somnambule entwarf im Schlafe die Zeichnung einer Maschine unter Beifügung erklärender Namen. Diese Maschine hatte einen Cylinder, wie eine Elektrisirmaschine, einzelne Bestandtheile des Baquets, wich aber sonst von allen bekannten physikalischen Instrumenten ab, war streng geometrisch konstruirt und bot nach der Versicherung des Arztes ein bedeutendes Interesse. Für ihren eigenen Gebrauch entwarf sie diese Maschine in einfacher, für stärkere Konstruktionen in zusammengesetzterer Form, machte auch hiervon eine Zeichnung in vergrößertem Maßstabe, schnitt dieselbe aus, klebte sie auf Papier auf und verfertigte endlich noch ein Modell in Pappe. Als mit der Anfertigung dieses komplizirten Apparates, dessen Zeichnung dem Buche von Römer beigegeben ist, der Anfang gemacht wurde, rügte sie die Abweichungen von ihrem Plane und korrigirte die Fehler. Die Maschine mußte während ihres Schlafes vor ihr Bett gestellt werden, um von ihr beurtheilt werden zu können.[5]) Auch die Seherin von Prevorst hatte zu Anfang ihrer Krankheit einen Traum, worin ihr eine Maschine erschien, durch deren Gebrauch sie zu genesen hoffte; man hatte diesem

[1]) Tardy: Essai etc. 66. Journal du Traitem. 94. 95. [2]) Tardy: Journal etc. 115. [3]) Tardy: Essai etc. 67. [4]) Görwitz: Richards magn. Schlaf 55. [5]) Römer: Hist. Darst. 11. 12. 24. 26.

Traume keine Folge gegeben, trotzdem er sich einige Mal wiederholte. Endlich nach vierjähriger Pause kehrte dasselbe Traumbild wieder in dramatischer Form, indem ihr Führer ihr die Maschine vorhielt und sie tadelte, daß sie dieselbe nicht schon vor sechs Jahren angewendet, wodurch sie genesen wäre. Am Morgen zeichnete sie diese Maschine aufs Papier. Beim jedesmaligen Gebrauch derselben erhielt sie sichtbare Erschütterungen, wie von einem galvanischen Apparate, worauf Krämpfe eintraten, nach deren Ablauf sie sich jedoch immer gestärkt fühlte. Auch von dieser Maschine findet sich die Zeichnung bei Kerner,[1]) bei dessen Sohne, Hofrath Theobald Kerner, ich sie selbst gesehen habe. Es wäre gleichwohl verfehlt, solche bis zur Konstruktion technischer Apparate gesteigerte Verordnungen einer Reflexion des wachen Bewußtseins zuzuschreiben. Wenn man nicht etwa schon die wunderbare Struktur der Schneeflocken,[2]) oder der Protisten[3]) als analoge Fälle gelten lassen will, oder die im Bau der Pflanzen sich kundgebenden mathematischen Grundgesetze, so könnte man doch auf die Kunstfertigkeit der Spinne im Weben ihrer Netze und der Biene im Zellenbau verweisen. Wer derartige Instinkte auf die Verstandeskräfte der Thiere zurückführen möchte, müßte ihnen einen mehr als menschlichen Verstand zuschreiben. Der Birkenrüsselkäfer (Rhynchites betulae) schneidet gegen Ende Mai Streifchen von den Blättern der Birke ab, die er zu trichterförmigen Kämmerchen zusammenrollt, ausgezeichnet passende Wiegen für seine Eierchen. Es geschieht dieses wie nach einem regelmäßigen Muster, das jedoch der Käfer nach seinem Bedürfnisse abändern kann, wenn er keine regelmäßigen Blätter findet. Debay hat diese Schnitte mit großer Genauigkeit nachgezeichnet und Geis fand nach sorgfältiger Untersuchung, daß diese Laubschnitte für ihre besonderen Zwecke, selbst hinsichtlich der geringsten technischen Details vollkommen mit den Resultaten von Rechnungen übereinstimmen, die einzig und allein nur mit Hilfe gewisser bis in die neuere Zeit der Wissenschaft unbekannt gebliebener Theile der höheren Mathematik ausführbar sind.[4])

Es ist gewiß zuläßiger, mit Cuvier geradezu zu sagen, solche Thiere seien Somnambulen, als ihnen übermenschliche Verstandeskräfte zuzuschreiben; und so ist es auch zuläßiger, das Entwerfen technischer Apparate dem Instinkt zuzuschreiben, als der bewußten Reflexion eines fünfzehnjährigen Mädchens, das vielleicht nicht einmal das Wort Physik verstand. Wer das merkwürdige Buch von Ernst Kapp „Philosophie der Technik" kennt, wird keine Schwierigkeit haben, diese auffallende Erscheinung des somnambulen Lebens zu verstehen, und wird meine Ansicht theilen, daß Kapp dieselbe als einen der auffallendsten Beweise seiner Theorie hätte benutzen können.

Wo die Somnambulen die reine Instinktsprache führen, da scheint auch der Erfolg nie auszubleiben. Medizinalrath Wezler in Augsburg, der seit Jahren an einer Nierenkrankheit litt, ließ sich von einer Somnambule Waschungen mit einer Seife verordnen, deren Zubereitung sie

---

[1]) Kerner: Seherin von Prevorst. 23. 108. 109. [2]) Semper: Der Stil. I. Vorrede. München, 1878. [3]) E. Häckel: Das Protistenreich. Leipzig, 1878. [4]) Duttenhofer: Die acht Sinne des Menschen. 227. Nördlingen, 1858.

Gefahrvolle Aussicht.

Nach dem Originalgemälde von Fr. Sonderland.

angab. Er war in kurzer Zeit von seinen Leiden befreit, und hielt diese Heilung für so außerordentlich, daß er das Mittel auch bei anderen Kranken versucht und die hartnäckigsten Fälle damit kurirte.[1] Höchst merkwürdig ist auch die Heilungsgeschichte der Gräfin Maldegham von einer mit Wahnsinn verwandten, jahrelangen Krankheit, worauf ich der Kürze halber hier nur verweisen kann.[2] Auch bei Haddoks Emma scheint der Heilinstinkt außerordentlich entwickelt gewesen zu sein, daher selbst hochgestellte Aerzte es nicht verschmähten, bei ihr Aufschlüsse über Fälle ihrer Praxis zu holen.

Auch Verordnungen für andere nahmen oft die Form der dramatischen Spaltung an. In einem der hierher gehörigen Fälle handelte es sich um das Augenleiden eines Knaben, das sich trotz ärztlicher Behandlung stetig verschlimmerte. Es erfolgte beständiger Ausfluß aus den Augen und wenn es gelang, die verklebten Lider etwas aufzuziehen, so sah man die Augen an Umfang beständig abnehmen. Die verzweifelnde Mutter, eine Spanierin aus den Kolonien, mochte wohl einst, am Krankenbette sitzend, zum Gebete ihre Zuflucht genommen haben, und es trat in diesem für die Entwickelung des Somnambulismus günstigen Zustand innerer Aufwühlung eine Vision ein, in der Maria selbst ihr erschien. Man hörte sie plötzlich rufen: Danke, heilige Jungfrau, ich werde sie suchen! Sie ging darauf in den Wald, begleitet von zwei Frauen, die aber von ihr keine Antwort erhielten, pflückte dort Pflanzen, die sie mit der Wurzel ausriß, bereitete davon zu Hause ein Dekokt und legte davon Kataplasmen auf die Augen des Kindes. Sie war sehr erschreckt, als sie am andern Tage hörte, was sie gethan, und erwartete ängstlich den Arzt, der aber das Uebel so sehr gebessert fand, daß er die Fortsetzung des Verfahrens anordnete. Die Mutter konnte sich jedoch nicht erinnern, welche Pflanzen sie gepflückt hatte, fiel aber abends wieder in Somnambulismus, ging wieder in den Wald, und durch eine zweite Auflage der Kataplasmen wurde das Kind vollständig geheilt.[3]

Nach Dr. Bendsf ist es keine Seltenheit, daß Verordnungen für sich und andere im Irrsinn vorkommen, und führt er einen Fall an, in dem Frau Peterson in einem Anfalle von Irrsinn eine sehr erfolgreiche Verordnung mit eiligen Worten aussprach. Allerdings war Frau Peterson eine Somnambule, aber daß sie sich selbst in späteren Zuständen des Somnambulismus an diese Verordnung durchaus nicht erinnerte, ist für den Kenner ein sicheres Anzeichen, daß nicht diesen Zuständen, sondern dem Irrsinn die Verordnung entsprang.[4] Denn nur zwischen verwandten Zuständen ist die Erinnerungsbrücke vorhanden; zwischen heterogenen ist sie abgetragen.

Wenn nun aber im Traume, Somnambulismus und Irrsinn Heilverordnungen vorkommen, wenn sie ferner in den Hexenprozessen des Mittelalters berichtet werden und endlich, wie es als bedeutender Gewährsmann Wallace versichert,[5] auch bei der modernen Medizin zur

[1] Wezler: Meine wunderbare Heilung durch eine Somnambule. 58 Augsburg, 1833. [2] Kerner: Seherin von Prevorst 1157. ꝛc. [3] Lafontaine: Mémoires d'un magnétiseur II., 179. Paris, 1866. [4] Archiv XI., 2. 124. ꝛc. [5] Wallace: Vertheidigung des Spiritualismus. 73. Leipzig, Mutze, 1875. Home: Rélévations sur ma vie surnaturelle. 36. Paris, Dentu, 1864.

Beobachtung kommen, so zeigt sich eben, daß diese Steigerung des Heilinstinktes allen jenen Zuständen gemeinschaftlich ist, die mit einer Verschiebung der psycho-physischen Schwellen verbunden sind und die unter dem gemeinsamen Begriff der Ekstase insofern zusammengefaßt werden können, als in ihnen allen das Schwinden des sinnlichen Bewußtseins parallel mit einem innern Erwachen vor sich geht.

3) Die Verordnungen der Somnambulen lassen sich auch nicht aus dem Rapport mit dem Magnetiseur erklären. In der chirurgischen Klinik von Leipzig stellte Herr Hansen im Beisein verschiedener Professoren folgendes Experiment an: er ersuchte den Dr. Hermann, ihm, mit dem Gesichte gegen die Zimmerwand gekehrt, den Rücken zuzuwenden, so daß derselbe nicht sehen konnte, was Hansen vornahm. Dieser legte ihm nun die rechte Hand auf den Kopf, nahm mit der linken eine eingetauchte Stahlfeder und zog sie durch den Mund. In demselben Augenblicke erklärte Dr. Hermann, Tintengeschmack im Munde zu haben; derselbe hielt noch eine Stunde lang an und konnte nicht einmal durch den nachträglichen Geschmack der Speisen unterdrückt werden.[1]) Ich führe dieses Experiment nur an als ein sehr bekannt gewordenes Beispiel für den zwischen dem Magnetiseur und dem Magnetisirten bestehenden Rapport. Dieser Rapport kann sich auf alle Sinne erstrecken, ja sogar auf die Vorgänge im Centralherd der Sinne, dem Gehirn, so daß also auch die Stimmungen und Gedanken des Magnetiseurs auf den Somnambulen übergehen können.

Es besteht also allerdings die Möglichkeit, daß auch die auf das Heilverfahren bezüglichen Gedanken eines magnetisirenden Arztes vom Bewußtsein der Somnambulen gleichsam zurückprallen, besonders wenn der Arzt durch ungeschickte Fragenstellung diesen Prozeß erleichtert, statt lediglich den Heilinstinkt zu wecken. Auf diese Weise wird der Arzt eine Art von Bauchredner, er vernimmt nur sein eigenes Echo, während er glaubt, werthvolle Aufschlüsse zu erhalten. Daher ist denn schon häufig das Bedenken ausgesprochen worden, daß die Heilverordnungen der Somnambulen unter Vermittelung des Rapports aus der Reflexion des Arztes selber stammen. Wenn aber die Möglichkeit davon zugegeben werden muß, so ist doch nur ein Bruchtheil der Verordnungen auf diese Quelle zurückzuführen, während die Mehrzahl derselben aus dem gesteigerten Instinkt zu erklären ist. Das beweisen am besten die bedeutenden Differenzen, welche zwischen den ärztlichen Verordnungen und denen der Somnambulen bestehen.

Medizinalrath Schindler sagt: „Endlich müssen wir auch alle spezifischen Mittel als magische betrachten; denn reichen unsere chemischen und physikalischen Kenntnisse nicht aus, die Wirkung der Mittel zu ergründen, so ist es eine uns unbekannte Beziehung des Naturlebens zu dem individuellen Leben, was die Naturkörper zu Heilpotenzen macht. Der magische Heilinstinkt, wie er sich im Schlafe und in den magnetischen Zuständen äußert, ist von der gewöhnlichen Therapie oft weit entfernt und die Somnambulen verordnen sich meist sehr einfache Mittel, oft solche, wo uns eine Beziehung zur Krankheit nicht bekannt ist,

[1]) Zöllner: Wissenschaftliche Abhandlungen, III., 529.

oft aber auch Mittel, die aus dem Geiste des Arztes geschöpft scheinen. So verordnete sich eine Somnambule bei mir wegen einer Blindheit, infolge einer Verletzung eines Nerves des fünften Paares in der Augenhöhle, Einreibungen von extr. stramonii, wegen einer andern Krankheit einen Thee von anagallis arvensis, einer Pflanze, von der mir eine Heilwirkung nicht bekannt war. Ein ander Mal konnte das gewünschte Mittel von mir nicht aufgefunden worden und die Kranke bezeichnete dasselbe in dem Register einer deshalb herbeigeholten materia medica, verbesserte auch die Dosis des verschriebenen Mittels auf dem Rezepte, während sie doch keine Kenntniß von den Apothekergewichten hatte. Die magischen Wirkungen der Mittel, oder, was mir gleich ist, ihre spezifischen Wirkungen, kennen wir nur sehr wenig, und wenn das, was uns die Alten über die Wirkungen der Steine hinterlassen haben, mehr in das Reich der Fabeln gehört, so sind wir doch noch nicht einmal mit der Wirkung der Metalle im Klaren und nur ein sehr kleiner Theil der Pflanzen ist uns nach dieser Richtung hin bekannt. Es liegt da noch ein ungemein großes Material zur Bearbeitung vor, und es ist die Frage, ob die Homöopathie in ihrem similia similibus bereits den Schlüssel zu weiteren Forschungen gefunden.[1])

Gewiß muß nun aber die Verschiebung der Empfindungsschwelle als eine vorzügliche Gelegenheit angesehen werden, neue Aufschlüsse über diese uns noch unbekannten Wirkungen der Metalle und Pflanzen zu erhalten. In das sinnliche Bewußtsein können solche Wirkungen nie fallen, sie werden daher auch nicht umfaßt vom Wissen des Arztes, er hätte denn schon reiche Erfahrungen im Somnambulismus gemacht; also beweisen alle Somnambulen, deren Verordnungen auf Wirkungen basiren, die unter der Schwelle bleiben, daß ihr inneres Bewußtsein seinen Inhalt nicht vom reflektirenden Arzt bezieht.

Wäre der Rapport immer der Vermittler der Verordnungen, so könnte es nicht geschehen, daß Somnambulen den ärztlichen Vorschriften oft energisch entgegentreten. Der Fall ist sehr häufig, daß ihr Instinkt sie in ganz andere Richtung lenkt, als den Arzt die reflektive Beurtheilung des Falles. Meistens ist ja der Magnetiseur überhaupt kein Arzt und vermag sich daher eine Ansicht über die Krankheit und deren Heilmittel gar nicht zu bilden. Ist er aber auch Arzt, so tadeln sie doch häufig seine Methode, korrigiren seine Verordnungen, oder verordnen Heilmittel, zwischen welchen und der Krankheit er keine Beziehungen erkennt, weil eben dieselbe erst dem Bewußtsein unterhalb der Schwelle klar wird. Ihr Widerspruch gegen den Arzt beginnt häufig schon bei der Diagnose und schon dadurch treten sie der ärztlichen Praxis mehr oder minder entgegen, daß sie die Fälle gleicher Krankheit individuell behandeln, was vielleicht nur langjährige Hausärzte thun können, die den Patienten genau kennen. Sogar innerhalb der gleichen Krankheit des gleichen Patienten verändern sie häufig die Heilmittel, je nach der Jahreszeit und der Witterung.[2]) Die Somnambulen kennen also keine Krankheitsspezies, sondern nur Krankheitsindividuen; jede Krankheit ist ihnen ein Fall für sich, dessen Behandlungsweise sich sogar mit den äußeren Umständen ändert. Demnach

[1]) Schindler: Magisches Geistesleben. 268. [2]) Kerner: Blätter aus Prevorst. V. 59.

ist es wohl möglich, daß der Arzneischatz aus den Verordnungen der Somnambulen Bereicherung erfahren kann; dagegen ist es, außer etwa bei sehr einfachen Mitteln für wenig komplizirte Krankheitszustände, nicht wohl möglich, daß die auf den individuellen Fall berechneten Heilmittel für alle Fälle passen, die wir begreiflich zu einer Krankheitsspezies vereinigen und daß allgemein giltige Regeln aus diesen Heilverordnungen abgezogen werden könnten.

In Widerspruch mit dem Wissen des Arztes treten die Somnambulen auch insofern, als sie oft Heilmittel verordnen, vor welchen oder wenigstens vor deren Dosen dieser zurückschreckt. Es ist dieses um so merkwürdiger, als ja die Verschiebung der Empfindungsschwelle die Empfindungsfähigkeit verfeinert, indem die für das sinnliche Bewußtsein zu schwachen, daher unbewußt bleibenden Einflüsse zur Geltung kommen. Wenn daher die Somnambulen häufig die in der Medizin einfach gereichten Dosen doppelt und mehrfach nehmen, wenn ihnen Gifte zuträglich sind, von welchen der Normalmensch nur mit Lebensgefahr einen Bruchtheil nehmen könnte, so läßt sich das nicht wohl anders erklären, als daß durch den Somnambulismus nicht nur neue Beziehungen zwischen Heilstoffen und Krankheit erkannt, sondern auch durch Veränderung der ganzen physiologischen Disposition des Organismus die alten Beziehungen verändert oder aufgehoben werden. Daher verordnen sich die Somnambulen oft sehr strenge Diät, ja längere gänzliche Enthaltung von Speise und Trank, ohne daß sie in den zu erwartenden Grad der Abmagerung verfallen; eine Erscheinung, die übrigens auch bei Typhus- und Fieberkrankheiten vorkommt. Professor Ennemoser kannte eine Kranke, die wochenlang nur von magnetisirtem Wasser lebte.[1])

Eine Somnambule verordnete für ihr Kind fünf Tropfen Opium war wachend in Verzweiflung, als sie erfuhr, es sei ihm diese Gabe gereicht worden, beruhigte sich aber wieder, als sie noch einmal somnambul wurde und das Kind genas. Für sich selbst verordnete sie und nahm wirklich dreihundertundfünfzig Tropfen Opium, infolge wovon alle Symptome der Vergiftung eintraten, die aber wieder verschwanden.[2]) Eine andere erwiderte das ausgesprochene Bedenken des Magnetiseurs gegen eine gefährliche Dosis mit der Bemerkung, daß auch sie im Wachen dieses Bedenken theilen, ja die Annahme verweigern würde; im Schlafe aber fühle sie, daß es ihr nützlich und in zehn Tagen sie herstellen würde. Der Erfolg bestätigte diese Aussage.[3]) Kerner berichtet eine Giftverordnung, die hingereicht hätte, zwanzig Menschen zu tödten; alle Vorstellungen dagegen wies die Kranke zurück; als man ihr die Hälfte reichte, stieß sie dieselbe unwillig von sich und verlangte das Ganze, das man endlich, aus mehreren Apotheken zusammengekauft, ihr reichte. Sie trank das Glas leer aus, ohne daß der vorausgesagt heilsame Erfolg von anderen, üblen Wirkungen begleitet gewesen wäre.[4])

Puységur, um zu erproben, ob eine Verordnung einer Somnambule, die sich sieben Gran Brechweinstein in einer Apfelsine verordnet

[1]) Ennemoser: Der Magnetismus nach den allseitigen Beziehungen ꝛc. 60. [2]) Archiv VII. 2. 147. 150. [3]) Puységur: Recherches etc. 61. [4]) Kerner: Blätter aus Prevorst III., 181.

hatte, wirklich ihrem hellsehenden Instinkt entspringe, präparirte ein halbes Dutzend derselben der Art, daß er in die erste zwei Gran brachte, und so fortschreitend bis zur letzten, welche sieben Gran enthielt. Sie verwarf die nacheinander gereichten mit Ungeduld, ergriff aber freudig die letzte.[1]) Es wird gleichwohl kein Fall berichtet, daß eine Somnambule durch solche Verordnungen sich getödtet hätte.

Auch in der entgegengesetzten Richtung weichen die Somnambulen oft von der Praxis der Aerzte ab, indem sie an Stelle heroischer Mittel scheinbar ganz unzulängliche verordnen, oder die gebräuchlichen Dosen herabsetzen. Die Seherin von Prevorst versetzte einen am delirium tremens Leidenden, den die stärksten Opiumdosen nicht mehr in Schlaf brachten, in einen langdauernden Schlaf mittels eines Aufgusses von Lindenblüten, Birnensaft und Bibergail.[2])

Der Rapport erklärt demnach keineswegs alle Verordnungen. Wo er die Quelle derselben ist, läßt er sich vielleicht schon an der raisonirenden Sprache erkennen, welche mit der reflektiven Beurtheilung des Falles von Seite des Arztes übereinstimmt. In sehr vielen Fällen kann sogar der Rapport unmöglich Quelle der Verordnung sein, dann nämlich, wenn der Somnambulismus nicht durch einen Magnetiseur erweckt, sondern von der Natur selbst zu wohlthätigen Zwecken erzeugt wird. Man könnte übrigens auch im künstlichen Somnambulismus durch ein entscheidendes Experiment den Instinkt als Quelle feststellen. Es wäre nämlich nur nöthig, den Arzt selbst, nachdem er vorher die wissenschaftliche reflektive Diagnose und Therapie festgestellt hätte, nachträglich zu magnetisiren und zu sehen, ob seine somnambulen Aussprüche damit übereinstimmen. Ich finde nur eine einzige hierher gehörige Notiz in dem Briefe einer Dame an Delenze. Sie wurde monatelang ohne Erfolg magnetisirt. Eines Tages fühlte sich der Magnetiseur unwohl und unterließ darum das Magnetisiren, worauf sie vorschlug, die Rollen zu vertauschen; sie holte sodann den somnambul gewordenen Arzt in Betreff ihrer Krankheit aus und verlor durch seine Verordnungen ihr Uebel.[3]) Ein solches Experiment wäre sehr lehrreich für den Arzt, der sein begriffliches Wissen, das von Außen nach Innen, aus den Symptomen auf die Ursache schließt, vergleichen könnte mit seinem Instinkt, der den umgekehrten Weg einschlägt.

Es wäre aber auch ganz allgemein gesprochen gerade in unserer Zeit, da man in einseitiger Ausbildung des Verstandes die Kulturaufgaben lösen zu können meint, von hohem Interesse, wenn die Wissenschaft durch Aufdeckung und Erforschung des inneren Gefühlsvermögens, das so Wunderbares leistet, die Menschen davon zurückbringen würde, das höchste Ziel in dieser einseitigen Verstandesausbildung zu sehen. Der Nutzen wäre um so größer, als ja auch die theoretische Lösung des Menschenräthsels nicht gelingen kann, so lange wir in unserem sinnlichen Bewußtsein die einzige Blüte des Menschenwesens erkennen wollen. Das Studium des Somnambulismus ist sehr geeignet, uns von dieser Einseitigkeit zu befreien; wir müssen aber dabei die Redlichkeit haben, vor den Thatsachen der Erfahrung, die unsere

[1]) Colquhoun: Historische Enthüllungen ꝛc. 490. [2]) Kerner: Seherin v. Pr. 112. [3]) Archiv IV., 1. 127.

Systeme bedrohen, nicht die Augen zu verschließen und den Muth, die logischen Konsequenzen aus diesen Thatsachen, wohin sie auch führen mögen, zu ziehen.

Als im Jahre 1831 die mehrere Jahre vorher niedergesetzt und seitdem thätig gewesene ärztliche Kommission in der medizinischen Akademie von Paris ihren Bericht verlesen ließ, der alle dem Somnambulismus nachgerühmten wesentlichen Erscheinungen bestätigte, da verrieth sich in dem tiefen Schweigen der Versammlung die Erregung der Gemüther. Als nun aber dem Gebrauche gemäß über den Druck dieses Berichtes gesprochen wurde, da erhob sich ein Akademiker, Castel, und protestirte gegen den Druck, weil, wenn die berichteten Thatsachen wahr wären, die Hälfte unserer physiologischen Kenntnisse vernichtet wäre. Also: Nieder mit der Wahrheit! Es lebe das System! Das ist von jeher der Grundsatz aller Aprioristen gewesen.

Die vorstehende Abhandlung hat nun aber gezeigt, daß wohl unsere vermeintlichen, nicht aber unsere wirklichen physiologischen Kenntnisse von den Erscheinungen des Somnambulismus bedroht werden. Speziell die Heilverordnungen betreffend, hat eine genaue Analyse derselben ergeben, daß dieselben aus zwei Faktoren bestehen, deren jeder der Physiologie ganz geläufig ist, so daß fernerhin nur mehr derjenige Skepticismus gegen das Produkt dieser Faktoren Einsprache erheben kann, welcher unfähig ist, zu addiren. Diese beiden Faktoren sind: 1. Das Wechselverhältniß zwischen Wille und Vorstellung. 2. Die Verschiebung der psycho-physischen Schwelle:

Der Wille erregt die Vorstellung und diese jenen. Wenn mir die anschauliche Vorstellung eines Dinges entgegentritt, das mir in meinem jetzigen Zustande homogen ist, so erregt sie das Bedürfniß; so z. B. locken unsere Wirthshausschilder mit überschäumenden Biergläsern den Durstigen. Wenn umgekehrt der Wille, das Bedürfniß nach einem Dinge vorhanden ist, so erregt er im Wachen den Gedanken an das Ding, im Schlafe die Vorstellung des Dinges. So z. B. in erotischen Träumen, das wußte schon der Alexandriner Plotin: „Wenn die Begierde sich regt, dann kommt die Phantasie und präsentirt uns gleichsam das Objekt derselben.“ [1]) Der Wille kann den Gedanken erregen: das ist nicht nur alltägliche Erfahrung, denn die überwiegende Mehrzahl der Menschen ist objektiver Gedanken gar nicht fähig, sondern eben nur solcher, die der egoistische Wille, das Interesse, das Bedürfniß hervorruft; ja sogar die überwiegende Mehrzahl unserer wissenschaftlichen Werke ruft noch den Tadel hervor, den Baco von Verulam in den Worten aussprach: „Der menschliche Verstand ist kein reines Licht, sondern erleidet einen Einfluß von dem Willen und den Gefühlen.“ [2])

Wären wir nur nicht so unphilosophisch, der alltäglichen Erfahrung gegenüber die Verwunderung zu verlieren und nur das Seltene anzustaunen, würde lediglich der objektive Inhalt einer Erscheinung den Grad unserer Verwunderung bestimmen, so müßten wir unvermeidlich zugestehen: es ist um vieles wunderbarer, daß der Wille im Wachen den Gedanken erregen kann, als im Schlafe die Vorstellung. Denn

[1]) Plotin: Enneader IV., 4. 17. [2]) Baco: Novum Organon. I., § 49; und Schopenhauer: Welt als Wille und Vorstellung. II., Kap. 19.

alles begriffliche Denken, wie unsere Sprache, wurzelt, wie Lazarus Geiger überzeugend nachgewiesen hat,[1]) in der Anschauung; die Vorstellung ist das Wurzelhafte, das Primäre in unserem Denken, und alle Begriffe, alle Worte sind nur verdichtete Vorstellungen, demnach bleibt also im Schlafe die Willenswirkung in der Vorstellungssphäre stecken, geht aber im Wachen noch darüber hinaus, bis in die Sphäre des abstrakten Denkens, bis zum Gedanken an das Gewollte. Der letztere Fall ist also trotz seiner Alltäglichkeit um vieles räthselhafter, als der andere. Auf diese Thatsache des Wachens muß man also jeden Skeptiker verweisen, der es bestreitet, daß im Traume die Vision von Heilmitteln eintreten kann.

Der andere Faktor der somnambulen Heilverordnungen ist die Verschiebung der psycho-physischen Schwelle. Die Schwelle scheidet jene Einwirkungen der Außenwelt, welche bewußt werden, von den anderen, die unbewußt bleiben, aber gleichwohl vor sich gehen, nur daß sie nicht empfunden werden. Die Verschiebung der Schwelle macht also das Unbewußte bewußt, sie muß das Empfindungsmaterial verwahren. Tausende von Experimenten an Somnambulen haben bewiesen, daß dieselben von Substanzen Einwirkungen erhalten, die im Wachen nur bei Sensitiven vorkommen, oder als Idiosynkrasien auftreten. Unsere Fähigkeit des Wachens, auf alle Dinge entweder mit Lust oder Unlust zu reagiren, ist im Schlafe gesteigert, so daß die Somnambulen sogar die chemischen Bestandtheile zusammengesetzter Stoffe empfinden; es ist daher natürlich, daß sie auch über die Zuträglichkeit oder Schädlichkeit derselben orientirt sind, denn im Schlafe wie im Wachen ist der Schmerz das begleitende Merkmal des dem Organismus Schädlichen, Wohlbehagen das Merkmal des Zuträglichen. Hätten wir diesen Trieb nicht, das Geeignete zu suchen, das Nichtgeeignete zu fliehen, so wären wir nicht lebensfähig.

So gut also, als die Empfindungsfähigkeit im Wachen dem Durstigen den Gedanken an Wasser erzeugen kann, so kann diese im tiefen Schlafe hochgesteigerte Empfindungsfähigkeit dem kranken Organismus die Vorstellung der zuträglichen chemischen Substanzen erzeugen.

Das sogenannte Wunder der Heilverordnungen ist also in seinen beiden Faktoren ganz begreiflich und muß angesichts des großen Materials von Berichten für jeden als eine begreifliche Thatsache gelten, der die beiden Faktoren zu addiren vermag.

Es giebt Skeptiker, welche die Thatsachen des Somnambulismus zwar nicht leugnen, aber in ihrem Werthe herabsetzen, weil dieselben krankhafter Natur seien. Das sind sie nun allerdings, denn jede Verschiebung der psycho-physischen Schwelle ist zugleich eine Verschiebung des normalen gesunden Zustandes; aber sie sind nur krankhaft in Bezug auf die Erregungsursache und für die Person des sinnlichen Bewußtseins, aber keineswegs in Bezug auf ihren transcendentalen Inhalt; und besser kann jenes Bedenken gewiß nicht erledigt werden, als durch den Nachweis, daß der Traum ein Arzt ist, daß die transcendentale Person der Arzt der empirischen Person ist.

---

[1]) Geiger: Ursprung der Sprache. Stuttgart 1869, und: Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft. Stuttgart 1868.

Diese Sprache wird freilich manchem sehr ungewohnt klingen; aber da wir die Fähigkeiten des Somnambulismus aus dem sinnlichen Bewußtsein nicht erklären können, so müssen wir eben den Muth haben, geradezu zu sagen, daß die Somnambulen Inspirirte sind. Von wem aber werden sie inspirirt? Die Schutzgeister und Führer der Somnambulen für Realitäten und für die Inspiratoren zu halten, ist nicht nöthig, weil die einfachere Hypothese, daß die Somnambulen durch sich selbst inspirirt seien, die Erscheinungen ebensogut erklärt. Diese Inspirationen stammen aber aus der Region des Unbewußten; es ist das Ich unterhalb der Empfindungsschwelle, das sich vernehmen läßt, wenn das sinnliche Bewußtsein schwindet. Irgend ein physisches Verhältniß muß dem Scheine zu Grunde liegen, daß diese Inspirationen von außen kommen, und eine andere Erklärung dafür läßt sich nicht finden, als daß eben die Inspiration zwar von dem gleichen Subjekt, aber doch von einer andern Person stammt, als der des sinnlichen Bewußtseins. Diese zweite Person kann aber alsdann nur relativ, für die des sinnlichen Bewußtseins unbewußt sein, aber nicht an sich. Um also das Resultat in wenige Worte zusammenzufassen, so ist zu sagen: Unser normales Selbstbewußtsein erschöpft nicht seinen Gegenstand, unser Selbst, es umfaßt nur die eine der beiden Personen desselben Subjekts. Der Mensch ist ein monistisches Doppelwesen, monistisch als Subjekt, dualistisch als Person. Der Streit der Monisten und Dualisten erledigt sich also in der Weise, daß man das Entweder-Oder durch ein Sowohl-Alsauch ablöst.

Reisebilder aus Rußland.

Von Eduard Müller-Hauger.

(Fortsetzung.)

Das grüne St. Petersburg.

Ein sonnenklarer, tiefblauer Himmel bei Tag, eine helle, ambrosische Nacht, so führte sich der kurzlebige Sommer St. Petersburgs bei mir ein. In den Tagen läßt sich die Sommerluft hier nicht ausgenießen, darum nimmt man die Nächte dazu, und die freundliche Natur kommt diesem Bedürfnisse, wenn auch nicht mit Wärme, so doch mit einer Fülle von Licht entgegen, von der wir uns in unseren dunklen Sommernächten kaum eine Vorstellung bilden können. Im Juni und Juli ist der Petersburger Sommer in seiner vollen Pracht; im August und September giebt es schon wieder gelbe Blätter, Regengüsse, Stürme. Mein Wirth, ein geborener Lübecker, schien das Dasein eines Sommers in St. Petersburg vollständig zu ignoriren. Während die Hitze bis auf 30° R. gestiegen war, wies er mir ein Zimmer an mit Doppelfenstern, und als ich dieselben öffnen wollte, um eine gewisse dumpfe Stubenluft zu entfernen, stellte sich heraus, daß die Flügel verkittet und nicht praktikabel waren. In einer Stadt, in deren Häusern man den Winter nicht selten mit Hilfe dreifacher Fenster abzuhalten sucht, darf man sich nicht verwundern, wenn Doppelfenster jahraus jahrein verkittet bleiben. Ich bestellte also zuerst frische Luft auf meinem Zimmer, ehe ich der deutschsprechenden Büffetdame die Frage beantwortete, ob ich den Thee mit Schmand (Rahm) oder Citrone wünsche.

Dann eilte ich wieder zum englischen Kai, auf die herrlichen Brücken, um die krystallklaren, mächtigen Fluten der Newa rasch dahinrollen zu sehen. Dieser Fluß übt eine mächtige Anziehungskraft auf den Einheimischen wie den Fremden. Weder die schwarze Themse, noch die schmale, schmutzige Seine sind mit ihm zu vergleichen. An der Stelle, an der die Peter-Pauls-Festung, jene erste Gründung Peters des Großen, liegt, spaltet sich die Newa in verschiedene Arme, die die reizenden Inseln, das Paradies des Petersburgers, umschlungen halten. Dort, wo die weiche Woge das grüne, blumige Ufer umkost, bewohnt, wer nur irgend kann, eine Datsche. Dampfboote tragen den Geschäftsmann morgens zur Stadt und abends wieder hinaus. Dort lebt man

eine kurze, aber entzückende Idylle. Dort sucht man zu vergessen, daß man zu der Spezies der pelztragenden Geschöpfe gehört. Ist es alten Petersburgern Ehrensache, den Pelz unter keinen Umständen vor dem ersten Mai abzulegen, so wird doch die Datsche womöglich mit Beginn des dichterischen Wonnemonds bezogen. Dort pflegt der Petersburger im dicken Paletot, mit Ueberschuhen und Regenschirm ausgerüstet, zum Theil zähneklappernd, inmitten einer spärlich entwickelten Vegetation den Frühling zu verbringen. Während er uns um unser Klima beneidet, liefern wir ihm die Pelze. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß der Russe zu uns kommt, um sich mit Pelz zu versehen. Die russischen Pelze gehen über Deutschland, und besonders ist Leipzig in betreff der Pelz- und Rauchwaaren der Stapel- und Appreturplatz für alle fünf Welttheile.

Nach den grünen Inseln, dem Bois de Boulogne, dem Thiergarten Petersburgs, zog es mich unwiderstehlich. Wie aber erkunden, wo die Dampfboote nach Krestofski, Jelagin, Kamenni, Petrofski anlegen?

Noch auf der Fahrt von Riga her hatte mir ein Petersburger Herr den guten Rath gegeben:

„Wollen Sie französische Auskunft, gehen Sie zu einem Konditor, wollen Sie deutsche, gehen Sie zu einem Wurstmacher. Wo Bratwurstduft an Ihr Geruchsorgan schlägt, da treten Sie getrost ein, denn da wohnen Ihre Landsleute."

Gern hätte ich jetzt die Bratwurst zum Fühler und Leitfaden durch St. Petersburg gemacht, aber weder eine Wurstbude noch Bratwurstdampf war weit und breit zu erspähen. Blieb mir nichts übrig, als an den ersten besten Passanten die Frage zu stellen:

„Entschuldigen Sie, sprechen Sie deutsch?"

Die Wahrscheinlichkeit, daß die Antwort bejahend ausfallen wird, ist gar nicht so gering, als man im ersten Augenblick meint, wenn man an die 800,000 Einwohner denkt, unter denen nur 50,000 Deutsche leben. In jedem sechzehnten Petersburger hat man das Recht, einen Deutschen zu vermuthen. Und wenn das Glück uns wohl will, so ergeht es uns wie mir, der ich gleich bei der ersten Frage ein biederes „Jawohl" und erschöpfende Auskunft erhielt.

Ich bin nicht boshaft und rachsüchtig, aber als das Dampfboot mich an einer Barke vorübertrug, auf deren Holzladung eine Gruppe von Muschiks-Arbeitern in rothen Kumatschhemden um einen Topf saß, aus dem sie Tschitschi, d. i. Kohlsuppe löffelten, revanchirte ich mich im Stillen für den Spottnamen Wurstmacher, mit dem der Russe uns Deutsche belegt, indem ich ihnen lächelnd die „illuminirten Kohlköpfe" aufsetzte. Kapusta, d. i. Kohl, ist die Nationalspeise des Slaven, das Sauerkraut des Germanen. Und zur Erklärung des Wörtchens „illuminirt" diene uns ein Blick in das Budget der Einnahmen und Ausgaben des russischen Reichs für das Jahr 1883, wo unter den Erträgnissen der indirekten Steuern in der Höhe von 411,714,377 Rubel die Getränke mit 239,452,980 Rubel figuriren.

Ehe wir in einen jener Inselarme der Newa einbogen, schob sich das jenseitige Ufer mit seiner Reihe von Palästen in der so beliebten hellrothen Ockerfarbe, die die blauen, grünen und goldenen Kuppeln

der Kirchen überragen, mit dem breiten, milchfarbenen Wasserspiegel des Stromes und dem Azurgewölbe des Himmels zu einem farbenprächtigen Bilde zusammen. Dann nahm uns grüner Waldesschatten auf. Die Linden umdufteten uns. Abseits der starken Strömung der Newa glitten wir auf einem klaren, ruhigen Element dahin, als gälte es eine Vergnügungsfahrt über den Teich eines Parks, aus dessen uralten Baumgruppen die Finken schlagen, über dessen saftige Wiesen fröhliche Kinder den Schmetterlingen nachjagen, die die Blumenparterres der da und dort aus dem Grün blinkenden Villen umgaukeln.

Wenige Minuten später gab ich meine Karte in einer dieser Villen ab und wurde mit der dem Lande eigenthümlichen Liebenswürdigkeit empfangen. Turgenjew behauptet einmal, nirgends verstreicht die Zeit rascher als in Rußland. Ich glaube, die Gastfreundschaft, die Gesellschaft, der man einen kostbaren Theil der Zeit seines Ichs opfert, trägt die Schuld daran. Der lange Winter, die kurzen, trüben Tage, von denen man drei Viertel überdies verschläft, mögen das ihrige dazu beitragen. Aber das größte Opfer an Zeit heischt doch die Gastfreundschaft.

„Sie hatten nach Kosakenweise alles verthan, die ganze Welt zu Tische ladend," erzählt Gogol.

Sie verthun auch heute noch nach Kosakenweise alles, und vor allem das kostbarste: ihre Zeit. Der Russe, und speziell der Petersburger, ist in ganz anderem Maße gastfreundlich als wir. Sein Haus, seine Familie steht dem Gaste offen; die Familie ist stets bereit, einen Gast zu empfangen, und läßt sich durch einen solchen durchaus nicht in ihren Gewohnheiten stören. Man kommt hin, findet die Leute essen, es versteht sich von selbst, daß man sofort ein Gedeck erhält und in ihren Kreis aufgenommen ist. Kommt man des Abends und findet sie bei Butter und Käse, so versteht es sich wiederum von selbst, daß keine Umstände gemacht werden und daß man Butter und Käse mit ihnen speist. Bei uns ist nur zu oft das Gegentheil Sitte.

Das unangemeldete Erscheinen eines Gastes ruft Bestürzung, Verwirrung, einen kleinen Aufstand hervor. Die guten Frauen können sich gar nicht beruhigen, daß sie den Besuch nicht geahnt und Delikatessen eingekauft haben. Ich halte es für eine Uebertreibung, wenn erzählt wird, bei uns könne man die, welche uns zum Kaffee bitten, unter dem Vorwande dringender momentaner Hausgeschäfte im Nebenzimmer zuvor den besseren oder schlechteren Familienkaffee trinken hören. Jedenfalls macht das viele Nöthigen jeden Fremden stutzig. Natürlich bedingen Zieren und Nöthigen einander. Und so geht's vom ersten Gericht bis zum letzten. Unzählige Male bittet der Gast, seinethalben durchaus keine Umstände zu machen. Er setzt also voraus, daß seinetwegen Umstände gemacht werden könnten. Ja, es liegt sogar drin, daß er Umstände erwartet.

Wenn der freundliche Leser zu erfahren wünscht, was die befreundeten Russen in der Datsche auf Krestofsky mit mir gesprochen haben, so wisse er, daß es eben dieses Thema der Verschiedenheiten der nationalen Sitten gewesen ist. So leid es mir that, war ich gezwungen, mit französischen höflichen Worten den treffenden Bemerkungen über viel Enges, Falsches, Verschrobenes unserer geselligen Formen beizupflichten. Bei uns wird der Herr Assessor in Gesellschaft anders

empfangen als der Herr Registrator, die Frau Amtmännin anders als die Frau Räthin. Es sind die Reste einer Zeit, da der Bürger einen hohen Adel kopirte, da aller Augen nach dem Hof gerichtet waren, dessen Rangordnung, dessen Hofcercles man nachäffte. Ein anderer Rest ist unsere Titularsucht, um deretwillen wir in Ost und West verrufen sind. Wehe uns, wenn wir die Frau Vicesubstitutin, die Frau Oberhofgärtnerin nicht beim rechten Titel nennen! Bist du in Rußland ein gebildeter Mensch mit den erforderlichen Umgangsformen, so hast du Zutritt zu allen Kreisen, verkehrst mit Excellenzen, ohne zu wissen, wen du vor dir hast, du selbst magst im übrigen eine Stellung einnehmen, welche du willst.

Wenn mir erlaubt ist, einige Worte über meine schönen Wirthinnen zu sagen, so bin ich als Deutscher der deutschen Gründlichkeit verpflichtet, das Attribut „schön" zuvörderst zu begründen und mich vom Verdacht undeutscher Höflichkeit zu reinigen. Die slavische Frauenschönheit ist eine eigene Schönheit, die durch die blauen und rothen Stickereien ihrer weißen Nationalgewänder erst ins rechte Licht gerückt wird. Man sagt, die Russen haben keinen Geschmack. Wahr ist, daß die Russinnen nachbeten, was die Pariser Mode vorbetet. Der Nationalgeschmack liebt das bunte, die lebhaft kontrastirenden Farben und die slavische Weichheit der Züge, ihre Unregelmäßigkeit, das Breite, Zerfließende harmonirt am besten mit der Nationaltracht. Die jüngeren Töchter des Hauses waren denn auch wie die Landmädchen an der Wolga gekleidet, in weißem Saraffan mit blauen und rothen Stickereien, die Haare im Kolbenschnitt, in den Ohrläppchen auffallend dicke goldene Ringe. Die Nasen ein wenig zu stark, um den vollen Mund jenen verächtlichen, jeder echten russischen Schönheit eigenthümlichen Ausdruck — die jungen Damen waren mir ebenso typisch interessant, als persönlich nicht unsympathisch.

Als sie sich zum Instrument begaben und ein paar russische Volkslieder sangen und zuletzt hinaus und über die Wiese sprangen, da war mir's, als wäre ich in einem slavischen Dorfe, das Vieh auf grüner Weide ringsum, Rauchgeruch aus der Thür der Hütte dringend, die Bauern im rothen Kumatsch die wilde Kamarinska tanzend, die übrigen im Kreise dazu singend: es war die Wirkung des Gesanges meiner schönen Damen, jener Reiz unverfälschter, reiner Natur, den sie sich bei aller Bildung gewahrt hatten. Ein bloß sentimentales Anempfinden an den volksthümlichen Ton würde diese Wirkung nicht auf mich hervorgebracht haben. Ich bereicherte an jenem Abend meine russischen Sprachkenntnisse noch um das Wort azierze, d. h. von Herzen.

In solcher Gesellschaft empfand ich die Wahrheit obigen Satzes nur zu tief, daß die Zeit nirgends rascher verstreicht als in Rußland. Der Hausherr hatte die Liebenswürdigkeit, meinem Verlangen nach einer sogenannten „weißen Nacht" zu entsprechen und mich zu begleiten.

Bald darauf jagten wir in einer Egoistka durch herrliche Alleen, an Villendörfern vorbei, über Brücken, an lieblichen Flußufern hin nach einem jener großen Vergnügungslokale, die das Wiborgsche Newkaufer garnieren. Die Namen der größten sind Livadia, Arkadiä und Nowaja Derewnja. Daselbst findet man französisches Theater Bouffes,

Chantant-Divertissement, Spezialitäten, Militär- und Künstlerkonzert. Dort begegnet man der cigarettenrauchenden Russin so gut wie in den Straßen Kiews. Die elektrische Gartenbeleuchtung scheint über Gute und Böse; neben den Typen der höheren Gesellschaft sind die Ritter der Kartenvolte, die Priesterinnen der Venus vertreten, und alle diese verschiedenen Elemente betrachten mit gleichem Behagen die Gliederverrenkungen der weiblichen Akrobaten.

Ich mochte für die Komik der französischen Operettensänger nicht genug Empfänglichkeit mitbringen. Nie erschien mir das Genre der Parodie so abgeschmackt und schal, als in diesem „**Faust et Marguerite**", in dessen zweitem Akt Gretchen auf dem Rücken des sterbenden Valentin über die Bühne reitet. Als ich wieder draußen unter dem weißen Himmel der nordischen Sommernacht stand, erschien mir das alles wie ein häßlicher Traum, wie ein toller Hexensabbath. Das Firmament schlug dagegen das Pfauenrad seiner herrlichsten Farbentöne, so großartig und majestätisch, wie es eben nur der Nordländer schaut. Das Dampfboot trug mich die Newka hinauf zur Newa. Eine eisige Kälte lag auf dem Wasser. Stumm saßen die Passagiere, fröstelnd in dicke Paletots gehüllt. Es war tief in der Nacht und doch so hell, daß man jede Schrift lesen konnte. Der rosarothe Hauch, der den Horizont einhüllte, war der letzte Seufzer des hinsterbenden Tages, und schon kam es hell und leuchtend wie der Augenaufschlag des neuen Tages darüber herauf. Es war der Wiederschein von jenen eisigen Regionen, in denen die Sonne zu dieser Zeit nicht untergeht. In diesem Zauberlichte glühten die Paläste, und Himmel, Licht und Paläste tauchten in die Krystallflut der Newa.

Als ich ans Land stieg und meiner Wohnung zuschlenderte, brannte nirgends eine Straßenlaterne. Der treppenlägerige Dwornik, d. i. der Wächter, schnarchte vor den Portalen. Die Budchen der Apfelsinenverkäuferinnen waren noch geöffnet. Krähen und Schwalben umkreisten mich. Ich wandelte wie in einem schönen Traume dahin.

Das Deutsche Offizier-Corps.

In unserm deutschen Vaterlande giebt es kaum einen Stand, der eine geachtetere Stellung einnimmt, als der Offiziersstand. Von allen Monarchen mit Gunst überhäuft, ja oft verwöhnt, hat er im Laufe der Zeit Vorrechte erobert, die ihm jetzt zwar von radikaler Seite streitig gemacht werden, aber andererseits wiederum nicht beseitigt werden können, ohne eine Ungerechtigkeit gegen die Verdienste des Standes zu begehen. Daß diese Vorrechte begründet sind, sucht ein verdienstvoller Militärschriftsteller zu erweisen, der jetzt in der Türkei lebende deutsche Generalstabsoffizier Major Colmar Freiherr von der Goltz. In seinem bedeutsamen Werke: „Das Volk in Waffen" (Berlin, R. von Decker) beleuchtet er das innerste Wesen des deutschen Offizierstandes und kommt dabei zu Resultaten, die wir, wenn auch in gedrängter Fassung, unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

„Der Geist der preußischen Armee sitzt in ihren Offiziers." Dieser Ausspruch Rüchels, sagt v. d. Goltz, mag zu seiner Zeit wegen der etwas possirlichen Form belacht worden sein. Der Inhalt jedoch ist vortrefflich. Der Zustand des Offiziercorps ist entscheidend für den Zustand des ganzen Heeres. Es wiederholt sich hier, was im politischen Leben allgemein zu beobachten ist. So lange die gebildeten, führenden Klassen Tüchtigkeit bewahren, bleibt auch das Volk brauchbar und stark. Hingegen zieht der Verfall der herrschenden Schichten den der ganzen Nation nach sich, es sei denn, daß eine große sociale Revolution jene beseitige und durch andere ersetze, wodurch zeitweise ein Aufschub erlangt, niemals aber dauernde Abhilfe geschafft wird. Am Schicksale der heutigen Türken kann man lernen, welches Loos einem ehrlichen, stolzen, tapfern und tiefreligiösen Volke bevorsteht, wenn es der Führung höherer Stände entbehrt. Das trefflichste Soldatenmaterial unter schlechten Offizieren liefert immer nur eine höchst mangelhafte Truppe.

Das Offiziercorps muß daher den besten Theilen des Volkes entnommen werden, denen eine natürliche Autorität über die Massen auch im gewöhnlichen Leben schon zur Seite steht. König Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große, die Schöpfer des preußischen Offiziercorps, wählten dieses ganz aus dem erblichen Adel, der zu jener Zeit den gebildeten Theil der Nation fast ausschließlich repräsentirte. Als dieses Verhältniß sich änderte, wurde die Zusammensetzung des Offiziercorps eine andere. Wird dieses in Deutschland auch heute noch der Aristokratie des Volkes entnommen, so ist darunter die Bildungsaristokratie zu verstehen, welcher im gesellschaftlichen und politischen Leben die Führung zugefallen ist. Mit Recht wird auf Bildung ein vorzüglicher Werth gelegt, weil sie die Grundlage für veredelte, moralische Eigenschaften ist. Aber man soll sich dabei nicht ausschließlich an die wissenschaftliche Bildung halten, sondern auch die des Herzens und des Charakters gebührend berücksichtigen. Von dem Offizier wird verlangt, daß er im Interesse seines Dienstes auf persönliche Vortheile, auf Erwerb und Wohlergehen verzichte. Es werden daher alle diejenigen Bruchtheile der Bevölkerung geeignet sein, den Ersatz für das Offiziercorps zu stellen, welche durch ihren Beruf darauf verwiesen sind, nicht ihrem persönlichen Vortheil, sondern dem Nutzen einer größeren gemeinsamen Sache zu dienen. Hier werden die Söhne schon durch das Beispiel der Väter zum Gefühl der Pflicht erzogen. Der ärgste Feind der Tüchtigkeit des Offiziercorps ist unstreitig der Egoismus; jede Beschäftigung, welche geeignet ist, diesen zu fördern, ist jenem feind. Es war deshalb auch sehr zweckmäßig, dem Offiziercorps den Charakter eines Standes zu geben, in welchem jedes Mitglied dem andern gesellschaftlich gleichgestellt ist, welcher gemeinsame Pflichten hat, und in welchem die Gemeinschaft für den Einzelnen verantwortlich gemacht wird. Dadurch erhält das Offiziercorps Eigenthümlichkeiten, welche an die alten Ordensbrüderschaften aus ihrer besten Zeit erinnern. Es soll echtes Ritterthum darstellen.

Ein idealer Zug muß seinem ganzen Wesen eigen sein, sonst kann es seine Aufgabe nicht erfüllen. Man vergegenwärtige sich, worin diese besteht. In der schwierigsten Lebenslage, die es giebt, nämlich angesichts der Todesgefahr, soll es die Menge führen und seinen Einfluß auf diese bewähren. Dazu gehören vorzügliche Eigenschaften, welche bei einer so großen Zahl, wie das Offiziercorps ausmacht, nicht überall angeboren sein können, welche aber auch zum großen Theil durch Erziehung, vornehmlich durch den fortdauernden Verkehr mit den besten Männern des Volkes zu gewinnen sind. Das ist nur durch die Standesgemeinschaft ermöglicht.

Der Einfluß auf die Soldaten muß schon im Frieden durch den richtigen Gebrauch der überlegenen Eigenschaften des Geistes und Charakters bei seiner Erziehung

und Anleitung gewonnen werden. Vor allen Dingen muß dieser Gebrauch sich auch auf die Sorge für das Wohlergehen des Soldaten erstrecken. Der Verfall eines Offiziercorps und seines Einflusses beginnt, sobald die Offiziere anfangen, sich um den gemeinen Mann nicht mehr zu kümmern, sondern sich auf das Befehlen zu beschränken. Wenn ihre Herrschaft über die Truppen sich erst geräuschvoll geltend macht, pflegt sie insgeheim schon auf schwachen Füßen zu stehen. Je schlechter die Zucht im Heere, desto mehr nimmt sie despotisches Gewand an.

Im Kriege wird neben diesem erworbenen Einfluß noch mehr als im Frieden das Beispiel nothwendig. Der Offizier darf das Leben nicht achten. Nur um seine Leute anzufeuern, muß er sich so oft der Gefahr aussetzen, als es der Gefechtszweck sonst im Augenblicke erheischen würde. Dadurch, daß er sich ungewöhnlich furchtlos und aufopfernd zeigt, soll er die edlen Triebe im Herzen der Soldaten anregen; denn durch diese sind große Leistungen zu erreichen.

Es gebührt dem Offizierstande deshalb aus innerer Nothwendigkeit eine bevorzugte Stellung im Staate. Noblesse oblige. Wer gewöhnt ist, für etwas Besonderes zu gelten, wird sich auch im Kriege verpflichtet halten, Besonderes auszurichten. Wer sich hingegen stets in gedrückter, unscheinbarer Stellung befand, wird nur in seltenen Fällen den Hang spüren, plötzlich hervorzutreten. Sklaven sind immer feige. Aber die Sklaverei einer traurigen Lebenslage ist nicht minder drückend, als irgend eine andere. Sie beraubt den Menschen des Selbstgefühls, und dieses ist dem Offizier unentbehrlich, wie das tägliche Brod, um unter den erschwerenden Umständen des Feldlebens Autorität zu üben.

Die gesellschaftlichen Vortheile, welche man seinem Stande gewährt, sind ein rentabel angelegtes Kapital. Selbst die Vorurtheile, die der Offizier wohl mitunter gewinnt, wenn ihm in jungen Jahren mehr Ehren zutheil werden, als andern Leuten seines Lebensalters, tragen zum Besten des Vaterlandes auf dem Schlachtfelde gute Zinsen. Er soll befehlen und führen, daher muß er sich auch fühlen, Stolz auf seine Stellung besitzen, und es thut keinen Schaden, wenn er von deren Würde und Bedeutung etwas mehr durchdrungen ist, als es unter andern Umständen erforderlich wäre.

Muß nun der Offizier ferner darauf verzichten, ein Vermögen, ja selbst eine dauernde Heimat zu erwerben, die Zukunft seiner Familie sicher zu stellen, wie es dem Grundbesitzer, dem Kaufmann, dem Gewerbtreibenden möglich ist, so erscheint es nur recht und billig, für diesen Verzicht ihn durch äußere Auszeichnungen zu entschädigen. Gerade diese sind es, die dem Stande am häufigsten den Neid anderer zuziehen, und doch sollte man nicht vergessen, daß sie nur einen gerechten, ja einen bescheidenen Entgelt für große Opfer bilden. Von keinem andern Stande wird von Amts wegen verlangt, daß er sein Leben herzugeben jederzeit bereit sein soll.

Dem Offizier soll ferner bis in ein verhältnißmäßig hohes Alter hinein jugendliche Frische eigen bleiben. Sein Amt ist es, im Kriege auf unsichere Chancen hin Wohl und Wehe, Leben und Ruf zu wagen. Dazu gehört neben den militärischen Eigenschaften ein leichter Sinn, der gern hofft und die Dinge nicht allzu tragisch nimmt. Der aber wird sich schwerlich erhalten, wer in einem langen Leben von Mühe und Sorgen schon gebeugt worden ist. Dem Offizier eine sorgenfreie Existenz zu schaffen — nicht mehr — erscheint als eine Pflicht, die der Staat im eigenen Interesse üben muß. Mit Offizieren, welche sich im Verborgenen kümmerlich durchschlagen und dem Augenblick entgegensehnen, wo sie, der Last eines glänzenden Elends ledig, von mäßiger Pension in irgend einem stillen Winkel leben können, ist dem Heere und dem Vaterlande nicht gedient.

Woher sollte diesen Leuten der frische und muthige Trieb kommen, der dem Führer im Streite unerläßlich ist! Auch die Erhaltung körperlicher Rüstigkeit kommt in Betracht. Es heißt nicht wenig von einem Manne und Familienvater von fünfzig bis sechzig Jahren verlangen, wenn man ihm zumuthet, an der Spitze seiner über Hecken und Gräben hinwegbrausenden Schwadronen, die Gewehre des Feindes vor sich, ohne Besinnen dahinzustürmen. Man stelle diese Forderung einmal an unsere wohlbeleibten Kaufherren, behäbig situirten Besitzer, Fabrikanten und Rentiers von gleichem Alter, und man wird nur wenige finden, welche dieselbe nicht als eine ihren Jahren durchaus unangemessene Tollheit zurückweisen möchten.

Einen Theil von dem schäumenden Uebermuth der Jugend muß der Offizier sich bis ans Ende seiner Laufbahn bewahren und das wird er nur können, wenn seine Stellung ihm einige Freiheit vom Druck des alltäglichen Lebens gewährt. Ein aristokratischer Zug soll durch sein ganzes Dasein gehen.

Gewährt das Vaterland seinem Offizierstande eine angesehene und auskömmliche

Stellung, so erfüllt es ein Gebot der Klugheit und Selbsterhaltung. Von der Thatkraft und Tüchtigkeit dieses Standes hängt mehr als von der eines andern ab, nämlich die Ehre und Freiheit des ganzen Volkes.

Unteroffiziere und Soldaten wechseln im Volksheere in kurzer Frist. Das Offiziercorps allein bildet den dauernden Bestandtheil. Es pflanzt die Tradition fort. Durch seine Hand geht alljährlich eine neue Altersklasse von Wehrpflichtigen. Das ganze Volk in Waffen unterliegt seiner Einwirkung. Was große Geister, große Zeiten im Heere gefördert haben, kann nur durch die Offiziere auf die nachwachsenden Geschlechter übertragen werden. Wie die Offiziere sind, wird die Armee sein. Mehr als zu der Zeit, da es gesprochen ward, ist Rüchels Wort heute wahr: Der Geist, der das Offiziercorps beseelt, ist der Geist des Heeres.

Max Grube.

(Mit Illustration.)

Seit dem August 1882 gehört dem Personale des Leipziger Stadttheaters ein noch junger Künstler an, dessen Leistungen bei Publikum und Kritik den außerordentlichsten Beifall gefunden haben und sich denselben, dank der ihnen innewohnenden energischen schöpferischen Kraft nicht nur ungeschwächt erhalten, sondern auch in vollem Maße verdienen. Mit dem Beginn der Staegemann'schen Direktion kam Max Grube nach Leipzig, nachdem er bis zum Jahre 1882 während dreier Winter die Stellung eines Regisseurs und ersten Charakterspielers am Bremer Stadttheater bekleidet hatte. Nachdem sich der Künstler beim Leipziger Publikum als Riccaut und Marinelli vortheilhaft eingeführt hatte, war es zunächst die virtuose und geistreiche Durchführung des Franz Moor, welche dem Publikum wie mit einem Schlage die Augen aufgehen ließ über die außerordentlich werthvolle Acquisition des Stadttheaters. Noch freier konnten sich die Schwingen des mit Vorliebe der realistischen Richtung huldigenden Künstlers entfalten, als die Dramen des großen Britten William Shakespeare an die Reihe kamen. Da war es zunächst sein Jago, der sich neben dem damals in Leipzig gastirenden Booth im „Othello" gleichwerthig behauptete, dann der Richard III., und endlich die mit geradezu sensationellem Erfolge begleitete Leistung des Königs Lear (wiederum gegenüber der Auffassung des großen amerikanischen Tragöden in eigenartiger Geltung bleibend), welche das Talent Max Grubes in seinem vollen Glanze sich entwickeln ließ. Es wurde ihm aber auch Gelegenheit gegeben, neue Kunstgebilde selbstschöpferisch zu verkörpern, unter anderm den Mann ohne Herz, Peter Munk, von Wichert, den Kaiser Friedrich Barbarossa in Tempeltеys „Hie Welf, hie Waiblingen", den Cromwell in dem gleichnamigen Drama desselben Autors, den Thomas Münzer in Henzens „Martin Luther."

Aber nicht bloß auf dem Gebiete des Dämonischen und geschichtlich Großen errang der Künstler seine Erfolge, auch die Sphäre des gemüthvollen Humors blieb seinem Talente gelegentlich nicht unerreichbar, wie sein trefflicher Bonjour in Holteis „Wienern in Paris" bewiesen.

Das rechte Feld seiner Triumphe wird indessen immer das des Erhabenen bleiben, die Energie dämonischen Willens, die alle Schranken rücksichtslos niederreißt (Franz Moor, Richard III.), oder die titanenhafte und durch ihren jähen Sturz erschütternde Größe. König Lear ist entschieden der Höhepunkt des Grubeschen Talentes. Der Künstler faßt seinen Helden als einen cholerischen Greis von ungebrochener Thatkraft und trotzigem Eigenwillen auf. Um so ergreifender wirkt es später, wenn diese edle Natur, in ihrem Stolze aufs furchtbarste durch die eigenen Kinder verletzt, ihrer Demüthigung sich durch die Kraft des Wahnsinns entreißt, um nun alle Stadien des Irrsinnes bis zur kindischen Ermattung durchzuleben. Die grausige Realistik, welcher der Künstler in dieser Rolle mit Recht huldigt, bleibt in jedem Augenblick grandios und somit liegt dennoch die Verklärung des Idealen über ihr.

Max Grube wurde im Jahre 1854 in Breslau geboren. Sein Vater war der bekannte verdiente Staatsrath Prof. Dr. Max Grube dortselbst. Der Ruf der Meininger zog den begeisterten Jüngling nach. Mit achtzehn Jahren verließ er die Breslauer Hochschule und stellte sich dem Herzog von Meiningen vor. Dieser engagirte ihn sofort; eine Rundreise an kleinen sächsischen Bühnen verschaffte ihn bald die nöthige Bühnenroutine, worauf er zu besserer Beschäftigung und Gage nach Meiningen zurückkehrte. 1875 nahm Grube ein Engagement in Detmold an. 1876 sehen wir ihn in Paris, um das Wesen der französischen Schauspielkunst kennen zu lernen. Die volle Reife erwarb er indessen unter Geibels Anregungen (1877 u. 78) in Lübeck. Von 1878 war er in Bremen, seit 1882 ist er in Leipzig engagirt. W. H.

Neueste Moden.

Nr. 1. Anzug für Mädchen von 6 Jahren.

Ueber dem in breite flache Falten gelegten Sammetrock eine Robe von Caschmir mit Faltenlagen am vordern Rande der Vordertheile, die über einem Sammetplastron offen sind, das sich nach unten immer mehr zuspitzt, bis es von der Schärpe verdeckt wird, die vorn, als kurze Schürze drapirt, auf die an den Seiten die Schöße vertretenden Paniers fällt. An die Paniers schließt sich ohne Zwischenraum die hintere, oben etwas hochgestellte Raffung. Schmaler Kragen und Aermelaufschläge

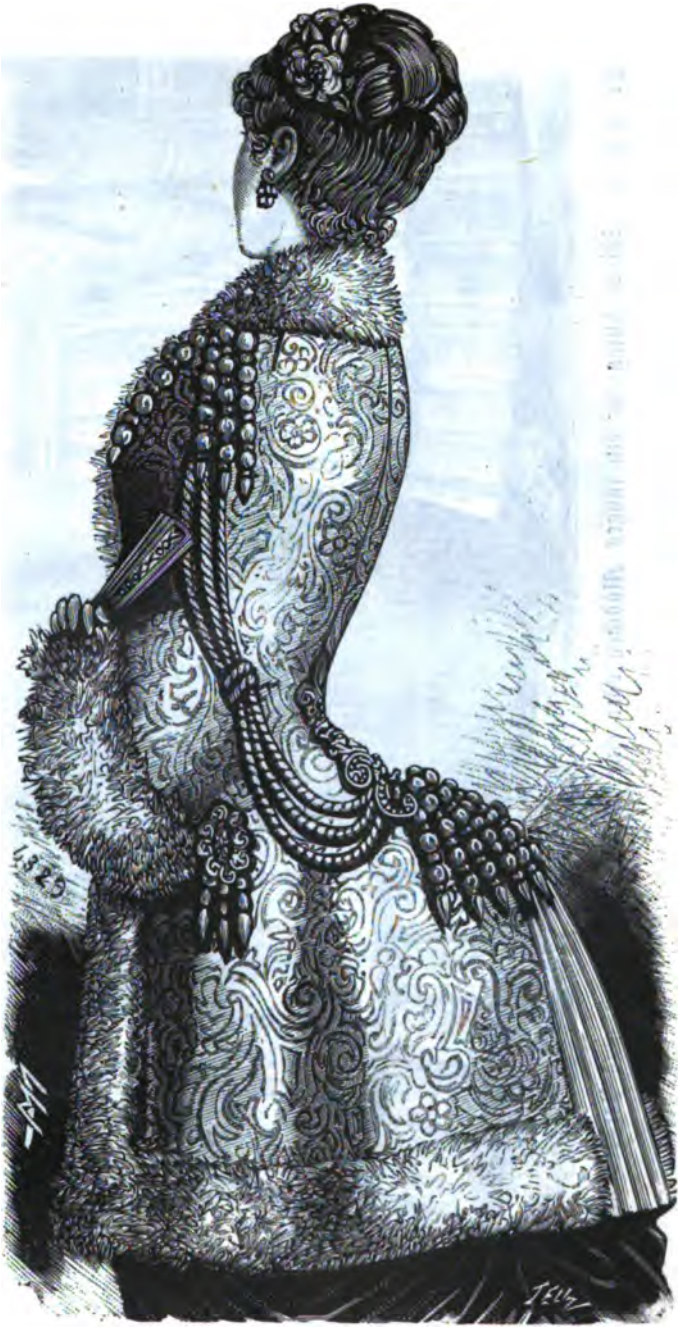
Nr. 1. Anzug für Mädchen von 6 Jahren.

von Sammet. Großer Kragen und Manschetten von alter Guipüre. Wenn die Abbildung hierzu auch keinen hervorragenden Eindruck macht, so können sich die Leserinnen doch versichert halten, daß das Costüm bei annähernd getreuer Nachfertigung einen ebenso einfachen als nobel kleidsamen Eindruck macht.

Nr. 2. Ballumhang „Léonide".

Dieser Umhang hat die Form eines Mantels mit Paniers. Der Stoff ist crêmeweißer Ottoman mit Stickerei und granatrother Sammetapplication. Die Garnirung um den Halsausschnitt und die Pelerine des Mantelets besteht aus blaßrosa Federn und einer crêmeweißen Spitze. Mit letzterer sind auch die Paniers und der Puff garnirt. Robe von rubinrothem Ottoman und Sammet.

Nr. 2. Ballumhang „Léonide“.

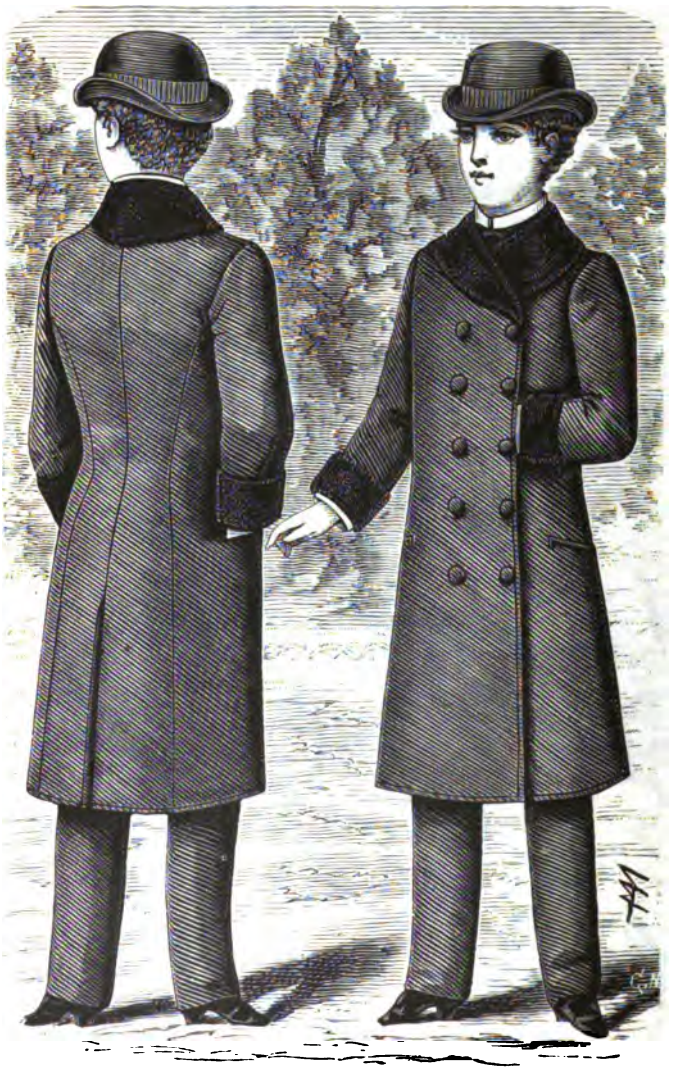


Nr. 3. Ballumhang „Sarah“.

Nr. 4 u. 5. Soirée-Anzug für ein junges Mädchen oder eine junge Frau. (Rück- und Vorderansicht.)

Nr. 3. Ballumhang „Sarah".

Dieser Ballumhang in Visitenform ist von hellfarbigem broschirten Seidenstoff. Um den Halsausschnitt, vorn herab und um den untern Rand eine breite Schwanenpelzverbrämung. Der Rückschooß von assortirtem Ottoman ist längs herab gefältelt. Strippen, Quasten und andere Agréments von Seiden-Passementerie in der Farbe des broschirten Stoffes.



Nr. 6 u. 7. Paletot für einen Knaben von 8 bis 10 Jahren. (Rück- und Vorderansicht.)

Nr. 4 u. 5. Soirée-Anzug für ein junges Mädchen oder eine junge Frau. (Rück- und Vorderansicht.)

Der Rock ist zusammengesetzt aus einem in breite Quetschfalten gelegten ersten Volant von wassergrünem und weiß glacirtem Taffet, einem Spitzenvolant und zwei ebenfalls Volants bildende gereihte Puffungen. Die Taille von wassergrünem

Seidenépinglé bildet an der Seite, unter je einer Rosette, Falten à la paniers. Das Gilet und die Rosetten sind in einer etwas dunklern Nüance. Kragen mit Schleife und Randgarnirung der Taille von weißer Spitze.

Nr. 6 u. 7. Paletot für einen Knaben von 8 bis 10 Jahren. (Rück- und Vorderansicht.)

Dieser Rock von weichem Moltontuch ist auf der Rückseite halb anliegend und

Nr. 8 u. 9. Anzüge für Knaben von 6 bis 8 Jahren.

wird vorn durch eine doppelte Knopfreihe geschlossen. Shawlkragen und Aermelaufschläge sind von natürlichem Biberpelz. Beinkleider von Phantasie-Winterstoff. Lange Cravatte und Stehkragen. Runder Filzhut mit Grosgrainband.

Nr. 8 u. 9. Anzüge für Knaben von 6 bis 8 Jahren.

Nr. 8. Erster Anzug. — Kurzer Rock und kurzes Beinkleid von dunkelblauem